


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte der Deutschen

bis auf die neuesten Tage

von

Wolfgang Menzel.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage
in
Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Erster Theil.

Zeit des heidnischen Alterthums bis zum Tode Karls des Großen.

Uns ist in alten mären wunders viel geseit
Von helden lobebären und grozer arebeit.

Nibelungenliet.

Erster Zeitraum.

Das heidnische Alterthum.

Erstes Buch.

Herkunft und Sitten der alten Deutschen.

Capitel 1.

Der deutsche Urwald.

Bevor Deutschland bevölkert wurde, scheint es fast durchaus mit Urwald bedeckt gewesen zu seyn. Als die Römer, nicht lange vor Christi Geburt, unser Land kennen lernten, fanden sie darin schon ein zahlreiches Volk, und dennoch muß erst noch wenig vom alten Urwald ausgerodet gewesen seyn, denn sie nennen uns nicht nur den großen hercynischen Wald, der vom Schwarzwald an quer durch ganz Deutschland lief, den viele Tagreisen weit dauernden Teutoburger Wald im heutigen Westphalen ꝛc., sondern sie schildern uns auch überhaupt die Deutschen als ein Jägervolk, das nur zur äußersten Nothdurft Ackerbau trieb, und sie sagen ausdrücklich, die Wälder seyen den alten Deutschen heilig gewesen. Ihre Tempelstätten waren geweihte Seen mitten in niegefälltem Urwalde. Solche heilige Haine fand schon Herodot bei den Budinen im Norden des schwarzen Meeres, und Hyperboreer führten ihren Dienst in Griechenland ein (der heilige Hain von Delphi, worin das große Orakel der Griechen war). Wie in der nordischen Götterlehre die Esche Ygdrasill ein Sinnbild der ganzen Welt ist, und die ersten Menschen, Esche und Erle, ihre Namen ebenfalls von Bäumen haben, so wurden einzelne Bäume durch ganz Deutschland für heilig gehalten, und noch jetzt ist die alte Ehrfurcht vor solchen Bäumen nicht ganz erstorben.

Die Römer bebten vor den Schrecknissen der deutschen Wälder zurück. Sie sagen, mancher Baum habe, zu einem Kahn ausgehöhlt, dreißig Männer fassen, und unter dem Bug vorstehender Wurzeln habe ein Reiter hindurchreiten können. Im Dickicht hausten wilde Thiere, der Auerochs, das Wisend und das Elenn, von denen man jetzt bei uns keine Spur mehr sieht, Bären, deren Fell vom alten Deutschen unzertrennlich war, Wölfe, Eber und zahlloses Hochwild, dessen jetzt immer weniger wird. Nirgends gab es Städte, nicht einmal Wege und Brücken.

Aus diesen Schilderungen wird es klar, warum die Deutschen keinen Platz in ihrem Lande fanden, unaufhörlich nach allen Seiten hervorströmten und die fruchtbaren Länder ihrer Nachbarn eroberten. Der Wald bot ihnen nicht genug Wohnung; die Waldeinsamkeit weckte ihnen den romantischen Sinn, der zur Ferne strebt, und die Jagd machte sie zu kecken Abenteuern geneigt. Dieselbe Waldeinsamkeit unterstützte aber auch die auf persönliche Freiheit gegründete Verfassung und die auf häusliche Abgeschiedenheit gegründete keusche Sitte und das gemüthliche Wesen der alten Deutschen. Der Wald trennt die Menschen, nöthigt sie, frei auf eigne Hand zu leben und sichert sie vor den Verderbnissen des gedrängten Zusammenlebens. Zudem aber gab die Waldeinsamkeit dem Charakter der Deutschen das Wunderbare, das schon die Römer so sehr befremdete. Verführte die Jagd zu wilder Kriegslust, so vernahm doch auch der Deutsche im heiligen Rauschen seiner Wälder die geheime Stimme der Natur, die ihn zum Sinnen und zur Ahnung stimmte, und jener kecken Wildheit eine fromme Milde beigesellte, die bei den Frauen und Mädchen als etwas Prophetisches und Heiliges anerkannt war.

Erst als Deutschland christlich wurde, übernahmen die Mönche das Geschäft, die Wälder auszuroden und den Feldbau zu fördern, und da in diesem Zeitpunkte die Völkerwanderungen aufhörten, so mußten die Deutschen, die in ihrem Lande zurückgeblieben waren, um der Nahrung willen auch mehr und mehr das Jägerleben mit dem Bauerleben vertauschen. Allein trotz alle dem und trotz der großen Vermehrung der Bevölkerung in dem letzten Jahrtausend ist auch heute noch ein sehr großer Theil der alten Wälder übrig, und der Fremde, der zum erstenmal in unser Land kommt, wundert sich über das viele Grün. Und so ist uns auch, trotz der großen Staatenvereine und des Städtelebens, noch viel von der alten Waldnatur, der Naturliebe und Gemüthlichkeit geblieben.

Capitel 2.

Herkunft der Deutschen.

Wer betrat den heiligen Urwald zuerst? Wer ruhte zum erstenmal im Schatten deutscher Eichen?

Vom Morgenlande her wälzte sich der Strom der Wanderer. Im indischen Himalayagebirge, dem Herzen Asiens, auf dem heiligen Berge Meru, soll das Paradies gewesen, von dort sollen die Geschlechter der Menschen nach allen Richtungen ausgegangen seyn, die Erde zu bevölkern. Zwischen diesem höchsten Gebirge der Erde und dem Gebirge Kaukasus liegt Persien. An den Kaukasus stößt das schwarze Meer, in welches unsre Donau fließt. Auf diesem Wege sind die alten Deutschen in unser Land gekommen.

Die deutsche Sprache ist der altindischen und noch mehr der altpersischen verwandt. Eben so verwandt war der heidnische Glaube des deutschen Nordens dem persischen. Beide Völker, Perser und Normannen, verpflanzten die Hölle und alle bösen Götter, Geister und Riesen an den Nordpol, das Lichtreich der guten Wesen aber in den Süden. Auch in ihren einfachen und kriegerischen Sitten glichen die alten Deutschen den alten Persern.

Endlich sind uns noch viele Sagen erhalten, aus denen wir unsre Herkunft erkennen mögen

Die indische Sage von **Buddha** und den **Ditis**. Buddha, der älteste der zwölf Ditis, kämpfte tausend Jahre lang mit den indischen Göttern und

mußte endlich nach Norden auswandern. Viele glauben, Buddha sey der älteste und einzige Gott der Inder gewesen, bis sich die Religion des Brahma und mit ihr die strenge Scheidung in Kasten (erbliche Stände) ausbildete, und die Priesterkaste der Brahmanen allein alle Herrschaft an sich riß. Gewiß ist, daß nachher die dienenden Kasten sich gegen die Priester empört, den Kastenunterschied aufgehoben und einen neuen Buddha als Gott verehrt haben, der noch jetzt rings um Indien angebetet wird. Von der nach Norden wandernden Kriegerkaste sind vielleicht die kräftigen Kriegsvölker ausgegangen, die wir später im Norden als Verehrer des Wodan oder Odin, oder mit andern Worten als Deutsche wiederfinden.

Die griechische Sage von den Titanen. Kronos und die zwölf Titanen oder erstgebornen Götter kämpften mit Zeus und den jüngern Göttern. Sie wurden von den Blitzen des Zeus zerschmettert. Kronos floh zum Lager des Boreas, in den Kaukasus, dessen höchster Berg noch jetzt Elborus heißt. Prometheus, der älteste der Titanen, der das Feuer vom Himmel holte, um es den Menschen mitzutheilen, wurde vom mißgünstigen Zeus tausend Jahre lang an den Kaukasus geschmiedet. Abkömmlinge der Titanen nannten die Griechen noch spät die Völker, die unter dem Namen der Senonen im dritten Jahrhunderte vor Christo aus dem Innern Deutschlands über die Donau nach Italien und Griechenland zogen.

Die griechische Sage von Deukalion. Nach der Sündfluth blieb nur Deukalion und dessen Frau Pyrrha übrig. Sie warfen Steine hinter sich, aus denen die neuen Menschen entstanden, und dieß sind die herakleidischen Wanderer, die vom Kaukasus her den Westen bevölkerten. Hieran schließen sich mehrere deutsche Sagen. Tacitus hörte von den Deutschen am Rheine, daß der gemeinsame Stammvater des deutschen Volkes Thuisko (nach anderer Lesart Thuisto) heiße und aus der Erde entsprungen sey. Sein Sohn Mannus zeugte drei Söhne, von denen die Ingävonen, Hermionen und Istävonen als die deutschen Hauptvölker herkommen. Zu den ersten gehörten nach Plinius die Chauken (vom Kaukasus), die wir nachher als Sachsen wiederfinden. Die alten Sachsen aber hatten eine Sage, daß ihr Volk mit ihrem ersten Könige Ascan (vielleicht Asenchan oder Asenfürst) ursprünglich aus dem Harzfelsen hervorgekommen sey. Nach der altnordischen Sage wurde Buri, der Stammvater der Asen, durch die göttliche Urkuh aus einem Salzfelsen hervorgeleckt.

Die nordische Sage von den Asen. Nach der Edda und Heimscringlasaga, den ältesten Schriften der Isländer, Norweger und Schweden, war jener Buri der erste Ase, und wohnte zu Asgard, jenseits des Don, also im Kaukasus (Kauk=asus) oder am schwarzen Meere. Hier, wo jetzt Asow und das Volk der Oseten gefunden wird, kannten schon die alten Griechen das Land Asien im engern Sinne, von dem erst nachher der ganze Welttheil den Namen erhielt und ein Volk Aspurgiani. Der Kaukasus aber hieß bei den Griechen der Sitz des Gottes Boreas, und jenseits desselben setzten sie das große Volk der Hyperboreer, „die gerechtesten unter den Menschen.“ Die nordische Sage berichtet weiter, daß Buri's Sohn, Bör, drei Söhne gehabt habe, den Wile, We und Odin, daß die beiden ersten zurückgeblieben seyen, Odin aber, durch die Götter des Landes vertrieben, nach dem Norden gewandert, erst nach Gardarik (Rußland), dann nach Sachsen und von da nach Schweden gekommen sey. Nun finden wir blauaugige und blonde Budinen im Norden des schwarzen Meeres (nach Herodot), ein Ascibnrgium an der Weichsel (nach Ptolemäus), Geten an den Donaumündungen, Gothinen im Innern des Landes

und Guttonen schon zu Alexanders des Großen Zeit an der Ostsee, wo der Grieche Pytheas Bernstein von ihnen handelte, der nur an der Ostsee gefunden wird. Aber auch westlich finden wir ein Asciburgium am Niederrhein (nach Ptolemäus), und ein gleiches auch nach des Tacitus Bericht.

Die griechische Sage von der Zerstörung Troja's. Götter und Menschen kämpften am Berg Ida in den Ebenen von Troja. Die Griechen siegten und verjagten die Völker Asiens, die sich gegen sie verbündet hatten, aber auch die Griechen selbst wurden auf der Heimkehr zerstreut. Daher die Sage vom wandernden Odysseus, der fast alle Küsten des Mittelmeeres besuchte. Tacitus erzählt, dieser Odysseus sey auch an den Rhein gekommen, und er habe dort das Asciburgium gebaut. Auch die Franken hatten eine Sage, die ihr ältester Chronist Hunibald aufbewahrt, wornach sie von Troja hergekommen und ein neues Troja, Xanten (vom trojanischen Flusse Xantus), am Niederrheine gebaut. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß nach der Edda die große Ebene vor dem alten Asgard, auf welcher die Götter zu kämpfen pflegten, Ida, und daß der Sohn des von Troja aus nach Italien wandernden Aeneas, gleich dem ersten sagenhaften Sachsenkönig, Ascanius hieß. Nachkommen der Teukrer von Troja nannten sich auch die Päonier an der Donau.

Die Sagen vom wandernden Herkules. Fast alle nordasiatischen Völker haben, wie die Griechen, eine Sage von diesem den europäischen Westen durchwandernden Halbgott. Die Römer sagen, er sey der erste gewesen, der nach Deutschland gekommen sey. Aber diese Nachricht ist so dunkel, daß wir keine Aufklärung von dieser Seite hoffen dürfen.

Capitel 3.

Stellung der Deutschen zu den übrigen europäischen Völkern.

Schon vor den Deutschen sind Iberer in Europa eingewandert. Sie wurden von den nachfolgenden Galen (Gallier, Kelten) an die äußerste Westküste Spaniens und Irlands gedrängt. Die Galen aber breiteten sich in Oberitalien, Gallien (Frankreich), Spanien und England aus, daher wir noch jetzt alle unsere Nachbarn jenseits der Alpen und des Rheins Wälsche (Walen, Walchen) nennen. Es ist aber eben so schwer auszumitteln, wie weit die Deutschen von diesen Galen verschieden waren, als wie sie an einander gränzten. Griechen und Römer, aus denen wir die ältesten Nachrichten schöpfen müssen, haben den Unterschied nicht genau bezeichnet, und sehr oft solche Völker, die unzweifelhaft deutsch waren (Senonen, Boier, Kimbern, selbst Gothinen), Gallier oder Kelten genannt. Wir finden aber auch im Innern Galliens Völker, die wir für nichtdeutsche halten, mit deutschen Namen (Ambronen und Sequaner an der Rhone und Seine, genau so wie die Sicambrer am Rheine und an der Sieg). Sicamber ist der alte Name der deutschen Franken, und unter ihnen verstand Plinius die Istevonen am Rheine, eines der Hauptvölker Deutschlands, die von Mannus, dem Sohne Thuisko's, stammen. Die Gränzen dieser Istävonen und ihr ursprüngliches Verhältniß zu den Galliern bleiben durchaus dunkel.

Die ältesten Einwohner Süditaliens und Griechenlands werden Pelasger genannt. Sie vermischten sich sehr frühe mit Colonisten aus Kleinasien, Phönicien und Aegypten, und nahmen von diesen Völkern nicht nur einen bereits hohen Grad von Cultur an, sondern aus der Vermischung des nördlichen und südlichen Geistes, die sich auf diese Weise hier begegneten, entstand auch eine

noch vollkommnere Bildung. Vermittelst derselben gewannen erst die Griechen unter Alexander dem Großen die Herrschaft über Asien, dann die Römer die Herrschaft über die Griechen selbst und über alle gallischen Völker, so daß sie nun statt dieser der Deutschen Nachbarn wurden. Die Gränzen sind hier klarer. Von den Senonen und Boiern, die offenbar zu dem zweiten großen Hauptstamme der Deutschen, nämlich zu den Sueven oder Hermionen, gehörten, wissen wir bestimmt, daß sie im vierten Jahrhundert vor Christo ganz Oberitalien eroberten, und allmählich in unaufhörlichen Kriegen bis zur Donau von den Römern unterworfen oder zurückgedrängt wurden. Eben so gewiß ist, daß Geten, Daker, Bastarner, die zum großen gothischen Volksstamme gehörten, das Donauthal bis zum Gebirge Hämus anfüllten, welches die natürliche Gränze zwischen dem Donauthal und Griechenland ist. Nur von den illyrischen und dalmatischen Völkern um die Spitze des adriatischen Meeres her wissen wir nicht genau, in wie weit wir sie zu den Deutschen zählen dürfen. Es kommen offenbar deutsche Namen unter ihnen vor, sie wurden aber, ehe sie noch aus dem Dunkel der Geschichte deutlich genug hervortreten, schon von den Römern unterjocht.

Im Norden der Donau und des schwarzen Meeres wohnten in uralter Zeit die Skythen, die als Nomaden mit ihren Heerden die großen Steppen des heutigen Rußlands durchzogen. Unter ihnen nennt Herodot die blonden und blauaugigen Budinen, die eine Stadt bewohnten. Südwärts wohnten die Geten an der Donau, im hohen Norden an der Ostsee die Guttonen. Wie aber diese deutschen Völker, der große gothische Stamm, mit den sauromatischen, d. i. den heutigen slavischen Völkern, gränzten, ist durchaus nicht zu bestimmen. Der Name der Skythen umfaßte sie alle und wurde auch auf die noch hinter den Slaven wohnenden Tartaren und Mongolen am caspischen Meer ausgedehnt. Nur das ist gewiß, daß die Gothen zwischen der Weichsel und den Donaumündungen ihre ältesten Sitze hatten, welche sie, als sie sich später ins römische Reich wälzten, den hinter ihnen wohnenden Slaven so weit überließen, daß die ganze Ostseeküste, das Thal der Weichsel, Oder und Elbe, ganz Böhmen, das heutige Oesterreich und Dalmatien von Slaven bevölkert ward, denen diese Länder erst später wieder von den Deutschen entrissen wurden, so weit sie jetzt deutsch sind.

Noch höher im Norden der Slaven wohnten die finnisch-lettischen Stämme im heutigen Lappland, Finnland, Aesthland, Livland, Litthauen. Sie wurden von den Deutschen, als dieselben nach Schweden und Norwegen in unbekannter Zeit überschifften, an das eisige Nordcap und in die unzugänglichen Felsenseen Finnlands zurückgedrängt. Mächtig waren sie nur in Litthauen, bis sie auch hier unter die Herrschaft der Slaven kamen. Ein ihnen verwandter Stamm scheinen die Magyaren zu seyn, die das heutige Ungarn einnahmen.

Zwischen allen diesen Völkern in der Mitte, in Europa's Herzen, ließen sich die Deutschen nieder, und es ist wahrscheinlich, daß sie die ersten waren, die in den deutschen Urwald eindrangen, und daß die vor ihnen in Europa eingewanderten Iberer, Kelten und Finnen einerseits am Mittelmeer, vielleicht an der Donau, und andrerseits an der Wolga hinzogen, die tiefen Wälder des Binnenwaldes aber mitten liegen ließen, wo erst die Deutschen sich ansiedelten.

Capitel 4.

Verbreitung der deutschen Volksstämme.

Unser großes Volk war schon in den ältesten Zeiten in verschiedene Stämme getheilt, die wieder in kleinere zerfielen. Der Deutschen Liebe zur Ungebundenheit duldete keine Vereinigung unter Ein Haupt. Auch war der Deutschen Natur von jeher die Einförmigkeit fremd. Ihr innerer Reichthum konnte sich nur in einer großen Mannichfaltigkeit des Besondern enthüllen. Dieß führte leider zu feindseligen Trennungen, welche schon vor zweitausend Jahren von unsern Feinden benutzt wurden, uns zu verderben, doch waren wir immer stark genug, den Feinden Schrecken einzuflößen und von Zeit zu Zeit durch eine plötzliche Vereinigung alle bösen Nachbarn über den Haufen zu werfen.

Der Römer Tacitus, der zur Zeit der Geburt Christi unsrer Väter Sitten trefflich beschrieben hat, nennt unsern Stammvater Thuisko, dessen Sohn Mannus die drei deutschen Hauptvölker Ingävonen, Hermionen und Istävonen gezeugt habe. Plinius setzt die erstern an die Nordsee, die zweiten in die Mitte Deutschlands, die dritten an den Rhein, nennt aber außer ihnen noch zwey große Hauptvölker der Deutschen, die Vindilen an der Ostsee und die Peucener (an der Donauinsel Peuce) in Ungarn.

Im Mittelalter treten an die Stelle der Ingävonen die Sachsen, der Hermionen die Schwaben, der Istävonen die Franken, der Vindilen die Vandalen und Westgothen, der Peucener die Ostgothen.

Jedem dieser Hauptstämme ordneten sich viele kleinere unter, zahllos an Namen.

Capitel 5.

Hermionen — Sueven.

Wie die Deutschen im Herzen Europa's, so wohnten im Herzen Deutschlands die Hermionen, zu denen Plinius die Sueven (Schwaben), Hermunduren (an der Saale), Katten (Hessen) und Cherusker (an der Weser) zählt.

Der Name der Sueven umfaßt aber mehr als die heutigen Schwaben. Tacitus sagt schon, der größte Theil von Deutschland gehöre den Sueven, und Suionen wohnten auch schon drei Jahrhunderte vor Christo in Schweden, das von ihnen den Namen hat. Die Ostsee hieß das suevische Meer und Sewo das Gebirg, das Schweden von Norwegen trennt Die Heimscringlasaga nennt sogar ganz Europa Suithiod, im Gegensatz gegen Asien und Afrika. Daß die nordischen Suionen den südlichen Sueven verwandt gewesen, dafür sprechen noch mehr Umstände. Neben den Suionen finden wir das alte Noregon (Norwegen), und neben den Sueven das alte Noricum. Die Heimscringlasaga nennt ferner den Stammvater der Norweger Säming, und die Sueven im Süden hießen Semnonen. Endlich erinnert der norwegische Gott Thor an die den Sueven nahe verwandten Taurisker in den Alpen.

Es scheint, die nordischen Suionen wurden von den südlichen Sueven durch die Ingävonen, die sich an der Nordsee ausbreiteten, getrennt, und aus Schweden in die norwegischen Gebirge vertrieben, wo die Säminger den alten Thor höher achteten, als den mit den Ynglingern (Ingävonen) eingewanderten Odin, und überhaupt durch Nationalhaß sich stets von den Ynglingern gesondert hielten.

Die Semnonen oder Senonen, von den Römern auch Samniter genannt, wurden bald für den ältesten Stamm der Sueven, bald für die Sueven überhaupt gehalten. Sie kamen schon im vierten Jahrhundert vor Christo, mit den Bojern vereinigt, in ungeheuern Schaaren über die Alpen, eroberten Italien bis in die Gegend von Rom, und bauten unter andern die Stadt Ariminum, das heutige Rimini, das an den Namen der Hermionen erinnert. — Die immer mit ihnen vereint genannten Boier gaben Bayern und Böhmen (Bojenheim) den Namen. Diese vereinten Senonen und Boier drangen im dritten Jahrhundert vor Christo durch Griechenland bis nach Kleinasien, und ließen sich dort nieder, wo sie den Namen Galater erhielten. Die Römer wurden inzwischen immer mächtiger, unterwarfen die Senonen und Boier in Oberitalien, in den Alpen und drangen bis an die Donau. Da stifteten die Sueven einen festen Bund von hundert Gauen, und erhielten sich lange Zeit in Deutschlands Mitte, bis von Nordosten her die Gothen sich gegen Rom in Bewegung setzten. Da ging der Name der Boier in den der Markomannen (Gränzmänner) und der der Sueven in den der Alemannen (der noch im Namen der schwäbischen Almanden oder Gemeindegüter erhalten ist und die Einheit der Gemeinden bezeichnet) über, woher die Franzosen noch jetzt alle Deutschen Allemands nennen. Doch trat der alte Name Schwaben wieder hervor, und gab später dem deutschen Reiche seine bewundernswürdigsten Kaiser, die Hohenstaufen. Das Herrlichste am suevischen Volk ist aber sein Sinn für Freiheit, den es kräftiger und andauernder als andre deutsche Stämme bewährte. Aus ihm ging Arminius, Deutschlands Retter in den Römerkriegen, hervor; und im Schoße des suevischen Stammes wurde die Schweizerfreiheit gegründet. Zugleich stammt von ihm das Herrlichste, was die deutsche Dichtkunst hervorgebracht hat, von den schwäbischen Minnesängern bis auf Schiller und Uhland.

Capitel 6.

Istävonen — Franken.

Plinius setzt die Istävonen, den Sueven westlich, an den Rhein, und nennt sie Sicambern, welches der alte Name der Franken ist. Sie rühmten sich von Troja zu stammen. Auf welchem Wege aber kamen sie an den Rhein? Vor ihnen schon finden wir Ambronen und Sequaner an der Rhone und Saone im südlichen Gallien. Von hier aus aber zogen, nach alter gallischer Sage, die beiden Schwestersöhne des Königs Ambigat, Bellovesus über die Alpen nach Italien, Sigovesus über den Rhein, und der letzere soll der erste gewesen seyn, der den hercynischen Wald durch die mit ihm ziehenden Tectosagen bevölkerte. Sein Name und sein Weg weisen auf die Sicambern und auf das alte Heiligthum Sicambria an der bei Bonn in den Rhein fließenden Sieg hin. In dieser Gegend lag auch das alte rheinische Asciburgium, das Odissens gegründet haben soll, und Xanten, das fränkische Troja.

Jener wandernde Odyssens und Sigovesus sind vielleicht ein und dieselbe Person, nur in verschiedenen Sagen, und beide wieder eins mit dem wandernden Odin, der mit seinem Beiname Sigge hieß, und der, als er nach Schweden kam, daselbst die Stadt Sigtuna (nachher Upsala) baute. Auch der Held Sigurd in der nordischen Sage ist der fränkische Sagenheld Siegfried, der dem Drachen den Niebelungenhort abgewann, der bis auf den heutigen Tag im Rhein versunken liegen soll. Ueberhaupt wurzelt die ganze nordische Sage am Rhein. Die älteste Verfassung, die Odin im Norden einführte, erinnert

eben so an die überrheinischen Gallier, denn zwölf Drottars standen zu Sigtuna dem Volke vor, deren Namen dem der gallischen Druiden gleich ist. Somit ist es wahrscheinlich, daß der nordische Odin, der die Suionen verdrängte und ihren König Gylfe unterwarf, vom Rhein her gekommen ist, und Sigovesus deutet auf ein noch älteres Reich an der Rhone hin. Hier fließen aber die Gränzen der gallischen und deutschen Namen so in einander, daß wir etwas Näheres nicht ermitteln können. Brachten vielleicht die Urväter der Franken alte Cultur von Troja mit, oder nahmen sie, weil sie am weitesten westlich gewandert waren, von den durch Griechen und Phönizier gebildeten Küstenvölkern einen künstlichern Glauben an? Gewiß ist, daß die Franken von jeher das gewandteste und empfänglichste Volk unter den Deutschen waren. Von ihnen ging später die Ausbreitung des Christenthums und die äußere Verherrlichung der katholischen Kirche aus, und am Rhein prangten die heiligen Städte des Mittelalters. Von ihnen ging die erste künstliche Politik, die Gewalt der Könige und das Lehenwesen aus; endlich waren auch sie es, bei denen die älteste Gelehrsamkeit der Deutschen zu Hause war, und deren scharfsinniger Geist die Buchdruckerkunst erfand. Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, daß von ihnen auch die verfeinerte Religion des Nordens ausgegangen ist, die von den Fremden schon Tempel und Götterbilder entlehnte, während das übrige Deutschland noch dem ältesten einfachen Gottesdienst im heiligen Walddunkel huldigte.

Capitel 7.

Ingävonen — Sachsen.

An der Nordsee wohnten die Ingävonen, die Plinius in Kimbern, Teutonen und Chauken eintheilt. Von den erstern hieß Dänemark einst die kimbrische Halbinsel, die zweiten fand schon der Grieche Pytheas drei Jahrhunderte vor Christo, die letzteren sind die eigentlichen Sachsen. In ihrem Gesammtnamen Ingävonen erkennen wir die nordischen Ynglinger wieder. Die Heimscringlasaga sagt ausdrücklich, Odin habe zuerst Sachsen erobert, bevor er nach Schweden übergeschifft sey, und wenn Odin der fränkische Sigge war, mögen demnach damals die Sachsen von den Franken mit fortgerissen worden seyn. Der Name der Ynglinger aber wird in der nordischen Sage von Yagwi-Freir, dem Sohne Odins, abgeleitet.

Im zweiten Jahrhundert vor Christo verschwinden die Kimbern und Teutonen von der Nordsee und erscheinen erst wieder an der Donau im heutigen Oesterreich, von wo aus sie in das römische Reich einfielen. Sollten sie nicht von den Franken aus ihren alten Sitzen verdrängt worden seyn?

Nur einen Rest von Teutonen finden wir noch unter dem Namen der Ditmarschen an der Nordsee. Die Kimbern gehen dort gänzlich aus. Die Chauken allein treten mächtig unter dem neuen Namen der Sachsen auf, und neben ihnen die Angeln, deren Namen mit Ingävonen oder Ynglinger gleich ist. Diese Angeln und Sachsen eroberten im fünften Jahrhundert nach Christo die brittische Insel, gaben ihr den Namen England und erhielten dort ihre deutsche, im Verlauf der Zeit nur wenig veränderte Sprache, die in neuerer Zeit mit den Engländern auch in Nordamerika herrschend wurde. Bei diesen aus der deutschen Heimath ausgewanderten Angelsachsen machte die uralte Volksfreiheit noch größere Fortschritte, als in Deutschland selbst. In England und Nordamerika waltet bis auf den heutigen Tag der Segen uralter angelsächsischer Gesetze, vermöge deren diese Staaten allen andern Muster sind.

Auch bei den in Deutschland zurückgebliebenen Sachsenstämmen, zumal bei den Friesen und Ditmarschen an der äußersten Küste der Nordsee, erhielt sich die Volksfreiheit bis tief ins Mittelalter, und brach sich neue Bahnen, da die Kirche, die Ritter und Fürsten sie niederzwingen wollten. Aus den sächsischen Städten ging der große Bund der Hansa hervor, der alle Meere durch seine Flotten beherrschte und dem ganzen Norden Gesetze vorschrieb. Aus Sachsen ging die große Reformation der Kirche hervor, und Holland erbte, indem es sich mit der Glaubensfreiheit waffnete, von der versunkenen Hansa die bürgerliche Freiheit und die Herrschaft der Meere. Außerdem aber zeugen von der uralten Kraft des Sachsenstammes die glänzenden Thaten der sächsischen Kaiser im Mittelalter und die Wiedereroberung der von den Slaven besetzten, ehemals deutschen Ostseeküsten.

Capitel 8.

Gothen.

Die alten Gothen waren der Sprache nach den Sueven am nächsten verwandt, weil sie auf der langen Gränze zwischen der Ostsee und Donau im tiefen Binnenlande, von keinem äußern Feinde gestört, neben einander wohnten. Bei Tacitus verschwimmen ihre Gränzen unbestimmt in einander. Plinius unterscheidet deutlicher die Vindilen an der Ostsee und die Peucener an der Donau, als die beiden Hauptstämme der Deutschen im äußersten Osten. Zu den erstern rechnet er die Burgunder, Wariner, Cariner, Guttonen; zu den letztern die Bastarner. Zu den Peucenern werden aber auch die alten Geten, Päonier, Triballer, Daken rc. gerechnet, und aus den Vindilen sind die spätern Vandalen, Rugier (von der Insel Rügen), Langobarden und viele andere Horden der großen Völkerwanderung hervorgegangen. Sie alle waren kurz vor der Völkerwanderung unter dem großen König Hermanatich eine Zeit lang vereinigt. In der nachherigen Trennung in West- und Ostgothen kommt der alte Unterschied wieder zum Vorschein, denn die baltischen Westgothen vom baltischen Meere sind ohne Zweifel die alten Vindilen, die Ostgothen aber die alten Peucener.

Die Peucener waren der asiatischen Heimath am nächsten. Ihre Namen haben sie von einer, wahrscheinlich heiligen Donauinsel, die vielleicht mit der heiligen Insel Samothrace, wo griechischer und nordischer Gottesdienst zusammenflossen, oder mit Delphi in Griechenland, das in sehr alter Zeit durch Hyperboreer von Norden her gegründet seyn soll, in Verbindung stand. Bei den Geten, dem Hauptvolk der Peucener, lebte in unbekannter Zeit der weise Zamolxis, der zuerst den Glauben an Unsterblichkeit gelehrt haben soll. Sein Name erinnert an die Amaler, das alte Königsgeschlecht der Ostgothen. Diese deutschen Donauvölker wurden schon vom Perserkönig Darius, dann von Alexander dem Großen bekämpft und endlich von den Römern nicht sowohl unterworfen, als verdrängt, denn nur wenig Jahre nach der Zerstörung des getisch-dakischen Reichs an der Donau sehen wir schon wieder große Schaaren von Gothen über die Donau hereinbrechen.

Wie die Guttonen an der Ostsee mit diesen alten Geten zusammenhingen, ist unklar. In der Mitte zwischen beiden finden wir die Budinen des Herodot, im Norden des schwarzen Meeres, deren eigentlicher Sitz aber ungewiß bleibt. Wir müssen der örtlichen Lage wegen annehmen, daß die Guttonen von Süden, also von der Heimath der alten Geten aus, nach der Ostsee gewandert sind. Nach der nordischen Sage soll Odin vom Don aus durch Rußland gewandert seyn, und

ein Asciburgium erwähnt Ptolemäus an der Weichsel. Allein wir haben oben schon gesehen, daß der Odin=Sigge der Heimscringlasaga wahrscheinlich ein Franke war und westlich vom Rhein und aus Gallien kam. Wir müssen nun annehmen, daß die nordischen Chronisten ganz Recht haben, wenn sie immer behaupten, es sey mehr als Ein Odin nach dem Norden gekommen, d. h. mehr als Ein den allen gemeinsamen Gott (Buddha) verehrendes Volk. Auch in der berühmten Abschwörungsformel, welche die Franken den Sachsen bei der Bekehrung zum Christenthum vorlegten, wird zuerst Wodan (Gnodan) genannt, der wahrscheinlich der ältere mit den Guttonen östlich eingewanderte Odin ist, und von dem Sarnote (Sachsen=Odin) unterschieden, der wahrscheinlich der jüngere fränkisch=sächsische Odin=Sigge ist.

Die Trennung der nordischen Völker selbst stimmt damit überein. In Norwegen erhielt sich unter den Sämingern zu Throndheim das altsuevische, in Gothland unter den Balten das altguttonische, in Schweden unter den Ynglingern das sächsische, in Dänemark unter den Skioldungern das fränkische Wesen. Das dänische Heiligthum hieß Lothra und ein Dänekönig Lother. Das rheinische Asciburgium aber war dem Laërtes geweiht, und viele fränkische Könige hießen Lothar, Chlodwig ꝛc.

Als die vereinigten West= und Ostgothen später ins römische Reich einfielen, zeichnete ihr Geschichtschreiber Jornandes folgende Sage von ihnen auf. Der alte Gothenkönig Berig sey von der Insel Scanzia mit seinem Volk über Meer gefahren und zu Gothiscanzia gelandet. Dann habe sich das Volk getheilt in Westgothen, unter denen die Balten, und in Ostgothen, unter denen die Amaler geherrscht. Es ist aber völlig fabelhaft, anzunehmen, daß alle die zahllosen Völker, die unter dem Namen der Gothen das südliche Europa überschwemmten, aus der skandinavischen Halbinsel (Schweden und Norwegen) gekommen seyn sollten, während diese Halbinsel selbst, wie die nachherigen Seezüge der Normannen beweisen, noch immer stark bevölkert blieb. Gewiß kam nur ein kleiner Theil der Gothen wirklich aus dem nordischen Gothland (die Südspitze von Schweden, Schonen), und bei weitem die meisten gothischen Völker waren die alten Vindilen und Peucener in der breiten Mitte zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere, wo sie längst gesessen hatten. Jene Sage des Jornandes enthält also wahrscheinlich nur eine dunkle Erinnerung an den ältesten Ursprung der Gothen (Berig — Bör, Odins Vater), und an ihre Trennung in zwei Hauptstämme (Westgothen, Balten, Vindilen und Ostgothen, Amaler, Peucener).

Capitel 9.

Germanen.

Der Name der Germanen ist neu und rührt von den Römern her. Die Römer nannten alle Deutschen, die sie am Rheine kennen lernten, ohne Unterschied der Stämme, insgesammt Germanen, d. h. Brüder. Auch im Persischen bedeutet Irman einen Gast oder Waffenbruder. Der Name bezieht sich also bloß auf das Kriegshandwerk des Volks, auf die Genossenschaften, die zu Abenteuern, Raub und Eroberung auszogen. Er konnte aber auch den zu Hause wohnenden Deutschen beigelegt werden, da die innere Verfassung der deutschen Gaue zu der Zeit, als sie die Römer kennen lernten, schon durchaus auf der Waffenbrüderschaft, auf einem Schutz= und Trutzbündniß aller freien und gleichen Glieder eines Stammes, oder auch einer zufällig aus mehreren Stämmen vereinigten kriegerischen Horde beruhte.

Die Deutschen haben sich schon in sehr früher Zeit und ohne Ausnahme von den übrigen Hordenvölkern im Norden des Kaukasus, den Slaven und Tartaren, unterschieden, und eben so von den südlichen Hordenvölkern in Persien, Afghanistan, Arabien. Alle diese letztern denken sich in dem Verhältniß von Kindern zum Vater, unterwerfen sich stets der Oberherrschaft eines Einzigen, und errichten, wenn sie durch Vermehrung des Stammes und glückliche Eroberungen zu großer Macht gelangen, prachtvolle Fürstenthrone, worin sie alles Herrliche der Erde zusammenhäufen, und in fabelhafter Schönheit durch die ganze Welt strahlen lassen. Ihr Traum ist immer ein feenartiger, mit allen Zaubern der Phantasie geschmückter Königssitz, und sie haben ihn im alten wunderreichen Babylon, in Persepolis, Delhi, Bagdad, Ispahan, Stambul rc. verwirklicht. Die Deutschen haben sich dagegen im Verhältniß von Brüdern zu Brüdern gedacht, sich für gleich gehalten und auch, wenn sie zahlreich und mächtig wurden, und sich unter großen Heerführern vereinigten, doch immer die ursprüngliche Gleichheit behauptet und durch ihre freie Verfassung gesichert. Jeder war für sich frei und sein Gut ihm eigen, in der Volksversammlung jedes Gaues entschied die Mehrheit unter dem Vorsitze des Aeltesten. Nur im Kriege gehorchten sie den gewählten, auf den Schild erhobenen Anführern, und nur für die Dauer des Kriegs. Selbst nach der großen Völkerwanderung, nachdem die Deutschen schon beinahe tausend Jahre lang mit den Römern in Noth und Glück gestritten, und die unaufhörlichen Kriege die Macht der Heerführer verlängert und befestigt hatten, finden wir dennoch überall, so weit die deutsche Zunge reichte, von Island und Norwegen herab bis zu den in Italien und Spanien eingewanderten Gothen die uralte freie Gau- und Wehrverfassung wieder, die noch bis tief in die christliche Zeit dauerte, und aus der auch später noch die neuen Brüder- und Genossenschaften der Ritterorden und bürgerlichen Gilden und Innungen hervorgingen.

Der freie Vertrag unter gleich berechtigten und gleich verpflichteten Genossen war die Seele des altdeutschen Volkslebens, der Grund, in dem die ganze deutsche Geschichte beruht, und darum wurden unsere Väter von den Römern Germanen oder Brüder genannt.

Capitel 10.

Heldenthum der alten Deutschen.

Die Germanen unterschieden sich von allen andern Völkern durch blaue Augen, blondes Haar und riesenhafte Gestalten. Sie sollen insgemein sieben Fuß hoch gewesen seyn und weit über Gallier und Römer hinweggeragt haben. In alten Hünengräbern hat man riesenhafte Gebeine gefunden, und selbst noch jetzt gibt es an der Ost- und Nordsee und in den deutschen Alpen furchtbare Gestalten. Wer die riesigen Sennen auf den Alpen von Bern und Unterwalden ringen sieht, hat heute noch ein treues Bild der Urväter.

Durch einfache, strenge und keusche Sitten und vorzüglich durch das beständige Tummeln in freier Luft wurde die Kraft der Germanen gestählt. Jagd und Krieg waren, bei wenig Ackerbau, ihre einzigen Beschäftigungen. Das weichliche Städteleben verachteten sie, jede Mauer schien ihnen ein Gefängniß. Daher bauten sie selber keine Städte und zerstörten fremde. Im Süden der Donau, in der Schweiz und in Gallien hatten die Römer prachtvolle Städte gebaut und durch große Heerstraßen verbunden. Alle diese

wurden von den Franken und Alemannen von Grund aus zerstört, und auf ihren Trümmern erhob sich Wald und die Hütte des freien Germanen. Vor dem zehnten Jahrhundert nach Christo finden wir in Deutschland nicht einmal Burgen, die wenigen Heiligthümer ausgenommen, die unter dem Namen der Asenburgen vorkommen; denn die Gränzburgen der Boier im südlichen Tyrol, deren im zweiten Jahrhundert vor Christi gedacht wird, entstanden nur in der Nothwehr des Kriegs und waren den römischen Burgen nachgebildet.

In der angestammten, im freien Waldleben genährten und von Jugend auf geübten Leibeskraft lag ein beständiger Antrieb zu kühnen Thaten. Ein Held zu seyn, auf Abenteuer auszuziehen, Widerstand zu suchen, ihn zu überwältigen, und den höchsten Ruhm zu erringen, war das Ziel des Germanen. Diesen Rittersinn treffen wir schon lange vor Christi Geburt bei Boiern und Kimbern an, und wenn er im spätern Mittelalter sich je mehr und mehr auf den eigentlichen Ritterstand beschränkte, so waltete er vor Alters im ganzen Volk ohne Ausnahme. Darum waren die Waffen vom Germanen unzertrennlich und geheiligt, Schwert, Lanze, Trinkhorn, Helm, Schild und Roß. Bei den Waffen leistete man Eide, sie erbten als Heiligthümer von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Oft scheint Uebervölkerung und Hungersnoth, noch öfter aber kriegerischer Uebermuth und die Lust nach Abenteuern die Deutschen aus ihren Wäldern hervorgetrieben zu haben. Einen romantischen Hang zu wunderbaren Fahrten finden wir von dem Zuge des Brennus nach dem heiligen Delphi bis zu den Kreuzzügen, von dem Aufbruche des Städtezertrümmerers Krokus bis zu den phantastischen Normannenfahrten nach Winland (Amerika) und Grönland. Aber auch daheim herrschte die Kriegssitte über die Friedenssitte, stets blieb das Volk bewaffnet, tummelte sich in Fehden, und setzte allen gesetzlichen Urtheilen als Gottesurtheil den Zweikampf voran.

Aus der Ueberfülle von Kräften entstand bei den Germanen sogar eine Krankheit, die bei keinem andern Volke zu finden ist, und die man im Norden die Berserker-Wuth *) nannte. Diese Wuth ergriff die Helden in der höchsten Anspannung ihrer Kräfte, besonders wenn sie irgend worüber in Zorn geriethen, und dann schonten sie weder Freund noch Feind, ja sie raseten gegen sich selbst. Daher ist auch die Sage von den Werwölfen entstanden, oder von Menschen, die zu gewissen Zeiten sich in Wölfe verwandelt haben sollen.

Capitel 11.

Altdeutsche Waffenbrüderschaft.

Die bürgerliche Verfassung der alten Deutschen ist jünger als ihre Kriegsverfassung und ging erst aus derselben hervor, so wie auch Sitten und Glauben des Volkes lediglich in ihr wurzeln. Unsere Väter waren ein Volk von Kriegern, aber von freien, nur freiwillig und nur durch Ehre und Rittersitte verbundenen Kriegern.

Diese auffallende Ritterlichkeit erklärt sich nicht bloß aus der gewöhnlichen Natur herumziehender räuberischer Horden, denn wir finden sie in diesem hohen Grade und in dieser Folgerichtigkeit nur bei den alten Deutschen aus-

*) Ber oder Bar heißt ohne, Serk ein Harnisch. Die Rasenden fochten ohne alle Schutzwaffen.

gebildet, nicht auch bei andern Kriegerstämmern Asiens. Wir müssen die Ursache also in einem eigenthümlichen Charakterzuge unsers Stammes suchen, und vielleicht ist dieser Stamm in uralter Zeit aus einer nordindischen Kriegerkaste hervorgegangen, wodurch das Kastenmäßige, Zünftige des kriegerischen Lebensberufes bei den alten Deutschen sich noch bestimmter erklären würde.

Gewöhnlich verbanden sich die jungen Helden (Recken, Hünen) auf Leben und Tod als Waffenbrüder, und wählten unter sich, nicht nach Geburt, sondern nach Verdienst, den Tapfersten zum Führer, indem sie ihn auf einen Schild erhoben. War der Führer schon kriegsberühmt genug, so rief er die kriegerische Jugend um sich. Dem Führer wurde unbedingt Gehorsam geleistet, sein Gefolge durfte ihn auch im Tode nicht verlassen. Er mußte mit ihnen, sie mit ihm sterben, wenn sie geschlagen wurden. Es war allgemeine Sitte, daß die Ueberlebenden, statt zu fliehen, sich selber tödteten. Oft ließen sich die Genossen im Grabhügel ihres Führers lebendig begraben.

Die Gefolge lebten nach strengen Gesetzen. Viele Beweise davon liefern die Kriege mit den Römern; noch mehrere sind uns in den nordischen Sagen und Chroniken aufbewahrt, und die Kampfgesetze der spätern Ritter sind nur die Ueberreste davon. Die Kimbern verhöhnten die Römer, weil sie sich hinter Mauern flüchteten, sie verschmähten alle Kriegslisten und kündigten ihnen Ort und Stunde des Kampfes an, genau so wie es später bei Fehden und Zweikämpfen üblich war. Die alten Dänen hatten bestimmte Gesetze, die jeden für ehrlos erklärten, der vor weniger als vier Feinden fliehen würde. Noch strengere Gesetze hatten die Normänner. Der Waffenbrüderschaft der Jomsvikinger waren nur stumpfe Degen von der Länge einer Elle erlaubt, und dennoch sollten sie jeden Feind besiegen. Es gab eine Seeräubergilde im Norden, die beim Sturm auf offenem Meere die Segel aufziehen mußte, um den Elementen zu trotzen, und wenn sie auch drüber zu Grunde gehen sollte. Diesen Trotz, diese Ehrlichkeit im Kampfe finden wir durchaus in allen alten Sagen und Geschichten. Unser ehrwürdiges Nibelungenlied ist voll davon. Ehrlos war jeder, der mit Hinterlist oder gegen Schwache kämpfte. Unter dem Namen Nidingswerk wurden alle unehrlichen und feigen Kampfarten, der Angriff hinterrücks, der treulose Ueberfall, die vergiftete Waffe, kurz jeder ungleiche Kampf verpönt.

Die Gefolge zeichneten sich durch ihre Waffen oder Wappen aus, denn beide Namen sind eins. Ehe die Deutschen Erz und Eisen gewannen, um sich Harnische zu machen, bedeckten sie sich mit den Fellen wilder Thiere. Der Kopf des Ebers oder Stiers oder Hirsches bedeckte den Kopf des Menschen, und die Hörner ließ man darauf stehen. Daher entstand der Gebrauch, daß man auch später auf die ehernen Helme Hörner, Flügel und andere Zeichen setzte, und dieselben als Wappen gebrauchte. Die Schilde waren gewöhnlich lang und schmal, so daß sie einen ganzen Mann bedeckten. Man bemalte sie, oder legte sie mit Bildern von Gold und Silber aus, gewöhnlich nur mit Wappenzeichen, zuweilen auch mit Abbildungen von Heldenthaten. Die Kriegsröcke waren von bunten Farben, wobei man ebenfalls die der Wappen beobachtete. Eherne Ringe um den Leib scheinen den ersten Anfang zu den Harnischen gemacht zu haben. Doch sind auch die Harnische (Brinne, von brehen, glänzen) schon alt. Der mehrmals wiederkehrende Bojername Brennus scheint einen Geharnischten zu bedeuten. Bei den Kimbern befanden sich schon große Schaaren geharnischter Ritter.

Gefallenen Helden wurden große Grabhügel errichtet, daher die zahlreichen Hünengräber. Man verbrannte sie insgemein mit den Waffen und

Leichen der Feinde. Seehelden wurden mit dem Holze ihrer Schiffe verbrannt, am Ufer, zuweilen auch auf offener See. Ein nordischer Held, den man todtwund ans Ufer gebracht, befahl, daß man ihn in die Mitte seines Schiffes auf aller Beute und den Leichen seiner Getreuen oben auf setze, alle Segel aufziehe und das Schiff anzünde. So fuhr er mit schwellenden Segeln von dannen und verbrannte auf hoher See.

Die Thaten der Helden waren die vorzüglichsten Gegenstände der Dichtkunst. Bei jeder öffentlichen Angelegenheit, wie im Kreise des Hauses, erscholl der Ruhm der gefallenen Helden, und in diesen Liedern allein pflanzte sich das Gedächtniß der Vergangenheit fort. Die Sänger, welche diese Heldengesänge mit Harfenspiel begleiteten, hießen im Süden Barden, im Norden Skalden. Aus ihren Liedern gingen die spätern Bearbeitungen des Nibelungenliedes, des deutschen Heldenbuchs und die nordischen Sagas hervor.

Im Glauben des Volks war das Heldenthum als der höchste und heiligste Beruf anerkannt. Die Götter selbst ritten täglich auf die Ebene Ida, um mit einander zu kämpfen und dann fröhlich zusammen in Walhalla bei vollen Bechern zu zechen. In diese Walhalla (Halle der Todten) wurden alle durch das Schwert in ehrlichem Kampfe gefallenen Krieger aufgenommen, wo sie unter dem Namen der Einheriar an den Kämpfen und Trinkgelagen der Götter Theil nehmen durften. Daher war der Schlachtentod das einzige Mittel zur Seligkeit, und der alte Deutsche kannte nichts Süßeres als diesen Tod.

Capitel 12.

Bewaffnete Landesgemeinden.

Ueberall, wo deutsche Waffenbrüder sich niederließen, behielten sie auch im Frieden ihre Kriegsverfassung bei, theilten das Land als Beute zu gleichen Theilen unter sich, lagen in den Werkeltagen dem kriegerischen Geschäft, der Jagd mehr ob, als dem Ackerbau, und versammelten sich regelmäßig zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten unter freiem Himmel und bewaffnet, wie ein Lager im Feindeslande.

Der Versammlungsort unter freiem Himmel hieß die Malstatt (Mal, Zeichen), oder das Thing, die Dingstatt (von dingen, berathen). Er war in der Regel durch einen großen alten Baum, eine heilige Eiche, Esche oder Linde, oder durch große Steine ausgezeichnet, welche theils zu Opferstätten der Götter, theils zu Sitzen oder Rednerbühnen dienten. Ja von den Göttern selbst glaubten die alten Deutschen, daß sie zum Thing unter der Esche Ygdrasill ritten. Auch bei allen größern Völkerverbindungen, die aus dem Dunkel der ältesten deutschen Geschichte hervortraten, ist der verbindende Mittelpunkt nicht ein König, sondern eine Volksversammlung an einem geweihten Orte. Die einzelnen Stämme erscheinen nur durch lockeres Föderativsystem verbunden und ihre gemeinschaftlichen Oberhäupter treten immer nur als ein Ausschuß auf. Es ist nie ein Einziger, es sind ihrer immer mehrere, und wir finden die Zahlen drei, vier und zwölf vorherrschend.

Im Norden stiftet der Gott Odin die Zwölfherrschaft der Drottars. Lag dieser Zahl auch der religiöse Begriff der zwölf Monate, Götter, Asen ursprünglich zu Grunde, so muß doch die Volksfreiheit neben diesen Priestern bestanden oder sehr früh Platz gewonnen haben, denn dieselbe Ynglingasaga, die von jenen Drottars erzählt, führt bald die Volksversammlungen der schwedischen Bonden (freien Bauern, Germanen) zu Upsala an, die über alle Ange-

legenheiten des Landes entschieden, und vollkommen den Versammlungen im innern Deutschland glichen, von denen Tacitus erzählt. Eben so versammelten sich die freien Norweger zu Throndheim.

Als die Gomarer, Galaten oder Gallogräcen, die im Jahr 276 vor Christo mit Brennus nach Griechenland gezogen waren, sich in Kleinasien niederließen, wählten sie sich einen gemeinsamen Versammlungsort, den sie Drynal- et nannten, und theilten sich in zwölf sogenannte Tetrarchien, deren je.. ein Tetrarch (wahrscheinlich mit priesterlicher oder Civilgewalt), ein Richter und ein Kriegsoberster vorstand. Ganz eben so finden wir später im innern Deutschland die Civil- und Militairgewalt zwischen dem Graven und Herzog getheilt.

Das salische Gesetz wurde von vier aus dem gesammten Volk der Franken gewählten Männern verfaßt, und selbst noch unter den Königen und Kaisern versammelten sich die freien Franken auf dem Maifelde, um das Reich zu berathen.

Die alten Sachsen waren in drei Stämme getheilt, als sie von den Franken im achten Jahrhundert überwunden wurden, in die Westphalen, Engern und Ostphalen. Jeder Stamm zählte zwölf Gauen. Sie waren ferner in drei Stände getheilt, in Edle, Freie und Freigelassene. Jeder dieser Stände sendete aus jedem Gau einen Vertreter, also zusammen vier und zwanzig zu der allgemeinen Volksversammlung in Marklo. Diese rathschlagten im Frieden über des Landes Wohl. Im Kriege dagegen wählten die Sachsen einen Herzog, dem sie unumschränkte Gewalt verliehen, der aber nach des Kriegs Beendigung seine Würde sogleich niederlegen mußte.

Auch die Friesen, in viele Gauen getheilt, hielten ihre allgemeinen Volksversammlungen jährlich zu Upstalesbome (Obergerichtsbaum) unter einem heiligen Baum.

Aehnliche Versammlungen finden wir ohne Ausnahme bei allen deutschen Völkern, bei Sueven und Alemannen, Angelsachsen, Dänen, Burgundern, Bojern, Vandalen, Ost- und Westgothen. Daß sie noch tief bis in die Zeit des Christenthums, der Könige und des Lehenwesens fortdauerten, ist ein sicherer Beweis ihrer Ursprünglichkeit. Finden wir auch zur Zeit der großen Völkerwanderungen oft nur die Heerführer genannt, wobei das eigentliche Verhältniß derselben zum Volk ungewiß bleibt, so finden wir doch überall, wo uns dieses Verhältniß näher bezeichnet wird, die Abhängigkeit der auf dem Schild erhobenen Führer vom Volk, und auch bei den Völkern, die am weitesten und längsten wanderten und bei denen der Kriegsfürst seine Macht am festesten begründen konnte, z. B. bei den Gothen, tritt dennoch, sobald sie sich in einem bestimmten Lande niederlassen, die freie Gauverfassung nebst der Volksversammlung wieder hervor.

Eigenthümlich war die suevische Verfassung, wie sie uns die Römer in dem Jahrhundert vor Christi Geburt schildern. Hundert Gaue bildeten einen Bund, und jeder derselben stellte jährlich 1000 Mann, um auswärts Krieg zu führen. Rings um sich hatten sie das Land wüst gelegt, um ihre Gränzen besser zu schirmen. Am merkwürdigsten war aber, daß sie den Grund und Boden gemeinsam besaßen und in der Bearbeitung desselben wechselten, da wir bei allen andern deutschen Völkern im Gegentheil den Grund und Boden in unumschränktem Erbbesitz der einzelnen freien Männer finden. Die noch jetzt in Schwaben häufigen Allmenden oder Gemeindegüter sind noch Ueberreste jener alten Communalverfassung, neben der übrigens schon zur Zeit Karls des Großen der Erb- und Familienbesitz (das Allodialwesen) eingeführt ward.

Auch bei den Angelsachsen, deren Versammlung das **Wittenagemot** hieß (Versammlung der Weisen oder Alten), tritt ebenfalls die **Hundert-** und **Zehnzahl** charakteristisch hervor. Sie theilten sich in Genossenschaften von je hundert und diese wieder in je zehn.

Die Bundesverfassung beruhte immer auf der Selbstständigkeit der einzelnen Gaue. Erst auf der Entsendung der Gauvertreter zur allgemeinen Reichsversammlung und aus der gemeinsamen Wahl eines Heerführers ging die höhere Einheit eines viele Gaue umfassenden Reichs hervor. Sehr häufig finden wir bloß kleine Völkerschaften ohne irgend eine engere Verbindung, und auch in den größern Reichen dauerten die kleinen Gauversammlungen neben den großen allgemeinen Landtagen fort.

Alle freien Männer wohnten bewaffnet der Volksversammlung bei. Sie hießen von der wechselseitigen Gewähr oder ihrer Wehrverbindung **Germanen**, Arimanen, Herimanen, Baronen, und im Norden **Bonden** (Verbündete).

Aus einem wahrscheinlich religiösen Grunde versammelte man sich in der **Nacht**. Der **Mond** (Mana, Mannus) war Beschützer des Thinges. Man dingte vorzugsweise in der Nacht auf Montag und Dienstag, alle vierzehn Tage, und in unruhigen Zeiten alle acht Tage. Ein von Hof zu Hof gesandter **Pfeil** beschied die Männer zusammen. Zuerst opferte man, schmauste und trank, und bei vollen Hörnern ward des Gaues Wohl berathen. Da sprach jeder sich von Herzen aus ohne Trug und Verstellung, und der feurige Meth belebte seine Zunge. Aber erst am andern Morgen bei nüchternem Sinne hielt man das eigentliche Thing und faßte die Beschlüsse. Auf die Mondnacht folgte der Thingtag, und darum sagen wir noch jetzt Montag und Dienstag.

In der Volksversammlung wurde alles, was den Gau anging, gemeinsam berathen und beschlossen. Bei jedem Beschlusse entschied die Stimmenmehrheit. Hier gab man Gesetze, hier hielt man Gericht, hier beschloß man Krieg und Frieden, hier feierte man den gemeinsamen Gottesdienst. Bei den Versammlungen galt kein Befehl, jeder durfte frei rathen, und man folgte nur dem, der am beredtesten und weisesten zu reden verstand. Daher war Beredsamkeit bei den alten Deutschen in hoher Blüthe und ein vorzügliches Mittel, sich Ansehen zu verschaffen.

Capitel 13.

Allmenden und Allode.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wenigstens ein großer Theil der Deutschen ursprünglich **Nomaden**, wandernde Horden gewesen sind, die aber mehr vom Kriege und der Jagd, als von ihren Heerden lebten. So erscheinen sie im Anfange ihrer Geschichte fast überall, und ihre Wanderungen hörten erst sehr spät auf. Die Slaven, unsre ältesten Nachbarn in Osten, nennen uns noch jetzt Njemez (ne mesa, ohne Gränze).

Die seltsame Verfassung der **Sueven** zeigt einen **Uebergang aus dem Wanderleben zu festen Wohnsitzen** an. Sie nahmen einen großen Strich Landes in Besitz und schützten ihn nach außen durch wüste Gränzen; aber sie theilten dieses Land noch nicht an einzelne Familien aus, sondern nur an ganze Gemeinden zu gemeinschaftlicher Bebauung. Dieß waren die **Allmenden**.

Nachher finden wir aber, daß die Deutschen jeden Landstrich, den sie eroberten, je unter die einzelnen streitbaren Männer vertheilten. Jedes solche, erblich bei der Familie des ersten Besitzers bleibende Gut hieß ein **Allod** (Od, Gut).

Jeder

Jeder freie Mann wohnte auf seinem Allod, daher die Wohnungen der alten Deutschen zerstreut lagen und es nicht einmal Dörfer, geschweige Städte gab. Die Häuser waren von Holz und bestanden gewöhnlich nur aus einer großen Stube, welche man die Halle oder den Saal nannte. Mitten darin war der Herd, der Ehrensitz der Hausfrau. Daneben war wenigstens bei wohlhabenden Familien ein besonderes Haus für die Weiber, das Frauenhaus genannt (Frauenzimmer, Schrein, Gadem), ferner ein Opferhaus, die Wohnungen der Leute und Sklaven, Keller, Scheuer und Stall. Ein Garten umschloß die Wohnungen; daran reihten sich Acker, Wiese und Wald. Wenn zwei Allode an einander stießen, wurden die Gränzen fest bezeichnet, und man pflegte bei dem Setzen der Gränzsteine oder Gränzbäume alle Kinder aus der Nachbarschaft herbeizurufen und ihnen Ohrfeigen zu geben, damit sie sich noch in späten Jahren an die Stelle erinnern möchten.

Das Allod war unverlierbares Eigenthum der Familie, außer wenn sie es selbst verkaufte oder verschenkte. Der Staat durfte keinem freien Mann das Allod nehmen, auch wenn dieser sich noch so hoch vergangen. Es mußte aber auch heilig und gleichsam als ein Theil des Menschen selbst betrachtet werden, weil die Familie allein von ihrem Allod frei leben konnte, ohne dessen Besitz aber dienen mußte. Auch durfte das Allod niemand betreten wider des Eigners Willen. Wer diesen in seinem eignen Hause oder auf seinem Felde beleidigte und beschädigte, mußte doppelt und dreifach höher büßen, als wenn er es anderswo gethan hätte. Der Staat hatte kein Recht, weder den Besitzer, noch irgend einen andern Menschen, den derselbe auf seinem Allod duldete, gewaltsam heraus zu ziehn. Das Hausrecht war unbedingt heilig, jedes Haus heiliger als bei uns eine Kirche.

Das Allod erbten nur die Söhne. Weiber durften es niemals besitzen, weil sie nicht im Stande waren, die Rechte und Pflichten eines Allodbesitzers auszuüben.

Jedes Glied der Familie hatte das Recht, im Hause anständig zu leben und von dem Ertrage des Allods ernährt zu werden. Der Vater durfte seine Kinder nicht enterben. Wenn auch der älteste Sohn allein das Allod in Besitz nahm, so mußte er doch allen übrigen Verwandten ihren Theil theils von der Fahrhabe, theils von dem Ertrage des Allods zu ihrer Nothdurft und Nahrung überlassen.

Die Familie hieß Sippe, Sippschaft oder Magschaft, und war geschieden in Schwertmagen, d. h. männliche Verwandte, die das Schwert führten, und in Spillmagen, d. h. weibliche Verwandte, welche die Spindel führten.

Die Familie mit den Sklaven wurde nach außen gesetzlich durch den Hausvater vertreten. Er sprach für sie vor Gericht, war ihr Vormund. Die Vormundschaft hieß der Mund (Mundium). Er mußte für sie gut stehen vor Gericht, und darum mußten sie ihm gehorchen. Sie waren in seinem Bann (Bannum). Die Schwertmagen standen so lange unter dem Bann, bis sie in fremde Dienste sich begaben, oder heiratheten. Dann wurden sie selbmündig, traten aus dem Bann, wurden bürgerlich frei, und darum heißt heirathen noch jetzt bei uns Freien. Das Vermögen, was der Freigewordene erhielt, hieß Abbann (Appannage). Wer nicht heirathete, blieb ewig in dem Banne des väterlichen Gutes und durfte das Gehäge desselben nicht verlassen, daher hieß er ein Hagestolzer. Die Spillmagen blieben beständig unter der Vormundschaft. Wenn sie heiratheten, so kaufte der Freier ihren Eltern die Vormundschaft ab, und das Weib stand fortan unter der seinigen.

Capitel 14.

Gilden und Markungen.

Gilden, Innungen oder Privatvereine für besondere Zwecke scheinen nicht erst im Mittelalter entstanden, sondern schon viel älter zu seyn. Sie sind eine natürliche Folge der alten Verfassung.

Wir rechnen dahin außer den besondern Waffenbrüderschaften auch die Verbindungen der Barden und Skalden, bei denen die Kunst des Gesanges und die alten Heldenlieder forterbten, ferner die damit zusammenhängenden Opfer- und Trinkbrüderschaften, die Innung der Runenkundigen und Wahrsager, die Verbindungen der alten nordischen Seefahrer, der Bergleute und Waffenschmiede, der Salzfabricanten (Halloren). Die angelsächsischen Zehnmänner bildeten innerhalb jedes größern Gaues kleinere nachbarliche Verbrüderungen zu wechselseitiger Rechtsverbürgung. Von den alten Westphalen berichtet Justus Möser noch ausführlicher, daß sie je für besondere Bedürfnisse besondere Verbrüderungen gestiftet hätten, z. B. Holzbruderschaften mit einem gewählten Holzgrafen für gemeinschaftliche Benutzung des Waldes, und so auch für Benutzung des Torfs, der Fischerei, der Jagd rc.

Auch von weiblichen Verbindungen finden sich Spuren. Es gab Götterfeste, bei denen nur Weiber zugelassen waren. Daher noch jetzt die Sage von der nächtlichen Fahrt der Weiber auf den Blocksberg am 1 Mai. Unter den zahlreichen Wahrsagerinnen und heilkundigen Weibern bestand ohne Zweifel eine enge Verbindung. Selbst für den Kampf verbanden sich Weiber. Schon die Griechen kannten nordische Amazonen, und im Norden selbst treten sie unter dem Namen der Schildjungfrauen (Schildmör) auf.

Aus den nachbarlichen Verbindungen für gemeinschaftliche Benutzung des Holzes, des Wassers, der Jagd, der Weiden rc. oder aus den noch älteren Allmenden entstanden die Markungen oder kleinen Gemeindegebiete. In der Regel mögen die theils kriegerischen, theils rechtlichen Verbindungen von je zehn, und sodann von je hundert Hausvätern mit diesen Gebietseintheilungen und nachbarlichen Nutzverbindungen übereingestimmt haben; doch gab es deßhalb noch keine Dörfer, sondern die Höfe lagen zerstreut, wie etwa in unsern Tagen die Anpflanzungen in den americanischen Urwäldern.

Capitel 15.

Edle, Freie und Unfreie.

Alle Allodbesitzer hießen von ihrem Besitz Oedlinge, Edelinge. Der Unterschied derselben von den Freien (Frilingen) scheint auf folgende Art entstanden zu seyn. Wenn ganze Volksstämme auszogen, Edle und Knechte zugleich, so erhielten bei der neuen Landesvertheilung auch die letztern freies Eigenthum zum Lohn, oder wenn ein Gefolge Land eroberte, ohne dessen frühere Bewohner ganz unterdrücken zu können oder zu wollen, so duldete es die letztern neben sich als Freie, jedoch in untergeordneter Stellung. Daher auch unter den Allodbesitzern fast überall, die in ihrer Heimath gebliebenen Schwaben ausgenommen, ein Standesunterschied zwischen edeln und bloß freien Gutsherren entstand.

Unterworfene Völker wurden zu Sklaven gemacht, und unter diese Classe wurden auch Verbrecher gestoßen, z. B. Ehebrecher und Frauenräuber. Der Name Sklave rührt von den Slaven her, denn unter ihren östlichen Nachbarn machten die Deutschen die meisten Gefangenen. Insgemein sollen die alten

Deutschen gegen ihre Sklaven mild und gütig gewesen seyn, wie Tacitus ausdrücklich rühmt. Die Herren tödteten sie zuweilen wohl aus Zorn, aber schlugen sie nie. In den ältesten Zeiten scheint ihre Zahl nur gering gewesen zu seyn.

Zwischen den Sklaven und Freien bildete sich noch ein dritter Stand, jedoch, wie es scheint, aus sehr verschiedenen Ursachen, und mit verschiedenen Rechten. Die sächsischen Lazzi scheinen Freigelassene, oder bei der Eroberung in einem Theil ihres Besitzes Gelassene gewesen zu seyn. Sie standen tiefer im Range als die Edlen und Freien, übten aber dennoch gleiche politische Rechte, indem sie ihre Vertreter zur allgemeinen Volksversammlung nach Marklo schickten. In einem andern Verhältniß dagegen standen die fränkischen Leute oder Lite. Diese hatten zwar Güter, aber keine politischen Rechte, sondern standen unter dem Mund des Allodbesitzers. Von ihnen nahm das Lehenwesen seinen Ursprung. Bei den Franken nämlich scheint wie nach oben die Königsherrschaft, so auch nach unten die Unfreiheit am frühesten sich ausgebildet zu haben. Indem sie das große Gallien eroberten, aber nicht Menschen genug hatten, es zu besetzen, fiel jedem Einzelnen ein sehr großes Allod zu, daher sie auch vorzugsweise von ihren großen Höfen die Saal-Franken genannt wurden. Nun gaben sie aber an ihre treuesten Diener, güterlose Freunde und Freigelassene einzelne Theile ihres großen Gutes ab, und ein solches Gut wurde ein Feod oder Vasall genannt, weil Fe überhaupt ein bewegliches, ungefestetes, veränderliches Gut anzeigt im Gegensatz gegen Allod, das gefestete Gut. (Fe kommt von Vieh, weil in den ältesten Zeiten alles bewegliche Gut nur Vieh war, daher auch im Lateinischen pecunia, das Geld, von pecus, Vieh, herkommt.) Die, denen solche Güter gegen gewisse Dienstleistungen verliehen wurden, hießen Feodales, Vasalli oder im Allgemeinen Leute, und waren Unfreie, die dennoch keine Sklaven waren.

Dieß sind die Standesunterschiede, deren Spur sich bis in die heidnische Zeit verfolgen läßt, und unter denen nur der letztere vielleicht erst ins christliche Zeitalter fällt.

Capitel 16.

Volkshäupter.

In den noch heute üblichen Landsgemeinden von Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus haben wir das treueste Bild der altgermanischen Regierungen. Nur der Schreiber und Säckelmeister sind moderne, aber der Landammann und Landeshauptmann sind uralte Volksvorsteher, und was Tacitus uns von den alten Deutschen am Rhein und Snorre Sturleson von den alten Norwegern und Schweden erzählt, beweis't, daß die alten Volkshäupter von der Volksversammlung gerade so abhängig waren, als es heute noch die Ammänner und Hauptleute von der Landsgemeinde in den Hochalpen sind. Ulphilas, der im fünften Jahrhundert nach Christo die Bibel ins Gothische übersetzte, kennt nur zwei Namen für die regierenden Häupter, den reiks (Richter, Ordner im Frieden) und den thiudans (von Thiot, Volk, wahrscheinlich der Heerführer im Kriege). Im Frieden wählte man den Aeltesten oder Weisesten zum Vorsteher der Landsgemeinde, die zugleich das Volksgericht war, und den Tapfersten zum Anführer, der nur während des Kriegs zu befehlen hatte. Beide wurden gewählt und hingen von den regelmäßigen Volksversammlungen ab.

Die priesterliche Würde hing mit der politischen aufs engste zusammen. Die ältesten Volksvorsteher im Norden, die zwölf Drottar (Truhtin, Betraute) waren zugleich Priester, nur bei den Burgundern wird ein Oberpriester Sinist (der älteste) neben den weltlichen Volksvorstehern, den Hendinen, genannt. Später sind wieder die nordischen Könige zugleich die Priester ihres Volkes, und die zwölf Blutmänner oder Opfergehülfen werden aus der Volksgemeinde gewählt. Einige besondere Hüter von alten Heiligthümern und einige Zauberer-, Wahrsager- und Sängergilden abgerechnet, hat es keinen eigentlichen Priesterstand im alten Deutschland gegeben, sondern jeder freie Mann war Priester seiner Familie, und der gewählte Vorsteher verrichtete mit Hülfe von zwölf ehrbaren Männern aus der Landsgemeinde die Opfer, gerade so wie er mit Hülfe von zwölf ehrbaren Männern (Schöppen) Rechtsstreitigkeiten entschied.

Der Name, wie die Würde des **Königs** ist spätern Ursprungs. Bei Ulphilas kommt kein König vor. Der Name (von Chun, Geschlecht) entstand erst durch das Aufkommen reicher und berühmter Familien, die anfangs einen aristokratischen Einfluß in ihren Gemeinden übten, dann die höchste Gewalt usurpirten und die richterliche und militärische Würde vereinigten. Sie konnten dieß nur vermittelst ihres kriegerischen Gefolges und ihrer Vasallen. So entstanden im Norden zuerst die See- und Heerkönige, die sich auf Raubzügen bereicherten und berühmt machten, bis es ihnen gelang, als Gaudings-Könige, auch die höchste Gewalt in der Landsgemeinde zu erringen. Endlich begnügte sich ein solcher König nicht mit der Herrschaft über einen Gau, sondern er unterwarf auch (wie Harald Schönhaar in Norwegen) die übrigen. Indeß sank die alte Volksfreiheit nicht völlig, und alle deutschen Königreiche blieben dem Recht nach Wahlreiche und die Könige von den jährlichen Reichsversammlungen abhängig, wenn auch der That nach oft ein Geschlecht längere Zeit die königliche Würde selbst auf Weiber forterbte. So blieb auch später das allgemeine deutsche Reich noch Wahlreich und der Kaiser von dem Reichstage abhängig.

Der Name der **Herzoge** bezeichnete bei den Sachsen die höchste Kriegswürde, die aber im Frieden aufhörte. Bei den Franken in der Zeit der Könige und Kaiser wurden unter diesem Namen die Stammfürsten oder Vicekönige begriffen. Mit dem Namen der Fürsten bezeichnete man erst später alle Ersten des deutschen Reichs (optimates, primates, seniores, worunter auch Geistliche). Der Name **Graf** wird von grau, alt, oder von dem griechischen γραφειν (schreiben), und (durch Grimm) von ravo (Dach, Haus) abgeleitet. Daher Gerafo so viel als Geselle (von Saal), wie denn auch Graf immer mit dem lateinischen comes übersetzt wird. Diese fränkischen Grafen waren wie die nordischen Jarle die statt der alten freigewählten jetzt vom König ernannten und ihm dienstbaren Gauvorsteher. Diesen meist rohen Gewalthabern gegenüber erhielten sich noch immer untergeordnete Volksvorsteher, welche die alten Rechte des Volks vertheidigten und handhabten, so weit sie ihnen gelassen wurden, so die Lagmänner (Gesetzesmänner) in Schweden, die Aldermänner in England, die Schultheißen in der Lombardei und in Deutschland 2c.

Capitel 17.

Gesetze.

Der bürgerliche Verband der alten Deutschen hatte keinen andern Zweck, als die wechselseitige Gewährleistung der gleichen Rechte und Pflichten. Man machte deßhalb gewisse Gesetze, die ursprünglich nur mündlich und vielleicht, um besser im Gedächtniß zu haften, reimweise abgefaßt waren, wie wir wenigstens noch alte Spuren gereimter Gesetze finden. Sie wurden erst später niedergeschrieben und mit Zusätzen, welche die spätere königliche Gewalt, das Lehnwesen und Christenthum betrafen. Doch Vieles in diesen schriftlichen Gesetzen, die wir von den meisten deutschen Völkern erhalten haben, ist uralt, und sein Alterthum wird durch Tacitus und durch die nordischen Sagen bestätigt.

Merkwürdig ist, daß die alten Deutschen kein Staatsrecht, sondern nur ein Privatrecht hatten. Alle ihre ältesten Gesetze beziehen sich nur auf das Recht 1) der freien Männer gegen einander, und 2) der freien Männer gegen die Unfreien in ihren Privatangelegenheiten. Ueber alle großen Angelegenheiten der Gemeinden und des Volks überhaupt behielt sich die Volksversammlung vor, in jedem Augenblick nach der Lage der Dinge zu berathen und zu entscheiden. Darüber gab es keine Gesetze.

Friedung und Sühnung waren der Hauptgegenstand der Gesetze. Jedem wurde sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Besitz gefriedet, oder ihm, wenn jemand ihm diesen Frieden brach, ihn daran schädigte, eine Sühne oder Entschädigung zugesichert. Es gab aber nur zwei Arten der Entschädigung, der Zweikampf und das Wergeld. In den ältesten Zeiten rächte sich jeder, wie er konnte, und insbesondere war es Pflicht eder Familie, wenn ein Glied derselben beleidigt oder gar ermordet worden war, an dem Beleidiger Rache und im Tödtungsfalle Blutrache zu nehmen. Diesem zu Willkür und allgemeinem Morde führenden Unwesen scheint man zuerst durch den gesetzmäßigen Zweikampf gesteuert zu haben. Die alten Gesetze enthalten darüber sehr genaue Bestimmungen. Boden, Licht, Sonne, Waffen mußten gleich seyn, es durfte kein Nidingswerk geübt und keine Rache weiter geübt werden, der Zweikampf mochte ausfallen, wie er wollte, denn er wurde als Gottesurtheil angesehen. — Erst später scheint neben dem Zweikampfe das sogenannte Wergeld eingeführt worden zu seyn. In Fällen nämlich, wo kein Zweikampf statt finden konnte, oder bei geringern Beschädigungen mußte der Beleidiger dem Beleidigten an Vieh oder Waffen so viel zahlen, als der verletzte Gegenstand werth geschätzt wurde. Es durfte alles verwerthet werden, nur nicht das Allod, das unter allen Umständen unverlierbar war. Es gab Fälle, wo der Beleidiger, um das Wergeld aufzubringen, zwanzig Jahre dienen mußte, und doch sein Allod nicht verlor.

Allmählich wurde das Wergeldsystem in scharfen Zügen ausgebildet. Der Werth wurde auf achtfache Weise bestimmt. Zuerst durch das Geschlecht der verletzten Person. Beleidigungen der Frauen wurden nicht nur im Wergelde doppelt und dreifach so hoch gebüßt, als die der Männer, sondern auch vorzüglich in diesen Fällen erlaubte das Gesetz die Privatrache, wodurch der Beleidiger die Freiheit oder das Leben verlor.

Zweitens durch den Stand der verletzten Person. Ein Vorsteher stand höher im Wergelde, weil er größere Verpflichtungen hatte. Wo es einen Adel gab, war derselbe höher verwergeldet als die Freien, und überall waren die Freien höher als die Leute, und diese höher als die Sklaven geschätzt.

Drittens durch den Werth des verletzten Gegenstandes. Am höchsten war die Ehre und die Freiheit geschätzt, höher als Leben, Leib und Besitz. Auch alle Friedensbrüche, wobei irgend die Ehre mit ins Spiel kam, mußten bei weitem höher gebüßt werden. Beleidigungen der Keuschheit, eines Gastfreundes, eines Gesandten, einer Geißel und jedes Fremden überhaupt, geheimer Diebstahl, Beraubung und Beschimpfung eines Todten, und was immer noch zum Nidingswerk gehörte, mußte doppelt und dreifach, ja zuweilen neunfach gebüßt werden. Bei den Verletzungen des Leibes war jedes einzelne Glied geschätzt und jede mögliche Wunde vorhergesehen. Sogar jede Zehe und jeder Zahn war besonders geschätzt. Bei den Verletzungen des Besitzes fand dasselbe statt. Jeder Gegenstand, der nur unter der Habe eines Deutschen vorkam, war nach Verhältniß geschätzt.

Viertens durch das Geschlecht des beleidigenden Theils. Ein Weib mußte höher büßen, als ein Mann, weil man sie weit weniger eines Verbrechens fähig hielt, und weil sie selbst, wenn sie beleidigt worden war, ein höheres Wergeld erhielt.

Fünftens durch den Stand des Beleidigers. Wenn ein Freier den Frieden brach, so mußte er mehr zahlen, als wenn es ein Leut gethan hätte, und dieser wieder mehr als ein Sklave, nach dem Grundsatze, daß, wer höhere Rechte genießt, auch höhere Pflichten zu leisten hat.

Sechstens durch den Willen des Beleidigers. Ein Friedensbruch von ungefähr, ohne Absicht, wurde nur gering, oder nach Umständen gar nicht gebüßt. Dagegen ward schon die bloße Absicht eines Friedensbruchs, wenn sie erwiesen war, beinahe so streng gebüßt, als wenn er schon ausgeführt worden wäre.

Siebentens durch das Mittel der Verletzung. Wer z. B. einen andern mit einer ehernen Waffe tödtete, war minder strafwürdig, als wer ihn mit einem Holze oder mit der Hand umbrachte.

Achtens durch den Ort. Wer einen Andern in dessen eigenem Hause beschädigte, mußte doppelt und dreifach so hoch büßen, als wenn es anderswo geschehen wäre. Eben so wenn der Frevel an heiliger Stätte, bei der Volksversammlung, oder auf dem Wege dahin geschehen war. Während des Kriegs aber ward alles Wergeld um das Dreifache erhöht, weil da Zucht und Ordnung am wichtigsten war.

Dennoch blieb neben dem Wergeld der Zweikampf in Kraft, in Ehrensachen und in ungewissen Fällen, wo die Wahrheit sich nicht ermitteln ließ und das Urtheil Gott anheim gestellt wurde. Zu diesen Gottesurtheilen oder Ordalien gehörten außer dem Zweikampf, der unter freien Männern üblich war, die Feuer- und Wasserprobe, der sich Weiber und Sklaven unterwerfen mußten, indem sie Hand oder Fuß auf glühendes Eisen oder in siedendes Wasser hielten.

Der zweite Gegenstand der Gesetzgebung war das Mundium, die Vormundschaft des freien Allodbesitzers über seine Familie, seine Leute (dinglich Unfreie) und Sklaven (persönlich Unfreie). Von diesen Verhältnissen ist oben schon gesprochen.

Leibesstrafen und Gefängniß gab es unter den alten Deutschen nicht. Man lös'te sich durch das Wergeld oder durch das Ordal und war von aller weitern Verantwortung frei. Dagegen gab es allerdings eine Todesstrafe, welche die Feiglinge und Verräther, unter einigen Völkern auch die Diebe traf. Aber die Todesstrafe konnte nur im Namen der Götter durch des Priesters Hand vollzogen werden, wie Tacitus berichtet. Auch

konnten bei gewissen Beleidigungen der Ehre, z. B. beim Frauenraub und Ehebruch, die Beleidiger zu Sklaven des Beleidigten gemacht werden.

Die Gerichtsgebräuche sprachen zu den Sinnen, besonders so lange man noch nicht einmal die Gesetze, geschweige die Processe schriftlich aufzeichnete. Um die Gesetze und das Herkommen dem Gedächtniß einzuprägen, bediente man sich des Gleichklangs, daher noch jetzt die üblichen Ausdrücke: Erb und Eigen, Bausch und Bogen, Stock und Stein, los und ledig, Land und Leut, Haut und Haar, Bank und Bett, Weg und Steg, Mann und Maus, Kind und Kegel 2c. Auch hat man Spuren von reimweisen Gesetzen. Deßgleichen hatte man heilige Zahlen, dreimaliges Aufrufen, vier Wege, vierzehn Nächte 2c. Endlich waren viele sinnliche Zeichen in Gebrauch, z. B. das Handgelübde, der Schwur durch Anfassung des Barts bei den Männern oder der Haarflechten bei den Frauen; das Abstecken der Gränze, so weit einer werfen konnte, oder so weit er es an einem Tage umpflügen oder umweiden konnte, das Ohrfeigen der Kinder bei Gränzbestimmungen, damit diese sich den Ort desto besser merken sollten, die Probe mit dem aus einer Wunde gezogenen Knochensplitter, den man in einen hohlen Schild warf, und der, je nachdem er groß genug war, um einen Klang hervorzubringen, die Gefährlichkeit der Wunde und somit die Höhe des Wergeldes bestimmte 2c.

Vor Alters richteten Alle, die ganze Volksgemeinde urtheilte und entschied. Erst später unter den fränkischen Königen wurde das Gericht auf wenigere Richter eingeschränkt, und zwar wurden diese unter dem Vorsitze der Grafen anfangs aus der Menge der freien Männer abwechselnd ausgewählt, die sogenannten Rachimburgen, die insofern ganz den neuen Geschwornen entsprechen. Erst weit später, unter Karl dem Großen, hörte auch dieser Wechsel aus dem Volk gewählter Mitrichter der Grafen auf, und diesen traten beständige und erbliche Schöppen, als eine vom Volke völlig getrennte höhere Behörde oder aristokratische Sippschaft zur Seite.

Capitel 18.

Die Gastfreundschaft.

Diese herrliche Sitte der alten Zeit war bei den Deutschen in der schönsten Blüthe. Einen friedlichen Wanderer von seiner Thür zu weisen, hielt jeder Deutsche für den größten Frevel. Kam ein Fremdling, so lud der Deutsche ihn freiwillig ein, unter sein Dach zu treten, auszuruhen, Speise, Trank und Nachtlager zu nehmen. Es wäre eine Schande gewesen, ihn erst auszufragen, wer er sey, woher und wohin er wandere? So lange der Fremde im Hause war, war er Gastfreund, und niemand durfte ihn beleidigen bei hoher Strafe, selbst wenn er ein flüchtiger Verbrecher war. Der Hausherr mußte ihn, wenn es darauf ankam, auf Tod und Leben beschützen. Ihm mußte man für jede Beleidigung des Gastfreundes büßen; aber auch er mußte an seiner Statt büßen, wenn derselbe, während dem er in seinem Schutze war, einen Frevel beging. Niemand durfte seinen Gast fortschicken, er wäre denn sehr arm gewesen; alsdann führte er ihn bis ins nächste Haus, und bereitete ihm dort die Bequemlichkeiten, die er ihm selbst nicht gewähren konnte. Beim Abschied gab man dem Gastfreund ein Geschenk, und dieses pflegte er zu erwiedern, wenn er etwas besaß.

In spätern Zeiten nahm mit dem Verfall der guten Sitten auch die Gastfreundschaft ab, und man mußte sie in den Gesetzen befehlen. Gewöhnlich

durfte man alsdann einen Gastfreund nur drei Tage lang beherbergen, daher das Sprüchwort entstanden ist: ein dreitägiger Gast ist jedem eine Last. Freilich mochte auch später mit der guten Sitte Mißbrauch getrieben worden seyn.

Auch auf offener Straße durfte niemand den friedlichen Wanderer beleidigen, oder er mußte ihm doppelt so viel Buße geben, als hätte er einen Einheimischen beleidigt.

Wenn ein Flüchtling bei einem andern Volke Schutz suchte, so war es die größte Schande, ihn seinen Verfolgern auszuliefern. Das war bei den alten Deutschen etwas völlig Unerhörtes. Ein Langobarde entfloh einst zu den Gepiden. Seine Landsleute forderten seine Auslieferung, und drohten, da sie viel mächtiger waren, im Falle der Weigerung das ganze Volk der Gepiden zu vernichten. Diese aber hielten eine allgemeine Versammlung, und beschlossen, eher unterzugehen, als eine so abscheuliche Sünde, wie die Verletzung der Gastfreundschaft, auf sich zu laden. Eine norwegische Königin entfloh einst nach Schweden. Die Norweger verlangten ihre Auslieferung, und der schwedische König schickte selber seine Kriegsleute aus, sie zu fangen. Hakon aber, ein wohlhabender Bauer, der sie bei sich aufgenommen, beschützte sie so lange mit den Waffen in der Hand gegen seines eigenen Königs Leute, bis er sie an einen sichern Ort retten konnte.

Die Gastfreundschaft war das schönste Band der Geselligkeit. Durch sie lernte man sich kennen und liebgewinnen. Durch sie wurden Freundschaften und Ehen gestiftet. Durch sie erfuhr man, wie es in der Welt herging. Die Wanderer trugen die Kunde von großen Begebenheiten und Thaten aus einem Gau in den andern.

Capitel 19.

Die Wildfänge.

Der Deutsche achtete ursprünglich niemanden als Herrn über sich. Mancher war sogar auf seine angeborne Freiheit so eifersüchtig, daß er jede gesellige Verbindung verschmähte und keinen Staat anerkannte.

Wenn diese Menschen nicht einmal ein eigenes Gut hatten, oder es verließen, so nannte man sie Wildfänge. In späterer Zeit, wo man sie für vogelfrei oder wilde Wölfe erklärte, und es jedem überließ, sie auszurotten, d. h. wenn man sie in Acht und Bann that, hießen sie Banditen. Sie lebten in wilder Freiheit, zogen bald einzeln, bald in Gesellschaften umher und raubten, brannten, mordeten, entführten Jungfrauen und suchten überall Kampf und Abenteuer. Es waren größtentheils Berserker, und im Norden wurden sie auch nur so genannt. Die einzelnen Helden oder Heldengilden und Gefolge machten es sich vorzüglich zum Geschäft, sie zu verfolgen, die Beleidigten an ihnen zu rächen, sie zu milderen Sitten zu zwingen, indem sie sie in ihre Dienste nahmen, oder sie auszurotten.

Wenn sie sich still auf ihrem Allod hielten, ohne sich aber um den Staat zu bekümmern, so hießen sie Biesterfreie, d. h. Freie, die auf ihre Freiheit verbiestert, versessen, verstockt sind.

In jener alten Zeit durfte sich der Staat keine Gewalt über die wilden Freien anmaßen. Denn man ging immer von dem Grundsatze aus, daß nur derjenige nach dem Gesetz behandelt werden könne, der das Gesetz selbst hatte geben helfen, oder es wenigstens freiwillig anerkannt hatte. Wer nicht in dem Bunde des Staates war, durfte nicht nach dessen Gesetzen bestraft werden, und nie=

niemand konnte gezwungen werden, in diesen Bund zu treten. Wenn aber ein Berserker oder Biesterfreier einen Frevel beging, so ward die Privatrache an ihm vollzogen. Der Beleidigte konnte ihn als einen Feind behandeln und ungestraft tödten. Ueber die Biesterfreien verordnete jedoch der Staat, daß wer sie tödtete, dem Staate eine Sühne geben mußte, und daß nach ihrem Tode ihr Erbe dem Staate anheim fallen solle.

Wenn ein freier Mann ein Lent geworden war, nachher aber seinen Vertrag wieder gebrochen hatte und in wilder Freiheit lebte, hieß er ein Velmündiger. Wer ihn tödtete, mußte seinem ehemaligen Herrn büßen, und dieser beerbte ihn auch.

In den äußersten Thälern Norwegens gab es viele einzeln wohnende Familien, die selten einen andern Menschen sahen und in keinem Staate lebten.

Capitel 20.

Sitten und Künste.

Es war die Ehre der Germanen, viele Kinder zu haben. Hagestolze blieben verachtet und unfrei. Bei der Kraft und Gesundheit, der mäßigen Lebensweise und den späten Ehen des Volkes gab es fast immer nur sehr gesunde Kinder. Kam aber auch einmal ein verkrüppeltes oder schwächliches Kind zur Welt, so ward es getödtet, denn die Germanen achteten ein Leben ohne den vollsten Genuß desselben ärger als den Tod. Bei der Geburt wurden die Kinder ins Wasser getaucht. Man erzog sie streng und mäßig. Von früher Jugend an wurden sie in allen Leibes- und Waffenübungen unterrichtet. Für Knaben und Jünglinge war die Jagd die erste Schule des Krieges. Sobald sie ausgewachsen waren, gingen sie in die Gefolge.

Daheim beschäftigten sich nur die armen Männer mit Ackerbau und Viehzucht. Die meisten überließen diese Arbeit den Sklaven. Einen großen Theil ihrer Zeit nahmen die Volksversammlungen und Staatsgeschäfte weg, einen andern die Kriege, oder wenn Friede war, die Jagd. Wenn sie sich müde getummelt, kamen sie zusammen, schmausten und tranken, sangen und erzählten, oder ruhten auf der Bärenhaut. Spiele, besonders das Würfelspiel, sollen sie mit großer Leidenschaft getrieben und dabei Hab und Gut, oft die Freiheit selber daran gesetzt haben. Nur hierin waren sie unmäßig und in der Trinklust. Schon in der ältesten Zeit gab es unter allen Völkern keine so großen Zecher, als die Deutschen. Man sagte von ihnen, sie ließen eher das Leben als das Trinkhorn. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, bei den Opfern, wie bei den Volksversammlungen und vor und nach den Schlachten mußte getrunken seyn. Das Trinken zu Ehren der Götter war eine Hauptsache beim Opferfest. Die Vorfahren verehrte man am würdigsten dadurch, daß man tüchtig zu ihrem Andenken trank. Freundschaften und Verträge wurden beim Trunk geschlossen. Es gab ganze Gilden bloß für den Zweck des Trinkens, und dieselben hatten sehr umständliche Gesetze und Trinkregeln. Das Kreisen der Becher, das Gesundheittrinken, das Trinken um die Wette, die Zweikämpfe im Trinken u. s. w. sind uralte Gebräuche der Deutschen und haben sich bis jetzt erhalten.

Die Oberherrschaft im Hause führte die Hausmutter. Sie gebot über alle Weiber und Sklaven und Kinder, besorgte die Reinlichkeit des Hauses, Küche und Keller, Tisch und Bett, die Verfertigung und Unterhaltung der Kleider, die Bereitung von Bier und Meth. Sie war auch der Arzt im Hause

und bereitete heilsame Kräuter für die Wunden der Männer. Sie ward endlich die Wahrsagerin der ganzen Familie und frug durch geheime Zeichen und Loose bei jeder wichtigen Angelegenheit die Götter um Rath.

Alles, was die Germanen thaten, thaten sie nur für sich und die Gegenwart. Auch ihre Künste hatten denselben Zweck. Nur auf die Bekleidung und Bewaffnung ihres Körpers verwandten sie ihre Sorgfalt. Die edelsten Helden schmiedeten sich kostbare Waffen selbst, die edelsten Frauen webten sich und den Ihrigen die Kleider selbst. Sie sollen es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Höchst kunstvolle Rüstungen und Waffen, Schilde und Waffenröcke, Trinkhörner und andere Geräthe mit Farben und Bildwerk reichlich verziert, gab es schon in der ältesten Zeit. Auch auf die Schiffe wandte man im Norden großen Fleiß. Man bildete sie in Gestalt von Thieren, meist von Drachen, und beschlug sie mit goldenem Bildwerk. Sehr reiche Könige sollen zuweilen purpurne Segel geführt haben. Alles dieß diente aber nur zum Werkzeuge und Schmuck des Augenblicks. An Werke für die Ewigkeit, große Bauwerke, kunstvolle Tempel und Paläste dachte man nicht.

Den alten Deutschen galt das Leben nur, so lange es schön war, so lange sie es frisch und kräftig genießen konnten. Darum tödteten sie nicht nur ungesunde Kinder, sondern auch alte Leute, oder Kranke, die keine Hoffnung zur Gesundheit mehr hatten, gaben sich selbst den Tod. Gewöhnlich erstachen sie sich, oder ließen sich von ihren Verwandten erstechen. In Norwegen gab es auch einen Felsen, von dem die Alten sich ins Meer hinabstürzten. Wenn ein altes Ehepaar sich den Tod geben wollte, so versammelte sich die ganze Familie, empfing das Erbe, gute Lehren und Ermahnungen und nahm feierlich Abschied. Weiber und Sklaven, zuweilen auch Kinder und Freunde, folgten in den Tod.

Capitel 21.

Die Weiber.

Nichts haben fremde Völker an den Deutschen jemals so sehr gepriesen, als ihre Keuschheit, die Treue ihrer Ehe, die Innigkeit ihres Familienlebens, die Ehre ihrer Frauen. Darin wie in der Freiheit hat auch kein Volk der Erde die alten Deutschen jemals übertroffen.

Die Freiheitsliebe und die Leidenschaft, die keinen Zügel duldete, kam zwar oft mit den guten Sitten in Widerspruch, doch immer nur ausnahmsweise. Es gab Berserker, die, allen Gesetzen und Sitten fremd, auf ihren Raubzügen mit roher Gewalt die Frauen entehrten, aber sie standen gleichsam wie wilde Thiere außerhalb der menschlichen Gesellschaft, und von derselben verachtet und verfolgt. Auch Vielweiberei fand unter den Deutschen statt, weil die Freiheitsliebe keine Gesetze hierüber duldete, aber ebenfalls nur ausnahmsweise. Die Germanen ließen sich nichts verbieten, aber das Schlechte und Niedrige unterließen sie freiwillig.

Die Jungfrauen standen bis zu ihrer Verheirathung unter der Vormundschaft des Vaters oder dessen, der das Allod hatte. Die Töchter reicher Grundbesitzer wohnten in einem eigenen Hause, das man zuweilen verschloß und befestigte, wegen der Entführungen.

Man erzog die Jungfrauen sehr keusch, sie wurden spät mannbar und heiratheten selten vor dem zwanzigsten Jahre. Manche Jungfrauen waren so keusch, daß sie den Anblick der Männer vermieden, die Augen nicht gegen sie

aufschlugen, und wenn sie heirathen sollten, davon flohen und als Amazonen lebten. Nur durch den Ruhm großer Tapferkeit und durch lange Treue konnten alsdann die Jünglinge ihre Schönen gewinnen, wodurch aber ihre Liebe einen ganz eigenen abenteuerlichen Reiz erhielt. Die Ehe sollte bloß durch Liebe geschlossen werden, daher durfte der Freier nur die Jungfrau allein begehren ohne Mitgift. Auch die Jungfrauen liebten an den Jünglingen nur männliche Schönheit und Tapferkeit. Der Ruhm großer Thaten war oft die Ursache, daß eine Jungfrau den Jüngling liebte, ehe sie ihn gesehen. Wenn zwei Freier sich um eine Jungfrau stritten, so entschied auch immer die Tapferkeit. Sie forderten einander zum Zweikampf, und die Jungfrau bestimmte sich dem Sieger. Der Freier erhielt die Braut nur aus der Hand ihres Vaters oder Vormundes. Willigte dieser nicht ein, so durfte er sie nicht heirathen. Oft weigerte sich aber die Jungfrau selber, und so geschah es sehr häufig, daß der verschmähte Freier die Jungfrau mit Gewalt raubte. Ließ er sich fangen, so mußte er, war sie ihm freiwillig gefolgt, so mußten beide Sklaven werden. Oft forderte der verschmähte Jüngling den Vater, Bruder oder Vormund der Jungfrau zum Zweikampf auf und rächte die Verschmähung blutig. Daraus entstanden langdauernde Fehden. Eine schöne Sitte war es bei allen Germanen, daß sie fast immer die Töchter besiegter Feinde heiratheten.

Willigten die Eltern und die Jungfrau ein, so war in Gegenwart beider Familien die Verlobung geschlossen. Der Freier gab dem Vormund seiner Braut ein gewisses Kaufgeld, womit er ihm die Vormundschaft abkaufte, und Brautleute wechselten Kuß und Ringe. Dann war ihre Verbindung unzertrennlich, und die Trennung von Brautleuten so schwierig, als die von Eheleuten. Vor der Hochzeit gab der Bräutigam dem Vormunde seiner Braut ein gewisses Vermögen in die Hand, von dessen Ertrage die Frau ihr Leben lang, auch nach seinem Tode, unterhalten werden sollte. So lange sie lebte, blieb dieß Vermögen in der Hand ihrer Verwandten. Nach ihrem Tode fiel es an ihren Mann oder dessen Verwandte zurück. Man hieß es Meta, Miethe, Wittemon oder W i d m u t. Die H o c h z e i t e n wurden öffentlich und mit großem Jubel vieler Gäste gefeiert. Jede heimliche Heirath war streng verboten. Die Jungfrauen trugen immer ihr Haar bloß und lang. Sobald sie aber heiratheten, setzten sie eine Haube auf. Dieser Unterschied ward streng beobachtet, und er hat sich zum Theil noch bis jetzt erhalten. Am Morgen nach der Brautnacht gab der junge Ehemann der jungen Frau ein stattliches Geschenk, welches die M o r g e n g a b e hieß. Dieß blieb ihr Eigenthum, so lange sie lebte, und nach ihrem Tode behielten es ihre Verwandten. Die Verwandten des Mannes durften nichts dagegen einwenden, und wenn sie es thaten, so schwur die Frau nur mit dem Finger auf ihrer Brust, daß es ihre Morgengabe sey, und alle Gerichte mußten es ihr zusprechen. Die Frau selbst brachte dem Manne kein Vermögen in die Ehe mit. Von dieser Sitte wich man erst am Ende der germanischen Zeit ab, und dann hieß die M i t g i f t der Braut das Vaterlieh oder Vatergeld. Da man in jenen alten Zeiten noch kein gemünztes Geld hatte, so gab man statt dessen immer Waffen, Kleider, Geräthe, Vieh und zuweilen auch kleine Güter. Niemals durften sich Menschen verschiedenen Standes heirathen. Wer es that, mußte in den niedern Stand treten, oder, wie man sagte, der ärgern Hand folgen. Ein Freier, der eine Litin nahm, wurde selbst Leut, oder wenn er eine Sklavin nahm, selbst Sklave, und die Kinder folgten ebenfalls der ärgern Hand. In der Ehe stand die Frau immer unter der Vormundschaft des Mannes, und ward nach seinem Recht gerichtet. Starb der Mann, so trat sie in die Vormundschaft ihrer Eltern zurück.

Wenn die Tochter einen Frevel beging, so richteten ihre Eltern darüber. Verging sich die Frau, so richteten ihre und des Mannes Verwandte gemeinsam. Unkeusche Töchter durften die Eltern tödten. Ehebrecherinnen durfte der Mann tödten, oder sie der Rache ehrwürdiger Matronen übergeben. Auch mit den Verführern konnte die beleidigte Familie machen, was sie wollte, sie verkaufen oder tödten.

Trotz der äußern Abhängigkeit waren die Weiber doch keineswegs unfrei oder verachtet. Wenn die Eltern ihre Tochter, oder der Mann seine Frau ohne Ursache schlecht behandelten, so wurde ihnen die Vormundschaft genommen. Jede Beleidigung eines Weibes mußte doppelt, dreifach, ja zuweilen neunfach so hoch gebüßt werden, als die eines wehrhaften freien Mannes. Dieß rührte daher, weil man die Frauen als höhere, den Göttern vertraute Wesen mit wahrer Andacht verehrte, und auch daher, weil sie, als das schwächere Geschlecht, gegen Beleidigungen wehrloser waren. Indem man die Frauen so sehr ehrte, gab man dem Familienleben einen tiefen und allmächtigen Reiz. Die Frauen waren auch darin als Freie geachtet, daß sie die Waffen führen durften, indem sie als jungfräuliche Amazonen gleich den Jünglingen auf Abenteuer auszogen, oder in allgemeinen Volkskriegen das Loos der Schlachten entscheiden halfen. Wie ihr verständiger Rath im Kreise der Familie stets angehört und beachtet wurde, so scheute man sich auch nicht in den Volksversammlungen ihre Stimme zu hören, und oft folgten ganze Völker den Worten einer Seherin. Die deutschen Frauen waren wegen ihrer Wahrsager= und Zauberkunst so weltberühmt, daß selbst römische Kaiser sie an ihren Hof luden, und jeden ihrer Winke befolgten.

Die Treue der Weiber ging so weit, daß sie gewöhnlich ihre Männer nicht überlebten, sondern sich bei ihrer Leiche selbst tödteten. Bei einigen deutschen Völkern war dieß sogar Gesetz, bei den übrigen thaten es die Wittwen nur aus freier Wahl. Sogar die Geliebten und Bräute starben zuweilen mit ihren Geliebten, denn sie glaubten, die sich in rechter Liebe gefunden, seyen eins im Leben und im Tode, und dürften sich niemals scheiden.

Capitel 22.

Wolen und Walkyren.

Dieselbe Ueberfülle der Naturkraft, die bei den Männern den Thatendrang und in höchster Ueberreizung die Berserkerwuth erzeugte, brachte in den Mädchen und Frauen jene wunderbare Sehergabe zum Vorschein, die unwillkürlich mit den tiefsten Geheimnissen der Natur vertraut wird, die in unserer Zeit noch als Magnetismus bekannt ist, in jener alten Zeit aber wahrscheinlich weit allgemeiner und in höherm Grade bei unsern Eltermüttern vorhanden war. In den mittlern Zeiten nannte man diese seltsame Gabe der Weiber Hexerei, und verdammte sie als Teufelswerk, indem man sie noch nicht natürlich zu erklären vermochte. Diese Sehergabe aber beruht in einer eigenthümlichen Reizbarkeit der Nerven, und tritt theils in Krankheiten bei tiefster Abspannung, theils bei gesunden Naturvölkern in der höchsten Anspannung und Fülle der Körperkraft hervor. Sie äußert sich im Hellsehen, im Durchschauen des Körpers und unwillkürlicher Entdeckung des Heilmittels; und wie noch jetzt die Magnetisirten sich selbst heilen, so waren vor Alters vorzugsweise die

Frauen Heilkundige. Jene Gabe äußert sich ferner in der Fernsicht und Weissagung, in der Anschauung von Dingen, die an fernen Orten vorgehen oder erst künftig geschehen sollen; und wie die Magnetisirten noch jetzt solche Erscheinungen haben, so erkannte man im ganzen Alterthum allgemein an, daß deutsche Frauen diese prophetische Gabe besäßen, und sie wurden deßhalb für heilig gehalten; man glaubte, daß etwas Göttliches in ihnen wohne.

Solche Wahrsagerinnen sollen den Tempel zu Delphi in Griechenland und das dortige allen Griechen weissagende Orakel gestiftet haben. Eben solche fanden nachher die Römer häufig im Innern Deutschlands, und die berühmteste unter ihnen war Velleda, welche vom ganzen deutschen Volke als eine Heilige angebetet wurde, und die unablässig zum Kampf gegen die Römer ermahnte.

Man nannte diese prophetischen Mädchen und Frauen Wolen, und im bösen Sinne, sofern sie Böses weissagten oder durch Zauberei Böses hervorbrachten, Hexen, im Norden Trollen.

Von diesen irdischen, obwohl mit göttlichen Zauberkräften begabten Weibern sind die Walkyren als ursprünglich überirdische Frauen verschieden. Wal heißt ein Todter (daher Walstatt) und küren auswählen. Walkyren waren die himmlischen Mädchen, von denen die alten Deutschen glaubten, daß sie jede Schlacht umschwebten, die Helden auswählten, welche fallen sollten, und dann mit ihnen in Walhalla als ihren ewigen Geliebten himmlische Freuden genössen. Daher war dem Helden jeder Tod auf dem Schlachtfeld ein Brautfest für den Himmel. In dem mit goldnen Schilden ausgeschmückten Himmelssaale, durch dessen weit offene Fenster man in alle Himmel hinaussah, sollte an Odins Tisch in unendlicher Reihe die stolze Zahl der Einheriar (Seelen der gefallenen Helden) sitzen, von den liebreizenden Walkyren umschwärmt und mit unerschöpflicher Fülle des köstlichen Methes aus goldnen Bechern bedient. Aber auch irdische Jungfrauen dachte man sich als Walkyren, wenn sie die Rüstung anlegten und Schildjungfrauen wurden.

Das zarte poetische Verhältniß des heidnischen Helden zu seiner himmlischen Geliebten ging später in das Verhältniß des christlichen Helden zu seiner Dame über, und diese war nicht immer eine irdische Dame, sondern die heilige Jungfrau oder eine andere Heilige. Die romantische Liebe des Mittelalters, der schwärmerische Ritterdienst, der göttlichen Wesen oder unbekannten oder stolzen und ewig undankbaren Damen gewidmet war, und das, was man im edlen Sinne den Minnedienst und die Galanterie nannte, nahm seinen ersten Ursprung aus dem schönen heidnischen Glauben an die Walkyren.

Capitel 23.

Altdeutsche Dichtkunst.

Die alten Deutschen hatten eine Schrift mit eigenen Buchstaben, die man Runen nannte. Man sieht aus der Form dieser Buchstaben, daß sie aus den verschiedenen Stellungen, welche zusammengeworfene kleine Holzstückchen von abgebrochenen Zweigen bilden, entstanden sind. Ursprünglich pflegte man aus den Stellungen solcher Holzstückchen zu wahrsagen, indem man mit jeder einzelnen einen besondern Sinn verband, und diesen geheimnißvollen Sinn behielt jede Rune auch noch dann, als sie schon als bloßer Buchstabe gebraucht wurde. Daher war mit der Runenschrift immer Zauberei verbunden.

Da man noch kein Papier hatte, so wurden die Runen in Stein gehauen oder in Holz geschnitten. Ein dänischer König ließ eine 30 Ellen lange Runenschrift in einen Felsen hauen. Noch jetzt findet man viele mit Runenschrift beschriebene Grabsteine, welche man überhaupt Runensteine nennt. Für den gewöhnlichen Gebrauch aber wurden die Runen in weiches Holz geschnitten, vorzüglich in Buchenholz, woher noch jetzt der Name Buch und Buchstabe. Zu diesem Geschäft taugte fast immer nur die zartere Hand der Weiber. Es haben sich noch bis jetzt dergleichen beschriebene Hölzer, die man Runenstäbe nennt, erhalten. Die Gesetze pflegte man ebenfalls in Runenschrift auf Holz zu schneiden, und zwar ihrer Länge wegen auf ganze Balken. Daher werden noch jetzt die Bücher, in welche die nordischen Gesetze eingetheilt sind, Balken genannt.

Die Dichtkunst diente in jener alten Zeit durchaus dem Heldenleben, und war ausschließlich dazu bestimmt, das Andenken großer Thaten den Nachkommen ins Gedächtniß zu rufen. Von diesem Heldengeist ergriffen, verwandelten die Dichter sogar die alten Göttersagen in kriegerische Heldensagen, und stellten Elemente, Gestirne und alle Naturkräfte im Kampf dar. Die Erzählung großer Kämpfe, die Vorhersagung des Untergangs, der Triumph des Siegers oder die Wehklagen der Ueberlebenden, dieß war der Inhalt fast aller alten Lieder, die uns aus der heidnischen Zeit erhalten sind.

Ganz eigenthümlich war der deutschen Dichtkunst von Alters her der Gleichklang zweier Consonanten (die Alliteration) oder zweier Vocale (die Assonanz) oder der letzten Sylben eines ganzen Verses (der Reim). Alle alten Lieder zeichnen sich ferner durch Stolz, Trotz, erhabene Kürze und kühne Bilder aus. Von dieser Art ist die ganze alte Edda des Nordens.

Schon Tacitus rühmt die Liebe der Deutschen zum Gesang. Die nordischen Sagen erzählten Wunder von der Wirkung des Liedes auf die Gemüther der alten Helden. Einst achteten die Dänen nur den für würdig, ihr König zu seyn, der das beste Gedicht machen würde, und das ganze Volk saß darüber zu Gericht. Ein ander Mal machten die Isländer ein Spottlied auf die Dänen, und diese achteten das so hoch, daß sie einen großen Seezug gegen jenes Inselvolk unternahmen. Durch die Kraft des Gesanges wurden alle Leidenschaften erregt oder beschwichtigt. Ein grausamer König im Norden ward durch ein einziges Lied zum mildesten Regenten umgestimmt, ein verderbter Weichling plötzlich zu männlichen Thaten begeistert. Haß und Liebe, Trauer und Wonne der Zuhörer folgten den Worten des Sängers, wie er es wollte. Ein hochgebildeter Sänger kam einst zu einem nordischen Könige und sang vor ihm und seinem Gefolge ein Lied; da brachen sie alle in laute Lust aus und tanzten und jubelten durch den Saal. Dann sang er das zweite, und sie begannen zu trauern und herzinnig zu weinen. Dann sang er das dritte, und sie wurden rasend und fielen mörderisch über einander her.

So sehr auch alle altdeutschen und altnordischen Lieder vorzugsweise kriegerischer Geist durchdringt, hinderte dieß doch nicht die größte Mannichfaltigkeit der Tonarten. Schon in der alten Edda finden wir den gewaltigsten Zorn, die erschütterndste Trauer und den heitersten gefälligsten Scherz gepaart.

Capitel 24.

Gottesdienst.

Man verehrte die Götter vorzüglich auf Bergen und in heiligen Hainen oder Heiden, daher wir noch jetzt alle Nichtchristen Heiden nennen. Einige Tempel finden wir nur im Norden. Es gab mehrere Heiligthümer, wo auch Orakel der Götter sich befanden, und zu denen weit her aus der Runde die Menschen wallfahrteten. Wallfahrt und Waldfahrt ist einerlei. Die Schweden hatten ihr Hauptheiligthum bei Upsala, die Dänen bei Lethra auf Seeland, die Norweger bei Drontheim. In Deutschland scheint es ebenfalls mehrere gegeben zu haben, z. B. auf Helgoland, am Niederrhein und der Sieg (Sicambria, Xanten, Tanfana), auf der Insel Rügen, auf dem Blocksberge, auf dem Riesengebirge, auf dem Taunus, auf dem Ottilienberge in der Pfalz, im Odenwalde und am Bodensee.

Die Deutschen theilten das Jahr nur in drei Zeiten, Winter, Frühling und Sommer. Der Winter war die heiligste Jahreszeit, und die Nacht war heiliger als der Tag. Daher wurden die Hauptfeste der Götter nur im Winter und in der Nacht gefeiert, eins zu Anfang, eins in der Mitte, eins am Ende des Winters. Von dem ersten sind noch Spuren in unsern Festen zur Kirmeß oder Kirchweih und am Martinstage übrig. Das zweite hieß das Juelfest und war das allerheiligste. Es ist in unsere Weihnachten übergegangen. Das dritte begann mit dem Frühlinge, und es ist noch übrig in unsern Fastnachtslustbarkeiten, in dem Feste der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge und in den Johannisnächten, wo man Feuer auf den Bergen anzündet und das Bild des Winters verbrennt. Außerdem gab es noch viele kleinere Feste besonderer Götter.

Bei den Festen opferte man Vieh und Früchte, besonders aber wilde Pferde. Das Fleisch aß man gemeinschaftlich und trank dazu tapfer aus den Hörnern der Auerstiere zu Ehren der Götter und der Vorfahren. Zu gewissen Zeiten und zumal in großen Kriegsgefahren oder Hungersnöthen opferte man auch Menschen, und je größer die Gefahr war, desto ansehnlicher mußten auch die Opfer seyn, daher man im Norden auch Könige dazu auswählte, wie die Heimskringlasaga erzählt.

Außer den gemeinsamen Heiligthümern ganzer Hauptvölker hatte noch jede kleine Völkerschaft ihr besonderes Heiligthum, und ihren besondern Schutzgott oder Landespatron in einem kleinen Tempel, in einem Bilde, in einer Fahne oder auch nur in einem heiligen Baume. An der heiligen Stätte ward die Volksversammlung gehalten, und Opfer und Gelag erschienen stets mit dieser verbunden.

In seinem eigenen Hause war jeder selbst Priester und verrichtete den Hausgottesdienst mit seiner Familie. Jede Familie hatte ihren Schutzgott, z. B. in einer Quelle, in einem Baume oder in Bildern, zuweilen auch in Waffen.

Capitel 25.

Glaubenslehre.

Buddha, Wodan, Odin wurde vom botnischen Meerbusen hoch in Schweden bis zum Bodensee an den Alpen verehrt. Er hieß in der gothischen Mundart auch Chodan, Gnodan, Gott oder das höchste Gute.

In der Edda, dem heidnischen Religionsbuche des Nordens, unterscheiden wir aufs deutlichste eine dreifache Periode des Odinsglaubens, einen dreifachen Stufengang von der ältesten bis zur spätern Zeit.

Der älteste Gott ist Allvater (Allvadur), der eine, einzige, ewig sich gleiche Schöpfer und Erhalter, oder Vater des ganzen Alls, aus dem erst später die niedern Götter hervorgingen, und der sie alle überleben wird, der diese Götter sammt der bisherigen Welt einst zertrümmern und eine neue Welt an ihre Stelle setzen wird. Als ewige Ausflüsse von ihm werden die drei Nornen angesehen, die Schicksalsgöttinnen, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft heißen, und unter deren Lenkung alles Zeitliche steht, das da entsteht, um wieder zu vergehen.

Aus dieser ältesten Lehre von Einem Gott bildete sich später die Vielgötterei heraus, die ursprünglich nur ein einfacher Sternendienst war. Sie ist vielleicht von Samothrake ausgegangen. Hertha oder die Erde wurde als die große Göttermutter angesehen, und die Hauptgestirne als ihre Söhne. Ihr ältester Sohn war die Sonne (wahrscheinlich Thuisko), dann der Mond (Mannus), dann der Planet Mercur (Hermes, Erich), der Planet Jupiter (Wodan), der Planet Mars (Thor), der Planet Venus (Freia) und der Planet Saturn (Same, Lockl). Davon hießen die Wochentage bei den alten Deutschen Sonntag, Montag, Erchtag, Wodanstag, Thorstag, Freitag und Samstag oder Laugurtag und Lowertag. Eben so entstanden aus den zwölf Zeichen des Thierkreises oder aus den zwölf Monaten die zwölf Asen oder Hauptgötter.

Zuletzt wurden von dem kriegerischen Volke diese alten Sterngötter in Helden umgewandelt und in beständigen Kämpfen dargestellt, worunter der Kampf theils der astralischen Kräfte und Elemente in der Natur, theils der sittlichen Kräfte und Leidenschaften im Leben der Menschen sinnbildlich dargestellt, vielleicht sogar geschichtliche Völkerkämpfe auf die Götterkämpfe übergetragen wurden. In ihrer letzten Gestalt erscheinen die Götter der Edda als treue Abbilder der nordischen Helden. Sie sind nichts mehr als edle Kämpfer, sie reiten zum Thing, sie fechten auf der Ebene Ida, sie schmausen und zechen in Walhalla, ja sie gehen endlich alle im Kampf unter, und Allvater schafft eine neue Welt ohne sie.

Vielleicht gehört die älteste reine Religion den alten östlichen Gothen und Guttonen, die zweite Sternenreligion den Sueven (die süddeutsche Sage vom Wolfdieterich im Heldenbuche bezeichnet den Heldenlauf der Sonne durch die zwölf Thierzeichen), und die dritte kriegerische Religion dem fränkisch-sächsischen Sigge und den Ynglingern an. In der Edda sind alle drei enthalten, die ersten beiden aber in den Hintergrund gedrängt und nur die dritte im Vordergrunde aufs kunstreichste ausgebildet.

Die Edda lehrt also: Im Anfang war Allvater. Ein Ausfluß aus ihm, Surtur, thronte in der äußersten Höhe der Welt im Licht- und Feuerreich Muspelheim, in der äußersten Tiefe im feuchten und dunklen Reich Niflheim die Todesgöttin Hela (daher die Hölle). Da sah Allvater in die dunkle Tiefe nieder und gebot, daß aus der Mischung des Guten von oben

oben und des Bösen von unten die Welt werde. Und Feuer vom Himmel fiel nieder in die tiefen Gewässer, und unter Dampf und Zischen der kämpfenden Elemente wurde der Riese Ymer geboren, und nach ihm die Kuh Audhumla. Ymer gebar in der dunkeln und kalten Tiefe die bösen Eisriesen, aber die Kuh leckte aus einem Salzfelsen den Gott Buri hervor, dieser zeugte den Bör und dieser den Odin, Wile und We, die mit Ymer kämpften und ihn erschlugen. Da wurden aus des Riesen Haar die Wälder, aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Blute das Meer, aus seinem Hirn die Wolken. In der Mitte des Himmels aber über der Erde bauten die Götter ihre Burg Asgard, stiegen von da auf dem Regenbogen zur Erde nieder und machten aus zwei Bäumen, der Esche und Erle, die ersten Menschen. Die Götter aber vermischten sich mit den Riesen und wurden dadurch verunreinigt; ein Riesensohn, Loki, der böse Gott, nahm mitten unter ihnen Platz und lockte sie ins Verderben.

Die Götter sind Odin, der Götterkönig, des Himmels Herr, und seine Gemahlin Frigga, die Erdmutter, die Göttin der Hausfrauen (ihr Spinnrocken das Sternbild Orion); dann Thor, der Donnerer, der den Hammer führt und das Horn, mit dem er einst beinahe das Meer ausgetrunken hätte, daher noch jetzt Ebbe und Fluth; Balder, der Gott der Schönheit und milden Güte; Braga, der Gott der Dichtkunst und des Gesanges, mit seiner Gemahlin Idunna, der Göttin der Unsterblichkeit; Freya, die Liebesgöttin, begleitet von Snotra, der Schamhaftigkeit, und Gefion, der Unschuld; Freyr, das Sonnenlicht, und seine Gemahlin Gerda, das Nordlicht; Niord, der Gott der Luft und der Stürme; Uller, Gott des Winters; Wali, Gott des Frühlings; Aegier, Gott des Meers, Tyr, der Schlachtengott; Forsete, Gott des Friedens und Rechts; Heimdall oder Rigr, Gott der Stände, der Edlen, Freien und Sklaven; Saga, die Göttin der Geschichte, und andere Untergottheiten, endlich Loki, der böse Gott, und Hela, die Todesgöttin. Zu diesen gesellen sich sodann die Riesen, die wilden Naturkräfte im hohen Norden, und die Zwerge oder Alfen, die geheimnißvollen Naturkräfte in Metallen, Pflanzen rc. Man theilte sie in Lichtalfen, die den Menschen als hülfreiche Wesen dienten, und in böse Schwarzalfen (daher das Alpdrücken). Viele zarte Volkssagen haben den schönen Glauben an diese kleinen dienstbaren Geister bis auf unsre Tage erhalten.

Oben in der lichten Welthöhe blieb Allvater in Muspelheim, unten Hela in Niflheim. Die ganze Mitte der Welt, wie sie aus Ymers Leib entstanden war, hieß Mitgard, und theilte sich wieder nach unten in Mannheim, die Erde, als deren Mittelpunkt man das irdische Asgard in Asien dachte, und in Godheim, den Götterhimmel, der gerade über der Erde stand, und dessen Mittelpunkt das himmlische Asgard war. Beide, Erde und Himmel, waren durch die Brücke des Regenbogens verbunden. Der Mittelpunkt des himmlischen Asgard war Walhalla, von wo aus man ringsum in die übrigen Himmel, den seligen Aufenthalt der Kinder, Weiber rc. sehen konnte.

Dieses ganze Weltall dachten sich unsere Väter auch unter dem Bilde der Esche Ygdrasill. Sie wurzelt tief unten in Niflheim, und unter ihren Wurzeln nagt ein Drache. Ihr Haupt aber ragt hinauf nach Muspelheim, und auf dem obersten Wipfel sitzt ein Adler. Ein Eichhorn aber läuft geschäftig auf und ab, Zwietracht zu stiften zwischen dem Drachen und Adler. Am Fuße des Baumes halten die Götter Gericht, aber der Adler verkündet ihnen, daß die Esche, vom Drachen entwurzelt, fallen und sie alle in ihrem Fall erschlagen wird.

Diese schöne Welt soll nicht von Dauer seyn. Die Götter sind nur Geschöpfe Allvaters, wie die Menschen, dem Bösen und also dem Untergang unterworfen, wie sie. Alles Zeitliche vergeht, aber Allvater wird Erde und Himmel verjüngen. Durch diese Lehre ist den alten Göttersagen ein Schluß gegeben, und dieser Schluß der Edda stimmt wunderbar mit dem Schlusse unsers alten Nibelungenliedes überein. In jener enden die Götter, in diesem die Menschen, und beide im ächt altdeutschen Heldensinn, büßend eine Schuld, aber männlich, todverachtend, treu kämpfend bis auf den letzten Mann. So dachte jeder Held sein eigenes Ende, so jede Waffenbrüderschaft ihren ruhmvollen Untergang in heißer Schlacht, so dachten sie auch das Ende aller Dinge.

Darum beginnt schon das älteste und erste Lied der Edda, die Voluspa, damit, daß eine Wole in den Kreis der Götter tritt und ihnen in schauervollen Tönen ihren Fall und des herrlichen Asgards Zerstörung im allgemeinen Weltbrande verkündet. Dieß aber wird der Ausgang seyn: die Götter werden sündigen durch Gemeinschaft mit den bösen Riesen von Ymers altem Geschlechte, sie werden darum von dem innern Licht, das ihnen von Muspelheim geworden, verlassen. Odin wird die Zauberkraft, die ihm die Herrschaft verlieh, Freyr sein Schwert, Tyr seine Hand verlieren. Loki, der Böse, wird die Götter alle bethören und Ballder, den schönsten und unschuldigsten der Götter, in dem das Gute dauerte, endlich mit List umbringen. Zwar werden die Götter den Loki tief unter der Erde in einer Schlangenhöhle fesseln, aber er wird sich schütteln, und die Erde wird beben, Hela wird einen ungeheuern Schlund öffnen und die Eisriesen zum Streite führen. Da wird auch der Himmel sich spalten und Surtur in Flammen niederfahren. Lange werden die Götter und heldenmüthig ringen, aber endlich werden sie des Wassers und des Feuers Kraft erliegen und im Rauche des ungeheuern Weltbrandes verschwinden. Dieß wird seyn der Götterrauch oder das Ende der Welt. Dann aber wird Allvater eine neue Welt ohne Uebel schaffen.

Zweites Buch.

Die Römerkriege.

Capitel 26.

Die Römer.

Im achten Jahrhundert vor Christo entstand die Stadt Rom in Italien durch den Zusammenlauf flüchtiger Menschen aus verschiedenen Gegenden. Anfänglich wurde die Stadt von Königen beherrscht, die nicht viel mehr als Räuberfürsten waren, denn in der Nachbarschaft zu rauben und sich durch kleine Eroberungen zu vergrößern, war ihr einziges Geschäft. Bald aber vertrieb das durch unaufhörliche Kämpfe zur Heldenkraft erstarkte und stolze Volk seine Könige und bildete einen Freistaat nach dem Muster der noch älteren Freistaaten in Griechenland. Ueberhaupt entlehnten die Römer von den Griechen Bildung und Künste, und von den tapfern deutschen Alpenvölkern, mit denen sie frühe zu kämpfen hatten, den Heldengeist, und indem sie beides vereinigten, wurden sie den Griechen durch kriegerische Kraft, den Deutschen durch Geschick und Einsicht überlegen.

Rom war noch klein, als im vierten Jahrhundert vor Christo große deutsche Wandervölker (Senonen und Boier) über die Alpen in die schönen Ebenen Italiens hinabstiegen und sich daselbst niederließen. Im ersten Anfalle wurde Rom von den Deutschen erobert und verbrannt; aber der kleine Freistaat erholte sich vom ersten Schrecken wieder, und da den deutschen Einwanderern unter dem wollüstigen Himmel des Südens ihre nordische Kraft allmählich erschlaffte, und da sie, in einzelne Völkerschaften getheilt, einander nicht genug Beistand leisteten, so gelang es der ausdauernden List und Kühnheit der Römer, diese allzu unvorsichtigen deutschen Stämme nach einander, obwohl erst nach langen heißen Kämpfen, theils auszurotten, theils dem immer weiter sich ausdehnenden römischen Freistaat einzuverleiben. Der Heldensinn und die Kriegskunst der Römer wurden durch nichts so sehr gestählt und durchgebildet, als gerade durch diese langen Kämpfe mit dem tapfersten Volke der Erde, den Deutschen.

Als Rom schon sehr mächtig war und ganz Italien bis in die Alpen, ja schon den südlichen Theil von Gallien an der Rhone unterworfen hatte, zog ein neuer Strom deutscher Wandervölker (Kimbern und Teutonen) über die Alpen, im zweiten Jahrhundert vor Christo. Diese erschütterten die römische Herrschaft im tiefsten Grunde; da aber auch sie, in übermüthiger Verachtung Roms, sich unvorsichtig theilten, erlagen sie der List und den ungeheuern Anstrengungen der Römer. In der Noth nämlich bildeten diese ihren ganzen Freistaat um, und verliehen dem niedrigsten Pöbel gleiche Rechte mit den alten stolzen Bürgern, da nur die vereinigte Anstrengung Aller sie retten konnte. Durch diese Maßregel aber wurde die römische Freiheit, in die nun Jeder aufgenommen werden konnte, bei den Nachbarn Roms eben so beliebt, als das römische Schwert durch den Sieg über die Kimbern gefürchtet wurde. Und so waren es wieder die Deutschen gewesen, welchen Rom seine neue Größe verdankte.

In rastloser Verfolgung dieses großen Sieges eroberten die Römer alle Länder in der Runde, und faßten den kühnen Gedanken, sich die ganze Erde zu unterwerfen. Griechenland, Vorderasien, die Nordküste von Afrika, das ganze südliche und westliche Europa, alle gallischen oder keltischen Länder bis nach Britannien hinauf wurden den kriegerischen Legionen der Republik Rom und ihrem Feldzeichen, dem goldenen Adler gehorsam. Nur tief in Asien die Perser, unsere älteren Brüder, und hinter Rhein und Donau die Deutschen trotzten Rom. Seit dem Kimbernkriege dauerte der furchtbare Kampf zwischen Römern und Deutschen ein halbes Jahrtausend hindurch fast ununterbrochen an der ganzen langen Gränze vom schwarzen Meere den Lauf der Donau und des Rheins entlang bis zur Nordsee. Bald brachen die Deutschen aus den Wäldern heraus und fielen zerstörend in die römischen Gränzen, bald führten die Römer ihre eisernen, kriegsgeübten, fest zusammengeschlossenen Legionen bis an die Weser und Elbe. Immer aber wurden hier die Deutschen, dort die Römer über die Gränzströme zurückgejagt. So schwankte der mörderische Krieg durch lange Jahrhunderte.

Vom Raube zahlloser Völker gesättigt, wurde Rom üppig. Durch ungerechte Kriege zu ungerechter Herrschaft gelangt, erstarb in ihm selbst das Gefühl der Ehre und Freiheit. Der beutelustige, siegtrunkene Soldat galt allein alles, der Bürger nichts mehr. Soldaten zertrümmerten den alten Freistaat und machten ihren Feldherrn zum alleingebietenden Kaiser. Eine lange Reihe von Kaisern kämpfte gegen die Deutschen, des unermeßlichen römischen Reiches ganze Last drückte auf uns.

Millionen eisengerüsteter Männer, die in der besten und ältesten Kriegsschule gebildeten, aus allen Theilen der Welt auserlesenen, in allen Waffengattungen geübten und unter den geschicktesten Führern von einem höchsten Willen gelenkten, für ihr Kriegshandwerk begeisterten und gegen die Deutschen mit wüthender Eifersucht und Rachlust erfüllten Römer umlagerten Deutschland von allen Seiten, und richteten ihre vernichtenden Streitkräfte gegen das halbnackte, arme Volk, das nichts hatte als den Schutz seiner tiefen Wälder und die kunstlose Kraft seines Armes.

Und dennoch, was war der Ausgang? Wir leben noch, ein starkes, blühendes Volk, und die Römer sind bis auf das Gedächtniß ihres Namens vertilgt. Unserer Väter Heldenkraft schlug nach dem längsten und denkwürdigsten Freiheitskampfe, den man jemals sah, die Herren der Welt und ihr unermeßliches Reich in Trümmer.

Von diesen großen Kriegen mit den Römern folgt nun ausführlicher Bericht.

Capitel 27.

Senonen und Boier in Italien.

An der obern Donau im heutigen Schwaben wohnten die Senonen, neben ihnen die Boier im heutigen Bayern. Zu ihnen kam im vierten Jahrhundert vor Christo ein Reisender und brachte ihnen köstliche Weintrauben und andere Südfrüchte aus Italien, dergleichen sie nie gesehen hatten. Da gelüstete es sie, in dem schönen Lande zu wohnen, das solche Früchte hervorbrächte, und sie wanderten in großen Massen aus, unter einem Heerführer, welcher Brennus hieß. Ueber die schneegekrönten Alpen stiegen sie nieder in das

lachende Land, das der Po durchströmt, und weiter bis zur Tiber, an der Rom gelegen ist. Die Römer, damals noch schwach, und mehr auf ihre List als auf ihre Stärke bauend, baten um Frieden, der ihnen gewährt wurde; als sie aber, das gegebene Wort brechend, über die arglosen Fremdlinge hinterlistig herfielen, züchtigte sie Brennus in gerechtem Zorne, schlug ihren Angriff ab, nahm ihre Stadt ein und brannte sie nieder. Die Senatoren oder die Rathsherren des römischen Freistaats wollten den Untergang ihrer Stadt nicht überleben. Sie blieben im Rathhause sitzen in langer Reihe, alles ehrwürdige Greise, in weißen und purpurnen Gewändern und jeglicher ein Scepter in der Hand. Als nun die Deutschen mit Schwert und Mordfackel in den Saal stürzten, fuhren sie erschrocken zurück, denn sie glaubten Geister oder Bildsäulen zu sehen, so unbeweglich saßen die Greise. Ein vorwitziger junger Bursch aber wollte sehen, ob Leben in ihnen sey und griff einem Senator nach dem Barte. Darüber zornig, schlug dieser ihn mit dem Scepter nieder. Die Täuschung hörte auf, und die Greise wurden alle ermordet. Nur die feste Burg von Rom oder das Capitolium, blieb unerobert und ward von einem tapfern Römer Manlius vertheidigt. Als in finsterer Nacht einst Brennus heimlich die Burg zu ersteigen befahl, retteten nur die Gänse die Römer vom Untergange, denn sie weckten sie durch ihr Geschrei noch zur rechten Zeit auf. Doch zog Brennus nicht eher ab, als bis ihm die Römer tausend Pfund Goldes zahlten, und er warf auch noch sein schweres Schwert in die Wagschale, da das Gold gewogen wurde, und ließ sich auch das noch mit Gold aufwiegen.

Die Senonen und Boier ließen sich hierauf in Oberitalien nieder und blieben somit Nachbarn der Römer. Da begannen stets aufs neue schwere und heiße Kriege zwischen ihnen, und kein Jahr verging ohne blutige Schlachten und Siege oder Niederlagen auf beiden Seiten. Hier lernten die Römer erst den Krieg. Indem sie ein so tapferes Volk, wie die Deutschen, nur bestreiten lernten, lernten sie alle andern besiegen. Sie erhielten sogar mit der Zeit das Uebergewicht über die Deutschen, weil sie mit ihrer Tapferkeit auch Einheit, einen festen Eroberungsplan, schlaue List und Verrath verbanden. Leicht hätten die Deutschen, wenn sie einig gewesen wären und nur irgend daran gedacht hätten, einen festen Plan zu verfolgen, den römischen Staat schon in seiner ersten Blüthe vernichten können.

Capitel 28.

Senonen und Boier in Griechenland und Kleinasien.

Im dritten Jahrhundert vor Christo zogen dieselben Völker mit vielen aus dem innern Deutschland verbündet nach Griechenland. Senonen, Boier, Kimbrer, Teutobodiaken, werden darunter genannt. Sie hatten verschiedene Anführer, und einer davon hieß wieder Brennus. Siegreich drangen sie bis zu dem heiligen Tempel von Delphi vor, dessen ungeheure Schätze sie plündern wollten. Aber der Gott zürnte dem verwegenen Beginnen, und ein großes Gewitter entstand plötzlich und Sturm, die Erde bebte, die Felsen stürzten ein, und von Grauen und Entsetzen ergriffen flohen die Tempelräuber davon, und die Griechen brachten ihnen eine gewaltige Niederlage bei. Brennus selbst wurde verwundet, und, um nicht gefangen zu werden, gab er sich nach deutscher Sitte selbst den Tod mit dem Schwerte.

Eine andere Heerschaar bereitete sich zur Schlacht, als die Opfer und Zeichen Unglück verkündeten. Da beschlossen sie männlich zu sterben, tödteten alle ihre Weiber und Kinder, stürzten sich in die Schlacht und fanden alle den verheißenen Untergang.

Eine dritte Schaar war unterdeß nach Kleinasien übergegangen. Das Land gefiel ihnen, und sie blieben dort und gründeten einen eigenen Staat. Griechen und Römer nannten sie Gallogriechen oder Galater, und es sind dieselben, an welche der Apostel Paulus seine Briefe geschrieben. Sie selbst hatten andere und verschiedene Namen, denn sie waren in nicht weniger als 195 kleine Völkerschaften getheilt. Diese waren aber in zwölf Gaue und diese wieder in drei Hauptstämme vereinigt, und hatten einen großen gemeinsamen Versammlungsort, Drynalmet genannt. Zwölf Gauvorsteher bildeten den höchsten Rath. Ihnen aber traten noch 300 Männer an die Seite, aus jedem Hauptvolke hundert. Diese Verfassung ist vielen andern ganz ähnlich, die wir später in Deutschland selber finden. Allmählich aber wußten einige Männer sich zu beständigen Herzogen der Galater aufzuwerfen, und zur Zeit von Christi Geburt erlitten sie das Schicksal aller ihrer asiatischen Nachbarn und kamen unter die Herrschaft der Römer. Sie behielten aber immerfort noch ihre deutsche Sprache. Ein griechischer Bischof behauptet, sie hätten wie die Leute in der Gegend von Trier geredet. Als 1400 Jahre nach ihrer Niederlassung in Asien die deutschen Kreuzfahrer in jene Gegenden kamen, fanden sie zu ihrer Verwunderung, daß die Menschen daselbst die bayerische Mundart redeten. Es waren aber auch größtentheils Boier gewesen, die dort sich niedergelassen.

Capitel 29.

Die Römer in den Alpen.

Als die Römer immer mächtiger wurden und die Senonen und Boier in Oberitalien hart bedrängten, flehten diese ihre Brüder jenseits der Alpen um Hülfe an. Da brachen 200,000 deutsche Krieger, Gäsaten genannt (Gäste, oder die Geeiseten, Eisengepanzerte) gegen Rom auf. Ihr Anführer Britomar, ein Boier, schwur, erst auf dem Capitol seinen Gürtel zu lösen. In zwei Schlachten erlagen die Römer, aber da sie ganz Italien bewaffnet, und 700,000 Mann zu Fuß und 70,000 zu Pferde als allgemeinen Landsturm gegen die fremden Gäste aufgeboten hatten und von dem tapfern Aemilius geführt wurden, gelang es ihnen am Flusse Telamon die Gäsaten zu umzingeln und ihnen in einer mörderischen Schlacht 40,000 zu erschlagen. Britomar wurde gefangen, ein anderer Anführer, Aneroest, tödtete sich selbst mit allen seinen Begleitern, im Jahre 225 vor Christo.

Ein dritter Anführer Ariovist, rettete sich in die Gebirge, wo 20,000 Kenomanen und Heneter ihn unterstützten, aber auch er wurde zwei Jahre darauf von den Römern geschlagen.

Im folgenden Jahre zog Wiridomar vom Rhein mit 30,000 Germanen herbei, aber auch dieser wurde von den Römern überwunden und vom Consul Marcellus mit eigener Hand getödtet.

Hannibal, der große Held der Carthager, der mit einem gewaltigen Heere dunkler Afrikaner und riesenhafter Elephanten durch Spanien und Gallien über die Alpen herbeizog, um der immer gefährlicher werdenden Herrschaft der

Römer ein Ende zu machen, wurde von den Alpenvölkern mit Freude empfangen. Unter ihm fochten Senonen und Boier am Tessin, wo auch Crtxus, ein Nachkomme des Brennus, das Leben verlor. Am eifrigsten aber stritt Dukarius, der Boierführer, am trasimenischen See, und rächte den Viridomar, indem er den römischen Heerführer, Consul Flaminius, in der Schlacht aufsuchte und im Zweikampf erlegte. Hier begruben die Boier 25,000 Römer in einem Walde, und machten aus dem Schädel des zweiten erschlagenen Consuls, Posthumus, eine Opferschale für ihre Götter. Als aber Hannibal durch der Römer Einfall in Afrika dorthin zurückgerufen wurde, gewannen die Römer wieder die Oberhand, und trieben nach verzweifelten und mörderischen Schlachten, in deren einer 35,000, in einer andern 40,000 Mann erschlagen wurden, die Alpenvölker zurück. Am längsten kämpften die Boier, bis die festen Burgen, die sie jenseits des Comer Sees in den Alpen zum Schutz gebaut hatten, nach und nach, und zuletzt die Hauptburg Felsina, in der Römer Hände fielen. Auch dann noch kämpften die Boier und siegten noch in mancher Bergschlacht, aber die Römer bestachen die Kenomanen und Heneter, die ihnen beistanden, und des Gebirgskriegs kundiger, sie allmählich immer mehr schwächten. Im Jahre 191 vor Christo erlagen sie in einer letzten Schlacht, wo ihrer 32,000 erschlagen wurden.

Seitdem gewannen die Römer festen Fuß auf der ganzen Südseite der Alpen, und benutzten die damals schon gewöhnliche Eifersucht der kleinen Gebirgsvölker untereinander, um die einen durch Begünstigungen zu Bundesgenossen und endlich zu römischen Bürgern zu machen, die andern aber, die kräftiger widerstanden, in einem systematischen Vertilgungskriege auszurotten. Zugleich aber drangen sie über die Westalpen nach Gallien und machten das schöne Land an der Rhone zu einer römischen Provinz, daher es noch heute die Provence heißt.

Capitel 30.

Geten und Bastarner.

Von den Budinen des Herodot ist es ungewiß, ob sie tiefer im Westen oder Norden Rußlands gewohnt haben. Nur ihr Name, ihre blauen Augen, ihr blondes Haar und ihr heiliger Waldsee sprechen für ihre Verwandtschaft mit den spätern Gothen.

An den Donaumündungen saßen die Geten, hinter diesen die Donau aufwärts die Daker, dann die Päonier. Als der große Perserkönig Darius 500 Jahre vor Christo über die Donau ging, aber in den nordwärts derselben liegenden Steppen beinahe umgekommen wäre, suchten die Päonier seine Freundschaft, und ließen ein großes und sehr schönes Mädchen, welches auf dem Kopf ein Gefäß mit Wasser trug, am Arm ein Pferd führte und zugleich spann, bei ihm vorübergehen. Als er darüber erstaunte, sagten sie, sie seyen Abkömmlinge der Teukrer von Troja, und alle ihre Weiber seyen so arbeitsam. Tiefer in den Steppen aber spotteten die Skythen (thrakische, vielleicht noch deutsche, vielleicht tartarische oder slavische Stämme) des großen Königs und schickten ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile mit der Erklärung: kannst du mit deinem Heere dich nicht in der Luft verbergen wie ein Vogel, oder in der Erde wie eine Maus, oder im Wasser wie ein Frosch, so werden unsere Pfeile euch erlegen, bevor ihr unsere Gränzen zurückmesset.

Also geschah auch, die Skythen lockten das Perserheer tief in ihr Land, umstellten es dann, und hätten es aufgerieben, wenn der stolze König nicht durch eine List mit genauer Noth entkommen wäre.

Von den Geten melden die Griechen, der weise Zamolxis habe ihnen den Glauben an Unsterblichkeit gelehrt, und sey von ihrem Könige Diceneus zum Gesetzgeber des Volkes gemacht worden. Lange nachdem der vergebliche Zug des Darius geschehen war, am Ende des vierten Jahrhunderts vor Christo, suchte Alexander der Große sein griechisches Reich bis an die Donau auszudehnen, besiegte die Geten und vertrieb einen Stamm derselben, die Triballer, von der Donauinsel Peuce, die vielleicht eine heilige war, wenigstens nennt nach ihr Plinius alle deutschen Donauvölker, und auch die im Norden derselben wohnenden Bastarner, sämmtlich Peucener.

Sobald die Römer in den Alpen geboten, suchten sie auch ihre Herrschaft weiter nach Osten über Illyrien auszubreiten, und sowohl die deutschen Donauvölker, als auch die Griechen zu unterwerfen. In Illyrien widerstand ihnen die kriegerische Königin Teuta, die einen Seeräuberkrieg gegen sie führte und ihre Gesandten enthaupten ließ; aber sie wurde zuletzt besiegt und starb aus Kummer, 229 vor Christo. Ihr dritter Nachfolger, Gentius, kämpfte lange mit den Römern und suchte sich mit Perseus, dem Griechenkönige, zu verbinden. Dieser aber ließ ihn aus Geiz und Trägheit im Stiche; und so mußte sich endlich Gentius den Römern ergeben. Seine Gesandten bei der Unterhandlung hießen Teutikus und Bellus.

Der unglückliche Perseus suchte das Versäumte nachzuholen, und rief die Geten und die im Norden derselben wohnenden Bastarner gegen Rom zu Hülfe. Einer ihrer Führer hieß Teutagonus. Doch geschah nichts. Perseus wollte nicht genug Sold bezahlen, und darüber zornig, verheerte der Bastarnerkönig Klondikus Thracien und ging wieder zurück, ohne die Römer anzugreifen. Alle Gebirgsvölker von Dalmatien und Krain mußten sich nach und nach den Römern unterwerfen. Eines davon, die Stoner, tödteten sich alle selbst, da sie am Siege verzweifelten.

Capitel 31.

Aufbruch der Kimbern und Teutonen.

Im Jahre 113 vor Christo wälzte sich ein Strom wandernder Völker von der Donau her in die steyrischen Alpen. Sie nannten sich Kimbern und Teutonen, und sagten aus, daß eine Ueberschwemmung sie vom nördlichen Meere vertrieben, und daß sie Land suchten, um zu wohnen. Unterwegs aber gesellten sich viele süddeutsche Völker zu ihnen, auch Boier. Einer ihrer Anführer hieß Bojorix. Ihr Zug ging sehr langsam, denn sie hatten Weiber und Kinder, Vieh und Beute bei sich auf einer großen Menge von Wagen. Der bewaffneten Männer aber waren allein 300,000. Die Kimbern hatten 15,000 Reiter, alle in blankem Stahlharnisch, mit breiten Schwertern und langen Lanzen, die Helme mit Thierhörnern, Fittigen und Federbüschen geschmückt. Das ganze Volk war von der Höhe der Riesen, furchtbar anzuschauen im langwallenden Goldhaar und im Trotze des blauen Auges.

Die Römer erschracken sehr und schickten ein Heer in die Alpenpässe, um den Durchzug der Fremdlinge und den Abfall der unterworfenen Alpenvölker zu verhindern. Die Wanderer zeigten sich friedlich und sagten, daß sie nur

nach

nach Gallien gingen. Carbo aber, der Römer Feldherr, gab ihnen treulos falsche Wegweiser und überfiel sie dann plötzlich bei Nacht in engen Bergschluchten bei der Stadt Noreja. Doch die Deutschen rächten den Verrath durch eine blutige Niederlage des ganzen römischen Heeres. Nur Wenige entkamen mit dem Feldherrn, da ein schreckliches Gewitter die Verfolgung hinderte.

Dann zogen die Wanderer sehr langsam während mehrerer Jahre an den Alpen hin gegen Gallien. Ueberall schlossen sich die rüstigen Söhne der Alpen an sie an. Wie sie nach der Schweiz kamen, welche damals Helvetien hieß, stießen zwei ganze Gauvölker, die Tiguriner (Züricher) und die Toygener (Toggenburger, Zuger), von dem jungen Helden Diviko angeführt, zu ihrem Heere.

Aus der Schweiz ergoß sich nun der ganze Schwarm in Gallien und ward des Landes Meister bis zum Meere. Nur hinter die Mauern ihrer festen Städte versteckt leisteten die feigen Gallier Widerstand. Aber auch mit den deutschen Völkern, die in den Niederlanden wohnten, und die man Belgen nannte, kämpften die Wanderer vergebens. Mochte es der Widerstand der Städte seyn, oder hatten sie schon zu große Lust am immerwährenden Kriege gefunden, oder wurden sie durch die noch schönern Länder im Süden angezogen, genug, sie blieben ihrer ersten Absicht nicht getreu, und während die Teutonen sich noch mit den Belgen herumschlugen, beschlossen die Kimbern schon wieder, Gallien zu verlassen. Sie kamen in die Gegend von Marseille, und stießen hier auf ein römisches Heer, das unter Silanus die Gränze bewachte. Sie forderten Land in Italien, und es ward ihnen abgeschlagen. Da fielen sie über die Römer her und überwanden sie in einer großen Schlacht. Ein anderes römisches Heer unter Longinus bewachte die Gränzen am Genfersee. Gegen dieses zog Diviko mit den Helvetiern und schlug es gänzlich aufs Haupt, so daß alle Römer umkamen oder gefangen wurden. Alle Gefangenen aber mußten zum Hohn unter einer Lanze hindurch kriechen, die auf zwei sehr niedrige Pfähle gelegt war. In aller Eile schickten die Römer ein neues Heer unter Scaurus; aber auch dieses ward völlig überwunden, der Feldherr gefangen, und als er noch in Fesseln stolz den Deutschen weissagte, sie würden die Römer in Italien selbst niemals bezwingen, ward er von einem jungen deutschen Heerführer, Bojorix, in sträflichem Uebermuth erschlagen.

Unterdeß zogen auch die Teutonen herbei, und der ganzen vereinigten Völkerfluth konnten die Römer nur noch ein einziges muthloses Heer entgegen setzen, unter zwei Feldherren, Manlius und Cäpio, die einander haßten und in der Noth verließen. Cäpio plünderte in Gallien und erbitterte auch die Einwohner des Landes gegen sich. Dann ließ er sich allein mit den Deutschen in eine Schlacht ein und ward gänzlich geschlagen; eben so Manlius, der zu spät herbeieilte. Dieß geschah am Ufer der Rhone, 105 vor Christo. Kein Römer ward gefangen, alle wurden dem Schwerte Preis gegeben, und selbst alle köstliche Beute ward den Göttern geweiht und in den Rhonefluß versenkt.

Offen war die Provinz, vernichtet die sieggewohnten Heere der Römer, Rom in Betäubung, zu jedem Widerstande unfähig, schon auf schnellen Untergang gefaßt. Die Deutschen durften nur vorrücken, um dem römischen Reiche ein Ende zu machen. Aber plötzlich gaben sie aus freien Stücken den Besitz Italiens wieder auf, und zogen über die Pyrenäen nach Spanien, wo die tapfern Keltiberier wohnten. Mit diesen stritten die Kimbern und Teutonen drei Jahre lang, ohne sie bezwingen zu können, und dadurch gewannen die Römer Zeit, sich aufs neue vollkommen zu rüsten.

Marius, ein gewaltiger Kriegsheld, von Geburt nur ein geringer Bauer, ward mit unumschränkter Macht von allen Römern zum alleinigen Feldherrn erhoben, und er rief wie durch Zauberei ein neues großes Heer hervor, indem er den niedrigsten Pöbel, Sklaven und Fremdlinge ohne allen Unterschied bewaffnete. Dieses Heer übte er Tag für Tag in allen Künsten und Gefahren des Kriegs, indem er selber unermüdet mit seinem Beispiele voranging. Als nun im Jahre 102 die Kimbern und Teutonen aus Spanien zurückkehrten, fanden sie den Marius in einem sehr festen Lager an der Rhone und sahen sich genöthigt, den Eingang ins römische Reich, den sie drei Jahre früher umsonst gehabt hätten, mit Blut zu erkaufen. Da beschlossen sie, sich zu trennen. Die Teutonen wollten sogleich auf den Marius losgehen, die Kimbern aber zogen ins Tyrol, um von da aus in Italien einzufallen.

Capitel 32.

Untergang der Teutonen.

Vor des Marius Lager hielten die Teutonen und forderten Land von ihm. Er wies sie höhnend zurück, und nachdem sie ihn lange vergeblich aufgefordert, heraus zu kommen und in offenem Felde mit ihnen zu kämpfen, begannen sie mit großer Wuth sein Lager zu stürmen. Doch die festen Mauern und Graben spotteten ihrer unbesonnenen Angriffe, und die Römer lernten den furchtbaren Anblick der Deutschen ertragen. Die Teutonen glaubten aber, sich nicht länger aufhalten zu müssen, und zogen geradezu neben dem römischen Lager vorbei nach Italien. Sechs Tage lang dauerte ihr Zug. Marius ließ sie ruhig vorüber, obgleich sie ihn spöttisch frugen, ob er nichts nach Rom zu bestellen habe. Dann aber brach er plötzlich auf, und suchte ihnen auf kürzern Wegen zuvorzukommen, um sie an einem günstigen Orte zu überfallen.

An einem Flüßchen, das aus den Alpen hervorströmte, zogen die Teutonen aufwärts bis in die Gegend von Aix, die durch ihre Heilquellen damals schon berühmt war. Hier lagerten sie im Thale und ließen sich wohl seyn, badeten, schmaus'ten, tranken und sangen. Auf den benachbarten Hügeln aber erschien Marius. Seine vom Marsch ermüdeten Soldaten mußten sogleich ein festes Lager schlagen, und da es schon Abend war, und die Unordnung einer nächtlichen Schlacht ihm gefährlich schien, so litt er nicht einmal, daß die Seinigen zum Flusse hinabstiegen, um ihren brennenden Durst zu löschen, weil es dabei nothwendig zum Kampfe mit den Teutonen kommen mußte. Dennoch trieb der Durst einige römische Troßknechte hinunter, und diese kamen sogleich mit badenden Deutschen ins Handgemenge. Kaum hörte man den Lärm, so kamen von beiden Seiten noch mehr Römer und Deutsche herbei. Die Römer drangen über den Fluß bis in die Wagenburg der Deutschen. Hier hatten sie mit den Weibern einen harten Kampf zu bestehen, und da noch immer mehr Deutsche aus der entferntern Gegend des Lagers herbei eilten, gelang es dem Marius endlich, seine Leute zurückzuziehen. Die ganze Nacht hindurch wachten und zechten die Deutschen, und ihr wildes Jubelgeschrei hallte an den Gebirgen wider und erfüllte selbst die kühne Seele des Marius mit Grausen, also daß er seine eigene Tochter den Göttern zum Opfer gelobte, wenn sie ihm über dieses furchtbare Volk den Sieg verliehen.

Der folgende Tag blieb ruhig, denn die Deutschen griffen nicht an, und Marius erwartete noch günstigere Zeichen der Götter. Diese wurden ihm, und

den dritten Morgen beschloß er anzugreifen. In der Nacht noch sandte er seinen Unterfeldherrn Marcellus mit einem kleinen auserlesenen Heere den Deutschen in den Rücken.

Wie die Sonne aufging, zog Marius vor sein Lager heraus und stellte sich in Schlachtordnung. Kaum sahen dieß die Teutonen, so stürmten sie in freudiger Kampflust durch den Fluß und den Hügel hinauf. Aber der weite Lauf und das öftere Ausgleiten auf dem steilen und schlüpfrigen Hügel brachte sie ganz außer Athem. Dicht am Rande des Hügels empfingen sie die Römer in geschlossenen Gliedern und gaben keine Lücke. Umsonst wütheten die Teutonen auf sie an. Von hinten durch die Nachfolgenden gedrängt, und ohne auf dem abschüssigen Boden festen Fuß fassen, ohne sogar im Gedränge ihre übermäßig langen Lanzen und Schwerter brauchen zu können, waren ihre riesenmäßigen Leiber den kurzen Waffen der Römer bloßgestellt, und als diese nun vorwärts und den Hügel hinab drangen, und zugleich Marcellus den Teutonen in den Rücken fiel, ward das Gedränge und Gemetzel nur noch furchtbarer. Ohne zum Gebrauch ihrer Waffen zu kommen, wurden die Deutschen von den Römern niedergestochen oder im Gedränge erstickt. Endlich um Luft zu gewinnen, mußten sie die Flucht suchen. So stürzte sie ihre unbesonnene Tapferkeit, ihre Unkunde in der Anordnung großer Schlachten und in der Benutzung der Gegend, endlich die Unbehülflichkeit ihrer Waffen und ihre eigene Menge ins Verderben. Noch waren die Weiber der Teutonen auf ihrer Wagenburg, und da die Römer ihnen nicht geloben wollten, ihre Ehre zu schonen, so ermordeten sie alle ihre Kinder, und dann sich selbst mit eigner Hand. Das Beste von der Beute behielt Marius für seinen Triumphzug. Alles Uebrige ließ er zu einem ungeheuern Haufen aufthürmen und als ein großes Brandopfer für die Götter in Flammen auflodern. Von den Leichen der Erschlagenen ward der Boden so fruchtbar, daß die Reben in den folgenden Jahren weit und breit den besten Wein trugen, und die riesenhaften Knochen der Teutonen wurden lange dazu gebraucht, die Weinberge einzuzäunen. Die meisten Flüchtlinge wurden von den Galliern aufgegriffen und den Römern übergeben. Im nächsten Walde fing man einen König der Teutonen, Teutobach, der von solcher Riesenhöhe war, daß er über alle Siegeszeichen des Triumphzuges wegragte. Derselbe soll auch in einem Sprunge über sechs Pferde hinübergesprungen seyn.

Capitel 33.

Untergang der Kimbern.

Unterdeß zogen die Kimbern durch die Klausen, welche Tyrol von Italien scheiden, frohlockend der Schneeberge, die sie an die winterlichen Spiele ihrer nordischen Heimath erinnerten. Halbnackt sah man sie auf ihren großen Schilden die Gletscher hinunter fahren. Das war in jenen alten Zeiten eines der beliebtesten Spiele in den skandinavischen Gebirgen. Dann kamen sie zu dem Anblick der glanzvollen Ebenen Italiens, freudigen Herzens, denn sie glaubten in dem schönen Lande bald ihre Brüder, die Teutonen, wieder zu sehen. Vor ihnen floh ein Heer unter Catulus, der es nicht gewagt hatte, ihnen die Bergpässe zu wehren.

An der Etsch kam es zum ersten Kampfe. Zu beiden Seiten des Flusses hatte Catulus Verschanzungen angelegt, und hier wollte er sich halten. Die Kimbern aber lagerten sich oberhalb der Veste, rissen Bäume aus, bildeten große

Flöße, und beschwerten sie mit Felsstücken. Diese trieben sie den Fluß hinab in so ungeheurer Menge und so rasch auf einander, daß die Brücke zwischen beiden Verschanzungen barst, und der Fluß selbst über sein Ufer trat. Dazu machten die Kimbern ein so furchtbares Siegsgeschrei, daß die Römer, die in der Verschanzung jenseits des Flusses lagen, nicht mehr zu halten waren und in eiliger Flucht davon rannten, ohne auf das Bitten und Beschwören ihres tapfern Feldherrn zu hören. Die Römer aber, welche diesseits des Flusses zurückgeblieben waren und zur Flucht keine Brücke mehr hatten, wehrten sich hinter ihren Schanzen noch lange Zeit mit solcher Tapferkeit, daß die Kimbern sie für Helden erklärten und ihnen unaufgefordert Frieden und Freiheit schenkten.

Hierauf breitete der Wanderer Zug über die herrlichen Gefilde von Verona sich aus, wilder Siegestrunkenheit sich hingebend, maßlos schwelgend in den Genüssen des südlichen Himmels, und unbekümmert auf ihre Brüder, die Teutonen, wartend. Statt dieser aber kam Marius mit seinem triumphirenden Heere, woran sich auch Catulus angeschlossen hatte. Noch dachten die Kimbern an nichts Arges und sandten zu ihm, Land fordernd für sich und die Teutonen. Lachend aber sprach Marius, ihre Brüder hätten schon Landes genug, darin sie ruheten, und als die kimbrischen Gesandten dieß nicht verstanden, ließ er die gefangenen Führer der Teutonen in ihren Fesseln herbeibringen. Da entfernten sich die Gesandten schweigend und Rache glühend, und des andern Tags erschien der junge Bojorix als Herold stolz zu Rosse vor dem Lager des Marius und forderte nach germanischer Kampfsitte ihn auf, Zeit und Ort zur Schlacht zu bestimmen. Marius lachte ihrer Treuherzigkeit und bestimmte den dritten Morgen und die staubigen Felder von Vercelli für den Kampf.

Jener Morgen brach an. Es war der 30 Julius des 101sten Jahres vor Christo. Nebel bedeckte die ganze Gegend. Die Kimbern stellten in einem großen Viereck sich auf, davon jede Seite 75,000 Schritte maß. Ihre vordersten Reihen hatten sich mit Ketten fest verbunden, daß sie um so weniger sollten durchbrochen werden können. Jeder trug vor sich einen mannshohen Schild, also daß die ganze Masse eine hölzerne Mauer schien. Marius aber hatte den Seinen lange Speere mit Widerhaken gegeben, um den Deutschen damit die Schilde wegzuziehen, und ihre Leiber dem kurzen Schwerte bloß zu stellen. Die Schlacht begann, und gleich anfangs schienen die Römer verloren, da die kimbrischen Reiter die ganze Reiterei der Römer durch eine verstellte Flucht und mit Hülfe des Nebels zwischen sich und das kimbrische Fußvolk lockten. Da betete Marius inbrünstig zu den Göttern, und plötzlich theilte die Sonne den Nebel, und ein starker Wind erhob sich. Die römische Reiterei sah ihre Gefahr und rettete sich. „Mein ist der Sieg!" rief Marius freudig aus, und begeistert stürzten die Römer auf die Kimbern. Marius, der die Lage des Orts wohl kannte und benutzte, hatte sich so gestellt, daß er Wind und Sonne im Rücken hatte. Den Deutschen aber fielen die glühenden Sonnenstrahlen, flog der aufgeregte Staub gerade ins Gesicht. Sie wurden bald ihrer Schilde beraubt. Durch die Ketten verbunden, sanken die Lebenden mit den Todten hin. Auch wer noch stand, war so von Staub und Sonne geblendet, daß er nicht sah, wohin er schlug. Die steigende Tageshitze und das Gedränge machte sie matt. Ihre unbehülfliche Wuth und ihre Menge hielt zwar noch lange Widerstand, doch am Ende des Tages war ihre Niederlage entschieden. Mit den Waffen in der Hand fiel Bojorix, und mit ihm bedeckten 90,000 Kimbern das Wahlfeld. Viele tödteten sich selbst, 60,000 sollen gefangen worden seyn. Auf der Wagenburg fochten die Weiber in schwarzen Kleidern und mit fliegendem Goldhaar

noch geraume Zeit, theils gegen die Römer, theils gegen ihre eignen Männer, weil sie sie fliehen sahen, und da alles verloren war, ermordeten auch sie alle ihre Kinder und sich selbst. Zuletzt mußten die Römer sogar noch einen harten Kampf mit den Hunden der Kimbern bestehen, die das Gepäck hüteten. Die Helvetier, die in den Klausen zurück geblieben waren, zogen bei der Nachricht von der Schlacht bei Verona still in ihr Land zurück.

Die Art und Weise, wie hier die Deutschen gefochten hatten, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in den Gemüthern der Römer zurück, und der kimbrische Schrecken ward zum Sprüchwort, und mit seinem Andenken blieb den Römern eine dunkle Ahnung zurück, daß von der gewaltigen Kraft jener Nordländer ihr Reich einst zusammenbrechen werde. Nächst sich selbst achteten die Römer fortan die Germanen für das tapferste Volk der Erde, und dieser bloße Glaube ward in allen folgenden Kriegen ein Bundesgenosse der Deutschen, indem er der Römer Zuversicht schwanken machte. Außerdem aber pflanzten diese Kimbernkriege den Keim des Verderbens in das Innere des römischen Staates, indem sie den ersten Anlaß gaben, daß Pöbel, Fremdlinge und Soldaten zur höchsten Gewalt gelangten. So haben die Kimbern und Teutonen in ihrem Untergange noch gesiegt, und sind, obwohl ohne die Theilnahme ihres Volks und auf fremdem Boden, doch auch für ihr Vaterland nicht umsonst gefallen.

Capitel 34.

Mithridates. Empörung der kimbrischen Sklaven. Der Suevenbund.

Nach diesen denkwürdigen Kriegen blieb lange Zeit Ruhe an den Alpen. In Rom aber entspann sich ein furchtbarer Parteikampf, da Marius an der Spitze seines Heeres die Alleinherrschaft an sich zu reißen strebte, und nur, wie Gift durch Gegengift, durch einen noch jüngern, aber eben so mächtigen Feldherrn, Namens Sylla, bezwungen werden konnte. Uns Deutschen mag dabei bemerkenswerth seyn, daß, als der alte Marius auf der Flucht in dem italienischen Städtchen Minturnä gefangen wurde, ein kimbrischer Gefangener abgesandt ward, ihn zu tödten, bei dem Anblick des wehrlosen greisen Helden aber von Scham und Ehrfurcht ergriffen das Schwert fallen ließ, wodurch die Bürger jener Stadt so gerührt wurden, daß sie den Marius wieder frei ließen.

Um dieselbe Zeit hatten die Römer auch von außen her einen großen Kampf zu bestehen wider Mithridates, einen König in Kleinasien. Dieser hatte den kühnen Plan gefaßt, die unterdrückten Völker von Roms Herrschaft zu befreien. In seiner Jugend war er bei deutschen Völkern jenseits der Donau erzogen worden und hatte nachmals seine Töchter mit ihren Oberhäuptern vermählt. Darum standen sie ihm gegen die Römer bei, und bildeten den Kern seiner Heere. Aber an Roms Uebermacht und ausdauernder Tapferkeit scheiterte sein Heldengeist. In drei Kriegen ward er geschlagen, mußte endlich flüchtig werden, und ein Deutscher gab ihm nach deutscher Sitte den Tod, den er wünschte.

Bald darauf entspann sich in Italien selbst ein eben so furchtbarer Krieg. Die Sklaven, meist Kriegsgefangene und größtentheils Deutsche, empörten sich unter der Anführung eines gewissen Spartacus. Neben ihm führte Gannicus die Kimbern an. Drei Jahre lang siegten sie über die geübtesten römischen Heere, verwüsteten ganz Italien und brachten selbst die Hauptstadt Rom in die äußerste Gefahr. Aber ihre Siegestrunkenheit und

Beutelust machten sie unvorsichtig und ungehorsam gegen des weisen Spartacus Befehle, und ehe sie noch über die Alpen in ihre Heimath gelangen konnten, fanden alle den Untergang.

Der Zug der Kimbern und Teutonen hatte auch im innern Deutschland große Unruhe veranlaßt. Hundert Gauvölker nordwärts der Donau schlossen um diese Zeit ein Schutz- und Trutzbündniß. Man nannte sie insgesammt Sueven. Unter ihnen waren die Senonen die berühmtesten. Auch der Langobarden, Katten, Hermunduren wird nebst vielen andern Völkern in diesem Bunde Erwähnung gethan. Sie sollen rings um sich her ihre Gränzen wüst gelegt haben, um jeden Feind desto besser abwehren zu können. Jährlich sollen sie aus jedem ihrer hundert Gaue tausend Mann ins Feld gestellt haben. Allen umliegenden Gauen waren sie ein Schrecken; viele rotteten sie aus oder trieben sie den Römern in die Hände. Dieses Loos traf alle rheinischen Völkerschaften vom Oberrhein bis Belgien, die nun, zwischen Römer und Sueven eingeschlossen, eine Beute der erstern wurden, da die Sueven ihnen nicht halfen. Die Stämme am Oberrhein vereinigten sich unter Ariovist, die am Unterrhein unter Ambiorix, aber beide erlagen dem kriegerischen Uebergewichte der Römer, die der große Cäsar anführte.

Capitel 35.

Ariovist.

Zwei gallische Völkerschaften, die Aeduer und Sequaner, welche der Fluß Saone trennte, zankten sich um den Vorrang, anstatt vereinigt gegen die Römer zu stehen, die ganz in ihrer Nähe schon längst die Provence inne hatten, und bei erster Gelegenheit ganz Gallien zu erobern trachteten. Da die Sequaner den Kürzern zogen, riefen sie ihre deutschen Nachbarn vom Oberrhein her zu Hülfe. Dort wohnten viele kleine Gauvölker, die Tribokker bei Straßburg, die Nemeter bei Speier, die Vangionen bei Worms, die Rauraker bei Basel, die Tulinger bei Tuttlingen, die Latobriger im Breisgau, gegen die Donau zu die Markomannen, zwischen Main und Neckar die Sebusier, Haruder und Narisker. Aus diesen Gauen zogen 15,000 Mann, angeführt von Ariovist, den Sequanern zu Hülfe und schlugen die Aeduer gleich in der ersten Schlacht aufs Haupt, 72 vor Christo. Aber es gefiel ihnen in dem gallischen Lande, und sie gingen nicht mehr heraus, vielmehr riefen sie ihre Landsleute schaarenweis über den Rhein, und Ariovist befahl den Sequanern, ihm den dritten Theil ihres Landes einzuräumen. Da wurde allen Galliern bange, und sie baten vereinigt die Römer um Hülfe. Damals befehligte in der Provence Julius Cäsar, der größte Feldherr und Herrscher, nach dessen Namen in spätern Zeiten jeder, der die höchste irdische Würde auf seinem Haupte vereinigte, Kaiser genannt worden ist. Dieser Held freute sich sehr, so gute Gelegenheit zu Krieg und Eroberung zu finden. Er versprach Hülfe, und befahl dem Ariovist, Gallien augenblicklich zu verlassen. Ariovist antwortete: „Die Römer hätten sich um nichts zu bekümmern, was er thäte." Cäsar rückte aber mit seinem wohlgeübten Heere gegen ihn, und da er viele gallische Spione hatte, so erfuhr er, daß die deutschen Weiber auf einen gewissen Tag ihrem Volke Unglück verkündet hätten, daher die Deutschen an diesem Tage gar nicht, oder doch nur muthlos fechten würden. Da griff er gerade an demselben Tage an und schlug sie mit leichter Mühe in die Flucht, da sie die Götter gegen sich

glaubten. Ariovists beide Weiber wurden gefangen; er selbst entrann über den Rhein. Dieß geschah im Jahr 58 vor Christo.

Capitel 36.

Cäsar am Rhein.

Um diese Zeit unterjochte Cäsar auch die Helvetier, und in Gallien benahm er sich nicht besser, als Ariovist. Das Land, das ihn gegen fremde Eroberungen zu Hülfe gerufen hatte, eroberte er jetzt selbst. Ganz Gallien zwang er unter der Römer Joch, und so oft die Ueberwundenen sich wieder empörten, er behauptete dennoch die Oberhand. Wenn der gallische Krieg eine Weile ruhte, so benutzte Cäsar diese Zeit, seine Herrschaft auch gegen die Deutschen, wenigstens bis an den Rhein auszudehnen.

Schon seit geraumer Zeit war das linke Rheinufer mit einer Menge kleinerer und größerer deutscher Stämme bevölkert. Die am Oberrhein sind schon genannt. An der Mosel wohnten die Trevirer bei Trier; weiter am Rhein hinunter die Eburoner und Tungrer bei Tungern, die Gugerner zwischen Maas und Rhein, die Menapier südlich vom Ausflusse des Rheins, die Bataver nördlich davon, die Canninefaten auf den Inseln. An diese schlossen sich dann westlich die Toxandrer und Mariner an der Nordseeküste bei Dünkirchen an, und südwärts von diesen die Atrebaten, Atnatiker (Ueberreste geflüchteter Kimbern), die Kondruser, Cäresier, Pämonen, die Nervier (ein mächtiges Volk im Hennegau), die Veromandner bei Vermandois, die Ambianer bei Amiens, die Bellovaker bei Beauvais, die Suessionen bei Soissons, die Velokassen, Kaleten u. s. w.

Obwohl alle diese Völker mit einem allgemeinen Namen Belgen genannt wurden, so war doch jedes selbstständig, und es fand keine Verbindung unter ihnen statt. Sie gehörten nicht einmal alle zu dem fränkischen Hauptstamme, sondern mehrere waren erst aus verschiedenen Gegenden Deutschlands eingewandert. Sie lebten häufig in Fehden mit einander; nur den Teutonen hatten sie vereinigt widerstanden. Im Jahre 57 vor Christo beschloß Cäsar, sie zu unterwerfen, und da sie vereinzelt fochten, so war es ihnen auch bei der größten Tapferkeit unmöglich, sich eines so mächtigen Gegners zu erwehren. Sie wurden alle nach einander überwunden und noch einmal, im folgenden Jahre, da sie sich wieder empört hatten.

Im Jahre 55 vor Christo kamen zwei von den Sueven vertriebene Gauvölker, die Tenchterer und Usipeter (aus dem Nassauischen) über den Rhein und suchten Land. Cäsar wollte aber so viele streitbare Deutsche in Gallien nicht dulden und allen, die es ferner wagen sollten, über den Rhein zu gehen, ein abschreckendes Beispiel geben. Er ließ die Anführer der Vertriebenen, die in sein Lager kamen, um zu unterhandeln, verrätherisch gefangen nehmen, und fiel dann über das führerlose Volk her, drängte es in die Landenge am Einflusse der Maas in den Rhein und ließ nicht eher vom Kampfe ab, bis die meisten unter den Deutschen ermordet, ertrunken oder gefangen waren. Doch entkam ein großer Theil in ihre alte Heimath. Nur Ein Mann im ganzen römischen Reiche war so ehrlich, zu fordern, man solle Cäsar für diese schändliche Treulosigkeit an die Deutschen ausliefern. Dieser Mann hieß Cato.

Bald darauf schlug Cäsar bei Andernach eine Brücke über den Rhein und rückte in das Land der Sikambrer (an der Sieg), weil diese die geflohenen Tenchterer und Usipeter nicht ausliefern wollten. Er fand aber das ganze Land wüst und leer, denn die Sikambrer hatten Weib und Kind und alle Habe weggebracht und lauerten in der Wetterau auf den Feind. Zugleich rüstete sich der große Suevenbund, und da ward Cäsarn in dem Grauen der germanischen Wälder nicht wohl. Er ging schon nach achtzehn Tagen wieder zurück, ohne einen Feind gesehen zu haben.

Capitel 37.

Ambiorix.

Im Winter vor dem Jahre 54 entspann sich eine große Verschwörung unter den überwundenen Belgen. Sie wollten die Römer alle an Einem Tag ermorden, um die Freiheit wieder zu gewinnen. An der Spitze des Bundes stand ein alter Mann aus Trier, Induziomar, der Eburone Ambiorix und Kativolkus. Die Römer hatten vier feste Winterlager in den belgischen Gauen. Diese sollten an Einem Tage überfallen werden. Der Anschlag glückte indeß nur beim ersten. In den übrigen hielten sich die wachsamen Römer, und der greise Held Induziomar büßte bei dem Angriff sein Leben ein.

Im Frühjahre kam Cäsar selbst herbei, von vielen gallischen Völkern unterstützt. Ja selbst ein deutsches Volk, die Ubier, die am rechten Rheinufer zwischen dem Main und der Lahn wohnten, und von den Sueven viel Ungemach zu leiden hatten, hielten sich zu ihm und wurden von der Zeit an die beständigsten und treuesten Freunde der Römer und die ärgsten Feinde ihrer eigenen Landsleute. Daß Deutsche gegen Deutsche stritten, war ganz gewöhnlich und schien ihnen selbst nichts Arges; daß aber ein deutsches Volk um seiner Sicherheit willen sich feige hinter dem Rücken eines mächtigern Freundes verbarg, hielt man für die größte Schande, und der Name der Ubier ward für ewige Zeiten mit Schmach bedeckt. Auch unter den Trevirern gab es viele Söhne reicher Eltern, welche durch Cäsar ihr freies Volk bezwingen, und dann über dasselbe römische Statthalter und Vögte werden wollten. Diese gingen zum Cäsar über, an ihrer Spitze sogar der leibliche Neffe des Induziomar. Als nun die Belgen das gewaltige Heer der Römer unter ihrem sieggewohnten Feldherrn anrücken sahen, begannen viele sich zu fürchten, ließen von dem Bunde ab und hielten sich friedlich. Cäsar aber freute sich dessen, und da er klug genug war, einzusehen, daß ihm die überrheinischen Deutschen weit gefährlicher seyen, als die Belgen, so ging er wider alles Vermuthen zuerst über den Rhein, um jene Deutschen abzuschrecken, sich mit den Belgen zu vereinigen. Aber es ging ihm bei diesem zweiten Uebergange nicht besser als bei dem ersten. Er fand wieder nichts als leergelassene Wälder, und zog sich eilends wieder zurück, um nun den Ambiorix zu vernichten. Dieser hatte sich in den Ardennerwald zurückgezogen, und glaubte nicht, daß Cäsar schnell zurückkehren würde. So ward er plötzlich, da er vor seinem einsamen Hause im freundlichen Kreise der Seinigen saß, von den Römern überfallen. Aber tapfer schlug er sich durch in den Wald. Alle Belgen glaubten, er sey todt. Sie verzweifelten an der Gegenwehr, und zerstreuten sich. Sein Freund Kativolkus wollte ihn nicht überleben und erstach sich. Cäsar ließ im ganzen Lande sengen und brennen, plündern und morden. Da kamen die Sikambrer herüber

über, um in der allgemeinen Verwirrung ebenfalls zu plündern, und da ihnen die Römer schon alles weggenommen, fielen sie über diese her, nahmen ihnen einen guten Theil der Beute ab, und schleppten ihn heim in ihre Wälder. Ambiorix aber gab schnell zu erkennen, daß er noch lebe, und sammelte ein Häuflein treuer Männer um sich, mit denen er aus dem Dickicht des Ardennerwaldes heraus ein Räuberleben führte, die Römer täglich überfiel und ihnen Abbruch that, wo er nur konnte.

Im folgenden Jahre 53 schien die Sache der Belgen wieder eine glückliche Wendung nehmen zu wollen, denn alle Gallier empörten sich wider die Römer. Cäsar aber blieb in dem großen Kampfe Sieger. Ganz Gallien wurde dem römischen Reiche einverleibt, und die Belgen wurden verpflichtet, den Römern Schatzung zu zahlen und Soldaten zu stellen.

Capitel 38.

Boirebistas.

Es kam den Römern sehr zu Statten, daß die kriegerischen Völker im Norden des Hämusgebirges unter einander selbst in heftigen Kampf geriethen. Während der römische Adler schon in den Alpen, in Illyrien und ganz Griechenland herrschte, stritten sich die Geten, Bastarner, Daken aus unbekannten Ursachen. Daken wurden von Bastarnern besiegt. Endlich vereinigte der kriegerische König Boirebistas fast alle getischen Stämme, ging über den Hämus und verheerte Thracien, Macedonien, Illyrien. Dann aber kehrte er seine Waffen, anstatt gegen Rom, gegen die Ueberreste der Boier und Tanrisker an den Gränzen von Oesterreich und Ungarn. Ihr König Kritasiros wurde nach blutigem Kampfe von Boirebistas überwunden und das Land durchaus verwüstet.

Die illyrischen und dalmatischen Gebirgsvölker benutzten den Streit, der zwischen den römischen Feldherren, Cäsar und Pompejus, Antonius und Augustus, ausbrach, um sich zu empören, aber in neuen schrecklichen Kriegen wurden sie überwältigt. Lange stritt Teutimus an der Spitze der Dalmatier in den Gebirgen. Noch länger hielten sich tief im heutigen Tyrol Tanrisker. Sie behaupteten die Engpässe und erschlugen alle Römer, die hier den näheren Durchgang nach der schon römischen Schweiz suchten. Nach mörderischen Kämpfen drangen endlich die Römer vom Bodensee aus in die Berge und verfolgten im systematischen Vertilgungskriege die Reste des Volks. Alle Männer fochten bis zum letzten Blutstropfen, und die Weiber schleuderten in der Wuth des Todeskampfs ihre eigenen Kinder den Römern ins Gesicht. Die römischen Geschichtschreiber selbst schaudern vor den Gräueln zurück, die hier begangen wurden. Der Wütherich, der die alten Bewohner Tyrols ausrottete, war der nachherige Kaiser Tiberius, Sohn des ersten römischen Kaisers Augustus.

Um dieselbe Zeit, da Rom unter Augustus aufhörte, ein Freistaat zu seyn, und ein Kaiserthum wurde — zur Zeit von Christi Geburt — kamen auch alle Länder im Süden der Donau und im Westen des Rheins unter römische Herrschaft. Die kleinen deutschen Völker am Rhein, von fränkischem Stamme, gingen in römische Kriegsdienste, von Ehren und fernen Abenteuern gelockt. Die Alpenvölker gingen lieber im ehrenvollen Tode unter. Andere harrten in verstellter Unterwerfung, um sich zu gelegener

Zeit zu empören. Aber die Römer verstanden es, die einmal Ueberwundenen nicht mehr aufkommen zu lassen. Schon Cäsar begünstigte die Deutschen, die in sein Heer eintraten, räumte ihnen den ersten Platz ein und erfocht mit ihnen die glänzendsten Siege über seinen Nebenbuhler Pompejus. Fortan befanden sich immer Deutsche in römischen Kriegsdiensten. Die Söhne deutscher Edlen wurden als Geiseln nach Rom geschickt, dort erzogen und auf jede Weise verführt. So wurde den einmal besiegten deutschen Gränzvölkern der Nerv ihrer Kraft entzogen, und um sie noch mehr zu fesseln, pflanzte man römische Colonien mitten unter sie, errichtete Städte und Festungen, führte römischen Gottesdienst, römischen Markt, römisches Recht, römischen Luxus ein, und in sehr kurzer Zeit wurden alle die Landschaften, deren Bevölkerungen man anfangs nur als tributbar, zum Theil selbst als Bundesgenossen angesehen hatte, vollkommen in römische Provinzen verwandelt, und Sprache Sitte, Verfassung, durchaus umgeändert.

C a p i t e l 39.

Römische Provinzen am Rhein und der Donau.

Nie befand sich Deutschland in einer schrecklicheren Gefahr, als da es zugleich das linke Rheinufer und das rechte Donauufer an die Römer verloren hatte, denn damals waren die Deutschen unter einander selbst uneinig, wie wir gesehen haben. Kein Sueve zog den Rheinländern, kein Gete den Alpenländern zu Hülfe; vielmehr fielen die Sueven eben so über die Tenchterer, Usipeter und Ubier her, wie die Geten über die Boier. Zudem hatte das deutsche Volk damals noch keine Bildung, noch keine geistige Schutzwehr gegen ein fremdes Volk, die Römer übten daher auf sie den ganzen Zauber überlegener Kenntnisse und Künste, die stets den rohen Menschen verführen. Endlich waren die Römer damals auf dem Gipfel ihrer Macht, die Herren der halben Welt, und viel reicher an Streitkräften als irgend ein späterer Eroberer, Attila oder Napoleon, und sie besaßen diese Macht nicht vorübergehend in einem glücklichen Augenblick, sondern einige Jahrhunderte. Nie also war die Gefahr einer gänzlichen Unterwerfung für Deutschland größer, und wenn unsere Väter weniger heldenmüthig gestritten hätten, würden auch sie wie alle übrigen Völker vom römischen Reiche verschlungen, ihre Sprache, ihre Sitte, ihr Name ausgetilgt worden seyn.

Dieß zu vollführen, trafen die Römer alle Anstalten. Alle deutschen Gränzen wurden mit Festungen und stets schlagfertigen Legionen umgeben, und alles schon eroberte Land romanisirt, mit römischen Städten, Tempeln, Palästen, Wasserleitungen, Brücken und Heerstraßen verschönert und mit allerlei Volk aus dem Süden angefüllt.

Das rechte Donauufer wurde in vier römische Provinzen eingetheilt: 1) Rhætia, von den Quellen des Rheins und der Donau bis nach Salzburg und Regensburg. Die Hauptstadt dieser großen, durch die Alpenpässe mit Italien und durch Heerstraßen mit Helvetien und Gallien verbundenen Provinz war Augusta Vindelicorum (Augsburg). Andere bedeutende Städte waren Brigantium (Bregenz am Bodensee), Campodunum (Kempten), Regina castra, (Regensburg) rc. Später wurde diese Provinz in das obere Rhätien in den Alpen und in Vindelicien, das untere Donauland, getheilt. 2) Noricum, östlich von Rhätien, mit den Städten Juvavia (Salzburg), Lentia (Linz),

Celeja (Cilly) ꝛc. 3) Pannonia, von der Enns an bis tief nach Ungarn. Hier lag Vindobona oder Juliobona (Wien). Dann folgte 4) Mœsia, bis zu den Donaumündungen am schwarzen Meere. Die Donau aber blieb ihrer ganzen Länge nach die Gränze zwischen den Römern und Deutschen.

Das linke Rheinufer wurde ebenfalls in vier römische Provinzen getheilt: 1) Helvetia, die heutige Schweiz. Hier erbauten die Römer zwei Prachtstädte, Vindonissa (Bruck an der Aar) und Aventicum (Wiflisburg, Avenche), Augusta Rauracorum (Basel). 2) Germania prima am Oberrhein mit der Hauptstadt Moguntia (Mainz), und Argentoratum (Straßburg), Tabernæ (Rheinzabern), Nojomagus (Speier), Borbetomagus (Worms) ꝛc. 3) Germania secunda, am Niederrhein mit der Hauptstadt Colonia Agrippinæ (Köln), und Confluentia (Coblenz), Bonna (Bonn), Juliacum (Jülich), Aquæ (Aachen) ꝛc. 4) Belgica mit der Hauptstadt Augusta Trevirorum (Trier), und vielen Städten, deren jetzt französische Namen noch den lateinischen Ursprung verrathen, z. B. Soissons (Augusta Suessionum), Vermandois (A. Verumanduorum), Cambray (Cameracum) etc.

Capitel 40.

Drusus.

Augustus, der erste römische Kaiser, begnügte sich nicht mit dem linken Rheinufer, er wollte auch das Innere der deutschen Wälder erobern, wie einst Sigovesus, und dadurch den Cäsar übertreffen, der zwar eine Brücke über den Rhein geschlagen hatte, aber sogleich wieder zurückgewichen war. Er gab also seinem tapfern Stiefsohne Drusus ein gewaltiges Heer und befahl ihm, Deutschland zu erobern.

Zwischen dem Niederrhein und Main, gegenüber der Provinz Germania secunda, wohnten viele kleine Völker. Nordwärts vom Main am Taunusgebirge, da wo die Ubier gewesen waren, saßen die Mattiaken; weiter nördlich die Tenchterer und Usipeter; da wo die Sieg in den Rhein fällt, die Sikambrer; bei Marburg die Marsen; weiter in Hessen die Katten, die durch die Saale von den Hermunduren, durch den Main von andern suevischen Völkern getrennt waren; weiter nördlich im Hildesheimischen und Herzogthum Westphalen die Fosen, Tubanten, Tulgibiner; zwischen den Sikambern und der Ems die Brukterer, zu beiden Seiten der Lippe zwischen Ems und Weser die Chamaver, Ampsibarer, Angrivarier; jenseits der Weser gegen den Harz hin die Cherusker, mit denen im Osten an der Elbe wieder Langobarden, Angeln, Wariner u. s. w., zusammengränzten; an den Nordseeküsten über den Belgen die Friesen; im Lande der Dithmarsen die Chauken; in Holstein die Kimbern. Diese Völker waren es, die jetzt mit den Römern in Kampf geriethen.

Drusus fiel im Jahre 12 vor Christo in die Gaue der (fränkischen) Usipeter, Tenchterer, Mattiaken und Sikambrer, und verheerte sie mit Mord und Brand. Die mächtigen Katten, die sich erst kürzlich von dem Suevenbunde losgesagt hatten, verweigerten jenen vier Völkern den Beistand. Mit diesen aber verbanden sich die nicht minder kräftigen (sächsischen) Brukterer und Chauken und rüsteten sich mit großer Macht. Da zog sich Drusus von dieser Seite zurück, nahm aber Schiffe und fuhr den Rhein hinunter zu den Friesen. Diese standen ihm willig bei, über die Chauken herzufallen, mit denen sie als Nachbarn verfeindet waren. Sie retteten sogar die römische Flotte,

als sie an den seichten Küsten auf den Sand gerieth. Einfallende Herbstnebel und Regengüsse nöthigten den Drusus auch hier bald zur Rückkehr. Der einzige Gewinn von seinen beiden Zügen war die Gründung einer festen römischen Burg auf dem Taunusgebirge und einer andern am Ausflusse der Ems.

Im folgenden Jahre waren jene sechs Völker feindlich ins Land der Katten gefallen, weil diese ihnen nicht beigestanden hatten. Drusus benutzte diesen Augenblick und drang in einem neuen verheerenden Zuge durch die entblößten Gaue bis an die Weser vor. Hier stieß er auf die Cherusker, das tapferste Volk in Niederdeutschland, das überdem durch undurchdringliche Wälder gesichert war. Da zog er sich wieder zurück. Aber schon lauerten auf ihn jene Gauvölker, die siegreich von den Katten zurückgekehrt waren. An der Lippe boten sie ihm eine große Schlacht, und nur durch außerordentliche List und Tapferkeit gelang es ihm, das Feld zu behaupten. Er baute am Ufer der Lippe eine große und sehr feste Burg, Aliso (Elsen). Von da zog er einen festen Erdwall durch das sumpfige Land bis an den Rhein, um eine sichere Heerstraße in das innere Deutschland zu haben. Dann begab er sich über den Rhein zurück und legte seinen Ufern entlang gegen 50 feste Burgen und Städte an.

Im Jahre 10 vor Christo fiel er in der Katten Land ein, und es gelang ihm, auch hier einige Wege und Brücken anzulegen, die ihm für künftige Einfälle dienen sollten. Das folgende Jahr zog er wieder über die Katten und verwüstete ihr ganzes Land bis an die suevische Gränze. Da er sich aber scheute, den mächtigen Suevenbund zu beleidigen, so führte er sein gewaltiges Heer nordwärts und drang dießmal selbst durch die cheruskischen Wälder bis an die Elbe. Aber am gegenüberstehenden Ufer dieses Flusses stellte sich ihm ein riesenhaftes Zauberweib dar und rief ihm drohend diese Worte zu: „Wohin noch strebst du, unersättlicher Drusus! Alle unsere Länder möchtest du sehen, aber das Schicksal will es nicht. Fliehe von dannen!" Und durch diese Unglücksverheißung geschreckt, wich Drusus zurück, aber noch ehe er Aliso erreicht hatte, stürzte mit ihm sein Roß, und er fand in der Blüthe seines Ruhmes den Tod. In Mainz liegt er begraben unter dem sogenannten Eichelstein. Noch heute fluchen die niederdeutschen Bauern beim Drus, und halten ihn für so schlimm als den Teufel.

Sein Bruder Tiberius fiel im Jahre 8 vor Christo in die Gaue der Usipeter und Tenchterer ein, überwältigte sie durch Uebermacht und drohte alle Einwohner umzubringen, wenn sie die Sikambrer nicht bewegten, sich ebenfalls zu ergeben. Die Sikambrer schickten ihre Vorsteher, um zu unterhandeln. Tiberius legte sie aber treulos in Fesseln, überfiel unversehens das Volk und zwang es durch die Uebermacht zur Unterwerfung. Die gefangenen Führer tödteten sich aber alle selbst nach deutscher Sitte.

Nach diesem Gewaltstreich nahm Tiberius eine friedliche Miene an und hoffte durch List und Verstellung noch mehr zu gewinnen. Er lud die angesehensten Deutschen aus den umliegenden Gauen zu sich ein, gab ihnen Ehrenstellen im römischen Heere, überhäufte sie mit Geschenken und verlockte sie, sich in ihren Gauen zu Oberherren aufzuwerfen und das übrige Volk in Knechtschaft hinabzudrücken. Doch hingen ihm nur wenige an.

Darum mußte im Jahre 6 ein anderer Feldherr, Domitius, aufs neue einen gewaltigen Kriegszug unternehmen. Er drang bis über die Elbe vor und machte den römischen Namen bei den Deutschen bald furchtbar durch seine Kühnheit, bald beliebt durch Geschenke und Freundlichkeit.

Drei Jahre nach Christo empörten sich die Belgen, die am Meere wohnten, doch wurden sie wieder unterworfen. Im nächsten Jahre rüstete Tiberius eine sehr starke Flotte und fuhr von der Nordsee aus in die Elbe hinein. An ihren Ufern hielt er mit den Langobarden, Senonen und Hermunduren eine harte, doch siegreiche Schlacht. Nichts schien den Deutschen erwünschter, als ein mächtiger Feind, den zu bekämpfen ihnen Ruhm brachte. So soll auf der Elbe ein alter Senone zu dem Tiberius gekommen seyn, ihm treuherzig die Hand geboten und sich gefreut haben, daß er ein so heldenmüthiges Volk, als die Römer, noch in seinen alten Tagen kennen lerne.

Nachher ward Sentius am Rhein Statthalter, und er bezeigte sich gegen die Deutschen so liebreich und freundlich, daß sie gern mit ihm verkehrten, und von den römischen Künsten lernten, was ihnen nützlich schien.

Capitel 41.

Varus in Deutschland.

Auf den Sentius folgte Varus, ein gutmüthiger Mann, doch immer ein Römer. Er hielt wie alle Römer, Eroberung und ungerechte Einmischung in die Angelegenheiten anderer Völker für erlaubt und recht. Er betrachtete überdem die Deutschen wie ein rohes Barbarenvolk, das noch danken müßte, wenn man es beherrsche, und dadurch seiner Barbarei entreiße. Auch lernte er weniger das eigentliche Volk der Deutschen kennen, als reiche Familien, die sich an ihn anhingen, um durch ihn ihre eigenen Landsleute zu beherrschen. Endlich mußte er als ein getreuer Unterthan des Kaisers Augustus den schändlichen römischen Eroberungsplan auf jede Weise befördern.

Er verlegte also sein Hauptlager von dem linken auf das rechte Rheinufer, und weil er friedlich mit den Deutschen lebte, ihnen allerlei Geschenke und köstliche fremde Waaren brachte, Märkte aufrichtete und ihre müßigen Söhne in römische Kriegsdienste aufnahm, so liebten sie ihn als einen Gast. Er ward aber bald noch dreister, verlegte sein Hauptlager sogar bis über die Weser in das Land der Cherusker, und fing, durch Segest, ein verrätherisches Oberhaupt dieses Volkes, unterstützt, sogar an, den Herrn zu spielen, römisches Gerichtswesen gewaltsam einzuführen, und den freien Deutschen Stockschläge und Henkerbeil aufzudringen.

Da regte sich der Groll betrogener Gutmüthigkeit bei dem Volke, und es dachte darauf, den zudringlichen Fremdling los zu werden. Doch durften sie nicht sogleich offen zu Werke gehen, weil Varus ein wohlgerüstetes und versuchtes Heer von mehr als 30,000 Mann in einem für Deutsche unbezwinglich verschanzten Lager hatte. Unter dem Volke der Cherusker stand aber ein Jüngling auf, der schon eine Zeit lang in römischen Heeren gedient, die Kunst des Krieges gelernt und selbst die römische Ritterwürde erlangt hatte. Er hieß Armin. Ein schöner und gewaltiger Held, edeln Geschlechts, untadelig an Sitten, klug wie Wenige seines Volkes, von feuriger Beredsamkeit und glühend für die Freiheit, gewann er leicht die Herzen aller freigesinnten Männer und Jünglinge, und ward der Stifter einer großen Verschwörung gegen die Römer in allen niederdeutschen Gauen. In einer nächtlichen Versammlung im Walde schwuren sie allen Römern in Deutschland den Untergang. Armin war ihr Haupt und ihre Seele, und er ist um so mehr darum zu preisen, als seine Verwandten und sogar sein Bruder hochbegünstigte Römerfreunde waren. So geheim indeß die große

Unternehmung betrieben wurde, so erfuhr sie doch Segest, und weil dieser ehrgeizige Mann nichts so sehr als die Freiheit des gemeinen Volkes haßte, und überdem mit Armin, der ihm seine schöne und freigesinnte Tochter Thusnelda entführt hatte, in erbitterter Fehde lebte, so verrieth er sogleich das ganze Vorhaben seiner Landsleute. Varus aber war mit Blindheit geschlagen, lachte darüber, und hielt die Deutschen für dümmer und sich für mächtiger, als daß er irgend eine Gefahr hätte befürchten dürfen.

Capitel 42.

Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Im neunten Jahre nach Christi Geburt ließ Armin ein kleines Gauvolk an der Ems, die Ampsibarer, scheinbar gegen die Römer sich empören. Die übrigen Völker aber mußten sich still halten, ja den Varus bitten, selber gegen die Empörer auszuziehen, und ihm Beistand versprechen. Dadurch hofften sie ihn aus seinem festen Lager in die unwegsamen Wälder und noch weiter vom Rhein, von wo aus er hätte Hülfe erhalten können, wegzulocken. Varus befahl troß aller Ermahnung und Bitten des Segest den Aufbruch seines ganzen Heeres, und ging somit in die Netze des Todes, die ihm aufgestellt waren. Armin begleitete seinen Zug und führte ihn absichtlich in hügelige, sumpfige, vor dickem Wald kaum zugängliche Gegenden. Der Himmel selber war mit den Deutschen zum Untergange der Römer verschworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen strömte nieder, und die Gebirgswässer schwollen zu Strömen an. In lang ausgedehntem unordentlichem Zuge schleppten die Römer, beschwert mit vielem Gepäck und matt von den Anstrengungen des Weges, durch die engen Thäler sich fort. In der Verwirrung des Marsches zogen Armin und die Deutschen seitab und stießen zu ihren Brüdern, die in ungeheuern Schaaren sich versammelt und ringsumher auf die Berge in den Hinterhalt gelegt hatten. Plötzlich erscholl in dem Brausen des Waldes und der Gewässer der fürchterliche Kriegsgesang der Deutschen. Erschrocken standen die Römer. Da wurden sie von allen Seiten in einem Augenblick mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überschüttet. Dann stürzten die Deutschen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entsetzen ergriff die Römer; doch galt es das Höchste, und sie wehrten sich wie Löwen. Hie und da gelang es den Einzelnen, sich in größere Massen zu sammeln und geordneten Widerstand zu leisten. Das Gepäck ward im Stiche gelassen; nur das Leben galt es noch. Schnell seine Lage überblickend, befahl Varus den Rückweg nach dem Rheine zu suchen. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend gestritten. In der Nacht gelang es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein festes Lager zu schlagen. Doch ohne alle Nahrungsmittel und von Feinden umringt war hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des Morgens brachen sie wieder auf, immer nach der Himmelsgegend schauend, dem Rheine zu. Aber wieder lagen vor ihnen finstere Wälder; aufs neue brausten ihnen die empörten Waldbäche entgegen; Sturm und Regen rasteten nicht, und die schnellfüßigen Deutschen hatten immer vor den Fliehenden den Vorsprung und hemmten mit Mord und Verderben jeden ihrer Schritte. Am Abend erreichten sie wieder einen freien Platz und schlugen noch einmal ein Lager auf; aber ihre Zahl war nur noch gering, ihre Kraft erschöpft. Am dritten Tage setzten sie die Flucht und den Kampf fort; doch bald mußten sie

lane halten. Zu einem kleinen Haufen zusammengeschmolzen, todmüde und von unzählbaren Feinden umringt, fanden sie nirgends einen Ausweg mehr. Varus stürzte sich verzweifelnd in sein Schwert. Die Uebrigen wurden theils niedergehauen, theils gefangen. Die Römer nennen uns die Gegend dieser Kämpfe den Teutoburger Wald. In der Gegend von Paderborn liegt das sogenannte Winfeld, von dem die Sage geht, daß Varus hier vernichtet worden sey.

Armin feierte den Göttern große Opferfeste und weihte ihnen alle Todten und alle Beute, also daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geschlachtet. An den gefangenen Richtern und Advocaten nahm der Bauer grausame Rache, weil sie ihm am verhaßtesten gewesen. Einem wurde die Zunge durchstochen mit den Worten: „Nun züngle, Schlange!" Die noch übrigen Römer mußten Sklaven werden.

Als die Römer am Rhein von dieser Niederlage hörten, verstärkten sie sich in aller Eile, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Deutschen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Eilig sandte man nach Rom um Hülfe. Kaiser Augustus stieß verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Jeder alte Schrecken des deutschen Namens erwachte neu. Man dachte an die Kimbern und Teutonen, man dachte an den Sklavenkrieg. Die deutsche Leibwacht des Kaisers und alle Germanen, die im römischen Kriegsdienste standen, wurden schnell in entlegene Gegenden geschickt. Ein unermeßliches Heer ward nach Gallien aufgeboten, und die Furcht vor den Deutschen war so groß, daß die Römer sich weigerten gegen sie zu dienen, und August jedem Feigen mit der Todesstrafe drohen mußte.

Die Deutschen aber machten alle diese Vorkehrungen unnöthig, denn sie blieben ruhig in ihrem Lande und begnügten sich, alle Festungen und Heerstraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerstören und diesen Fluß wieder zur Gränze zwischen dem freien Deutschland und dem Römerreiche zu machen.

Capitel 43.

Germanicus am Rhein.

Eine Zeit lang blieb Friede. Im Jahre 14 ward Tiberius Kaiser. Des Drusus Sohn, von seinen deutschen Kriegern Germanicus genannt, ward Feldherr am Rhein, und bestimmt, die Schmach der Varianischen Niederlage zu rächen und die Eroberung Deutschlands aufs neue zu beginnen.

Noch in demselben Jahre überfiel er die Marsen, als sie gerade ein Götterfest feierten und beim nächtlichen Gelage schon trunken oder schlafend umher lagen. Da richtete er ein großes Blutbad unter ihnen an; doch in Kurzem kamen die benachbarten Gauvölker zu ihrer Hülfe herbei und trieben den Feind wieder über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahre 15 ging Germanicus wieder über den Fluß gegen die Katten. Da kam Sigismund zu ihm, der Sohn des Segest, und beschwor ihn um Hülfe, sein Vater habe Thusnelden wieder in seine Gewalt gebracht und werde von Armin hart belagert. Schnell brach der Römer in das Land der Cherusker auf, entsetzte den Segest und nahm Armins junges Weib gefan-

gen. Sie war schwanger und ging in ewiges Elend; doch ertrug sie standhaft ihr Loos und vergoß keine Thräne. Ihr Vater erhielt Güter in Gallien, da er unter seinen Landsleuten nicht länger des Lebens sicher war. Armin aber flog durch die Gaue und reizte alles zur Rache auf. Bald befand er sich wieder an der Spitze eines großen Heeres; selbst sein Oheim, Inguiomar, ehemals ein Römerfreund, stand ihm hier zur Seite.

Im nächsten Frühjahre fuhr Germanicus mit einer starken Flotte durch die Nordsee in die Ems, ein anderes römisches Heer mußte an der Küste hin, und ein drittes, von Cäcinna befehligt, durch den Gau der Marsen vorrücken. Armin ließ aber die Deutschen mit Hab und Gut weit zurückfliehen. Alles, was übrig blieb, ward von den Römern verheert, und Germanicus kam ungehindert bis auf das Winfeld. Hier ließ er weinend die Gebeine der Varianischen Legionen zur Erde bestatten. In den Gebirgen aber lauerten die Deutschen. In denselben Schluchten, da Varus vernichtet worden, wollten sie auch dem Germanicus sein Ende bereiten. Wieder zogen die Römer im Thale, und auf den Höhen zu beiden Seiten standen die Deutschen versteckt. Einen kleinen Haufen aber ließ Armin im Thale vor dem Germanicus herfliehen, so weit, bis dieser ganz umringt war. Dann gab er das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Ein mörderischer Kampf begann, aber der besonnene Germanicus wußte die Ordnung in seinem Heere zu erhalten, also daß er zwar geschlagen, doch nicht vernichtet wurde. Es gelang ihm, seine Schiffe zu erreichen, und er entkam in eiliger Flucht. Unterwegs ward ein Theil seines Heeres, das an der friesischen Küste hinzog, von der Fluth überschwemmt und dem Untergange nahe gebracht. Noch schlimmer erging es dem Cäcinna, der mitten durch das Land zurückfloh, aber von Armin eingeholt wurde. Er war in einem engen Thale eingeschlossen, heftige Regengüsse entströmten dem Himmel wieder, und die Deutschen leiteten die Waldbäche von den Bergen gerade ins Lager der Römer, so daß diese bis über das Knie im Wasser stehen mußten. Doch gelang es der List und dem Muth ihres Feldherrn, obgleich mit großem Verluste, sich durchzuschlagen und über den Rhein zu retten. Den ganzen Winter über belagerten die Deutschen die Festung Aliso, konnten sie aber nicht gewinnen.

Im folgenden Jahre 17 brachte Germanicus sein ganzes Heer auf 1000 Schiffe, fuhr wieder durch die Ems, und rückte dann zu Lande gegen die Weser vor. Auf der andern Seite dieses Flusses standen die Deutschen. Als die Römer herangekommen waren, trat aus ihrer Mitte Flavius heraus, Armins Bruder, der im römischen Dienste gegen sein Volk stritt. Er stellte sich ans Ufer hin und hielt über den Fluß hinüber eine Unterredung mit Armin, indem er ihm das Glück, ein Römer zu seyn, mit glänzenden Farben schilderte und auch ihn zum Abfall aufzureizen versuchte. Armin aber fluchte ihm, und wäre durch den Fluß geschwommen, ihn zu ermorden, hätten ihn die Seinigen nicht zurückgehalten. Als die Römer hierauf zum Angriffe sich anschickten, zog Armin wieder wie ehemals sich zurück, und es gelang ihm, die tapfere batavische Reiterei, die den Römern diente, und im Ungestüm der Kampflust zu weit vorausgeeilt war, zu umringen und gänzlich niederzuhauen. Am nächsten Tage marschirte das ganze Heer des Germanicus vorwärts, aber dieser Feldherr hatte dießmal den Deutschen ihre List schon abgelernt. Er ließ denselben große Abtheilungen seines Heeres heimlich in den Rücken schicken, während er selbst wieder in der Mitte des Thales vorrückte. Als nun die Deutschen sich aus ihrem Versteck auf ihn hinunter stürzten, wurden sie selbst im Rücken angegriffen. Dadurch ging nach einer verzweifelten Gegenwehr die Schlacht für sie verloren. Germanicus ließ ein prächtiges Siegesdenkmal aufrichten. Seinen

Zug

Zug aber wagte er nicht fortzusetzen, weil er zu viel Verlust erlitten hatte, und begab sich auf den Rückweg nach der Ems. Die Deutschen aber wurden durch jenes Denkmal so beschämt und erbittert, daß sie alle Kräfte anstrengten, die Schmach auszutilgen, den Römern nacheilten und ihnen noch einmal eine Schlacht anboten. Einen ganzen Tag lang stritten sie mit der größten Erbitterung, und erst die Nacht trennte die Kämpfer. Am andern Morgen aber fanden sich beide Heere so geschwächt, daß sie keine neue Schlacht beginnen konnten. Germanicus floh eilig auf seiner Flotte zurück, und diese ward noch unterwegs auf der Nordsee von einem so heftigen Sturme ergriffen, daß die meisten Schiffe untergingen.

Bald darauf kehrte Germanicus nach Rom zurück. Bis an den Rhein blieb Deutschland frei; nur die Burg auf dem Taunus konnte den Römern nicht entrissen werden.

Capitel 44.

Marbod.

Während sich diese großen Dinge in Norddeutschland begaben, blieb es auch im Süden nicht ruhig. Im untern Donauthale herrschte fortwährend Zwist, der es den Römern erleichterte, die zu den Peucenern gehörigen deutschen Völkerschaften einzeln zu schlagen. So wurden die Bastarner, deren König damals Deldo hieß, von Crassus, und die Geten und Daker, über welche Boirebistas, der Boiervertilger, gewaltthätig herrschte, von Tiberius und Piso geschlagen. Diese Niederlagen waren Ursache, daß die Geten ihren ohnehin verhaßten König ermordeten. Da sie sich aber nach diesem Morde unter einander theilten, ohne einen neuen obersten Anführer zu wählen, so blieben sie der Uebermacht der Römer bloßgestellt.

Um diese Zeit, noch als Augustus über Rom herrschte, lös'te sich auch im innern Deutschland der suevische Bund auf, von dem zuerst die Katten sich getrennt hatten. Nun hatte zwar Armin die fränkischen und sächsischen Völker Norddeutschlands zu einem augenblicklichen Kriegsbündnisse gegen die Römer vereinigt und hütete den Rhein mit Treue; aber da sowohl das Getenreich als der Suevenbund gefallen war, schien die Donau nicht mehr haltbar.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß sich die an der südlichen Gränze bloßgestellten Gauvölker gern unter einem kräftigen Führer vereinigten und ihm eine große Gewalt verliehen, um dadurch allen ihren Maßregeln Einheit und Kraft zu geben. Sie hatten von den Römern gelernt, wie wichtig es sey, im Kampfe zusammenzuhalten und nur Einem Befehle zu gehorchen.

Marbod, der wie Armin als Jüngling unter den Römern gelebt hatte, vereinigte die Ueberreste der oberdeutschen Sueven, der Boier und aller kleinen deutschen Gränzvölker im Süden, und führte sie aus der Nähe der Römer hinweg nach Böhmen, in das schöne, fruchtbare, von Bergen rings umgebene, daher durch natürliche Gränzen geschützte Land. Hier nahm er auch Geten unter sich auf, die von Osten her zu ihm flüchteten, und unterwarf die suevischen Nachbarn am Main und der Saale, die weder zu Armin noch zu ihm halten wollten. Sein aus vielen suevischen und gothischen Stämmen zusammengesetztes Volk erhielt den Namen der Markomannen (Gränzmänner), und er waltete über sie gleich den spätern Markgrafen als kriegerisches Oberhaupt mit unumschränkter Macht. Er hielt ein Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde

in beständiger Uebung, ungerechnet das übrige bewaffnete Volk. Auch baute er sich ein festes Schloß mitten in Böhmen.

Die Römer erschracken vor dieser neu aufblühenden Macht, und Tiberius zog mit einem großen Heere gegen Marbod, im Jahre 4 nach Christo. Unterwegs aber erfuhr er, daß die Pannonier aufgestanden seyen, und mußte nun schnell mit den Markomannen Frieden machen, um jene zu bekämpfen. Marbod ließ die Pannonier im Stiche, denn es war ihm nicht um die Freiheit der Völker, sondern nur um seine eigene Herrschaft zu thun. Nun wüthete Tiberius an der Spitze von 200,000 römischen Soldaten unter den unglücklichen Pannoniern, die sich unter Pinnes und Bato verzweiflungsvoll wehrten. Durch Tiberius gelockt, verrieth Bato den Pinnes, kämpfte aber bald wieder selbst gegen die Römer, bis er sich zum zweiten Male unterwarf. Das Volk wurde von Tiberius nicht besser behandelt, wie die Taurisker in Tyrol. In Arduba stürzten die Weiber sich und ihre Kinder in die brennenden Häuser und ins Wasser, um nicht gefangen zu werden.

Dem allem sah Marbod ruhig zu, so wie auch dem Heldenkampfe des Arminius, ohne zu helfen; es trat vielmehr immer deutlicher seine Absicht hervor, als Bundesgenosse der Römer, und von ihnen gegen seine eignen Landsleute unterstützt, in Deutschland zu herrschen. Armin hatte ihm, um ihn zu mahnen, den Kopf des Varus als Ehrengeschenk zugeschickt; er aber sandte ihn mit Beileidsbezeugungen an den Kaiser Augustus. Die Niederdeutschen wurden erbittert über die geringe Theilnahme dieses mächtigen Mannes, und auch bei andern Deutschen war der Name Marbods verhaßt geworden, weil er nach unumschränkter Königsherrschaft nicht nur über die Markomannen, sondern auch über benachbarte Völker strebte. Als er die Senonen und Langobarden sich unterwerfen wollte, riefen diese die niederdeutschen Gaue zu Hülfe, und es entstand ein großer Bund gegen Marbod, an dessen Spitze wieder Armin gestellt ward. Beide Parteien rüsteten sich mit aller Macht, und es kam zu einer großen Hauptschlacht, da fast alle deutschen Völker wider einander standen. Armin errang den vollständigsten Sieg. Marbod floh nach Böhmen zurück, und flehte den Kaiser Tiberius um Beistand an. Aber sein eigenes Volk wollte ihn nicht mehr dulden und wählte den Gothen Catualda zum König. Da flüchtete er über die Donau und lebte noch 18 Jahre lang von der Römer Gnadengehalt.

Capitel 45.

Armins Tod.

So hatte Armin sein Vaterland aus der doppelten Gefahr äußerer und innerer Knechtschaft gerettet. Zehn Jahre lang war er Oberfeldherr des Volkes gewesen, und durch ganz Deutschland waltete sein Ruhm und sein Ansehen. Ein solches Ansehn aber eines einzigen Mannes war bei den Deutschen unerhört, konnte nur durch ungewöhnliche Ereignisse erzeugt werden und in ruhigen Zeiten nicht lange fortbestehen. Daher ward es seinen Neidern leicht, bei dem trotzigen und auf seine Freiheit höchst eifersüchtigen Volke das Mißtrauen zu erwecken, Armin strebe wie Marbod nach Alleinherrschaft. Gerade das böse Beispiel Marbods diente ihnen zum Vorwande. Seine eigenen Verwandten aber beneideten ihn am meisten, verschworen sich gegen ihn und raubten ihm im Jahre 21 nach Christo meuchelmörderisch sein edles Leben.

Von diesem Augenblick an fehlte allen Unternehmungen der Norddeutschen die Einheit, doch wurde dieß von den Römern, die sich einmal der Ruhe an der nordischen Gränze erfreuen wollten, nicht benutzt.

In demselben Jahre, da Armin ums Leben kam, empörten sich die Treverer, angeführt von Florus; aber durch Verrath und Uneinigkeit scheiterte das Unternehmen.

Sieben Jahre darauf empörten sich die Friesen. Die Freundschaft, welche diese arglosen Leute den Römern zuerst geschenkt hatten, war ihnen übel bekommen. Die Römer behandelten sie wie Ueberwundene, und legten ihnen einen Tribut von Ochsenhäuten auf. Sie lieferten dieselben eine Zeit lang. Da ward Olennius Statthalter am Rhein, und dieser übermüthige Mann verlangte plötzlich nicht gemeine, sondern lauter Häute von Auerstieren, die in Friesland selten waren, und legte eine starke Besatzung ins Land, um diesen Tribut gewaltsam einzutreiben. Da mußte das arme Volk alles verkaufen, Haus und Hof, Sklaven, Vieh und endlich sogar die Kinder, um die zahllose Menge kostbarer Häute bei andern Völkern einzutauschen. Wie aber die Noth am höchsten gestiegen war, faßten sie einen raschen Entschluß, griffen zu den Waffen und erschlugen alle Römer im Lande. Diese herzhafte That machte ihren Namen das erstemal berühmt in der Geschichte. Ihr Land blieb frei. Die Römer nahmen keine Rache, vielleicht nur, weil ein Sieg über dieses arme Volk die Mühe und Gefahr des Kampfes nicht hätte belohnen können. Bald darauf empörten sich auch die Kaninefaten, jedoch unglücklich.

Seit Armins Tode zeichneten sich unter allen niederdeutschen Völkern vorzüglich die Katten und Cherusker aus. Die einen waren zu Lande, die andern zur See die mächtigsten. Sie beunruhigten die römischen Gränzen unaufhörlich, und so oft die Römer selbst in ihr Land einfielen, mußten sie doch immer wieder den Rückweg suchen.

Dagegen kamen die Cherusker in Verfall. Sie hatten mit sich selbst zu thun. Die treulosen Verwandten Armins suchten römisches Wesen einzuführen und für sich die Herrschaft im Lande zu gewinnen. Das gemeine Volk sträubte sich dagegen. Im Jahre 47 ward der Sohn des Flavius zum Könige gewählt. Er hieß Italicus, weil er in Italien geboren und erzogen war. Auch als König betrug er sich ganz römisch und machte sich dem Volke so verhaßt, daß es ihn absetzte. Mit Hülfe der Langobarden kam er zwar wieder zur Herrschaft, aber die Cherusker verloren von der Zeit an ihre alte Macht und Ehre völlig.

Am rechten Rheinufer zwischen der römischen und deutschen Gränze lag seit geraumer Zeit ein schmaler Landstrich theils durch Auswanderung, theils durch den Krieg verödet. Die Deutschen aber vermehrten sich immer in größerem Maße, als ihr Land sie ernähren konnte. So war auch Friesland übervölkert, und die Friesen wünschten, jenen leeren Landstrich in Besitz zu nehmen. Um darüber zu unterhandeln, wurden zwei friesische Häuptlinge, Veritus und Malorix, nach Rom gesandt. Dort empfing man sie freundlich und ließ sie alle Herrlichkeiten in der Hauptstadt der Welt betrachten; doch alle jene Pracht und Größe demüthigte den Stolz der Freiheit nicht, den sie aus ihren Eichenhainen mitgebracht. Wie man ihnen im Schauspielhause nicht sogleich die ersten Sitze anwies, setzten sie sich selbst dahin und sagten: das Volk der Germanen sey das tapferste und treueste unter der Sonne und keinem gebühre vor ihm der Vorrang. Ihr Gesuch aber ward ihnen abgeschlagen.

Schlimmer noch ging es den Ampsibaren. Dieses kleine Volk mußte den Katten unterliegen, die allmählich ihre Macht immer weiter auszubreiten suchten. Es wanderte an den Rhein aus und bat die Römer um Land. Stolz

aber wiesen diese sie zurück, und nur ihrem Oberhaupte Bolokal, der früher in römischen Diensten gestanden, wurden für seine Person glänzende Güter angeboten. Aber dieser Held schlug sie aus, gelobte treu bei seinem Volke zu verharren, und rief aus: Erde fehlt uns, um darauf zu leben, aber nimmer wird uns Erde fehlen, um darauf zu sterben. Er führte sein Volk nach Deutschland zurück; aber überall ward es abgewiesen, und zuletzt theils von Hunger und Elend aufgerieben, theils unter andere Völker zerstreut.

Bald darauf brach ein großer Kampf zwischen den Katten und Hermunduren aus. Sie stritten um die Salzquellen der Saale, deren Besitz damals schon von großer Wichtigkeit war. In einer Hauptschlacht siegten die Hermunduren, und opferten alle Gefangenen den Göttern.

Capitel 46.

Civilis und Velleda.

Unter den Batavern lebte ein junger Mann, den uns die Römer nur mit einem römischen Namen Civilis nennen, welches aber einen bürgerlich Gesinnten, einen Volksfreund bedeutet. Er hatte lange unter den Römern gedient und schon frühe in der Schlacht ein Auge verloren. Sein freier Sinn machte ihn und seinen Bruder den Römern verdächtig. Sie wurden in Fesseln gelegt, sein Bruder hingerichtet, er nachher wieder entlassen. Da schwur er den Römern ewigen Haß, und gelobte nach deutscher Sitte, Bart und Haupthaare nicht zu scheeren, bis er die Rache vollendet hätte. Er sah, daß sein Volk die schmähliche Knechtschaft der Römer nur unwillig duldete, und daß es nur der vereinigten Kraft bedürfe, sie abzuschütteln. Bei einem nächtlichen Festmahle im heiligen Dunkel des Waldes trat er unter seine Landsleute, und forderte sie in begeisterter Rede zur Empörung auf.

Seine Worte wirkten; die Bataver erhoben die Fahne des Aufruhrs, und ermordeten alle Römer in ihrem Gaue. Dasselbe thaten sogleich auch die Kaninefaten, und die Friesen halfen ihnen. Wo ein römisches Heer sich blicken ließ, ward es geschlagen, und dadurch ermuthigt, schlossen sich nacheinander alle belgischen Völker, sogar die Trevirer, an die Sieger an. In ganz Belgien wurden die Römer entweder umgebracht, oder in ihre Festungen eingeschlossen. Die Deutschen, die im römischen Heere sich befanden, gingen schaarenweise zu den Freiheitsmännern über. Das Land der Ubier ward ganz und gar verwüstet, und überall schreckliche Rache genommen an jedem, der als Volksfeind sich erwiesen. Nur die Stadt Köln, die um Gnade bat, blieb verschont. Alles dieß geschah im Jahre 69.

Im römischen Reiche bekämpften sich damals zwei Kaiser, Vitellius und Vespasian. Da konnte die ganze Stärke der Römer sich nicht sogleich auf die Belgen werfen, und der Freiheitskrieg nahm guten Fortgang. Zwar ging der ganze Winter dem Civilis mit der vergeblichen Belagerung der Festung Vetera (Xanten) hin, doch gelang es ihm, große Verbindungen anzuknüpfen. In Deutschland hatten viele Gaue Lust, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und Velleda, eine prophetische Jungfrau, die in den brukterischen Wäldern in einem einsamen Thurme lebte, und durch ganz Deutschland heiliges Ansehen gewonnen, verkündete den Deutschen Sieg, den Römern Untergang. Ihr wurde das Köstlichste von der römischen Beute als Ehrengeschenk zugeschickt. Sie ward die Seele des Freiheitskrieges, Civilis der Arm, den sie

bewegte. Auch die Gallier benutzten den Augenblick, empörten sich und vereinigten ihre Heere mit den Deutschen. Das war aber ein großes Unglück für die Belgen, denn sie ließen sich von den neuen Bundesgenossen bereden, ein großes gallisches Reich zu stiften. Damit waren aber die Deutschen über dem Rheine nicht zufrieden und ihre Theilnahme erkaltete. Auf die Ausdauer der Gallier aber konnte sich niemand verlassen. Nur im ersten Augenblick ging alles trefflich von statten. Die Fahne der Freiheit wurde bis in die Alpen getragen. Schon in Helvetien wurden römische Heere besiegt.

Im folgenden Jahre änderten sich die Umstände. Vespasian besiegte den Vitellius, und der Bürgerkrieg im römischen Reiche nahm ein Ende. Da sandte der neue Kaiser den Cerealis, einen im Kriege und in Schlachten ergrauten Feldherrn, mit einem übermächtigen Heere nach Gallien. Er kam nach Trier, und gewann leicht den Sieg über die Gallier. Mehr noch that der bloße Schrecken seines Namens und seiner Macht. Alle Gallier fielen von Civilis ab. Auch die Kölner spielten die Verräther, ermordeten alle Deutschen, die in der Stadt waren, und boten dem Cerealis die Auslieferung von Weib und Kind des Civilis an, welche dieser ihnen arglos anvertraut hatte. Die Belgen aber gaben ihre Sache noch lange nicht auf, und schlugen in der ersten Hauptschlacht den Cerealis aus dem Felde. In der zweiten jedoch liefen so viele Verräther zu den Römern über, daß Civilis auf den Rückweg denken mußte. Er warf sich in die batavischen Inseln, und ließ sie durch künstliche Canäle beinahe gänzlich überschwemmen, so daß die Römer nirgends einen Zugang fanden. Hier hielt er sich noch lange. Da aber seine Landsleute die Hoffnung eines vollständigen Sieges aufgeben mußten, und Cerealis selbst ihm eine ehrenvolle Versöhnung anbot, so schloß er endlich den Frieden, und sein Name blieb bei Römern und Deutschen in hoher Achtung.

Bald darauf sollen innere Kriege zwischen den Katten, Brukterern und Cheruskern vorgefallen seyn, durch die Römer veranlaßt und unterstützt. Die Brukterer sollen beinahe völlig vertilgt, die heilige Velleda in römische Gefangenschaft gerathen seyn.

Capitel 47.

Innere Kriege der Deutschen an der Donau.

Diesen Stürmen folgte eine fast hundertjährige Ruhe an den römisch-deutschen Gränzen, während welcher die Lage beider Völker zu einander sich nicht veränderte. Der Grund davon ist theils in der Gerechtigkeit und Friedlichkeit der damals herrschenden römischen Kaiser, theils in den Kämpfen zu suchen, welche die Deutschen um diese Zeit unter einander selbst führten.

Während der Zeit der Ruhe kamen die römischen Städte am Rhein und in Süddeutschland immer mehr zu blühendem Gedeihen. Indeß waren die Römer verständig genug, um diese Zeit auch zur immer stärkern Befestigung ihrer Gränzen zu benutzen, da man für die Folgezeit vor neuen Völkerstürmen keineswegs sicher war. Viele neue Festungen, Thürme und Schanzen wurden angelegt, und im heutigen Franken ließ Kaiser Hadrian eine lange befestigte Gränzmauer gegen das innere Deutschland aufrichten. Es sind noch jetzt Trümmer davon übrig, nebst dem dabei befindlichen Graben, den man noch jetzt den Pfahlgraben nennt.

Die meisten Unruhen herrschten im Reiche der Markomannen, weil es auf Kriegsherrschaft beruhte, und aus verschiedenen, theils suevischen, theils gothischen Stämmen zusammengesetzt war. Die Gothen hatten unter Catualda, Marbods Nachfolger, über die Sueven das Uebergewicht erhalten; diese empörten sich nun, jagten den Gothen fort, und setzten den Hermundaren Vibilius zum König ein. Catualda flüchtete sich nun, gleich dem Marbod, zu den Römern, sammelte eine große Zahl seiner alten Anhänger um sich, wozu sich auch die Quaden gesellten, die hinter den Dakern in Mähren saßen, und erhielt von den Römern einen Theil des verödeten Pannonien zum Wohnsitze, gegen die Verpflichtung, den Römern gegen die Deutschen zu dienen. Dieses neue Quadenreich am rechten Donau-Ufer sollte die Wache gegen das Markomannenreich auf dem linken Ufer seyn. Auf den Catualda folgte Vannius, der sich mit den Markomannen befreunden wollte, den aber dafür seine eignen Neffen, Sido und Wangio, unter römischer Anleitung und mit Hülfe des ersten slavischen Volkes, das über die Donau kam, der Jazygen, angriffen. Der römische Einfluß siegte. Die vereinigten Markomannen und Quaden wurden geschlagen, und statt des Vibilius gewann über die erstern Sido, statt des Vannius über die andern Wangio die Herrschaft, und diese beiden neuen Herrscher wurden der Römer ergebenste Bundesgenossen.

Indeß gestattete der Volkshaß der Deutschen gegen die Römer keine lange Freundschaft. Sobald ein deutscher Staat von den Römern besiegt oder gewonnen war, erhob sich alsbald ein anderer, der die vaterländische Ehre und Freiheit aufs neue gegen Rom verfocht.

Capitel 48.

Dezebal.

Das alte dakisch-getische Reich, das sich nach der Ermordung des Boirebistas aufgelös't hatte, erhob sich zu neuer Macht. Freiwillig trat der König Durias den Oberbefehl an Dezebal ab, da dieser tapfere und einsichtsvolle Mann ihn besser zu führen verstand, und bald sammelten sich um ihn alle die Völker, die man früher unter dem Namen der Peucener kannte.

Da erschrack Kaiser Domitian, und sandte den Sabinus mit einem großen Römerheer über die Donau, aber Dezebal vernichtete es. Nun zog der Kaiser selbst heran, aber auch er wurde geschlagen. Die Markomannen und Quaden hielten sich ruhig, und schämten sich, den Römern gegen ihre deutschen Brüder beizustehen. Mit ihnen hoffte nun Domitian eher fertig zu werden, als mit den Daken, ließ ihre Gesandten morden und fiel in ihr Land, sie für ihre Neutralität zu züchtigen; aber durch das Beispiel des Dezebal ermuthigt, schlugen sie ihn in einer großen Schlacht. Von diesem Augenblick an hörte die schimpfliche Bundesgenossenschaft mit den Römern auf, die Markomannen und Quaden hielten sich zu den Daken, und diese wurden dadurch so furchtbar, daß Domitian den Dezebal um Frieden bat, und ihm einen jährlichen großen Tribut bewilligte.

Auf den Domitian folgte der schwache Nerva, und Dezebal blieb ungestört im Besitze seiner Macht; als aber der kriegerische Kaiser Trajan zur Regierung gelangte, brach der Krieg von neuem aus. Trajan, ein sonst vortrefflicher Fürst, achtete es für eben so gefährlich als unehrenhaft, wenn er die Schmach der dakischen Niederlage nicht rächte und einen so unternehmenden

Nachbar neben sich duldete. Er verweigerte also den Tribut, brach mit einem furchtbaren Heere, 100 Jahre nach Christo, gegen Dacien auf, und führte den Krieg mit so großer Kraft und Geschicklichkeit, daß Dezebal sich endlich unterwerfen und einen schimpflichen Frieden eingehen mußte. Aber gepeinigt von dem Gefühle seiner Niederlage und noch mehr von der Furcht für sein Vaterland, suchte er alle deutschen Nachbarvölker gegen Rom zu bewaffnen, indem er ihnen zeigte, welcher Gefahr sie sich aussetzten, wenn sie nicht einig gegen Rom zusammenhielten. Doch umsonst, vielleicht aus Eifersucht auf seine alte Macht, verweigerten sie ihm die Hülfe, und er mußte allein dem neuen Sturme trotzen. Trajan überfiel ihn zum zweiten Male, und überwand ihn nach hartnäckigem Widerstande gänzlich, so daß ihm nichts übrig blieb, als sich nach deutscher Sitte den Tod zu geben, nachdem er in der Wuth der Unmacht einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Kaiser vergiften zu lassen.

Dacien wurde römische Provinz. Trajan ließ eine unter seinem Namen bekannte steinerne Brücke über die Donau bauen, ein Wunderwerk jener Zeit, und römische Legionen bewachten fortan diese Gränzprovinz, die Italien und Griechenland zugleich vor den Einfällen der nordischen Barbaren schützen sollte.

Drittes Buch.
Die Völkerwanderung.

Capitel 49.

Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen Rom.

Die Eroberung Daciens bildete den Wendepunkt des großen Kampfs zwischen Römern und Deutschen. Bis dahin siegten die Römer, von da an siegten die Deutschen.

An der westlichen Gränze Deutschlands war seit dem Untergange der Velleda ein ganzes Jahrhundert hindurch nichts Wichtiges vorgefallen, einige unbedeutende Streifereien abgerechnet. Auch der dacische Krieg hatte nur die südliche Gränze der Deutschen berührt. Im tiefen Innern zwischen Rhein und Donau ließ sich diese ganze Zeit hindurch kein römisches Heer mehr blicken, und die Deutschen hatten Zeit, beim schnellen Nachwuchse der Bevölkerung, die verlornen Kräfte zu verdoppeln.

In Rom dagegen nahm das innere Verderben überhand. Das große Weltreich zerfiel unter dem Drucke seiner eigenen Last. So viele Länder und Völker, wie sie in diesem Reiche verbunden waren, konnten nur durch Ausrottung aller eigenthümlichen Kraft und Tugend, durch Vermischung und endlich durch alle Schrecken des Despotismus zusammengehalten werden. Aber wie von unten her die Vernichtung der Volksthümlichkeit und sittlichen Kraft, so wirkt von oben her die Tyrannei allemal zerstörend auf die Staaten. Nur Weichlichkeit und Ueppigkeit tröstete die Völker über den Verlust der Freiheit, und die Despotie hatte weder die Macht, Sittlichkeit und Tugend zu befördern, noch den Willen, da über feige sittenlose Weichlinge am leichtesten zu herrschen ist. Aber die entnervten Völker lieferten hinfort auch nur entnervte Heere, die durch Masse und Disciplin den zunehmenden Mangel an persönlicher Kraft und Tapferkeit nicht lange mehr ersetzen konnten, und so wankte und brach endlich die Hauptstütze des Kaiserreichs.

Aus diesen beiden Gründen, der zunehmenden Bevölkerung Deutschlands und der Wahrnehmung der römischen Verderbniß, welche den Deutschen nicht entgehen konnte, erklären sich die großen Begebenheiten des zweiten Jahrhunderts nach Christo. Wir sehen plötzlich einen ungeheuern Völkersturm aus dem innern Deutschland hervorbrechen, dem immer neue zahlreiche Schaaren folgen, und deren furchtbarem Andrange das Reich der Römer zuletzt nicht mehr widerstehen kann.

Es ist gewiß, daß zu diesem plötzlichen Aufbruche deutscher Völker, gleich dem der Kimbern und Teutonen, Bewegungen im Norden beigetragen haben, und wahrscheinlich, daß der erste Anstoß von den Gothen an der Ostsee ausgegangen ist, deren Nachkommen später wenigstens sich rühmten, unter Berig von der Insel Skanzia (Schonen, die südliche Halbinsel von Schweden) nach Süden gekommen zu seyn. Jene Gothen aus dem Norden können aber nur gering an Zahl gewesen seyn, und die ungeheuern Völkermassen, die nach allen Seiten über die Donau und den Rhein ins römische Gebiet strömten, waren in der großen Breite Deutschlands und gewiß nur zum kleinsten Theil im Norden zu Hause.

Viel

Viel wichtiger ist der Umstand, daß seitdem die zahllosen Namen kleiner Gauvölker verschwinden und an ihre Stelle die Namen der großen deutschen Stämme treten, der Franken, Alemannen, Sachsen, Gothen. Diese zahlreichen Stämme sind keine neuen, sie können so wenig aus dem armen Norden als aus der Luft gekommen seyn. Es sind ganz die nämlichen Völker, die hundert Jahre vorher in denselben Gegenden lebten, aber im langen Frieden haben sie sich vermehrt, ihre Verfassung, ihre Gesetze, ihren Glauben mehr durchgebildet, und so finden wir sie, nach einem langen Stillschweigen der Geschichte, noch als dieselben, aber gereifter wieder. In den Namen der Katten und Sikambern gehen alle niederrheinischen, in den der Friesen, Chauken und Angeln alle Nordseevölker, in den der Alemannen und Bojoarier alle süddeutschen, in den der Hermunduren, Langobarden, Burgunder alle mitteldeutschen, endlich in den der Gothen, Gepiden, Vandalen alle ostdeutschen Stämme allmählich über, und an die Stelle der Sikambern und Chauken treten bald die der Franken und Sachsen. Dieß beweis't uns, daß überall die kleineren bisher getrennten Gaue sich näher an einander schlossen und größere Vereine bildeten. Es wäre z. B. nicht möglich, daß das große Volk der Franken allein aus den Sikambern hervorgegangen wäre; es mußten sich erst alle die zahlreichen kleinen Gauvölker, die wir früher neben den Sikambern kennen lernten, und deren Name seither verschwunden, mit ihnen vereinigen. Was diese Vereinigung zunächst bewirkte, ist freilich unklar. Vielleicht wirkte vieles zusammen, alte Stammverwandtschaft, Herrschaft eines zahlreichern Gauvolkes über die schwächern Nachbarn, und endlich die neue Waffenbrüderschaft in den von neuem mit frischer Kraft begonnenen Römerkriegen.

Capitel 50.

Der Markomannenkrieg.

Im Jahre 162 nach Christo erhoben sich zuerst die Völker am Rheine. Die früher minder bedeutenden Katten brachen plötzlich in großen Schaaren in Rhätien ein und drangen bis in die Alpen. Zugleich traten die Chauken als kühnes Seevolk mit zahlreichen Segeln auf und plünderten die römischen Küsten der Nordsee.

Bald darauf brach ein noch weit gewaltigerer Völkersturm über die Donau. Plötzlich erschienen Gothen und Vandalen von der Ostsee her im Norden der Hermunduren, Markomannen, Quaden und Bastarner und wälzten sich mit ihnen ins römische Reich. Auch slavische Völker, Jazygen Roxolanen, hatten sich ihnen zugesellt. Ohne Zweifel hatte diese neue Wanderung ihren Grund in der Uebervölkerung. Nach so langer Ruhe bedurfte die in ganz Deutschland angewachsene Völkermasse eine Entladung, und die Hoffnung auf Rache an dem alten Erbfeinde, den Römern, und auf unermeßliche Beute oder gar den Besitz der schönen Südländer lenkte den Strom nach dem römischen Reiche.

Von den Markomannen, die den Römern zunächst saßen und den Sturm begannen, nannten die römischen Geschichtschreiber diesen ganzen Krieg den markomannischen, obgleich zahlreiche Völker aus dem innern Deutschland unter andern Namen dabei waren. In unermeßlichen Schaaren flutheten sie über die Donau, und ihr Sturm brach sich erst an den Mauern von Aquileja, einer großen und festen Stadt am adriatischen Meere. Die tapfere

Vertheidigung dieser Stadt und die plötzliche Ankunft des eben so weisen als muthigen römischen Kaisers Marcus Aurelius mit einem gewaltigen und eben siegreich heimkehrenden Heere bewog die Deutschen auf einen Augenblick, über die Donau zurückzugehen. Bald aber kamen sie wieder und verheerten aufs neue die römischen Provinzen, während eine grausame Pest das Volk der Römer auch von innen zu vernichten drohte. Dennoch verzagte der Kaiser nicht, ließ alles, was noch Waffen tragen konnte, selbst Sklaven und Straßenräuber, aufbrechen, und drang bis an die Donau vor. Wahrsager hatten ihm verkündet, wenn er zwei Löwen über die Donau schwimmen lasse, so würden die Deutschen davon fliehen. Die Löwen schwammen hinüber, wurden aber von den deutschen Kriegern für ein Paar große Hunde gehalten und mit Keulen todt geschlagen. Doch gelang es dem Kaiser, zwei vandalische Wandervölker unter ihren Herzogen Rhaus und Rhaptus für sich zu gewinnen und gegen die übrigen Deutschen zu führen. So verstärkt bezwang er nach hartem Kampfe die Markomannen und Jazygen. Mit den letzten hielt er eine große Schlacht mitten auf der gefrornen Donau. Er zwang sie zum Fliehen, und diese einzige Völkerschaft gab ihm 100,000 römische Gefangene zurück, woraus man sich von der Größe dieser Kriege einen anschaulichen Begriff machen kann. Dann fiel der Kaiser über die Quaden her. Diese zogen sich tief ins innere Land zurück und lockten ihn so weit als möglich vorwärts. Da sah er sich plötzlich in einer weiten Wüste eingeschlossen, und sein Heer drohte zu verschmachten, denn lang anhaltende Dürre hatte alle Bäche vertrocknet, und nirgends war Wasser zu finden. In dieser Noth wären sie eine sichere Beute der ringsherum lauernden Quaden geworden, wenn nicht plötzlich ein heftiges Gewitter sie mit Regen erfrischt hätte. Eine christliche Legion soll dieß Wunder durch ihr Gebet bewirkt haben, und sie ward davon die feurige Legion genannt. Die Quaden wurden nachher ebenfalls zum Frieden gezwungen, im Jahre 174.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so ließ der Kaiser der ganzen Donau entlang die zerstörten Festungen wieder herstellen, viele neue anlegen und dieselben durch 200,000 Mann bewachen. Weil aber die Römer, auf ihre Stärke trotzend, nicht alle Bedingungen des Friedens erfüllten und die Deutschen zu belästigen anfingen, so erhoben diese aufs neue allgemeinen Aufstand, und der Krieg wüthete noch fort, als der Kaiser Marcus Aurelius im Jahre 180 verschied. Sein Sohn und Nachfolger Commodus war ein liederlicher Jüngling, und schloß sogleich mit den Deutschen einen für ihn sehr schimpflichen Frieden, um nur ruhig in Rom seiner Schlemmerei leben zu können.

Capitel 51.

Die Alemannen.

Sie gehörten zu den alten Sueven, und ihre Nachkommen hießen Schwaben. Es waren die kleinen Gauvölker, welche südwärts der Katten und Hermunduren wohnten, und auch markomannische Völker scheinen sich mit ihnen verbunden zu haben. Sie erscheinen seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts als ein neugebildetes und mächtiges Volk. Den Pfahlgraben überschreitend, zerstörten sie die römischen Städte und Pflanzungen, und machten sich durch den ganzen Schwarzwald bis an den Rhein furchtbar.

Wiewohl sie unter dem Namen Alemannen als ein besonderes Hauptvolk von andern unterschieden auftraten und sich behaupteten, so hatten sie

doch keinen festen Staatsverband. Sie waren noch ganz wie in der frühern altgermanischen Zeit in viele einzelne Gaue geschieden, davon jeder völlig unabhängig war, und eine Volksversammlung, ein Gesetz und einen Richter, Herzog oder König für sich hatte. Auch führten sie ihre Kriege viel öfter einzeln, als verbunden. Nur zuweilen wählten sie für die Zeit des Krieges einen gemeinsamen Herzog. Also erhielt sich bei ihnen noch die ganze alte Verfassung.

Im Norden gränzten sie an die Katten und Hermunduren, im Osten an die Cennen (die alten Senonen, die sich mit den Alemannen verschmolzen, als hinter ihnen die von Schlesien aus immer weiter nach Westen vorrückenden Burgunder folgten) und die bojischen Markomannen (aus denen später die Bojoarier oder Bayern hervorgingen). Vor ihnen lag hinter dem Rheine Germania prima, Helvetia und Rhaetia, und gegen diese römischen Provinzen richteten sie ihre immer kühner werdenden Angriffe.

Den ersten Krieg unternahmen sie, mit den Cennen vereinigt, gegen den Kaiser Caracalla im Jahre 213. Sie wurden durch Verrätherei der Römer überwunden. Ihre gefangenen Weiber frug der Kaiser spöttisch, ob sie sich lieber tödten oder als Sklavinnen verkaufen lassen wollten? Einstimmig verlangten sie das Erste; da man sie aber dennoch der Knechtschaft weihte, tödteten sie alle ihre Kinder und dann sich selbst.

Einige Zeit darauf kam der Kaiser Maximinus, von Geburt ein Gothe, der durch seine Tapferkeit und Riesenstärke sich in römischen Kriegsdiensten immer höher und endlich auf den Thron geschwungen hatte, mit großer Macht über Deutschland, führte ganze Schaaren wilder Parther aus Asien und Mauritanier aus Afrika mit sich, zog 400 Meilen Wegs sengend und brennend in Deutschland umher, zerstörte alle Wohnungen und Felder, und bewies, daß es keinen ärgern Feind gibt, als einen abtrünnigen Landsmann, 236.

Im Jahre 259 fielen die Alemannen in Gallien ein. Es war ein junger Held, Krokus mit Namen, der wollte große Dinge thun, und frug seine Mutter, wie er das machen solle? Nur zwei Wege hast du, antwortete sie, du mußt entweder Großes bauen oder Großes zerstören. Das Letztere schien ihm viel lustiger zu seyn, und er zog mit einem großen Heere über den Rhein, und zerstörte nach einander über sechzig gallische Städte so gänzlich, daß kein Stein auf dem andern blieb. Bei der Stadt Arles aber ward er von den Römern gefangen, lebendig in einen eisernen Käfig gesteckt und zum Spott der Römer im ganzen Lande umher geführt. Damals regierte Kaiser Gallienus, der die schöne Tochter eines markomannischen Königs zur Gemahlin nahm.

Am Ende des dritten Jahrhunderts thaten die Alemannen große Züge über die Alpen und lieferten den Römern in Italien selbst blutige Schlachten. Dann fielen sie mit den Franken vereinigt wieder in Gallien ein und zerstörten aufs neue eine Menge Städte.

Im Jahre 303 verwüsteten sie ganz Helvetien und brachen seine prachtvollen Städte von Grund aus.

Im Jahre 355 schlugen sie ein römisches Heer in den Alpen, wurden aber bald darauf am Bodensee wieder überwunden.

Im folgenden Jahre brachen sie wieder in Gallien ein, zerstörten Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und eine große Menge anderer Städte. Auch das nächste Jahr streiften sie bis Lyon. Da rüstete sich aber gegen sie der tapfere Kaiser Julianus, und brachte bei Trier ein starkes Heer zusammen. Wie die Alemannen sahen, daß ihnen ein großer Kampf bevorstünde, vereinigten sie sich alle und wählten den Chnodomar zu ihrem obersten Herzoge. Bei den Trümmern der Stadt Straßburg kam es zur entscheidenden Schlacht. Das

gemeine alemannische Fußvolk zwang seine Führer und alle, die zu Pferde saßen, herunter zu steigen und zu Fuße zu kämpfen, damit Gleichheit bestünde. Nach langer und furchtbarer Gegenwehr aber wurden die Alemannen überwunden, Chnodomar auf der Flucht gefangen. Als dieß die 200 Waffengesellen, die sein beständiges Gefolge bildeten, erfahren hatten, stellten auch sie sich freiwillig in Gefangenschaft, denn sie hatten geschworen, ihres Führers Schicksal zu theilen. Der unglückliche Held starb zu Rom am Heimweh. Die besiegten Alemannen wurden gezwungen, Holz und anderes Baugeräthe in großer Menge herbei zu schaffen, wovon die zerstörten Städte wieder hergestellt wurden.

Im Jahre 370 entstand ein großer Krieg zwischen den Alemannen und Burgundern wegen Salzquellen. Die Römer benutzten die gute Gelegenheit sogleich und verbanden sich mit den Burgundern zur Vertilgung der Alemannen. Diese aber waren so klug, sich zurück zu ziehen, um den Burgundern bis zum Rhein offenen Weg zu lassen, denn als die Römer das neue gewaltige Kriegervolk an ihren Gränzen sahen, entsetzten sie sich, und suchten es sobald als möglich wieder los zu werden, indem sie ihm von ihren Versprechungen nichts erfüllten. Da ermordeten die Burgunder zur Strafe die römischen Gesandten und kehrten in ihr Land zurück.

Bald darauf hetzten die Römer die Franken gegen die Alemannen, und ein König der letztern, Makrian, kam dabei in der Schlacht ums Leben.

In der Folge wurden auch die Alemannen in den großen Sturm der gothischen Völkerwanderung mit fortgerissen, und wir werden sehen, was aus ihnen geworden ist.

Capitel 52.

Die Franken.

Alle jene niederdeutschen Gauvölker, die unter Armin gestritten hatten, vereinigten sich im zweiten Jahrhunderte allmählich zu zwei Hauptvölkern, den Katten und Chauken. Im dritten aber erscheinen diese beiden plötzlich unter dem neuen Namen der Franken und Sachsen, doch so, daß noch eine geraume Zeit die Namen der einzelnen kleinen Gaue darunter hervorleuchten.

Frank ist so viel als frei. Franken nannten sich diese Völker, weil sie sich zur Freiheit verbündet. Die lange Erfahrung der Römerkriege lehrte sie diesen Bund aufrichten, und ihr ältestes Gesetzbuch rühmt in der Vorrede, daß das Volk der Franken durch den Friedensbund, den es unter sich aufgerichtet, stark genug geworden sey, um das Joch der Römer gänzlich zu zerbrechen.

Anfangs erscheint der Frankenbund nur als eine lose Verknüpfung vieler selbstständiger Gaue. Jeder streitet unter seinem besondern Herzoge. Erst lange nachher vereinigten sich die Franken unter einem gemeinsamen König.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts zogen die Franken in großen Schaaren durch ganz Gallien über die Pyrenäen und zerstörten in Spanien die große Stadt Tarragona. Bald darauf wurden sie aber von dem heldenmüthigen Kaiser Probus gänzlich überwunden und sehr hart behandelt. Um sie unschädlich zu machen, ließ er viele tausend fränkische Männer und Jünglinge nach Asien an die Küste des schwarzen Meeres versetzen. Er blieb selbst lange Zeit am Rhein, befestigte die Gränzen wieder, und ließ die ersten Weinberge längs den Rheinufern anlegen. Wenn auch später die Franken und Alemannen alle seine Befestigungen wieder zerstörten, so schonten und pflegten sie doch mit großem Fleiße seine Reben, also daß der Weinbau am Rhein immer herrlicher

gedieh. Dem Kaiser Probus aber brachten diese schönen Anlagen den Tod, denn seine eigenen Soldaten erschlugen ihn, um der lästigen Arbeit in den Weinbergen los zu werden. Unterdeß ertrugen die nach Asien verpflanzten Franken das Joch der Sklaverei nicht ruhig. Plötzlich empörten sie sich, schlugen alle Römer in der Runde todt, bemächtigten sich mit Gewalt einer ansehnlichen Flotte, die auf dem schwarzen Meere lag, und fuhren stolz von dannen. In den griechischen Gewässern landeten sie bald hier, bald dort, und plünderten die reichsten Städte aus. Dann segelten sie nach Sicilien, eroberten die große Stadt Syrakus und trugen unermeßliche Beute davon. Auch nach Afrika setzten sie über, und schlugen eine harte Schlacht mit den Römern unter den Mauern von Carthago. Hier verließ sie das Glück; darum begaben sie sich wieder auf ihre Schiffe, fuhren ohne Aufenthalt durch das Mittelmeer und an den spanischen und gallischen Küsten hin in die Nordsee, und kamen wohlbehalten in ihrer Heimath an.

Im Anfange des vierten Jahrhunderts führte der Kaiser Constantin, den man den Großen genannt hat, weil er der erste christliche Kaiser gewesen, gewaltige Kriege mit den Franken und Alemannen, schlug sie wiederholt, und ließ viele tausend Gefangene, darunter auch zwei fränkische Herzoge, Askar und Ragais, im Schauspielhause zu Trier den wilden Thieren vorwerfen. Alle starben freudig und mit Lachen. Auch er befestigte den Rhein aufs neue, baute bei Köln eine große steinerne Brücke über diesen Fluß, und legte am deutschen Ufer, Köln gegenüber, eine feste Burg an. Doch ist jetzt von der Brücke keine Spur mehr vorhanden; aus jener Burg aber entstand das heutige Deutz.

Auch der Kaiser Julian führte hartnäckige Kriege mit den Franken, und hielt sie im Zaume, so lange er regierte.

Am Ende des vierten Jahrhunderts gelangte ein geborner Franke, Argobast, im römischen Dienste zu so großer Gewalt, daß er nach seinem Willen einen Kaiser einsetzte, und in dessen Namen das ganze Reich regierte. Er führte gegen seine eigenen Landsleute Krieg, die damals von drei Herzogen, Genobald, Sunno und Markomir, befehligt wurden, konnte sie aber nicht bezwingen, und ward zuletzt selbst von den Gothen überwunden. Da floh er in die höchsten Alpen und gab sich den Tod mit eigner Hand, 394.

Capitel 53.

Die Sachsen.

Der Name der Chauken, deren große Seezüge den Römern schon längst gefährlich gewesen, geht im dritten Jahrhunderte in den Namen der Sachsen über. Alle jene Völker, die nordwärts der Franken saßen, Friesen, Chauken, Brukterer, Cherusker, Angrivarier u. s. w., erscheinen seitdem als Sachsen. Diesen Namen führten sie von ihren Streitärten (Sachs, Axt).

Die nordischen Meere waren stets von ihren Flotten bedeckt. An den gallischen und brittischen Küsten bekämpften sie die Römer; aber auch mit den Dänen und Norwegern lagen sie in beständiger Fehde. Zu Lande führten sie schwere Kriege mit den Gothen, als diese von Skandinavien herüber kamen. Doch wissen wir nichts Näheres darüber. Gewiß ist nur, daß die Sachsen sich in ihren alten Sitzen behauptet haben, sich später weiter nach Süden ausbreiteten, und die Thüringer (Hermunduren) unterjochten. Dagegen wurden die östlichen Nachbarn der Sachsen, die unter dem Namen der Vindilien früher bekannten

Ostseevölker, durch den gothischen, von Skandinavien aus gegebenen Anstoß fortgerissen, und mit den Gothen zogen Vandalen, Burgunder, Langobarden südwärts.

Dadurch wurden die Sachsen Nachbarn der slavischen Wenden, die in die verlassenen Sitze der Vindilen (mit Beibehaltung des alten Namens) einrückten, sich an der ganzen Ostseeküste bis Holstein niederließen, und, je weiter die Vandalen, Langobarden und Burgunder nach Süden zogen, ihnen längs der sächsischen, thüringischen und bayerischen Gränze bis in die Mitte Deutschlands folgten. Demnach sollte man glauben, die gothischen Wandervölker seyen eigentlich von den Slaven vertrieben worden; allein von einer solchen Vertreibung findet sich keine Spur in der Geschichte, vielmehr erscheinen die Slaven stets in einem untergeordneten Verhältniß zu den Deutschen, und bald sehen wir den großen Gothenkönig Hermanarich wieder über das ganze Land zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere herrschen. Auch der älteste russische Geschichtschreiber, der Mönch Nestor, beginnt mit der Herrschaft der Deutschen über die Slaven.

Capitel 54.

Die Gothen.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts erschien das große Volk der Gothen am schwarzen Meere, aus Norden kommend, mit zahllosen andern nordischen Völkern. Die Sage dieser neuen Gothen war folgende. Ihre Urväter fuhren auf drei Schiffen von Gothland in Schweden, ihrer alten Heimath, an die deutsche Ostseeküste, und landeten in Gothiscanzia (Danzig). Eines ihrer Schiffe aber hatte sich etwas verspätet, daher die Männer auf demselben von dem Worte Gapan, gaffen oder warten, Gepiden genannt wurden. Allmählich verbreiteten sie sich an der Küste, besiegten die Ulmerugen und Vandalen, wurden aber von den Sachsen gehindert, gegen Westen vorzudringen. Da wandten sie sich, immer mehr Völker besiegend, oder in ihrem Zuge mit fortwälzend, gerade aus nach Süden, und kamen endlich am schwarzen Meere an. Viele Gothen blieben aber im Norden zurück, und noch jetzt heißt ein Theil von Schweden Gothland.

Das Uebergewicht des gothischen Namens über die Namen der andern ostdeutschen Völker hat seinen Grund vielleicht in einem alten religiösen Uebergewichte, und aus demselben Grunde werden auch die eigentlichen Gothen gebildeter genannt, als andere deutsche Völker. Bei ihnen fand die griechisch-römische Bildung und das Christenthum den leichtesten Eingang, und die Einrichtungen, die sie sich in der Zeit des Friedens nach den Völkerstürmen gaben, wurden das Muster für alle übrigen Deutschen und die Grundlage eines neuen Zeitalters.

Uebrigens hatten die Gothen genau dieselbe Verfassung, wie die übrigen Deutschen. Wir finden bald jedes der gothischen Völker unter einem besondern Oberhaupte streitend, welcher Richter, Herzog oder König genannt wird; bald erscheinen ihrer viele unter einem gemeinsamen Heerführer; bald herrscht ein Oberkönig über viele überwundene und tributpflichtige Könige; bald lös't sich die Herrschaft desselben wieder auf, und alle einzelnen Völker sind wieder selbstständig. Zuletzt aber gelang es den Heerführern der bedeutendsten Völkerschaften, sich zu beständigen Königen aufzuwerfen, die kriegerische Gewalt auch im Frieden beizubehalten, und in ihrer Person eine Macht zu vereinigen, die der

alten Freiheit des Volkes höchst gefährlich wurde. Das ist von jeher das Ende langwieriger Kriege und eingerissener Soldatenherrschaft gewesen.

In dem großen gothischen Wanderzuge erscheinen die Gothen nur als das herrschende Hauptvolk. Mit ihnen vereinigt oder ihnen unterworfen sind aber zahllose theils deutsche, theils slavische Stämme. Aechte gothische Völker, wie sie ursprünglich auf jenen drei Schiffen aus Schweden gekommen seyn sollen, sind die Ost- und Westgothen und die Gepiden. An sie schlossen sich an die Vandalen (von der Ostsee), die Rugier (von der Insel Rügen), die Langobarden, Burgunder, Hermunduren, Heruler, Vrungunden, Therwinger, Astringer, Greuthinger, Taiphalen, Victophalen, Burier (Boranen), Karpen, Quaden, Peuciner, Geten, Bastarner, Markomannen u. s. w., von slavischen Völkern Sarmaten, Jazygen, Roxolanen, Hirren, Skirren, Alanen u. s. w.

Capitel 55.

Kriege der Gothen.

Schon lange erschienen die Gothen im Rücken der Markomannen, ehe sie unmittelbar auf das römische Reich sich wälzten. Schon in dem Markomannenkriege zeigten sich Gothen.

Im Jahre 192 beschlossen die Gothen einen großen Zug wider Rom, aber als sie deßhalb in einer Volksversammlung sich beriethen, wurden drei ihrer Oberhäupter plötzlich vom Blitze erschlagen. Das sahen sie für ein böses Zeichen an und unterließen den Zug.

Bereits zu Anfang des dritten Jahrhunderts aber machten sie sich so furchtbar, daß Kaiser Caracalla ihnen Tribut zahlen mußte, und bald darauf schwang ein geborner Gothe sich auf den römischen Thron. Das war Maximin, der aber seiner Geburt so wenig achtete, daß er nicht nur die Westdeutschen, sondern auch die Gothen mit furchtbar verheerenden Kriegen heimsuchte.

Nach seinem Tode forderten die Gothen aber wieder den alten Tribut von den Römern, und erzwangen ihn durch einen Einfall in Griechenland unter ihren Anführern Ostrogotha, Argaith und Guntherich, im Jahre 245. Nachher ward Ostrogotha ein sehr mächtiger König. Eben so mächtig war Fastida, der König der Vandalen, der die Burgunder in einem großen Kriege sich unterworfen hatte. Dadurch übermüthig gemacht, forderte er von Ostrogotha die Hälfte seines Reichs. Vergeblich stellte dieser ihm das Thörichte seines Verlangens vor, und ermahnte ihn, den Bruderkrieg mit Deutschen zu vermeiden. Fastida aber hörte nicht, begann Krieg und ward von den Gothen überwunden.

Im Jahre 250 brach ein starker gothischer Heerzug, angeführt von Cniva, in Mösien ein, schlug die Römer in einer großen Schlacht bei Beräa, und eroberte darauf die Stadt Philippopolis, wobei 100,000 Menschen ums Leben kamen. Als sie weiter nach Griechenland kamen, kam Kaiser Decius mit einer großen Römermacht in ihren Rücken, und gedachte sie abzuschneiden. Cniva aber bot ihm eine große Schlacht, worin der Kaiser selbst und sein Sohn das Leben verlor. Der nachfolgende Kaiser Gallus konnte nur durch ein schweres Lösegeld den Frieden erkaufen, und die Gothen zogen mit unermeßlicher Beute davon.

Im Jahre 258 fuhren viele gothische Schaaren unter verschiedenen Anführern über das schwarze Meer nach Kleinasien, plünderten und zerstörten die herrlichsten Städte, und kehrten wieder mit großem Raube heim. Das nächste Jahr aber zogen sie zu Lande nach Kleinasien, aufs neue raubend und verheerend.

Im Jahre 266 fuhren sie wieder zur See nach jenen reichen Küsten. Ihre Anführer waren Respa, Veduco, Thuro und Vato. Sie durchstreiften ganz Kleinasien; als sie aber mit ihrer Beute auf dem schwarzen Meere wieder heimkehrten, wurden sie von einer römischen Flotte überfallen und geschlagen.

Im nächsten Jahre wiederholte jedoch eine große Schaar Heruler unter ihrem Könige Naulobates dasselbe Unternehmen, plünderte die asiatischen Küsten und landete dann in Griechenland. Hier plünderten und zerstörten sie eine Menge prachtvoller alter Städte. Auch Athen, den Hauptsitz altgriechischer Bildung, eroberten sie, und sie waren eben im Begriffe, die ungeheure Menge griechischer Bücher, die sie daselbst vorfanden, zu verbrennen, als ein alter Mann unter ihnen aufstand und den Rath gab, den Griechen alle diese Bücher zu lassen, denn so lange sie so emsig die Feder führten, würden sie auch das Schwert nicht zu führen verstehen. Als sie zu Lande heimkehrten, überfiel und schlug sie Kaiser Gallienus. Doch schloß er einen guten Frieden mit ihnen, und seitdem waren die Heruler fast beständig in römischen Kriegsdiensten.

Schon zwei Jahre darauf begannen zwei neue Züge zahlreicher gothischer Völker. Die eine Hauptmasse fuhr auf 6000 Schiffen über das schwarze Meer. Am Donauflusse landeten sie, wurden aber von den Römern geschlagen. Da setzten sie sich wieder auf die Schiffe, fuhren in die griechischen Meere und plünderten Griechenland abermals aus. Sie wollten zu Lande an die Donau zurückkehren, gewannen auch einen großen Sieg über den Kaiser Claudius, wurden aber dennoch im Gebirge Hämus von den Römern eingeschlossen, und durch Hunger und Pest völlig aufgerieben. Die zweite Hauptmasse war gleich anfangs nach Kleinasien gezogen und sogar auf der Insel Cypern gelandet. Ueberall wütheten sie mit Feuer und Schwert, und zerstörten alle Städte. Damals verbrannten sie auch den uralten und hochberühmten Tempel zu Ephesus, der zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde. Von da wandten sie sich wieder nach Griechenland; ehe sie aber ihre Heimath wieder erreichen konnten, wurden auch sie aufgerieben.

Diese großen Verluste hielten die Gothen eine Zeit lang ab, ihre Raubzüge fortzusetzen. Auch kamen hinter einander mehrere sehr kriegerische Kaiser auf den römischen Thron, die selbst wieder über die Donau zogen, und die Gothen in ihrem eigenen Lande bezwangen. So gewann Aurelianus große Siege über sie. Von einem ihrer Könige erbeutete er einen Wagen, den sechs Hirsche zogen, auf dem er in Rom seinen Triumphzug hielt. Auch kriegerische Jungfrauen der Gothen nahm er gefangen. Nachher hielt Probus die Gothen an der Donau eben so in Zaum, wie die Franken und Alemannen am Rheine, legte neue Festungen an, und gründete in Ungarn den Weinbau. Auch Galerius und in der Folge Constantin der Große behaupteten die Donau siegreich gegen die Gothen.

Dieß hatte zur Folge, daß oft ein friedlicher Verkehr an den Gränzen eintrat und eine Menge Gothen in römische Kriegsdienste sich begab. Als Constantin der Große die Stadt Constantinopel zur neuen Hauptstadt des

des römischen Reichs erhob, umgab er sich daselbst auch mit einer gothischen Leibwache, die daher Wäringer genannt wurden.

Unter den zahllosen römischen Gefangenen, welche die Gothen in das Innere ihres Landes geschleppt hatten, waren auch viele Christen, und diesen gelang es, einen großen Theil des gothischen Volks zur göttlichen Lehre des Erlösers zu bekehren. Auch die Gothen in römischen Kriegsdiensten wurden größtentheils Christen. Als nun Constantin selbst das Christenthum annahm, und über sein ganzes Reich verbreitete, ward von den gesammten Geistlichen der Christenheit eine große Kirchenversammlung zu Nicäa gehalten, auf welcher die katholische Kirche als die alleingültige anerkannt wurde, und bei dieser Versammlung waren auch schon viele Bischöfe der Gothen zugegen, doch ohne sich den Katholiken anzuschließen, weil sie die Lehre Christi noch reiner aufgefaßt zu haben glaubten. Dieß geschah im Jahre 325.

Capitel 56.

Hermanarich.

Um diese Zeit unterwarfen sich die Ostgothen unter ihrem großen Könige Hermanarich aus dem altberühmten Geschlechte der Amalen alle gothischen und slavischen Völker von der Ostsee bis zum schwarzen Meere eines nach dem andern, und gründeten in diesen ungeheuren Länderstrecken ein einziges Reich, dessen Zügel die starke Hand Hermanarichs behauptete. Doch behielten alle unterworfenen Völker ihre Gesetze und Könige, und waren den Ostgothen nur zu Tribut und Kriegsdienst verpflichtet, gleichsam ihre Vasallen und Lehenträger.

Als Hermanarich sehr alt war, brach über sein Reich ein verderblicher Sturm. Das große Volk der Alanen stürzte sich auf die Gothen, gedrängt von den unermeßlichen Schaaren der Hunnen, die fern her aus Nordasien einen Wanderzug gegen Europa unternahmen.

Zugleich brachen innere Unruhen im gothischen Reiche aus. Ein Fürst der Roxolanen hatte Verrath an Hermanarich geübt; dafür ließ dieser die Gemahlin desselben grausam ermorden. Ihre Brüder aber dachten auf Rache, fielen über den alten König her und brachten ihm eine schwere Wunde bei. Als nun die Macht der Hunnen drohend an seines Reiches Gränzen stand, in diesem selbst Zwietracht, Schrecken und Verwirrung herrschte, und Hermanarich, durch sein Alter und seine Wunde verhindert, nirgends helfen konnte, zog er den Tod der Schande vor, und ermordete sich selbst, als ein Greis von 110 Jahren.

Capitel 57.

Die Hunnen.

Die Hunnen (Mongolen, Kalmuken) waren in Nordasien einheimisch, in den ungeheuren Steppen zwischen Rußland und China. Dort lebten sie ursprünglich als nomadische Hirten, in Familien und Stämmen wandernd von Ort zu Ort, Weide suchend für ihr Vieh, ohne Städte und Häuser, nur in Zelten wohnend und bei den Pferden, mit denen sie zusammengewachsen

schienen. Alle waren beständige und sehr geübte Reiter. Fußvolk kannten sie nicht, ihre Beine waren krumm und schwach vom ewigen Sitzen. Sie waren klein, aber sehr breitschulterig, stark von Armen. Sie hatten aufgeworfene dicke Lippen, eine kleine gequetschte Nase, ganz kleine geschlitzte Augen, gelbe Haut, dicke Hälse, und waren völlig so garstig, wie die Kalmuken noch heute sind. Ihre furchtbare Häßlichkeit, ihre ungeheure Menge, ihre Geschicklichkeit zu Pferde und mit dem Pfeile jagte selbst den tapfern Gothen ein Grauen ein. Sie hielten sie für Abkömmlinge böser Geister, und dieser Aberglaube trug das Meiste zum Siege der Hunnen bei.

Kaum war Hermanarich zu den Vätern nach Walhalla gegangen, so zerfiel sein mächtiges Reich. Ein Theil der Ostgothen blieb seinem Sohne Hunimund getreu, ein anderer wählte den Winithar zum Könige. Unter den Westgothen hingen, die noch heidnisch waren, dem Athanarich, aus dem alten Geschlecht der Balten an; die sich aber schon längst zum Christenthum bekehrt, standen unter den Herzogen Fridigern und Alavius (Olaf). Zwischen beiden Theilen war schon alte Zwietracht.

Balamir, der große Hunnenfürst, unterwarf den Hunimund und zog gegen Winithar. Dieser aber schlug in zwei großen Siegen die Hunnen zurück, und erst in der dritten Schlacht, in der er das Leben verlor, wurden die heldenmüthigen Ostgothen zur Flucht gezwungen. Ein Theil derselben unterwarf sich dem Balamir, da derselbe Winithars Wittwe, die schöne Waldamare, zur Ehe nahm.

Widerich aber, Winithars Sohn, und zwei andere ostgothische Häuptlinge, Alatheus und Saphrax, sammelten die Trümmer ihrer Völker, und flohen vor den Hunnen.

Die Westgothen, bei der Niederlage ihrer Brüder unthätig, sahen jetzt selbst die Gefahr über ihrem Haupte schweben. Kühn entschlossen vereinigten sie ihre Macht, und zogen den Hunnen entgegen an die Ufer des Dniester. Aber die Hunnen setzten an einer andern Stelle über den Fluß, umgingen sie und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Nachdem die Westgothen hinter den Pruth sich zurückgezogen und in der Eile eine lange Mauer aufgeworfen hatten, hinter der sie eine Zeit lang noch sich hielten, sahen sie endlich ein, daß ein längerer Widerstand vergeblich sey. Sie flohen, Fridigern und Alavius ins römische Reich; Athanarich, der die Römer als alte Feinde und Christen haßte und seinem Vater geschworen hatte, nie das römische Gebiet zu betreten, in die Thäler von Siebenbürgen.

Capitel 58.

Der Gothen Einwanderung ins römische Reich.

An der Donau angekommen, sandten Fridigern und Alavius den frommen und gelehrten gothischen Bischof Ulphilas (Wölflein) an den römischen Kaiser Valens, ihn um Land jenseits der Donau zu bitten, da sie vor den Hunnen sicher wären. Ulphilas war der erste, der die Bibel ins Deutsche übersetzte, und noch jetzt ist ein Theil seiner Uebersetzung vorhanden, ein Denkmal altgothischer Bildung und Sprache. Dieser Bischof bewog den Kaiser, die Gothen in das Reich zu lassen, da diesem selbst eine gewaltsame Abwehr viel gefährlicher schien. Doch verlangte Valens, die Westgothen sollten alle ihre Waffen abgeben, und was sie an Lebensmitteln brauchten, pünktlich bezahlen.

Die römischen Aufseher, die deßhalb an die Donau geschickt wurden, benutzten die Treuherzigkeit des flüchtigen Volkes, um es auf jede Weise zu betrügen, und ihm in Ermanglung des Geldes die schönen Weiber und Kinder zu entreißen. Während sie damit allzusehr sich aufhielten, übersahen sie, daß ein großer Theil der Gothen aus Ungeduld über den Fluß setzte, ohne die Waffen abzulegen.

Der Betrug und die Mißhandlung, das karge Maaß von Lebensmitteln, endlich das Gefühl der Stärke, bewog die Gothen, obgleich nur ein Theil von ihnen bewaffnet geblieben war, eine drohende Stellung anzunehmen. Die Römer zogen deßhalb ihre Streitkräfte zusammen, wodurch die Donau-Ufer entblößt wurden. Da zogen auch die Ostgothen, die unter Alatheus und Saphrax auf ihrer Flucht ebenfalls herangerückt kamen, ohne zu fragen und ungehindert über den Strom.

Unterdeß drangen die Westgothen vorwärts, und kamen vor die große Stadt Marcianopel. Lupicin, der römische Statthalter daselbst, lud ihre Häupter zu einem Gastmahle ein. Da diese lange nicht in ihr Lager zurückkehrten, so fürchteten die Gothen Verrath, und begannen die verschlossenen Stadtthore zu stürmen. Da befahl der verrätherische Römer wirklich, seine Gäste zu ermorden; Fridigern aber rettete sich und die Seinen durch kühne Geistesgegenwart, indem er den Römern kaltblütig vorstellte, wenn sie ermordet würden, so wäre der Untergang der Stadt durch die Rache der Gothen unvermeidlich, ließe man ihn aber frei, so wolle er seine Landsleute bald beruhigen. Sie wurden aus der Stadt entlassen, und Fridigern führte sein Heer ruhig zurück. Es war aber einmal Argwohn und Feindschaft eingerissen. Die Gothen fanden sich verlassen und in der mißlichsten Lage. Die Römer bereuten, ein so starkes Volk in ihr Gebiet gelassen zu haben. Lupicin entschloß sich zur entscheidenden That. Er rückte mit seiner ganzen Kriegsmacht den Gothen entgegen, ward aber in einer großen Schlacht aufs Haupt geschlagen.

Dadurch wurden die Gothen Herren des Landes. Mit Gewalt nahmen sie Waffen und Lebensmittel weg. Ost- und Westgothen vereinigten sich. Zu ihnen stießen auch die Wäringer oder gothischen Söldner, die seit Constantin im römischen Dienste standen. Damals waren ihre Häupter Sueridus und Kolias. Sie standen bei Adrianopel und sollten nach Kleinasien verlegt werden, weil die Römer ihren Abfall fürchteten. Da man ihnen aber den rückständigen Sold nicht auszahlte, so verweigerten sie den Gehorsam und stießen zu ihren Landsleuten. Auch die Bergleute im Gebirge Hämus und ande e von Lasten schwer gedrückte Einwohner des Landes schlossen sich freudig an die Gothen an, wurden ihre Wegweiser, und zeigten ihnen die verborgenen Schätze und Lebensmittel.

An weitern Fortschritten wurden indeß die Gothen gehindert durch die Stadt Adrianopel, die sie lange und vergeblich belagerten, denn sie verstanden sich nicht auf die Kunst, befestigte Plätze einzunehmen. Unterdeß kam Kaiser Valens, der in Persien gekämpft, mit großer Heeresmacht zurück. Mit ihm verbanden sich zahlreiche fränkische Hülfsvölker unter ihren Herzogen Richomer, Mellobaudes und Frigeridus. Schon damals zeigte sich ein Haß zwischen Franken und Gothen, der in uralten Religionsverschiedenheiten und heimathlichen Kriegen seine Quellen gehabt zu haben scheint, und bis in späte Zeit verderblich fortwirkte. In der ersten Hauptschlacht siegte Valens mit den Franken. Als aber die geschlagenen Gothen mit Alanen und Hunnen, die jetzt ebenfalls über die Donau strömten, sich verbanden, kam es in den Gefilden von Adrianopel zu einer allgemeinen Völkerschlacht, darin mehr als

eine Million Krieger sich tummelten, und dergleichen in Europa noch nie gesehen worden. Die Römer wurden gänzlich geschlagen, zerstreut, vernichtet. Valens selbst fand den Tod. Diese mörderische Schlacht geschah den 9 August 378.

Die Römer rafften aber alle ihre Kräfte zusammen, ihre Niederlage zu rächen. Alle Gothen, die als Wäringer oder Privatleute in Kleinasien sich aufhielten, wurden an Einem Tage ermordet. Der neue Kaiser Theodosius der Große, ein gewaltiger Kriegsheld an der Spitze großer und erbitterter Heere, söhnte durch siegreiche Schlachten die Schande bei Adrianopel aus. Auf seiner Seite stritten wieder fränkische Hülfsvölker unter den Herzogen Bauto und Arbogast. Der Völkerschwarm ward über die Donau zurückgeworfen; die Ostgothen kamen unter die Herrschaft der Hunnen; ein Theil der Westgothen ward der Römer Bundesgenosse.

Fridigern floh über die Donau, konnte sich aber mit Athanarich nicht vertragen. Es kam zum Kampfe unter den Westgothen selbst. Athanarich ward geschlagen und gezwungen, seinem Schwure ungetreu, bei den Römern Schutz zu suchen. Theodosius empfing ihn und die Seinigen mit großen Ehren, ließ ihn in königlicher Pracht zu Constantinopel leben, und begleitete, da er bald darauf starb, seine Leiche selbst zu Grabe.

Der größte Theil der Westgothen blieb fortan in Griechenland, in engem Bündnisse mit den Römern, in dem alten Verhältnisse der Wäringer, aber unter eigenen Anführern und eigenen Gesetzen. Diese Gothen, vor allen andern deutschen Stämmen für Bildung empfänglich, eigneten sich bald alles Treffliche der römischen Cultur zu, ohne die eigene Kraft und edle Sitte zu veräußern. Sie flößten den Römern selbst die höchste Achtung ein. Sie wurden als die brauchbarsten zu den höchsten Staatsämtern berufen. Die römischen Schriftsteller der damaligen Zeit bekennen selbst, die Deutschen seyen als die Männer im römischen Reiche zu betrachten gewesen, die Römer nur als die Weiber. Selbst in den Trachten äußerte sich der Einfluß der Gothen. Wer vornehm seyn wollte, trug blonde Perücken, und der römische Senat verschmähte nicht, statt des alten Festkleides, im gothischen Pelze zu prangen.

Theodosius der Große starb im Jahre 395. Die Lage seines Reiches überschauend und der doppelten Gefahr wohl kundig, welche dem römischen Reiche theils von der Donau, theils vom Rheine her drohte, war er überzeugt, daß Ein Kaiser nicht länger im Stande seyn würde, zu gleicher Zeit und mit gleicher Kraft an so verschiedenen Enden des Reichs zu wirken. Daher befahl er, daß nach seinem Tode seine Söhne das Reich theilen, Honorius in Rom über das Abendland, Arkadius in Constantinopel über das Morgenland gebieten sollte.

Capitel 59.

Alarich.

Unter den Gothen im römischen Reiche zeichneten sich mehrere Häuptlinge besonders aus, vor allen aber Alarich, aus dem Geschlechte der Balten, den ein großer Theil der Westgothen zum Könige wählte. Dieser Held sann alsobald auf große Unternehmungen. Im Jahre 396 brach er plötzlich mit seinem Heere in Griechenland ein, die schönsten Städte plündernd und verheerend. Nur Athen ward von ihm verschont, weil er im Geiste vor den Thoren dieser

Stadt ihre Schutzgöttin Athene zu sehen glaubte. Arkadius kaufte ihm den Frieden erst durch die Abtretung Illyriens ab, die Alarich verlangte, um von hier aus noch Größeres zu unternehmen.

In Constantinopel behauptete indeß ein anderer Gothe, Namens Gainas, die Oberhand. Er wollte die kaiserliche Würde selbst an sich reißen; als er aber außerhalb der Stadt die Verstärkung seines Heers betrieb, wurden plötzlich alle Gothen in Constantinopel von den Römern unversehens überfallen und umgebracht. Ein anderes gothisches Heer unter Frajuta, das den Römern treu geblieben war, schlug den Gainas aus dem Felde. Er floh über die Donau, fiel aber den Hunnen in die Hände, deren Fürst Uldes ihn vernichtete.

Im Jahre 400 unternahm Alarich mit den Gothen und Radagais mit zahlreichen andern deutschen Völkern, zu denen auch die Allemannen sich gesellten, einen großen Zug nach Italien. Aber der tapfere Stiliko, von Geburt ein Vandale, schon von Theodosius seinem Sohne Honorius als erster Minister und Feldherr beigegeben, entblößte ganz Gallien von Truppen, um Italien zu decken, während Aquileja abermals den ersten Sturm der Deutschen aufhielt. Doch wurden erst nach dreijährigem furchtbarem Kampfe die Deutschen zum Rückzug und Vergleich gebracht, und die Römer mußten dem Alarich einen Tribut versprechen.

Im Jahre 405 brach Radagais nochmals in Italien ein, und drang bis in die Apenninen. Hier aber ward er eingeschlossen von Stiliko's ganzer Macht, mit der er durch schlaue Unterhandlungen und Versprechungen auch die Hunnen unter Uldes und ein gothisches Heer unter Sarus vereinigt hatte. Von Hunger und Krankheit aufgerieben, oder gefangen, fand das Heer des Radagais den Untergang in den Gebirgen von Fiesole in Toscana.

Alarich blieb nicht lange ruhig, denn sein tapferer Gegner Stiliko kam ums Leben. Honorius beschuldigte ihn, mit Alarich im Einverständnisse gewesen zu seyn, und selber nach dem kaiserlichen Purpur zu streben. Er ließ ihn hinrichten und mit ihm alle Deutschen, die in seinen Diensten gestanden. Den Tribut, den Stiliko beim Friedensschlusse dem Alarich bewilligt hatte, befahl er nicht auszuzahlen. Alles dieß bewog Alarich zum Rachekriege, und es schien ihm zu der längst bezweckten Eroberung Italiens der günstigste Augenblick zu seyn, da Rom seines besten Feldherrn beraubt war. Er zog unverweilt gerade gegen Rom. Diese Hauptstadt schien ihm den Besitz Italiens zu sichern. Um den Honorius, der in Ravenna sich eingeschlossen, war er unbekümmert. Rom kam in die äußerste Bedrängniß. Unfähig sich zu vertheidigen, bot es den Frieden an. Alarich forderte 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und eine verhältnißmäßige Menge aller köstlichen Waaren, die Rom von allen Enden der Welt zuflossen. Kein Bitten half. Was wird uns bleiben? frugen sie. Das Leben! sprach er. Wir sind noch zahlreich! drohten sie. So kommt heraus, sprach er, je dichter das Heu, desto besser läßt es sich mähen. Alles mußte ausgeliefert werden. Dann gab er den Römern einen neuen Kaiser, Namens Attalus. Er selbst wollte vielleicht aus Stolz, vielleicht aus Rücksicht auf die freisinnigen Gothen den kaiserlichen Purpur nicht annehmen. Als aber Attalus seinen Planen nicht ganz entsprach, beschloß er ihn wieder abzusetzen. Rom versperrte ihm die Thore. Da nahm er die Hauptstadt der Welt in der Nacht vom 23 auf den 24 August 409 mit Sturm ein. So sah Rom seit jenem Einfalle der Senonen unter Brennus zum ersten Male wieder ein feindliches Heer in seinen Mauern. Die Gothen betrugen sich menschlich, steckten die Stadt nicht in Brand, schonten alle Einwohner, die in die Kirchen sich geflüchtet hatten, führten die wehrlosen selbst in diese Kirchen, und was zufällig von heiligen

Gefäßen und Kirchenschätzen geraubt worden, ward fromm und treu zurückgegeben.

Alarich, mit dem einen Arme Italien stark und gewaltig festhaltend, wollte mit dem andern Afrika erfassen und die Herrschaft des mittelländischen Meeres sich erobern. Er zog von Rom nach Unteritalien, doch unterwegs traf ihn plötzlich Krankheit und Tod. Die Seinigen begruben ihn mitten in einem Flusse. So merkwürdig und geheimnißvoll war sein Grab, als er selbst und seine Plane.

Capitel 60.

Vandalen. Alanen. Sueven und Westgothen in Spanien.

Nachdem Radagais gefallen war, wälzten sich die Völker, aus denen er sein Heer gebildet, nicht mehr nach Italien, sondern nach dem von Truppen entblößten Gallien. Die Vandalen unter Godegisel, die Alanen unter Respendial und eine Schaar Sueven unter Hermanarich gingen am letzten Tage des Jahrs 407 über den Rhein, um nie zurückzukehren. Nachdem sie eine Zeit lang Gallien geplündert, und vergeblich mit den Franken gekämpft, zogen sie es vor, den Franken das nördliche und den Westgothen, die ihnen bald von Italien aus folgten, das südliche Gallien zu überlassen. Sie wandten sich daher plötzlich nach den Pyrenäen, und stiegen in das schöne Spanien hinab. Hier empfing man sie gut. Die Basken, Reste der alten Kelten und Iberer in den Gebirgen, vertheidigten sich nicht. Das Volk sagte, es wolle lieber in armer Freiheit unter den Deutschen, als unter der Römer glänzender Tyrannei leben. Die Vandalen, unter Godegisels Nachfolger Gunderich, herrschten zu Hispalis (Sevilla), und gaben der Provinz Andalusien den Namen. Die Sueven wohnten in Castilien und Gallizien, die Alanen am Ebro.

Unterdeß drangen die Franken vom Niederrheine, die Burgunder unter Gunthachar vom Oberrheine in Gallien vor, und mit Hülfe der letztern und des gothischen Häuptlings Sarus wurde zu Mainz 412 ein neuer römischer Kaiser, Jovius, eingesetzt. Der ältere Kaiser Honorius in Rom, wandte nun alles an, die Westgothen unter Ataulph, Alarichs Schwager und Nachfolger, zu gewinnen. Er gab diesem seine schöne Schwester Placidia zur Gemahlin, und bewog ihn, Alarichs sieggewohnte Schaaren nach Gallien zu führen. Ataulph that es, überwand alle Feinde Roms, drang bis über die Pyrenäen und gründete diesseits und jenseits derselben ein mächtiges westgothisches Reich, das die römischen Kaiser anerkennen mußten. Auch die Burgunder wurden als Bundesgenossen Roms im Elsaß aufgenommen.

Ataulph fiel aber schon 415 in Barcellona, da Siegerich, des untergegangenen Sarus Bruder, die Blutrache übte, den König ermordete und sich selbst die Krone aufsetzte. Siegerich rottete nicht nur die ganze Familie der Balten aus, sondern befolgte auch eine ganz entgegengesetzte Politik, indem er die Freundschaft mit Rom abbrach. Vielleicht hoffte er dadurch dem gothischen Nationalstolze zu schmeicheln. Er ließ die schöne Placidia zwölf Meilen zu Fuß vor seinen Pferden herlaufen. Doch nach wenigen Tagen fiel er selbst durch Wallia, den die Gothen zum König wählten. Dieser sandte die schöne Placidia gegen 600,000 Maaß Getreide an Rom zurück, und erneuerte das Band mit Rom. Wallia führte große und siegreiche Kriege in Spanien.

Die Alanen unterwarf er gänzlich, und vermischte sie mit den Gothen; daraus entstanden die Goth-Alanen und der Name des Landes Catalonien. Wallia machte Toulouse zur Hauptstadt des westgothischen Reiches. Daselbst folgte ihm auf dem Throne Theodorich. Dieser dehnte seine Herrschaft noch weiter aus, überwand 456 den Rechiar, Suevenkönig in Spanien, fand aber an dem römischen Feldherrn Aëtius, der Gallien wieder zu erobern versuchte, einen tapfern Gegner. Vergeblich belagerte er Arles und Narbonne, und der Krieg zog sich so in die Länge, bis beide Parteien sich gegen einen gemeinschaftlichen weit gefährlichern Feind, die Hunnen, verbinden mußten.

Im Süden Spaniens behaupteten sich die Vandalen glücklich gegen Gothen und Römer, und gelangten zu großer Macht unter Gunderichs Bruder, Geiserich.

Capitel 61.

Die Alemannen in der Schweiz.

Die Sueven, die nach Spanien gegangen, scheinen ein Theil der Alemannen gewesen zu seyn. Während der allgemeinen Völkerstürme war auch dieses Volk gewaltsam aufgerüttelt worden. Nachdem einige Ruhe eingetreten war, übersah man die Ruinen der durch den Völkersturm zertrümmerten alten Herrlichkeit. Da war kein Helvetien mehr. Auf den Schutthaufen der prachtvollen Städte sproßte grüner wilder Wald hervor. Man hieß das sonst so üppig blühende und bevölkerte Land die helvetische Wüste. Wo Millionen Römer im regsten Verkehre zusammen gewohnt, ward kein römisch Wort mehr gehört. Aber die Alemannen weideten in stolzer Freiheit ihre Heerden auf den Matten, und bauten sich zerstreute Hütten. Nichts von der römischen Cultur, nichts von ihren Schätzen, ja nichts von ihrem Blute blieb im Lande. Auch das Christenthum ward ausgerottet. Die wilden urkräftigen Schwaben brachten ihre ganze alte Freiheit und Sitte unvermischt in das eroberte Land hinüber. Den See, darein der Rhein aus den Alpen strömend sich ergießt, nannten sie vielleicht mit dem alten Namen wieder den Bodensee, nach dem Namen Odins (Whodans, Buddha's), und gründeten diesem Gott an seinen Ufern eine heilige Stätte. Daneben lag das Thurgau und Frickthal, die an die Gottheiten Thor und Frigge erinnern. Ein ähnliches Heiligthum bezeichnet zwischen Main und Neckar der Name des Odenwaldes. Daß mit diesem Heidenthum zugleich die ächt germanische Gaufreiheit bestanden, bezeugt die uralte auch in später Zeit wiedergewonnene Schweizerfreiheit. In dem Dunkel der damaligen Geschichte erblicken wir einzelne alemannische Kriegsfürsten oder Herzoge.

In der Folge kam für die Alpenlande der Name der Schweiz auf. Er ist mit dem Namen Sueven oder Schwaben eines und dasselbe, wie auch das Volk dasselbe ist. Doch haben, die in den innersten Alpen wohnen, in Schwyz, Uri, Unterwalden und Hasli, eine alte Sage, daß sie durch Hungersnoth vertrieben aus Schweden gekommen. Dieß stimmt mit der Sage der Langobarden und mit dem Zuge der Gothen zusammen, und es ist nicht unmöglich, daß bei der damaligen Vermischung der Völker ein gothischer oder langobardischer Stamm sich in jene Berge verirrt und mit den Alemannen eins geworden ist, oder die Sage ist in ein neues Gewand gehüllt, und bezieht sich ursprünglich auf die urälteste Einwanderung der Sueven überhaupt.

Capitel 62.

Die Burgunder im Elsaß.

Die Burgunder (Volk des Bur) wohnten ursprünglich am Riesengebirge, das vielleicht ebenfalls eine Asenburg und ein Verbindungsglied zwischen dem Kaukasus und dem hohen Norden war. Durch die gothische Wanderung mit fortgerissen, wandten sich die Burgunder nach Westen, und erschienen im Rücken der Alemannen, da wo kurz vorher noch die Cennen genannt worden waren. Damals hatten die Burgunder einen obersten Priesterkönig, Sinist genannt, und viele kleine Vorsteher, Hindini mit Namen (Chindins, Chane, Häupter). Den erstern hielten sie für heilig, die übrigen setzten sie nach Belieben ab. Später fielen sie mit den Vandalen (sie gehörten ursprünglich zu den Vindilen) in Gallien ein, machten unter ihrem Könige Gunthachar ein Bündniß mit den Römern, kämpften mit dem Westgothen Ataulph, und wurden von dem Kaiser Honorius mit dem Elsaß belehnt. Hier auf dem Odilienberge errichteten sie große heidnische Opferstätten, von denen noch jetzt Reste vorhanden sind. Der Berg war ohne Zweifel dem Odin geheiligt, und der Name nachher auf die christliche Ottilie übergetragen. Auch der Name Worms, den die Burgunder, als sie an den Süden der Alpen zogen, in der Stadt Vormio erneuerten, weiset auf den alten Gott Bör zurück.

Dieses verhältnißmäßig kleine Volk hat in der deutschen Sage eine große Bedeutung, und nimmt im Nibelungenliede den Vordergrund ein. Dazu haben vielleicht weniger seine spätern Schicksale, als die alte religiöse Achtung, in welcher dieses Volk stand, beigetragen.

Capitel 63.

Das salische Gesetz.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts nahm die Geschichte der Franken eine neue große Wendung. Zu der Zeit, da die Vandalen, Burgunder, Alanen und Sueven in Gallien einfielen, bemächtigten auch sie sich der ganzen Niederlande bis an die Mosel. Seitdem unterscheiden wir zwei fränkische Hauptvölker, die Salier in dem neu eroberten Theile, die Ripuarier im ältern. Alle ältern Namen der einzelnen Gaue verschwinden unter diesen beiden. Der Name der Salier kommt wahrscheinlich von Saal, dem alten Namen für das Innere oder Hauptzimmer eines Hauses her. Der Saal erhielt aber eine vornehmere Bedeutung, sobald die zu Haus und Hof gehörigen Güter eine große Ausdehnung bekamen, was eine natürliche Folge der Eroberung war. Die Franken waren nicht so zahlreich, daß nicht jedem im eroberten Gallien ein großes Allod, eine sehr ausgedehnte Gutsherrschaft zugefallen wäre. Aus diesem Grunde entwickelte sich bald bei den Franken das Lehenwesen, die Oberherrlichkeit eines großen Gutsbesitzers über seine Hintersassen und Vasallen; und aus demselben Grunde erhielten die Worte Sal und Hof unter den Franken eine neue Wichtigkeit. Ihre Allode erhielten den Namen Salgüter, und das „zu Hofe reiten" der Vasallen wurde bald eben so wichtig, als das alte „zum Thing reiten."

Der Name der Ripuarier kann aus dem alten Rifland (Reifland), welches dem Nifland oder Nibelungenland (Nebelland) gleich ist, oder von ripa, Ufer (des Rheins) erklärt werden. Man verstand darunter überhaupt das alte Fran-

Frankenland am Niederrhein, der Maas und Sieg, und in der Sage hießen die Franken Nibelungen.

Mit der Eroberung kam auch das Königthum unter den Franken auf. Die letzten fränkischen Herzoge, welche zugleich befehligten, waren Genobald, Sunno und Markomir. Die Sagen berichten, daß die salischen Franken, weil sie bei andern Völkern Könige gesehen hatten, aus Neugier und weil sie es für zuträglich hielten, selbst einen gewählt hätten. Der erste salische König war Faramund, Markomirs Sohn, und wurde gewählt im Jahre 420. Unter diesem Könige soll auch das berühmte salische Gesetz zuerst niedergeschrieben worden seyn. Es ist das älteste von allen auf unsere Zeit gekommenen altdeutschen Gesetzbüchern. Doch haben wir es nur in seiner spätern durch steigende Macht des Königthums und durch das Christenthum veränderten Gestalt, obwohl noch vieles von der uraltgermanischen Gaufreiheit darin aufbewahrt ist. Der Umstand nämlich, daß in der ältesten Vorrede dieses Gesetzes keines Königs erwähnt wird, sondern nur des freien und edeln Volkes, das vier seiner ältesten und weisesten Männer beauftragt, das Gesetz niederzuschreiben, scheint auf eine noch ältere Zeit hinzudeuten, und macht es wahrscheinlich, daß auch Faramund das Gesetz nur verändert, nicht ursprünglich hat abfassen lassen. Auch die Namen, die in jener Vorrede angeführt sind, weisen auf das innere Deutschland zurück. Die alte Vorrede lautet also: „Der Franken berühmtes, von Gott eingesetztes Geschlecht, stark zu Thaten, weise zu rathen, mächtig durch den Friedensbund, edeln und makellosen Leibes, vorleuchtender Gestalt, kühn, rasch und unbeugsam, ließ, da es noch heidnisch war, durch seine damaligen Häupter das salische Gesetz verfassen. Es wurden aber unter vielen vier Männer gewählt, also genannt: Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast, aus den Gegenden, die da hießen Salagheven, Bodogheven und Windogheven. Diese kamen dreimal am Malberg zusammen, wogen alles Rechts Ursprung und Besonderheit und setzten es darnach fest. Als aber der langhaarige, schöne und ruhmvolle Chlodwig, der erste unter den Frankenkönigen, die katholische Taufe empfing, wurde, was in diesem Rechtsverkehr nicht mehr passend schien, umgeändert. Vivat Christus, der die Franken sich auserwählt, denn dieß ist das Volk, das durch seine Tapferkeit und gewaltige Stärke das harte Joch der Römer von seinem Nacken abwarf."

Auf den Faramund folgte Chlodio (Ludwig), auf diesen Merowig, von dem die Sage geht, daß er durch ein Meerungeheuer erzeugt worden, welches seine Mutter an der Küste überrascht. Chlodio führte die Sitte ein, daß das ganze fränkische Königsgeschlecht sein Haar so lang lassen sollte, als es wachsen mochte. Diese Sitte ward beibehalten, und die Franken nannten ihre Könige die langhaarigen. Von Merowig aber hießen alle seine Nachfolger die Merowinger.

Capitel 64.

Etzel.

Um dieselbe Zeit stand ein gewaltiger Held unter den Hunnen auf, den die Römer Attila, die Deutschen Etzel genannt. In Ungarn war der Mittelpunkt seines großen Reichs. Dort war sein Thron in einem großen hölzernen Palaste. Seine gewaltige Heldenkraft vereinigte alle Hunnen, und nicht

minder alle östlichen deutschen Stämme. Die Ostgothen wurden wie im Sturm von ihnen fortgerissen. Ihre Geschichte in diesem Zeitpunkt ist sehr dunkel. Sie waren unter mehrere Führer getheilt und lagen in beständigem Kampfe mit den Sarmaten (Slaven). Einer ihrer Fürsten, Fidicola, wurde kurz vor Etzels Auftreten von den Sarmaten überwunden; dagegen erschlug der 18jährige Ostgothe Theodorich (der so berühmte Dietrich von Bern) den Sarmatenkönig Babai an der Donau. Nachher erscheinen Theodorich und sein Vater Theodomir, so wie Widimir und Walamir an der Spitze der Ostgothen, und der Gepidenkönig Ardarich in Etzels Gefolge.

Etzels erste That scheint die Unterwerfung aller zersplitterten Stämme der Hunnen und östlichen Deutschen, und die Gründung eines ungeheuren Waffenstaates gewesen zu seyn, der noch viel furchtbarer werden mußte, als die alten gothischen Völkerzüge, weil er mit der Kraft der Masse die der Einheit verband. Etzel gehörte zu jenen großen Geistern, die, wie Cäsar und später Napoleon, dazu geboren waren, alle Gemüther zu fesseln, mit einem Blicke Millionen zu gebieten, und ihre Riesenkraft zur Zerstörung der Welt zu mißbrauchen. Angebetet von den Seinigen, die er nur zum Siege führte, ein längst ersehntes Haupt für alle die kriegerischen Nationen, die an den Kampf gewöhnt und der Heimath entfremdet den Frieden haßten, war er allen, die sein Schwert noch nicht überwunden, ein grauenhafter Würgengel. Die Römer erzitterten im innersten Herzen. Sie gedachten ihrer Verderbniß, der Sünden, die sie als Welteroberer über ein Jahrtausend auf ihr Haupt gehäuft. Sie sahen ihren Untergang herannahen und fühlten, daß sie ihn verdient. Darum nannten sie den Attila die Geißel Gottes.

Gegen das morgenländische Kaiserthum führte seine Schaaren Etzel zuerst. Ganz Griechenland erlag der furchtbarsten Zerstörung. Doch wandte die schlaue List der Pulcheria, Mutter des kraftlosen Kaisers Theodosius, den verderbenden Schlag glücklich von Constantinopel ab. Sie gab ein unermeßliches Lösegeld, und verlockte die Hunnen, sich nach dem Abendlande zu wenden.

Da brach Etzel im Jahre 451 Deutschland niederschmetternd nach Gallien auf. Ihm entgegen zog Gunthachar mit 10,000 Burgundern. Aber sie alle kamen ruhmvoll in einer Schlacht ums Leben. Die wundervolle Sage der Nibelungen hat diesen Untergang der Burgunder uns ebenfalls berichtet. Nach dieser Sage kam ein schöner fränkischer Held, Siegfried, der Gehörnte genannt, weil er am ganzen Leibe unverwundbar, wie von Horn war, bis auf eine kleine Stelle auf dem Rücken, nach Worms, um die schöne Chriemhilde, Gunthachars Schwester, zu freien. Weil er aber viel stärker und heldenmüthiger war, als alle Burgunder, so haßten sie ihn, und mit heimlicher Zustimmung des Königs geschah es, daß der grimmige Hagen, ein burgundischer Mann, ihn hinterrücks durchbohrte und ermordete, als er auf der Jagd aus einer Quelle trank. Seine junge Gemahlin Chriemhilde ward von bitterm Wehe durchdrungen, aber ihres Schmerzes wegen verhaßt. Nicht einmal den großen Schatz, den Siegfried in den Niederlanden gewonnen, den Hort der Nibelungen, wollte man ihr wieder geben, und Hagen hat ihn im Rheine versenkt. Dort liegt er noch. Bald darauf vernahm der Hunnenkönig Etzel von Chriemhildens Schönheit, und sandte Boten nach Worms, um sie zu werben. Siegfrieds Wittwe zog nach Ungarn und ward Etzels Weib. Aber ihren Siegfried trug sie noch im Herzen, und säumte nicht seine Blutrache heimzusuchen. Sie lud Gunthachar und seine Brüder, auch Hagen und ein zahlreiches Gefolge von Burgundern an Etzels Hof. Dort aber reizte sie die Hunnen und die deutschen Bundesgenossen, vor allen aber den jungen ostgothischen Helden Dietrich, der

nachher die Welt mit seinem Ruhm erfüllt hat, gegen ihre Landsleute auf, und sie wurden alle erschlagen. Dieß ist die Sage.

Auch die Franken unter Merowig und die Alanen unter Sangipan leisteten vergeblich Etzeln Widerstand. Da sahen alle abendländischen Völker, Römer wie Deutsche, daß nur eine große gemeinsame Verbindung sie vom Untergange retten könnte! In Rom gebot der schwache Kaiser Valentinian unter der Vormundschaft seiner leidengeübten und kraftvollen Mutter Placidia. Aber den Römern vergönnte damals das Glück einen großen Helden zum Feldherrn. Das war Aëtius. Er sammelte alle noch übrige Kraft des abendländischen Kaiserthums und zog nach Gallien. Mit ihm verband sich Theodorich an der Spitze der Westgothen, Merowig mit den Franken, und der Rest der Alanen.

Unterdeß ward Etzel auf seinem Zuge durch die langwierige Belagerung der Stadt Orleans aufgehalten. Dort wehrten die Römer sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Schon herrschte die größte Hungersnoth in der Stadt. Die Priester beteten inbrünstig zu Gott. War ihr Gebet ohne Erfolg, so hatte man die Uebergabe beschlossen. Da naheten ferne Staubwolken der Stadt, und die Westgothen zogen zum Entsatz heran.

Etzel wich zurück, um in den weiten Ebenen bei Chalons an der Marne ein günstiges Schlachtfeld zu gewinnen. Dort sammelten sich die Völker des Morgenlandes und die Völker des Abendlandes, und standen sich gegenüber in heißer Erwartung des Kampfes, der das Schicksal Europa's entscheiden sollte. Etzel hatte die Uebermacht der Masse, der Einheit und des Feldherrngenie's; aber auf der Seite der Abendländer stritt die Begeisterung für alles Große der alten Welt, für das Christenthum, für die Freiheit und den eigenen Herd. Deutsche aber fochten auf beiden Seiten, ja der Kern aller deutschen Völker stand hier feindlich gespalten sich gegenüber, und welches Heer den Sieg gewann, die Deutschen wurden immer geschlagen. Das mörderische Schlachten begann; mit der höchsten Erbitterung kämpften beide Heere. Der tapfere Theodorich kam ums Leben, aber sein Sohn Thorismund nahm blutige Rache. Die Westgothen entschieden die Schlacht. Nachdem schon gegen 200,000 Menschen gefallen waren, wich Etzel zurück, und das Abendland war gerettet. Thorismund ward auf den noch blutigen Schild erhoben, und unter dem Jauchzen der Sieger zum Könige der Westgothen ausgerufen. Aber welche das Unglück verbunden, trennte das Glück. Aëtius, auf seinen Ruhm und auf seine Macht eifersüchtig, schied sich von Thorismund und bewog diesen, in sein Land zurückzugehen. So entkam Etzel, ohne verfolgt zu werden.

Im Jahre 452 zog Etzel über die Alpen nach Italien. Honoria, Valentinians Schwester, soll sich ihm zur Gemahlin angeboten und ihn eingeladen haben, nach Rom zu kommen. Sie schmachtete deßhalb zu Rom im Gefängnisse. Drei Monate lang hielt Aquileja die Hunnen auf; dieser ewige Stein des Anstoßes für die deutschen Heere sollte aber dennoch einmal zertrümmert werden. Etzel eroberte die Stadt, und zerstörte sie gänzlich. Damals flohen viele Römer auf die kleinen sumpfigen Inseln des adriatischen Meeres, und legten daselbst den ersten Grund der Stadt Venedig. Etzel kam vor Rom. Schon war man auf den Untergang bereitet, als plötzlich Rettung vom Himmel kam. Leo, Bischof von Rom, ein gottbegeisterter Greis, zog an der Spitze der römischen Geistlichkeit, in priesterlichem Schmuck und mit feierlichem Gesange, einer Taube des Friedens oder einem gottgesandten Engel gleich, den wilden mordgierigen und bluttriefenden Hunnen entgegen. Niemand wagte, die frommen Priester anzutasten. Sie kamen ungehindert vor Etzel selbst, und dieser ward

durch den Anblick und die Worte Leo's bewogen, Rom zu verschonen, und sogleich den Rückweg einzuschlagen. Die innere geistige Gewalt, womit die Erscheinung des heiligen Greises auf den Helden wirkte, ist in der Sage dergestalt bezeichnet worden, daß Etzel über dem Haupte des Greises einen ungeheuren Riesen gesehen, der ihn drohend zurückgeschreckt.

Auf dem Rückwege aus Italien starb Etzel plötzlich, die Einen sagen durch den Sprung einer Ader, die Andern durch ein Mädchen Namens Ildegund. Ob diese vielleicht mit der Chriemhilde zusammenhängt, ist dunkel. Etzel wurde mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet. Sein ganzes Heer ritt um seine Leiche. Sie ward in einen goldenen Sarg gelegt, der wieder in einem silbernen lag und dieser in einem ehernen. Alle, die an seinem Grabe gearbeitet hatten, wurden umgebracht, damit niemand es entdecken könne.

Etzels Söhne erbten seinen großen Geist nicht. Sie trennten sich selbst und die Hunnen in bitterer Fehde um die Oberherrschaft, und die Deutschen säumten nicht, sich frei zu machen. Ardarich der Gepide erhob die Fahne des Aufruhrs zuerst, dann Dieterich der Ostgothe und alle andern. Die Hunnen gingen in ihr Land zurück.

Capitel 65.

Geiserich.

Durch Ermordung seines Bruders Gunderich gelangte Geiserich (oder Genserich) zur Herrschaft über die Vandalen. Ein Sturz vom Pferde hatte ihn hinkend gemacht, aber er war der schnellste unter allen deutschen Heerführern der Völkerwanderung. Von den Pyrenäen her durch die Westgothen gedrängt, und von Afrika her durch den treulosen römischen Statthalter Bonifacius eingeladen, besann er sich nicht lange, das kriegerische Europa zu verlassen, und in Afrika unter weichlichern Völkern sich ein neues glänzendes Reich zu erobern. Schon hatte er alle seine Vandalen am Ufer des Meeres zur Ueberfahrt versammelt, als er vernahm, der Suevenkönig, Heringar, sey ihm in den Rücken gefallen. Sogleich ging er zurück, warf die Sueven in einen Fluß, worin ihr König ertrank, und fuhr nun erst triumphirend nach Afrika hinüber, im Mai 429.

Geiserich eroberte bald die ganze Nordküste von Afrika, indem er die Römer selbst, die ihn gerufen hatten, verjagte. Das große, stark befestigte Carthago wurde seine Hauptstadt; alle andern festen Städte ließ er schleifen, damit sie den Römern nicht zu Anhaltspunkten dienen könnten. Die alten Einwohner wurden gut behandelt, aber der eingerissenen Unsittlichkeit gesteuert. Alle öffentlichen Dirnen mußten heirathen, und der Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. So streng hielt Geiserich auf Zucht, daß man sprüchwörtlich sagte: „bei den Gothen sind nur noch die Römer unkeusch, aber bei den Vandalen sind es sogar die Römer nicht mehr." Die Vandalen erhielten freies Landeigenthum, aber in der Nähe der Hauptstadt, damit sie sich nicht zu weit zerstreuten, und im Kriegsfalle schnell beisammen wären.

Voll weiser Voraussicht suchte Geiserich sich der Seeherrschaft im Mittelmeer zu versichern, und führte den Plan aus, den Alarich wegen seines frühen Todes nicht hatte ausführen können. Er nannte sich mit Vorliebe den Seekönig, das mittelländische Meer erhielt von seinem Volke den Namen Vendilsee, und wie durch Zauberei erschuf er sich eine mächtige Flotte. Im

Jahre 439 war er bereits auf die Eroberung Siciliens bedacht, und belagerte Palermo; zugleich schweiften seine Schiffe im atlantischen Meer, und plünderten die spanischen Küsten.

Die Römer konnten ihm wenig oder gar keinen Widerstand leisten, da sie mit den Hunnen genug zu thun hatten. Nachher wurde der tapfere Aëtius durch Hofkabalen um Ehre und Leben gebracht. Rom sank immer tiefer. Auch Valentinian ward ermordet von Maximus, der seine Wittwe Eudoxia gewaltsam zur Gemahlin nahm und sich selbst zum Kaiser machte. Eudoxia aber beschloß furchtbare Rache zu nehmen. Sie sandte heimlich an Geiserich, und lud ihn ein, Rom zu zerstören und sie zu entführen. Im Jahre 455 segelte Geiserich mit einer großen Flotte nach Italien, landete, erstürmte die Stadt Rom, zerstörte sie aber nicht, mordete auch nicht, sondern begnügte sich, die Stadt 14 Tage lang systematisch auszurauben, da er zur Unterhaltung und Vergrößerung seiner Flotte und zur Verschönerung seiner Burg in Carthago der Schätze bedurfte. Alle Schiffe wurden mit Gold und Kostbarkeiten voll geladen. Sogar die vergoldeten Dächer wurden abgedeckt und mitgenommen. Auch für die Kunst scheinen die Vandalen nicht ohne Sinn gewesen zu seyn, wiewohl man verkehrterweise mit dem Namen Vandalismus die Rohheit und Barbarei, welche die Kunst und Bildung zerstört, bezeichnet hat. Die Geschichtschreiber sagen, die Vandalen hätten damals auch die schönsten steinernen Statuen aus Rom entführt, und ein ganzes Schiff voll derselben sey auf dem Meere zu Grunde gegangen. Was hätten ihnen wohl diese Steine genützt, wenn sie dieselben nicht, als von der Kunst belebt, angeschaut und geschätzt hätten? Geiserich hatte keine Lust, Italien zu behalten, wiewohl er es schon in Händen hatte. Er zog es vor, sich in Afrika zu befestigen, und nahm unter der Beute die Kaiserin Eudoxia mit, deren Tochter gleiches Namens er seinem Sohne Hunerich zur Ehe gab.

Von nun an hielt Geiserich seine Flotte beständig in Athem, und plünderte Jahr aus Jahr ein in Spanien, Italien und Griechenland. Römer und Gothen rüsteten in Spanien eine große Flotte gegen ihn, aber Geiserich überfiel sie im Hafen und raubte die Schiffe, die gegen ihn bestimmt waren, von der Rhede weg, 460. Der oströmische Kaiser Leo ließ eine noch größere Flotte zu Constantinopel ausrüsten, und schickte sie unter Basiliskus nach Carthago. Geiserich, der dieser ungeheuren Flotte nicht auf offener See zu begegnen wagte, zog alle seine Schiffe in den Hafen von Carthago zurück, wartete, bis die Griechen ihn dicht umzingelt hatten, und schickte dann plötzlich so viele Brander unter sie, daß fast alle ihre Schiffe verbrannten und die übrigen fliehen mußten, 468. Zehn Jahre darauf starb Geiserich in hohem Alter.

In Spanien empörten sich nach Geiserichs Auswanderung nach Afrika die römischen Bauern unter dem römischen, durch Ehrensäulen verherrlichten Dichter Merobaudes, wodurch die wenig zahlreichen Sueven immer mehr geschwächt wurden, bis die Westgothen allmählich ganz Spanien einnahmen.

Capitel 66.

Odoachar.

Nach Geiserichs Abzug aus Rom herrschte daselbst der Sueve Ricimer, und setzte Schattenkaiser ein und ab, unterstützt von Herulern (aus Tyrol) und Rugiern (aus Oesterreich). Unter den Herulern zeichnete sich Odoachar aus, dem der heil. Severin schon in seiner Jugend prophezeyt hatte, er werde seinen schlechten Pelz mit dem römischen Purpur vertauschen. Als kühner Krieger schwang Odoachar sich zum Fürsten der Heruler und Anführer der römischen Miethstruppen empor, kämpfte zuerst im Bunde mit dem fränkischen Childerich gegen die Alemannen, und überwand deren Fürsten Gibuld, 466, und dachte alsbald auch auf die Eroberung Roms. Der letzte römische Kaiser war Romulus Augustulus, ein angenehmer, aber schwacher Jüngling. Ihn setzte Odoachar ohne Mühe ab, und ließ sich zum Könige von Italien ausrufen. Daß er den kaiserlichen Purpur verschmäht, dazu vermochte ihn wahrscheinlich der Fluch des Unglücks, der darauf zu haften schien, und die Rücksicht auf seine Landsleute. Solches geschah im Jahre 476 nach Christo, 1229 nach Roms Erbauung. Odoachar gab seinem Reiche schnell eine gute Einrichtung. Er vertheilte seine Deutschen unter die Römer, also daß jeder von den römischen Landgütern ein Drittheil erhielt. Er schonte der Römer und ihrer Sitten und Gesetze. Sein Hauptsitz war zu Ravenna. Von hier aus bezwang er auch die übrigen Rugier und Heruler im Tyrol.

So ging das römische Weltreich unter, nachdem es von der Zeit des ersten Brennus an bis auf Odoachar acht volle Jahrhunderte gegen Deutsche gekämpft, mit allen seinen Kräften vergeblich gekämpft hatte.

Nun begann eine neue Ordnung, allein es dauerte lange, ehe die gährenden Elemente sich zersetzt oder gänzlich vermischt hatten. Nachdem Rom gefallen war, übte noch die römische Sprache und Bildung einen mächtigen Einfluß auf die deutschen Eroberer, und trennte sie von den in ihren Wäldern zurückgebliebenen Deutschen; eine noch schärfere Trennung bewirkte das Christenthum unter den schon bekehrten und den noch heidnischen Deutschen, und endlich kämpften die Sieger unter einander um den Vorrang. Alte Stammfeindschaft und die niemals ruhende Kampflust deutscher Völker dienten bald dem Bekehrungseifer, bald dem Ehrgeize der Könige, um den mit Rom geendeten Kampf unter den Deutschen selbst fortzusetzen.

Viertes Buch.

Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum.

Capitel 67.

Ausbreitung des Christenthums.

Wie dort, wo der Rheinfall toset und das Gewässer mit den alten schwarzen Klippen grimmig kämpft, im rastlosen Gewühl und Sturm ein Regenbogen unverrückt und ruhig steht, im dünnen Nebel aufsteigend wie ein Geist ewigen Friedens, und vorleuchtend mit dem sanften Farbenabglanz eines überirdischen Lichtes, so erscheint im Sturme der Völkerwanderung der milde Geist des Christenthums.

Während der Felsengrund des Römerreiches, in Altersschwäche verwitternd, von dem lebendigen, wilden Strome der nordischen Völker gepackt, in langer Zerstörung auseinander brach, während jener Völkerstrom in nichts zu leben schien, als im Drange der Zerstörungswuth, die ganze Welt nur Kampf und Tod erfüllte, blühete still im Heiligthum aller Herzen ein Sinn des Friedens und der Liebe herrlich auf, und seiner Natur nach göttlich und ewig ward er, irdischer Leidenschaft und Waffe unbezwinglich, der Leidenschaften selber Meister, und gründete der unsichtbaren göttlichen Macht ein sichtbares Reich des ewigen Friedens unter allen Völkern.

Die heilige Lehre Jesu ward von seinen Aposteln und Jüngern im Morgen- und Abendlande gepredigt und verkündet, und nach seinem Beispiele mit dem Martyrertod besiegelt. So weit das Römerreich sich erstreckte, bildeten allwärts sich kleine Gemeinden des jugendlichen Christenthums. Die römischen Kaiser verhängten große Verfolgungen über die Christen, da das Reich Gottes, das sie verkündeten, dem Reiche der Kaiser und dem Heidenthume zuwider war. Aber das Christenthum ging aus Flammen und Tod wie ein Phönix immer schöner hervor. Der göttliche Geist der Wahrheit, der dieser Lehre inwohnte, und ihr den ewigen Sieg über das Heidenthum nothwendig gewähren mußte, sodann aber die unüberwindliche Treue ihrer Anhänger, die lieber den qualenvollen Tod erlitten, als Entsagung des Glaubens, und die durch diese höchste Probe die Heiligkeit ihres Glaubens ihren Verfolgern selbst am allereindringlichsten machten, verbreitete das Christenthum immer allgemeiner.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts war die neue Religion im römischen Reiche schon so tief gewurzelt, daß es dem Kaiser Constantin selber nothwendig schien, sie anzunehmen und zur allgemeinen Staatsreligion zu erheben.

Unter den ersten christlichen Kaisern wurden auch die deutschen Länder, die unter römischer Herrschaft standen, völlig christlich, und die heidnischen Tempel in christliche Kirchen umgewandelt oder neue Kirchen erbaut.

Endlich nahm, mitten unter den heißesten Kämpfen an der Donau, ein großer Theil der Gothen das Christenthum an, früher sogar als Constantin selbst, denn schon auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa, welche dieser Kaiser hielt, befanden sich gothische Bischöfe. Die Bekehrung der Gothen geschah ursprünglich durch Gefangene. Sie ward so schnell und vollkommen herrschend, daß schon unter den ersten gothischen Bischöfen ausgezeichnete Ge-

lehrte und Kirchenlehrer bemerkt werden. Einer derselben, der schon erwähnte Ulphilas, übersetzte bereits die Bibel ins Gothische. Im Verfolge der Völkerwanderung nahmen alle gothischen Stämme das Christenthum an, so wie sie auf römischem Boden sich niederließen, und bald darauf auch die Franken, von denen dann die übrigen Deutschen bekehrt wurden.

Capitel 68.

Geist des Christenthums.

Der Kern der Lehre Jesu ist: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst." Durch das Gebot der Liebe unterschied sich diese Lehre von allen Lehren des heidnischen Alterthums, denn bisher galt die Eigenliebe als das höchste Gesetz. Wie tief im alten Oriente herrschende Priesterkasten sich von allem übrigen Volke absonderten, so hielten sich nicht minder die Juden, die Griechen und Römer für auserwählte Völker, und betrachteten alle andern Völker als Barbaren, als Fremde und Feinde, deren Mißhandlung und Ausrottung erlaubt, ja sogar geboten war. Aus demselben Grunde galt bei allen diesen Völkern das harte Gesetz der Sklaverei, das eine Hälfte der Menschen in die uneingeschränkte Willkür der andern gab, und jedes Unrecht, jede Grausamkeit heiligte. Auch die alten Deutschen waren von diesem eigenliebigen Glauben nicht frei, auch sie achteten nur das Recht ihrer Genossen, mit denen sie in unmittelbarem Friedensvertrage standen, und das Recht der Gastfreundschaft, außerdem aber behandelten sie jeden Fremden, und selbst ihre eigenen Landsleute und nächsten Nachbarn beständig als Feinde, und machten es sich recht eigentlich zum Geschäfte, andre zu bekämpfen und zu unterdrücken. Dagegen nun lehrte Christus zum ersten Male, daß alle Menschen einander gleich, daß alle Ebenbilder und Kinder Gottes seyen, und daß man in jedem die göttlichen Wunder achten, daß man jeden als Bruder lieben müsse.

Sodann unterschied sich das Christenthum vom Heidenthume hauptsächlich dadurch, daß es die Neigungen der Menschen vom Aeußern, Sinnlichen und Irdischen hinweg zum Innern, Geistigen und Ewigen wendete. Viele alte Völker hatten gar nicht, andere nur an eine sehr unvollkommene Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Unsere heidnischen Väter selbst hatten sich die himmlische Walhalla nur als eine verschönerte Fortsetzung ihres irdischen Lebens gedacht. Dagegen nun lehrte Christus den göttlichen Ursprung, die ewige Fortdauer und in dieser Dauer die ewige Vervollkommnung der Seele.

Diese beiden großen Lehren drangen tief in die Herzen der Völker ein, und bekehrten sie zu einer gänzlichen Umwandlung ihrer alten Denkart und ihrer alten Sitten. Allein die eben so tief in den Menschen eingewurzelte Eigenliebe kämpfte gegen die erste der genannten Lehren. Das christliche Gebot der allgemeinen Menschenliebe ging nur sehr unvollkommen in Erfüllung. Die Völker fuhren fort, sich zu morden, ja sie fingen an, sich sogar um der christlichen Lehre willen zu morden, um dieselbe Lehre, die ihnen den Frieden und die Liebe gebot. Auch die Sklaverei dauerte fort, und nahm unter den Deutschen sogar noch mehr überhand, da die christliche Demuth sie erleichterte. Allein es war dennoch der Grund der Liebe gelegt, der allmählich bessere Früchte trug. Im Verlaufe der Jahrhunderte verschaffte sich die Lehre der Menschlichkeit, der Glauben an die Menschenrechte und die edle Gesittung und Bildung des Friedens Geltung, und verdrängte die alte Barbarei je mehr und mehr.

Indem

Indem anfangs die allgemeine Menschenliebe, welche Christus befahl, schweren Eingang bei den stolzen Völkerbesiegern fand, gewann dagegen die zweite Grundrichtung des Christenthums, die innere Beschaulichkeit, desto mehr Verbreitung. Theils flüchteten sich die bedrängten Seelen in den Frieden der Kirche, theils suchte sich die Eigenliebe und der Stolz der Menschen eine neue Bahn in trotziger Weltverachtung und übertriebener Abtödtung des Leibes. Bei den Römern kam dazu das tiefe Gefühl ihrer Schuld, die erschütternde Betrachtung ihrer alten, nun in Staub gebrochenen Herrlichkeit. Wenn man die Gräuel der Römerkriege und der Völkerwanderung erwägt, dieses Hinraffen der Menschen in Masse, so wundert man sich nicht mehr über den Drang frommer Seelen, sich von allem Irdischen abzuwenden, und in tiefer Beschauung des Göttlichen den Tag der Erlösung und Sühne zu erwarten. — Bei den Deutschen aber kam dazu die ihnen inwohnende Kraft des Gemüthes und der hinreißende Eifer, mit dem sie alles ergriffen. Sie sahen das Christenthum nicht, wie die Römer, von der traurigen Seite als reuige Sünder an, sondern von der heitern Seite, als freudige und edle Kämpfer des wahren Gottes, die zu seiner Verherrlichung auf Erden berufen seyen, als Ritter Christi, die wie er selbst streiten und siegen wollten. Dieß war der Geist, aus dem später die Kreuzzüge hervorgingen. Die Freudigkeit des Glaubens bewährte sich aber auch bei den ersten deutschen Kirchenlehrern, Einsiedlern und Ordensstiftern. Ihrer Weltentsagung, ihrer Verschmähung alles Sinnlichen lag nicht Gram, Gewissensangst und Reue zu Grunde, sondern eine süße Entzückung, die sie im Geiste über alles Irdische hinweg in ein Reich höherer Anschauung versetzte.

Capitel 69.

Die katholische Lehre.

Die Bibel, das heilige Buch der Christen, worin das Leben und die Lehren Christi enthalten sind, hat vermöge ihrer bildlichen Sprache von jeher verschiedenartige Auslegungen zugelassen, je nachdem die Menschen sie nicht besser verstanden oder absichtlich einen ihrer Eigenliebe entsprechenden Sinn darin suchten. In der ersten Zeit des Christenthums waren die heidnischen Gewohnheiten und die philosophischen Lehren der griechischen Weisen noch so vorherrschend, daß die Auslegung der christlichen Lehre von ihrem Einflusse nicht frei bleiben konnte. Das Heidenthum verlangte viele äußere Gebräuche, denen der Heiland selbst immer abhold war; die Philosophie verlangte ein wohlgeordnetes System, und schnitt sich die christliche Lehre darnach zu.

Unter den zahllosen Auslegungen der Lehre Jesu und den daraus entspringenden Religionsparteien oder Secten zeichneten sich vorzüglich zwei aus, deren Kampf auch auf die weltliche Geschichte großen Einfluß gehabt. Auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa, welche der Kaiser Constantin im Jahre 325 zusammenrief, wurde ihr Streit entschieden. Die eine Secte, Arianer genannt von ihrem Stifter Arius, behauptete, Gott sey nur Eine Person und Christus nicht Gott selbst. Die andere Partei aber entschied, daß Christus, der Sohn Gottes, Gott der Vater selbst sey, nur in der irdischen Erscheinung als ein zweiter heraustretend, durch den ewigen Geist der Gottheit aber mit ihm verbunden. Man trennte daher die Gottheit in drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist, und nannte dieß die heilige Dreieinigkeit Diese Partei behielt die Oberhand, und erhob den Glauben an die Dreieinig-

keit zum allgemeinen Gesetze der Christenheit. Darum nannte sich diese Partei auch die katholische, d. i. die allgemeine.

Beide Parteien haßten sich aufs äußerste, und dieß blieb nicht ohne Einfluß auf die deutsche Geschichte, da die Gothen Arianer geworden waren, und sich vorzüglich dadurch ihren Untergang zuzogen.

Durch die Franken wurde die katholische Lehre bei den Deutschen allgemein, und erhielt dadurch zugleich ihre weitere Ausbildung. Anfangs herrschte im Katholicismus nur der römische Geist vor, die Erinnerung an das gesunkene römische Weltreich, das als ein geistiges und geistliches wieder aufgerichtet werden sollte, und die Erinnerung an die alten prachtvollen Tempel und Feste des römischen Heidenthums. Nach der Völkerwanderung kam aber viel Neues vom deutschen Geiste hinzu, und zwar die poetische Gluth und Entzückung der Andacht, der Sinn für das Geheimnißvolle (Mystische) und der Drang nach Wundern (das sogenannte Romantische). Ueberdieß kam die natürliche Sittenreinheit und Keuschheit der alten Deutschen der christlichen Moral entgegen, und bewirkte eine Veredlung des Lebens, die unter den alten Römern, trotz aller Sittenpredigten und heiliger Einsiedler, vielleicht nie erreicht worden wäre.

Beides, die poetische Gluth, die das Göttliche in sinnlichen Bildern anschauen wollte, und der reine Sittenadel, Großmuth und Keuschheit, bildeten hinfort den deutschen Kern des Katholicismus. Von Rom entlehnte man die äußere Pracht der Kirche und der Feste; aber von Deutschland aus kam in die innere katholische Lehre (das Dogma) die mystische Tiefe und romantische Poesie.

Diese poetische Ansicht ist folgende. Die heilige Dreieinigkeit erscheint der gläubigen Phantasie in sichtbarem Bilde, Gott der Vater als ein hoher Greis über der Weltkugel, Gott der Sohn in seiner irdisch=überirdischen Schöne, der heilige Geist als ein Auge oder als eine schwebende Taube. Die irdische Jungfrau Maria schwebt verklärt mit dem heiligen Kinde an der Brust oder als die Mutter der Schmerzen von der Erde auf, und wird Mutter der Gottheit, Königin des Himmels. Sonnenglanz umhüllt die höchsten Wesen, süßes Rosenlicht ausgießend über das sanfte Gewölk, das den ganzen Himmel bettet. Vier Erzengel, ausdrückend die Macht, Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe Gottes, stehen um des ewigen Vaters Thron. Eine unendliche Schaar von Engeln, Kindesangesichter mit Flügeln und singend und Harfen rührend erfüllen die unendliche Weite des Wolkenhimmels. Die Apostel und Jünger, Märtyrer und Heilige, die des Mittlers Lehre verkündet, folgen ihrem Meister zum göttlichen Throne, jeder begabt mit dem Zeichen seines Wirkens oder seines Todes.

Tief unter der Erde aber dachte man ein anderes Reich, das finstere der Hölle, darin der Teufel gebot. Wie der Mensch von jeher eine zwieträchtige Herrschaft des Bösen und des Guten anerkannt hat, wie er dieß im Heidenthume unter dem Bilde des Himmels und guter Götter und der Hölle mit bösen Göttern sich dargestellt, so ward es auch im Christenthume aufgenommen. Der altdeutsche böse Geist Loki ward der Teufel, der Aufenthalt der Bösen oder Hela ward die Hölle. Der Kampf des Teufels mit Gott und Christo, der bösen, schwarzen Engel mit den Engeln des Lichtes ward in die christliche Mythe aufgenommen.

Wie in allen diesen Bildern die Grundzüge des Heidenthums wiedererscheinen, so hat vorzüglich zu der hohen Verehrung der Jungfrau Maria die alte deutsche Frauenehre und die Anbetung des Göttlichen im Weibe beigetragen. Das eingeborne Gefühl des Volkes fand in der Erscheinung der göttlichen Mutter erst seinen eigensten Ausdruck, ein Bild für das längst ersehnte

Ideal vollkommner, göttlicher Weiblichkeit. Paschasius Radbert, ein deutscher Mönch zu Karls des Großen Zeit, brachte den Mariadienst zuerst in Flor.

Die christliche Mythe aber lebte noch immer fort. Die Pforten des Himmels waren hinter Christo nicht geschlossen. Noch immer stieg der Geist Gottes zur Erde nieder und wirkte in heiligen Menschen Wunder der göttlichen Kraft. Gleicherweise glaubte man auch den Teufel thätig in der Welt und in den Seelen der Menschen, um die Seelen mit den Engeln des Herrn kämpfend.

Dieß bewirkte die wichtige und auf den Geist des Volkes höchst einflußreiche Erscheinung der Heiligen. Menschen, in denen die Kraft Gottes durch sichtbare Wunder zu wirken schien, oder die für die Ausbreitung, Reinerhaltung und Vervollkommnung der Lehre, für die Bekehrung der Heiden, für die sittliche Vervollkommnung der Christen, für die Bekämpfung des Teufels, selbst für die Ausschmückung der himmlischen Mythen und der sichtbaren Kirche Großes geleistet, wurden zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt, zu Ausflüssen der Gottheit erhoben. So schien es den Menschen in diesem irdischen Daseyn möglich, göttlicher Art zu seyn, und der Himmel war auch den Lebendigen nicht verschlossen. Wie tief mußte dieser schöne Glaube in Geist und Leben des Volkes eingreifen! Die Heiligen bevölkerten den Himmel und vermehrten den Glanz des göttlichen Thrones. Sie machten aber auch den Gottesdienst auf Erden mannichfaltiger und belebter, bereicherten das kirchliche Leben unendlich. Wo die Heiligen gewirkt und vollendet hatten, wurden ihnen Kirchen und Capellen errichtet. Ihren Gebeinen, Geräthschaften, Kleidern maß man die Wunderkraft ihres Geistes bei. Zu ihnen ward gewallfahrt. Bei ihnen beschwor man ihren himmlischen Geist und glaubte, daß derselbe ein Fürsprecher bei Gott seyn werde. Diese Heiligen wurden die Fürbitter und Schutzpatrone ganzer Länder, Gaue, Städte, Gemeinden, Familien, Einzelner. Das Heidenthum ward auch hier fortgepflanzt. An die Stelle der Thierbilder, heiligen Bäume, Quellgeister u. s. w., die ehedem die Patrone des Gaues und Hauses gewesen, traten die Bilder und Reliquien der Heiligen.

Der uralte Glaube der Deutschen an Unsterblichkeit ward durch das Christenthum bekräftigt. Der Glaube an ewige Gerechtigkeit ward aber dergestalt damit verknüpft, daß man eine Belohnung und Bestrafung im andern Leben annahm. Die ganze christliche Mythe schloß mit dem jüngsten Tage, an welchem die Welt untergehen, alle Todten aber auferstehen und ihren Urtheilsspruch von dem Sohne des Herrn empfangen sollten. Den Guten war das Himmelreich und Loos der Engel beschieden. Die Bösen wurden in den Abgrund der Hölle verwiesen, um in ewigen Flammen zu braten.

Mit dem Glauben an Bestrafung entstand aber auch der Glaube an Versöhnung, und ließ eben so viele Mittel der Gnade offen, als Aussichten in immer höhere Himmel, in immer gesteigerte Grade der geistigen Vollkommenheit und Gottähnlichkeit.

Capitel 70.

Anfänge der Hierarchie.

Die ersten christlichen Gemeinden waren zerstreut, und lebten unter dem Drucke. Auch als das ganze römische Reich christlich geworden, gestattete die weltliche Uebermacht der Kaiser noch kein geistliches Oberhaupt. Nur jede Gemeinde hatte ihren Priester und mehrere Gemeinden einen Bischof. Alle Bischöfe, einander am Range gleich, bildeten unter dem Vorsitze des Kaisers eine Kirchenversammlung (concilium), um sowohl über die Kirchenlehre, als über den äußern Gottesdienst zu berathen, und ein allgemeines Gesetz der Kirche zu begründen.

Das innere Bedürfniß der Kirche nach größerer Einheit, der Ehrgeiz einzelner Bischöfe und die günstigen Umstände, ihn zu befriedigen, endlich die Trennung und zunehmende Unmacht der weltlichen Kaisergewalt verschaffte allmählich einigen Bischöfen größeres Ansehen. Wie erst die niedern Geistlichen der Gemeinden unter einem Bischofe sich vereinigt hatten, so vereinigten sich wieder Bischöfe unter einem Patriarchen. Es entstanden vier derselben nach dem Bedürfnisse und der Gelegenheit der Länder, für Westeuropa zu Rom, für Osteuropa zu Constantinopel, für Asien zu Antiochia, für Afrika zu Alexandria. Die höchste Kirchengewalt stand aber noch bei den Concilien.

Im siebenten Jahrhunderte gingen die Patriarchate von Antiochia und Alexandria durch die Eroberungen der Araber und durch die muhamedanische Religion unter, welche das Christenthum aus Asien und Afrika verdrängte. Der Patriarch von Constantinopel behauptete sich dadurch, daß das oströmische oder griechische Kaiserreich fortdauerte. Er stritt lange und heftig mit seinem Nebenbuhler in Rom, und die Leidenschaft dieses Kampfes, so wie die Verschiedenheit der Völker, die beiden anhingen, indem nach Rom alle Deutschen, nach Constantinopel Oströmer, Griechen, Asiaten und Slaven sich wandten, führte allmählich auch einen Unterschied der Lehrsätze und der Gebräuche und eine vollkommene Trennung der römisch-katholischen und griechischen Kirche herbei.

Der Patriarch von Rom gewann die allerhöchste Macht über die Kirche und gab ihr die monarchische Form. An ihm hing das ganze Abendland, an ihm hingen alle Deutschen. Von Rom aus ward der ganze deutsche Norden bekehrt. Dazu bewies man aus einer Stelle der Bibel, daß Christus auf den heiligen Petrus als einen Felsen die neue Kirche gründen wolle, und Petrus war der erste christliche Lehrer in Rom gewesen und hatte dort den Märtyrertod gelitten. Dort also war der Grundstein der Kirche. Der Stuhl des römischen Patriarchen hieß Sanct Peters Stuhl, er selbst war der Nachfolger Sanct Peters und führte die Schlüssel des Himmelreichs.

Indessen fehlte noch viel, ehe der römische Papst (Papa, Vater) zu so großer Gewalt gelangte. Er mußte sich anfangs noch sehr demüthig unter die weltlichen Könige schmiegen, um deren Schutz zu genießen, und durfte sich noch wenig in die innern Angelegenheiten der deutschen Kirche mischen. Man war weit entfernt, die künftige Allgewalt des Papstes vorauszusehen, und erst indem Karl der Große das römische Reich wieder herstellte, und Europa in Einheit zu bringen trachtete, wurde auch die Kircheneinheit unter der Oberhoheit des Papstes gefördert.

Obgleich die deutschen Bischöfe sich den allgemeinen Concilien unterwarfen, hielten sie doch auch besondere Landesconcilien, und da sie bei den großen Volksversammlungen die erste Stimme führten, so hingen sie noch innig mit

ihrem Vaterlande zusammen, und waren noch nicht blind an Rom gebunden. Viele Bischöfe standen unter einem Erzbischof, unter denen zuerst die von Rheims und Mainz eine große Macht erlangten.

Die gemeinen Priester wurden stets frei vom Volke gewählt. Sklaven durften nicht Priester seyn. In Ermangelung der Schulen bildeten die Klöster und die Dienerschaft unter den Priestern die geistliche Schule. Jeder Priester mußte vom Bischof bestätigt seyn und von ihm die priesterliche Weihe erhalten.

Die Bischöfe wurden von den Priestern gewählt, doch bedurfte es hierbei der Zustimmung des Volkes, des Königs und des Papstes. Je mehr die Macht des Volkes abnahm, desto nachdrücklicher wurde die Stimme des Königs, später, als die weltliche Macht überhaupt abnahm, die Stimme des Papstes.

Die Wahl des Papstes geschah sehr unregelmäßig. Das römische Volk hatte dabei großen Einfluß. Erst in der Kaiserzeit wurde sie geregelt, im eilften Jahrhundert.

Der Papst bildete um sich her eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Geistlichen, in der Regel Erzbischöfe und Bischöfe, die theils seine Rathgeber und höchste Beamte oder Gesandte, theils die Wahlherren des neuen Papstes wurden. Sie hießen Cardinäle. Früher schon, im achten Jahrhunderte, war eine ähnliche Einrichtung in einzelnen Bisthümern getroffen worden. Es bildete sich um die Kirche des Bischofs (Dom genannt) eine Gesellschaft von Domherren (canonici), die den neuen Bischof wählten.

Die Gesetze der Kirche, durch die Concilien verfaßt, vom König bestätigt, hießen die kanonischen. Wie die Macht der Päpste wuchs, fügten diese aus eigner Macht Gesetze hinzu, Decretalien genannt. Diese Gesetze drängten sich auf mannichfaltige Weise in die weltlichen Gesetze ein, indem sie theils das öffentliche Leben veränderten, theils das Privatleben. Viele neue Gebote flossen unmittelbar aus dem neuen Glauben her, nicht aus der neuen Staatsverfassung. So wurden alle Gebräuche und Sitten des Heidenthums, sofern sie sich nicht in das Christenthum aufnehmen ließen, kraft der Kirche, nicht kraft des Staates untersagt, und die Strafe war eine kirchliche, öffentliche Kirchenbuße. Dahin gehörte, außer der Anhänglichkeit ans Heidenthum und der Verachtung des Christenthums, auch die persönliche Beleidigung der Priester. Der Priester hatte die göttliche Weihe empfangen, und war dadurch über die Laien gleichsam als ein höheres Wesen erhaben und im bürgerlichen Verhältniß wie der geborne Adel höher gestellt. Dahin gehörte ferner der Frevel gegen Kirchenfrieden. Jede Kirche und der Platz um dieselbe war geheiligt. Wer in diesem heiligen Kreise einen Frevel beging, beging ihn nicht nur gegen den ohnehin Beleidigten, sondern auch gegen die Kirche. Sogar der Verbrecher fand hier eine Freistatt, und weder der Richter noch der Rächer konnte ihn dort erreichen, ohne in die Kirchenbuße zu fallen. Endlich änderte das kirchliche Gesetz das ganze Privatleben, indem die biblisch-jüdischen Gesetze der Ehe und der Verwandtschaft auf die Deutschen übergetragen wurden. Scheint in ältester Heidenzeit sogar eine Ehe zwischen Bruder und Schwester erlaubt gewesen zu seyn, so gestattete die katholische Kirche nunmehr nur noch Ehen zwischen dem fünften oder sechsten Gliede der Sippe. Jede nähere Verwandtschaft ward als Incest oder Blutschande von der Kirche bestraft. Wie aber die Kirche vieles zur Sünde machte, was es bisher nicht gewesen war, und dadurch eine gefürchtete Gewalt gewann, so wurde sie noch mächtiger und beliebter durch den Ablaß oder die Ausnahmen von dem Gesetze, die sie gegen große Opfer gestattete. Außerdem gewann die Geistlichkeit auch eine unter-

geordnete richterliche Gewalt über ihre Leute und Sklaven, indem es so Klöstern wie Bischöfen gestattet war, dieselben anzunehmen.

Im Allgemeinen wurde die Geistlichkeit nach den Gesetzen der Juden von dem sogenannten Zehnten des Volkes unterhalten, d. h. jeder Grundbesitzer gab den zehnten Theil seines Feldertrages der Kirche. Insbesondere wurde die Kirche durch die Ehrengeschenke und frommen, freiwilligen und gesetzlichen Opfer bald ungeheuer bereichert. Ganz an Macht den Laien gleich wurden die Geistlichen, indem sie selbst Grundbesitz erhielten. Die Kirchen und Klöster forderten Boden. Die Könige und Völker wußten selbst anfangs die Geistlichen mit nichts Besserem zu belohnen, als mit Grundbesitz, weil sie diesen im Ueberfluß besaßen. Die Bildung der römischen Geistlichen ward insbesondere von den Königen als ein Mittel zur Vervollkommnung des Ackerbaues anerkannt, und wirklich waren es die Geistlichen und Mönche, die den Pflug führten, wie das Kreuz, und den wilden Deutschen die friedlichen Künste der Erde wie die Anbetung des Himmels lehrten. Auf diesen Grund hin aber war kein Hinderniß mehr, daß nicht fromme oder verschuldete Freie mit dem einmal bestehenden Grundbesitz der Kirche ihr Allod hätten vereinigen sollen. Es geschah sehr häufig, und der Frieden und Segen, der auf den Gütern der Kirche und auf ihren Leuten und Eigenen ruhte, der Umstand sodann, daß die Geistlichkeit, wie sie am höchsten gestellt war, und selbst das meiste Geschick für den Bau des Bodens besaß, auch allwärts die fruchtbarsten Landschaften besaß, machte es zum Sprüchworte, daß unter dem Krummstabe (des Bischofs oder Klosterabts) gut leben sey.

Capitel 71.

Die Klöster.

Durch grausame Christenverfolgungen verscheucht oder durch die Gluth der Andacht in die Einsamkeit gelockt, entstanden in Aegypten die Einsiedler, die alle Gesellschaft und alle Sinnengenüsse flohen, in finstern Höhlen von Wurzeln sich nährten, und in Gebet und Gottesbetrachtung ihr ganzes Leben zubrachten. Der erste Einsiedler war der heil. Antonius, 305. Bald darauf stiftete der heil. Pachomius die erste Vereinigung von Einsiedlern zu einer Gesellschaft unter einer gemeinschaftlichen strengen Regel. Auch Weiber bildeten solche Gesellschaften, und so entstanden die Klöster der Mönche und Nonnen. Je nachdem die einen eine mildere, die andern eine strengere Regel annahmen, bildeten sich mehrere Orden, doch allen war das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit gemein; sie mußten äußerst mäßig leben, durften nicht heirathen und mußten unbedingt ihren gewählten Vorgesetzten, die Mönche dem Abt, die Nonnen der Aebtissin, gehorchen. Allein trotz des Gelübdes der Armuth gelangten die Klöster schon in sehr früher Zeit zu großen Reichthümern, da man den Himmel zu verdienen glaubte, wenn man die Klosterleute beschenkte. Ja oft gaben sich fromme Laien mit Hab und Gut den Klöstern zu eigen.

Die Klostergeistlichen waren von den Bischöfen unabhängig, die vornehmsten Aebte erschienen bei den Reichstagen, wie die Bischöfe, und mancher Abt war reicher und mächtiger, als sie. Die Glieder eines und desselben Mönchsordens standen aber in den verschiedenen Ländern mehr mit einander in Verbindung, als die Bischöfe, und darum wurden die Mönche ihrem Vaterlande mehr

entfrembet. Bischöfe und Priester hatten Frauen, die Mönche nicht. Aus diesen Ursachen nun eigneten sich die Mönche mehr zu Werkzeugen der päpstlichen Gewalt, als die Bischöfe, wurden daher auch auf jede Weise von Rom aus unterstützt.

Das unthätige Leben in der Einsamkeit gewährte den Mönchen Zeit, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Was von der alten Bildung der Griechen und Römer übrig war, flüchtete sich in das Heiligthum des Klosterfriedens. Hier, und hier allein gab es noch Bücher. Daß uns die Werke der Griechen und Römer, daß uns die Geschichte der christlichen Religion, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Könige überhaupt bekannt ist, verdanken wir allein den frommen und gelehrten Mönchen jener Zeit. Sie bewahrten alle Handschriften auf, die man aus den Ruinen der Völkerwanderung gerettet, und sie schrieben die Geschichte ihrer eigenen Klöster oder der weltlichen Händel ihrer Zeit nieder. Doch kam im innern Deutschland erst durch Karl den Großen die Klosterliteratur in Flor.

Da die ganze christliche Bildung von den Römern ausging, so herrschte auch die lateinische Sprache in den Klöstern vor, und die spätern Versuche, sie durch die deutsche Sprache zu ersetzen, mißlangen, weil damals schon der Papst zu vielen Einfluß hatte, und den Gebrauch der lateinischen Sprache in Kirchensachen ausdrücklich vorschrieb, um dadurch desto besser den unabhängigen deutschen Geist zu unterdrücken.

Capitel 72.

Der katholische Gottesdienst.

Nicht mehr im Freien, auf Höhen oder in Wäldern, sondern in verschlossenen Tempeln verehrte man den Gott des Innern, das höchste geistige Wesen, gleichsam die innerliche Weltseele. Daher entstand die christliche Baukunst, die ihre erste Ausbildung in Constantinopel (Byzanz) erhielt und die byzantinische genannt wird. Sie wurde von den Deutschen angenommen und so lange beibehalten, bis später im Mittelalter die eigentlich deutsche (sogenannte gothische) Baukunst ihr eine weit höhere Vollkommenheit gab.

Schon frühzeitig stritt man in der Christenheit, ob Bilder in den Kirchen seyn dürften oder nicht. Die Einen verdammten sie als Nachahmung der alten Götzenbilder, und weil sie fürchteten, daß der rein geistige Inhalt der christlichen Lehre durch die Verehrung sinnlicher Bilder verfälscht und verunreinigt werden würde. Die Andern dagegen wollten theils die Gegenstände ihrer Verehrung, den Heiland, seine Familie, die Märtyrer und ihre Leiden sichtbar vor sich sehen, theils wollten sie vermittelst aller Künste, der Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik, der Beleuchtung, und der feierlichen Umgänge und Ceremonien auf das Gemüth wirken, und dasselbe zu ernster Andacht und erhabenen Entschließungen und Rührungen stimmen.

Die letztere Ansicht drang durch. Die christlichen Kirchen wurden prachtvoll ausgeschmückt. Von außen zeigten Spitzbogen und hochaufragende Thürme den Sinn an, der zum Himmel strebt. Im Innern war das Allerheiligste mit dem Altar gen Morgen gerichtet, von wannen der Heiland gekommen. Reliquien oder das Bild des Heiligen, dem die Kirche namentlich geweiht war, prangten in Gold und Edelsteinen über dem Altar. Säulen, Statuen und Bilder zierten die Hallen. In einfachen, aber tiefrührenden Melodien sangen die Priester in

lateinischen Hymnen das Lob des Höchsten. Die ewige Lampe und die Wachskerzen vor den heiligen Bildern, Weihwasser und Rauchfaß, Kniebeugen, Händefalten, Kreuzschlagen, die abgemessenen feierlichen Bewegungen des reich, einem König gleich geschmückten Priesters am glanzvollen Altar, die harmonischen Bewegungen der dienenden Priester und Knaben u. s. w., alles dieß stimmte zu dem großen, lebendigen, feierlichen Eindruck des Ganzen. In den Ceremonien und in der Tracht der Priester hat sich vieles theils vom altrömischen Heidenthum, theils vom Judenthum erhalten.

Die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Heiligen und des ihnen besonders geweihten Dienstes, gab der Kunst und der Andacht eine unendliche Abwechselung und den gläubigen Seelen desto mehr Beschäftigung und Befriedigung.

Alle wichtigen weltlichen Angelegenheiten wurden mit Gottesdienst eröffnet und dadurch Gott geheiligt; so die Volksversammlungen. Die Königswahl mußte durch Salbung und Krönung durch den Priesterstand die göttliche Weihe erhalten. Die Gottesurtheile erhielten fortwährend dem religiösen Glauben seinen alten Einfluß auf das Gerichtswesen. In jeder wichtigen Privatangelegenheit ward Gott oder ein Heiliger durch Gebet und Loos um Rath gefragt. Ein großer Theil des heidnischen Glaubens an die Naturkräfte und Loose blieb im Christenthume als Aberglauben, Zauberei und Hexerei beibehalten.

An die Stelle der altheidnischen Feste traten nun christliche, oder jene wurden in diese umgewandelt. Die katholischen Hauptfeste wurden Ostern und die Charwoche, zum Andenken der Leiden und Auferstehung des Herrn, worin sich aber theils die altjüdischen Ostern, theils das altdeutsche Frühlingsfest wiederholten. Sodann Pfingsten, der Ausgießung des heiligen Geistes zum Gedächtniß. Ostern und Pfingsten waren bewegliche Feste, d. h. Ostern fiel allemal den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, also in diesem Jahre früher, im andern später, Pfingsten allemal 49 Tage nach Ostern. Nicht minder wichtig war die Kirchweihe oder Kirmeß im Herbst, der altdeutschen Herbstfeier entsprechend. Endlich die Weihnacht, oder das Geburtsfest Christi, fiel in die Mitte des Winters und wiederholte das hohe Juulfest. Von den zahllosen andern Festen des Herrn, der Jungfrau Maria und der Heiligen entsprachen viele noch den alten heidnischen, und behielten auch mancherlei Gebräuche davon bei, um nur Einiges zu nennen, das Palmen- und Maientragen, die Johannisfeier, die Martinsgänse und Hörner u. s. f. Die in einem Theile von Norddeutschland üblichen Martinshörner (ein Gebäck in Hufeisenform) leiten ihre Form von dem Trinkhorne des Gottes Thor ab, das auch als Zeichen in den Runenkalendern zu finden ist.

Ein regelmäßiger Festtag war der Sonntag. An ihm wie an jedem andern Festtage war Ruhe und Friede und völlige Arbeitslosigkeit geboten.

Einer jüdischen Sitte nachgebildet und dem Eifer der Entsagung angemessen, waren die Fasten oder das Verbot der Fleischspeisen. Sie traten an mehreren Festtagen, allemal am Freitage und mehrere Wochen lange vor der Charwoche ein.

Den wichtigsten Einfluß des Gottesdienstes und der Geistlichkeit auf das Privatleben äußerte die Einführung gewisser Sacramente oder heiligen Handlungen, die Taufe, die Firmelung oder Einweihung erwachsener Jünglinge und Mädchen ins Christenthum, die Einsegnung der Ehe und die letzte Oelung oder Einsegnung zum Grabe durch den Priester. Dazu kam die Ohren-

beichte.

beichte. Alle Vergehen mußten unter Androhung ewiger Höllenpein und Ausschließung von der Kirche dem Priester gebeichtet werden. Dafür war diesem ewige Verschwiegenheit auferlegt, und er ertheilte im Namen Gottes Kirchenbuße oder Verzeihung, Absolution.

Je mehr dergestalt die Kirchengebräuche das Privatleben umschlangen und durchdrangen, desto wichtiger wurde das Recht, das die Geistlichkeit sich anmaßte, unwürdige Glieder der Kirche, welche diesen Gebräuchen sich nicht fügen wollten, von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, sie mit dem Kirchenbanne zu belegen oder zu excommuniciren. Dieß war die höchste der Kirchenstrafen, die sonst nur in öffentlicher Schandausstellung vor oder in der Kirche, in körperlicher Kasteiung oder Darbringung von Opfern bestanden.

Noch eine besondere Art des Gottesdienstes entstand durch die ausgezeichnete Verehrung heiliger Oerter, von denen die Andächtigen fern lebten. Dieß waren die Pilgerfahrten oder Wallfahrten. Der letztere Name schreibt sich noch von der altheidnischen Sitte her, zu den entfernten heiligen Wäldern zu wandern. Man rief in der Noth den entfernten Heiligen an, und gelobte zu seinem Heiligthum zu wallfahrten. Man wanderte zu seiner Stätte, um eines körperlichen oder geistigen Leidens durch seine Wunderkraft los zu werden. Manche Heilige kamen in so großes Ansehen, daß ihre Bekenner es für eine Pflicht hielten, wenigstens Einmal in ihrem Leben zu ihrem Grabe zu wallfahrten. Man legte sich zuweilen strenge Kasteiungen dabei auf, ging barfuß oder rutschte auf den Knien den langen Weg zum seligen Ziele.

Capitel 73.

Die christlichen Könige.

Durch die Völkerwanderung hatte das Ansehen der Könige zugenommen. Die unaufhörlichen Kriege und die Niederlassung unter fremden Völkern hatten den kriegerischen Gehorsam und die Einigkeit unter dem Befehle des Feldherrn nothwendig und zur Gewohnheit gemacht. Ueberdieß hatten diejenigen Könige, die sich auf römischem Boden niedergelassen hatten, an den alten Einwohnern neue Unterthanen bekommen, die unter der römischen Despotie längst gewohnt waren, blind zu gehorchen, und deren sich die Könige nicht selten bedienten, um ihre unbotmäßigen Deutschen zu gleicher Zahmheit zu gewöhnen. Dem deutschen Heerkönige schwebte immer die Erinnerung der römischen Kaiser vor, und sie wollten nicht nur deren Land, sondern auch deren Alleinherrschaft erben.

Hiezu kamen ferner die Begriffe eines altjüdischen Königs, die durch das Lesen der Bibel in der ganzen Christenheit verbreitet wurden. Wenn die wilden kriegerischen Könige sich gerne im Purpur der römischen Tyrannen dachten, so wollten dagegen die sanften und frommen Könige Gesalbte des Herrn nach dem Muster der heiligen Schrift darstellen, und vermöge einer göttlichen Weihe als Statthalter der Gottheit auf Erden regieren. Die Priester malten diese Vorstellung lebendig aus, um den Königen dadurch zu schmeicheln und sich selbst dadurch ein größeres Ansehen zu geben, denn die Königsweihe konnte nur vom Priester ertheilt werden.

Allein die alte Volkskraft der Deutschen litt von allem dem nichts. Die deutschen Könige blieben von der Wahl des Volkes und von der Entscheidung der Volksversammlung abhängig nach wie vor. Wenn sie die königliche Würde auf ihre Söhne vererbten, so geschah dieß doch nur unter Zustimmung des Volks,

und hatte seinen Grund keineswegs in der Neigung des Volks, die Rechte der Könige zu vermehren, sondern im Gegentheile sie durch Bedingungen, die sie den Nachfolgern vorschrieben, zu schmälern. Auch war die Person des Königs nicht unverletzlich. In dem Gesetze der Angelsachsen ist auf den Mord eines Königs nur ein Wergeld gesetzt, obwohl ein sehr hohes. Auch im bayerischen Gesetze auf den Mord eines Herzogs.

Bei den Eroberungen fiel dem Könige ein größeres Allod zu, als den einzelnen freien Kriegern. Auf diesem großen Allode (seiner Domaine) hielt er seinen Hof, die Hofburg, und man überließ ihm zerstreut im Lande noch mehrere kleine Allode, wo er kleine Pfalzen (Paläste) oder Landhäuser (villa) errichtete und auf Reisen herbergte, um dem Lande selbst mit seinem Gefolge weniger beschwerlich zu fallen. Er selbst und seine Hofhaltung wurde vom Ertrage dieser Güter ernährt, wozu nach und nach auch einige sogenannte Regale, ausschließlich königliche Einkünfte von Zöllen, Bergwerken, Strafgeldern &c. kamen. Eigentliche Steuern und Abgaben von Alloden, vom Privatbesitze, vom Gewerbe oder von Köpfen waren gänzlich unbekannt. Dagegen schenkten die treuen Völker bei feierlichen Volksversammlungen oder bei königlichen Hochzeiten Ehrengeschenke. Unterworfene Völker mußten oft ansehnliche Tribute entrichten.

Am meisten wurden die Könige durch die unermeßliche Kriegsbeute in römischen Ländern bereichert, daher ihr Hausschatz oft zu unschätzbarem Werthe stieg, und Neid und Eifersucht gegen die Besitzer waffnete. Indeß mußten die Könige auch sehr viel auf ihr Gefolge verwenden. Es entstand ein Wetteifer unter ihnen, mit dem größten Glanze aufzutreten, und ihre zahlreiche Dienerschaft war zugleich das Mittel, wodurch sie sich ihre Macht gegenüber der Volksversammlung sicherten, und die Jugend an sich lockten. Die kriegslustigen Jünglinge wurden vom Glanze des Hofes geblendet, und schlossen sich gern an das Gefolge der Könige an, die dann aus ihrer Mitte die untergeordneten Heerführer und Grafen wählten.

Capitel 74.

Reichsversammlungen, Herzoge und Grafen.

In den neuen Königreichen erhielt sich noch sehr viel von der altgermanischen Verfassung. Alle ins römische Gebiet eingewanderten Völker theilten das eroberte Land dergestalt, daß sie den Römern davon je ein Drittel, die Hälfte oder zwei Drittel entrissen, jeder einzelne freie Deutsche aber davon einen gleich großen Antheil als sein Allod (von der Theilung auch sors genannt) erbeigenthümlich überkam. Dem jeweiligen König ward aber ein viel größeres Allod zugewiesen.

Je zehn Allodherren (Arimannen) bildeten eine besondere kleine Genossenschaft, Zehnmännerzahl (tien manna tala, decania), und wählten aus ihrer Mitte einen Vorsteher (tien heofod, thiuphadus, decanus, Zehnhaupt). Sie schlichteten unter einander ihre Händel, waren für jeden Frevel, den einer von ihnen beging, dem Staate verantwortlich, und sprachen wieder die Genugthuung für Beleidigungen an, die einem aus ihrer Mitte zugefügt worden. Bei Heereszügen stellten sie in der Regel einen Mann.

Je zehn Decanien bildeten einen Kanton (centena, hundredum, sculdasia, Tunginium). Er bestand also aus hundert freien Männern, die wöchentlich

an einer besondern Dingstätte zusammen kamen, die Händel schlichteten, die von der Decanie nicht entschieden waren, und dem Staate gleichermaßen für jedes ihrer Glieder bürgen mußten. Ihr Vorsteher hieß der Centner (centenarius, hundredarius, sculdais, Schultheiß, tunginus Dinghaupt).

Mehrere Kantone bildeten den Gau. Die Männer des Gaues versammelten sich in der Regel alle vierzehn Tage an ihrem großen Dinge oder Malberg, oder an der Maleiche, und hielten Gaugericht über alles, was vor dem Centner nicht entschieden war. Auch der Gau mußte dem Staate für seine Glieder bürgen. Sein Vorsteher war der Graf (gravio). Manche haben dieß Wort von grau, alt, andere von dem griechischen Grapheus, Schreiber, der berühmte deutsche Alterthumsforscher Grimm hat es von Ravo (tectum) abgeleitet und als dasselbe bezeichnet, was Geselle (von Saal) ist, nämlich Gefährte im Haus und Felde, Einer aus dem Gefolge. Aus demselben Grunde hieß der Graf auf Lateinisch nie anders als comes, der Gefährte; zuweilen gab ihm der König einen Stellvertreter bei, den vicecomes (daher noch jetzt die Titel in Frankreich, Italien und England comte, vicomte, count, viscount).

Da das Volk selbst zugleich auch das Heer war, so führten die Centner und Grafen ihre Mannschaft auch ins Feld.

Eine besondere herzogliche Würde entstand erst durch die Größe der Staaten. Um leichter und sicherer über große Massen zu gebieten, pflegten schon früher die großen Eroberer, wie Etzel rc., den besiegten Stämmen ihre eigenen Führer zu lassen, und sie nur in Lehens- und Kriegspflicht zu nehmen. Eben so verfuhren die Frankenkönige mit den unterworfenen deutschen Stämmen, indem sie denselben wenigstens zum Theil ihre Stammfürsten ließen, oder ihnen besondere Herzoge setzten, um sie, nicht nach fremdem fränkischem Rechte der Eroberer, sondern nach einheimischem, alemannischem, bayerischem, sächsischem oder thüringischem Rechte zu regieren.

Alle Herzoge, Grafen, Centner, und die höhere Geistlichkeit hatten die Pflicht, alle freien Männer des Reiches das Recht, jährlich Einmal, oder in außerordentlichen Fällen auch öfter, zu einer allgemeinen Volksversammlung zusammenzutreten. Hier führte der König den Vorsitz wie der Graf in seinem Gaugericht. Hier wurden aber nicht nur Rechtssachen, die in den niedern Gerichten nicht erledigt worden, in letzter Instanz entschieden, sondern auch Gesetze gegeben und abgeändert, der König gewählt, zur Verantwortung gezogen, oder abgesetzt, Krieg und Frieden beschlossen. Jeder hatte dabei seine Stimme so gut, wie der König selbst. Auch der Vortrag stand nicht beim Könige allein, sondern jeder konnte sein Anliegen vorbringen. Was diese Volksversammlung beschloß, war allein gültig.

Die meisten Veränderungen in den Gesetzen betreffen die Feststellung der königlichen, herzoglichen und geistlichen Gewalt; sie gingen daher das ganze Reich an, und wurden von der Reichsversammlung beschlossen. Welche besondern Gesetze einzelne Herzogthümer und Gaue betrafen, wurden auch nur dort vom Volke bekräftigt.

Allgemeine Reichsversammlungen gab es in allen deutschen Königreichen. Bei den Angelsachsen hießen sie die Witenagemots (Berathung der Weisen oder Weißen, Alten), weil außer den Reichsbeamten und Geistlichen alle angesehenen, und weisen und alten Männer dabei den Vorsitz führten. Bei den Franken hießen sie die Märzfelder, weil man im Monate März sich auf einem freien Felde unter offenem Himmel versammelte. Der römische Kriegsgott Mars, von dem dieser Monat genannt ist, entspricht dem deutschen Kriegs-

gotte Thor, welcher der Franken Hauptgott war. So stammt die Wahl dieser Jahreszeit vielleicht noch aus dem Heidenthume.

Krieg und Frieden ward nur von der Reichsversammlung beschlossen, außer wenn Parteien im Lande selbst wütheten. Dem Könige blieb aber die Ausführung des Krieges überlassen. Indem hierbei der strengste Gehorsam erfordert wurde, ward dem Könige, wie früher dem Herzoge, eine viel ausgedehntere Macht verliehen. Er übte den Bann oder das Zwangsrecht im Kriege. Wenn man zu den Friedensgerichten und Volksversammlungen nur mahnte (mannire), so ward zum Heereszug gebannt (bannire). Die bewaffnete Landwehr hieß nicht mehr Arimannia, sondern Heerbann. Der König bannte die Herzoge, diese die Grafen, diese die Centner und so fort. Jeder stand im Felde unter demselben Vorsteher wie im Frieden, und jeder Kanton, jede Grafschaft, jedes Herzogthum hatte ihre geschlossene Schaar und ihr Fähnlein oder Banner (Panner, Panier von bannen, daher auch der Bannerherr). Jeder Einzelne mußte sich bewaffnen und verköstigen auf die vorher beschlossene Zeit des Krieges. Strenge ward jeder bestraft, der zum Heerbann sich nicht stellte. Noch strenger, wer ihn im Felde verließ (was man Heereslitz nannte). Der kriegerische Gehorsam ward zur strengsten Pflicht gemacht, und der König oder der untergeordnete Führer konnte ein Vergehen gegen den Gehorsam und die Ordnung auf der Stelle an der Person des Frevlers rächen, während er im Frieden sich an derselben nie vergreifen durfte. Auch alle Friedensgesetze waren in der Kriegszeit dreifach geschärft.

Gewöhnlich stand der König selbst an der Spitze des Heerbanns. Aus Helden waren die Könige hervorgegangen. Heldenruhm verlangte die öffentliche Meinung von dem ersten der Nation. Der Geist der Völker war noch so kriegerisch, daß sie feige und untüchtige Könige nicht selten absetzten. In kleinern Kriegen überließen es die Könige aber auch öfters einzelnen Herzogen und einzelnen Stämmen, gegen den Feind zu ziehen, oder sie übergaben den Oberbefehl an einen treuen Diener ihres Hofes.

Unter den zahlreichen Dienern, welche überhaupt Minister (ministeriales) hießen, und am Hofe die Geschäfte des Stalles (Marschalk, d. i. Pferdeknecht, Marschall), der Küche (Küchenmeister), des Tisches (Truchseß, d. i. der die Truhe oder Schüssel aufsetzte, des Getränkes (Mundschenk), des Schatzes (Schatzmeister), der Zimmer (Kämmerer), des Kellers (Kellermeister) u. s. w. besorgten, zeichnete sich vorzüglich der Haushofmeister oder Hausmaier (major domus) aus, der über alle andern die Aufsicht führte. Diese Ministerialen wurden aber nur an Ehrentagen zu jenen niedern und persönlichen Hofdiensten verpflichtet, und verwalteten dieselben nur dem Namen nach. In der Wirklichkeit waren sie die vornehmsten Männer des Reiches, aus denen der König die Herzoge und Grafen wählte, und denen er die wichtigsten Geschäfte auftrug.

Capitel 75.

Die Gesetze.

Mögen schon in ältester Heidenzeit die hauptsächlichsten Gebote roh in Stein oder auf Balken eingeschnitten worden seyn, so wurden sie doch allgemein erst mit der Einführung des Königthums auf Pergament vollständig niedergeschrieben. Nur von den Gothen wird behauptet, daß sie ihr Lag (Bellagines) schon früher schriftlich verfaßt, und von den salischen Franken läßt sich dasselbe vermuthen.

Das Beispiel der Römer, das Aufkommen der Schrift überhaupt, die größere Ausdehnung der Staaten und die Neuheit vieler Gesetze, die erst dem weiten Kreise der Völker mitgetheilt werden mußten, machte die schriftliche Abfassung nothwendig.

Sie hatte aber für die Völker den Nachtheil, daß sie das Gesetz leichter vergaßen, weil sie es nicht mehr auswendig zu wissen brauchten, daß das Gesetz selbst leichter vervielfältigt und verwickelt werden konnte, daß sich einzelne Ausleger der Gesetze und Rechte, die Juristen, zu bilden anfingen und dem Volke mit der Einsicht in alle Rechtsverhältnisse auch die Kraft nahmen, ihr Recht zu behaupten. In der Einführung von besondern rechtsverständigen Schöppen (scabini), deren sieben vom Könige ernannt, neben und mit den freien Männern zu Gericht saßen, geschah der Uebergang zu dem eigentlichen Stande der Juristen, den die folgende Zeit wieder ausbildete.

In allen Gesetzen blieb das altgermanische und das Wergeldsystem die Grundlage. Es drängte sich demselben aber so viel Neues und dem Alten Widersprechendes auf, daß in den Grundsätzen alle jene Gesetze sehr verworren erschienen.

Viele römische Gesetze wurden völlig unter die altdeutschen aufgenommen, oder diese nach jenen verändert. Nicht minder mosaische Gesetze der Bibel und kirchliche der bestehenden Kirche. Endlich machte das Königthum, die neue Reichsverfassung und die Erweiterung des Lehnwesens neue Verordnungen nöthig.

Am wichtigsten ist die Störung, welche das alte, in sich vollendete und reine Wergeldsystem erlitt, indem die römischen Gesetze Leibes- und Lebensstrafen und Gefängniß hinzubrachten und die Bibel den neuen Grundsatz einführte: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Besonders Vergehn gegen das herzogliche und königliche Ansehn und gegen die herrschende Kirche wurden mit Leib und Leben bestraft, das Neue mit neuen Strafen, während die Rechtssachen der Privatleute untereinander noch größtentheils nach dem alten Wergeldsysteme entschieden wurden. Doch wurden diese Strafen jetzt nach Geld bestimmt. Auch erhielt sich von dem alten Gerichtswesen noch der Zweikampf, und die übrigen Gottesurtheile wurden nur nach christlichen Begriffen umgeändert.

Wie alles Neue von Süden, alles Alte von Norden ausgegangen, so sind auch die Gesetzbücher der südlichen Stämme, der Ostgothen und Westgothen, am meisten mit römischen Gesetzen erfüllt und von dem Grundsatze der römisch-biblischen Gesetzgebung, wornach das Leben, der Leib, die Freiheit, die Ehre und das Allod vom Gesetz abgesprochen werden kann, am meisten durchdrungen; die Gesetzbücher der nördlichen Stämme dagegen und am meisten der Angelsachsen sind noch am reinsten deutsch.

Das älteste geschriebene Gesetz ist das salische. Es ward zuerst von Chlodwig umgearbeitet im Sinne des neuen Königthums; nachher änderten beinahe alle folgenden Könige daran oder setzten hinzu. Es ist deutsch verfaßt gewesen;

wir besitzen es aber vollständig nur lateinisch. Mit der ältesten Vorrede hat sich auch noch sehr vieles von dem ältesten Heidnisch-germanischen darin erhalten.

Es war ein alter Grundsatz aller deutschen Völker, jeden nach dem Gesetze des Volks zu richten, in welchem er geboren, darum ließen die Franken allen Stämmen, die sie ihrem Reiche unterwarfen, ihre alten Gesetze und veränderten daran nur, was den König und die Kirche oder überhaupt den neuen Zustand betraf. Nur die Langobarden sind von diesem Grundsatz abgewichen.

Unter den Merovingern wurden auch besondere Gesetzbücher der Ripuarier, der Alemannen, der Thüringer und der Bayern niedergeschrieben,

Den Ostgothen gab Dieterich von Bern, den Westgothen König Eurich im fünften Jahrhundert ein Gesetzbuch. In beiden ist das Römische durchaus vorherrschend.

Der Burgunder Gesetzbuch ward unter Gundebald verfaßt. Als die Franken Burgund an sich rissen, ließen sie es im Wesentlichen bestehen.

Die Langobarden schrieben ihr erstes Gesetzbuch erst im siebenten Jahrhunderte unter König Rotharis nieder. Die folgenden Könige und später die Franken setzten immer Neues, Römisches hinzu. Doch sind diese Gesetze anfangs noch wesentlich deutsch, und die Langobarden befolgten zuerst den Grundsatz, kein anderes Gesetz in ihrem Lande zu dulden.

Die Sachsen und Friesen wurden erst am Ende dieser Periode von den Franken gezwungen ihre Gesetze, mit Beimischung der neuen fränkischen Verordnungen, niederzuschreiben.

Die Angelsachsen in England erhielten von ihren Königen nach einander viele Gesetze. In ihnen ist das Altgermanische sehr rein bewahrt.

Wir besitzen noch heute alle die genannten Gesetzbücher in lateinischer Sprache.

Capitel 76.

Das Lehenwesen.

Schon bei den alten heidnischen Germanen gab es Lehen, d. h. Theile eines Allods, welche der Besitzer einem Sklaven, oder Freigelassenen, oder einem ärmern Freien gegen eine gewisse Verpflichtung zur Benutzung überließ, nicht schenkte, sondern nur lieh, und es, wenn der Belehnte den Vertrag nicht erfüllte, wieder an sich zog. Schon Tacitus gedenkt deutscher Sklaven, die ein kleines Gütchen bebauten, und die von den für den persönlichen Dienst bestimmten Haussklaven unterschieden wurden.

Später entwickelte sich durch die großen Kriege ein Lehenwesen anderer Art. Ueberwundene Völker mußten dem Sieger, wenn er das Land nicht unmittelbar in Besitz nehmen konnte oder wollte, einen Tribut zahlen und Treue geloben. So wurde im Großen ein Volk dem andern lehenspflichtig, wie im Kleinen ein unfreier Mann dem freien.

Nach der Völkerwanderung erhielt das Lehenwesen seine dritte und vollkommenste Gestalt durch die Frankenkönige, die ihr großes durch die Eroberung Galliens gewonnenes Allod unter ihr kriegerisches Gefolge lehenweise vertheilten. Diese persönlichen Dienstmannen des Königs, die ihm Angetrauten (Antrustiones) oder Getreuen (fideles) wurden wegen ihrer Kriegsthaten und weil ihre königlichen Lehen so groß und oft größer waren, als die Allode der Freien, oder weil sie Grafenämter erhielten, nicht nur gleich den freien Männern bei den Volksversammlungen zugelassen, sondern sogar im Wergelde höher geschätzt,

und durch die fortwährenden Eroberungen der Franken so bereichert und mächtig gemacht, daß sich aus ihnen bald ein Adel bildete, der als neuer königlicher Lehensadel über den alten Adel der freien Grundbesitzer den Vorrang erhielt, und in den sich die meisten Freien aufnehmen ließen. Um am Hofe eine glänzende Rolle zu spielen, seine Talente auf einem größern Schauplatze leuchten zu lassen, oder um der Armuth und Schuldenlast zu entgehen, übergab mancher sein Allod freiwillig dem Könige und empfing es von demselben, indem er ihm den Leheneid leistete, als Feod zurück. Ein solches Feod hieß feudum oblatum.

Allmählich griff das Lehenwesen immer weiter um sich. Je mächtiger die Vasallen wurden, desto übermüthiger betrugen sie sich. Je mehr die Zahl der Freien zusammenschmolz, desto drückender wurden die Lasten der Volksversammlungen, bei denen sie wenig mehr galten — des Heerbanns, für welchen sie ihre kleine Habe aufopfern, zu welchem sie weit öfter sich stellen mußten — der Verachtung und des Drucks, die sie von den Vasallen erdulden mußten — der Armuth, in die sie von selbst oder durch die Cabalen der Vasallen verfielen.

Wer nicht Lehensträger des Königs war, gab sich und sein Allod der Kirche, deren Frieden gleiche Vortheile gewährte, oder wieder einem Vasallen zu Lehen. Diese Vasallen der Vasallen hießen Aftervasallen.

Der Vasallendienst knüpfte nur die Person der Vasallen an die Person des Herrn. Das Lehen ward anfangs nur auf eine gewisse Zeit, nachher auf Lebenszeit verliehen. Bei dem Tode des Lehenträgers fiel es aber an den Lehenherrn zurück. Diese uralte Sitte des Vasallenvertrages konnte aber nicht Bestand halten, sobald die Vasallen mächtig genug waren, ihre Abstellung durchzusetzen, denn sie war das Einzige, was sie drückte. Der Vater, der seine Kinder liebte, wünschte ihnen den Besitz des Lehens zu sichern.

Capitel 77.

Völkerwanderung und neue Sprachen.

Das ganze östliche Deutschland bis zur Elbe und Saale war durch die Völkerwanderung von den Deutschen entblößt worden. Slavische Völker, Wenden, Sorben, Böhmen, nahmen die verlassenen Länder ein. Der große Strom der alten ostdeutschen oder gothischen Völker aber hatte sich über den Süden und Westen, und bis nach Afrika ergossen.

Im alten Deutschland und in ihren alten Sitzen waren noch die Sachsen geblieben, die Thüringer, die Bayern, deren Name jetzt plötzlich wieder aus seiner Vergessenheit zurückkehrt, die Alemannen in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, und die Franken am Rhein. Nun gingen aber Sachsen nach England, Franken nach dem nördlichen und mittlern Gallien, Burgunder an die Rhone und die Hochalpen, Ostgothen und Langobarden nach Italien, Westgothen an die Pyrenäen und nach Spanien, Vandalen nach Afrika.

Alle die Stämme, die ins römische Reich eingewandert waren, vermischten sich auch bald mit den alten römischen Einwohnern und nahmen mehr oder weniger deren Sprache an. Dieß geschah hauptsächlich in Italien, wo der römische Einfluß am mächtigsten wirkte durch die großen Erinnerungen des Landes und durch die Päpste, welche die lateinische Sprache gern allgemein eingeführt hätten, um durch sie desto leichter über die nordischen Barbaren zu herrschen. In der italienischen Sprache ist am meisten vom alten Lateini-

schen übrig, am wenigsten vom Deutschen aufgenommen. — In Spanien behielt das Lateinische ebenfalls ein bedeutendes Uebergewicht, weil hier die eingewanderten Deutschen nur wenig zahlreich waren. Hier mischte sich auch durch die Araber, die von Afrika herüber kamen, manches Orientalische ein. — In Gallien behaupteten die Franken ihre deutsche Sprache bis auf Karl den Großen rein; da aber später eine Trennung zwischen den römischen Westfranken und den reinen deutschen Ostfranken eintrat, so siegte in den erstern die alte römische Sprache, namentlich auch durch den Einfluß der lateinischen Geistlichkeit. Doch entstanden mannichfache Mundarten der neuen französischen Sprache: eine andere im burgundischen, eine andere im westgothischen Süden, wieder eine andere in der fränkischen Mitte, und wieder andere im Norden, wo theils Bretonen aus England, die vor den Sachsen flüchteten, theils Normänner aus Skandinavien sich niederließen (Bretagne und Normandie). — In England waren die Römer nie ganz Herren geworden, daher war dort die lateinische Sprache nicht so tief eingewurzelt, daß sie nicht durch die Angeln und Sachsen, die dahin wanderten, hätte verdrängt werden sollen. Daher ist die englische Sprache der deutschen noch am nächsten verwandt geblieben.

Ich werde die Geschichte der ausgewanderten und nachher mit den alten römischen Einwohnern verschmolzenen (romanisirten) deutschen Stämme nur so weit verfolgen, als darin noch das Deutsche vorherrscht, und auch von England und dem skandinavischen Norden nicht mehr sagen, als zur Erläuterung der Geschichte unseres eigentlichen Deutschlands gehört. Wie wahr es auch ist, daß sich der deutsche Einfluß weit über die Gränzen des eigentlichen Deutschlands hinaus erstreckt hat, daß es deutsches Blut, deutscher Charakter, deutscher Sinn ist, aus dem die Geschichte auch der romanisirten Italiener, Spanier, Franzosen erklärt werden muß, daß das ganze Mittelalter durchdrungen war vom deutschen Geiste, ja daß durch die Spanier und Engländer dieser deutsche Geist auch in die neuentdeckten Welttheile gedrungen ist, und daß es deutsche Namen und deutsche Sitten sind, die am Mississippi und La-Platastrom wie am Ganges und in den unermeßlichen Ebenen von Neuholland herrschend geworden sind, — so müssen wir doch diesen reichen Blüthenüberhang des deutschen Stammbaums fallen lassen, um nicht zu weit vom Ursprunge zu verirren.

Das deutsche Volk hat den ihm entfremdeten Völkerzweigen ein segensreiches Erbtheil an gesunder Kraft und edler Bildungsfähigkeit mitgegeben. Ohne den Zufluß des reinen deutschen Blutes wären die von Rom beherrschten alten Völker in ihrer Entnervung und Entsittlichung verkommen. Das in der Heimath zurückgebliebene deutsche Kernvolk hat aber durch diese Entleerung seines Ueberflusses an gesundem Blute im Wesentlichen nichts verloren, vielmehr erhob es sich unmittelbar darauf, nach der Völkerwanderung, zu früher unbekannter Größe und wunderbarer Herrlichkeit.

Fünftes Buch.

Kämpfe der Gothen und Franken.

Capitel 78.

Theoderich der Große.

Theoderich den Großen nennen ihn die Römer, Dieterich von Bern (Verona) die deutschen Sagen. Er war es, der die Ostgothen wieder losriß von den Hunnen. Sein Geist hat mächtig auf sein Zeitalter gewirkt, und sein ruhmvoller Name ward in zahlreichen Sagen und Gesängen, die sich bis auf uns erhalten haben, gefeiert. Schon als Etzels Vasall war er ein gewaltiger Held und mit in die Sage vom Untergange der Burgunder (Nibelungen Noth) verflochten. Nach Etzels Tode wählten ihn die Ostgothen zum Könige, wegen seines Verdienstes und weil er aus dem edeln Geschlechte der Amaler war.

Dieterich war in Ungarn geblieben, aber südwärts zog die deutschen Helden ihre Sehnsucht. Das morgenländische Kaiserthum, das allein noch übrig war, damals von Zeno beherrscht, kam abermals in Gefahr und entging derselben auch wieder. Zeno, der sich als rechtmäßigen Erben des abendländischen Kaiserthums betrachtete, ohne es doch gewinnen zu können, lud den Dieterich ein, sich desselben zu bemächtigen, und entfernte ihn dadurch von Constantinopel.

Dieterich selbst wollte lieber Rom, als den Mittelpunkt der neuen deutschen Staaten, statt des abgelegenen Constantinopels. Er zog nach Italien, hatte jedoch unterwegs noch harten Kampf zu bestehen, mit Buba, dem Fürsten der slavischen Bulgaren, und mit Gunderich, dem Gepidenfürsten. Als er sich durch diese durchgeschlagen, stieß er in den österreichischen Gebirgen auf einen neuen Schauplatz des Kampfes. Hier hatte so eben, 487, Odoachar den Rugenfürsten Fava bezwungen, dessen Sohn Friedrich bei Theodorich Schutz suchte und ihm gegen die Heruler beistand.

Odoachar vertheidigte sich als ein tapferer Mann, doch bezwang ihn Theodorich in der Schlacht und trieb ihn, hinter den Mauern von Ravenna Schutz zu suchen. Eine Anzahl der edelsten Gothen wurden durch einen Verräther, der scheinbar ihre Partei ergriffen hatte, nach Ravenna ausgeliefert und dieß entflammte die Rachgier Theodorichs. Als daher nach langer Belagerung die Stadt durch Vertrag überging, ließ sich Theodorich, indem er dem Odoachar heftige Vorwürfe machte, durch die Wuth übereilen, ihn mit eigner Hand zu tödten, 493.

Während dieses Kampfes fielen die Burgunder unter Gundobald im westlichen Oberitalien ein, plünderten entsetzlich und führten viele tausend Einwohner als Sklaven fort, die aber nachher vom heil. Epiphanius wieder frei gebeten wurden. — Friedrich wollte von Theodorich befreit, aber nicht unterworfen seyn, empörte sich daher mit den Rugiern, ward jedoch überwunden, und alle Heruler und Rugier mußten dem mächtigen Könige der Ostgothen huldigen. Dasselbe Loos erlitten auch die Gepiden, deren König Thrasarit Theodorich gefangen nahm, 504. Nicht minder siegreich behaupteten sich die Ostgothen gegen die Bulgaren. Mundo, ein Nachkomme Attila's, hatte einen kühnen Räuberstaat in den Ebenen Ungarns gegründet, den Theodorich als

Gränzmacht gegen die Slaven aufrecht erhielt. Sein Feldherr Pitzia schlug mit einer kleinen Zahl Ostgothen die große Macht der Bulgaren und der mit ihnen unter Sabianus vereinten Griechen aus dem Felde, 505.

Noch mächtiger als durch diese Siege wurde Theodorich durch sein Friedensregiment. Nie hatte Italien so gute Zeiten erlebt, als unter ihm. Ackerbau und Handwerke, Handel und Wandel kamen in Flor. Die zerstörten Wohnungen wurden aufgebaut. Auf den blutrauchenden Feldern herrschte statt des Schwerts der Pflug. Er war im wahren Sinne des Worts ein Friedefürst und suchte alle Gegensätze seiner Zeit durch christliche Liebe, Vernunft und Recht zu versöhnen. Die Römer ließ er bei ihrem alten Rechte, die Gothen auch; und er pflegte das Gute an den Gothen den Römern, das Gute an den Römern den Gothen als Muster aufzustellen und zur Pflicht zu machen. Eben so verfuhr er in Hinsicht der Religion. Zwar das Christenthum setzte er mit Eifer bei den noch heidnischen Deutschen durch, allein unter den Christen selbst wollte er keinen Streit und empfahl den Secten allgemeine Duldung. Die Gothen bekannten sich zu der Secte des Arius, die Römer waren Katholiken. Als nun ein angesehener Diener Theodorichs, um ihm zu schmeicheln, Arianer wurde, ließ er ihn enthaupten, mit den Worten: wenn er Gott treulos ist, wird er auch mir nicht treu seyn.

Offenbar ist Dieterich der erste deutsche König gewesen, der nicht bloß, wie die frühern, ein großer Kriegsfürst oder der erste Vorsteher und Beamtete des Volks, sondern im Sinne der Bibel ein von Gott geweiheter, an Gottes Statt regierender Völkerhirt seyn wollte. Er suchte diesen Begriff eines Königs nicht nur sich selbst und seinen Gothen, sondern auch andern deutschen Königen und Völkern klar zu machen. Es sind noch viele Briefe und Aussprüche von ihm übrig, die allen Königen zum Muster dienten. Von seiner Zeit an wurde, wenn auch die deutschen Könige noch immer vom Volke gewählt wurden und von den Volksversammlungen abhängig waren, doch der Glaube herrschend, daß den Königen eine göttliche Majestät inwohne, und daß sie die Stellvertreter Gottes auf Erden seyen.

Dieterich hatte noch Höheres im Sinne. Verabscheuend das römische Kaiserthum mit seinem starren blutigen Despotismus, hielt er doch die Vereinigung der Staaten für ein göttliches Werk, für das höchste Ziel aller Deutschen, und indem er über die Möglichkeit nachdachte, dieselbe zu bewirken, bot sich ihm zunächst der Gedanke dar, die verschiedenen deutschen Königsfamilien durch wechselseitige Verheirathung zu einer Familie zu verbinden und durch die Erkenntniß eines gemeinsamen Interesse's auch zu übereinstimmendem friedlichem Regiment über die Völker anzuleiten. Er vermählte daher seine Töchter, die Theodikusa mit dem Westgothenkönige Alarich, die Ostrogotha mit dem Sigismund, Sohn des Burgunderkönigs Gundebald, seine Schwester Amalfreda mit dem Vandalenkönige Theosimund und deren Tochter erster Ehe Amalberga mit dem Thüringerkönige Hermanfried, und suchte diese Könige durch Briefe seiner großen Idee geneigt zu machen. Wirklich erkannte man ihn als den Vater der Könige durch allgemeine Ehrfurcht an, aber die Eifersucht der Franken störte seinen Plan, und die Vereinigung der herrschenden Familien kam nie zu Stande. Nur die gothischen Stämme wurden auf kurze Zeit unter seinem Scepter vereinigt, da Alarich, der Westgothe, von Chlodwig, dem Frankenkönige, überwunden und in der Schlacht getödtet wurde, und Theodorich jetzt für seine Tochter, Alarichs Wittwe und deren jungen Sohn Amalarich das westgothische Reich in Schutz nahm. Sein tapferer Feldherr Ibba schlug die Franken und Burgunder und zugleich

den Gasalrich, einen natürlichen Sohn Alarichs, der sich zum Gegenkönige aufgeworfen hatte, und behauptete das ostgothische Reich für Amalarich.

Theodorich der Große starb 596 aus plötzlichem Entsetzen an einem Fischkopf, der auf seiner Tafel aufgestellt war, und der ihn an den unschuldig von ihm ermordeten Bischof Symmachus erinnerte.

Capitel 79.

Chlodwig.

Im Reiche der Franken war auf Merowig Childerich gefolgt, ein Wollüstling, der durch seine Beleidigung freier Weiber und Jungfrauen den keuschen Sinn und die Rechte des Volks gleich stark verletzte, daher er auch ohne Umstände abgesetzt und aus dem Lande gejagt wurde. Er floh zu dem thüringischen König Bisinus, seinem Verwandten, ließ aber einen treuen Diener zurück, der die Gemüther der Franken wieder zu seinem Vortheile stimmen sollte. Beide brachen ein Goldstück entzwei, und jeder behielt die Hälfte. Wenn Childerich die andere Hälfte erhalten würde, so sollte es ihm ein Zeichen seyn, zu den Franken zurückzukehren.

Unterdeß lebte Childerich an Bisinus Hof in Thüringen und verliebte sich in dessen Gemahlin Basina, mit der er lange in verbotenem Umgange lebte. Endlich brachte ein treuer Franke ihm das zerbrochene Goldstück, und er kehrte sogleich heimlich in sein Land zurück. Die salischen Franken nahmen ihn wieder zum König an, da sie mit dem neuen Könige, der ein geborner Römer gewesen seyn soll, nicht zufrieden waren. Basina aber fühlte, daß sie ohne Childerich nicht leben könne, verließ treulos ihren Gemahl und floh an Childerichs Hof. Er heirathete sie, und sie gebar ihm den großen Chlodwig.

Chlodwig faßte den doppelten Plan, Gallien zu erobern und unter den Franken die königliche Gewalt zu erweitern und für immer zu befestigen. Er war für seine Zeit eben so großer Staatsmann, als Feldherr, und indem er seine Plane mit gewaltiger Kraft durchsetzte, ward er der Gründer der großen fränkischen Monarchie und ihres unsterblichen Ruhmes. Die Mittel aber, deren er sich für seinen Zweck bediente, waren nicht selten schändlich und barbarisch.

Er begann seine Heldenlaufbahn, nachdem ihn die salischen Franken auf dem Schild erhoben und zum Könige ausgerufen, mit Ausrottung aller übrigen fränkischen Herrscherfamilien, die ihm oder seinen Kindern jemals den Thron hätten streitig machen oder durch ihr Ansehen Parteien erwecken und der Einheit im Wege stehen können, und mit der gewaltthätigen Unterjochung der Ripuarier, deren König Sigebert zu Köln saß, und mehrerer belgischer Stämme, die noch ihre eignen Fürsten hatten. Die Franken zu vereinigen, schien ihm das Erste und Nöthigste, bevor er größere Unternehmungen wagte. Erst diese Vereinigung unter seinem sieggewohnten Schwerte erstarkte ihn zu großen auswärtigen Kriegen. Nur die Thüringer ließ er in ihrer alten Unabhängigkeit, denn sie waren zu tief im Innern Deutschlands und den tapfern Sachsen zu nahe. Sein Augenmerk war aber auf den Westen gerichtet.

Im Jahre 486 brach er mit seiner ganzen Heeresmacht nach Gallien auf und schlug den letzten römischen Statthalter Siagrius, der noch eine unabhängige Herrschaft behauptete, bei Soissons aufs Haupt. Dadurch gewann er festen Fuß in Gallien und bereitete sich, nach allen Seiten hin seine neue Herrschaft zu erweitern und zu sichern.

Um mit den Burgundern anzuknüpfen, freite er eine schöne Königstochter dieses Landes, Chlotilde, obwohl er ein Heide und sie eine Christin war. Lange Zeit bemühete sie sich vergebens, ihn zu bekehren.

Die Alemannen standen drohend an seines Reiches Gränzen, ihm doppelt gefährlich durch ihre kriegerische Macht und durch ihren Freiheitssinn. So lange er sie nicht unterworfen, stand sein Reich auf schwankendem Boden. Alsobald zog er aus gegen sie, alles aufs Spiel setzend. Auch die Alemannen rüsteten sich unter ihren Herzogen mit großer Macht und gingen ihm über den Rhein entgegen. Bei Zülpich im Jahre 496 schlugen sie eine ungeheure Schlacht, die den ganzen Krieg entschied. Lange schwankte der Sieg. Der Franken Einheit und größeres Kriegsgeschick drohte der Freiheitsbegeisterung der Alemannen zu unterliegen. Da rief Chlodwig in der Noth den Gott seines Weibes und der Christen an und gelobte zu ihm sich zu bekehren, wenn er stärker als Odin sey, der mit den Alemannen stritt. Er siegte und ließ sich bald darauf feierlich taufen, mit ihm der Kern seines Heeres, der durch das Wunder ebenfalls bekehrt worden war. So erzählen die Chroniken. Vielleicht aber war der ganze Vorgang eine List Chlodwigs, der mit Hülfe der christlichen Geistlichkeit seine wilden Franken leichter zu zähmen hoffte und nur eine Gelegenheit suchte, sie auf eine für ihn selbst ungefährliche Weise zu bekehren. Von diesem Augenblicke an unterstützten sich die römischen Bischöfe oder Päpste und die Frankenkönige wechselseitig, theils gegen die arianischen Gothen, theils gegen die Griechen, theils gegen die deutschen Heiden. Bald nahmen alle Franken das Christenthum an, und auch die Alemannen folgten allmählich dem Gott des Sieges.

Bald darauf überzog Chlodwig auch die Burgunder mit Krieg, begnügte sich aber, ihren König zu seinem Vasallen zu machen, da er, um ihr Bergland ganz zu erobern, zu viel Kräfte hätte aufopfern müssen.

So lange er mit jenen Kriegen noch belastet war, hielt er mit den Westgothen heuchlerische Freundschaft. Kaum war Frieden und seine Kraft durch den Kampf noch gewachsen, so hörte die Verstellung auf. Chlodwig konnte keine westgothische Herrschaft in Gallien dulden, sobald er selbst die Oberhand über das ganze Land behaupten wollte, und der Haß zwischen Gothen und Franken machte nicht minder die Völker selbst zum entscheidenden Kampfe geneigt. An der Vienne kam es zur Hauptschlacht, da die Westgothen überwunden, ihr König Alarich selbst erschlagen ward, im Jahre 507. Aber Dietrich der Ostgothe, der vergeblich den Krieg abgerathen, trat jetzt als Schiedsrichter mit gewaffneter Macht dazwischen und zwang Chlodwig, den Westgothen nichts weiter als das Land zwischen der Loire und Garonne zu entreißen.

Auch die Bretagner, Britten, die vor den Sachsen geflohen, und an den gallischen Küsten ein neues Reich gestiftet, zwang Chlodwig, seine Oberherrschaft anzuerkennen.

So hatte dieser große Held der Franken eine Macht in Gallien gegründet, die bald allen andern deutschen Völkern höchst gefährlich werden mußte. Seitdem heißt Gallien Frankreich bis auf diesen Tag.

Chlodwig starb 511. Außer durch seine großen Eroberungen nach außen und die Einführung des Christenthums in seinem Reiche, ist er für uns vorzüglich als Begründer des Lehenwesens wichtig. Gab es früher auch schon im Privatleben Lehenverträge, so erhielt doch dieses Institut erst durch Chlodwig eine allgemeine Ausdehnung und den wichtigsten Einfluß auf das Staatsleben. Die Eroberung verschaffte ihm ein überaus großes Allod, das er zum größern Theile unter seine treuesten Krieger (Antrustiones) vertheilte. Diese

standen nun an Gütern und Rang den freien Allodbesitzern nicht nur gleich, sondern sogar voran, da des Königs Politik sie hob, da er ihnen fast ausschließlich die Grafenämter im Frieden, wie die Befehle im Kriege anvertraute, und der ritterliche Glanz in ihrem Corps war. Daher geschah es bald, daß der kriegerische Ehrgeiz den Freiheitsstolz der Franken besiegte, und daß unter den freien Allodbesitzern (Sal-Franken) ein Wetteifer einriß, in das begünstigte und vorleuchtende Corps der königlichen Vasallen einzutreten. Dieß geschah durch Uebertragung des Allods an den König und Zurückempfangung desselben Gutes als Feod (feudum oblatum). Diese kriegerische, dem Könige eng verbundene Lehensmannschaft gab den Franken Einheit und den Sieg in allen auswärtigen Kämpfen.

Capitel 80.

Gundebald.

Seit der Niederlage Gunthachars und dem großen hunnischen Zuge waren die Burgunder, zur Seite gedrängt, an die Ufer der Rhone gekommen. Das Elsaß und Worms, ihre Hauptstadt, fiel den Alemannen zu. Aber jenseits der Alpen, wo sie nach Italien sich senken, gründeten die Burgunder ein neues Worms oder Bormio, und ihr Reich erstreckte sich von hier aus bis jenseits Lyon, mitten von der Rhone durchströmt.

Die Geschichte dieses neuen Reiches ist anfangs dunkel. Bei der Einwanderung sollen die Burgunder Christen geworden seyn, nachdem fromme Mönche einige Tage hinter einander unter ihnen gepredigt. Sie standen im Bunde mit Aëtius, der ihnen das Hochland überließ, nach dem Untergange des abendländischen Reiches aber mit Constantinopel.

Sie vertheilten sich in ihrem neuen Reiche dergestalt unter die Römer, daß diese immer ein, sie selbst aber zwei Drittel von Grund und Boden erhielten. Die Burgunder standen unter ihrem eigenen Gesetze, die Römer unter ihrem eigenen. Das Land war in Gaue getheilt, denen Grafen nach alter Weise und sehr unbeschränkt vorstanden. Der König war ihr gemeinsames Oberhaupt, seine Gewalt aber mehr eine herzogliche.

Der erste König von Hochburgund und Nachfolger Gunthachars war Gundioch. Als dieser starb, theilten seine vier Söhne das Reich, Hilperich saß zu Genf, Godegisel zu Besançon, Gundebald zu Lyon, Godemar zu Vienne.

Die Brüder vertrugen sich nicht lange. Gundebald, der geistvollste und kühnste, strebte nach Alleinherrschaft. Sein kecker Raubzug nach Italien, während Theodorich der Große mit Odoachar stritt, ist oben schon erzählt. Nachher fing er Fehde mit Hilperich an, besiegte ihn und ließ ihn und die Seinigen grausam hinrichten, eine seiner Töchter aber nahm er zu sich. Das war Chlotilde, die Chlodwig zur Gemahlin nahm. Rachedürstend ließ sie schon bei ihrem Abzuge aus Burgund, den Gundebald aus Furcht vor den Franken nicht hinderte, zwei Meilen in der Runde die burgundischen Gränzdörfer niederbrennen. Als aber Chlodwig die Alemannen glücklich überwunden, reizte sie ihn auf zum Rachekrieg gegen Gundebald, 499. Dieser fühlte der Franken starken Arm, und leistete Chlodwig die Vasallenpflicht.

Aber kühner gemacht durch Chlodwigs Schonung und sicher in seinem Hochlande, begann er aufs neue den blutigen Bruderkrieg. Er zerstörte Godegisels Reich, und obwohl Franken und Ostgothen von beiden Seiten gegen ihn

zogen, so blieb er doch in seinen Bergen unüberwindlich. Chlodwig und Dieterich machten endlich Friede mit ihm, und der letztere gab sogar seine Tochter Gundebalds Sohn zur Ehe.

Auch Gundebald wurde seines Landes Reformator. Er war ein stolzer, durchdringender und für seine Zeit hochgebildeter Geist. Die Einheit unter den Burgundern und die Befestigung der königlichen Macht war sein vorzüglichstes Streben. Da er aber zu viel Neues auf einmal einführen wollte, fand er bei den Gaugrafen heftigen Widerstand. Auf einem Tage zu Genf 502 zwangen sie ihn, das Gesetzbuch, das er gegeben hatte, zurück zu nehmen, und sie selbst fertigten ein neues aus. Es ist noch vorhanden, von 36 Grafen unterschrieben, und wird die Lex gundebada genannt. Gundebald starb 516.

Capitel 81.

Erweiterung Frankreichs unter Chlodwigs Söhnen.

Alles vereinigte sich, um unter den deutschen Stämmen den Franken das Uebergewicht und die Oberherrschaft zu verleihen. Die Franken waren das genialste, tapferste und unternehmendste Volk. Sie waren geübt im Kampfe, gewohnt des Sieges, getrieben vom Geiste der Eroberung. In ihrem gallischen Reiche saßen sie in der Mitte aller deutschen Stämme, trennten sie von einander und konnten sie um so leichter einzeln bezwingen. Die Macht, die sie schon errungen hatten, gab ihnen verhältnißmäßig größere Kraft, als irgend ein anderer Stamm gegen sie in Bewegung setzen konnte. Gegen die Sachsen stand aller Nachdruck der christlichen Begeisterung auf ihrer Seite. Gegen die Gothen hatten sie einen doppelten Vortheil. Die Gothen nämlich waren getheilt; Ostgothen wohnten in Italien, Westgothen an den Pyrenäen. Die Franken in der Mitte hielten beide aus einander. Außerdem aber bekannten sich die Gothen zu den Ansichten des Kirchenlehrers Arius, der zwar die Göttlichkeit der christlichen Lehre nicht läugnete, aber Christum nur für einen Menschen, nicht für einen Gott hielt, und daher die Dreieinigkeit verwarf. Auf dem Concilium zu Nicäa schon war diese Lehre des Arius als ketzerisch verdammt worden. Nun war der Bischof von Rom, dessen Ansehen über die andern abendländischen Bischöfe immer mehr zunahm, die ganze römische Bevölkerung von Italien, Frankreich und Spanien, und auch Chlodwig und das mächtige Volk der Franken katholisch; und die arianischen Gothen befanden sich als verhaßte Ketzer in einer feindlichen Stellung gegenüber nicht nur den Franken, sondern auch ihren eigenen römischen Unterthanen. Dieß trug bei dem großen Einflusse, welchen die Religion damals auf die Menschen übte, nicht wenig zum Ruine der gothischen Reiche bei.

Chlodwig theilte das fränkische Reich in vier Theile. Den größten und wichtigsten davon, die Rheinlande oder Ostfranken, Austrien (Austrasien) genannt, gab er seinem ältesten Sohne Theodorich. Metz war seine Hauptstadt. Die drei andern Theile begriffen das übrige Frankreich in sich, und wurden Westfranken oder Neustrien genannt. Hier geboten die drei andern Söhne, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, Chlotar zu Soissons.

Im Verlaufe der Zeit wurde der Unterschied von Austrien und Neustrien sehr wichtig, weil jenes rein deutsch blieb, dieses aber romanisirt wurde.

Jeder der vier Brüder hatte den Namen und die Gewalt eines Königs.

Aber sie waren nicht unabhängig von einander, sondern durch die Einheit des Volkes, der Volksversammlung, der Gesetze und durch ihr eigenes Familieninteresse eng verbunden. Die sonderbare, möglicherweise der Einheit und Kraft des Staates gefährliche Trennung läßt sich nur aus der politischen Unerfahrenheit der Franken erklären, denn sie hatten ja erst seit kurzem Könige, und wußten für die Erbfolge noch kein anderes Gesetz geltend zu machen, als das gemeine Privatrecht, nach welchem die salischen Franken ihr Erbe unter alle Söhne vertheilten. Dieser Grundsatz galt auch bei den Thüringern und Burgundern, und in der ältesten Zeit bei allen scandinavischen Völkern. Bei den Franken ward er noch über drei Jahrhunderte später beobachtet.

Chlodwigs Söhne zeichneten sich durch kriegerischen Ruhm aus. Die Neustrier unterwarfen ganz Burgund, und befestigten ihre westliche Herrschaft. Theodorich, der Austrasier, und sein Sohn Theobert eroberten Thüringen, entrissen den Ostgothen ihr Alpenland, und zwangen die Herzoge der Bojoarier, ihre Oberherrschaft anzuerkennen.

In ganz Deutschland blieben nur die Sachsen unangefochten von den Franken, furchtbar in ihrer alten Kraft. Aber sie waren jetzt von vielen Seiten her der Franken Nachbarn geworden. Der fränkische Eroberungsgeist haßte diese Nachbarschaft freier Männer, und bald sah man beide Völker in dasselbe Verhältniß treten, in welchem einst die welterobernden Römer zu allen freien Germanen gestanden hatten.

Capitel 82.

Untergang des thüringischen und burgundischen Reiches.

Zwischen den Thüringern und Sachsen bestand alte Feindschaft. Nach einer alten Sage soll das Reich der Thüringer (der Hermunduren oder Hermionen) einst bis an die Nordsee gereicht haben. Da seyen die Sachsen über See gekommen, und hätten die Thüringer gebeten, ihnen so viel Land zu verkaufen, als sie mit einem Rock voll Erde würden bedecken können. Als ihnen dieß zugestanden worden, hätten sie die Erde so überaus dünn gestreut, daß ein großer Landstrich dadurch bedeckt wurde. Darüber sey es zum Streite, endlich zum Kampfe gekommen, und bei der Friedensunterhandlung hätten die Sachsen treulos ihre Messer hervorgezogen und die thüringischen Häuptlinge umgebracht, worauf sie die ganze Küste eingenommen und die alten Einwohner an die Saale zurückgedrängt haben sollen.

Ursprünglich hatten die Thüringer mehrere Herzoge. Bisinus erscheint als König. Dessen Söhne Hermannfried, Berthar und Baldrich theilten das Reich. Der erstere erhielt von Dieterich dem Ostgothen seine Tochter Amalaberga zur Gemahlin, eine ehrgeizige Fürstin, die ihn antrieb, sich zum Alleinherrn zu machen. Er tödtete den Berthar. Um auch den Baldrich zu bezwingen, der mehr auf seiner Hut war, verband er sich mit dem Austrasier Theodorich, schlug und tödtete ihn mit Hülfe der Franken, weigerte sich aber nachher, des Baldrichs Land mit den Franken zu theilen. Da verband sich Theodorich, der Austrasier, mit den Sachsen, und überwand den Hermannfried in einer großen Schlacht bei Ronneburg an der Unstrutt, im Jahre 529. Da aber Hermannfried geflohen war, lud ihn Theodorich unter dem Scheine einer freundschaftlichen Unterhandlung nach Zülpich ein, und ließ ihn dort, als ob es aus Versehen geschähe, von der Mauer, auf der er eben spazieren

ging, in die Tiefe hinabstürzen, 530. Dieses Ende nahm das unglückliche Königsgeschlecht der Thüringer. Nordwärts von der Unstrutt bemächtigten sich die Sachsen des Landes, südwärts die Franken. Die letztern ließen den unterworfenen Thüringern ihre eigenen Gesetze, die nur unbedeutend von den fränkischen abwichen.

In Burgund wurde nach Gundebalds Tode sein Sohn Siegmund auf den Schild erhoben. Dieser nahm, als seine ostgothische Gemahlin gestorben war, deren schöne Magd zur Ehe. Da lachte sein kleiner Sohn Siegerich, wie er die neue Königin so ungeschickt in den Kleidern seiner Mutter einherschreiten sah, sie aber brachte es beim Vater dahin, daß er ihn ermorden ließ. Diese That empörte die Burgunder. Die Franken unter Chlodomir von Orleans brachen in das Land; Siegmund, von den Seinen verlassen, floh nach dem Kloster St. Moriz in Wallis, ward aber entdeckt, nach Orleans geführt und dort ermordet, 524. Sein Oheim Godemar trat an die Spitze der Burgunder, und stritt so tapfer, daß Chlodomir besiegt und erschlagen wurde; aber die alte Chlotilde trieb ihre andern Söhne unablässig zur Rache gegen Burgund. Da erlag endlich Godemar in einer letzten Verzweiflungsschlacht und verschwand. Burgund wurde durch Childebert und Chlotar dem Frankenreiche einverleibt, behielt aber seine alten Gesetze.

Capitel 83.

Untergang des vandalischen Reiches.

Nach Geiserichs Tode übernahm dessen Sohn Hunnerich die Herrschaft, setzte aber die großen Unternehmungen seines Vaters nicht fort, sondern schloß sogleich Frieden mit den Römern, und lebte in Trägheit und Ueppigkeit, die bald in feige Grausamkeit überging. Aus Furcht, die Vandalen möchten seinen würdigern Bruder Theodorich auf den Thron setzen, ließ er diesen mit Weib und Kindern hinrichten. Sein Vater hatte, als Arianer, die Katholiken geschont, um sie nicht gegen sich zu erbittern. Hunnerich aber ließ sie auf das grausamste verfolgen, Jodocus, den Patriarchen von Carthago, auf offenem Markte verbrennen, alle katholischen Kirchen und Klöster schließen, die Geistlichen, Mönche und Nonnen zu Tode martern oder nackt aus dem Lande jagen. Seine fromme Gemahlin Eudoria, die einst von seinem Vater aus Rom geraubt worden, entfloh seiner Tyrannei zum heiligen Grabe nach Jerusalem.

Als er 486 starb, entstand Kampf um die Nachfolge; sein, wie er selbst, verhaßter Sohn Hilderich mußte einem Anverwandten, dem Gelimer, weichen. Aber die schlechte Regierung und die innern Unruhen hatten das junge Reich schon mächtig erschüttert. Die Mauren im Atlasgebirge hatten sich empört und drangen bis in die Nähe von Carthago. In Sardinien machte sich der Gothe Godos von den Vandalen unabhängig. Bald sollte durch einen Sturm von Osten das Vandalenreich zertrümmert werden.

Um diese Zeit erhob das oströmische oder griechische Kaiserthum, nachdem es von den Stürmen der Völkerwanderung ein wenig sich erholt, unter dem großen Kaiser Justinian sich zu neuem Glanze. Noch einmal versuchte dieser Kaiser, die römische Weltherrschaft wieder zu erobern, und das Schicksal gewährte ihm in Belisarius, einem der größten Feldherren, das tüchtigste Mittel zu seinem Zwecke. Das zwieträchtige, verwirrte und entnervte Vandalenreich schien

schien ihm die leichteste Beute, der Besitz Nordafrika's aber war ihm für seine weitern Unternehmungen sehr wichtig.

Belisar landete 533 in Afrika und überraschte Gelimer, der in seinem von Geiserichs Schätzen strahlenden Lustschlosse bei Carthago die Zeit vertändelte und an keinen Feind dachte. Die zusammenlaufenden Vandalen wurden einzeln geschlagen und flüchteten in die Gebirge. Carthago fiel nach dreimonatlicher Belagerung in Belisars Hände, der sich sehr wohlwollend und gnädig zeigte, und seine Anstalten so traf, daß sich Gelimer ihm freiwillig, gegen Zusicherung einer Freistätte in Griechenland, ergab. Doch mußte sich Gelimer nachher gefallen lassen, von Belisar bei seinem Einzuge in Constantinopel nach altrömischer Sitte im Triumphe aufgeführt zu werden. Die gefangenen Vandalen wurden in die oströmischen Gränzfestungen gegen Persien verlegt; der im Atlas zurückgebliebene Rest verschwand aus der Geschichte. Von Geiserichs Reich blieb nichts als die Erinnerung übrig.

Capitel 84.

Untergang des ostgothischen Reiches.

Zum Theil aus denselben Ursachen brach das ostgothische Reich in Italien zusammen, obgleich die höchst weise und lang dauernde Regierung Dieterichs von Bern ein unerschütterliches Werk gegründet zu haben schien. Sobald dieser kräftige Geist das Ganze nicht mehr lenkte, unter seinen schwachen Nachfolgern Zwietracht einriß, trat auch der Haß der Römer wieder hervor, der einen Stützpunkt im Glauben fand; denn die Gothen waren Arianer. Diese innern Feinde im Reiche der Gothen selbst fanden aber nur zu bald an dem mächtigen Kaiser Justinian und an den Franken, die als alte Stammfeinde der Gothen, als Eroberer und als Katholiken ein gleiches Interesse hatten, das Gothenreich zu zerstören, die gefährlichsten Bundesgenossen.

Auf Dieterich folgte seine Tochter Amalasuintha, der er den Eutharis zum Gatten gegeben, und deren unmündiger Sohn Athalarich. Der letztere starb bald, und jene ward von ihrem Vetter Theodat umgebracht, der sich selbst zum Könige machte. Diese Unordnungen nun benutzte Kaiser Justinian, und sandte den tapfern Belisar nach Italien. In dieser Gefahr entsetzten die Gothen den unwürdigen Theodat, und machten den Vitiges (Wittich), der ihn vollends ermorden ließ, zum König, 536. Dieser suchte durch Unterhandlungen den Kaiser zu versöhnen, die Franken zu gewinnen. Aber es gelang ihm nicht.

Ein grausamer Krieg erhob sich. Schlachten folgten auf Schlachten, Belagerungen auf Belagerungen. Ganz Italien ward in Blut getränkt. Beide Parteien riefen die Franken um Hülfe. Theodobert von Austrasien erschien mit einem Heere, wollte aber Italien für sich erobern, und benahm sich gegen beide Parteien zweideutig, bis ihn Krankheiten, die in seinem Heere ausbrachen, zur Rückkehr zwangen. Belisar eroberte hierauf nach langer Belagerung das feste Ravenna, da die Einwohner des Vitiges überdrüssig geworden waren, und ihn und die Stadt auslieferten, 539.

Aber die Gothen wählten Ildebald zum Könige und hätten sich, da Belisar abberufen wurde, wieder erholt, wenn in diesem Augenblicke nicht die Heruler und Rugier, alter Eifersucht eingedenk, sich gegen sie empört hätten. Zwar schlug Ildebald den Heruler Wisand, ward aber selbst eines

Weibes wegen ermordet, und ein Rugier, Erarich, schwang sich auf den Thron. Diesen erschlugen aber die Gothen, und wählten Ildebalds Neffen, Totilas (541), der noch einmal den gothischen Namen furchtbar machte. Er schlug mit wenig Mann ein großes Heer von Römern bei Faenza, und richtete sogleich sein Augenmerk auf Unteritalien, wo die Römer ihre Hülfsquellen hatten. Indem er in einem raschen Zuge Unteritalien eroberte, besuchte er auf dem Monte Cassino den heil. Benedict, der ihm den Untergang seines Volkes geweissagt haben soll. Nach der Eroberung Neapels behandelte er die ausgehungerten Einwohner gütig, und sorgte, daß sie nicht durch zu übereilte Stillung ihres Hungers sich tödteten. Auch gegen die römischen Landleute befahl er seinen Gothen die größte Milde, ganz im Geiste Theodorichs des Großen. Doch es war zu spät. Belisar kehrte zurück, Italien dem Kaiserreiche zu retten, und die schon erschöpften Gothen konnten diesem mächtigen Feldherrn, seinen zahlreichen Heeren und der feindlichen Bevölkerung nicht lange mehr widerstehen. Totilas that das Aeußerste, doch verlor er Rom noch einmal aus Mangel an Lebensmitteln. Unermüdet belagerte er die Stadt von neuem, und so heiß war der Kampf, daß Belisar aus Mangel an Wurfgeschoß viele tausend der kostbarsten Marmorstatuen, womit Rom geschmückt war, von den Mauern herab auf die Gothen schleudern ließ. Diese schöpften neue Hoffnung, als Belisar, von seinem Kaiser mit Undank belohnt, wegen Hofkabalen zurückgerufen wurde, um als blinder Greis bettelnd sein Leben zu enden. Totilas machte sich noch einmal zum Herrn Italiens, eroberte Rom wieder und sogar Sicilien, 549. Unterdeß aber unternahmen die Franken unter Theodobert einen neuen Raubzug nach Oberitalien, und die Oströmer rüsteten eine Flotte, von welcher die gothische, welche Totilas in der Eile aufbrachte, bei Ancona geschlagen wurde. Bald darauf kam Narses, ein Verschnittener, der aber nichtsdestoweniger ein sehr geschickter Feldherr war, mit einem großen Heere aus Constantinopel über die illyrischen Gebirge. Hier schlossen sich ihnen große Schaaren Langobarden an, und diesen kriegerischen Massen konnte das geschmolzene Heer der Gothen nicht das Feld halten; sie wurden bei Taginas in einer letzten Hauptschlacht überwunden, nachdem Totilas tödtlich verwundet worden war. Obgleich die Gothen vom Morgen bis in die Nacht stritten, verloren sie mit ihrem Führer zuletzt den Sieg, 552.

Der neugewählte König der Gothen, Tejas, wurde mit den Resten seines großen Volkes im folgenden Jahre in einer zweitägigen Schlacht bei Cumä besiegt und getödtet, die Gothen aber erhielten ehrenvolle Bedingungen.

In demselben Jahre kam ein großer Schwarm von Alemannen, gelockt von den Franken, unter Leutharis und Bucelin über die Alpen, um Italien zu erobern oder wenigstens auszurauben. Diese Alemannen waren zu Fuß, jeder mit einem Schilde und Schwerte bewaffnet, in langen leinenen Hosen, aber am Oberleibe nackend. Sie drangen bis nach Unteritalien, aber Leutharis und sein Heer erlagen den Krankheiten des südlichen Himmels, und Bucelin wurde von Narses überwunden und erschlagen bei Capua, fast alle seine Leute kamen um, 554. Im folgenden Jahre empörten sich die Gothen noch einmal unter Ragnaris, aber auch er fiel in der Schlacht. Dennoch ruhte der Stolz des gothischen Volkes nicht. Im Jahre 563 empörten sie sich unter Vidimus und Amingus in Verona, und 566 die Heruler unter Sinduval; aber sie alle wurden von Narses bezwungen.

Capitel 85.

Alboin, der Longobarde.

Die Longobarden (Langobarden) haben folgende Sage. Einst war in Dänemark eine große Ueberschwemmung und Hungersnoth entstanden. Das Volk versammelte sich, um Rath zu pflegen in dieser Noth. Man hatte schon abgestimmt, daß man alle ältlichen Männer und Weiber tödten und nur die jungen kräftigen übrig lassen wollte, damit diese leben könnten, als Gambara, eine sehr weise Frau, die Gemüther wieder umstimmte und dazu rieth, daß man das Loos werfen und ein Drittel des Volkes auswandern lassen solle. Dieß geschah, und unter ihren beiden Söhnen Ibor und Ajo zog ein Theil der Dänen aus, erst Winilen genannt, nachher Langobarden, von ihren Bärten oder Hellebarden.

Sie waren schon zur Zeit von Christi Geburt in Niederdeutschland an der Elbe, mitten unter den sächsischen Stämmen, durch ihre wilde Tapferkeit und Freiheitsliebe stets unbesiegt und unabhängig. Sie hatten vielfach mit den Deutschen und auch mit den Römern gestritten, die vom Rheine her bis zu ihnen gedrungen waren. Später wurden sie auf dem gothischen Zuge fortgerissen und auch den Hunnen unterworfen.

Ihre ersten Anführer, Ibor und Ajo, werden in einem altgothischen Liede Gaudings Könige genannt. In der Folge, als die Longobarden sich vermehrten, und stets Kriege führten und wanderten, hatten sie viele kriegerische Herzoge. Aus diesen wählten sie, wie die Geschichtschreiber melden, gleich den Franken, aus Neugier und nach dem Beispiele anderer Völker, einen gemeinsamen König. Doch zerfielen sie nachher mehrmals wieder unter die Herzoge.

Schon 552 zogen Longobarden mit Narses gegen die Ostgothen nach Italien. Später sah sich dieser Narses wie Belisar mit Undank belohnt. Die griechische Kaiserin sagte ihm, er solle statt des Schwertes den Spinnrocken nehmen. Er aber sagte, er wolle ihr Garn zu einem gefährlichen Netze spinnen. Sogleich sandte er zu den Longobarden, und lud sie ein, sich Italiens zu bemeistern.

Damals herrschte unter den Longobarden Alboin, ein sehr kriegerischer König, der Rudolf, den letzten König der Heruler, und Kunimund, den letzten König der Gepiden, überwunden hatte. Von den Herulern wissen wir wenig, außer daß sie ein sehr wildes und freiheitstolzes Volk gewesen. Ihre Weiber überlebten die Männer nicht, freiwilliger Tod war unter ihnen häufig. Einen König erschlugen sie einst, bloß weil es ihnen gefiel, keinen mehr zu haben. Von den Gepiden wissen wir noch weniger. Alboin nahm die Tochter Kunimunds, die schöne Rosamunde, zur Gemahlin.

An der Spitze seines ganzen Volkes, verstärkt durch große Schaaren von kriegerischen Sachsen, die das Abenteuer mit bestehen wollten, zog Alboin im Jahre 568 über die Alpen, um in Italien ein neues Reich zu gründen. Vergeblich war der Römer Widerstand. Sie hatten keinen Belisar und Narses mehr. In allen Schlachten überwunden, mußten sie das friedliche Regiment der Gothen mit dem harten Joche der Longobarden vertauschen, die damals noch Heiden und ein sehr wildes Volk waren. Oberitalien hieß nun das Reich der Longobarden (Lombardei), und Pavia war die Hauptstadt.

Hier überließ sich Alboin mit seinen Gefährten dem Siegestaumel und den Genüssen des schönen Landes. Wenn Dieterich von Bern fromm und mild die Besiegten den Siegern verband und ein mildes Reich des Friedens gründete, so gebärdete sich an derselben Stätte Alboin als roher Ueberwinder, Helde

und Berserker. Er vergönnte sogar den Römern nicht, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und behandelte sie mit tyrannischer Härte. Auch von seinen Bundesgenossen, den Sachsen, verlangte er völlige Unterwerfung unter seine Herrschaft und unter das longobardische Gesetz. Sie aber, trutzig auf uralte Freiheit und Eigenheit, zogen über die Alpen zurück. Sie fanden aber ihre Heimath an der Bode (dem sogenannten Schwabengaue) von Alemannen besetzt, welche die Franken dahin gerufen hatten. Die Alemannen boten ihnen nachbarliche Freundschaft an, die Sachsen aber griffen zum Schwerte und wurden so kräftig geschlagen, daß ihrer 30,000 gefallen seyn sollen.

Einst saß Alboin schwelgend an der Tafel, und ließ sich den Schädel Kunimunds bringen, den er sich zur Trinkschale hatte bereiten lassen. Diesen bot er in barbarischem Uebermuthe Rosamunden an, und zwang sie, ihn auszutrinken. Aber seit diesem Augenblicke warf die Beleidigte alle Pflichten der Gattin von sich, fühlte nur die Rache der Tochter und ließ kurze Zeit darauf ihren Gemahl im Schlafe umbringen.

Capitel 86.

Theodolinde.

Nach Alboins Tode wählten die Longobarden den Kleph zum König, der aber schon 575 von einem seiner Leute erschlagen wurde. Hierauf wurde zehn Jahre lang kein König gewählt, sondern 36 Herzoge der Longobarden walteten unabhängig. Sogleich unternahmen diese einen Zug nach Frankreich, wurden aber in den Gebirgen von den Franken geschlagen. Als im folgenden Jahre 576 drei longobardische Herzoge, Amon, Zaban und Rodan, einen neuen Zug wagten, wurden sie abermals zurückgeworfen, und mußten all ihr Gepäck in den beschneiten Alpen zurücklassen. Da nun zu besorgen war, daß die Franken von der einen, die Oströmer von der andern Seite sie bedrängen würden, wählten die Herzoge wieder einen König, zur Befestigung ihrer Einheit, und zwar Klephs Sohn Autharis, 584. Dieser hielt gute Zucht im Innern, machte einen Friedensvertrag mit Smaragdus, dem oströmischen oder griechischen Exarchen (Statthalter) von Ravenna, und suchte sich gegen die Franken durch eine enge Verbindung mit den Bayern zu sichern. Er ließ um die Hand der schönen und frommen Theodolinde, Tochter des bayerischen Herzogs Garibald, aus dem alten Geschlechte der Agilolfinger werben, war aber selbst verkleidet bei der Gesandtschaft, und gewann ihre Liebe, ohne daß sie ihn erkannte, bis er bei seiner Abreise seine Streitaxt in einen Baum schlug und ihr sagte: „so haut der König der Longobarden.“ Ehe sie ihm aber verabfolgt war, wurde ihrem Vater durch die Franken diese Heirath widerrathen, und er wollte sie abbrechen. Theodolinde aber floh aus Liebe zu Autharis und eilte zu ihm über die Alpen. Kaum aber war sie die Seine, als er schnell starb, 591. Die wilden Longobarden waren durch die Schönheit und den Geist Theodolindens so bewegt, daß sie ihr die Wahl eines neuen Gatten und Königs überließen. Sie wählte den schönen Agilulf, indem sie bei Tische, als er ihr die Hand küßte, züchtig zu ihm sagte: „es ziemt dir, mich auf den Mund zu küssen, denn du bist mein König.“ Theodolinde übte mächtigen Einfluß auf die Longobarden, und trug das Meiste zu ihrer völligen Bekehrung und größern Civilisirung bei.

Anfangs hatte dieses tapfere Volk seine Kriegsverfassung beibehalten, und

die kriegerischen Herzoge, so wie die Unterbefehlshaber (diese unter dem Namen der Schultheißen, decani) behielten auch im Frieden die richterliche Gewalt. Die Römer blieben nicht frei, wie unter den Gothen, sondern wurden hörig und mußten die Landgüter nur als die Verwalter (Maier) der longobardischen Herren besorgen. Diese Römer erhielten eine besondere Behörde an den Gastalden, die wie die Schultheißen unter den Herzogen standen. Durch Theodolinde gewann auch die Kirche Einfluß auf die Longobarden, besonders da der damalige Papst, Gregor der Große, das geistliche Ansehen mit seltener Würde behauptete, und sich die Bekehrung der Deutschen vorzüglich angelegen seyn ließ. Das neue longobardische Reich war gleichsam das Bein im Stiefel Italiens. Es erstreckte sich von Savoyen bis Friaul, von Südtyrol bis Benevent. Nur ein Theil Oberitaliens mit der Stadt Ravenna, Rom, Neapel, Calabrien und Sicilien blieb in den Händen der Griechen unter dem Namen eines Exarchats oder einer Statthalterschaft. Der Exarch saß zu Ravenna, in Rom behauptete der Papst eine ziemliche Unabhängigkeit. Unter den Herzogen wurden die an der Ost- und Südgränze, in Friaul und Benevent die mächtigsten und beinahe unabhängig. Auf die Schifffahrt legten sich die Longobarden nicht, sondern überließen dieselbe den Griechen und der damals aufkeimenden Republik Venedig. Die Laguneninseln, auf denen heute Venedig prangt, wurden zuerst von den Römern bevölkert, die vor Attila flohen, und die junge Stadt wuchs an, als die Verheerungen der Longobarden immer mehr Römer antrieb, sich dahin zu flüchten.

Agilulf starb 615. Sein junger Sohn Adelwald machte sich verhaßt und wurde umgebracht. Der sterbenden Theodolinde zu Liebe wählten aber die Longobarden den Gemahl ihrer Tochter Gerberga, Ariowald, zum König, 625.

Capitel 87.

Gräuel im Hause der Merowinger.

Den äußern Siegen der Frankenkönige aus Merowigs Geschlecht folgte das innere Verderben auf dem Fuße. Durch Gewalt und List war dieses Geschlecht aus dunkelm Ursprunge schnell zur höchsten Macht in Europa hinaufgestiegen. Die ungerechte Unterjochung freier Völker, die grausame Ermordung der verwandten Königsgeschlechter hatte die Politik der Merowinger frühzeitig vergiftet und mit dem Aergsten vertraut gemacht, ganz unähnlich der großherzigen Friedenspolitik des alten Dieterich von Bern. Da nun aber Chlodwig vier Söhne und diese wieder viele Söhne hinterließen, so entstand unter ihnen selbst blutige Fehde um den Alleinbesitz der großen Erbschaft Chlodwigs, und mit derselben Verrätherei und hartherzigen Grausamkeit, die sie gegen ihre Nachbarn gekehrt, wütheten sie nun unter einander selbst. Jeder wollte nicht den Theil, sondern das Ganze haben. Einige mochten es für nothwendig halten, daß das Reich der Franken einig und stark sey gegen äußere Feinde; oder trachteten nur nach dem Alleinbesitze des großen Kronschatzes in Paris, der aus der Beute vieler Völker aufgehäuft war, und den die Sage unter dem Namen des Nibelungenhortes als die Quelle alles Verderbens so schön und wahr bezeichnet. Man muß sich in die alte Zeit versetzen, um zu begreifen, wie den armen, rohen und in ihrer Barbarei fast noch kindischen Franken der plötzliche Besitz ungeheurer Schätze und glänzender Macht zum Fluche gereichen mußte. Gewiß aber war Furcht die stärkste Triebfeder der nun beginnenden

Gräuel. Der Bruder mordete den Bruder, um nicht von ihm ermordet zu werden.

Von den vier Söhnen des großen Chlodwig starben Theodorich und Chlodomir natürlichen Todes. Aber die beiden andern, Childebert und Chlotar, begannen das blutige Trauerspiel, indem sie die Söhne Chlodomirs ihres Erbes beraubten und der Mutter derselben, Chrodegild, die Wahl ließen, ob sie ihren Söhnen das lange Haar, das Zeichen der Königswürde, abschneiden und sie ins Kloster schicken, oder sie ermorden lassen wolle. Stolz antwortete die Mutter: lieber todt als geschoren! und augenblicklich erstach sie Chlotar mit eigner Hand, obgleich Childebert, von Mitleid bewegt, sie retten wollte. Dieser starb auch, und Chlotar herrschte allein. In seine letzten Regierungsjahre fällt ein merkwürdiger Umstand, welcher beweis't, daß die Völker nicht immer dem Ehrgeize der Könige blind dienen wollten. Er bekriegte die Sachsen, aber plötzlich erklärten ihm die Franken, der Krieg sey ungerecht, und sie würden ihn tödten, wenn er nicht davon abstände. Schon zerrissen sie sein Zelt, als er nachgab und den Rückzug befahl.

Als er 561 starb, theilten seine vier Söhne das Reich. Charibert saß zu Paris, Guntram zu Orleans, Sigebert zu Metz, Chilperich zu Soissons. Waren schon die Söhne Chlodwigs entartet, so waren es diese Enkel noch weit mehr, und die Gräuel häuften sich in einem unglaublichen Grade. Nie gebar sich im Schooß Einer Familie so viel Gräßliches. Der geheime Grund aber, warum die Franken diesen entsetzlichen Auftritten im Königshause ruhig zusahen, sie sogar begünstigten, lag in der Veränderung, welche das Lehenwesen bewirkt hatte. Der größte Theil des Volks war in eine unnatürliche Stellung gekommen. Er hatte sein freies Erbgut verloren und besaß nur ein Lehengut, das ihm des Königs Gunst geschenkt hatte, das ihm des Königs Ungunst wieder entziehen konnte und das in keinem Falle auf die Kinder forterbte. Jeder wünschte nun, sich das Leben zu sichern und erblich zu machen. Und darum kam es diesen zahlreichen, von Einem Wunsche beseelten Vasallen gelegen, daß die Könige sich unter einander stritten und wechselseitig ihr Ansehen schwächten, denn jeder König bedurfte die Hülfe der Vasallen und mußte ihnen dafür ein Recht nach dem andern gewähren. Außerdem aber hofften noch insbesondere die Vasallen des einen Königs sich durch den Sieg desselben mit den Gütern des überwundenen zu bereichern. Endlich war auch die Geistlichkeit mit im Spiele. Sie nährte den Bruderzwist im Königshause, um dadurch die königliche Gewalt zu schwächen und die kirchliche zu verstärken.

Unter diesen Umständen geschahen die ungeheuren Frevel, die ich nun so treu als möglich erzählen will, weil sie einzig in ihrer Art sind und auch in der ärgsten Verwilderung noch immer Zeugniß geben von der dem deutschen Gemüth inwohnenden Kraft.

Capitel 88.

Brunehild und Fredegunde.

Charibert in Paris fing die Unordnungen damit an, daß er vier Weiber zumal heirathete, obgleich ihn der Bischof Germanus dafür in den Kirchenbann that. Er starb bald, wie es hieß, durch göttliches Strafgericht. Guntram in Orleans nahm ebenfalls drei Weiber. Diese niedrige Vielweiberei seiner Brüder ver-

anlaßte den Sigebert von Metz, sich durch Verheirathung mit einer edlen und vornehmen Königstochter über sie zu erheben. Er freite daher um die Brunehild, Tochter des westgothischen Königs Athanagild. In blühender Jugend, von Schönheit strahlend und von unermeßlichen Schätzen begleitet, kam sie über die Pyrenäen und erfüllte ganz Frankreich mit ihrem Ruhme. Da entbrannte der vierte der königlichen Brüder, Chilperich von Soissons, in Neid, wollte eben so glänzen wie Sigebert, verstieß sein Weib Audoveva, die ihm schon drei Söhne geboren hatte, und sein geliebtes Kebsweib, die schöne Fredegunde, und freite um der reichen Brunehild Schwester Galaswintha. Kaum aber war diese zu Soissons angekommen, als sie Chilperich, dem nur nach ihren Schätzen gelüstet hatte, auf Fredegundens Antrieb im Bette erdrosseln ließ und wenige Tage darauf die listige Buhlerin zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärte. Damit noch nicht zufrieden, fiel er plötzlich in Sigeberts Land ein, um es durch einen raschen Handstreich zu erobern; aber Sigebert wurde von seinen Austrasiern, den ächten Deutschen, wacker unterstützt, schlug den Chilperich zurück und wurde schon zu Paris von den Neustriern auf den Schild erhoben und als König, statt seines treulosen Bruders, anerkannt, als ihn dieser durch gedungene Mörder umbringen ließ, 576. Die allgemeine Bestürzung benutzend, drang nun Chilperich in Paris ein, stellte sich wieder an die Spitze der Neustrier, vertrieb die führerlosen Austrasier, nahm die unglückliche Brunehild gefangen und suchte ihren fünfjährigen Sohn Childebert, Sigeberts einzigen Erben, ebenfalls habhaft zu werden, um ihn zu tödten. Dieses Kind aber wurde von einem treuen Deutschen, Namens Gundobald, in einer Jagdtasche verborgen und glücklich nach Austrasien gerettet, wo es allgemein als König anerkannt wurde.

Brunehild befand sich nun in der Gewalt Fredegundens, die ihr die Schwester und den Gemahl ermordet hatte. Schon erwartete auch sie den Tod, als ihr wie durch ein Wunder ein Retter gesendet wurde. Chilperichs Sohn, Merowich, sah die schöne Gefangene in Rouen, entbrannte in Liebe für sie und entführte sie aus dem Kerker seines Vaters. Zum Dank reichte sie ihm ihre Hand, und der treue Bischof Prätextatus von Rouen vermählte sie und verhalf ihnen zur Flucht nach Austrasien. Hier aber weigerten sich die großen Vasallen des Reichs, den Merowich aufzunehmen, denn sie wollten ihren jungen König Childebert nicht unter der Gewalt eines Stiefvaters sehen. Trotz Brunehilds Thränen mußte Merowich nach Neustrien zurückfliehen, wo er, kühn entschlossen, ein Heer sammelte, sich vor seines Vaters Rache zu schirmen. Aber man überfiel ihn mit List und, als er alles verloren sah, ließ er sich, um nicht in Fredegundens Hand zu fallen, von seinen Waffengefährten den Tod geben.

Unterdeß hatte die eben so wollüstige als mordgierige Fredegunde mit Landerich, dem Haushofmeister (major domus) ihres Gemahls, ein Liebesverständniß angeknüpft; Chilperich erfuhr es, aber Fredegunde kam seiner Rache zuvor und ließ ihn meuchlings auf der Jagd umbringen, 584. Bei all seiner Bosheit war dieser Chilperich gelehrt gewesen und hatte sogar Verse gemacht. Ihm folgte Fredegundens einziger Sohn, Chlotar II, in dessen Namen sie selbst regierte. Da sandte der friedliebende Guntram von Orleans, schaudernd vor dieser Megäre, zu dem jungen Childebert von Austrasien, kam mit ihm auf einer Brücke zusammen, herzte und küßte ihn und gelobte ihm, da er kinderlos war, sein Reich zu hinterlassen, damit es nicht in Fredegundens blutige Hände käme. Aber die großen Vasallen und Bischöfe sowohl in Neustrien als Austrasien benutzten des alten Guntrams Schwäche, machten ihn, der allezeit den

Frieden wollte, während der Minderjährigkeit ihrer jungen Könige öfters zum Schiedsrichter und lockten ihm große Privilegien ab. Den Vasallen wurde die Erblichkeit der Lehen, der Kirche die Unwiderruflichkeit gesichert und ihre Unabhängigkeit von der Staatsgewalt erweitert.

Bei diesem Uebergewichte der Großen des Reichs konnten weder Fredegunde noch Brunehild ihr Ansehen behaupten. Doch gelang es der letztern, durch große Klugheit eine Partei in Austrasien und endlich die Herrschaft zu erlangen. Anfangs wurde sie von den Großen übel behandelt, und ihr einziger treuer Anhänger, Lupus, gewaltsam vertrieben. Allmählich aber gewann sie die Oberhand. Ihr grausames Schicksal verhärtete endlich ihr Herz. Nachdem sie zur Gewalt gelangt war, wollte sie dieselbe zur Rache benutzen. Dieß ist's, was die Nibelungensage die Chriemhildenrache genannt hat. Ihr erstes Unternehmen war ein Zug gegen die Longobarden, der glücklich ausfiel und ihr das Zutrauen der kriegerischen Deutschen erwarb.

Fredegunde sah den Triumph ihrer alten Feindin und kochte Wuth. Aufs neue dung sie Mörder gegen sie, die aber vor der That ergriffen wurden. Um zu gleicher Herrschaft über Neustrien zu gelangen, wie Brunehild über Austrasien, ließ Fredegunde die Großen des Reichs nach einander meuchelmorden. Doch erreichte sie ihren Zweck nicht eher, bis der alte Guntram 595 starb, dem im nächsten Jahre auch Childebert von Austrasien im Tode folgte. Childebert hinterließ zwei Söhne, von denen Theudebert Austrasien mit der Hauptstadt Metz, Theuderich aber Guntrams Reich, Burgund mit der Hauptstadt Orleans erbte. Augenblicklich ließ nun Fredegunde ihren noch immer geliebten Buhler Landerich ein Heer rüsten und gegen die jungen Brüder ausrücken, sie selbst aber starb während des Kriegs, und ihr Heer wurde zurückgeschlagen.

Brunehild hatte nun vor Fredegunden Ruhe, aber die Rache stirbt nicht mit ihrem Gegenstande, sondern mit dem allein, der von ihr erfüllt ist. Die rasende Königin legte jetzt die Brandfackel an ihr eignes Haus. Zuerst nahm sie Rache an den austrasischen Großen, die sich ihrem Einflusse widersetzt hatten. Auf ihr Anstiften wurde der Hausmeister Aegila ermordet, an dessen Stelle sie den Protadius, den sie noch im Alter zu ihrem Buhlen nahm, zur ersten Stelle des Reichs erhob. Dann stiftete sie Unfrieden unter ihren beiden Enkeln, indem sie den Theuderich überredete, Theudebert sey nicht des verstorbenen Königs, ihres Sohnes, sondern eines Müllers Sohn. Schon standen beide Brüder einander im Kampfe gegenüber, als Uncelin, Herzog in Alemannien, die Deutschen aufwiegelte, den Römer Protadius mitten im Lager erschlug und die beiden Brüder versöhnte. Nun wurde Brunehild immer rasender, da ihre Enkel sie noch walten ließen, ja sie ging so weit, einen Bischof, der ihr zuwider, steinigen zu lassen. Auch den heil. Kolumban, der von Irland gekommen war, trieb sie aus dem Lande, da er ihren Lebenswandel zu tadeln wagte. Endlich gelang es ihr dennoch, ihre Enkel für immer zu entzweien, indem sie Theuderich antrieb, dem Theudebert das schöne Elsaß wegzunehmen. Beide Brüder kämpften bei Toul und dann bei Zülpich mörderische Schlachten, aber Theudebert wurde geschlagen, gefangen, in ein Kloster gesteckt und auf Brunehilds Befehl ermordet, seinem kleinen Sohn Merowich der Kopf an einem Felsen zerschmettert, 612. Gleich darauf brach der Sieger auch gegen Neustrien auf, und hier hoffte Brunehild an Chlotar II zu rächen, was sie an Fredegunden nicht hatte rächen können; aber unerwartet schnell starb Theuderich.

Da inzwischen Theuderich vier junge Söhne hinterließ, so setzte Brunehild den ältesten davon, Sigebert, sogleich zum Könige von Austrasien ein, und hoffte im Namen dieses ihres kleinen Urenkels zu herrschen. Aber sie täuschte sich.

sich. Ein großer Theil der mißvergnügten Austrasier wandte sich zu Chlotar II, und dieser war klug genug, eine allgemeine Versammlung aller fränkischen Großen zusammenzurufen, um durch einen Volksausspruch, dem er selbst sich unterwerfen wollte, den alten Zwist im königlichen Hause endlich zu schlichten. Da Brunehild den Abfall ihrer Leute sah, floh sie von Metz über den Rhein ins innere Deutschland, und suchte hier die Eifersucht der Austrasier gegen die Neustrier zu entflammen. Aber sie traute ihrem Hausmaier Warnachar, der heimlich mit Chlotar einverstanden war. Als sie mit einem deutschen Heere wieder über den Rhein ging, und auf den weiten Feldern von Chalons an der Marne, wo einst Attila die große Völkerschlacht schlug, dem Heere Chlotars begegnete, wurde sie plötzlich von allen ihren Leuten verlassen und dem Chlotar gefangen überliefert. Dieser ließ sie drei Tage lang ununterbrochen martern, dann auf einem Kamele durchs ganze Lager führen und endlich mit den Haaren, einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode schleifen, 613. So starb die westgothische Brunehild, die mit so glänzenden Hoffnungen nach Frankreich gekommen war. Ihre Urenkel wurden in den Fall mit fortgerissen. Chlotar ließ den Sigebert und dessen Bruder Corvus ermorden. Ein dritter Bruder, Merowich, soll noch einige Jahre gelebt haben, ein vierter entfloh aus dem Lager bei Chalons und wurde nicht wiedergesehen.

Um die Ruhe des fränkischen Reichs, in welchem nun Chlotar II allein gebot, vollkommen zu befestigen, und um die Vorrechte, welche sich die großen Vasallen und Bischöfe während der Unruhen angemaßt, zu bestätigen, veranlaßten dieselben im Jahre 625 eine große Volksversammlung zu Paris, auf welcher Chlotar sich gezwungen sah, nicht nur die Erblichkeit der Lehen zum Gesetz zu erheben, sondern auch den Geistlichen neue Rechte zu gestatten. Ausdrücklich *wurde beschlossen, die Geistlichen* und das Volk sollten den Bischof *gemeinschaftlich wählen und dem Könige* nichts überlassen bleiben, als ihn zu bestätigen.

Eine noch andere Folge der langen Unruhen war die zunehmende Gewalt der Hausmaier, deren Amt unter dem Weiber- und Kinderregimente wichtig wurde und dem Ehrgeize der Großen bald zur Stufe diente.

Capitel 89.

Grimoald.

Wir kehren in die Lombardei zurück. Das wilde tartarische Volk der Avaren, das sich in Ungarn niedergelassen, drang durch die illyrischen Gebirge vor, 611. Ihr Fürst Kakan tödtete den longobardischen Gränzherzog Grisulph mit allen seinen Leuten in der Schlacht und belagerte die Wittwe desselben, Romilda, in der Stadt Friaul. Als diese von den Zinnen herabsah, daß der Khan ein schöner Mann sey, trug sie ehrvergessen ihm die Stadt an, wenn er sie zur Gemahlin nähme. Er that es und führte sie sammt ihren vier Söhnen und vier Töchtern nach Ungarn. Hier vermählte er sich mit ihr, ließ sie aber am andern Tage auf einem Pfahle spießen: dieß sey der Mann, der einem solchen Weibe gebühre. Ihre Töchter verunreinigten sich mit faulem Hühnerfleische und retteten sich durch diese List vor Nachstellungen. Die eine wurde später an einen alemannischen, eine andere an einen bayerischen Herzog vermählt. Die vier Söhne fanden Gelegenheit zu fliehen; aber der jüngste, Grimoald, den der älteste, Taso, hinter sich auf dem Rosse hatte, fiel beim schnellen Ritte her-

unter, und schon wollte ihn Taso mit der Lanze durchstechen, damit er wenigstens nicht lebendig in der Feinde Hände fiele, als des Kindes Bitten ihn noch einmal rührten. Aber Grimoald fiel zum zweiten Male herab und wurde von einem Avaren gefangen. Doch als dieser ihn zu sich aufs Roß nahm, ergriff der kleine Knabe den Dolch, den der Avare im Gürtel trug, durchstach ihn, warf ihn vom Pferde und kam den Brüdern glücklich nach.

Taso wurde von Ariowald, dem Könige der Longobarden, gut aufgenommen, und an seines Vaters Statt zum Herzoge über Friaul gesetzt. Da geschah es, daß die Königin Gundeberg von einem gewissen Adalulf, der ihr selbst vergebens nachgestellt hatte, aus Rache fälschlich eines unerlaubten Umgangs mit Taso beschuldigt wurde, und der eifersüchtige König ließ diesen letztern umbringen. Doch Gundebergs Unschuld kam an den Tag, und nach Ariowalds Tode überließen es die Longobarden ihr, wie einst ihrer Mutter, einen neuen Gemahl und König zu wählen. Sie wählte den Rotharis, der trefflich regierte, und 643 ein berühmtes Gesetzbuch niederschreiben ließ. Als er 654 starb, wählten die Longobarden den Oheim Gundebergs und Bruder Theodolindens, Aribert, einen Bayer, zum König, so sehr hatte Theodolinde und ihr Geschlecht die Herzen gewonnen. Als aber auch dieser 661 starb, und seine beiden Söhne Bertarit und Godebert mit einander um die Alleinherrschaft kämpften, trat der bayerischen eine longobardische Partei von Benevent her entgegen und behauptete die Oberhand.

Jener kleine Knabe Grimoald nämlich, der sich so muthvoll aus der Gewalt der Avaren befreit hatte, war vom Herzoge Arigil von Benevent adoptirt worden, kämpfte unter diesem siegreich gegen die Griechen in Unteritalien, erwarb sich großen Ruhm und wurde selbst Herzog in Benevent. Als solcher erklärte er sich für König Godebert. Ein Verräther aber, der diese beiden Feinde Bertarits zugleich verderben wollte, überredete jeden von beiden, der andere trachte ihm nach dem Leben, und werde dieß daran erkennen, daß der andere unter dem Kleide verborgen einen Harnisch tragen werde. Nun legten aber alle beide heimlich ihre Harnische an, um sich vor plötzlichem Ueberfalle zu schützen, und als Grimoald sah, daß Godebert den Harnisch trug, glaubte er den Worten des Verräthers, wollte seinem Gegner zuvorkommen und erschlug ihn. Bertarit vertheidigte sich noch, Grimoald aber wurde König, da das Volk ihn liebte und für unschuldig hielt. Diesen Zeitpunkt innerer Unruhen aber benutzte der griechische Kaiser Constans, um in eigener Person von Neapel aus die Longobarden anzugreifen. Schon belagerte er Grimoalds Sohn Romuald in Benevent, als Grimoald noch im Norden beschäftigt war. Da schickte dieser seinen Vortrab unter dem treuen Sesuald voraus, den Sohn zu entsetzen. Doch Sesuald fiel in des Kaisers Hand, und dieser gelobte ihm große Ehren und Schätze, wenn er unter den Mauern Benevents dem Romuald die falsche Nachricht sagen wolle, sein Vater sey geschlagen, um ihn so zu einer schnellen Uebergabe der Stadt zu bewegen. Sesuald aber rief ihm zu: „halte dich, dein Vater ist ganz nahe," und litt einen Augenblick darauf unerschrocken den Tod. Der Kaiser aber wartete Grimoalds Ankunft nicht ab, sondern floh nach Neapel zurück, und wurde auch von da nach Sicilien vertrieben. Da nun Bertarit sah, daß Grimoald ihm weit überlegen sey, unterwarf er sich ihm, Grimoald aber mißtraute ihm, oder war aufs neue mißleitet und wollte ihn bei Nacht im Bette umbringen lassen. Ein treuer Diener Bertarits erfuhr dieß, half seinem Herrn zur Flucht und legte sich selbst in dessen Bett. Als Grimoald den Irrthum erkannte, wünschte er diesen treuen Diener bei sich zu behalten, entließ ihn aber auf seine Bitte ungekränkt zu seinem Herrn, der nach Frankreich floh, und in

dessen Namen Chlotar III sich rüstete, die Longobarden zu bekriegen. Aber Grimoald schlug die Franken bei Asti durch List, indem er ihnen sein Lager, mit Speisen vollauf besetzt, überließ und dann über die Schwelgenden plötzlich herfiel, 665. Im folgenden Jahre schlug er die Avaren, die ebenfalls ins Land gefallen waren, durch eine andere List zurück, indem er sein kleines Heer mehrmals nach einander in verschiedenen Kleidern aufmarschiren ließ und so die Feinde glauben machte, es sey viel zahlreicher. Auch für die Ordnung im Innern machte sich Grimoald durch neue Gesetze verdient.

Als er aber 671 starb, nahmen die Longobarden den vertriebenen Bertarit wieder auf, und Grimoalds Sohn, Romuald, begnügte sich freiwillig mit Benevent. Bertarits Sohn Cunibert hatte dagegen viel mit den abtrünnigen Herzogen zu kämpfen, und dessen Sohn Liutprand wurde von einem Nachkommen Godeberts, Reginhart, auf die Seite geschafft. Diesem folgte sein Sohn Aribert II, der eine grausame Rache an dem nach Bayern entflohenen Vormunde Liutprands, Ansbrand, nahm, indem er dessen zurückgebliebenen Sohn blenden, Mutter und Tochter verstümmeln ließ. Ansbrand aber fand bei den Bayern Hülfe, und in der ersten Schlacht traten alle Longobarden zu ihm über; der verhaßte König Aribert floh aus dem Lager, suchte aber zugleich seine Schätze zu retten und belud sich so schwer mit Golde, daß er beim Durchreiten durch die Etsch von seiner Last hinabgezogen wurde und ertrank, 711.

Ansbrand wurde König, und ihm folgte sein Sohn Liutprand, der den Longobarden wieder neue Gesetze gab und dabei besonders die Freilassungen begünstigte, um die alten römischen Einwohner mit der Herrschaft der Longobarden mehr zu befreunden. Sein Plan ging noch weiter, er wollte ganz Italien erobern, da die Römer im Exarchat damals sich vom griechischen Kaiser unabhängig zu machen suchten. Aber an Rom fand er ein unübersteigliches Hinderniß. Der Papst wollte keinem Longobardenkönige unterworfen seyn, wünschte Italien in viele Herrschaften getheilt, um selbst desto unabhängiger zu seyn, und fand hierbei an den Franken eine mächtige Unterstützung. Liutprand starb 744. Ihm folgte Rachis, diesem sein Bruder Aistulf, der Liutprands Plan wieder aufnahm, Rom hart bedrängte, aber dafür von den Franken angegriffen und geschlagen wurde, worauf wir später zurückkommen werden.

Capitel 90.

Untergang des suevischen und westgothischen Reichs in Spanien.

Die Westgothen hatten unter dem tapfern Theodorich auf den katalaunischen Feldern Attila bezwungen und Europa vor dem Hunnensturme gerettet. Theodorichs Sohn Thorismund wurde von seinem Bruder Theodorich, dieser von dem dritten Bruder Eurich umgebracht, Eurich aber behauptete die westgothische Herrschaft diesseits und jenseits der Pyrenäen gegen Sueven, Römer und Franken mit Kraft, und gab seinem Volke ein geschriebenes Gesetzbuch. Als er aber 484 gestorben, wurde sein Sohn Alarich von dem großen Frankenkönige Chlodwig bei Poitiers geschlagen und mit eigener Hand getödtet, 507. Für seinen jungen Sohn Amalarich übernahm Theodorich, der Ostgothe, den Schutz, und als dieser große König gestorben war, suchte sich Amalarich die Freundschaft der Franken dadurch zu gewinnen, daß er Chlodwigs Tochter, Chlotilde, heirathete. Der Haß der Gothen gegen die Franken lag aber schon zu tief in den Gemüthern. Amalarich mißhandelte die stolze Fränkin,

und sie schickte ihren Brüdern ein mit ihrem Blute gefärbtes Tuch zum Wahrzeichen. Da zog Childebert zur Rache herbei, und Amalarich fand bei Narbonne den Tod, 531.

Die Gothen wählten den Theudis zum König, dessen Feldherr Theodisel den Franken den Rückweg verlegte, sie schlug, und nachher selbst König, aber wegen seiner Wollust erschlagen wurde. Ihm folgte Aegila, den Athanagild stürzte, der Vater der berühmten Brunehild, dann Liuba, dann Löwigild, der furchtbar wüthete, und gegen den sich die Basken in den Pyrenäen empörten. Die Westgothen waren Arianer, und dieß brachte sie in denselben Nachtheil wie die Ostgothen. Löwigilds Sohn, Hermenegild, wurde aus Neigung katholisch und hielt so fest an seinem Glauben, daß er sogar den Märtyrertod nicht scheute, da ihn sein eigener Vater hinrichten ließ, 584. Dafür erhob ihn die Kirche zum Heiligen. In demselben Jahre machte Löwigild, der eben so tapfer als grausam war, dem spanischen Suevenreich ein Ende, indem er dessen letzten König Andeca schlug. Dieses schwache Reich hatte sich unter innern Zerrüttungen doch so lange erhalten, da die Vandalen nach Afrika gezogen und die Westgothen seither anders beschäftigt gewesen waren. Löwigilds zweiter Sohn, Reccared, sühnte den Tod seines heiligen Bruders und wurde mit allen Westgothen katholisch, 590.

Die Abwesenheit eines Königs nach Alarichs Tode, der schnelle Wechsel der Gewaltherren nachher und der Kirchenstreit, hatte den Bischöfen eine besondere Wichtigkeit und eine entscheidende Stimme in den innern Angelegenheiten verschafft. Daher waren bei den Westgothen Reichstage und Concilien ein und dasselbe, und weltliche und geistliche Gesetze wurden zugleich gegeben.

Reccared war siegreich gegen die Franken unter Guntram, und starb 601. Sein Sohn Liuba wurde durch Witherich entthront, der aber bald wegen seiner Tyrannei bei einem Gastmahle erstochen wurde. So folgte König auf König, keiner konnte ohne Gewaltsmaßregeln den Thron bei seiner Familie erhalten, und alle wurden daher von den freiheitstolzen Westgothen oder von glücklichen Nebenbuhlern eben so gewaltsam wieder gestürzt. Nur die Bischöfe und die weltlichen Großen befestigten in dieser Verwirrung ihre Macht auf den häufig einander folgenden Concilien. Die Basken waren in fast beständiger Empörung. Leicht hätten die Franken ihnen gefährlich werden können, wenn diese nicht selbst unter einander uneins gewesen wären. Unter allen westgothischen Königen zeichnete sich damals nur der fromme Recesuith aus, der 672 starb. Nach ihm wurde der tapfere Wamba gewählt, der den Versuch, die Macht der Bischöfe einzuschränken, mit dem Leben büßen mußte. Ihm folgte der Pfaffengünstling Erica, dessen Sohn Witiza erneuerte seit 698 die Beschränkungen des Clerus und machte sich überdem durch zügellose Wollüste dem Volke verhaßt. Eine Empörung brach aus, und Roderich ward zum Könige ausgerufen. Gegen diesen aber spannen die Söhne Witiza's und Graf Julianus eine Verschwörung an. Roderich soll des Julianus Tochter entehrt, und dieser aus Rache die Araber aus Afrika gerufen haben. Eben damals war ganz Nordafrika durch die Araber, die Muhameds Lehre auszubreiten kamen, erobert, und der von Belisar wieder begründeten oströmischen Herrschaft daselbst ein Ende gemacht. Taric, der Araber Feldherr, landete mit großer Macht an dem berühmten Felsen, der die südlichste Spitze Europa's bildet, und von ihm den Namen Gibraltar (Gebel=al=Taric) führt. Roderich zog ihm entgegen, aber in der Schlacht ging Julian zu Taric über. Dennoch dauerte diese Schlacht acht volle Tage, vom 19 bis 26 Julius 711, bei Xeres de la Frontera, und die Araber siegten erst, als am achten Tage Roderich vermißt wurde.

Die ganze Macht der Gothen wurde hier gebrochen, und Spanien fiel bald als leichte Beute den Arabern in die Hände, da die alten Einwohner durch den Uebermuth der gothischen Edeln und durch die Unduldsamkeit der gothischen Bischöfe gleich sehr gedrückt, diesen Barbaren die weit gebildeteren und jedem ihrer Glaubensgenossen gleiche Rechte gewährenden Araber vorzogen. Dreißigtausend gothische Jungfrauen wurden dem Kalifen zum Geschenke gemacht und aus Spanien entführt. Der Rest der gothischen Krieger flüchtete in die Gebirge von Asturien und Gallizien, um sich von diesen Felsennestern aus später wieder auszubreiten.

Capitel 91.

Muhamed und die Araber.

Unter den Völkern Asiens zeichneten sich durch edeln Charakter und feurigen Geist vorzüglich die Araber aus. Sie waren bestimmt, nach der Zertrümmerung des römischen Reiches dasselbe für Asien und Afrika zu seyn, was die Deutschen für Europa geworden.

Früher schon war das Christenthum im ganzen Vorderasien und auch in Arabien ausgebreitet worden. Im Verlaufe der Zeit wollte aber die eigenthümliche Ausbildung der christlichen Lehre und des christlichen Gottesdienstes für die Asiaten nicht mehr passen. Der Einfluß des tiefen deutschen Gemüthes auf die Kirche des Abendlandes, und der spitzfindigen griechischen Philosophie auf die Kirche des Morgenlandes, verlor sich in den brennenden Wüsten Asiens. Die höhern geistigen Bedürfnisse des Europäers kennt der Asiate nicht. Seine Sinne sind ausgebildeter als seine Vernunft, seine Phantasie feuriger als sein Herz. Eben so wenig kennt er die Freiheit, weder im Staate, noch im Glauben und in der Wissenschaft. Strenge Despotie ist allen Asiaten eigen, ihr Glaube unterwirft sich einem strengen Gesetze, das nicht nur ihren Geist, sondern auch alle körperlichen Verrichtungen des Lebens in Anspruch nimmt. So mußte die christliche Lehre in Asien ganz anders sich gestalten, als in Europa. Sie mußte ihr Leben, ihre fortschreitende Entwickelung verlieren und ein todter Buchstabe, ein unumstößliches, unabänderliches Zwangsgesetz werden. Sie mußte aufhören, die Religion der Liebe und der Freiheit zu seyn und eine des Gehorsams und der Nothwendigkeit werden. Sie mußte aufhören, nur für die Geister zu gelten, und auch den Staat, die Gesellschaft, die Sitten und die tägliche Lebensweise beherrschen.

Bei den Arabern aber, als den schnellkräftigsten jener Völker, nahm die christliche Lehre zuerst den asiatischen Charakter an. Unter ihnen stand Muhamed, ein großer schöpferischer Geist, auf, der sich einen Gesandten und Propheten Gottes nannte und auf das Christenthum die neue Lehre gründete, wie sie für Asien taugte. Diese Lehre heißt der Islam oder Muhamedanismus, ihre Bekenner Muhamedaner oder Muselmänner. Das Lehrbuch oder die Bibel, darin sie enthalten ist, heißt der Koran. Er gebietet den Glauben an Einen Gott, und erkennt als dessen ächte Propheten nur Moses, Christus und Muhamed. Muhamed verkündete als das erste Gesetz des Herrn, seine Lehre mit Feuer und Schwert über die Welt zu verbreiten, und jedem, der im Kampfe mit den Ungläubigen den Tod fand, verhieß er die wollüstigsten Freuden des Himmels, und hierin ist vielleicht die nordische Walhalla sein Vorbild gewesen, sofern gothische und vandalische Vorstellungen sich wohl zu den Arabern können

verirrt haben. Auch die muhamedanischen Helden sollten nach dem Tode ewig zechen und lustig leben, und von den himmlischen Mädchen, den Houris (ganz ähnlich den nordischen Walkyren), bedient werden. Doch darin unterschied sich dieser arabische Himmel vom nordischen, daß darin nicht mehr gekämpft, sondern bloß in Wollust gelebt werden sollte.

Im Jahre 622 begann der muhamedanische Glaubenskrieg. Die Uebereinstimmung des Islams mit dem Charakter der Asiaten, die Heldenkraft Muhameds und seines Volkes, der Glaubenseifer seiner Anhänger, die himmlischen Verheißungen, alles dieß wirkte zusammen, die neue Lehre schnell auszubreiten, und ihre Gegner waren schon im Geiste von ihr überwunden, wenn sie noch unwillkürlich das Schwert gegen sie zu führen wagten. So weit der asiatische Geist vorherrschte, mußte der Islam siegen; nur an Europa brach sich seine Kraft, weil ihm dort ein anderer Geist mächtig entgegenstand.

Muhamed unterwarf sich ganz Arabien, und ward Herrscher oder Kalif der Gläubigen. Die folgenden Kalifen setzten den Glaubenskrieg fort, eroberten Persien, Syrien, Palästina, Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika, beunruhigten Constantinopel, Sicilien und Spanien, und zwangen überall die unterworfenen Völker, den Islam anzunehmen. Unter dem mächtigen Kalifen Walid eroberte Taric auch Spanien.

Ein so riesenhaftes neues Reich, das ein neuer Geist beseelte, das keineswegs in seinen Schranken bleiben, sondern stürmisch die ganze Erde sich einverleiben wollte, konnte auf das christlich-deutsche Europa nicht ohne großen Einfluß bleiben. Die Erscheinung der Araber und ihrer neuen Lehre unterbrach die Deutschen in ihrem eigenen Treiben und zwang sie, ihre Augen und Waffen nach dem Süden zu richten. Von Spanien her drohte dem Reiche der Franken und der ganzen Christenheit der Untergang. Schwere Kriege waren unvermeidlich. In diesen Kriegen stählte sich die Heldenkraft der Deutschen, gewann ihr Geist, der durch die kleinlichen Kriege der Könige und Vasallen ins Niedere gezogen worden, neuen großartigen Schwung, wurzelte die Liebe zur Religion immer tiefer, schlug die Begeisterung für den Glauben wie ein Blitz durch die ganze Christenheit. Aber auch als die Gefahr abgewendet war, in den folgenden Jahrhunderten, übten noch die Wissenschaften der Araber, vorzüglich ihre Naturkunde, ihre Mathematik und Mechanik, ferner ihr Handel, das Beispiel ihres regen Verkehrs, ihr Reichthum, ihr feiner Sinn für die Genüsse des Lebens, endlich ihre Phantasie, die in glühenden Mährchen und Gesängen bunte und liebliche Singvögel in den deutschen Wäldern heimisch machte, einen wichtigen Einfluß auf die Bildung der Deutschen. Insonderheit nahmen die Höfe der Könige vieles von der glänzenden Pracht des Kalifats an. Die ritterliche Sitte gewann vorzüglich in Spanien eine immer freiere Ausbildung, indem hier der Glauben alle Thaten heiligte und verklärte, und die Araber selbst in allem Edeln, in religiöser Begeisterung, Heldenkraft, großmüthiger und feiner Sitte, Ehrliebe, adeligem Wesen, Huldigung der Frauen, Liebe und Poesie mit den deutschen Rittern wetteiferten.

Capitel 92.

Die Angelsachsen.

Um dieselbe Zeit, da Sueven, Vandalen und Westgothen nach Spanien, Franken und Burgunder nach Gallien, Ostgothen, Heruler und nachher Longobarden nach Italien gewandert waren, wurde auch Britannien von deutschen Wanderern neu bevölkert. Im Sturme der Völkerwanderung hatten die Römer dieses Inselland, in dem sie nie recht heimisch geworden, verlassen; die alten iberischen und keltischen Einwohner, Britten im Süden und Schotten im Norden, stritten nun um den Besitz.

Da landeten zufällig im Jahre 450 zwei sächsische Helden, Hengist und Horsa, mit einem ansehnlichen Gefolge auf der Küste. Sie waren aus Sachsen vertrieben worden, wie sie selber aussagten, weil in ihrem Vaterlande die Sitte herrschte, daß alle Jahre ein Theil der jungen Mannschaft durchs Loos ausgeschieden und fortgeschickt würde mit dem Verbote, jemals wieder zu kommen, wegen der Ueberfülle von Menschen.

Als Vortigern, der Britten König, die Heldengestalten der Sachsen erblickte, war sogleich sein Wunsch, durch sie der Schotten sich zu erwehren. Er lud sie zu sich ein, bewirthete sie prächtig und bat sie um gewaffnete Hülfe. Krieg war den Sachsen eben recht, und sie schlugen die Schotten bald in ihre Berge zurück. Sie selbst aber blieben im Lande, und Vortigern nahm Hengists schöne Tochter zur Ehe. Aber die Freundschaft nahm bald ein Ende. Die Sachsen bekamen Lust, selber und allein des Landes Herren zu werden, und sie dachten, der Stärkere habe das Recht auf seiner Seite, und dem Sieger gehöre die Welt. Dabei sollen sie sich aber eine große Treulosigkeit haben zu Schulden kommen lassen, indem sie bei einer Friedensunterhandlung mit den Britten Messer unter den Kleidern hervorzogen und die Britten ermordeten. Sie zogen immer neue Schaaren aus Sachsen herbei, und gründeten schon 455 das erste sächsische Königreich Kent, und Hengist war der erste König. Durch immer neue Zuzüge entstanden nach einander und unter heftigem Kampfe gegen Britten und Schotten sieben Königreiche. Weil außer den eigentlichen Sachsen vorzüglich viele Angeln herübergekommen waren, nannten sie insgesammt sich Angelsachsen, und der Name Britannien ward durch Angelland oder England verdrängt. Ein Theil der Britten hielt sich in den Gebirgen von Wales, ein anderer floh nach der französischen Küste und gab der Bretagne den Namen. Ihr Unglück gab den Britten einen großen Schwung. Sie erstarkten zu Begeisterung und Heldenthat, und was sie im Leben Hohes gewirkt, das ward von der Dichtkunst in unsterblichen Sagen nachgespiegelt. Die bretonischen Sagen sind noch übrig, vorzüglich aber die vom König Artus, welcher den Angelsachsen am standhaftesten und heldenmüthigsten Widerstand leistete.

Das Christenthum soll auf eine seltsame Weise zu den Angelsachsen gekommen seyn. Zwei gefangene junge Angeln waren bis nach Rom verschlagen worden, wo sie auf dem Markte standen, um als Sklaven verkauft zu werden. Die Römer sammelten sich um sie her, denn solche Schönheit hatten sie noch niemals gesehen, als in den Mienen und der Haltung und Gestalt dieser Jünglinge. Zufällig ging auch Gregor der Große vorüber und blieb ebenfalls stehen, von dem Angesichte der Jünglinge gefesselt. Er frug sie, welchem Volke sie angehörten? Sie antworteten, daß sie Angeln seyen. Der Heilige sprach: wohl seyd ihr Engel, und euer wird seyn das Himmelreich. Als er bald darauf Papst wurde, sandte er eine ganze Schaar frommer Geistlicher, um sie durch die Bekehrung zum Christenthume dem Himmelreiche zuzuwenden. England nahm

durch friedliche Belehrung die neue Offenbarung an. Und da hier nur die Ueberzeugung, keine Nebenabsicht oder Zwang die Bekehrung herbeigeführt hatte, so waren die Angelsachsen auch eifriger und begeisterter für das Christenthum, als jede andere deutsche Nation, und von hier aus gingen die berühmtesten Prediger des Christenthums nach Skandinavien, Deutschland und Frankreich.

In den sieben Königreichen erhielt sich die uralte Gauverfassung, nur daß der König mit seinem Gefolge und als oberster Feldherr eine größere Macht behauptete. Im Jahre 825 vereinigte König Egbert von Kent alle sieben Reiche, und ward der Gründer des Königreichs England. Auch jetzt noch blieb unter dem mächtigen Königthume das Volk frei. Dem Einzelnen blieb sein unverletzbares Hausrecht, das Wahlrecht der Aldermänner (alter Mann, so viel als Graf, grauer Mann), die öffentliche und mündliche Rechtspflege, und das Witenagemot, die allgemeine Volksversammlung unter dem Vorsitze des Königs, woraus später das Parlament entstand. Alle diese Grundzüge sind der englischen Verfassung bis auf den heutigen Tag geblieben, und hierauf vorzüglich begründet sich die große Macht Englands, während Deutschland selbst durch Untergrabung der alten freien Verfassung im Innern auch nach außen im Verlaufe der Jahrhunderte geschwächt worden ist.

Wie sehr wir auch in den Engländern unser Brudervolk erkennen, müssen wir doch hier ihre Geschichte verlassen, und uns auf die Geschichte des eigentlichen Deutschlands beschränken, da nur diese hier unser Zweck ist. Doch dürfen wir niemals vergessen, wenn irgendwo von der Größe und Herrlichkeit Englands die Rede ist, daß diese stolzen Engländer ursprünglich Deutsche und die Brüder unserer Väter waren, und daß jenes bürgerliche Wesen, durch welches sie so groß geworden sind, die Frucht der altdeutschen Verfassung war und noch ist.

Sechstes Buch.

Karl der Grosse.

Capitel 93.

Die austrasischen Hausmaier.

Die Merowinger entarteten immer mehr. In Zwietracht und Wollüsten, oder geistesschwach durch die geistliche Erziehung, wurden sie der Herrschaft unwürdig. Dagegen erhob sich die Macht der Hausmaier. Warnachar war der erste derselben, der die Vasallen in sein Interesse zog, als welche von der Krone unabhängiger zu werden strebten, und bei denen die Gewalt der Waffen war. Seinem Beispiele folgten die spätern Hausmaier mit großem Glücke. Sie brachten das Volk auf ihre Seite, und erschienen demselben als die würdigsten Vertreter seiner Ansprüche, indem sie aber sehr schlau die Könige schonten, und ihnen nur die Gewalt selbst, nicht den äußern Schein und Glanz derselben abnahmen, sie von der Last der Regierung befreiten, und ihre Muße und Genüsse verdoppelten, machten sie sich denselben mehr beliebt als furchtbar, und immer unentbehrlich. Selbst nach der königlichen Krone zu streben, vermieden sie, weil sie dadurch einem großen Theile des Volkes verhaßt und aus ihrer sichern Stellung verrückt worden wären, denn sie hätten ihre Stützen, die Vasallen, die Gegner des Königthums, zu ihren eigenen Gegnern gemacht. Erst als es allmählich einer einzigen Familie durch großes Talent und Geschick gelang, das Majorat fortdauernd zu behaupten, konnte dieselbe auch nach der Krone streben, aber nur auf dem langsamsten und sichersten Wege der Vorbereitung. Sie begünstigte Thronstreitigkeiten, den Mord und Verrath der Merowinger, ließ sie von Kindheit auf an Geist und Körper durch Wollüste und religiösen Aberglauben schwächen, und machte sie dem Volke verächtlich, indem sie selbst jeden Verdacht des Ehrgeizes von sich entfernte, in bescheidener Entsagung den Schattenkönigen huldigte, und bald durch Begünstigung der Vasallen, bald durch strenge Gerechtigkeit in der Schlichtung innerer Händel, immer aber durch ruhmwürdige Thaten, die den Namen der Franken verherrlichten, ihr Gebiet erweiterten, den Wohlstand des Reiches förderten, die höchste Gunst der Nation in sich zu vereinigen wußte.

Mit dem Uebergewichte der Hausmaier stand das der Austrasier in enger Verbindung. Beide entstanden zugleich und unterstützten sich wechselseitig. Die ächtdeutschen Rheinfranken, Thüringer, Alemannen und Bayern, mit denen anfangs auch noch die Burgunder Eines Geistes waren, bildeten als die Austrasier den großen Gegensatz gegen die mehr romanisirten Neustrier, die aus Westfranken, Römern, Gothen, Basken und Bretonen bestanden. Bei jenen war der Nachdruck des reinen deutschen Charakters, der unverfälschten Kraft, Sitte und Sprache. Diese waren weichlicher, wollüstiger, verrätherischer und jenen entfrembet und verächtlich geworden. Wie immer mehr Volkscharakter und Sprache sich schied, so nahm auch ein wechselseitiger Haß in den Gemüthern Platz. Der Zufall gab überdem den Austrasiern die tüchtigsten Könige, und die Kriege gegen die übrigen Deutschen übten ihre Kräfte mehr und gaben ihnen größern Ruhm. So waren es auch die austrasischen Hausmaier, welche

die höchste Gewalt an sich rissen, und dieselbe nur durch Begünstigung ihrer Landsleute erhalten konnten.

Capitel 94.

Pipin von Landen.

Chlotar II. machte seinen Sohn Dagobert schon 622 zum Könige von Austrasien, und gesellte ihm den tapfern Pipin von Landen, einen Niederländer, als Hausmaier zu. Als er aber 628 starb, ward Dagobert König, und Pipin Hausmaier über ganz Frankreich. Von diesem Pipin ging das mächtige Geschlecht der folgenden Hausmaier aus, das zwei Jahrhunderte später den deutschen Kaiserthron gründete, und von seinem glänzendsten Sproß, Karl dem Großen, das Geschlecht der Karolinger hieß.

Dagobert war ein sehr frommer Herr, doch auch weichlich und wollüstig. Er erfüllte Frankreich mit neuen Kirchen, und erbaute mit außerordentlicher Pracht vorzugsweise die Kirche von St. Denis, die hinfort das Haupttheiligthum der Franken wurde, so wie der heilige Dionysius der Schutzpatron von ganz Frankreich war.

Während dieser König betete, führte Pipin mit starker Hand das Scepter und das Schwert. Er hielt Ordnung im Innern des Reiches, und machte den kriegerischen Namen der Franken abermals furchtbar. An den östlichen Gränzen von Thüringen und Bayern saßen slavische Wenden, und hinter diesen das wilde asiatische Volk der Avaren, ein Rest der hunnischen Völkerwanderung. Die Avaren fielen nun über die Wenden her, und behandelten sie als Sklaven, bis ein Franke, Samo, sich an die Spitze der Wenden stellte, die Avaren bändigte, zugleich aber auch gegen Frankreich übermüthig wurde. Ein fränkisches Heer, bei welchem Pipin nicht zugegen war, wurde in einer dreitägigen Schlacht bei Wogastisburg von Samo geschlagen, 630. Nun ging aber Pipin selbst an die Gränze, befreundete sich die Sachsen, zwang die Wenden zur Ruhe, und schlug seinen Sitz für immer in Austrasien auf, um hier theils das Reich zu hüten, theils die Deutschen eng an sich und sein Haus zu fesseln. Unter ihm waren Radulf in Thüringen und Farus in Bayern einheimische Herzoge.

Dagobert starb 638, und hinterließ Austrasien Sigebert III., Neustrien Chlodwig II., seinen Söhnen. Sigebert starb bald, ihm folgte sein Sohn Dagobert II. Pipin starb 639, und sein Sohn Grimoald ward Hausmaier von Austrasien. Dieser handelte nicht so klug als sein Vater, strebte nach der Krone, und stürzte das Reich in Krieg und Verwüstung. Er schickte Sigeberts Sohn, Dagobert II., in ein Kloster nach Irland, ward aber von Chlodwig II. und den Neustriern überwunden, da ihn die Austrasier als Hausmaier liebten, aber als König verschmähten. Er kam 655 ums Leben, und Chlodwig behauptete die Alleinherrschaft.

Capitel 95.

Pipin von Heristal.

Chlodwig II. hinterließ 656 drei Söhne, von denen Theodorich III. mit Hülfe Ebroins, des Hausmaiers von Neustrien, 670 die Herrschaft allein behauptete. Gegen ihn erhoben sich die Austrasier, riefen Dagobert II. aus Irland zurück, und machten ihn zum Könige.

Ebroin, der in Neustrien nach der Oberherrschaft strebte, ward umgebracht, 681. Ihm folgte als Hausmaier Berchar. In Austrasien kam Dagobert schon 678 ums Leben, und Pipin von Heristal, Enkel einer Tochter Pipins von Landen, behauptete sich als Hausmaier, und strebte, von Austrasiens ganzer Macht unterstützt, allgemeiner Hausmaier zu werden. Berchar zog ihm mit den Neustriern entgegen, und ward bei Testri 687 aufs Haupt geschlagen. Pipin zwang Theodorich III., ihn als Hausmaier über ganz Frankreich anzuerkennen, überließ ihm, um nicht Grimoalds und Ebroins Schicksal zu theilen, den äußern Glanz der Majestät, und behielt sich nur die wirkliche Gewalt vor. Seitdem hat sich nie mehr ein Merowinger mit der Regierung beschäftigt. In seiner Pfalz eingeschlossen, war der König ein bloßer Schatten der Macht, vergnügte sich an nichtigem kindischem Treiben, und zeigte sich dem Volke nur auf dem Märzfelde, auf das er schön geschmückt in seinem langen Goldhaare fuhr, um die Geschenke des Volkes zu empfangen, und zu allen Verhandlungen des Hausmaiers mit der Versammlung Beifall zu nicken. Pipin überlebte noch zwei merowingische Könige nach Theodorich, und der Tod derselben veränderte nichts in seiner Herrschaft.

Die Regierung Pipins zeichnete sich durch Gerechtigkeit, Strenge und Heldenthaten aus. Er besiegte die empörten Basken, Gothen, Bretonen, und führte ruhmwürdige Kriege mit den Sachsen und Friesen, die in dieser Zeit den Rheinlanden sehr gefährlich wurden. In Friesland gebot damals der sehr mächtige heidnische Herzog Ratbod. Die Siege Pipins gewährten ihm auch eine größere Gewalt im Innern des Landes, vermöge welcher er die übermüthigen Vasallen und abtrünnigen Herzoge bändigte. Er beschloß sein thatenreiches Leben 714. In demselben Jahre wurde sein Sohn Grimoald in einer Kirche zu Lüttich, auf Antrieb einiger neidischen Großen, meuchlings umgebracht.

Capitel 96.

Karl Martell.

Pipins und Grimoalds Tod setzten Frankreich in große Verwirrung. In Austrasien behauptete die kluge Plektrudis, Pipins Wittwe, die Herrschaft, und suchte ihrem Enkel, Grimoalds Sohne, Theudoald, das Majorat zu erhalten. Darum hielt sie einen noch übrigen unehelichen Sohn Pipins, Karl, den sie nicht liebte, im Gefängnisse, damit er ihrem Theudoald nicht im Wege stehe.

Die Neustrier aber hatten ungern Pipins Herrschaft geduldet, und benutzten den günstigen Augenblick. Auf Theodorich III. war Chlodwig III., auf diesen Childebert, auf diesen Dagobert III. gefolgt, und als dieser 715 starb, wurde dessen Sohn Chilperich II. der neue Schattenkönig in Neustrien. In seinem Namen wählten die Großen den Raganfried zum Hausmaier, und fielen sogleich in Neustrien ein. Der junge Theudoald wurde geschlagen und

starb bald darauf. Um ihres Sieges noch gewisser zu seyn, verbanden sich die Neustrier mit Radbod von Friesland.

In dieser Noth erinnerten sich die Austrasier des gefangenen Karl, befreiten ihn, und an ihrer Spitze warf er sich sogleich den Friesen entgegen. Da er aber nicht Leute genug beisammen hatte, erlitt er eine Niederlage, 716. Gleichwohl benutzte er den Winter, um mit rastlosem Eifer die Austrasier zu ermuthigen und ein neues größeres Heer zu sammeln. Mit diesem schlug er im folgenden Frühjahre die Neustrier bei Cambray aus dem Felde, eilte dann nach Köln, nahm seiner stolzen Stiefmutter den Hausschatz seines Vaters ab und schickte sie nach Bayern, wo sie geboren war. Dann, nachdem er sich auf diese Weise den Rücken gedeckt, ging er sogleich wieder nach Neustrien, und setzte daselbst Chlotar IV. als Schattenkönig ein, irgend einen Seitenverwandten der Merowinger. Chilperich floh zum Herzoge von Aquitanien, Eudo, dessen Basken und Gothen aus alter Stammfeindschaft gegen die Franken zahlreich auszogen. Aber Karl schlug sie bei Soissons aufs Haupt, 719. Hierauf wurde Friede gemacht. Eudo lieferte den Chilperich aus, der in Karls Gewalt nicht lange mehr lebte. Doch blieb Karl der Politik seines Hauses treu, und machte, um den neidischen Großen keinen Vorwand zum Abfalle zu geben, wieder einen Sohn des letzten Dagobert, Theodorich IV., zum Schattenkönig. So spielte man mit den letzten Merowingern. Klüglich verbarg Karl seine Macht, und befahl nichts im eignen Namen, sondern ließ alles, was geschehen sollte, durch die bei der jährlichen Heerschau versammelten großen Vasallen und Bischöfe entscheiden; diese aber gewann er eben dadurch und durch Privatbegünstigungen. Den Vorsitz hatten die zwölf ersten Bischöfe des Reiches, dann die zwölf mächtigsten weltlichen Großen; sie durften aber nicht allein handeln, sondern alle übrigen Bischöfe, großen Vasallen und Baronen durften an den Verhandlungen Theil nehmen. Dennoch ertrugen die Großen an den entlegenen Gränzen ungeduldig Karls Einfluß. Er mußte daher 724 und 725 in Thüringen, Schwaben und Bayern Ordnung stiften, und 731 aufs neue den empörten Herzog Eudo von Aquitanien zum Gehorsam zwingen.

Endlich wurde seine Macht unerschütterlich befestigt, als er sich zum Helden der ganzen Christenheit berufen sah. Die Araber waren, wie wir oben sahen, von Afrika aus in Spanien gelandet, und hatten dem westgothischen Reiche ein Ende gemacht, 711. Unaufhaltsam drangen ihre fanatischen und bisher unbesiegten Heldenhaufen bis an die Pyrenäen, und auch diese überschritten sie 732, und ein ungeheures Heer unter dem tapfern Feldherrn Abderrhaman wälzte sich über Frankreich. Unterjochung des Nordens, Ausrottung des Christenthums war ihr Ziel. Etzel und die Hunnen waren minder gefährlich gewesen, denn sie wollten nur Länder und Völker beherrschen, nicht die Geister. Den halben Mond vorauf, die Fahne Muhameds, in einer Hand das Schwert, in der andern den Koran, zogen die Schaaren des Südens zum Kampfe mit dem Norden. Der Herr und sein Prophet (Allah und Muhamed) war ihr Feldgeschrei.

Die Gränze gegen Spanien hütete Herzog Eudo von Aquitanien, der längst nach Unabhängigkeit strebte. Neustrier und Austrasier waren verfeindet. Die innere Zwietracht hätte den Arabern eben so leichten Sieg in Frankreich verschafft, als in Spanien, wenn der Himmel nicht in Karl eine Heldenkraft geweckt hätte, die alle jene Hindernisse überwinden, Europa und die Christenheit retten sollte. Eudo, an der Garonne geschlagen, warf sich fliehend in die Arme Karls, der den Kern der Deutschen um sich versammelte. Zu ihm stieß der ganze Heerbann von

Austrasien, den Niederlanden, dem Rhein, Thüringen, Schwaben, Bayern, und über die Alpen zog Luitprand, der Longobarde, der bedrängten Christenheit treulich zu Hülfe. Zwischen Tours und Poitiers im Jahre 732 stieß Abderrhaman mit den Muhamedanern auf Karls christlichen Heerbann, die alte Kraft deutscher Nation stand felsenfest gegen die schäumende Brandung des Südens. Die Geschichtschreiber berichten uns, daß es die Austrasier gewesen, die ächten Deutschen, der Kern des Nordens (turba septentrionalis), von dessen ungefüger Last Arabiens Macht in den Staub gebrochen ward. An der Spitze dieser Masse zermalmte Karl, einem ehernen Hammer gleich, die Köpfe der Ungläubigen. Abderrhaman fiel. Europa war gerettet, der Halbmond hinter die Pyrenäen zurückgesunken. Karl ward als der größte Held der Christenheit verehrt und ihm der rühmliche Name Martell oder Hammer zugegeben.

Sechs Jahre darauf entflammte noch einmal der verderbliche Kampf, angeregt durch die Eifersucht der Neustrier. Die Provence strebte unter Maurontius nach Unabhängigkeit und rief die Araber zum Beistande gegen Karl Martell. Aber bei Narbonne im Jahre 738 ward abermals die Macht der Ungläubigen gebrochen und vom Hammer zermalmt. Seitdem wagten sie es nie wieder, die verhaßten Pyrenäen zu überschreiten. Karl aber sicherte die Gränzen, indem er die noch übrigen Westgothen als Genossen seines Reiches aufnahm und sie zu Wächtern gegen den Süden bestellte.

Da Karl im Süden beschäftigt war, fielen die heidnischen Friesen und Sachsen in den Norden des Reichs ein. Aber Karl wandte sich gegen sie, erschlug Poppo 734, und zwang auch die Sachsen zu einem Tribut, 738. Als er alle äußern und innern Feinde glorreich besiegt, starb er in Frieden 741.

Capitel 97.

Pipin der Kleine.

Karl Martell hinterließ aus erster Ehe zwei Söhne, Karlmann und Pipin, und eine Tochter, Chiltrud; sodann aus zweiter Ehe von der bayerischen Sunichild einen Sohn, Grippo. Der letztere sollte auch einen Theil vom Erbe bekommen, die beiden ältern Brüder schlossen ihn aber aus und kerkerten ihn ein. Sunichild mußte in ein Kloster wandern, aber aus Liebe zu ihr entfloh Chiltrud ihren Brüdern nach Bayern, und heirathete den Odilo, Herzog dieses Landes. Odilo mit den Bayern, Hunoald von Aquitanien, Theudewald mit den Alemannen und endlich die Sachsen unter Theodorich kämpften sämmtlich gegen die beiden tapfern Söhne Karl Martells, aber einzeln und einer nach dem andern, sie wurden also sämmtlich geschlagen, Hunoald 742, Odilo am Lech durch einen nächtlichen Flußübergang der Franken 743, die Sachsen 745 und die Alemannen 746. Unter den letztern hielt Karlmann bei Kanstadt strenges Gericht und ließ ihrer viele enthaupten. Bald darauf aber reuete ihn seine Grausamkeit, er entschloß sich, in ein Kloster zu gehen und legte alle Gewalt in die Hände seines jüngern Bruders Pipin nieder.

Dieser Pipin hieß der Kleine, denn er war nicht hoch von Gestalt, aber so stark, daß er einst einem Löwen mit Einem Schwerthiebe den Kopf herunter schlug. Sobald er Alleinherr war, ließ er Grippo frei, dieser aber entfloh zu den Sachsen und Friesen, und brachte alles wider seinen Bruder in Waffen, konnte jedoch das Feld nicht behaupten, und floh weiter nach Bayern, wo jetzt Thassilo, Odilo's Sohn, unter Vormundschaft seiner Mutter Chiltrud, Herzog

war. Lanfried, der Alemannen Herzog, und Suitbo, ein anderer mächtiger Alemanne, standen ihm bei; aber auch sie alle wurden von Pipin geschlagen und gefangen. Noch einmal verzieh Pipin dem Grippo, dieser aber floh von neuem nach Aquitanien, und da er dort nicht Schutz fand, wollte er zu den Longobarden flüchten; in den Alpen aber fing ihn der fränkische Gränzgraf Friedrich auf. Grippo wollte mit Gewalt durchdringen, kämpfte wie ein Verzweifelter und fiel mit seinem ganzen Gefolge, 750. Während dieser Zeit lag Pipin selbst zum zweitenmale im Felde wider die Sachsen, und zwang ihnen von neuem einen Tribut von jährlich 300 Pferden ab.

Pipin war aber ein eben so kluger Staatsmann als glücklicher Krieger. Es schien ihm jetzt die Zeit gekommen, den Plan seiner Vorfahren auszuführen. Die Merowinger waren schon seit der vierten Generation herabgewürdigt, gänzlich unthätig, verachtet und fast verschollen, die Karolinger dagegen im Besitz aller Macht, alles Verdienstes. Jetzt konnte es allen Franken klar seyn, welcher der beiden Familien die Krone gebühre. Pipin aber wollte ganz sicher gehen, und wie seine Vorfahren hauptsächlich die Vasallen ins Interesse gezogen hatten, so verständigte er sich jetzt mit dem Papste und der Geistlichkeit. Er gewann dieselbe durch Gegengunst. Unter seinem Schutze durfte der heil. Bonifacius nicht nur in den eroberten Ostländern und unter den gedemüthigten Sachsen und Friesen das Kreuz predigen, sondern auch unter den fränkischen Bischöfen selbst die geistige Alleinherrschaft des römischen Papstes verkündigen, und als Erzbischof von Mainz die fränkische Kirche der römischen unbedingt unterwerfen. Dieß that Pipin, weil er in der Kirchengewalt das beste Mittel erkannte, theils die noch unbändigen Sachsen, Thüringer, Alemannen und Bayern zu zähmen, theils die Franken selbst mehr an die, der geistlichen zur Seite gehende, weltliche Alleinherrschaft des Königs zu gewöhnen. Und die Kirche war nicht undankbar, Papst Zacharias ging gern auf Pipins Plane ein, weil einer dabei so viel gewann, als der andere. Damals war aber der Papst noch insbesondere durch Aistolf, den Longobardenkönig, hart gedrängt und absichtlich zögerte Pipin, ihm beizustehen, um ihn desto mehr fühlen zu lassen, wie nöthig er ihm sey. Pipin sandte nun nach Rom und ließ ihm die Frage vorlegen, ob derjenige wahrhafter König sey, der sorglos daheim sitze, oder der die Last der Regierung trage? Der Papst antwortete unverweilt, daß der letztere allein die Krone verdiene. Darauf berief Pipin eine große Reichsversammlung zu Soissons, und das ganze Volk stimmte dem Ausspruch des Papstes bei, stieß Childerich, den letzten Merowinger, vom Throne seiner Väter, schor ihm das Haar ab und steckte ihn in ein Kloster, den Pipin aber wählte es einstimmig zum König, und der heil. Bonifacius setzte die Krone auf sein Haupt und salbte ihn nach der Sitte mit dem heiligen Oele, mit dem zuerst Chlodwig gesalbt worden war, und das ein Engel vom Himmel gebracht haben sollte, 752. Hiemit wurde zugleich die große Reichsversammlung vom März auf den Mai verlegt, wobei Bonifacius die Erinnerung an das Heidenthum, Pipin zugleich die Erinnerung an die Merowinger zu verlöschen strebte.

Um aber auch den neuen Papst Stephan, nach Zacharias Tode, geschmeidig zu machen, übereilte sich Pipin mit der Hülfe gegen die Longobarden nicht. Stephan mußte erst in eigener Person über die Alpen kommen und zu Paris fußfällig vor Pipin seine Bitten wiederholen. Dann erst brach der König, vom Papste begleitet, nach Italien auf, und zwang Aistulf zu einem schimpflichen Frieden, 754. Aber die Longobarden kannten die Gefahr zu gut, die ihnen von der wachsenden Macht des Papstes und seiner Verbindung mit den

Franken drohte, und setzten alles daran, ihr zu begegnen. Aistulf brach den Vertrag und belagerte Rom von neuem. Da zog Pipin 756 zum zweitenmale herbei, ließ die Longobarden die ganze Stärke seines Armes fühlen und zwang sie zu unmächtigem Gehorsam. Dem Papst aber gab er das ehemalige Exarchat oder das große Gebiet von Ravenna und Rom zum Lehen, um in Italien selbst eine starke Gegenmacht gegen die Longobarden aufzustellen. Dafür erklärte ihn der Papst zum Patricius oder Schutzherrn von Rom. Dadurch ward dem Papste eine weltliche Macht gegründet und dem Könige die geistliche Gewalt der Kirche förderlich und dienstbar. Einer solchen Verbindung konnte keine Macht der noch unabhängigen Staaten oder der Völker lange widerstehen.

Ferner führte Pipin neue glückliche Kriege wider die Sachsen, denen er abermals einen Tribut abzwang, und wider den aquitanischen Herzog Waifar, den er so lange in den Pyrenäen jagte, bis ihn seine Basken selbst tödteten, um Ruhe zu haben. Thassilo, der junge Herzog von Bayern, ertrug ungern das Joch Pipins, und weigerte ihm die Lehenshülfe gegen Waifar, doch fand es Pipin für gut, ihn zu schonen. Bald darauf starb Pipin, 768.

Capitel 98.

Karl der Große.

Pipin hinterließ zwei Söhne Karloman und Karl. Der erstere ward König von Neustrien, der andere von Austrasien. Karl mußte zuvor die Tochter des longobardischen Königs Desiderius heirathen, verstieß sie aber jetzt und reizte dadurch, wahrscheinlich absichtlich, die Longobarden gegen sich auf. Karloman kam durch einen Zufall ums Leben, 771, und als sein Bruder Karl sich sogleich Neustriens bemächtigte, floh seine Wittwe mit ihren beiden jungen Söhnen zu Desiderius.

So war Karl seit 771 König über ganz Frankreich, nicht ohne Verrath an seinen Neffen, aber durch einen riesenkräftigen Geist und ungeheuere Entwürfe angetrieben, jede Schranke kühn zu durchbrechen, um die größte und glänzendste Heldenbahn zu durchlaufen, zu der ihn seine Zeit berufen. So sehen wir die Sonne anfangs durch ein trübes Morgengewölk aufsteigen, dann am klaren Himmel ihren hohen Glanzlauf vollführen.

Viele Sagen berichten uns, wie schon in dem Knaben Karl ein urkräftiger Heldengeist in kühnen Thaten und Gedanken hervorgebrochen und seine künftige Größe verkündet. Wenn er eine Gewaltthat nicht scheute, so war es nur, um seinem Genie Platz zu brechen, und was er im Kleinen zertrümmerte, kam ihm gegen das Große nicht in Anschlag, das zu schaffen sein Geist ihn zwang.

Seine rastlose Thätigkeit, die immer zugleich auf äußern Kampf und auf die innere Ausbildung seines Reichs gerichtet war, und sein schöpferischer Geist hat in der 43jährigen Dauer seiner Alleinherrschaft den Zustand der deutschen Völker und dadurch ganz Europa's umgestaltet, und eine neue, große Zeit herbeigeführt, die wir in dem Verfolge dieser Geschichte kennen lernen werden. Mit ihm ist die Geschichte des deutschen Alterthums beschlossen. Alle jene altgermanischen Freistaaten und Königreiche lösten sich in sein großes Kaiserreich auf, und mit dem neuen Namen erhielt Land und Volk einen neuen Geist, eine neue Bildung. Das Alterthum versank in Nacht und das Mittelalter erlebte

seinen großen, glänzenden Tag. Karl der Große war die Sonne, die ihn her-einführte.

Doch darf er uns nicht so sehr blenden, daß wir verkennen sollten, was er verfehlt hat, um mit der äußern Größe des deutschen Reichs zugleich die innere Freiheit des deutschen Volks zu befestigen. Dieß läßt sich mit Einem Worte sagen. Er gründete die Kaisermacht auf die Lehensherrlichkeit. E fuhr fort, der Politik seiner Väter getreu, den Lehensadel und die Geistlichkeit über das eigentliche Volk zu erheben. Vielleicht hätte er anders gehandelt, wenn er in den Völkern selbst eine tüchtige Stütze gefunden hätte, allein die deutschen Völker standen sich damals noch feindlich gegenüber; Gothen, Longobarden, Alemannen, Bayern, Thüringer haßten die Franken als ihre Herren, die heidnischen Sachsen kämpften auf Leben und Tod, das doppelte Joch der Frankenherrschaft und des Christenthums von sich abzuwehren. Karl konnte daher die Einheit des Reichs nicht durch die Völker selbst, sondern nur trotz derselben durchsetzen, und fand seine Stütze nur in den ihm als siegreichem Feldherrn und freigebigem Gnadenspender ergebenen Vasallen und in den Bischöfen und Mönchen, die er um so weniger entbehren konnte, da sie den trotzigen Völkern die Einheit des Reichs als eine nothwendige Folge der Kircheneinheit, als ein im Zwecke des Christenthums liegendes Ziel empfehlen mußten. Wären die Völker schon gebildeter, schon für den Gedanken der Einheit reif gewesen, hätte Karl der Große wahrscheinlich dem Vasallenadel und der Geistlichkeit kein so großes Uebergewicht gegeben, ein Uebergewicht, das seine Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone nur zu bald empfanden.

Capitel 99.

Untergang des longobardischen Reichs.

Wie Desiderius den Papst zwingen wollte, die Söhne Karlomans zu fränkischen Königen zu salben, zog Karl über die Alpen, die Gelegenheit benutzend, um ganz Italien seinem Reiche einzuverleiben. Er selbst zog über den Mont Cenis, sein Oheim Bernhard über den Mons Jovis, der von da an den Namen des großen St. Bernhardsberges erhielt. Sobald Karl die Bergpässe gesprengt hatte, fand er keinen Widerstand mehr. Sein bloßer Anblick siegte. Große Heldenseelen haben etwas, das alle Gemüther mit Furcht und Staunen erfüllt. Des Helden Blick hat überwunden, ehe noch sein Arm zum Streite kam. Der Glaube an seine Kraft wirkt größere Wunder, als diese selbst. So erbebten die Longobarden vor dem großen Karl, ehe sie noch seiner spätern Thaten Fülle kannten, als sie dieselben nur ahnen konnten. Ein Theil von ihnen ging zu den Franken über. Desiderius ward in Pavia, seiner Hauptstadt eingeschlossen und ergab sich nach 7 Monaten aus Hungersnoth. Eine alte Chronik erzählt: als er von einem Thurme herab die heranziehenden Schaaren der Franken betrachtet und vor jeder Schaar den großen Karl gesucht, sey dieser zuletzt hoch ragend ganz in Eisen auf einem gewaltigen Streitrosse, das selbst von Eisen schien, daher geritten. Vor diesem Anblicke sey Desiderius in sich selbst zusammengesunken und habe wehmüthig den Umstehenden zugerufen: laßt uns hinab steigen und uns in die Erde bergen vor dem zornigen Angesichte eines so gewaltigen Feindes. Darauf ergab er sich der Gnade des Frankenkönigs. Karl sandte ihn, der des Throns unwürdig und unmächtig sich erwiesen, in ein Kloster. Sein besserer Sohn, Adalgisus, der eines bessern Schicksals werth gewe-

gewesen wäre, floh, da die Longobarden zu fernerem Widerstande zu feig waren, nach Constantinopel. Das Reich der Longobarden hatte ein Ende, und nur der Name blieb den schönen Ebenen Oberitaliens, die noch jetzt die Lombardei heißen. Karl setzte die alte eiserne Longobardenkrone sich selbst aufs Haupt, 774. Das Volk behielt seine alten Rechte. In dem gleichen Jahre besuchte er den Papst zu Rom, bestätigte ihm die Pipinische Schenkung, ward von ihm gleichfalls zum Patricius ernannt und befestigte das enge Bündniß, das sein Vater schon mit dem heiligen Stuhle angeknüpft.

Indeß konnten sich die freisinnigen Longobarden der neuen, strengen Herrschaft nicht so bald fügen. Dreimal verschworen sie sich zu Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit, angeführt durch Paul Warnefried, einen Geistlichen, den größten Geschichtschreiber seines Volkes und seiner Zeit. Karls Uebermacht unterdrückte die unmächtigen Versuche, doch seine Großmuth anerkannte das edle Bestreben. Als die Gerichte den gefangenen Warnefried zum Verluste der Augen und Hände verdammten, rief Karl unwillig aus: wo doch würden wir wieder Hände finden, welche die Geschichte so schön beschreiben, wie diese!

Noch zweimal ward Karl genöthigt, die empörten Longobarden zu unterwerfen, 776, da der Herzog von Friaul, und 786, da der Herzog von Benevent großen Aufruhr erregten. Seitdem aber war ihre Abhängigkeit von Frankreich und der Untergang ihrer selbstständigen Krone für immer entschieden.

Capitel 100.

Die Sachsenkriege.

Wie es in frühern Zeiten das unablässige Bestreben der Römer war, ihre freien Nachbarn, die Germanen, zu unterjochen, weil die Kraft derselben eben so äußerlich ihr Weltreich, als ihre Freiheit innerlich das Wesen ihrer tyrannischen Staatsverfassung gefährdete, so bestrebten sich auch die Franken, welche die Römerherrschaft geerbt, auf gleiche Weise die Sachsen zu unterdrücken, welche die altgermanische, wilde Freiheit unter sich fort gepflanzt. Zu diesem alten Grunde der Zwietracht zwischen Franken und Sachsen gesellte sich ein noch älterer, der uralte Nationalhaß zwischen beiden Stämmen, und ein neuerer, der religiöse Unterschied. Die Franken strebten als Christen die Sachsen, die noch Heiden waren, zu bekehren. Sie konnten dieß nur durch Unterwerfung, und die Sachsen hielten hartnäckiger auf dem Heidenthume, weil sie die Bekehrung nur als Unterdrückung der Freiheit betrachten mußten. So hatte schon unter den Merowingern beständige Fehde zwischen den Franken und Sachsen bestanden, und die Rheingegenden waren oft von ihrem Blute gefärbt worden. Nur eine kurze Zeit erhielt Dagobert Frieden. Der Krieg entbrannte stets von neuem, und eben so vergeblich waren die Bemühungen des heiligen Bonifacius. Die furchtbare alte Heldenkraft der Sachsen, zu der sich Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Glauben gesellte, und die innern Fehden in Frankreich hatten bisher eine Entscheidung des alten Kampfes verhindert. Oft waren die Sachsen von den tapfern Hausmaiern zu schimpflichen Tributen gezwungen, aber nie dauerhaft unterjocht worden.

So fand der große Karl das kühne Volk, und gleich beim Anbeginn seiner Regierung ward es ihm klar, daß er die Bezwingung der Sachsen zu einer der vorzüglichsten Aufgaben seines Lebens machen müsse. Um Frankreich gegen die Angriffe dieses wilden Volks zu sichern, um alle deutschen Stämme zu vereini=

gen, um ein einiges starkes Reich im Herzen Europa's zu gründen, um das Licht des Christenthums über diesen ganzen schönen Welttheil leuchten zu lassen, war die Unterwerfung der Sachsen das erste und dringendste Ziel.

Darum hat Karl alle Riesenkraft seines Reiches und seines Geistes aufgeboten, die Sachsen zu bezwingen, trotz des ungeheuersten Widerstandes, trotz unerhörter Grausamkeiten, durch die er dabei seinen Ruhm beflecken mußte, trotz unzähliger anderer Kriege, trotz der Sorge für das Innere seines Reiches, dieses Ziel niemals aus dem Auge verloren und es nach zwei und dreißigjährigem mörderischem Kampfe noch im Alter glücklich erreicht.

Dieser Kampf ist aber nicht minder durch den Heldenmuth der Sachsen ausgezeichnet, als durch die Standhaftigkeit, die Kraft, den überlegenen Geist und das hohe Ziel Karls. Die Sachsen stritten ihres alten Ruhms würdig für ihre alte Freiheit und für ihren Glauben, widerstanden länger als ein Menschenalter, und selbst ihre Unterwerfung war ehrenvoll.

An ihrer Spitze stand ein Held, den wir mit Armin vergleichen dürfen, wie wir die Franken mit den Römern verglichen haben. Das war Wittekind, Herzog der Westphalen. An derselben Stätte, wo einst Armin gestritten, stritt auch er und in demselben Geiste, für denselben Zweck, mit gleichem Ruhme. Sein Feuereifer entflammte die Sachsen zur unerhörtesten Ausdauer. Nach jeder noch so blutigen Niederlage, nach jedem abgedrungenen Frieden, entzündeten sie den Aufruhr von neuem, und die auswärtigen Kriege Karls begünstigten stets den Anfang ihrer Unternehmungen, bis der große König selber wieder heranzog und sie in immer härtere Fesseln schlug. Da erschöpften sich endlich ihre Kräfte, und sie nahmen mit dem Christenthume freiwillig den milden Geist der Unterwerfung an.

Capitel 101.

Verfolg der Sachsenkriege.

Schon im Jahre 772 hielt Karl zu Worms eine große Reichsversammlung, auf welcher der Krieg gegen die Sachsen einmüthig beschlossen ward. Den jungen König an der Spitze brach der gewaltige Heerbann der Franken über den Rhein. Er siegte überall, zerstörte die sächsischen Heiligthümer der Eresburg und Irmensäule, und drang bis zur Weser. Dieser Einfall war aber nur die erste Losung zu einem langen furchtbaren Vertilgungskriege.

Karl ward nach Italien abgerufen, und während er den longobardischen Herzog von Friaul, Rotgaudus, der sich empört hatte, überwältigte, standen die Sachsen wieder auf. Die Seele des Krieges war Wittekind von Westphalen. Nicht minder thätig zeigte sich Alboin, Herzog von Ostphalen. Karl brach zum zweiten Male in Sachsen ein, 775, und unterwarf nach einander die drei Bünde der beiden Phalen und der Engern. Die Küsten blieben frei.

Karl mußte nochmals nach Italien, den friaulischen Herzog zu bändigen. Da empörte sich ganz Sachsenland von neuem, und Wittekind nahm alle Maßregeln des allgemeinen Landsturms. Wälder wurden in Verhaue umgelegt, alles stand in Waffen. Karl aber kam und siegte. Mit zermalmender Kraft warf er alles vor sich nieder und blieb in der Mitte des Landes gelagert, indem er zu Paderborn eine Pfalz und große königliche Hofhaltung stiftete. Dahin berief er die Großen seines Reichs. Dahin kam der Papst, die Ge-

sandten fremder Völker, und unter diesen eine Anzahl arabischer Fürsten aus Spanien, die sich von dem großen Araberreich unabhängig gemacht hatten und den mächtigen Karl um Beistand anriefen. Auch die Sachsen schickten ihre Abgeordneten nach Paderborn und gelobten bei dem Verluste ihrer Allode und Freiheit Frieden und Unterwerfung. Nur Wittekind verschmähte des Königs Gnade und floh nach Dänemark zu dem heidnischen Könige Siegfried, um von dort aus bei der nächsten Gelegenheit den Freiheitskrieg aufs neue zu entflammen.

Während Karl mit seinem Heerbanne über die Pyrenäen zog, die Araber in Schrecken zu setzen, ward in Sachsen alles wieder anders. Wittekind kam zurück. Dem erzwungenen Schwure ungetreu, fiel ganz Sachsen wieder ab. Verheerend streiften die Schaaren Wittekinds bis unter die Mauern von Duits und Köln, 778. Karl kehrte zurück und richtete in dem folgenden Jahre alle seine Kräfte gegen die Sachsen. Er schlug sie in großen Schlachten an der Eller und im Buchholz. Er blieb im Lande und traf alle Anstalten, sich für immer darin zu befestigen. An der Elbe wurden zahlreiche Burgen erbaut und mit Franken besetzt. Freundlichkeit, milde Behandlung, Versprechungen wurden verschwendet, wenigstens einen Theil des Volks, besonders den Adel zu gewinnen. Vorsichtig hatte Karl die Geiseln, die er den Sachsen in frühern Kriegen abgenommen, in fränkischen Klöstern bilden lassen. Sie kehrten zurück und förderten friedlich das Werk der Bekehrung. So schien alles eine gute Wendung zu nehmen, und Karl achtete sich schon so sicher, der Sachsen Herr zu seyn, wie einst Varus in demselben Lande und unter ganz ähnlichen Umständen. Aber er täuschte sich nicht minder. Die Unterwerfung war nur Zwang und erzeugte Verstellung. Seiner Freiheit vergaß der Sachse nicht und sah ingrimmig die festen Burgen an, die er selber mußte bauen helfen, nur des Augenblicks gewärtig, sie wieder zu brechen. Erniedrigter Stolz wird Tücke. Der Sachse schien dem Franken nur zu schmeicheln, um ihm desto sicherer den Dolch in die Brust zu stoßen. Wer sich ernstlich bekehrte, ward insgeheim als Verräther gebrandmarkt, und im schweigenden Dunkel des Waldes schworen die freien Herzen bei den alten Göttern den Franken Untergang. Ihre Eidesformel war:

Hilli kroti Woudana ilp osk un osken Pana Uitikin ok Kelta of ten oiskena Karleui ten slaktenera. Ik tif ti in our un ton scapa un tat Rofe. Ik slacte ti all franca up tinen iliken Artis beka.

Karl entdeckte die wahre Lage der Dinge so wenig, daß er nicht nur Sachsen wieder verließ, sondern ganz unbesorgt seinen Feldherren Geil und Adalgis auftrug, sich durch Aushebung eines großen, sächsischen Heeres zu verstärken, und in das Land der Slaven jenseits der Elbe und Saale einzufallen, weil dieses Volk die Franken zu bedrohen anfing. Die Sachsen folgten dem Rufe und schlossen sich in großer Ueberzahl den fränkischen Schaaren an. Der Feldzug begann 782. Aber unterwegs fielen die Sachsen auf dem Berge Sundel an der Weser plötzlich über die sorglosen Franken her. Die Schlacht im Teutoburger Walde ward erneuert. Geil und Adalgis, der größte Theil der Franken blieb auf dem Wahlplatze.

Als die Kunde dieser furchtbaren Niederlage zu Karl gelangte, wodurch er sich in allen seinen Hoffnungen auf die Slaven und Sachsen so arg getäuscht sah, beschloß er grausame Rache zu nehmen und durch die furchtbarste Strenge wieder zu gewinnen, was seine Milde verscherzt hatte. Er ging über den Rhein, verheerte die Wohnungen der Sachsen mit Feuer und Schwert, und ließ alles niedermachen, was sich nicht auf der Stelle zur Taufe bekannte.

Tausende wurden in die Flüsse gejagt und getauft oder ertränkt. An der Aller bei Verden ließ er 4500 mit den Waffen gefangene Sachsen enthaupten. Vernichtung zog vor ihm her. Blut, Leichen, rauchende Schutthaufen bezeichneten den Weg, den er genommen. Aber je schrecklicher die Gefahr, desto mannhafter blieb der Sachsen Muth. Auf Tod und Leben wehrte sich das Volk, jede Grausamkeit vergalt es doppelt, und die Wage des Krieges blieb im Schwanken. Bei Detmold führte Wittekind den begeisterten Landsturm der Sachsen Karls überlegenem Heerbanne entgegen. Eine mörderische Schlacht ward geschlagen, aber sie blieb unentschieden. Im kleinen Kriege zeigten sich die Sachsen unüberwindlich. Erst als sie noch einmal in großen Massen an der Hase eine Hauptschlacht wagten, siegte Karls Ueberlegenheit im Kriegsgeschicke. Als er sich dadurch endlich wieder im Herzen des Landes festgesetzt, nahm er aus Klugheit mildere Gesinnungen an, und während er die nördlichen Gaue noch mit Feuer und Schwert verheerte, beruhigte er die Unterworfenen im Binnenlande. Diese Milde, verbunden mit der Erschöpfung von zahllosen Niederlagen, bewog endlich das heldenmüthige Volk zur allgemeinen Unterwerfung. Dem Worte des großen Königs vertrauend, kamen die stolzen Freiheitshelden Wittekind und Alboin selber nach Attigny in Frankreich, und nahmen freiwillig die Taufe an, 785. Es gereicht Karln zum Ruhme, daß er sie so ehrenvoll behandelte, als es ihre großen Thaten verdienten.

Capitel 102.

Ende der Sachsenkriege.

Aber auch dieser Friede war von kurzer Dauer, und man muß billig ein Volk bewundern, das nach solchen Erfahrungen immer noch stolz und kräftig genug blieb, das Unglück, selbst den Untergang im Kampfe für die alte Freiheit und Ehre, dem Glücke eines Friedens vorzuziehen, sobald es nur ein Schatten von Abhängigkeit befleckte. Karl glaubte den Norden bezwungen, und beschäftigte sich mit dem Süden. Während er die mächtigen Avaren in Ungarn zurückschreckte, und eine Verbindung zwischen dem adriatischen Meere und der Donau offen hielt, dachte sein großer Geist auf eine Maßregel, welche den ganzen Süden und Norden Deutschlands in engere Verbindung bringen sollte, nämlich auf einen Durchstich des Landes zwischen der Rednitz, die in den Main und durch diesen in den Rhein fließt, und der Altmühl, die sich in die Donau ergießt. Wäre dieser Canal zu Stande gekommen, so wäre eine Wasserstraße mitten durch Deutschland geführt worden, die den wechselseitigen Verkehr der Provinzen mächtig gefördert und die größten Folgen für den Welthandel überhaupt gehabt hätte, da auf diese Weise zugleich das schwarze Meer mit der Nordsee verbunden worden wäre. Schon war ein 300 Fuß breiter Canal eine Strecke weit gegraben, als heftige Regengüsse die Arbeit störten, und da Karl trotz dem das Werk fortsetzen wollte, brach aufs neue der Sachsenkrieg aus, und das Unternehmen gerieth ins Stocken, ohne je wieder aufgenommen zu werden. Die Sachsen hofften, von den Avaren unterstützt zu werden, und ihr Landsturm brach plötzlich auf allen Punkten los. Als sie aber sahen, daß Karl mit ungeheurer Macht gegen sie zog und die Avaren sich still verhielten, gingen sie eben so plötzlich wieder aus einander, und Karl fand ihr Land still und friedlich, ohne zu wissen, wen er als die Schuldigen anklagen sollte. Er begnügte sich daher, Geiseln von ihnen zu nehmen, und seinen Sitz zu Aachen

aufzuschlagen, 794. Von hier aus hatte er hinfort die Sachsen sorgsam im Auge, und ließ beständig ihr Land durchstreifen. Nur die Nordalbinger im Norden der Elbe (im heutigen Holstein) verweigerten ihm hartnäckig den Gehorsam, und schlugen sich unablässig mit seinen Streifern herum. Viele Tausende von ihnen wurden aus ihrem Lande entführt und nach dem Süden gebracht (z. B. nach Sachsenhausen bei Frankfurt). Dennoch hielten sich die Uebrigen in ihren Schlupfwinkeln am Meeresufer, und erregten Karls Zorn aufs neue, als sie seine nach Dänemark geschickten Gesandten unterwegs erschlugen. Um sie ganz sicher zu bezwingen, stiftete Karl Freundschaft mit den slavischen Obotriten, einem wendischen Stamme in Mecklenburg. Ihr Fürst Thrasico fiel mit einem Hülfsheere von Franken über die Nordsachsen her, und schlug sie bei Suintana, wo 4000 derselben umkamen, 798.

Während dieser Kämpfe war Karl schlau genug, die sächsischen Edelinge durch besondere Gunstbezeugungen zu gewinnen, indem er ihnen allein ihre Rechte ließ, den Freilingen und Lazzen aber die ihrigen entriß. Nachdem das Volk durch so viele Niederlagen gebeugt und der Adel gewonnen war, richtete Karl 803 zu Selz einen feierlichen Frieden mit den Sachsen auf, indem er ihnen gelobte, sie den Franken gleich zu achten, was freilich nur dem Adel zu Gute kam. Dagegen mußten die Sachsen geloben, bei dem Christenthume zu beharren, und der Geistlichkeit, nach dem Beispiele der übrigen fränkischen Christen, den Zehnten zu geben. Ihre Gesetze wurden niedergeschrieben, und hinzugefügt, was aus der fränkischen Oberhoheit und aus der Kirchenverfassung herfloß.

Capitel 103.

Karls Kriege in Spanien.

Die Araber in Spanien waren unter einander uneins. Der letzte Sprosse der arabischen Kalifen aus dem Hause der Omeijaden flüchtete aus Afrika nach Spanien, wo ihm die Araber noch anhingen, und gründete sein Reich zu Cordova. Einige Häuptlinge (Emirs) jedoch, die selbst nach Unabhängigkeit strebten, sahen ihn ungern, vereinigten sich mit Ibnalarabi, dem Herrn von Saragossa, zum Widerstand, und baten den großen Karl um Hülfe. Für diesen war also die Gelegenheit sehr günstig, den Muhamedanern das Uebergewicht des Frankenreiches noch einmal zu zeigen, ihre Einigkeit und Kraft zu brechen, die Gefahr, die von dieser Seite her dem Reiche drohen konnte, für immer abzuwenden, das Reich selbst zu erweitern.

Karl führte seinen Heerbann 778 über die Pyrenäen. Die Sagen melden viel Abenteuerliches von diesem Kriege. Karls erster Feldherr, der berühmte Roland, erscheint dabei im größten Glanze ruhmvoller Thaten. Karl setzte den Ibnalarabi zu Saragossa wieder ein, und machte Catalonien mit der Hauptstadt Barcelona zu einem fränkischen Gränzherzogthume. Aber er konnte nicht mehr thun, denn der Sachsenkrieg rief ihn nach Deutschland zurück. Als die Basken in den Pyrenäen ihn abziehen sahen, machten sie ihrem alten Hasse gegen die Franken Luft, fielen über die fränkische Nachhut her, und erschlugen sie in den engen Gebirgspässen bei Ronceval. Hier fiel der tapfere Roland. Dafür ließ Karl ihren Herzog Lupus hinrichten.

Im Jahre 799 that Karl einen Seezug gegen die Araber, und nahm ihnen die balearischen Inseln, Majorca und Minorca weg. Vielleicht wäre es ihm

möglich gewesen, die Araber ganz aus Spanien zu vertreiben, wenn ihm die Sachsenkriege Zeit gelassen hätten.

Capitel 104.

Thassilo.

Das alte Geschlecht der Agilolfinger besaß das größte Ansehen bei den Bayern, und behauptete sich bis auf Thassilo in der herzoglichen Würde. In diesem kühnen Manne fand das eifersüchtige Volk ein Haupt, wie es ihm zusagte. Wie viele frühere Herzoge gegen die Franken sich empört hatten, war auch er schon mit Pipin zerfallen gewesen. Seinem Ehrgeize folgend, auf seinen Heldenmuth und auf sein Volk vertrauend, ließ er auch durch die Uebermacht des großen Karl sich nicht abschrecken, nach Unabhängigkeit zu streben. Er benutzte die Zeit, da Karl mit schweren Kriegen beladen war, sich in Bayern ganz frei zu machen, verweigerte die Heerfolge, handelte ganz wie ein selbstständiger König, und gab den Bayern ein neues Gesetz, das noch vorhanden ist. Der fränkische Graf Chrodbert wurde in einer Fehde mit ihnen erschlagen. Sein Haß gegen die Franken ward noch heftiger entflammt durch seine Gemahlin Luitberga, des letzten Desiderius Tochter.

Als aber Karl einen Augenblick Ruhe gewann, zog er mit großer Heeresmacht gegen Thassilo, und schloß ihn auf dem Lechfelde ein. Diesem blieb nichts übrig, als um Gnade zu bitten. Karl verzieh ihm, ließ sich Geiseln stellen und Treue geloben.

Aber schon im folgenden Jahre 788 brach Thassilo sein Wort. Obwohl sein eigner Sohn bei dem Könige als Geisel sich befand, schwur er, lieber zehn Söhne verlieren, als so abhängig leben zu wollen, wie er versprochen. Er suchte heimlich aus Ungarn der Avaren Hülfe. Doch schob er die offene Empörung noch auf, weil Karl eben Frieden hatte, und zu Ingelheim einen großen Reichstag hielt, ja er erschien selbst auf der Versammlung. Seine Plane waren verrathen, er ward in offener Versammlung gerichtet und zum Tode verdammt. Karl aber ließ ihn nebst seinem Sohne in ein Kloster gehen, und Bayern fortan allein durch fränkische Grafen regieren.

Capitel 105.

Karls Kriege mit den Slaven.

In die Länder ostwärts der Elbe und Saale, welche die gothischen Stämme verlassen hatten, waren Slaven gedrungen. Ein ausgezeichneter Stamm derselben, die Wenden, nahm Norddeutschland ein, und kam in harten Kampf mit den Sachsen, dann mit den Franken. Zu ihm gehörten die Obotriten, die am meisten westlich in Mecklenburg, und die Wilzen, die am meisten östlich in Pommern an die Küste stießen. Sie hatten schon große Handelsstädte. Ein anderer slavischer Stamm, die Sorben genannt, saß zwischen Oder und Saale, in Böhmen die Böhmen oder Tschechen. Alle diese Stämme waren unter einander uneins, wie früher die germanischen, und Karl betrug sich nicht anders gegen sie, als die Römer sich gegen die Deutschen betragen hatten. Aber so tapfer die slavische Nation sich erwiesen, so mangelte ihr doch der nachhaltige

Sinn für Freiheit. Zu Hause an Unterwürfigkeit gewöhnt, konnten sie einem stärkern Gegner von außen nicht widerstehen. Karl begann nun den Kampf, den das deutsche Reich nachher Jahrhunderte lang fortführte, und der mit Wiedereroberung aller den gothischen Stämmen ehemals zugehörigen Länder und gänzlicher Unterwerfung und Germanisirung der Slaven bis an die Oder und Weichsel endete. Diese Unterwerfung war nicht minder grausam und ungerecht, als jene, die einst die Römer über einen Theil von Deutschland verhängten. Aber auch die Slaven achteten die deutschen Gränzen nicht, machten verheerende Einfälle, raubten, mordeten und suchten zu erobern. Sie würden die Deutschen unterjocht haben, wenn sie nicht von diesen unterjocht worden wären. Dazu kam der Glaubensstreit. Die Begeisterung für das Christenthum machte es den Deutschen zur Pflicht, die Heiden zu bekehren, und um diesen frommen Zweck zu erreichen, wurden selbst die gewaltthätigsten und grausamsten Mittel nicht gescheut.

Diese Gründe waren es, die Karl den Großen zum Kampfe bewogen, die den Kampf in der Folge beständig nährten. Eine Zeit lang verhinderten die Sachsen Karls Unternehmungen gegen die Slaven. Erst 789 fiel er mit seinem Heerbanne ins Land der Wenden, und bezwang Obotriten und Wilzen. Indeß schreckte sie nur dieser Zug; an eine dauernde Unterwerfung war noch nicht zu denken. Dagegen benutzte Karl sehr geschickt ihre Uneinigkeit. Die Obotriten, die ihm als nächste Nachbarn vorzüglich gute Dienste leisten konnten, und von den andern slavischen Stämmen gehaßt wurden, nahm er zu treuen Bundesgenossen an, begünstigte sie auf jede Weise, bediente sich ihrer Waffen gegen die Sachsen, und schenkte ihnen zum Lohne die östlichen sächsischen Gaue, das alte Land der Angeln jenseits der Elbe, das heutige Mecklenburg.

In den Jahren 805 und 806 zog Karl gegen die Sorben, besiegte ihre Könige Samela und Misito, machte sie tributbar und legte den ersten Grund zu Halle und Magdeburg.

Capitel 106.

Karls Kriege mit den Avaren.

Die Avaren, ein wilder tartarischer Stamm, waren den Longobarden gefolgt, und hatten in Ungarn und Oesterreich sich festgesetzt. Sie befanden sich in beständigem Kriege mit den slavischen Böhmen und mit den Herzogen von Friaul. Thassilo verband sich mit ihnen gegen die Franken. Sie thaten 789 einen verheerenden Einfall. 791 zog Karl mit großer Kriegesmacht und mit einer Flotte die Donau hinab, und verheerte das Land der Avaren bis an den Raabfluß. Zu gleicher Zeit drang sein Sohn Pipin von Friaul aus in Ungarn siegreich ein. Weiter aber wagte er dießmal nicht vorzugehen, und suchte nur, das Gewonnene festzuhalten. Immer dem Grundsatze treu, die zweifelhaften Länder selbst zu beobachten, und sich darin persönlich mit seiner ganzen Pracht und Größe zu zeigen, hielt er in Regensburg 792 eine geistliche Synode, wo er die Lehre des spanischen Bischofs Felix als Ketzerei verdammen ließ. Hart an der Gränze Böhmens und unweit von Ungarn gefiel es ihm, sich als den Schirmherrn der Christenheit zu zeigen, um den gefährlichen Nachbarn durch den Pomp einer Kirchenversammlung zu imponiren.

Bald darauf begann der Avarenkrieg aufs neue. Die Fürsten oder Khane der Avaren bekämpften sich unter einander. Der eine derselben, Tudun, kam

zu Karln nach Aachen, und ließ sich taufen; die andern trotzten dem Reiche, wurden aber von dem jungen Pipin und Erich, dem tapfern Herzoge Friauls, denen auch die Slaven unter Winimir beistanden, in ihrer Zwietracht überfallen. Sie hatten in Ungarn ringförmige, in einander greifende Verschanzungen, worin sie sich für unüberwindlich hielten. Allein nach einem langen verzweifelten Kampfe wurden diese berühmten Ringe von Erich erstürmt, 796. Den unermeßlichen Raub, den die Franken darin zusammengehäuft fanden, ließ Karl nach Aachen bringen, und schenkte die Hälfte davon dem Papste. Trotz dieser Niederlage kämpften die Avaren noch fort, und tödteten 799 den tapfern Bayerherzog Kerold in der Schlacht; indeß waren sie zu uneinig und geschwächt, um dem Reiche ferner gefährlich zu seyn. Einer ihrer Khane unterwarf sich von neuem, und von Salzburg aus wurde ihre Bekehrung auf friedlichem Wege betrieben.

Wenn Karl nicht durch die Sachsen beständig aufgehalten worden wäre, hätte er die avarische Eroberung weiter als bis zum Raabfluß ausgedehnt, und wäre vielleicht bis nach Constantinopel vorgedrungen. Eine Verbindung des Abendlandes mit dem Morgenlande durch die oben erwähnte Vereinigung des Mains mit der Donau lag nicht so fern. Karl begnügte sich jetzt, das den Slaven abgenommene Krain zu einer Mark des Reiches zu machen, und in das heutige Oesterreich viele schwäbische und bayerische Colonisten einzuführen, daher der Name bayerische Mark oder Ostarrichi.

Capitel 107.

Karls Kriege mit den Normannen.

Normannen, Männer des Nordens, hießen alle Skandinavier, die ihre Heimath verließen, um zu Wasser und zu Lande auf Abenteuer und Eroberung auszuziehen. In der Heidenzeit waren alle deutschen Völker so gewandert. Das Christenthum machte diesen Zügen im Süden ein Ende, und nur noch die Skandinavier, die letzten heidnischen Germanen, behielten die alte Sitte bei. Bisher waren die Sachsen eine Schutzmauer gegen die Normänner gewesen. Seit Karl auch diese unterworfen hatte, wurden die nordischen Räuber und Helden dem friedlichen Frankreich sehr gefährlich.

Die Dänen leisteten den Sachsen Vorschub. Zu ihnen floh Wittekind, und fand Schutz und Beistand. Ihr König Gottfried fiel über die Obotriten, Karls Bundesgenossen her, und wurde nur nach hartem Kampfe durch die fränkischen Heere zurückgetrieben. Um aber im eigenen Lande sicher zu seyn, warf er einen großen Wall und Graben auf, der die dänische Halbinsel von Deutschland schied. 810 landete er mit 200 Schiffen in Friesland, und drohte selbst nach Aachen, Karls vornehmster Pfalz, zu ziehen. Sogleich sammelte Karl den fränkischen Heerbann, und zog gegen die Normannen. Aber schon unterwegs vernahm er, die Feinde hätten ihren eigenen König erschlagen, weil er im Uebermuthe der Heldenkraft nach tyrannischer Gewalt gestrebt, und sie seyen nach Dänemark zurückgekehrt. Darauf schloß Karl mit Hemming, Gottfrieds Nachfolger, Friede, und machte die Eyder zu des Reiches Gränze, ließ aber in der Nordsee eine große Flotte bauen, um vor künftigen Seezügen der Normannen die Küsten zu decken.

Capi=

Capitel 108.

Karl der Große, erster römisch-deutscher Kaiser.

Jenes waren die kriegerischen Thaten des größten unter den Frankenkönigen. Durch sie ward das Reich erweitert vom Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Eyder. Mit Ausnahme der Engländer und Skandinavier waren alle deutschen Stämme zum ersten Male unter Einem Haupte vereinigt. An sie schlossen sich alle abendländischen Römer und ein Theil der Slaven und Avaren an. Das große Reich hatte eine natürliche Verbindung innerlich, bildete ein natürliches Ganzes, gegen außen abgeschlossen; aus so verschiedenen Elementen es zusammengesetzt war, so zeigte sich doch die anziehende Kraft zwischen denselben stärker, als die abstoßende, und dagegen befanden sie sich insgesammt in einem so starken Gegensatz gegen außen, daß derselbe ihre Verbindung eng befestigen mußte. Wir unterscheiden zwar in dem großen Reiche Karls noch Römer und Deutsche, Sieger und Besiegte, Freunde der königlichen Gewalt, Freunde der alten Volksgewalt; aber diese Unterschiede konnten sich kaum geltend machen gegen die starken Bande, die zur Einigkeit aufforderten.

Die katholische Religion herrschte über das ganze Reich, allein und ausschließlich. Die Begeisterung für sie, ihre Gewalt über die Seelen, ihr für die rohen Völker passender Charakter, ihre wohlgeordnete Verfassung unter dem Papste, vereinigten alle Völker des großen Reiches in Einem Geiste. Nach außen aber waren die Gränzen der Kirche zugleich die des Reiches. Die Gefahr, mit der von Süden her der Muhamedanismus die Christenheit bedrohte, vereinigte Römer und Deutsche, und lös'te selbst den Stammhaß unter den letztern in reine Begeisterung und brüderliche Treue auf. Gegen das griechische Kaiserthum fanden die katholischen Christen sich ebenfalls in lebhaften Gegensatz versetzt. Gegen die heidnischen Slaven und Normannen mußte derselbe christlich brüderliche Geist sich waffnen. England allein trennte sich von dem katholischen Reiche, wozu es seine insularische Lage aufforderte. Wie aber die Gefahr, die theils dem Christenthume überhaupt, theils insbesondere der katholischen Kirche von außen drohte, zu einer Schutzverbindung trieb, so wirkte nicht minder der damals allgemein herrschende Glaube, daß es Pflicht der Christen sey, die ganze Erde zu bekehren, und alle Völker in einem Gottesreiche zu vereinigen, zu einer Trutzverbindung, zum Zusammenhalten, um zu bekehren und die Lehre des Kreuzes nach allen Richtungen zu verbreiten.

Alle deutschen Stämme fanden sich plötzlich zum ersten Male vereinigt, und je mehr ihre Besonderheiten sich versöhnten, desto freier konnte sich der Geist entfalten, der ihnen allen auf gleiche Weise eigenthümlich war. Der Gegensatz gegen Araber, Griechen, Slaven und heidnische Skandinavier wirkte zu der Vereinigung thätig mit. Ein ausschließlich deutsches Reich lag zwar keineswegs im Sinne der Zeit, denn die Römer waren mit den Deutschen verwachsen, und der christliche Glaube ließ nach einem allgemeinen Weltreiche über die Schranken des deutschen Volkes hinaus streben; aber die Vereinigung aller deutschen Stämme im römisch-christlichen Geiste trug doch das Meiste zu der innern Bindung des Reiches bei.

Endlich erinnerte die Erweiterung des Reiches, erinnerten die Kriege und Eroberungen nothwendig an das alte Römerreich, und das Andenken an seine Herrlichkeit, das noch nicht erloschen war, erneuerte den Sinn für Erhabenheit und Pracht. Das stolze Gefühl der Macht eines Riesenstaates kehrte zurück nicht nur in die Seele des Herrschers, sondern auch der Untergebenen. Die

Aehnlichkeit des neuen Reiches mit dem alten, und das uralte Ansehen des römischen Namens führte zu einer leichten Verknüpfung beider großen Erscheinungen, und man gab mit Vorliebe dem neuen Reiche den alten Namen des römischen.

Alle diese Umstände zusammengenommen, führten auf die Idee eines Reiches, das im weltlichen Sinne und vermöge der Mittel seiner Entstehung das altrömische Kaiserreich wiederholen, im religiösen Sinne aber und seinem Zwecke nach eine ganz neue Erscheinung seyn sollte, nämlich ein christliches Reich über die ganze Erde verbreitet, alle Völker in Einem Glauben, in Einem Geiste, in Einem friedlichen Staate umfassend. In diesem Sinne wurde das Reich das heilige, seinen wichtigsten, nationellen Bestandtheilen nach aber das römisch-deutsche genannt. Es mußte nothwendig in zwei Reiche zerfallen, in ein geistliches und in ein weltliches, in eine Kirche und in einen Staat. Jedes derselben mußte ein einiges Ganzes bilden unter einem sichtbaren Haupte, dem Stellvertreter des einen persönlichen Gottes. Das Haupt des geistlichen Reiches ward der Papst, das Haupt des weltlichen Reiches der römisch-deutsche Kaiser. Gott der Herr, hieß es, hat zwei Schwerter gegeben, die Erde zu regieren, das eine dem Papste, das andere dem Kaiser.

Diese neue Umgestaltung der Dinge lag also im Geiste der Zeit, und der riesenstarke Arm des großen Karl war nur das äußere, sichtbare Werkzeug, das da ausführte, was seit Jahrhunderten vorbereitet war. Gerade darin besteht seine Größe, daß er im Sinne der Zeit handelte, was sich äußerlich vereinigen sollte, gewaltsam zu einander führte, und dem neuen Geiste und Leben, das aus der Vereinigung sich von selbst entwickeln mußte, keine hindernde Schranke vorschob, sondern freie Bahn eröffnete. Indem er aber den Vortheil der Einheit erwog, brachte er derselben freilich die alte, durch die Besonderheit und Unabhängigkeit der kleinen Stämme und Staaten begünstigte Freiheit zum Opfer. Um dem Volke die Einheit zu geben, nahm er ihm die Freiheit; es war noch nicht an der Zeit, daß das deutsche Volk der Einheit und Freiheit zugleich hätte genießen können.

Während Karl mit seinem blutenden Schwerte die Völker unterwarf, hielt er enge Freundschaft mit dem Papste Hadrian, und unterstützte ihn in seinem Kirchenregimente, um wieder durch ihn bei der Bekehrung der Heiden und Sänftignng der wildfreien Gemüther im weltlichen Reiche unterstützt zu werden. Was des Königs Drohungen nicht ausrichteten, das gelang der frommen Beredsamkeit der Geistlichen. Hadrian starb, aber das Papstthum blieb dem fränkischen Königthume getreu. Als sich Karl im Jahre 800 in Rom befand, nahm er am Weihnachtsabende in der Peterskirche aus des Papstes Leo III. Hand die römische Kaiserkrone. Das versammelte Volk rief aus: Karl Augustus, der von Gott gekrönte, große und friedebringende römische Kaiser! ihm Leben und Sieg! Solchen Anfang nahm das Kaiserreich des Mittelalters.

Capitel 109.

Reichsverfassung unter Karl dem Großen.

Karl gründete seine ganze Herrschaft auf das Lehenwesen, und vollendete, was Chlodwig in diesem Sinne angefangen hatte. Schon Chlodwig hatte sein kriegerisches Gefolge, das unmittelbar seiner Person verpflichtet war, den freien Franken vorgezogen; die Hausmaier des karolingischen Geschlechts hatten

das ganze Gebäude ihres Glückes auf die Begünstigung der Vasallen gegründet; ihre Politik bestand darin, theils die freien Allodbesitzer durch Uebertragung des Allods in Lehensträger umzuschaffen, theils die Lehen erblich zu machen. Das Lehenwesen hatte nun bereits so weit um sich gegriffen, daß die freien Allodbesitzer an Zahl und Ansehen geschwächt waren, und Karl konnte gänzlich ohne Widerstand das neue Gebäude des Lehenwesens vollenden. Er that es, indem er nach seiner Kaiserkrönung von allen Genossen seines Reichs ohne Unterschied einen Eid der Treue verlangte, „wie ihn der Dienstmanne (homo, Leut, Vasall) seinem Herrn leistet.“ Dadurch erklärte er sich zum allgemeinen Herrn, dem jeder Reichsgenosse persönlich zu Dienst verpflichtet sey, und somit auch zum Herrn des Landes und allgemeinen Lehensherrn. Wer nun auch noch frei und Besitzer eines Allods war, ohne durch besondern Vertrag der Vasall des Königs oder eines Herzogs oder Bischofs oder Abtes zu seyn, der mußte wenigstens im Allgemeinen mit Leib und Gut dem Reiche angehören, und sich der Oberhoheit des Kaisers, und seiner nicht mehr vom Volke gewählten, sondern vom Kaiser ernannten Grafen (die jetzt ausschließlich comites, d. i. Leute aus dem königlichen Gefolge, hießen) unterwerfen. Aus den Freien wurden Reichsfreie, für welche des Kaisers Schirm nicht weniger zwingend war, als die Lehenshoheit für die Vasallen.

Diese Reichsfreien wurden aber so behandelt, daß sie bald die Lehensherrschaft vorzogen. Sie wurden unter Karl dem Großen und wahrscheinlich mit dessen Willen theils von den Grafen, theils von dem schon mächtig gewordenen Lehensadel mit solcher Willkür gedrückt und mißhandelt, daß Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, später eine besondere Rundreise durchs Reich machte, diesen Ungerechtigkeiten, obwohl vergeblich, zu steuern. Viele Freie wurden mit Gewalt gezwungen, ihre Allode in Lehen umzuwandeln. Noch mehrere thaten es freiwillig, weil ihnen, so lange sie frei waren, die ganze Last des Heerbanns aufgebürdet wurde. Nach alter Sitte wurden die Freien bei jedem Kriege zum Heerbanne aufgeboten, und da Karl unaufhörlich Krieg führte, so wurden sie im Felde aufgerieben, oder gingen zu Grunde, weil sie ihre Güter nicht mehr bebauen konnten. Die Vasallen dagegen, welche sich in den persönlichen Dienst eines großen Herrn oder der Kirche begeben hatten, waren von dieser Last frei, und wurden vom Kaiser und von den geistlichen und weltlichen Herren auf jede Weise begünstigt. Es war also natürlich, daß viele ihre drückende Freiheit der angenehmen Knechtschaft aufopferten. Doch blieben immer noch im innern Deutschland viele Allodbesitzer stolz bei ihrer alten Unabhängigkeit, und so auch namentlich in Sachsen und unter den Alemannen ganze Gaue und Zehnten freie Reichsbauern. Um theils den Abgang des Heerbanns zu ersetzen, theils sich selbst eine sichere Leibwache zu bilden, schuf Karl sich sogenannte Scaren (Schaaren) von kriegerischen Söldnern, die er von seinem Kammergute besoldete und roth kleidete (daher Scharlach von Schar und Lach, Laken, Tuch).

Auch durch die Rechtspflege wurde die alte Freiheit geschmälert. Karl der Große gestattete den Deutschen nicht mehr, bewaffnet vor Gericht zu erscheinen, und legte die richterliche Gewalt, die sonst bei der ganzen Gemeinde gewesen war, in die Hände der von ihm ernannten Grafen und Sendgrafen. Karls zahlreiche neue Gesetze, die Capitularien hießen und lateinisch verfaßt waren, waren bereits zu umständlich, und schon die fremde Sprache machte, daß das Volk sie nicht mehr im Kopf behalten konnte, wie einst seine alten Gesetze. Daher wurde das Volk von den Rechtskundigen abhängig, die vom Hofe ausgingen, und es mußte sich deren Aussprüche gefallen lassen, da der

Einzelne schon zu unmächtig war, um sich der kaiserlichen Macht und der Willkür der Grafen und Lehensherren zu widersetzen, so bildeten sich in jeder Gemeinde Rechtskundige zu einer Art von Gilde aus, die sich vorzugsweise mit dem Rechte beschäftigten, und unter dem Namen der Schöppen (scabini) in der Zahl von 12 oder 7 neben den Grafen beständige Gerichtsbeisitzer wurden. Diese behaupteten zwar, als die allein Wissenden, nach unten dem unwissenden Volke gegenüber, eine große, oft willkürliche Macht, aber eben so oft traten sie in späterer Zeit als Wahrer des einheimischen Rechts der Willkür von oben entgegen. Die einheimischen Rechte blieben zum Theil aus alter Zeit bestehen, da Karl der Große der Franken, Gothen, Longobarden, Burgunder, Alemannen, Thüringer, Bayern, Sachsen und Friesen alte Gesetze, nur mit Weglassung der wesentlichen Freiheiten und Hinzufügung neuer Herrn- und Kirchengesetze, beibehielt. Zum Theil erhielt aber auch jedes Bisthum, jedes Kloster, jedes weltliche Lehen in den besondern neuen Kirchen- und Lehensvorschriften, Verträgen, Schenkungen und Privilegien neue und ganz besondere Rechtsquellen, deren große Menge und Verschiedenheit die Rechtsfindung je mehr und mehr erschwerten und das gemeine Volk davon ausschlossen.

Am meisten aber wurde die alte Volksfreiheit durch die neue Kirche zerstört, besonders im Innern Deutschlands, wo die Kirche eher festen Fuß faßte als das Lehenwesen. Fränkische Herren durften es noch nicht wagen, sich als Lehensherren unter die zu Vasallen herabgedrückten Schwaben oder Sachsen zu setzen. Klöster aber und Bisthümer fanden Eingang. Dem Himmel wollten die Deutschen dienen, nicht fremden Herren. Dem Himmel aber diente man, indem man sich mit Leib und Gut der Kirche zu eigen oder wenigstens zu Lehen gab, und so drängten sich bald reichbegüterte Gotteshäuser mitten unter die freien Gemeinden ein. Aber auch die Freien, die sich der Kirche entzogen, mußten ihr wenigstens den Zehnten von allen Feldfrüchten geben, worauf Karl der Große mit blutiger Strenge hielt.

Durch solche Mittel wurde die alte Volkskraft gebrochen. Hätte Karl nicht so gewaltthätig gehandelt, so würde er die deutschen Stämme nicht haben vereinigen und das Reich gegen die äußern Feinde, Araber, Slaven, Normannen, Avaren und Ungarn stark machen, so würde er die alte heidnische Barbarei nicht haben ausrotten können. Die deutschen Stämme, uneins unter einander, halb heidnisch, halb christlich, würden sich in Todfeindschaft bekämpft haben, und die Ungarn, mit den heidnischen Sachsen verbündet, hätten vielleicht die wilden Zeiten Attila's erneut. Die Einheit des Reichs war ein Glück und nothwendiges Erforderniß in jenen rauhen Zeiten, Karl der Große verband damit die Sicherstellung des Christenthums gegenüber dem damals noch mächtigen östlichen Heidenthume und dem eben so mächtigen Muhamedanismus im Süden, und die Einführung von Civilisation und Schulbildung gegenüber der alten Rohheit. Dieß gereichte ihm zur Entschuldigung. Zwar wußten die Angelsachsen in England den Zweck der Bildung zu erreichen, ohne ihm die Freiheit aufzuopfern, doch auf ihrer glücklichen Insel vereinzelt hatten sie bei weitem nicht mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, als Karl auf dem Festlande mitten unter Feinden und schwierigen Freunden.

Karl unterdrückte nicht bloß die alte Volksfreiheit, sondern auch den Uebermuth der Großen, die nach Unabhängigkeit strebten, wie Thassilo. Er ließ die Herzogthümer eingehen und das ganze große Reich durch Grafen verwalten, die weniger mächtig, also auch der Einheit des Reichs weniger gefährlich waren,

und er ließ sie durch umherreisende Sendgrafen (missi dominici) beaufsichtigen.

Um durch die Versammlungen der Großen nicht in seinen Planen gehindert zu werden, pflegte er sie zu trennen, und hielt mit den Geistlichen allein besondere Synoden und mit den Vasallen allein besondere Hoflager (placita). Von diesem aristokratischen Zwei-Kammern-System war der dritte Stand, der der Gemeinen, ausgeschlossen. Nur auf dem Maifelde, bei der altherkömmlichen großen Reichsversammlung wurden die Freien zugezogen, es blieb ihnen aber nichts übrig, als die zuvor schon gefaßten Beschlüsse zu bestätigen. Dabei trug er Sorge, jene außerordentlichen Versammlungen der Bischöfe und Vasallen bald hier bald dort und zu den verschiedensten Zeiten zu halten, so daß er überall gegenwärtig erschien, und jede Zusammenrottung in unbewachten Gegenden verhinderte. In seinen Capitularien werden häufig die conjurationes, Verschwörungen oder Verbrüderungen, erwähnt und mit den strengsten Strafen belegt. Darunter sind vorzüglich die geheimen Bündnisse der Sachsen verstanden, und um sie zu verhindern, war er fast immer in Sachsen selbst gegenwärtig, oder wenigstens in der Nähe, und verlegte die meisten Hoflager dorthin.

Capitel 110.

Kirchenverfassung unter Karl dem Großen. Bonifacius. Alcuin.

Karl handelte nicht minder willkürlich in Kirchensachen, denn er war überall gewohnt, selbst zu herrschen. Nie ist wieder einem weltlichen Herrn die Kirche, nachdem sie schon zu so großem Ansehen gelangt war, so völlig unterworfen gewesen. Karl gestattete weder, daß eine allgemeine Kirchenversammlung unabhängig von den Laien gehalten wurde, noch daß der Clerus mit dem Volke vereinigt dem Kaiser gegenüber stand, sondern er selbst nahm als Laie den Vorsitz bei den Kirchenversammlungen ein, trennte dieselben aber von den Maifeldern und von den Placitis, so daß nicht das Volk, nur er selbst allein auf sie Einfluß übte. Schon diese äußere Anordnung zeigte den Herrscher. Dergleichen Kirchenversammlungen hielt er 792 zu Regensburg, 794 zu Frankfurt, 813 zu Mainz. Auf denselben traf er neue Einrichtungen für das Innere der Kirchensachen. Von ihm ging alles aus, Papst und Clerus beugten sich vor ihm, Mönche und Weltgeistliche mußten sich der strengen Sittenverbesserung, die er befahl, unterwerfen. Er schärfte die Kirchenstrafen, beugte dem Müßiggang und der Liederlichkeit der Mönche vor und hielt sie zu einer höhern wissenschaftlichen Bildung an, indem er mit den Klöstern die ersten Volksschulen verband,

Die Kirche ließ sich die Machtsprüche Karls gefallen, weil sie wohl fühlte, daß sie dadurch das Meiste gewann, weil Karl nur dem Namen nach als Laie handelte, der That nach aber nicht anders, als ob er selber Papst und nur auf das Wohl der Kirche bedacht gewesen wäre. Der Papst und mit ihm die Einheit der Kirche gewann durch Karl außerordenlich. Der gefährliche Einfluß der Longobarden ward für immer unschädlich gemacht; die pipinische Schenkung ward dem Papste bestätigt und durch die Macht des Reichs gesichert; die Achtung, die der Kaiser dem Papste erwies, sein enges Bündniß mit ihm, der Einfluß, den der Papst über den ausgedehnten und stark vermehrten Clerus des Reichs erhielt, die Anerkennung seiner Heiligkeit, vermöge welcher er im Namen Gottes dem Kaiser die Krone und den neuen Namen verlieh, alles das erhob ihn zu dem ersten Range nach dem Kaiser, zum Haupte des geistlichen Reiches in der

Mitte des weltlichen, und sein Ansehen wuchs dadurch dergestalt, daß schon in den nächsten Jahrhunderten die Frage entstehen konnte, ob nicht dem Papste und dem geistlichen Reiche der höhere Rang über dem Kaiser und dem weltlichen Reiche gebühre. Wie an Einheit, so gewann die Kirche durch Karl auch an Ausdehnung, indem er viele Millionen Heiden zum Christenthume bekehrte und im Innern Deutschlands mächtige Bisthümer gründete.

Die deutsche Kirche verdankte ihren Flor vorzüglich den angelsächsischen Mönchen, bei denen die meiste Bildung und der reinste christliche Glaubenseifer jener Zeit war. Schon im Anfange des achten Jahrhunderts kam der heil. Kolumbanus nach Frankreich und zu den Alemannen, die am Bodensee noch heidnische Opfer feierten. Sein Schüler, der heil. Gallus, gründete das berühmte Kloster St. Gallen. Diese Schule verlangte einen deutschen Gottesdienst und war dem lateinischen so wie der Herrschaft des römischen Papstes abhold. Kolumbanus schrieb sogar gegen den Papst. Bald darauf aber kam ein anderer angelsächsischer Mönch, Winfried, genannt der heil. Bonifacius, und predigte im Gegentheil unbedingte Unterwerfung unter den römischen Papst, als das einzige Mittel, die Einheit der Kirche gegenüber dem noch so mächtigen Heidenthume zu erhalten, und wurde von Pipin mächtig unterstützt. Als Erzbischof von Mainz betrieb er aufs eifrigste das Werk der Bekehrung im innern Deutschland und gründete oder erneuerte die Bisthümer Salzburg, Regensburg, Würzburg, Freisingen, Eichstädt, so wie der heil. Sturmio die Abtei Fulda, damals die christliche Vormauer gegen das heidnische Sachsen. Bonifacius selbst predigte unter den Heiden und fällte die berühmte große Thorseiche zu Geismar im Hessischen. Aber in Friesland fand er hartnäckigen Widerstand und wurde von den Heiden erschlagen, 754. Die Kirche nahm ihn unter ihre Heiligen auf, und er erhielt den ehrenvollen Namen eines Apostels der Deutschen. Sein Wirken befestigte das Christenthum in ganz Frankreich.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß der Geist seiner Zeit ihm eben so empfänglich entgegen kam, als er ihn zu heben und zu erleuchten beflissen war. Die Erscheinung der Araber hatte den Glaubenseifer bei den Deutschen mächtig angefacht. Ein Geist der Religiosität war überall herrschend geworden, die schönste Blüthe jener Zeit. Erst die Gefahr, es zu verlieren, hatte das köstliche Gut des christlichen Glaubens würdigen gelehrt.

Hatte sich Bonifacius mehr damit beschäftigt, die Heiden zu bekehren und das Christenthum nach außen auszubreiten, so suchte Karl der Große nunmehr die Kirche im Innern mehr auszubilden. Daher seine strengen Gesetze gegen unwürdige und müßige Geistliche und seine Sorgfalt für die Schulen. Doch versäumte auch er nicht die äußere Ausbreitung, sondern bevölkerte das unterworfene Sachsen mit Bisthümern, unter denen Paderborn, wo er sich gern aufhielt, und Bremen, der neue christliche Vorposten gegen den heidnischen Norden, sich vorzüglich auszeichneten.

Karls geistlicher Minister war Alcuin, ebenfalls ein angelsächsischer Mönch, von vielumfassendem Geiste und großer Gelehrsamkeit. Ihm übertrug er die wichtigsten geistlichen Geschäfte und vorzüglich die Schulen, womit eine ganz neue Epoche der deutschen Bildung begann.

Capitel 111.

Karls Sorge für die Bildung.

Die Gewaltherrschaft des großen Kaisers bezweckte die Herausreißung der Deutschen aus der alten Barbarei. Neben der Kirche sollten Schulen dazu mitwirken. Karl selbst stiftete an seinem Hofe eine Art von Akademie, indem er die gelehrtesten und geistreichsten Männer der damaligen Zeit um sich vereinigte, den schon genannten Angelsachsen Alcuin, dessen zahlreiche Briefe und andere Schriften noch erhalten sind, den berühmten longobardischen Geschichtschreiber Paul Warnefried (Paulus Diaconus), der in Italien einer seiner heftigsten Gegner gewesen, dem er aber großmüthig das Leben schenkte, ferner Angilbert, Peter von Pisa, Paulinus von Aquileja, Theodolfus, der fromme Bischof Turpin, der junge Eginhart, welche beiden letztern Karls Leben beschrieben haben. So oft diese und andere gelehrte Männer von ihren Geschäften und Karl selbst von seinen Kriegen und Staatsangelegenheiten Zeit und Muße übrig hatten, versammelten sie sich, unterrichteten und unterhielten einander und bildeten eine engverbundene gelehrte Gesellschaft. Die heiligen Schriften, die griechischen und römischen Dichter und Weisen wurden hier gelesen und bewundert. Die Glieder der Gesellschaft nahmen daher auch eigene Namen von jenen Alten an. Karl ward in diesem schönen Kreise edler Männer nicht anders als König David genannt, Alcuin hieß Horaz, Angilbert Homer u. s. w. Noch lange zeigte sich dieser hohe Geist der Bildung wirksam in Karls Familie. Einer seiner Enkel, Nithart, ward ein berühmter Geschichtschreiber. Auch der Dichtkunst war Karl günstig. Er soll eine Menge altdeutscher Sagen und Gesänge haben niederschreiben lassen. Wahrscheinlich waren es wenigstens zum Theil die, von denen wir noch spätere Umarbeitungen besitzen, die Sagen der Gothen, vorzüglich die von Dieterich, die Sagen der Burgunder, besonders die von Etzel und Gonthachar, die sich mit den fränkischen und nordischen im Nibelungenliede verknüpften, und was uns sonst noch von den ältesten Stammsagen übrig ist. Für diese Sorgfalt ward Karl aber auch würdig belohnt, indem er selbst spätern deutschen und französischen Dichtern zum Gegenstand zahlreicher und herrlicher Gesänge geworden ist.

Um die nöthigsten Kenntnisse im Volke und insbesondere unter den Geistlichen zu verbreiten, errichtete er viele Klosterschulen, unter denen sich besonders Fulda, Mainz, St. Gallen, Reichenau, Weissenburg auszeichneten, und aus denen eine Menge gelehrte Männer hervorgingen. Schreiblehrer, Rechenmeister, Sänger und Musiklehrer wurden aus Italien verschrieben, wo sich noch altrömische Sprache und Kunst in den Kirchen fortgepflanzt hatte. Doch sorgte Karl auch für die deutsche Sprache durch Abfassung einer Sprachlehre. In St. Gallen goß damals der Mönch Tancho die erste Glocke. Karl der Große soll ihm einen Centner Silber geschenkt haben, um eine zweite noch schönere zu fertigen; er aber soll das Silber behalten und eine gemeine Metallglocke gemacht haben, dafür aber durch des Himmels Strafgericht beim ersten Läuten von der Glocke selbst erschlagen worden seyn.

Für Ackerbau, Gewerbe, Handel und Volksaufklärung that er, im Verhältniß seiner Zeit, sehr viel. Er ließ den Kalender verbessern, und ertheilte in seinen Capitularien die genauesten Vorschriften für alle Stände. So wenig die Deutschen damals zum Handel geneigt waren, so machte doch Karl einen Anfang. Er munterte die Kaufleute auf und gab ihnen bedeutende Vorrechte. Die Juden, die nach der Zerstörung von Jerusalem durch die Römer als Sklaven fortgeschleppt und in alle Länder zerstreut worden waren, beschäftigten sich

seit sie mit den Römern unter die Herrschaft der Deutschen gekommen waren, ausschließlich mit dem Handel. Karl achtete ihren Eifer und ihr Geschick für diesen Erwerbzweig, und gab ihnen trotz dem Vorurtheile der Christen so viele Rechte, als die Menschlichkeit gebot und der Vortheil des Staats verlangte. Straßen wurden angelegt, durch strenge Gesetze die Reisen der Kaufleute gesichert. Mit den slavischen Handelsstätten an der Ostsee, mit den Griechen ward Verbindung angeknüpft. Jene lieferten Sklaven und Pelze, diese Edelsteine, Zeuge, Früchte. Im Innern des Reichs wurden neue Marktplätze errichtet und fremde Handelsleute dabei zugelassen, so zu Bardewyk, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg, Lorch.

Für Ackerbau und Handwerke war Karl ebenso besorgt, als er sich darauf verstand. Seine Pfalzen, vorzüglich Aachen, Ingelheim, Mainz, Nimwegen, da er Paläste, Gärten, Aecker, Weinberge, Wiesen und Wälder durch eigene Knechte verwalten ließ, dienten dem ganzen Reiche als Muster guter Haus- und Feldwirthschaft. Hier ließ er anwenden, was er von Römern und Slaven, die im Anbaue des Bodens den kriegerischen Deutschen überlegen waren, erlernt hatte. Hier ließ er fremde Früchte pflanzen, fremde Thiere aufziehen, und jeden Versuch anstellen, der dem Anbaue des ganzen Landes Vortheil gewähren konnte. Er gab den Bewohnern seiner Pfalzen ein eigenes sehr ausführliches Gesetz (capitulare de villis), das eine vollkommene Anweisung zur Landwirthschaft enthält, und dem übrigen Volke als Lehrbuch diente.

Die Handwerke wurden damals noch von Weibern und Knechten besorgt. Karls eigene Töchter mußten weben und sticken und das Hauswesen besorgen, wie die Töchter eines wohlhabenden Bauers, und allen Weibern des Landes zum Muster dienen. Jenes Gesetzbuch enthielt auch die Vorschriften für die Handwerker, und man ersieht daraus, wie eifrig Karl bemüht war, was die Römer darin mehr geleistet, den Deutschen zu eigen zu machen. Die vielen Arten von Gewerken, vom Goldarbeiter bis zum Schuster, zeigen, wie viel damals schon für die Bequemlichkeit und Schönheit des Hauswesens gethan wurde. Schön gewirkte und gestickte Gewänder, bunte Röcke und Fahnen, Schildereien, geschnitztes Tafelwerk, zierliche Möbeln, goldene und silberne, mit Bildwerk ausgelegte Gefäße, prächtige Waffen und Rüstungen, Glasfenster, musikalische Instrumente machten das häusliche, gesellige Leben schon behaglich und prächtig.

Capitel 112.

Karls Person.

Karl soll sieben Schuh hoch gewesen seyn. In Wien ist seine Krone aufbewahrt, die nur auf eines Riesen Haupt paßt. Sein Körper war stark und in jeder Turn- und Waffenkunst vollkommen durchgebildet. Nicht sein Geist allein, auch sein Arm überwand jeden im Volke. Die schwere Eisenlanze war ihm ein Spielwerk. Im Schwimmen kam ihm keiner gleich. Seine Kraft dauerte bis ins hohe Alter, denn er übte sie täglich und lebte durchaus mäßig. Seine Haltung war kriegerisch und majestätisch. Wo er einherschritt, bebten die Herzen. Jeder fühlte sich von Ehrfurcht bezwungen in seiner Nähe. Auf seiner breiten klaren Stirne thronte Weisheit und Hoheit; seines großen Auges tiefem Feuerblicke konnte niemand widerstehen. Er siegte, wohin er sich richtete, und schien alles überschauen, alles durchdringen zu können.

An Körper und Geist der begabteste seiner Zeit, an welterschütternden Thaten der reichste vieler Jahrhunderte, genoß Karl nicht minder eines vollen reichen Familienglücks. Er hat mehrere Frauen nach einander genommen, nach eigener Wahl die schönste und würdigste, wenn auch hohe Geburt sie nicht auszeichnete. Die Sagen haben uns viel Wunderbares von diesen Frauen gemeldet, so wie von seinen Töchtern, zu denen er große Liebe trug, und die ihn sogar zuweilen im Felde begleiteten. Sein Schreiber, der junge Eginhart, verliebte sich in seine Tochter Emma. In großer Furcht vor dem Kaiser hielten sie ihre Liebe geheim, und sahen sich nur bei Nacht. Einst, als Eginhart bei seiner Emma war, fiel frischer Schnee, und er wäre an den Spuren seiner Füße entdeckt worden, wenn er hätte über den Hof zurückgehen müssen. Da war guter Rath theuer. Er hatte keinen Ausweg, die treue und kluge Emma half aber aus, nahm ihren Geliebten auf den Rücken, und trug ihn selbst über den Hof, so daß nur ihre Füße sich im Schnee abdrücken konnten. Aber der Kaiser war an seinem Fenster wach, und sah beim hellen Mondscheine das sonderbare Paar. Er ließ am andern Morgen die jungen Leute vor sich führen, und schon erwartete Eginhart das Todesurtheil, als der großmüthige Vater ihm selbst sein Kind übergab, und ihn zu seinem Schwiegersohne erklärte. Das junge Paar soll den Odenwald zu Lehn erhalten haben. In Erbach liegen Eginhart und Emma begraben. Die Grafen von Erbach sollen von ihnen herstammen. Eginhart ist ein berühmter Geschichtschreiber geworden, und von ihm erfahren wir das Meiste über seinen großen Schwiegervater. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge soll Kaiser Karl allzu strenge Sitte gehaßt haben, und an seinem Hofe soll es ziemlich lustig zugegangen seyn. Man spricht von mehrern, von Karl selbst anerkannten Liebhabern seiner Töchter, unter denen der tapfere Odoin sich auszeichnete. Karls Nachfolger, Ludwig, hatte kaum den Thron bestiegen, als er seine galanten Schwestern in Klöster sperren und die Liebhaber verfolgen ließ. Odoin aber, zu stolz zur Flucht, stand fest, und schlug die gegen ihn ausgesandten Mörder so lange nieder, bis er selbst seine muthige Seele aushauchte.

Karl starb zu Aachen 814, und hinterließ von den drei Söhnen nur einen, Ludwig. Zu Aachen liegt der große Kaiser begraben. So groß war sein Ansehen, so groß die Liebe und Ehrfurcht gegen ihn, daß er zum Heiligen erklärt wurde, daß man zu seinem Grabe wallfahrtete.

Der Eindruck, den er auf seine Zeit gemacht, wuchs in der Folge zugleich mit den Wirkungen seiner Thaten. Der Stifter des neuen Kaiserreichs stand im Schmucke der demantenen Krone und des leuchtenden Heiligenscheins am Eingange der neuen großen Zeit des Mittelalters, als ihr Herr und Schöpfer. Sein Glanz leuchtete den folgenden Jahrhunderten. Das Andenken an seine Herrlichkeit verlieh der Kaiserkrone auch auf dem Haupte unwürdiger Nachfolger unvergängliche Majestät. Seine Thaten schienen der Folgezeit in demselben Maaße größer, als sie von keinen spätern übertroffen oder erreicht wurden. So war es natürlich, daß der große Kaiser und um ihn der Kranz seiner Helden und Weisen, und das was sie gewirkt, ein unerschöpflicher Gegenstand der spätern Dichtkunst des Mittelalters wurden. Deutsche, französische und spanische Sänger beeiferten sich um die Wette, den großen Karl zu verherrlichen. Selbst was spätere Zeiten Großes geschaffen, was das neue Leben Schönes gestaltet, wurde in diese Gesänge verflochten, und auf Karl und seine Zeit übergetragen, als ob nur hier der Mittelpunkt zu finden sey, um den alles Erhabene, Glänzende, Würdige und Schöne sich vereinigen müsse.

Siebentes Buch.

Nordische Geschichte.

Capitel 113.

Odin.

Der Norden oder Skandinavien wird durch die Ostsee von Deutschland getrennt, und erstreckt sich weit in die Zone des ewigen Winters. Am südlichsten liegt Dänemark. Seine fruchtbaren Niederungen ernährten von jeher ein starkes Volk. Schweden und Norwegen trennt ein steiles Alpengebirg. An den lang ausgedehnten zackigen Felsenküsten (Scheeren genannt) und in den Thälern den Strömen nach wohnten ursprünglich finnische Stämme. In unbekannter Zeit aber fuhren deutsche Schaaren über die Ostsee, nahmen von dem rauhen Nordlande Besitz, und drängten die alten Bewohner nach Finnland und in den ewigen Schnee von Lappland zurück, wo sie bis heute sich erhalten haben.

Alle ältesten Quellen der nordischen Geschichte sind Familiensagen berühmter Königsgeschlechter, und es liegt in der Art solcher Sagen, den Ursprung des Geschlechtes in dunkler Vorzeit von dem höchsten Gotte abzuleiten, und diesen zum ersten Fürsten des Volkes zu machen. So haben die schwedischen, norwegischen, dänischen und angelsächsischen Könige den großen Gott Odin selbst zu ihrem Stammvater gemacht. Es heißt, daß er ganz Norddeutschland und Skandinavien sich unterworfen und unter seine Söhne vertheilt habe. Ostsachsen gab er dem Vegdeg, Westsachsen dem Baldr, Franken dem Sigge, Dänemark dem Skiold, Norwegen dem Säming, Schweden dem Yngwi-Freyr. Er selber baute den großen Tempel zu Upsala in Schweden, da sein Bild in Heldentracht vor einer großen flammenden Sonne aufgerichtet war. Hier thronte er bei Lebzeiten, und gab dem ganzen Norden Gesetze. Alle religiösen Gebräuche, die Zauberkunst, die Runenschrift, die Dichtkunst, die Stiftung der Thinge und Gerichte, das Heldenthum, die Einrichtung der Gefolge, das er aus Berserkern zusammensetzte, mithin jedes wichtige Volksinstitut wird seiner Erfindung zugeschrieben.

Eine Zeit lang nach Odins Tode erscheinen seine Söhne noch mit seinem vollen göttlichen Ansehen begabt. Sie hießen Drottar, das heißt Herren, so viel als Gott-Könige. Bei ihnen war alle Macht, wie bei Odin. Ganz Schweden stand unter dem Tempelhof von Upsala, wo die Ynglinger (von Yngwi-Freyr) ihren Sitz hatten, ganz Norwegen unter dem Heiligthume von Thrandheim, dem Sitze der Säminger, Dänemark unter dem großen Tempel von Lethra, den die Skioldunger bewahrten.

So weit waltet die alte Göttersage, bald darauf nimmt alles ein weltliches Gewand an, und die altgermanische Verfassung erscheint im Norden wie im Süden heimisch. Die schwedische Sage nennt uns Yngwe, den siebenten Ynglinger nach Yngwi-Freyr, der zuerst den Namen Drottar mit dem eines Königs vertauscht habe.

Capitel 114.

Die Könige.

Seit dieser Zeit erblicken wir im Norden folgenden Zustand:

Die ächten Nachkommen Odins in gerader Linie behaupteten sich zu Upsala, Thrandheim und Lethra, aber auch nach ihrem Aussterben verschaffte das alte Ansehen dieser Heiligthümer dem Gaue, darin sie sich befanden, und dem jeweiligen Könige dieses Gaues eine Art von Oberherrlichkeit über die andern Gaue und Könige. Diese bestand zwar gewöhnlich nur in dem Vorsitze bei den allgemeinen Götterfesten des ganzen Volkes; sobald *aber ein großer Held zu diesem* Range gelangte, fand er in dem Glauben *des Volkes eine Stütze,* sich größere Gewalt anzueignen.*

Neben diesen heiligen Oberkönigen entstanden eine zahlreiche Menge kleiner sogenannter Fylkerkönige. Alle einzelnen Gaue, Fylker genannt, machten sich unabhängig und standen unter eigenen Königen, die anfangs noch Nebenlinien des Odinsgeschlechtes angehörten.

Alle diese Könige erschienen zugleich als Wächter der Gesetze (Lagmenn), Vorsitzer in der Volksversammlung und bei Gericht, Häupter des Things (Höfdingiar), Oberpriester und Vorsteher der Opfer (Blotmenn), und als Kriegsoberste oder Heerkönige zu Lande, Seekönige zu Wasser.

Das Volk bestand aus freien Bauern (Bonden), die ein erbliches und unveräußerliches Allod (Odol) besaßen. Sie wählten den König, und hielten unter seinem Vorsitze öffentliche Volksversammlung (Thing).

Reiche Bonden hatten ihre Vasallen und Lehnsträger (Lendirmenn) und Knechte oder Sklaven (Trälle).

Einzelne Helden bildeten Gefolge und fuhren auf Seeraub. Sie wurden Seekönige genannt, oder, wenn sie eine kleine Insel oder einen Felsen (Näs) zum gewöhnlichen Sitz gewählt, Näskönige. Andere Helden verbanden sich zu einer Seeräuberrepublik, mit gleichen Rechten und Pflichten, die stets sehr streng waren.

Landkrieg und Seeräuberei war die tägliche Beschäftigung des Volkes. Die Könige rieben einander auf. Zuweilen wollte ein König das Volk unterjochen und kam dabei um; zuweilen empörten sich die Trälle; zuweilen gelang es einem mächtigen Helden, auf kurze Zeit große Eroberungen zu machen; zuweilen wanderte ein Theil des Volkes nach Süden.

So schildern uns zahlreiche Sagen den Zustand des Nordens um die Mitte des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt. Ueberall zeigen sich Verwirrung und Kampf. Drei große Zwecke sind darin vorzugsweise herrschend, zuerst das Streben nach Heldenthum, Kampf und Sieg, sodann das Streben der Trälle, sich zu befreien, drittens die Absicht einzelner Könige, sich zu unumschränkten Herren des Volkes zu machen, und das kräftige Widerstreben der Bonden.

Aus diesem Zustande des Kampfes *mußte endlich eine neue* Ordnung hervorgehen. Das Heldenwesen ward höher *geachtet als* der Frieden. Die Gefolge wurden der Bonden Meister. Die Könige, an der Spitze der Gefolge, vernichteten die Allodfreiheit der Bonden, und führten die Lehensherrschaft ein. Die Oberkönige siegten durch das Ansehen ihrer Heiligthümer über die kleinen Könige. Die Einführung des Christenthums bezähmte die rohe Freiheitsliebe, und befestigte das Königthum.

Wir bemerken dabei, daß in jedem der drei Reiche die Umgestaltung einen eigenthümlichen Gang genommen. In Dänemark herrschte das Heldenwesen vor. Das Volk eilte schaarenweise unter die Fahnen eines heldenmüthigen

Königs, und war beständig auf Krieg und Eroberung bedacht. Darum ward es hier den Königen schon sehr frühe möglich, das Volk nach ihrem Willen zu lenken. In Schweden waltete der Glaube vor. Dort war Odins heiligster Sitz. Die Ehrfurcht vor ihm ging auf seine Nachfolger über. Der Oberkönig von Upsala behauptete ein höheres Ansehen ohne Schwertesgewalt. In Norwegen herrschte das Volk. Vor der Bonden Macht schwiegen die Könige. Die Thaten einzelner gemeiner Helden überstrahlen die Thaten der Könige. Am allerspätesten, und erst nach den blutigsten Kämpfen und der Entvölkerung von halb Norwegen gelang es einem überwiegenden Heldengeiste, gewaltsam die Oberherrschaft an sich zu reißen.

Capitel 115.

Die Dänen.

So weit die altgermanische Geschichte reicht, finden wir die Dänen immer ausgezeichnet. Als Kimbern erscheinen sie schon 100 Jahre vor Christi Geburt jenseits der Pyrenäen und Alpen. Später schickten sie das kühne Volk der Longobarden aus. In ihrer eigenen Heimath blieben sie unbesiegt, eroberten aber mehrmals den ganzen Norden. Sie wurden eine Zeit lang für den Norden, was die Franken für den Süden geworden.

Schon der zweite König nach Skiold, Frotho, soll an allen Küsten der Nord- und Ostsee über hundert kleine Königreiche unterworfen haben. Die Sagen schildern ihn auch als großen Gesetzgeber. Er war so sehr der Dänen Liebling, daß sie seine Leiche drei Jahre lang im Lande umherführten, und gänzlich verzweifelten, je wieder einen so guten König zu finden. Endlich entschlossen sie sich, den zu seinem Nachfolger zu wählen, der das beste Lobgedicht auf ihn machen würde. Ein gewisser Hiarne erhielt den Preis.

Der sechste König nach diesem war Dan Mykelati, von dem das Land den Namen erhalten. Ihm werden auch viele neue Einrichtungen zugeschrieben, unter andern die Abschaffung des Verbrennens der Todten, und Einführung der Todtenhügel, in welchen die Leichen unverbrannt beerdigt wurden. Die Zeit vor ihm wird das Brandalter, die nach ihm das Hügelalter genannt. Mit ihm scheint das Odinsgeschlecht seinen Einfluß verloren zu haben.

Der zehnte nach ihm war Hrolf, der Zwerg genannt, ein kleiner aber gewaltiger Mann, der in großem Ansehen stand. Als er gestorben war, zerfiel das Reich unter viele kleine Könige, die sich unabhängig erhielten, bis Ivar Widfadmi (der weitfahrende) mit seinem großen Heldengefolge sie alle unterjochte, und darauf noch viele andere Länder eroberte. Er vertrieb die Ynglinger aus Schweden, und setzte seinen Bruder zum König in Upsala.

Nachher zerfiel das Reich in große Parteiung. Brüder und Söhne bekämpften sich.

Im achten Jahrhunderte bemächtigte sich Gorm der Alte wieder der Alleinherrschaft. Unter ihm drang der erste Schimmer des Christenthums nach Dänemark. Thorkill, ein weitgereis'ter Mann, war in Frankreich zum Christen bekehrt worden. Er kehrte zurück, und erschütterte mit seinen Lehren den alten Gorm dergestalt, daß dieser, in Verzweiflung, ein so langes Leben in Irrthum und Abgötterei zugebracht zu haben, den Geist aufgab. Das Volk war aber der neuen Lehre abgeneigt.

Gorms Sohn, Gottrik oder Gottfried, unterstützte Wittekind und die heid-

nischen Sachsen, und war im Begriffe, Aachen zu überfallen, als er von seinen Leuten umgebracht wurde. Erst sein Nachfolger Hemming machte Frieden mit dem Kaiser.

Nach neuen Unruhen kam Regnar Lodbrok zur Herrschaft. Er war einer der größten dänischen Helden, und eine Menge herrlicher Sagen von ihm haben sich erhalten. Seine Thaten erfüllten den ganzen Norden. Zuletzt zog er nach England wider den sächsischen König Ella. Von diesem ward er unerkannt gefangen und in einen Thurm voll Schlangen geworfen. Aber ungebeugten Muthes fand ihn der Tod. Mit lauter Stimme sang er den Ruhm seiner Thaten, bis die Schlangen ihm ans Herz genagt. Regnar war ein eifriger Heide, und trieb seinen Bruder Harald Klak, der dem fremden Glauben wohl wollte, aus dem Lande. Harald floh zum deutschen Kaiser, Ludwig dem Frommen, dem Sohne Karls des Großen, und empfing zu Ingelheim die Taufe, 826. In demselben Jahre begab sich ein frommer Mönch, der heilige Ansear, der nachher der Apostel des Nordens genannt worden ist, nach Dänemark, und bald darauf auch nach Schweden, und predigte das Christenthum mit Gefahr seines Lebens. 834 ward das Bisthum Hamburg errichtet, um von hier aus die Bekehrung des Nordens zu fördern.

Die folgende Geschichte ist dunkel. Die Könige stritten sich um die Herrschaft. Einige hofften durch das Christenthum zu siegen. Die meisten hielten am Heidenthume. Das Christenthum breitete sich unter harten Verfolgungen sehr langsam aus. Die deutschen Priester mußten, um unter dem Volke Anhang zu gewinnen, von der katholischen Lehre vieles unerwähnt lassen oder dem Heidenthume anpassen. So begann die Bekehrung auch allemal mit der sogenannten Primsignung, das heißt, der ersten Bezeichnung mit einem Kreuze. Wer so primsignet war, konnte nach Belieben bald dem Christenthume, bald dem Heidenthume gemäß leben. Der größte Theil des Volkes und die Könige hingen noch immer dem Odin an. Auch ward Hamburg wieder von ihnen zerstört, während der verheerenden Einfälle, die sie ins deutsche Reich unternahmen.

Gorm der Grimmige herrschte seit 931 mit großer Gewalt über Dänemark, und verfolgte die Christen. Sein Sohn Harald Blauzahn begünstigte sie, ward aber wegen übermüthiger Herrschsucht verhaßt und von einem gemeinen Manne umgebracht *). Sein Nachfolger Svend führte große Kriege, vorzüglich mit den Jomsburgern, einer Helden- und Seeräuberrepublik auf der Insel Wollin bei Pommern, und mit den Wenden. Er war noch ein eifriger Heide. Zu seiner Zeit bildete sich eine andere Seeräubergesellschaft, die Ascomannen oder Schachtelmänner genannt, welche besonders den Sachsen sehr gefährlich wurden. Sie waren so zahlreich, daß die Sachsen in einer Schlacht ihrer 20,000 erschlugen.

Mit dem folgenden Könige, Kanut dem Großen, ward das Christenthum auf immer in Dänemark befestigt. Kanut eroberte Norwegen und England, und erwies sich als der größte unter den nordischen Königen. Er erließ neue Gesetze, dehnte die königliche Gewalt aus, und ward der Begründer einer neuen Ordnung für den Norden überhaupt. Mit ihm beginnt für sein Volk erst das Mittelalter. Bis zu ihm erhielt sich das Heidnische.

---

*) Dieser Mann hieß Toki. Die Umstände des Mordes stimmen bis ins Kleinste mit denen zusammen, die bei dem Morde des schweizerischen Landvogts Geßler durch Tell statt fanden. Sogar der Name ist derselbe, denn Toki und Tell bedeuten einen einfältigen Menschen, wie das lateinische Brutus. Vergl. Saxo Grammaticus.

Die dänische Geschichte ist am Ende des zwölften Jahrhunderts von einem sehr gelehrten Dänen, Saxo Grammaticus, in lateinischer Sprache niedergeschrieben worden.

Capitel 116.

Die Schweden.

Yngwe, der siebente Ynglinger, nahm zuerst den Namen König an. Unter seinem zehnten Nachfolger, Eigill, ward Schweden von einem schweren Kriege heimgesucht. Die Trälle empörten sich, angeführt von einem aus ihrer Mitte, Namens Tunni. In acht mörderischen Schlachten blieben sie über die Bonden Sieger, und trieben sie sammt ihrem Könige gänzlich aus dem Lande. Tunni aber machte sich selbst zum Beherrscher von Schweden. Da floh Eigill an den Hof des großen Dänenkönigs Frotho, und rief ihn um Beistand an. Frotho, der Sieger des Nordens, zog mit seinem ungeheuern Heldengefolge über Schweden, und in der neunten Schlacht blieb Tunni mit dem größten Theile seiner tapfern Trälle todt auf dem Wahlplatze. Eigill ward wieder König.

Nachher machten sich die kleinen Fylkerkönige von Upsala unabhängig. Eigills sechster Nachfolger, Ingialldr, suchte die Oberherrschaft wieder zu gewinnen, und lud sechs jener kleinen Könige zu einem Festmahle ein, machte sie trunken, und ließ sie über Nacht in dem Hause, darin sie schliefen, verbrennen. Doch die Strafe fand ihn bald. Ivar Widfadmi, der Däne, zog erobernd durch den Norden, und kam auch nach Schweden. Da fühlte Ingiallдr, daß er zum Widerstande zu schwach sey; aber zu stolz, um sich zu unterwerfen, ließ er ein großes Gastmahl anrichten, und, nachdem alle seine Leute trunken waren, über ihrem wie über seinem Haupte das Königshaus in Brand stecken, so daß alle darin umkamen. Sein Sohn Olaf aber entfloh mit einem großen Theile des Volkes in die nördlichen Gebirge. Dort fanden sie eine fruchtbare, noch unbewohnte Gegend, die sie Wermeland nannten, und ließen sich darin nieder. Da aber bald darauf die Felder nicht gediehen, und eine Hungersnoth entstand, glaubten sie den Göttern ein großes Sühnopfer weihen zu müssen, und opferten ihren eigenen König. Olafs Geschlecht aber ward durch Tapferkeit und glückliche Heirathen mit den edelsten Geschlechtern Norwegens in diesem Lande in kurzer Zeit mächtig und in der Folge alleinherrschend.

Schweden kam indessen geraume Zeit unter Könige dänischen Stammes. Während dieselben regierten, fand von Dänemark aus das Christenthum den ersten Eingang in Schweden. 829 kam der heilige Ansear selbst in dieses Land. Aber auch hier fand die neue Lehre heftigen Widerstand. Erst 865 wagte sich wieder ein Bekehrer nach Schweden, Rimbert, blieb aber nur kurze Zeit daselbst. Das Heidenthum behielt die Oberhand, bis 930 Bischof Unno von Bremen und nach ihm andere fromme Deutsche nachdrücklichere Versuche machten. Der letzte heidnische König von Upsala hieß Erich der Siegreiche.

Ums Jahr 1000 ward Olaf, Schooßkönig genannt, weil er auf den Armen des Volkes zum König erhoben ward, der Begründer der neuen Ordnung in Schweden. Er führte das Christenthum vollkommen ein, und ward von den kleinen Fylkerkönigen einstimmig zum gemeinsamen König von Schweden ausgerufen. Mit ihm beginnt die ununterbrochene Reihe der christlichen Könige von Schweden.

Capitel 117.

Die Norweger.

Norwegen zerfiel unter eine große Menge Fylker-, Heer-, See- und Näskönige, die sich zu Wasser und zu Lande gewaltig herumschlugen. Der unabhängige Sinn der Bonden verhinderte die Einigung. Nirgends war so viel Kraft im Volke, als hier, nirgends ward es den Königen und Gefolgen schwerer, über die freien Bauern Meister zu werden.

Erst im neunten Jahrhunderte erhob sich unter den Norwegern ein kleiner König, der durch unerhörte Heldenkraft nach langem furchtbarem Kampfe das ganze Land in Ketten schlug. Das war Harald Schönhaar, der von den vertriebenen Ynglingern entsprossen seyn soll. Er warb um die Liebe der schönsten und stolzesten Jungfrau in Norwegen. Gyda war ihr Name. Sie verschmähte ihn, und gelobte, nur den zu heirathen, der ihr ganz Norwegen zur Morgengabe brächte. Da schwur Harald, sein schönes Haar nicht eher zu kämmen, bis er Herr über Norwegen sey. Sogleich rief er von allen Seiten die kriegslustige Jugend unter seine Fahnen, und fiel unerwartet über den nächsten kleinen König her und unterwarf ihn, dann über den zweiten und so fort. Der Ruf seiner Thaten erschütterte das ganze Land. Einige Gaue unterwarfen sich ihm freiwillig. Ein kleiner König, der weder fliehen noch besiegt werden wollte, ließ sich mit seinen Freunden und Dienern lebendig begraben. Endlich verbanden sich die noch übrigen Könige gegen Harald, und lieferten ihm eine große Schlacht. Er aber blieb Sieger. Die Unterworfenen empörten sich. Harald aber behielt die Oberhand, und sah sich nach einigen Jahren wirklich im Besitze von ganz Norwegen. Da nahm er die schöne Gyda zur Gemahlin, und kämmte sein prächtiges Haar. Aber auf Blut und Trümmern war sein glänzender Thron erbaut, und List und Gewalt waren die Zügel, womit er sein neues Reich regieren mußte. Die edelsten und standhaftesten unter den besiegten Königen ließ er umbringen; die feigen bestach er durch glänzende Belohnungen und Ehrenstellen, indem er ihnen zwar die Königswürde und Unabhängigkeit entriß, sie aber zu Statthaltern oder Jarlen über dieselben Fylker setzte, darin sie sonst geboten hatten, und ihnen mit der Gewalt seines Schwertes weit größere Macht über die Bonden und weit reichere Einkünfte verschaffte, als sie früher je genossen hatten. Die Bonden von ganz Norwegen schuf er in Vasallen um. Mit einem Streiche ward die Volksfreiheit vertilgt, jedes Odol für das Gut des Königs erklärt, und den Bonden fürder nur zu Lehen gelassen. So plötzlich und gewaltsam ist nirgend anderswo die altgermanische Allod- und Gaufreiheit gestürzt worden, und hier geschah es gerade bei dem freiesten aller germanischen Stämme. Selbst die Milde des Christenthums hat nichts dazu gewirkt, denn Harald und alle Norweger waren noch Heiden. Unermüdlich betrieb Harald sein Werk, und legte die Waffen niemals nieder. Jede Empörung ward im Augenblicke von ihm erstickt, jeder ungehorsame Kopf abgeschlagen, wenn er nicht fliehen konnte. Dieß hatte die Folge, daß beinahe die Hälfte des norwegischen Volkes nach einander auswanderte.

Nach Haralds Tode stürzte zwar sein Gebäude wieder zusammen, doch war die Kraft des Volkes zu sehr geschwächt, um sich völlig wieder zu erheben. Die Bonden traten zusammen, und man stritt sich um die Wahl eines neuen Königs. Da erschien Hakon, der Gute genannt, Haralds Sohn, der in England erzogen und zum Christen bekehrt worden war. Er redete freundlich zum Volke, versprach, alle tyrannischen Einrichtungen seines Vaters abzuschaffen, und vorzüglich jedem sein Odel wieder zu geben. Dieß gefiel dem Volke, und er ward zu

Thrandheim und nachher in allen Fylkern zum König ausgerufen. Aber neue Kämpfe erhoben sich. Hakon wollte das Christenthum einführen. Die Bonden widerstrebten und zwangen den christlichen König sogar, ihr Opferfest zu eröffnen und das Fleisch der heiligen Pferde zu essen.

In der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gelangte Olaf Tryggvason zur Königswürde von Norwegen, nachdem er als Jüngling schon kühne Seezüge vollbracht, und zum Christen bekehrt worden war. Dieser starke Held griff das Werk der Bekehrung so gewaltig an, als Karl der Große. Da sah man gewöhnlich bei den großen Thingen auf der einen Seite die Bonden mit ihren gewählten Blotmenn und zuweilen mit ihren Götzenbildern, auf der andern Seite den König stehen in der Mitte des glänzenden Kriegsgefolges und von christlichen Bischöfen umgeben. Tagelang ward um den Glauben gestritten, und die Gewalt entschied. Olaf griff zu den Waffen und ließ sein Volk hinmorden. Nicht selten überfiel er einzelne Thäler und Ortschaften, die das Christenthum hartnäckig abgewiesen, und verheerte sie mit Feuer und Schwert. Ihrerseits sandten die Bonden den Kriegspfeil durchs Land. Hakon, einer der mächtigsten Jarle des Königs, an Talent und Heldenmuth ihm der nächste, trat an der Spitze der Heiden dem Könige und den Christen entgegen. Er hätte ohne Zweifel gesiegt, wäre sein Gemüth nicht zu herrschsüchtig, seine Sitte nicht zu roh gewesen. Daß er selber nach der Königswürde strebte und in seinem Uebermuthe seine Anhänger beleidigte, ihnen Weiber und Töchter in zügelloser Wollust gewaltsam entriß, entfremdete ihm die Herzen. Er fiel durch offene Empörung. Aber Olaf erntete die Früchte dieses Falles nicht. Hakons Sohn Eirik verband sich mit den Dänen und Schweden, die damals auch noch heidnische Könige hatten. In einer großen Seeschlacht ward Olaf überwunden und sprang, nachdem er alles verloren sah, um der Schande der Gefangenschaft zu entgehen, ins Meer, mit ihm alle seine Leute.

Norwegen ward von den Siegern getheilt. Im Anfang des eilften Jahrhunderts aber kam es wieder unter ein Oberhaupt, Olaf den Heiligen. Dieser König war ein überaus eifriger Christ und ist deßhalb zum Heiligen erhoben worden. Er bemühte sich, die Heiden durch gütliche Belehrung zu überzeugen. Aber wenn dieß Bemühen fruchtlos blieb, verfuhr er nicht milder als Olaf Tryggvason, und erfüllte die Dörfer der Ungläubigen mit Brand und Mord. Endlich gelang ihm eine allgemeine Bekehrung durch einen seltsamen Anlaß. Er hielt zu Thrandheim großes Thing, wie gewöhnlich in der Mondnacht. Zahllos waren die Bonden versammelt und standen gewaffnet und drohend im Halbkreise dem königlichen Gefolge gegenüber. Olaf bot alle Beredsamkeit auf, dem Christenthume Eingang zu verschaffen. Nicht minder beredt wußten ihn die Bonden zu widerlegen. Ein Gott, meinten sie, den wir nicht sehen und fühlen können, ist nichts. Sie brachten eine ungeheure hölzerne reich mit Gold gezierte Bildsäule des Thor herbei und riefen den König auf, ihnen seinen Gott auch so sichtbar und lebendig zu zeigen. Der König spottete des hölzernen Gottes, der sich nicht von der Stelle regen könne, wenn er nicht getragen werde. In dem Augenblicke ging die Morgensonne prachtvoll am Himmel auf. Seht dorthin, rief Olaf begeistert, dort kommt unser Gott mit großem Lichte! Zugleich führte ein Gefährte des Königs einen gewaltigen Axthieb gegen das Götzenbild, daß es in Stücke brach und Schlangen und Mäuse, die darin genistet hatten, herausliefen. Entsetzt wandten die Bonden ihre Augen von dem scheußlichen Anblicke hinweg und zur Sonne hin, vor der sie anbetend niederknieten. Alle empfingen freiwillig noch an demselben Morgen die Taufe. Olaf ward der Begründer der neuen Ordnung in Norwegen. Aber ihn traf noch die

Rache

Rache für so manche Grausamkeit. Kanut der Große begann damals seine große Eroberung des Norden. Viele Norweger, die an Olaf die Blutrache ermordeter Verwandten heimsuchen wollten, oder ehrgeizige Jarle und alle die von einer Neuerung Vortheil zu ziehen hofften, riefen Kanut ins Land. In einer großen Seeschlacht ward Olaf besiegt und durch Verrath ums Leben gebracht, Norwegen kam unter Dänemark.

Die norwegische Geschichte ist in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von Snorre Sturleson in isländischer Sprache vortrefflich beschrieben worden.

Capitel 118.

Christenthum und Lehenwesen im Norden.

Die folgende Geschichte des Nordens bietet bis auf die Zeit der Reformation wenig Großes mehr dar, und wird uns nur so weit angehen, als sie in genaue Verbindung mit der spätern deutschen Geschichte kommt. Die drei Reiche oder je zwei davon erscheinen bald durch einen starken König gewaltsam verbunden, bald wieder einzeln selbstständig. Blutige Kriege der Könige oder Thronstreitigkeiten im Innern eines jeden Reichs zeigen überall nur traurige Bilder. Wichtiger sind die Empörungen der Bauern, deren wenigstens zwanzig in verschiedenen Zeiten auf einander und in allen drei Reichen erfolgten. Sie waren theils gegen die Tyrannei der Könige und ihrer Statthalter, theils gegen den Zehnten, den die Geistlichkeit forderte, theils gegen die zunehmende Uebermacht des neuen Vasallenadels und der Städte gerichtet. Mehrere Könige fanden in diesen Revolutionen den Tod. Das Königthum aber, die katholische Kirche und das Ansehen der Stände waren zu tief im neuen Glauben des Mittelalters geheiligt und befestigt, als daß die Bauern den altgermanischen Zustand wieder hätten einführen können.

Die Verfassung der drei Reiche bildete sich von oben her nach dem Beispiele der fränkischen, von unten her behielt sie aber bei weitem mehr vom Altgermanischen bei. Den Königen ward die göttliche Weihe um so mehr zuerkannt, als die alten Vorstellungen von den odinischen Drottars damit übereinstimmten. Ein glänzender Hof mit allen Ergötzlichkeiten, eine edle Schaar von Skalden oder Sängern, ein stolzes Heldengefolge umgab den Thron. Ueber die Fylker setzte der Könige seine Jarle als Statthalter; unter diesen standen wieder mehrere Hersen, die über kleinere Kreise geboten. Jene entsprachen den Grafen, diese den Centnern bei den Franken. Zuweilen ward ein großer Jarl über mehrere andere gesetzt und erhielt in der Folge den Namen Herzog, wie bei den Franken. Dem Jarl zur Seite stand der Bischof, über die geistlichen Angelegenheiten waltend. In allen Fylkern wurden aber die alten Volksversammlungen beibehalten, und der König erschien dabei in Person, oder der Jarl, oder der Bischof. Während diese die Macht des Königs vertraten, stand ihnen gegenüber als Vertreter der Volksmacht an der Spitze der Bonden der von diesen allein gewählte Lagmann, der das Gesetz hütete und der königlichen Gewalt keine Uebertretung der Volksrechte zuließ. Sein Ansehen war überaus heilig und gefürchtet.

Aus den königlichen Vasallen entstand bald ein neuer Adelstand. Allmählich bildeten sich auch Städte und Bürgerschaften. Hierdurch ward die Macht der Bonden am meisten gefährdet und der Kampf unvermeidlich. Wiewohl die Bauern unterlagen, so hatten sie doch in glänzenden Siegen und in der

unermüdeten Wiederholung des Kampfes so viel Kraft bewährt, daß ihnen eine ehrenvolle Stellung im Staate gesichert blieb. Der große Reichsrath, der in allen drei Reichen an die Stelle der allgemeinen Volksversammlungen trat, und das Ansehen der Könige sehr beschränkte, ward aus den Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels, der Bürgerschaften und der Bauern zusammengesetzt. Im deutschen Kaiserreiche gelangten die Bauern zu diesem Ansehen niemals.

Capitel 119.

Island und Grönland.

Zur Zeit Harald Schönhaars 863 ward ein norwegischer Schiffer nach einer unbekannten großen Insel verschlagen, die hoch im Norden mit Schneebergen prangte. Einer dieser Berge, der Hekla, spie Feuer aus. Der Schiffer nannte das Land Eisland oder Island, und brachte die Kunde davon seinen Landsleuten.

Damals belastete das Volk Haralds unerträglicher Druck. Viele Tausende suchten die Flucht, verließen die Heimath, um die Freiheit zu retten. Jenes unbekannte Eiland bot eine willkommene Zufluchtsstätte. Ingolf war der erste Ansiedler in Island 873. Ihm folgten bald so viele, daß das große Land nicht auszureichen schien. Es ward festgesetzt, daß jeder Ankömmling nur so viel Land erhalten sollte, als der Rauch eines angezündeten Holzstoßes bedecken würde.

Anfangs standen die einzeln angekommenen Stämme unter dem natürlichen Stammhaupt oder Aeltesten, Godar genannt. Nachher bildeten sich nach den Himmelsgegenden vier Gaue in Island, deren jeder für sich bestand nach altgermanischer Weise.

Vergeblich strebte Olaf Tryggvason, Island mit List an sich zu bringen. Die Isländer wiesen seine schmeichelhaften Anträge in offener Volksversammlung entschieden zurück. Das Christenthum aber verschaffte sich Eingang in der Insel. Der erste Bekehrer war ein sächsischer Priester, Namens Friedrich, 981, und schon im Jahre 1000 gelang es der christlichen Partei in offener Volksversammlung das Christenthum zur Landesreligion zu erheben. Dieß führte zugleich zu einer innigern Verschmelzung der Gaue. Die ganze Insel verband sich in einen Staat, hielt nur Eine allgemeine Volksversammlung, das Althing, und wählte nur Einen Vorsteher oder Lagmann, dessen Würde nie erblich war. In dieser einfachen altgermanischen Form erhielt sich der Freistaat noch bis 1261, da es dem Einfluß der Geistlichkeit und der norwegischen Könige gelang, das Volk zur Vereinigung mit Norwegen unter Vorbehalt der eigenthümlichen Landesgesetze zu bewegen. Seitdem hat Island aber alle Bedeutung verloren.

In der Abgeschiedenheit Islands erhielt sich alles altgermanische Wesen nicht nur länger, sondern auch reiner als irgendwo. Hierdurch ist jenes Eiland für die Geschichte sehr wichtig geworden. Die alte Sprache, die alte Poesie, die alte Götterlehre, die alten Sagen, alles was uns wahren Aufschluß über das Dunkel des nordischen Alterthums geben kann, hat sich in Island erhalten. Das römische Wesen, das ganz Deutschland mit Glanz überströmte und das Andenken an die alte heidnische Nacht vertilgte, drang nur in schwachen Strahlen nach der fernen Insel, die in der Nachbarschaft des Nordpols gleichsam am Ende der Welt lag. Das Land selbst ertrug die südliche Cultur nicht. So übte die Abgeschiedenheit und alte Gewohnheit ihr stärkeres Recht, und wie die

alte Sprache, Sitte, Verfassung hier am längsten bestand, so behielten hier auch die alten Götter, wenn nicht mehr in der Religion, doch in der Dichtkunst ihre Freistatt.

Bald nach Island wurde auch **Grönland** von den Norwegern entdeckt. Dieses Land ist der nordöstliche Theil des Festlandes von Amerika. Also ist Amerika um ein halbes Jahrtausend früher von Deutschen entdeckt worden, bevor die Spanier es zum zweiten Male auffanden. Grönland ward von seinen grünen Wiesen und Wäldern so benannt. Es soll damals ein blühendes Land gewesen seyn. Die Norweger ließen sich zahlreich daselbst nieder, und es bestand ein reicher Verkehr zwischen Grönland und Norwegen. Die Jarle, welche der König Norwegens über Grönland setzte, waren mächtige und reiche Herren. Darüber gibt Snorre ausführlich Zeugniß. In der Folge gerieth aber die schöne Kolonie gänzlich in Verfall, da plötzlich vom Nordpol her ungeheurer Frost hereinbrach und alles Land mit Schnee und Eis bedeckte, wie es noch heute zu sehen ist. Kein einziger Norweger blieb dort, und das Andenken des Landes schwand so ganz aus der Geschichte, daß die Südländer nie etwas davon erfuhren und Amerika zum zweiten Male als ein ganz unbekanntes Land entdeckten.

Von Island und Grönland aus fuhren die Norweger auch südwestlich und landeten an einem neuen Lande, das sie **Winland** nannten, von dem Weine, der daselbst wild wuchs. Sie unternahmen mehrere Seefahrten dahin und kehrten mit reichen Naturschätzen zurück. Ohne Zweifel war dieß Land ebenfalls ein Theil der amerikanischen Küste.

Seit dem neunten Jahrhundert wurden auch die **Schetländischen, Orkney- und Faröer-Inseln** von Norwegern angebaut und von Jarlen regiert.

Auf den Faröer-Inseln erhielt sich das Heldenthum noch lange durch die List des alten Trund von Göte, den die Sage dieser Inseln einen gewaltigen Zauberer nennt.

Die weiten Fahrten der Norweger beweisen, daß sie eine ungemeine Kunst der **Schifffahrt** besessen. Alle andern Völker hatten bisher nur die Küstenschifffahrt gekannt. In das hohe Meer wagten sich zuerst die Norweger. Auch sind mehrere Spuren vorhanden, daß sie eine Art Compaß besessen, der zu so weiten und kühnen Fahrten unentbehrlich ist. Indem die nordischen Seefahrer auch ins Mittelmeer nach Griechenland und Italien fuhren und daselbst sich niederließen, lernten die Südländer von ihnen die Kunst der Schifffahrt, und noch jetzt sind alle Ausdrücke im Seewesen bei allen europäischen Nationen aus der deutschen Sprache entlehnt.

Capitel 120.

Die Normannen.

Abenteuerzüge der Gefolge und Heldengesellschaften waren allen altgermanischen Stämmen eigenthümlich und erhielten sich, so lange die alte Verfassung dauerte. Sie erschienen also zuletzt bei den Skandinaviern, da sie unter dem Namen der **Normannenzüge** noch eine wichtige Rolle in der Geschichte spielen. Normannen war die allgemeine Benennung für alle Skandinavier bei den Südländern.

Der ganze Norden wimmelte von See- und Naskönigen und von Seeräubergesellschaften, die es sich zum einzigen Geschäfte machten, jedes fremde oder heimathliche Schiff anzufallen, oder an allen Küsten zu landen, zu käm-

pfen und zu plündern. Selbst die Ober= und Fylkerkönige konnten niemals eher ein Ansehen über das Volk gewinnen, bevor sie sich nicht auf Seeräuberzügen als große Helden erwiesen hatten. Als die Oberkönige in allen drei Reichen sich eine größere Gewalt gründeten, nahmen die Helden= und Seeräuberzüge nur noch mehr überhand, denn das freisinnige Volk zog es vor, ungebunden auf den Meeren zu schweifen, anstatt daheim in Knechtschaft gefesselt zu seyn. Zumal warf sich unter Harald Schönhaar halb Norwegen auf die See und vertraute dem wilden Elemente die wilde Freiheit.

Eine zahlreiche Menge der herumirrenden Schaaren blieb in den nordischen Meeren und trieb ihr wildes Kämpfer= und Räuberleben an den heimischen Küsten. Ein großer Theil bevölkerte, wie wir gesehen haben, die nordischen Inseln und Grönland. Andere ungeheure Schaaren von Normannen verheerten die sächsischen und französischen Küsten, drangen die Flüsse aufwärts, belagerten sogar Paris und hielten harte Schlachten mit Deutschen und Neustriern. Ein solcher mächtiger Heerhaufen, von Rollo angeführt, floh vor Harald Schönhaar und bemächtigte sich der Nordküste Frankreichs, die seitdem die Normandie genannt wird. Sie nahmen die Taufe an; Rollo erhielt den Namen Robert und ward Frankreichs Vasall, der erste Herzog der Normandie, 911. Das Volk nahm die Lehensverfassung an, da es ursprünglich ein Gefolge war. Noch andere Schaaren und die dänischen Könige selbst mit ihrer ganzen Heeresmacht fielen in England ein und bemächtigten sich wiederholt der ganzen Insel, bevölkerten einige Gaue derselben und behielten, obwohl sie zuletzt den alten Angelsachsen weichen mußten, doch einen wichtigen Einfluß auf die englische Sprache, Sitte und Verfassung. Später machte sich ein Herzog von der Normandie abermals durch Eroberung zum Könige von England, und gründete daselbst eine dauernde Herrschaft, wodurch neben der alten angelsächsischen Verfassung, die noch ächt germanisch war, das Lehenwesen eingeführt wurde, 1066. Wieder andere Schaaren segelten ins Mittelmeer und bekämpften die Araber. Nordische Helden gründeten ein Reich in Sicilien und bald darauf das mächtige Königreich Neapel. Eben so bedeutend waren die Züge der Normannen nach Osten. Die dänischen und schwedischen Könige führten blutige Kriege mit den Wenden und zwangen sie oft zu Unterwerfung und Tributen. Die finnischen Stämme wurden alle den Schweden unterworfen, diesseits und jenseits der Ostsee und des finnischen Meerbusens. Noch zur Heidenzeit finden wir Spuren, daß einzelne Heldenschaaren auch nach Rußland gezogen, um den Kaukasus, das alte Asgard, aufzusuchen. Solche Schaaren kamen nach Constantinopel und wurden von den griechischen Kaisern als kriegerische Bundesgenossen zur Leibwache bestellt. Diese Väringer, wie sie gleich den altgothischen Leibwächtern früherer Zeiten in derselben Stadt genannt wurden, ergänzten sich stets durch neue Zuzüge über Rußland oder über Meer. Die Russen, damals die rohesten unter den Slaven, lernten diese tapfern Normänner kennen, und die Geschichte dieses Volks, wie sie der alte Mönch Nestor beschrieben, beginnt damit, daß es einstimmig beschloß, einen Knäs oder Herrscher zu wählen, aber im Volke selbst keinen würdig dazu hielt, daher die Normänner ins Land rief und einen riesenhaften Helden unter denselben, Rurik, am Ende des neunten Jahrhunderts zum Knäs machte. Dieser war der Stifter des großen russischen Reichs und noch ein Heide. Er wird wie alle Normannen im alten Rußland, ein Waräger genannt, welches so viel ist als Väringer.

Zweiter Theil.

Das Mittelalter.

Zwei swert liez Got in ertriche zu beschirmene dy cristenheit, dem pabste das geistliche, dem keiser das werltliche.

— Sachsenspiegel.

Zweiter Zeitraum.
Das Mittelalter.

Achtes Buch.
Die fränkisch - karolingischen Kaiser.

Capitel 121.
Geist des Mittelalters.

Das eigentliche Mittelalter begann erst mit dem deutschen Kaiserthume. Vorher kämpfte noch der christliche Geist mit dem heidnischen. Jetzt erst war das Heidenthum überwunden, und auf der neuen Grundlage des Kaiserthums und Papstthums stieg der stolze Dom des Mittelalters empor, der sieben Jahrhunderte lang die deutschen Völker in seinem ehrwürdigen Dunkel eingeschlossen hat.

Der große Uebergang vom heidnisch-republicanischen Alterthum zum christlich-kaiserlichen Mittelalter war von einer innern Umwandlung des deutschen Volkes begleitet. Zwar hatte es den alten Germanen weder an Verstand, noch an Gemüth gemangelt, jedoch zogen sie die Körperkraft und die Anwendung derselben in barbarischen Kämpfen allem Andern vor. Diese Neigung blieb auch einem großen Theile der Deutschen bis tief ins Mittelalter treu. Ein Held, ein in der Schlacht und im Zweikampfe unbesiegbarer Ritter zu seyn, blieb noch immer das Ziel der freien Männer, und die Körperkraft verlor ihren hohen Preis nicht. Allein der Beruf des Priesters machte sich neben dem des Ritters geltend, und nahm bald einen höhern Rang über demselben ein. Neben die Beschäftigung des Körpers mit den Waffen trat die des Gemüthes mit den Gegenständen der Andacht, und wenn auch noch oft die Bischöfe und Mönche den Harnisch umgürteten, und zum Schwerte griffen, so legten doch noch weit mehr fromme Helden ihre schartigen Waffen nieder, um sich in der Einsamkeit eines Klosters dem andachtsvollen Gemüthsleben, der „Gottesminne" zu widmen. Zu dieser neuen Richtung der Deutschen trug unstreitig das Abkommen der alten Freiheit bei, und viele gingen in den geistlichen Stand, um hier die Freiheit zu genießen, die ihnen, sofern sie weltlich blieben, durch das Lehenwesen verkümmert war. Jedoch war der innere Zug der Herzen mächtiger, als dieser äußere Antrieb. Das Christenthum

ergriff die noch rohen, aber kräftigen Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Strahl des christlichen Lichtes weckte und entfaltete die Fülle der Liebe, die in der stahlgepanzerten Brust sich ihrer selbst unbewußt geblieben war. Der kalte, ruhig überlegende Verstand blieb mit seiner Bildung noch zurück, aber das Herz mit seinen tiefen Gefühlen und seiner schwärmerischen Gluth öffnete sich der damals noch neuen, noch jugendlich frischen, noch wenig entarteten Religion. Ohne daher viel nachzudenken über die christliche Lehre, was einer spätern Zeit vorbehalten blieb, empfanden die Deutschen damals desto wärmer, und ihr Glauben war mehr Sache des Gemüthes. Das damalige Christenthum war nicht kaltes Nachdenken über das Wesen Gottes, sondern warme Liebe zu Gott, oder Gottesminne.

Diese Herrschaft des Gemüthes ist für das Mittelalter eben so charakteristisch, als es die Herrschaft der heroischen Körperkraft im heidnischen Alterthume gewesen, und als es später in der neuern Zeit die Herrschaft des Verstandes wurde. Aus ihr allein erklärt sich die Macht des Glaubens. Wäre der katholische Glauben im Mittelalter nicht Herzenssache gewesen, so würde es kein Papstthum, keine Kreuzzüge, kein Ritterthum und keine romantische Minne, Kunst und Poesie gegeben haben. Das deutsche Herz in seiner tiefen Kraft und Reinheit, wie in seiner leidenschaftlichen Gluth und sich verirrenden Schwäche ist der Quell aller dieser Erscheinungen, die oft unerklärbar wären, wenn man sie aus dem Standpunkte kalter Verstandesberechnung betrachten wollte, an deren Erhabenheit aber der wohlfeile Spott unserer Tage nicht hinanreicht. Erst wenn wir wieder so einig, stark, siegreich und allgebietend Europa's Herren seyn werden, wie unsere Väter im Mittelalter; erst wenn wir unsern Enkeln wieder das Andenken solcher Thaten und solcher siegprangenden Herrlichkeit, erst wenn wir ihnen wieder solche Riesendenkmale hinterlassen werden, wie unsere Väter uns den Kölner Dom und das Straßburger Münster, erst dann werden wir ein Recht haben, unser Mittelalter zu tadeln. Es schlug ein großes Herz in unsern Vätern, mag auch ihr Verstand noch klein gewesen seyn. Wir haben mit unserm großen Verstande die verlorene Ehre, das heilige Banner des alten deutschen Reiches, noch nicht wiedererobert.

Capitel 122.

Das Reich.

Karls des Großen Reich wurde das heilige genannt, weil es das Reich Gottes auf Erden darstellen sollte, das Lichtreich, das überall von der Dunkelheit des Heidenthums, des Islams und des falschen Christenthums (der Griechen, mit denen sich die abendländischen Katholiken so wenig vertrugen, als früher mit den Arianern) umgränzt wurde. Ueber diesem Lichtreiche in der Mitte schwebte die Gottheit, segnend herabblickend auf das Land der Rechtgläubigen, ihrer bevorzugten Kinder. Von der Gottheit aber flossen zwei Kräfte aus, auf Erden versinnlicht in der Gewalt des Kaisers und des Papstes, der beiden sichtbaren Stellvertreter Gottes. Diesen beiden untergeordnet unterschied man ferner eine Kraft, welche das Göttliche im Menschen aufrecht hält, und das Band zwischen seinem Herzen und dem Himmel schlingt, und zur Hüterin derselben glaubte man die Geistlichkeit bestellt. Wiederum unterschied man eine Kraft, die in der Heldenzeit vorgewaltet, darin der Mensch zu Thaten, zum Heldenthum sich gedrungen fühlt, und die nicht unwürdig befunden wurde, der

der Ehre Gottes eine streitbare Schützerin zu seyn; sie ward aber als die Seele des ritterlichen Adels anerkannt. Sodann ward eine dritte Kraft unterschieden, die dem ganzen Reichskörper den irdischen Nahrungssaft zuführen mußte, und sie ward in dem Stande der leibeigenen Bauern oder Sklaven vorgefunden. Eine vierte Kraft endlich ward hundert Jahre nach Karl dem Großen als Ergänzung der übrigen anerkannt, und zwischen die beiden letztern gestellt, diejenige nämlich, die zur Ehre Gottes und zum Heile der Gesellschaft freie Künste und Gewerbe treibt, und sie in Handel und Wandel umsetzt; sie fand ihr Organ im Bürgerstande, und dieser späteste unter den Ständen trug schon den Keim zu einer spätern Periode der Cultur, wie der älteste Stand oder der Adel noch das Wesen der frühern Periode ins Mittelalter hinüberbrachte. Diese vier in dem geistlichen, ritterlichen, bäuerlichen und bürgerlichen Stande gesonderten Kräfte der Gesellschaft sollten in einander greifen, einander wechselseitig dienen als Lehrstand, Wehrstand, Nährstand, welcher letztere theils aus den ackerbauenden Bauern, theils aus den gewerb- und handeltreibenden Bürgern bestand.

Die alte Eintheilung nach Völkern und Ländern mußte je mehr und mehr der neuen Eintheilung nach Ständen weichen. Zwar traten nach Karls des Großen Tode die Herzoge der alten deutschen Stämme wieder hervor, aber sie gründeten ihre Macht von nun an mehr in der Gunst der Kaiser und in ihrem großen Lehenbesitz, als in der alten Unabhängigkeit der Stämme, und sie mußten ihren großen Lehenbesitz mit den mächtigen Kirchenfürsten, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten theilen. Sie hörten auf Häupter des Volkes zu seyn, sie wurden Häupter des Lehenadels, wie die Erzbischöfe Häupter der Geistlichkeit. Die Bauern, so wie bald darauf auch die Bürger, wurden von den Herzogen ihres Stammes weniger vertreten und beschützt, als unterdrückt; daher mußten sie sich, wo sie nicht gänzlich ihre Freiheit verloren, dieselbe trotz der Herzoge vermittelst unmittelbarer Reichsvögte und nachher durch eigene Waffengewalt und Wiedereinführung von republicanischen Gemeinden in den Städten sichern. Unter diesen Zerwürfnissen sonderten sich die Stände immer schärfer, und wenn in frühern Zeiten *vor* dem Kaiserthume allein der Unterschied der *Stämme*, der Franken, Gothen, Longobarden, Burgunder, Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen, bei gleicher innerer Verfassung derselben bestanden hatte, so trat jetzt der Unterschied der *Stände*, des geistlichen Standes, der einerseits die Weltgeistlichen, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, andererseits die Klostergeistlichen im ganzen Reiche und unter allen zu demselben gehörigen Stämmen umfaßte, ferner des ritterlichen oder adeligen Standes, der einerseits die großen Lehensträger, Herzoge, Grafen, Vasallen und Aftervasallen, andererseits die großen Allodbesitzer, und die wenigen noch übrigen gemeinen Freien in sich begriff, drittens des damals am härtesten gedrückten Bauernstandes, der die Sklaven und bald auch die gewaltsam zu Sklaven gemachten armen Freien in sich begriff, und viertens des in den neuen Städten eigenthümlich, kräftig und zu stolzer Freiheit aufblühenden Bürgerstandes hervor. In diesen Standesunterschieden gingen alle andern unter, obgleich die alte Eifersucht der Stämme und ihre besondere Gesetzgebung noch geraume Zeit das Trachten der Herzoge nach Unabhängigkeit begünstigte.

In diesem Kreise bewegte sich das innere Leben des Reiches. Nach außen war der Blick getrübt. Man hatte nur sehr dunkle Vorstellungen vom Auslande, selbst von den Nachbarn. Im ganzen slavischen Norden, so wie bei den Normannen und Ungarn sah man nur finsteres *Heidenthum*, das man ausrotten müsse, im Süden nur den sogenannten Unglauben der *Muhamedaner*, gegen den man noch ergrimmter war, als selbst gegen die Heiden. Das grie-

chische Kaiserthum war zu entfernt, als daß sich die Deutschen, der kaiserliche Hof und die um Lehrsätze streitende Geistlichkeit ausgenommen, damit beschäftigen konnten. Spanien, das westliche Frankreich und England waren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zu schwach und erst in der Entwickelung begriffen, um die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich zu ziehen; nur mit Italien war, wegen der Verbindung des Kaiserthums und Papstthums, beständiger Verkehr. Von der übrigen Welt wußten die Deutschen so viel wie gar nichts. Da war alles dunkel. Auch hörten seit Einführung des Christenthums die großen Seereisen der Norweger ins atlantische Meer auf, und von den frühern Entdeckungen, z. B. Winlands, blieb nur noch die ungewisse Spur. Daher bevölkerte die Sage die Gränzen der Heidenwelt mit Riesen und Ungeheuern und abenteuerlichen Gestalten der Phantasie, worin altheidnische Vorstellungen mit christlichen, Götzen, Teufel, Dämonen und Geister vermischt wurden.

Capitel 123.

Der Kaiser.

„Zwei Schwerter ließ Gott dem Erdreiche, zu beschirmen die Christenheit, dem Papste das geistliche, dem Kaiser das weltliche.“ Das war der Grundsatz des Reiches.

Der Kaiser sollte weltlicher Herr des ganzen Erdreiches seyn. Daher sollte es kein unabhängiges Volk geben, und jeder fremde Fürst sollte seine Krone vom deutschen Kaiser nur zu Lehen besitzen, und wo dieß nicht der Fall war, übte der Kaiser nur sein göttliches Recht, wenn er die Ungehorsamen, die Trotzigen unterwarf. Aus derselben Vorstellung der kaiserlichen Oberherrlichkeit floß das Recht, ja sogar die Pflicht des Kaisers, die Heiden und Muselmänner auszurotten oder zu bekehren und dem Reiche zu unterwerfen, welches das ganze „Erdreich“ umfassen sollte. Zwar riß die Gewalt der Natur selbst die romanischen Völker in Spanien und Frankreich von den Deutschen los, und entfremdete sie in Italien, hielt die nordischen Stammverwandten über Meer in feindlicher Abgeschlossenheit, waffnete die Slaven mit verzweifelter Tapferkeit gegen die deutschen Bekehrer, gab den Griechen Schlauheit, gegen das Reich sich zu behaupten, und setzte in der großen Araberherrschaft der gesammten Christenheit eine Gränze, so daß sich die Deutschen von allen Seiten zurückgewiesen und auf sich selbst eingeschränkt sahen, aber dennoch ließen sie die Bedeutung des Kaiserthums, den Anspruch des kaiserlichen Namens an die Herrschaft der Erde nicht ersterben, und handelten in diesem Sinne. Darum aber blieb auch in Deutschland selbst die kaiserliche Würde geraume Zeit gegen jedes noch so mächtige Privatinteresse unerschütterlich, selbst wenn der Kaiser niemand für sich hatte, als die Gewissen seiner Feinde, und erst die geistliche Macht konnte das Ansehen des Kaisers untergraben, indem sie sich im Glauben der Völker dem Range nach höher zu stellen wußte.

Zugleich als eine Wirkung und wieder als eine fortdauernde Ursache des erhabenen Ansehens des Kaisers muß der Umstand gelten, daß die Wahl der Völker je auf die trefflichsten Männer fiel, und daß selbst minder taugliche Regenten durch die Zaubermacht der Kaiserkrone zu höherem Muthe, größern Werken begeistert wurden. In der That läßt die Geschichte eine selten unterbrochene Reihe der kräftigsten und würdigsten Verweser des heiligen römischen

Reiches auf einander folgen, und mit ehrfurchtsvoller Bewunderung mag, wer mit uns durch die Vergangenheit wandelt, und in die versunkenen Hallen des mittelalterlichen Doms eintritt, die riesigen Steinbilder betrachten, wie sie fest und majestätisch, auf dem Haupte die heilige Krone, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Scepter oder den Reichsapfel in langer fern sich verlierenden Reihe stehen, alle einander und wieder alle Karl dem Großen gleich, der als ihr Ahnherr und Urbild sie zu führen scheint. Ihre Menge verkündet viele Jahrhunderte, die ihnen vorüber gegangen; ihre Mienen deuten auf einen schweren Inhalt dieser Zeit, und man sieht, daß nur so starke Männer sie zu bemeistern vermocht: ihre Gleichheit aber zeugt von dem Walten und der Gewalt eines einigen Geistes, der sie und ihre Krone über alle Stürme trug.

Der Kaiser wurde auf dem Reichstage gewählt, wobei alle Großen des Reiches, weltliche und geistliche, Sitz und Stimme hatten. Auch wenn die Krone vom Vater auf den Sohn überging, konnte es nur mit Zustimmung des Reichstags geschehen. Auch in seiner Regierung war der Kaiser an den Reichstag gebunden, ohne dessen Beifall er nichts Wichtiges unternehmen konnte. Er hatte aber das Recht, den Reichstag so wie den Heerbann einzuberufen, wann und wohin er wollte, und die Großen, welche den Reichstag bildeten, hingen insofern von ihm ab, als die Schirmherrschaft über die Kirche, die Bestallung der Reichsämter und die Vergebung der Reichslehen in seiner and lag.

Von ihm, als dem Schirmvogt (advocatus) der Kirche hing die Bestätigung der Papstwahl, wie jeder Bischofswahl, und die Aufsicht über alle weltlichen Angelegenheiten der Kirche ab.

Als Reichsoberhaupt vergab er die Aemter der Herzoge und Grafen, wem er wollte, seinen Söhnen und Neffen, seinen treuesten Dienern, oder den Söhnen der frühern Herzoge, die er sich dadurch verpflichtete.

Als Lehensherr vergab er neu eroberte Länder, oder Güter, welche durch Todesfälle oder Bestrafungen der Krone wieder anheimgefallen waren, ebenfalls wem er wollte, und die Verleihung von Gütern fiel gewöhnlich mit der von Aemtern zusammen. Es konnte nicht wohl anders seyn, als daß der größte Lehensträger in einem bestimmten Lande zugleich dessen Herzog war. Geistliche Aemter wurden durch Verleihung eines Ringes und Stabes (die Investitur), weltliche Aemter durch Berührung mit dem Schwerte verliehen.

Außer diesen Vorrechten besaß der Kaiser das alte königliche Allod, das durch neue Besitzungen stets vermehrt und als sein Privatgut bewirthschaftet wurde. Dieses große Herrschaftsgut (Domäne) war an Pfalzen (palatia, Paläste) oder zerstreute kaiserliche Schlösser vertheilt, in denen der Kaiser abwechslungsweise Hof hielt, da das Verfahren Karls des Großen, seinen Wohnsitz zu wechseln und das Reich beständig zu durchreisen, auch später beibehalten wurde.

Steuern kannte man noch nicht, außer dem Zehnten, der aber nur der Geistlichkeit gegeben wurde. In des Kaisers Schatz floß nur ein Theil des noch immer bestehenden Wergeldes, und das Einkommen von Zöllen, Bergwerken &c., die man als ausschließlich königliche Vorrechte (Regale) ansah, denen eine immer größere Ausdehnung gegeben wurde, je mehr die Cultur zunahm, die aber dem Kaiser zum Theil wieder durch die großen Kirchenfürsten und Lehensträger entrissen wurden.

Capitel 124.

Der Papst.

Anfangs hatte der Kaiser mehr Macht als der Papst. Dieß kam daher, weil der Papst erst durch die Gunst der Frankenkönige zu so hohem Ansehen erhoben worden, und dafür zu Dankbarkeit und Unterwürfigkeit verpflichtet war. Es kam aber auch daher, weil die weltliche Macht natürlicherweise sichtbarer, glänzender, in allen täglichen Geschäften einflußreicher seyn mußte, als die geistliche, die nur die Herzen und Gewissen anging.

Bald aber wollten die Päpste sich nicht mehr mit diesem untergeordneten Range begnügen. Durch der Könige Politik mächtig geworden und durch der Völker frommen Glauben in dieser Macht auf Jahrhunderte unerschütterlich befestigt, schwollen sie in Stolz auf, und trachteten neben der geistlichen auch nach der weltlichen Alleingewalt. Darum behaupteten sie, daß nur ein Gott und nur ein Stellvertreter Gottes auf Erden seyn könne, daß die Würde des letztern allein dem Papste zukomme, daß also auch die weltliche Macht vom Papste abhängen, der Kaiser ihm unterthänig seyn müsse. Ein geistreicher Papst machte dieß in folgendem Gleichnisse anschaulich: der Papst sey die Sonne, der Kaiser der Mond, dem jene erst ihr Licht mittheilt.

Dieser neue Grundsatz entsprang natürlich und mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der geistlichen Gewalt, über welche die Völker sich nur täuschten. Weil in den ersten Jahrhunderten die weltliche Macht, als sie noch die stärkere war, sich niemals feindselig gegen die geistliche betrug, vielmehr auf jede Weise die Macht der Kirche förderte, gaben sich die Völker dem schönen Traume eines ewigen Friedens zwischen beiden Gewalten hin. Aber bald war die Täuschung offenbar. Die Kirchengewalt kann niemals neben der Staatsgewalt bestehen, sondern nur entweder derselben unterthan seyn, wie in den griechischen Republiken, im Römerreiche, bei den alten Germanen und in den meisten neuern Reichen, oder sie muß, wie in Indien, Persien, Tübet, China, Japan, bei den alten Aegyptiern und Juden, und im Muhamedanismus, über dieselbe herrschen, sie ganz in sich vereinigen. Zum letztern neigte sich nothwendig das Mittelalter. War einmal der Grundsatz angenommen, daß die Herrschaft auch über weltliche Dinge nicht den Menschen, sondern allein Gott zustände, und daß sie der Kaiser nur von Gottes Gnaden und kraft der priesterlichen Weihe verwalten könne, so war hiemit schon der Grund zu einer reinen Theokratie oder zu einem Gottesstaate gelegt, der sich nothwendig weiter ausbilden mußte. Diesem Grundsatze zufolge erschien es völlig unnatürlich, daß eine anerkannt geistige Macht, die göttliche, von einem weltlichen Herrn, dem Kaiser, und nicht vielmehr vom geistlichen Stellvertreter, dem Papste allein, der vermöge seiner rein geistigen Macht der Gottheit weit näher stand, vertreten werden sollte. Die Kaiser erkannten dieß an, indem sie dem Papste sich gleich stellten; die Päpste selbst aber mußten nothwendig noch weiter gehen, und die weltliche Macht unter sich zu beugen trachten, ja als letztes Ziel sogar die völlige Vernichtung aller weltlichen Herrschaft in einem reinen Priesterregimente erkennen.

So sehen wir den Kaisern gegenüber eine noch längere Reihe von Päpsten, wie sie in der kürzlich verbrannten Paulskirche zu Rom abgebildet waren. Der heilige Petrus, den man als den Felsen anerkannte, auf dem der Heiland die Veste der Kirche gegründet, jener kriegerische Apostel, der erste, der für Christus das Schwert geröthet, der zornig noch selbst an der Pforte der Seligkeit stehen soll, weihte das römische Papstthum mit seinem Geiste zur herrischen Strenge. Zwar sehen wir die ersten römischen Bischöfe noch demüthig baarhaupt in der Klar-

heit des göttlichen Lichtes, das über ihre Häupter den Heiligenschein ergießt. Bald aber finden wir stolze Patriarchen den goldnen Reif um die Schläfe ziehen und eigenen Glanz sich geben, geistliche Könige der abendländischen Völker, zuletzt auf der Päpste Haupt die dreifache Krone (Tiare), der höchsten Herrschaft über alle Könige anschauliches Sinnbild.

Der Papst war als unumschränkter Herr in geistlichen Angelegenheiten anerkannt. Schon damals machte er die Concilien von sich abhängig, indem dieselben keinen Beschluß ohne seine Bestätigung abfassen konnten. Alle Lehren der Kirche, den Glauben betreffend, und alle Gesetze der Kirche, den Gottesdienst, das Verhältniß des geistlichen Standes und die Kirchenzucht über die Laien betreffend, gingen vom Papste aus oder bedurften seiner Unterschrift und Sanction.

Die Geistlichen maßten sich das Recht an, nur von Geistlichen angeklagt und gerichtet werden zu dürfen, und es stand ihnen frei, von jedem bischöflichen oder erzbischöflichen Gerichte an den Papst zu appelliren. Dieser sprach das Endurtheil. Aber auch über die Laien, sofern sie gegen die Kirche sich vergangen, stand ihm die höchste richterliche Gewalt zu, nämlich die Excommunication oder das Interdict, d. h. der Ausschluß vom Gottesdienste, die Verweigerung der Sacramente, und die schärfste unter allen Strafen, der Bannfluch, d. h. die Kriegserklärung der Kirche gegen den Sünder als einen Feind Gottes und der Aufruf an die Gläubigen, ihn von der Erde zu vertilgen. Davon war niemand ausgeschlossen, selbst der Kaiser nicht.

Wie der Kaiser den Papst bestätigte, so auch umgekehrt der Papst ihn. König war er, wenn ihn der Reichstag wählte, Kaiser erst, wenn ihn der Papst in Person gekrönt und gesalbt hatte. Erst diese priesterliche Weihe schuf ihn zum Stellvertreter Gottes auf Erden. Die Demuth frommer Kaiser trug gern auf den Papst über, was Gott gelten sollte, und empfing aus seiner Hand die Krone wie eine Gnade, wie ein Lehen. Auch die Bischöfe, obgleich sie die Investitur (Ring und Stab) vom Kaiser erhielten, konnten nicht eher ihr Amt verwesen, bis sie vom Papst den Priestermantel (pallium) erhalten hatten. Auch maßte sich der Papst an, Bischöfe aus einem geistlichen Sprengel in den andern zu versetzen, und ohne seine Zustimmung durfte der Kaiser keinen Bischof seines Amtes entsetzen.

Mittelitalien, das alte Exarchat, war von Pipin dem Papste zu Lehen gegeben, und er behielt es als Eigenthum unter dem Namen Kirchenstaat. Durch dieses reiche Geschenk war der päpstliche Hof in den Stand gesetzt, seiner Würde gemäß mit weltlichem Glanze sich zu umgeben. Am meisten aber trug die alte Pracht der Stadt Rom, mit den Ruinen und dem Andenken der Weltherrschaft, zu der Verherrlichung des heiligen Stuhles bei. Jenes alte Capitol, von wo aus die halbe Erde erobert worden, ward unter dem Namen der Engelsburg in einen päpstlichen Palast verwandelt.

Capitel 125.

Die weltlichen Stände.

Erst im zehnten Jahrhundert entstanden die Städte in Deutschland. Bis dahin lebte alles Volk auf dem Lande. Aber die Vereinzelung der Wohnungen hörte schon früher auf. Um die Klöster, um die kaiserlichen Pfalzen, um die

Höfe mächtiger Herzoge und Grafen bildeten sich Dörfer. Einzelne Orte, die Sitze geistlicher oder weltlicher Herren, fingen an sich auszuzeichnen.

Der Herrenstand trennte sich je mehr und mehr vom Volke, und die Rangunterschiede nahmen zu. Diese Herren leiteten ihr ganzes Ansehen aus dem persönlichen Hofdienst ab, sie waren ursprünglich nur Bediente. Der König hatte einen Hausmeister (major domus), der jetzt Pfalzgraf (comes pallatii) genannt wurde, einen Pferdeknecht (Marschalk), einen Mundschenk, Tafeldecker (Truchseß), Kämmerling, Küchen- und Kellermeister ꝛc. Aus diesen Dienern hatten die ersten Könige ihre Grafen bestellt, und diese häuslichen Bedientennamen blieben auch fernerhin von den ersten Reichsämtern unzertrennlich, und der König und Kaiser ertheilten das größte Herzogthum unter dem Titel eines Reichsmundschenken ꝛc.

Die Herzoge hielten wieder ihren besondern Hof, der dem königlichen nachgebildet war, und der Herzog, der Reichsmundschenk war, hatte selber wieder einen herzoglichen Mundschenken, der Graf seyn konnte. Der Graf hielt aber auch seinerseits einen kleinen Hof und hatte wieder einen gräflichen Mundschenken, der immer noch dem ritterlichen Lehensadel angehören konnte. Die Belehnung mit einem solchen Hofdienst war mit der Belehnung der Aemter und der Lehengüter verbunden; daher diese Diener, selbst im dritten und vierten Grade, noch immer vornehme Herren waren, selbst zahlreiche Diener hielten, und den Dienst, dessen Namen sie trugen, nur bei feierlichen Gelegenheiten als Ceremonie bei ihren Lehensherren verrichteten.

Alle diese Diener, die ursprünglich Leute oder Antrustionen (persönlich Angetraute) hießen, erhielten den Namen Vassi, sobald sie ständige Lehen besaßen, und Vasalli, sobald sie nur Lehensträger von Lehensträgern oder sogenannte Afterlehensträger waren. Der letztere Name wurde aber bald der allgemeine für alle Lehensträger.

Die Lehen bestanden theils in Aemtern, theils in Gütern, theils in Rechten. Mit Aemtern höhern Rangs konnte nur der Kaiser, mit solchen niedern Rangs auch der Herzog oder Bischof belehnen. Güter oder Rechte, z. B. Zehnten, Bauernzinse, besondere Eigenthumsrechte, Jagd, Fischerei, Holzschlag ꝛc. konnte jeder verleihen, der sie besaß, und wem er wollte. So ließen sich oft mächtige Herzoge von geringen Klöstern belehnen, wenn es ihnen gerade um einen kleinen Vortheil zu thun war. Das Belehnen war eine so allgemeine Handlung, wie das Verkaufen.

Dennoch richtete sich der Rang nur nach der Größe und Wichtigkeit des Lehens. Die alten Freien, die in keinem Dienst- oder Lehensverbande standen, hatten von ihrer Freiheit keinen Vortheil und keine Ehre mehr, wenn sich ihr Gut nicht durch Erbschaft oder Kauf so ansehnlich vermehrt hatte, daß sie selbst Lehen austheilten oder zu Herzogen und Grafen erhoben wurden. Ihr unabhängiger Allodialbesitz verschaffte ihnen aber keinen höhern Rang, als ihn die großen Lehensträger und Bischöfe besaßen. Sie waren gleich, weil sie viele Güter und Diener hatten. Eben so waren die Armen und Schwachen wieder gleich, sie mochten arme Aftervasallen oder arme Freie seyn. Anfangs zwar behaupteten die Freien einen Vorrang, da sie nur vom kaiserlichen Reichsgericht, nicht von einem Lehensherrn abhängig waren. Aber ihr Stolz wurde gebeugt. Fast überall mußten sie sich mächtigen Lehensherren unterwerfen, oder sich in den Schirm der Kirche flüchten, weil neben dem Lehenwesen, das Unterordnung des Einen unter den Andern verlangte, keine Freiheit, keine Nebenordnung des Einen neben dem Andern bestehen konnte.

Der Rang der Großen (majores, optimates, seniores) war bald festgestellt.

Wer die meisten Vasallen unter sich hatte, der spielte auch auf dem Reichstage, bei Vertheilung der Reichsämter und in den innerlichen Fehden die erste Rolle. Daher trachteten Herzoge, Grafen, edle Freie, Bischöfe und Aebte, jeder in seinem Bezirke durch Uebertragungen, Kauf, List oder Gewalt sich so viele Vasallen und Untergebene, als möglich zu verschaffen.

Der Rang der kleinern Herren schwankte noch. Die Freien waren noch nicht unterdrückt, die kleinen Vasallen noch nicht privilegirt genug. Weder nach oben zwischen den großen und kleinen Vasallen, noch nach unten zwischen den letztern und dem Volke waren feste Gränzen gezogen. Erst später, als die kleinen Lehen so gut erblich wurden, wie die großen, und daraus ein Erbadel sich bildete, und als ferner die Ritterschaft in Form eines geschlossenen Ordens vom übrigen Volke sich aussonderte, nahm der kleine Adel, theils als unmittelbarer Reichsadel, theils als mittelbarer Lehens- oder Landadel eine feste Stellung ein.

Eben so schwankten die bäuerlichen Verhältnisse. Es gab ganz freie Bauern, die nur dem Kaiser gehorchten; es gab solche, die nur in Bezug auf den Zehnten einem Bischofe oder Abte unterworfen waren; es gab dinglich Hörige, die einem Herrn nur zu Leistung eines Zinses oder bestimmter Personaldienste verpflichtet waren, und Leibeigene oder unbedingte Sklaven. Die Herren trachteten aber, die ärmern Freien alle in das Verhältniß der Sklaven hinabzudrücken, was ihnen im Verlaufe der Jahrhunderte auch größtentheils gelang. Es ist nicht zu läugnen, daß das Mittelalter, was es auch Großes erzeugt, schon darum auf einer niedern Stufe stand, weil es der Sklaven bedurfte. Der Glaube an die neue Weltordnung ging zwar auch auf die Leibeigenen über, und sie achteten ihren Beruf für göttliche Bestimmung, daher sie sich auch im Mittelalter nie empörten, aber den höhern Ständen fiel doch zuweilen ein Zweifel bei, ob die christliche Liebe sich mit dem Sklaventhume vertrage. Der Schwabenspiegel, ein Gesetzbuch der spätern Periode, das aber die Grundsätze der damaligen noch rein erhalten, drückt sich sehr naiv darüber aus: es sollte eigentlich nicht seyn, aber es sey einmal so. Die Geistlichkeit erwarb sich den Ruhm, das Loos ihrer Leibeigenen sehr erträglich zu machen.

Die weltlichen Gesetze wurden durch neue kaiserliche Verordnungen und durch die verschiedenartigsten Lehensverträge sehr vervielfältigt. Eben so die Rechtspflege. Neben den Reichsgerichten der Grafen und Schöppen über die Freien drängte sich die richterliche Gewalt des Lehensherrn über die Lehensträger und die vermehrten Hörigen ein, so wie andrerseits die zunehmende Gewalt des geistlichen Gerichts. Indeß blieb das altgermanische Wergeld oder die Geldstrafe noch neben dem Blutbanne der aus römischen und jüdischen Gesetzen eingeführten Leibes- und Todesstrafen bestehen. Die Gottesurtheile und gerichtlichen Zweikämpfe nahmen mehr als je zuvor überhand, eben weil die Rechtsfindung bei den verwickelten Lehensverhältnissen immer schwieriger wurde.

Capitel 126.

Der geistliche Stand.

Die Kirchengewalt dehnte sich aus. Der Clerus wår, wie bisher, in Erzbischöfe (archiepiscopi, metropolitani), Bischöfe (episcopi) und Pfarrer (parochi) eingetheilt.

Die Wahl dieser Cleriker geschah durch das Volk und die Geistlichkeit jedes Sprengels. Der Papst und Kaiser bestätigten oder verwarfen sie. Der Papst maßte sich das Recht an, sie willkürlich zu versetzen und abzusetzen, und suchte überhaupt seine Gewalt über die Geistlichen zu vermehren, um gegen die Laien kräftiger handeln zu können. Der Clerus selbst sah darin auch eine Vermehrung seiner Macht, und gehorchte dem Papste willig. Nur einige Erzbischöfe glaubten darin eine Gefahr zu erblicken und widersetzten sich dem Papste, obwohl sonder Erfolg, so namentlich am Ende des neunten Jahrhunderts der gelehrte Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Um ferner die Bischofswahl mehr aus den Händen des Volkes in die der Geistlichen zu spielen, wurden die Domcapitel allmählich eingerichtet und verbreitet — eine Gesellschaft von Geistlichen (canonici), die klosterartig am Bischofssitze lebten und aus denen der Bischof gewählt werden mußte.

Die Klostergeistlichkeit war ungeheuer vermehrt worden, und machte sich vom Clerus völlig unabhängig. Mönche und Nonnen standen unter einem monarchisch herrschenden Abte oder einer Aebtissin (abbas, abatissa), oder sie waren wie die Domcapitel republicanische Gesellschaften, die nur für die Haushaltung einen Propst (praepositus) und für die geistliche Zucht einen Decan (decanus) wählten. Der Papst begabte sie mit ausnehmenden Vorrechten, weil ihr Einfluß auf das andächtige Volk den theokratischen Grundsatz allgemein förderte.

Bischöfe und Klöster besaßen gleich den Herzogen und Grafen große Lehen; da es aber anfangs noch unanständig schien, daß ein Geistlicher sich mit weltlichen Dingen befasse, so wurden ihnen dreierlei weltliche Vögte zugegeben, der Schirmvogt, der das Schwert für sie führen, sie schützen, die bewaffnete Lehensmacht des Sprengels im Heerbanne befehligen sollte — der Dingvogt, der an ihrer Statt Gericht halten — der Kastvogt, der die Verwaltung der Güter besorgen sollte. Oft wurden diese drei Aemter in Einer Person vereinigt. Der Bischof oder Abt selbst aber bevogtete seine Vögte und maßte sich bald allein der weltlichen Verwaltung an, indem er nicht scheute, geharnischt und zu Roß an der Spitze seiner Vasallen in den Krieg zu ziehen.

Durch Unterwerfung heidnischer Länder wurde der Clerus, durch den Drang frommer Seelen, sich dem Himmel zu widmen, die Klosterwelt, durch das milde Regiment des Krummstabs die Vergabung der Personen und Güter an die Kirche, und dadurch das Lehengebiet derselben, durch die Andacht aller Laien der Reichthum der Geistlichkeit ins Ungeheure vermehrt. Man beeiferte sich, das Erbe von Jahrhunderten oder die Kriegsbeute den Kirchen zum Opfer zu bringen und dadurch ihren Glanz zu vergrößern. Außerdem mußten alle Laien vom Ertrage des Feldes den Zehnten an die Kirche liefern. Dabei wurden die geistlichen Güter von Vorspann und Lieferungen befreit, ja die frommen Kaiser überließen sogar die Regalien in dem Gebiete der Geistlichkeit den Kirchen. Eines gleichen Vorrechts erfreuten sich auch die Personen der Geistlichen, indem sie, dem weltlichen Gerichte entzogen, nur von ihres Gleichen gerichtet werden durften.

Die geistlichen Gerichte selbst übten einen bedeutenden Einfluß auf die

Laien. Jeder Bischof hielt an seinem Hofe eine kleine Synode, darin er über geistliche Vergehen zu Recht saß, wie der Graf über weltliche. Besonders in ehelichen und Testamentsachen ward hier das Volk bevormundet. Die Kirche verbot nach mosaischem Gesetze die Ehe zwischen Verwandten bis zum sechsten und siebenten Gliede. Dieß paßte mehr für die morgenländischen Völker, als für die Deutschen, die seit uralter Zeit gewohnt waren, sich in näherer Verwandtschaft zu heirathen. Zugleich kamen die Testamente oder schriftlichen Verordnungen und Verträge der Laien auf, die in lateinischer Sprache, daher immer nur von Geistlichen abgefaßt und in den Kirchen niedergelegt worden. Nicht minder gab der äußerst mannichfaltige Gottesdienst und die leichte Uebertretung desselben den Geistlichen Anlaß, sich täglich richtend und strafend in die Angelegenheiten der Laien zu mischen. Die Kirchenstrafe bestand in der Pönitenz (poenitentia), d. h. Gebet, Fasten, Geißelung, Kasteiung, Wallfahrt, Schandausstellung vor den Kirchenthüren u. s. w., ferner in der Excommunication und im Banne.

Alle Kirchengesetze wurden in Decretalen gesammelt und bildeten zusammen das geistliche oder canonische Recht (jus canonicum), das neben dem weltlichen Rechte der kaiserlichen Capitularien bestand und sich jährlich erweiterte.

Capitel 127.

Ludwig der Fromme.

Bisher waren alle Karolinger die größten Männer ihres Zeitalters gewesen. In diesem Stamme sah das Volk etwas Göttliches, die angeborne Majestät und Herrscherkraft. Mehr noch des Volkes Wunsch, als selbst die Macht Kaiser Karls, sicherte seinen Söhnen die Erbfolge. Leider aber blieb von Karls Söhnen nur der jüngste und unfähigste, Ludwig, am Leben. Die beiden älteren, Karl und Pipin, starben vor dem Vater, der sie tief betrauerte. Pipin hinterließ einen kräftigen Sohn, Bernhard, dem Karl der Große Italien zur Verwaltung überlassen hatte. Die fähigsten Männer am Hofe, unter denen sich besonders Wala, ein Seitenverwandter Karls und Enkel Karl Martells, auszeichnete, wünschten, daß Bernhard Kaiser werden möchte, Karl der Große aber gab, obwohl mit widerstrebendem Herzen, seinem Sohne Ludwig den Vorzug. Kaum war nun Ludwig auf den Thron gelangt, als er sich auch sogleich an Bernhards Partei rächte, Wala ins Kloster verdammte, den kühnen Odoin, der eine seiner Schwestern liebte, ermorden ließ, und an die Stelle der geistreichen und lustigen Hofleute seines Vaters Frömmlinge setzte, die ihn im Interesse des Papstes lenkten. Der schuldlose Bernhard, der sich augenscheinlich bedroht sah und einen Augenblick die Miene annahm, als werde er sich einem Angriffe von Seite des Kaisers widersetzen, unterwarf sich doch sogleich, als ihm der Kaiser durch seine Gemahlin Irmingard seine Gnade und freies Geleite zusichern ließ. Wehrlos kam er nach Chalons, dem Kaiser zu huldigen. Dieser ließ ihm aber so grausam die Augen ausstechen, daß er nach wenigen Tagen starb, 818. Als er seine Rache gestillt, reuete ihn die Missethat. Dazu kam der Tod seiner Gemahlin. Er wollte seine Würde niederlegen und in ein Kloster gehen. Aber die Geistlichen sorgten dafür, daß er blieb. Papst Stephan, der des Kaisers Haß gegen den kräftigen Bernhard geschürt hatte, schenkte ihm eine Krone, wofür sich Ludwig dreimal vor dem Papste niederwarf. Der fol-

gende Papst Paschalis wurde durch diese Demuth ermuthigt, sich wählen zu lassen, ohne des Kaisers Bestätigung einzuholen. Papst und Geistlichkeit fanden es nicht mehr nöthig, sich vor dem Kaiser zu schmiegen, sie legten ihm Buße auf, sie schalten ihn, und je barscher sie sich gegen ihn betrugen, desto mehr ließ er sich einschüchtern, weil er sein Seelenheil in unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche und unermeßlichen Schenkungen an dieselbe suchte. Wala sagte mit Recht, der Kaiser habe sich zu viel um geistliche, der Papst zu viel um weltliche Dinge bekümmert.

Ludwig war von Körper groß und majestätisch wie sein Vater, stark in Waffen, jedem seines Heeres überlegen. Aber sein Geist war klein. Je höher die kaiserliche Würde stand, desto niedriger mußte die Schwäche ihres Verwesers sich zeigen; je größer Karl gewesen, desto mehr mußte Ludwigs Kleinmuth auffallen. Daraus erklärt sich der Unwille aller Laien, der Hochmuth aller Geistlichen gegen ihn. Den erstern war ein so schwacher Kaiser aufs äußerste verhaßt, den letztern erwünscht, um ihn noch tiefer zu erniedigen.

Ludwig besaß gar keinen Verstand, war in seinem Kopfe durchaus nicht zu Hause, daher er immer in Angst war, das Unrechte zu thun, und sich wirklich bald durch überwallende Leidenschaft, eine Plage aller Schwachköpfe, bald durch die Unentschlossenheit selbst hinreißen ließ, gerade das Unrechte zu thun. Dann kam das Gewissen, die Reue über ihn, und er sah nirgends Rettung als im geistlichen Zuspruche.

Weit entfernt aber, ihn in den Klosterfrieden aufzunehmen, wohin er sich nach Bernhards Ermordung in seiner Angst sehnte, ließen ihm die am Hofe mächtigen Geistlichen vielmehr je die schönsten Töchter des Landes vorführen, und reizten ihn dadurch an, die bayerische Jutta, aus Welfs Geschlecht, zu ehelichen und die Krone zu behalten, 819. Diese schöne und schlaue Jutta bemächtigte sich des Kaisers gänzlich und suchte sich allgemein beliebt zu machen, indem sie Bernhards Partei versöhnte, und den geistvollen Wala, der Abt von Corvey geworden war, an den Hof zurückberief. Ludwig that 822 zu Attigny feierlich Buße und bereuete öffentlich vor dem Reichstage, was er an Bernhard gethan hatte.

Während und unmittelbar nach diesen Ereignissen bei Hofe wurden an den Gränzen die empörten Basken und Bretonen (in der Bretagne), so wie die Normänner, Obotriten, croatischen Slaven und Bulgaren mit Gewalt in ihre Schranken zurückgewiesen. Der Dänenkönig Harald kam an Ludwigs Hof und ließ sich taufen, wurde aber nachher von seinem eigenen Volke vertrieben. Nur der muthvolle heil. Anscar ließ sich nicht abhalten, das Bekehrungswerk im Norden fortzusetzen. In Spanien wagten die Araber ungestraft einen Streifzug in die fränkische Mark. Dagegen unternahm Graf Bonifacius von Corsica einen Seezug nach Afrika, lieferte bei Carthago fünf Gefechte und kehrte glücklich zurück.

Capitel 128.

Ludwigs Kampf mit seinen Söhnen.

Ludwig hatte von der Irmingard drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, unter die er schon vor seiner zweiten Vermählung das Reich getheilt hatte, wie sie es nach seinem Tode besitzen sollten. Lothar sollte Kaiser werden und Italien und die Rheinlande bis zum Meere, Pipin sollte Frankreich

im Westen, Ludwig Deutschland im Osten haben. Nun gebar ihm aber Jutta einen vierten Sohn, Karl, den man den Kahlen hieß. Dieser wurde des alten Vaters Liebling, und ihm zu Gunsten ward 829 eine neue Theilung des Reiches veranstaltet, wobei die ältern Söhne hintangesetzt wurden.

Da sah die Welt ein nie erhörtes Schauspiel. Die Söhne empörten sich gegen den Vater. Mit Abscheu sah das Volk diesen Krieg und half ihn doch willig ausfechten, weil ihm die Erbärmlichkeit Ludwigs noch viel unerträglicher schien. So ward die weltliche Gewalt verächtlich, während die Päpste in der großen Verwirrung allein mit kaltem Verstande ihren Vortheil berechneten und einzogen, in der allgemeinen Trauer allein ihres Triumphes lachten.

Wala, der sich bei Lothar in Italien aufhielt, war eben so sehr gegen den alten würdelosen Kaiser, als gegen die Theilungen. Er wollte nur einen Kaiser, aber einen kräftigen, und er suchte deßhalb Lothar, den ältesten der vier Söhne, zur Nachahmung Karls des Großen zu begeistern. Lothar aber war, obwohl herrschsüchtig, doch zu muthlos, um Wala's Plan treu zu bleiben. Dieser Plan gelang nicht, sondern ging in elenden Intriguen unter.

Die drei Brüder verständigten sich, nahmen ihren Vater zu Compiegne mit List gefangen und beschuldigten ihre Stiefmutter Jutta des Ehebruchs mit dem Markgrafen Bernhard von Barcellona, und der Zauberkunst, mit der sie den alten Ludwig bethört habe, 830. Als nun aber Lothar allein herrschen wollte, waren seine beiden Brüder damit nicht zufrieden, sondern verständigten sich mit dem Vater und traten nun, mit ihm verbündet, gegen Lothar auf. Zu Aachen wurde 831 unterhandelt. Da war Lothar so schwach, den Vater um Verzeihung anzuflehen, und so treulos, über seine Freunde und Rathgeber selbst das Todesurtheil auszusprechen. Wala kam mit dem Leben davon, wurde aber von dem alten Ludwig, der seinen Geist fürchtete, aus einem Klostergefängnisse ins andere geschleppt. Jutta wurde feierlich gerechtfertigt, Bernhard aber entfernt.

Da nun aber Frau Jutta den Sieg errungen, wollte sie ihn vollständig benutzen; um ihrem Sohne Karl den besten Theil des Reichserbes zu sichern, und Pipin und Ludwig verbanden sich alsbald wieder mit Lothar, um aufs neue den Stiefbruder auszuschließen. Der damalige Papst, Gregor IV, schloß sich dem Bündnisse an, weil er wohl sah, daß der alte Ludwig bald sterben würde, daß die Partei der Söhne zu mächtig sey, und daß es der Kirche mehr Vortheil bringen würde, wenn sie sich an den stärkern Theil anschlösse. Pipin überwarf sich zuerst mit dem Vater, dieser nahm ihm Aquitanien (das westliche Frankreich oder das alte Neustrien) und gab es Karln. Nun aber zogen die drei verbündeten Brüder mit Heeresmacht heran. Am Sigwaldsberg bei Colmar lagerten sie, in Worms war der Vater. Lange unterhandelte man, und selbst der Papst nahm Anstand, das Zeichen zum Angriff zu geben, bis Wala herbeikam und den Ausschlag gab. Der Papst wurde zum Kaiser geschickt, ihn zur Unterwerfung aufzufordern, und unterdeß bearbeitete man das kaiserliche Heer. Ehe sich Ludwig entschieden hatte, in der Nacht auf den 29 Junius 833, verließen ihn alle seine Leute, und er mußte sich den Söhnen gefangen geben. Das Feld, wo dieß geschah, hieß noch in später Zeit das Lügenfeld. Die bessere öffentliche Meinung verdammte die Söhne wie den Vater, aber die Geistlichen und nicht minder die großen Vasallen fanden, wie früher unter den Merowingern, bei den innern Zerwürfnissen des Königshauses ihren Vortheil und unterstützten daher die Zwietracht.

Der alte Ludwig wurde nach Soissons in ein Kloster gebracht. Lothar

ließ ihn auf einem härenen Bußsacke knieend Buße thun und einen Zettel ablesen, worin er sich selbst des Wortbruches, des Mords und Raubes, der Bethörung durch Jutta's Hexerei 2c. anklagen mußte. Man nahm ihm die Waffen ab, um ihn dadurch des Kaisertitels unwürdig zu machen, doch war er schlau genug, trotz aller Drohungen, noch nicht das Gelübde eines Mönchs abzulegen, weil er auf eine abermalige Rettung hoffte. Sie blieb auch nicht aus, denn es geschah ganz das Nämliche, wie früher. Pipin und Ludwig wurden aufs neue über Lothars größere Macht eifersüchtig und verbanden sich gegen ihn, indem sie die Mißhandlung des Vaters, die sie nicht gewollt hätten, zum Vorwande nahmen. Lothar wurde gezwungen, den Vater frei zu geben, der das kaiserliche Amt aufs neue übernahm, 834.

Nun theilte der alte Ludwig das Reich zwischen Pipin, Ludwig und Karl mit Ausschluß Lothars. Zwar fielen die Normannen sengend und brennend in Holland ein und die Araber in die spanische Mark, ja eine arabische Flotte landete in der Provence und plünderte Marseille aus; aber darum bekümmerte sich Ludwig nicht, wenn er nur für seinen kahlen Karl durch neue Erbvertheilungen sorgen konnte. Lothar, der sich nach Italien zurückgezogen hatte und dessen Rathgeber Wala gestorben war, kam zu Trient mit seinem Bruder Ludwig (den man den Deutschen oder den Bayer nannte, zum Unterschied von seinem Vater) zusammen, wahrscheinlich um ihn vor Jutta's neuen Ränken zu warnen. Jutta klagte nun den jungen Ludwig sogleich einer Verschwörung mit Lothar an, und stiftete ein Bündniß zwischen Pipin und Karl, welche beide das Reich allein unter sich theilen sollten, wenn Ludwig und Lothar bezwungen würden. Nun starb aber Pipin 838, und da Jutta sich zu schwach fühlte, für ihren Karl allein zu stehen, unterhandelte sie wieder mit Lothar, der auch wirklich treulos genug war, auf ihren Plan einzugehen und das Reich mit Karl zu theilen, seinen Bruder Ludwig aber und Pipins Sohn, der ebenfalls Pipin hieß, auszuschließen. Während dieser elenden Unterhandlungen starb der alte Ludwig auf einer Rheininsel bei Ingelheim; noch im letzten Augenblicke, wie die Jäger hutz! hutz! rufend, in der Meinung, dadurch den Teufel von seinem Sterbebette zu verscheuchen, 840.

Capitel 129.

Lothar.

In dem Augenblicke, da der Vater starb, wußte Karl, daß Lothar ihn nicht neben sich, sondern nur unter sich dulden würde, lös'te daher sogleich die Verbindung mit ihm auf und schloß sich an Ludwig den Deutschen an, mit dem er eher das Reich zu theilen hoffen konnte, da Ludwig nicht wie Lothar auf die kaiserliche Oberhoheit Anspruch machte. Nun rüsteten Ludwig und Karl sich gegen Lothar und den jungen Pipin. Die beiden letzteren wurden den 25 Junius 841 bei Fontenay in Burgund in einer großen Schlacht überwunden. In diesem für eine so nichtswürdige Sache viel zu großen Blutbade sollen 100,000 Mann getödtet, besonders der Adel so gelichtet worden seyn, daß man eine Zeit lang die Freien, die eine adelige Frau heiratheten, zum Adel erhob, um diesen wieder zu ergänzen.

Lothar floh nach Aachen und erließ einen lauten Aufruf im Sachsenlande, daß alle sächsischen Edelinge ihrer Güter verlustig seyen, und die seit Karl dem Großen denselben unterworfenen Frellinge und Lazzen wieder ihre volle Freiheit

erhalten sollten. Da erhob sich das sächsische Volk in Masse, bildete den **Bund der Stellinga** (Wiederherstellung), und jagte alle Edelinge fort, aber auch die Priester, denn das Heidenthum hatte noch überall im Volke Freunde. Auch gab Ludwig dem vertriebenen Harald das friesische Seeland zu Lehen. Doch die Sieger, Ludwig und Karl, waren stärker, und schwuren sich am 14 Februar 842 zu Straßburg einen feierlichen Bundeseid, den ihre Heere, das deutsche auf dem rechten Rheinufer in deutscher Sprache, das Heer Karls auf dem linken Rheinufer in romanischer Sprache, laut wiederholten. Zugleich waren sie so schlau eine **Versammlung von Bischöfen** zu veranstalten, und an derselben ihren Bruder Lothar als einen Heidenbeschützer anklagen zu lassen. Endlich hatten sie alle **weltlichen Herren** *auf ihrer Seite, da diesen der sächsische Volksbund ein Gräuel war, denn wenn dieses Beispiel bei den Völkern Nachahmung gefunden hätte, wäre es mit dem Lehensadel bald aus gewesen.* Daher gingen auch die Vasallen schaarenweise von Lothar zu Ludwig und Karl über. Nur die Sachsen hielten bei ihm aus, aber Lothar, treulos wie immer, opferte sie auf, und erkaufte sich dadurch die Versöhnung mit den Brüdern. Er verließ sie, und während er in Frankreich unterhandelte, fiel Ludwig mit seinem siegreichen, durch Belohnungen gewonnenen Vasallenheer in Sachsen ein, siegte und handelte gegen die Häupter der Stellinga mit unerhörter Grausamkeit; ihrer 14 wurden gehenkt, 140 enthauptet und unzähligen andern ließ er die Hände abhauen. Dieß war der erste große Kampf eines Standes gegen den anderen, des Adels gegen die Bauern.

Zum Danke für seine Untreue an den Sachsen schlossen Ludwig und Karl mit Lothar den **Vertrag von Verdun**, 843. Lothar behielt die Kaiserkrone und ein lang ausgedehntes Gebiet, das die Niederlande, die Rheinufer, Burgund und Italien in sich schloß, und nach seinem Namen **Lothringen** (Lotharingien, Lotharii regnum) genannt ward. Ludwig der Deutsche behielt alles, was diesem zur Rechten lag, unter dem Titel eines deutschen Königs; Karl der Kahle alles, was zur Linken lag, als König von Frankreich.

Während des sächsischen Krieges und dieser Unterhandlungen kamen die **Normänner** zu See, und plünderten alle Küsten der Nordsee; die Araber landeten ebenfalls von Süden her, und plünderten Arles; die Bretonen empörten sich wieder. Bernhard, Markgraf von Barcellona, wurde von König Karl ergriffen und hingerichtet, wegen seines Vasallenübermuths und wahrscheinlicher noch wegen seines frühern Verhältnisses zur Kaiserin Jutta.

Lothar starb 855, und theilte Lothringen unter seine drei Söhne, die nicht lange lebten. Wichtig ward nur der mittlere, Lothar II, weil er seine Gemahlin verstieß und die schöne Walrade zur zweiten Ehe nahm, denn dieß gab dem kräftigen Papste **Nicolaus I** Anlaß, seine Gewalt geltend zu machen. Er lös'te auf dem Concilium zu Metz 863, kraft seines kirchlichen Ansehens, die Ehe auf, und erklärte Hugo, Walradens Sohn, der Krone verlustig.

Ludwig der Deutsche starb 876, und theilte Deutschland unter seine drei Söhne, von denen zwei ebenfalls nicht lange lebten, aber der dritte, **Karl der Dicke**, wichtig wurde.

Karl der Kahle hatte Lust zu Deutschland, und erhob Krieg gegen Ludwigs Söhne, als er plötzlich starb, 877. Er hinterließ Frankreich einen einzigen Sohn, Ludwig den Stammler, welcher 879 starb, und drei Söhne hinterließ, von denen nur der jüngste, **Karl der Einfältige**, am Leben blieb, aber vom Papste nicht anerkannt wurde, weil er aus einer zweiten verbotenen Ehe geboren worden.

So sah sich 884 Karl der Dicke im Alleinbesitze des großen Reiches, und selbst Frankreich ward auf eine kurze Zeit wieder mit Deutschland verbunden.

Diese vielfachen Theilungen hatten zur natürlichen Folge, daß von außen her die Normänner und Araber ihre kecken Einfälle ins Reich verdoppelten, daß sich im Osten ein mächtiges Slavenreich, von Deutschland ungehindert, bilden konnte, und daß im Innern des Reiches selbst einerseits die Macht des Papstes, andererseits der großen Vasallen zum Schaden des kaiserlichen Ansehens beständig anwuchs.

Capitel 130.

Normännische Raubzüge.

Die kühnen normännischen Seeräuber fuhren unermüdlich fort, das Reich zu beunruhigen. Das Aufstreben der Könige und des Christenthums trieb sie in zahllosen Schaaren aus der Heimath in die See. Abenteuer, Kampf und Beute suchten sie und Rache an den Christen, Zerstörung der Kirchen. Ihre Frechheit überstieg allen Glauben, denn sie begnügten sich nicht, an den Küsten zu plündern; sie fuhren auch durch die Mündungen der Flüsse auf ihren schmalen Schiffen weit hinauf, und waren plötzlich mitten im Lande, ehe man sich ihrer versah. Wo sie hindrangen, ließen sie Leichen und Schutthaufen zurück. In die friedlichen Dörfer fielen sie mit Brand und Mord. Sie scheuten nicht, mächtige französische Städte zu belagern, eroberten und zerstörten ihrer viele, und schlugen harte Schlachten selbst gegen überlegene Heere. Immer stritten sie zu Fuß und so gewandt, daß die schwer geharnischten Reiter der Deutschen gegen sie im Nachtheile waren. Wurden sie besiegt, oder fürchteten nur, es zu werden, so warfen sie sich auf ihre Kähne und ruderten pfeilschnell davon, daß keine Verfolgung möglich war. Sie wurden so furchtbar, daß man öffentlich Kirchengebete gegen sie veranstaltete.

Schon 841 verbrannten sie Rouen, 843 verwüsteten sie Nantes und Tours. 845 eroberten sie unter Regnar die Stadt Paris. Um dieselbe Zeit zerstörten sie das neu errichtete Bisthum Hamburg von Grund aus. Gegen sie ward den Sachsen ein neuer Herzog Ludolf vorgesetzt, um des Reiches Seemark zu wahren. 852 drangen sie tief in die Schelde. 855 wurden sie von den Aquitaniern geschlagen. Jährlich überfielen sie Friesland, doch die wackern Bauern dieses Landes, noch in uralter Freiheit lebend, vertheidigten sich mit überwiegendem Heldenmuthe. Beinahe jedes Jahr bis 880, ward durch einen glänzenden Sieg der Friesen über die Dänen verherrlicht, doch litt dabei das Volk ausnehmend. 864 machten die Normänner sich die ganzen Niederlande zinsbar. Immer zahlreicher faßten ihre Heere auf deutschem Boden. Die Friesen, wie die Sachsen, waren nicht mehr im Stande sich ihrer zu erwehren. Herzog Bruno, Ludolfs Sohn, stellte sich mit dem Kerne der sächsischen Völker den Normannen bei Ebbekesdorf entgegen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage, und blieb selbst auf dem Wahlplatze, 880. Noch gefährlicher wurden die Sieger unter Karl dem Dicken.

Auch die Slaven erneuerten unablässig ihre Angriffe auf das Reich. Gegen sie ward, wie Ludolf über Sachsen, so Tachulf über Thüringen zum Herzog gesetzt. Diesem folgte 873 Radolf und 880 Poppo. Sie schirmten das Reich glücklicher gegen die Slaven, als die Sachsen gegen die Normannen, denn

der Deutsche war im Kampfe dem Slaven immer überlegen, nicht so dem urkräftigen Normann, der seines eigenen Stammes war. Damals war unter allen slavischen Völkern das mährische zum größten Ruhme gelangt, und hatte an die Stelle des von Karl dem Großen zertrümmerten Avarenreiches ein großes mährisches Slavenreich gegründet, unter Zwentebold oder Svatoplut.

Die Araber fuhren von Afrika und *Spanien nach Italien hinüber*, bemächtigten sich Siciliens und der Stadt *Tarent auf dem Festlande von Italien*. Sie bedrohten sogar den Papst, und konnten weder von den deutschen Königen noch von den lombardischen Herzogen vertrieben werden.

Capitel 131.

Aufstreben mächtiger Vasallen.

Karl der Große hatte ganz allein regiert, und zwar dem gemeinen Volke gegenüber den niedern Adel überall begünstigt, die großen Herzoge aber, die der Kaisergewalt gefährlich werden konnten, gebändigt und größtentheils abgeschafft, um Sendgrafen an ihre Stelle zu setzen. Unter Ludwigs des Frommen schwacher Regierung aber und bei den Zwisten und Theilungen seiner Söhne und Enkel, waren die Vertrauten derselben wieder als Herzoge und Grafen zu großer Macht gelangt, und die Könige erkauften die Treue ihrer Vasallen durch ansehnliche Belohnungen. Ueberdieß wurden die Herzoge und Markgrafen, die an den Gränzen gegen die Normänner, Araber und Slaven fochten, durch ihre Kriegsgewalt mächtig.

So erlangten um diese Zeit mehrere schon ältere Geschlechter ein unerschütterliches Ansehen, und neue erhoben sich dazu. Einige davon gingen wieder unter, andere werden wir in der Geschichte verfolgen, und bis zu den höchsten königlichen und kaiserlichen Würden aufsteigen sehen. Damals wurden sie noch alle durch das herrschende karolingische Geschlecht verdunkelt.

Die lombardischen Herzoge lebten fast unabhängig, dem Reiche entfremdet. In Unteritalien war der von Spoleto, in Oberitalien der von Friaul am mächtigsten. Der Nationalhaß der Italiener, und das Streben der Päpste unterstützte sie gegen Deutschland. Von Süden her mußten sie zwar harten Kampf gegen die Araber bestehen, aber ihr Heldenmuth in diesen Kriegen nährte nur den stolzen Sinn, den sie immer übermüthiger gegen die Kaiser, selbst gegen den Papst geltend machten, denn dieser mußte sie als seine Stützen betrachten und sie begünstigen. In derselben Weise wurden die sächsischen und thüringischen Herzoge durch den Heldenruhm, den sie gegen Normannen und Slaven erwarben, mächtig, unentbehrlich und trotzig. Schon Ludolf durfte die herzogliche Würde von Sachsen auf seinen Sohn Bruno vererben, und als dieser den Heldentod gestorben, ward wieder sein Sohn Heinrich der Sachsen Herzog, und dadurch eines der berühmtesten Geschlechter des Mittelalters gegründet. Auch Thüringen behielt seine Herzoge, doch nicht aus Einem Geschlechte.

Burgund, zwischen den lotharingischen und französischen Karolingern hin und hergerissen, hielt es für besser, nach Ludwig des Stammlers Tode, 879, sich selbstständig zu machen, und erhob einen Grafen des Landes, Boso, zu Montaille zum Könige von Burgund. Da er sein Ansehen mit Würde behauptete, des Landes Liebling, darum den schwachen Karolingern zu mächtig,

und diesen überdieß verwandt war, so behielt er seine Krone, und vererbte sie nachher auf seinen Sohn.

Capitel 132.

Die falschen Decretalen.

Unter solchen Umständen galt die päpstliche Gewalt, weil in ihr Kraft und Einheit war, mehr als die kaiserliche. Zwar begleitete den Triumph der Kirche ein zügelloser Uebermuth, und diesen weltliches Laster, doch waren nur einige kräftige Päpste hinreichend, jedes Versehen wieder gut zu machen. 855 soll ein geistreiches Weib, die ihr Geschlecht vor jedermann zu verbergen gewußt, auf den päpstlichen Thron gelangt seyn. Man sagt, sie sey erst durch ein Kind entdeckt worden, dessen sie mitten in einem feierlichen Processionszuge im päpstlichen Ornate genesen. Man hat sie die Päpstin Johanna genannt. Ihre Geschichte ist eine Erdichtung, erfunden, um das Weiberregiment zu verspotten, unter welches einige spätere ruchlose Päpste herabsanken; indeß bezeichnet sie die Heuchelei der Kirchenfürsten, die mit ihrer übermüthigen Erhebung über die kaiserliche Gewalt anfing. Während sie die Demuth Jesu predigten, trachteten sie nach weltlicher Gewalt, und mehrere Päpste schwelgten in sinnlichen Lastern, indem sie schon auf die Unerschütterlichkeit ihres Ansehens trotzten. Von Zeit zu Zeit aber standen starke Geister unter ihnen auf, welche die schon so fest begründete Papstgewalt immer weiter ausdehnten. Ein solcher war Nicolaus I, der 858 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er trennte die Ehe Lothars II und Wallrada's, und bewies durch diesen Act, wie durch die Entthronung des Sohnes aus dieser Ehe, das Uebergewicht der päpstlichen Gewalt über die kaiserliche. Er that noch mehr. Um seinem Ansehen Dauer zu geben, erfand er oder bestätigte wenigstens die sogenannten falschen Decretalen, die von Mainz ausgingen. Seit den Zeiten des heil. Bonifacius war Mainz in enger Verbindung mit Rom geblieben. Hier war ein Hauptsitz der geistlichen Gelehrsamkeit, und von hier ließ der deutsche Diakonus Benedictus Levita eine Sammlung von Kirchensatzungen (Decretalen) ausgehen, worin der Papst über alle weltlichen Fürsten und über die Concilien gestellt, und ihm eine unumschränkte monarchische Allgewalt zugesprochen wurde. Um aber diesen Decretalen ein ehrwürdiges Alter und eine Gesetzeskraft zu verleihen, die älter war als das Kaiserthum, schrieb man ihre ursprüngliche Abfassung fälschlich dem heil. Isidorus, einem Spanier des siebenten Jahrhunderts, zu. Nicolaus erklärte sie für ächt und machte sie zur Grundlage der päpstlichen Gewaltherrschaft. Als er 867 starb, trat Papst Hadrian in seine Fußstapfen, doch die folgenden Päpste waren wieder schwach, wollüstig, ruchlos, bis erst der große Gregor VII das von Nicolaus begonnene Werk schnell zum Ziele führte, im eilften Jahrhunderte.

Capitel 133.

Erste, bald wieder welkende Blüthe deutscher Gelehrsamkeit.

Wir müssen Mainz im Auge behalten. Neben jenem Benedictus Levita und seinem papistischen Anhang, der damals schon als eine römische Propaganda (geheime Verbindung) wirkte, gleich den viel spätern *Jesuiten*, *thaten sich auch* andere, noch weit berühmtere deutsche Geistliche durch *glänzende Gelehrsamkeit* hervor, die nicht immer den Absichten *Roms huldigten*. *Alcuin hatte eine* große Schule gebildet, und zu Alcuins *Zeit war der Papst* noch dem Kaiser unterworfen, und kein Interdict hemmte noch die Freiheit geistiger Forschung. Die ersten Schulen in Deutschland hatten den Ruhm, sehr freimüthig und geistreich zu sein.

Während der heil. Anscar im Norden und der heil. Emmeran im slavischen Osten fortfuhren, die Heiden zu bekehren, trieben in der sichern Mitte des Reiches zu Mainz, Fulda, Corvey, St. Gallen, Reichenau, Prüm, Weissenburg ꝛc. in den Klosterschulen große Gelehrte ihre Studien, und es entspann sich unter den vornehmsten derselben ein Streit, der schon den ganzen spätern Streit zwischen dem Lutherthum, Calvinismus und Katholicismus im Keime trug. Paschasius Radbert nämlich, Mönch von Corvey, eine poetische Seele voll Gluth, vertheidigte die körperliche Gegenwart Christi im Abendmahle, die Anbetung der Jungfrau Maria und den Bilderdienst, alles Sinnliche und Schöne in der Gottesverehrung, und seine Lehre wurde die herrschende im ganzen Mittelalter; durch ihn erst kam jene schwärmerische Romantik auf, die in der Mutter Gottes das Ideal alles Schönen, das mystische Ziel aller Herzen erkannte. Rhabanus Maurus dagegen, Erzbischof von Mainz, Alcuins gelehrtester Schüler, suchte statt jener Schwärmerei des Herzens den Verstand auszubilden, und verlangte, wie späterhin Luther, nicht nur freie Forschung und den Gebrauch der Vernunft und Philosophie, sondern auch die Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienste. Gottschalk endlich, Mönch in Fulda, behauptete, wie später Calvin, die sogenannte Prädestination, oder göttliche Vorherbestimmung aller Menschen zur Seligkeit oder Verdammniß, gänzliche Verläugnung des freien Willens und eigenen Verdienstes. Rhabanus bekämpfte beide, doch gelang es ihm nur, Gottschalk zu besiegen, Radberts poetischer Glauben dagegen behielt, in Verbindung mit den falschen Decretalien, die Oberhand über die freisinnigen Bemühungen des Rhabanus, und obgleich noch einige ausgezeichnete Schüler des letztern die freie Forschung und die deutsche Schriftsprache fortbildeten, so erlagen sie doch bald dem mächtigen Strome der Zeit, der mit der Alleinherrschaft des römischen Papstes auch nur einen blinden Glauben und den Gebrauch der lateinischen Sprache in der Kirche duldete. Diese erste deutsche Schule verkümmerte und starb aus, und im zehnten Jahrhunderte herrschte schon wieder tiefes Dunkel.

Unter den letzten Männern dieser Schulen zeichneten sich Walafried Strabo, Abt von Reichenau, wie sein Lehrer Rhabanus durch ein deutsches Sprachwerk (Glossen) und durch Lehrbücher des allgemeinen Wissenswürdigen aus, ferner Otfried von Weissenburg durch eine deutsche Evangelienharmonie, Notker Labeo von St. Gallen durch deutsche Psalmen, Willeram, Abt von Ebersberg, durch eine Umschreibung des hohen Liedes. Rhegino, Abt von Prüm, schrieb eine allgemeine Chronik; über Karl den Großen schrieb, außer dem schon erwähnten Eginhard, ein unbekannter Mönch aus St. Gallen und der sogenannte sächsische Dichter (poeta saxo). Theganus, Bischof

von Trier, beschrieb das Leben Ludwigs des Frommen; Nithard, ein Enkel Karls des Großen; den Zwist der Söhne Ludwigs. Ein ausgezeichnetes deutsches Geschichtswerk des neunten Jahrhunderts sind ferner die Annalen von Fulda. Außerdem erschienen viele Lebensgeschichten einzelner Heiligen und Geistlichen, z. B. Wala's. Der französischen, englischen und italienischen Geschichtschreiber soll hier nicht gedacht werden.

Capitel 134.

Karl der Dicke.

Dieser jüngste unter den Söhnen Ludwigs des Deutschen erbte schon 882 alles deutsche und lothringische Gebiet, außer Burgund, und 884 auch Frankreich, das eigentlich Karl dem Einfältigen zukam. Da dieser aber aus einer vom Papste nicht anerkannten Ehe stammte, und seiner Blödsinnigkeit wegen von den Franzosen selbst für unfähig zur Regierung erkannt wurde, so gelang es Karl dem Dicken ohne Schwierigkeit sich seines Landes zu bemeistern, und auf eine kurze Zeit Frankreich wieder mit Deutschland zu verbinden. Er soll jedoch dem Papste in geheimen Verträgen sehr viel zugestanden haben, um von ihm gegen seinen Nebenbuhler anerkannt zu werden.

Karl der Dicke war ein gutmüthiger, aber träger Mann. Es kann nicht geläugnet werden, daß er eine Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen gewünscht und bezweckt, aber seinem Charakter gemäß fand er dazu keine kräftigern Mittel als Geld und Versprechungen, Frieden und Verträge, deren Vortheil er auch mit Schande zu erkaufen sich nicht entblödete.

Was ihm mit dem Papste gelungen, schien ihm auch auf die Normannen anwendbar. Diese verwüsteten 881 schon wieder Aachen, Köln und Bonn, im folgenden Jahre sogar Trier. Karl ließ die Waffen ruhen, und hoffte sie durch geistliche Bekehrer, Geld und Friedensvorschläge sicherer schlagen zu können. Viele Normannen ließen sich zum Scheine taufen, betrogen ihn aber immer wieder. Dem dänischen Könige Gottfried gab er Friesland völlig zu Lehen, zur Schande der heldenmüthigen Friesen. Er verschlimmerte sodann diesen Fehler nur, indem er den fremden Lehensträger meuchlings ermorden ließ; denn die Normannen unternahmen sogleich einen großen Rachezug, und drangen in ungeheuren Schaaren von zwei Seiten her ins Reich, durch den Rhein und die Maas und durch die Seine. Am Rheine stritt gegen sie Adelbert, aus dem Geschlechte Babenberg (Bamberg), das in der Folge sehr berühmt geworden. Auf der Seine aber drangen sie bis vor Paris, verschanzten sich auf dem Montmartre, und belagerten die Stadt anderthalb Jahre lang. Endlich rückte Karl der Dicke mit großer Heeresmacht zum Entsatze, anstatt aber zu schlagen, ließ er sich in einen schimpflichen Frieden ein, zahlte den Normannen eine große Summe Geldes, öffnete ihnen die wackere Stadt Paris, und überließ sie ihnen als Waffenplatz, gönnte ihnen freie Schifffahrt auf der Seine, und bestätigte sie in dem Besitze von Friesland. Dieser schändliche Vertrag ward 887 geschlossen. Auch in seinem Privatleben zeigte sich Karl schwach und verächtlich, indem er einen ärgerlichen Proceß gegen seine Gemahlin Richardis anfing, die er des Ehebruchs mit seinem Kanzler, dem Bischofe Liutward, beschuldigte, und die sich durch die Feuerprobe reinigte.

Ein so fetter und fauler Regent gab den Großen des Reiches hinlänglichen Grund zur Unzufriedenheit. Einige beabsichtigten durch seinen Sturz den des

karolingischen Hauses überhaupt und ihr eigenes Emporkommen; andere haßten das Unterhandeln mit auswärtigen Mächten (Papst und Normannen), und wollten des Reiches Ehre retten. Noch in demselben Jahre, 887, vereinigten sie sich auf einem großen Reichstage zu Tribur, in der Ebene des Rheins bei Oppenheim, hielten über Karl öffentlich Gericht, und entsetzten ihn feierlich. Er überlebte seine Schande nur ein Jahr.

Capitel 135.

Arnulf.

Die Verschwörung gegen das karolingische Haus gelang zum Theil. Die Franzosen wählten sich den Grafen Odo von Paris zum Könige, die Niederburgunder Boso's Sohn Ludwig, die Hochburgunder in den westlichen Alpen den Grafen Rudolf aus welfischem Geschlechte. In Italien machten sich die Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul so unabhängig, daß sie sogar beim Papste um die Kaiserkrone buhlten.

Allein die Deutschen blieben dem karolingischen Hause treu, und wählten, mit Uebergehung des noch lebenden Karl des Einfältigen, den jungen und kraftvollen Arnulf, einen unehelichen Sohn Karlomanns, eines Bruders Karls des Dicken, der bereits als Herzog in Bayern tapfer gegen die Slaven gefochten. Sein Ansehen in Deutschland war so groß, daß Odo schon 888 nach Worms kam, ihm als Kaiser zu huldigen, wodurch er weitern Streit vermied. Arnulf ließ sich dieß genügen, da ihm die Normannen und Slaven keine Muße ließen, die Abtrünnigen strenger zu fesseln.

Mit den Normannen begannen sogleich neue Feindseligkeiten. Sie fielen 891 in Lothringen ein und brachten den Deutschen eine blutige Niederlage bei. Selbst der Erzbischof von Mainz, Sundwald, der mit gegen die Heiden ausgezogen war, blieb todt auf dem Platze. Aber sogleich zog Arnulf selbst gegen die Normannen, und fand sie bei Löwen fest verschanzt. Eine mörderische Schlacht begann. Die deutschen Reiter litten durch die gewandten normännischen Fußkämpfer große Noth. Da sprang Arnulf der erste vom Pferde, mit ihm alle Edeln des Heerbanns, und sie maßen sich Mann gegen Mann im dichtesten Handgemenge. Die deutsche Kraft behielt den Sieg. Mit ihren beiden Heerkönigen bedeckten viele tausend Leichen der Normannen das Schlachtfeld. Fünfzehn Fahnen wurden des Siegers Beute. Seit dieser furchtbaren Niederlage scheute der Normann den Rhein, und seine Angriffe wurden auf dieser Seite seltener, dagegen fiel er desto öfter im westlichen Frankreich ein.

Im innern Deutschland, besonders in Sachsen und Thüringen, mehrten sich die Burgen durch die verheerenden Einfälle der Normannen und Slaven. Vor diesen Räuberzügen war nirgends Schutz zu finden, als in den festen Burgen, auf deren Belagerung sich der leichtbewaffnete Feind nicht verstand.

Auch mit den Slaven mußte Kaiser Arnulf harten Kampf bestehen. Die Obotriten thaten verheerende Einfälle. Arnulf bekämpfte sie unentschieden; indeß nahm er dem thüringischen Herzog Poppo, aus dem Geschlechte Babenberg, der trotzig nach Unabhängigkeit strebte, seine Würde gewaltsam.

Das Mährenreich hatte den Gipfel seiner Größe gewonnen. Zwentebold war Arnulfs Freund geworden, und hatte den Sohn desselben mit eigener Hand aus der Taufe gehoben, ihm auch den gleichen Namen Zwentebold gegeben. Das mährische Reich hatte sich, wie Frankreich, der Oberherrlichkeit des

deutschen Kaisers unterworfen, und Arnulf stand nicht an, seinem slavischen Freunde Böhmen, das alter Erinnerungen und seiner geographischen Lage wegen zu Deutschland gerechnet wurde, zu Lehen zu geben. Aber die Böhmen oder Tschechen, ein ächt slavisches Volk, murrten gegen die deutsche Hoheit, und trieben Zwentebold selber an, sich von Deutschland loszusagen. Dieser ehrgeizige Fürst kündigte 892 dem Kaiser Friede und Freundschaft auf.

Damals war in dem alten Pannonien, wo später die Longobarden, noch später die Avaren sich niedergelassen, ein fremdes Volk erschienen, die Magyaren (Madscharen), wie sie sich selbst nannten, oder Ungarn (d. h. Fremde), wovon das Land den Namen bekam, oder Hunnen, wie sie damals von den Deutschen genannt wurden, weil man in ihnen die alten Hunnen wieder zu sehen glaubte. Sie waren über die Maaßen kriegerisch und verwegen, nach Mord mehr als nach Beute begierig, und noch völlig Heiden. Sie waren als die schnellsten und geübtesten Reiter den Deutschen bei weitem, selbst den raschen Slaven, überlegen.

Während dieses Volk sich von Osten her gewaltsam gegen die Slaven vorschob, fiel Arnulf selbst mit dem deutschen Heerbanne in Böhmen ein. Der mährische Fürst ward 894 geschlagen, und zur alten Abhängigkeit gezwungen, aber auch den furchtbaren Ungarn ein Weg nach Deutschland geöffnet.

Capitel 136.

Die erste Romfahrt.

In Italien war Guido von Spoleto über Berengar von Friaul Sieger geblieben, und 891 vom Papste Stephan V. zum Kaiser gekrönt worden. Er starb 894, und sein Sohn Lambert erhielt die Kaiserkrone abermals vom Papste Formosus.

Arnulf war als Kaiser im ganzen Norden anerkannt, da er aber vom Papste noch nicht gesalbt und gekrönt worden, so konnte Guido ihm sein Recht streitig machen. Diesem Unwesen zu steuern, und auf die Bitte Berengars und selbst des Formosus, der nur ein Spott der übermüthigen Spoletaner war, beschloß Arnulf einen großen Heereszug nach Italien. Man hat es ihm verdacht, daß er Deutschland, das noch nicht ganz beruhigt war, verlassen, um sich und sein Heer dem heißen Klima, den Krankheiten, dem Verrathe der empörten Italiener auszusetzen, die eben so gut hätten auf sich selbst beschränkt bleiben können, und niemals diesseits der Alpen gefährlich geworden wären. Man hat Arnulfs Zug nach Italien, die erste sogenannte Romfahrt, die das Ceremoniell der Kaiserkrönung und die Unterwerfung der abtrünnigen Vasallen zum Zwecke hatte, als ein großes Unglück angesehen, weil die Römerzüge seitdem zu einer Gewohnheit der deutschen Kaiser wurden, und immer zum Verderben des Reiches ausschlugen. Aber man muß wohl Zeit und Umstände unterscheiden. Damals war die Verschmelzung des lombardischen und altrömischen Blutes noch nicht so innig, als später, es hatte sich noch kein italienisches Nationalinteresse gegenüber dem deutschen gebildet, die Italiener wollten sich noch keineswegs vom Reiche losreißen, wie später, sondern vielmehr das Reich beherrschen. Guido, mit dem karolingischen Hause verwandt, wollte die Zerrissenheit der nordischen Theile des Reiches benutzen, und gab sich selbst den Titel Kaiser. Insofern erscheint der Zug, den Arnulf gegen ihn unternahm, gerechtfertigt. Dagegen waren die spätern Romfahrten

allerdings ungerecht, sofern sie, wie wir sehen werden, den immer mehr zu einem Volke verschmelzenden Lombarden und Römern eine fremde Herrschaft aufzwangen, und sie, die durch Sprache, Sitte und geographische Lage zur Bildung eines selbstständigen Staates berechtigt waren, durch immer neue Unterjochungen daran hinderten.

Arnulf zog 894 über die Alpen, und übte sogleich, wie früher an dem Thüringerherzog, so an dem lombardischen Grafen Ambrosius, der ihm die Thore von Bergamo verschloß, strenge Gerechtigkeit. Er nahm die Stadt mit Sturm, und ließ den treulosen Vasallen an dem Thore aufknüpfen. Da aber König Odo mit den Franzosen verrätherisch sich rüstete, um die Gelegenheit zu nützen, und Rudolf von Hochburgund in gleicher Absicht mit Heeresmacht den Spoletanern wirklich zu Hülfe kam, so sah Arnulf sich gezwungen, unverrichteter Sache nach Deutschland zurückzugehen. Doch brach er wohlgerüstet 896 wieder auf, überstieg die Alpen zum zweiten Male, und drang bis nach Toscana. Der treulose Markgraf dieser Landschaft und Berengar waren ihm freundschaftlich entgegen gekommen; da sie ihn aber nur für sich benutzen wollten, und statt eines gutmüthigen Deutschen, den jeder Italiener überlisten zu können glaubte, einen strengen Herrn fanden, nahmen sie eine drohende Stellung an. Arnulf befand sich in der gefährlichsten Lage, entschloß sich aber kurz, gerade auf Rom loszugehen. Die Thore wurden ihm verschlossen. Auf den Mauern lagen die Spoletaner, und schlugen jeden Angriff ab. Schon mußte der Kaiser an den Rückzug denken, als die bittern Spöttereien, welche die Italiener von den Mauern herab riefen, die Deutschen dergestalt in Wuth setzten, daß sie noch einmal alles für die Rache wagten. Wie Rasende schäumend erstürmten sie die Zinnen der Stadt, und eroberten sie in wenig Stunden. Lamperts Anhang floh. Der befreite Formosus setzte Arnulf feierlich die Kaiserkrone aufs Haupt. Doch traf diesen jungen Helden schon das traurige Schicksal einer Rache, deren die unmächtige Wuth der Italiener von dieser Zeit an sich nur zu oft bediente. Es ward ihm heimlich Gift beigebracht. Er kehrte krank nach Deutschland zurück, und starb schon 899 zu Oettingen. Zu Regensburg liegt er begraben.

In Italien gewann Lambert sogleich wieder die Oberherrschaft; doch seine eigene Tyrannei riß ihn eben so schnell wieder ins Verderben. Er ward umgebracht 898. Sein Anhang rief Ludwig, den König von Niederburgund, ins Land; dieser aber erlag der Gegenpartei von Friaul und wurde geblendet, 905. Berengar behauptete sodann die Herrschaft bis 925, wo er ebenfalls ermordet ward.

Während dieser ganzen Periode bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts waren die Päpste unmächtig. Ein Weib, die herrschsüchtige Markgräfin Theodora von Toscana, hatte sich der Papstwahl bemeistert, setzte die heiligen Väter ein und ab, und leitete jeden ihrer Schritte. Dieselbe Gewalt behauptete ihre eben so geistvolle als freche Tochter Marozia. Ein Schattenpapst folgte dem andern, und die Kaiser waren eine Zeit lang von dieser Seite frei, was nicht wenig zum Glanze der weltlichen Macht beitrug, während die päpstliche wahrhaft im Schatten stand.

Capitel 137.

Die Babenbergische Fehde.

Arnulf hatte seinen Sohn Zwentebold schon bei Lebzeiten zum Könige über Lothringen gesetzt, um gegen die Normannen des Reiches Gränzen zu schirmen. Dieser Jüngling aber betrug sich sehr übermüthig gegen die Lothringer, und da er besonders die reichen und über die Gebühr herrschsüchtigen Bischöfe haßte, so suchten wiederum diese ihn beim Volke zu untergraben. Sie hatten den Neid und den gerechten Unwillen der durch sie verarmten und zurückgesetzten Laien je eher zu erwarten, je mehr ihre weltliche Macht gewachsen war, und bedienten sich daher aller geistlichen Mittel, um jeden kühnen Stimmführer der Laien zu demüthigen. Dieß gelang ihnen bei Zwentebold schnell, da dieser sich in der Verachtung der Pfaffen und in jugendlicher Hitze so weit verging, einen Erzbischof von Trier thätlich zu mißhandeln. Ein allgemeiner Aufstand der Lothringer entriß dem Jünglinge die Krone und das Leben, 900.

Der zweite Sohn Arnulfs, Ludwig, das Kind genannt, weil er erst sieben Jahre alt war, erhielt auf den Betrieb des Sachsenherzogs Otto und Hatto's, des Erzbischofs von Mainz, die Kaiserkrone, denn diese Männer wollten unter dem Namen dieses Kindes als Obervormünder des Reiches selbst regieren.

Mit der Selbstständigkeit des Kaisers war die Einigkeit, das Vertrauen, die Kraft dahin, und der Ausbruch der Privatleidenschaften in Fehden und Faustrecht unvermeidlich. Während die Kirche durch die Unmacht der Päpste gefährdet zu werden schien, fand sie in Deutschland an Hatto ein über die Treuherzigkeit seiner Zeit verwegenes und schlaues Haupt. Die Macht der Bischöfe war groß genug geworden, um ihnen auch ohne den Beistand des Papstes die Erhaltung und Neigung des geistlichen Ansehens erwünscht und leicht zu machen. Um jene Zeit, da die Päpste sich in Lastern wälzten und die Bischöfe, nach weltlicher Fürstengewalt strebend, das Schwert zogen, kam gleichwohl die Ohrenbeichte auf, die das unbegränzte Vertrauen des Volkes zur Geistlichkeit beurkundet. Hatto waltete unumschränkt in Franken und Süddeutschland. Der mächtige Otto schwieg dazu, weil er sich nur in Sachsen befestigen und sein Haus mit Hülfe der damals alles vermögenden Kirche groß machen wollte. Anders dachte der tapfere Normannenbekämpfer Adalbert von Babenberg, der sich gegen Hatto's und der mit ihm verbündeten Bischöfe Gewalt auflehnte. Von Hatto unterstützt, ging der Bischof Rudolf von Würzburg so weit, seiner Familie ein großes Lehengebiet mit List und Gewalt und Mißbrauch des geistlichen Ansehens auf Kosten der unterdrückten Laien zu verschaffen. Da griff Adalbert zu den Waffen; aber Hatto war mächtig genug, die Reichsacht gegen ihn auszuwirken. Nach herzhafter Gegenwehr, und nachdem er des Bischofs Rudolf Bruder, den Grafen Conrad, erschlagen, sah sich Adalbert auf seiner festen Burg (Bamberg) eingeschlossen. Da bot ihm Hatto listig seine Vermittelung an, und gelobte, ihn unverletzt auf seine Veste zurückzubringen, wenn er sich auf einem Reichstage stellen wollte. Der Graf traute und zog aus der Burg, als er aber am Fuße derselben mit Hatto zusammentraf, stellte sich dieser sehr freundlich, und schlug vor, noch ein Frühstück auf der Burg einzunehmen, ehe sie abreisten. Der Graf ging nun mit ihm auf die Burg zurück, und dann auf den Reichstag. Dort aber erklärte Hatto, er habe sein Versprechen erfüllt, indem er den Grafen unverletzt auf seine Veste, nämlich zum Frühstücke, zurückgebracht habe, und jetzt könne er thun, was er wolle. Da stimmten die versammelten Großen für Adalberts Tod, und er ward 905 enthauptet.

Auf das deutsche Volk aber machte der Verrath des Priesters einen tiefen Eindruck. Noch galt ihm die Treue höher als eines Bischofs geweihtes Haupt. Alle Geschichtschreiber berichten, daß, während die Herzoge den Bischof geschont und dem Ausbruche der Volkswuth vorgebeugt hätten, doch Hatto's Name und das Andenken seiner Schandthat in Volksliedern durch ganz Deutschland verhöhnt und verflucht worden. Daraus ist denn auch, indem man an Hatto's Namen vorzüglich die weltliche Herrschsucht und den Geiz der Geistlichkeit knüpfte, die Sage von seinem erbärmlichen Ende hervorgegangen. In einer Hungersnoth, hieß es, sey eine Anzahl Bauern des Erzbischofs flehend vor ihn gekommen, um Brod zu erhalten; er aber habe sie in eine große Scheuer eingesperrt und verbrennen lassen. Aus dem Schutte sey aber eine unzählige Menge von Mäusen hervorgekommen und über Hatto hergefallen, daß er sich ihrer nimmer erwehren können. In der Verzweiflung sey er in einen festen Thurm mitten im Rhein bei Bingen geflohen, aber auch über das Wasser seyen die Mäuse geschwommen und hätten ihn rein aufgefressen. Der Thurm steht noch und heißt bis auf den heutigen Tag der Mäusethurm. Man sieht aus diesem Beispiele sehr anschaulich, wie den Volksdichtungen wahre Begebenheiten zum Grunde liegen, und wie sie den Geist der Vorzeit klar ausdrücken.

Capitel 138.

Große Noth durch die Ungarn.

Die wilden Magyaren behaupteten sich im Besitze von Ungarn. Nach Zwentebolds Tode zerfiel das Mährenreich völlig, und die Böhmen rissen sich vom deutschen Reiche wieder los und theilten die Länder Zwentebolds mit den Ungarn. Diese wurden von kriegerischen Fürsten aus dem Hause Arpad befehligt, und Kampf, Beute, Eroberung war ihr einziges Ziel. Bald fielen sie in ungeheuren Schaaren in Bayern ein. Ueber diese Mark des Reiches war unter Ludwig dem Kinde der tapfere Herzog Luitpold verordnet, aber er fiel in einer blutigen Schlacht gegen die Ungarn 907. Die Sieger zogen im folgenden Jahre über Thüringen, dessen Herzog Burkhard mit gleichem Heldenmuthe stritt und den Tod fand, 909. Im nächsten Jahre verheerten die Ungarn Schwaben, das damals noch keinen Herzog hatte. Wieder im nächsten Jahre zogen sie nach Franken, da der tapfere Graf Gebhard gegen sie befehligte, rühmlich stritt und fiel. Der Tod der Anführer beweis't zugleich den Heldenmuth der Deutschen und die große Ueberlegenheit des Feindes. Der Ungar war unwiderstehlich im stürmischen Angriffe, durch Todesverachtung unerschütterlich im Kampfe, durch die Schnelligkeit seiner Pferde unablässig im Verfolgen und eben dadurch selbst vor der Verfolgung gesichert. Sein Blutdurst, die unmenschliche Behandlung der Wehrlosen, das nutzlose Sengen und Brennen überraschte den ehrlichen Deutschen, und ließ ihn im Ungar einen höllischen Geist fürchten, gerade wie einst die Gothen vor den Hunnen sich gefürchtet hatten, bevor sie sie näher kennen lernten. Die Schnelligkeit aber, mit welcher die ungarischen Reiterhorden plötzlich mitten im Lande erschienen und wieder verschwanden, trug nicht wenig zu diesem zauberhaften Schrecken bei. Die Herzoge stritten vereinzelt, dem Reiche gebrach ein einiges Haupt. Das fühlte

alles Volk, und man predigte öffentlich nach dem biblischen Spruche: „wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist."

Capitel 139.

Uebergewicht der Herzoge.

Da starb der junge Ludwig, bevor er noch regiert hatte, 911.

Mit dem Hintritte der Karolinger war auch ein natürliches Band der Einigkeit unter den verschiedenen deutschen Stämmen zerrissen, und der Unterschied der geistlichen und weltlichen Stände war für die neue Kaiserwahl weit weniger wichtig, als der Unterschied der Nationen; denn die Stände befolgten nur das alte Herkommen, indem sie ein Haupt des Reiches wählten, die Stämme aber traten in ein neues Verhältniß, indem es für die Ehre und den Vortheil eines jeden bedeutend war, aus welchem Stamme der neue Kaiser gewählt werden sollte. Aus diesem Grunde, und weil die herzogliche Gewalt und mit ihr die Absonderung der Stämme schon unter den letzten Karolingern so sehr überhand genommen, trat die Reichsversammlung für die neue Wahl nicht nach den Ständen, sondern nach den Nationen zusammen, und nach diesen letztern theilten sich die Stimmen. Es waren aber vier Stämme und vier Stimmen, die Franken unter Herzog Conrad, der jedoch weit weniger galt als der alte Hatto, der Erzbischof von Mainz und damals gewissermaßen der Papst für Deutschland; die Sachsen, Friesen, Thüringer und einige unterworfene Slaven unter dem einigen Herzog Otto; die Schwaben, mit der Schweiz und Elsaß unter verschiedenen Grafen, die als unmittelbare Beamtete des Königs, zum Unterschiede von den mittelbar unter den Herzogen stehenden Grafen, Kammerboten hießen; die Bayern mit Tyrolern und einigen unterworfenen östlichen Slaven unter Herzog Arnulf dem Bösen, Sohn des gefallenen Luitpold. Einen fünften Hauptstamm bildeten die Lothringer, die aber damals unter ihrem Herzoge Reginar sich eng an Frankreich angeschlossen hatten.

Der erste und natürlichste Gedanke der Reichsversammlung war, die Krone dem Mächtigsten zu geben. Darum trug man sie dem Herzoge Otto an, der über das meiste Land und das tapferste Volk gebot, dessen Herrschaft schon vom Vater und Großvater geerbt und in der Gunst der Sachsen wohl befestigt war, der auch persönlich alle Gaben des Herrschers besaß. Aber eben dieser Otto und mit ihm Hatto, sein alter Bundesgenosse, hatten sich bei ihrem bisherigen Systeme, im Namen eines schwachen Kaisers zu regieren, so wohl befunden, daß sie nicht gesonnen waren, es aufzugeben. Von Hatto ist dieß begreiflich, da er nie selbst Kaiser werden konnte; von Otto aber scheint es sonderbar, daß er sein System, unter dem Kaiser über den Kaiser zu herrschen, nicht in dem Augenblicke gegen die höchste Herrscherwürde selbst vertauscht, da er das heilige Ansehen der Karolinger nicht mehr zu schonen hatte. Der eigentliche Grund, warum er die Krone nicht annahm, scheint daher tiefer zu liegen als in dem Streben seines Freundes Hatto. Der einsichtige Otto, dem das Volk nicht bloß jener Entsagung wegen den Namen des Erlauchten (Erleuchteten, Weisen) gegeben, durchschaute die Verhältnisse seiner Zeit. Er sah, daß der Kaiser nicht mehr mächtig genug sey, die nach Unabhängigkeit strebenden einzelnen Nationen zusammenzuhalten. Er hatte das Beispiel Boso's, Odo's, Rudolfs von Hochburgund und Berengars vor Augen. Diese alle hatten sich losgerissen, und es

es war ihnen geglückt, denn der alte Unterschied der Stämme begünstigte sie. So wie nun jenseits des Rheins der Franke, Burgunder und Longobarde wieder jeder ein besonderes Oberhaupt hatten, so glaubte Otto, daß auch diesseits des Rheins der Ostfranke, Sachse, Schwabe, Bayer jeder ein solches besonderes Oberhaupt wünschten, und daß es viel leichter und sicherer sey, sich eine erbliche Herzogswürde in einem mächtigen Volksstamme zu verschaffen, als die überall angefeindete und untergrabene Kaiserwürde mit Glück zu behaupten. Otto's Politik war seiner Zeit ganz angemessen und durch das Beispiel der abtrünnigen Großen in Frankreich und Italien hervorgerufen. Dennoch dauerte es noch immer eine geraume Zeit, ehe sie in Deutschland zur herrschenden Politik erhoben wurde. Die Herzoge, wenn auch nach unten unabhängig, mußten sich doch immer wieder nach oben der kaiserlichen Gewalt fügen. Die Idee des Kaisers stand noch wie eine Sonne leuchtend hoch am deutschen Himmel.

Capitel 140.

Conrad I.

Durch Otto's und des alten Hatto Einfluß wurde Conrad, Sohn des in der babenbergischen Fehde von Adalbert erschlagenen Grafen Conrad und Erbe des damals zusammengeraubten großen Lehenbesitzes des Würzburgischen Anhangs, zum Kaiser gemacht. Dieser neue Regent mußte sich sogleich gefallen lassen, daß der größte Theil des karolingischen Allods und der Regalien an die Herzoge fiel, und daß diese, nach dem Beispiele Sachsens, unaufhaltsam das Ziel verfolgen konnten, besondere selbstständige Reiche im Reiche zu gründen. Doch zeigte sich bald, daß Conrad sich zu emancipiren und der Kaiserwürde neues Ansehen zu verschaffen strebte. Zuerst nahm er Regingar von Lothringen in die Lehenspflicht auf, da dieser sich mit deutscher Hülfe gegen Frankreich zu behaupten suchte. Dann strafte er in Schwaben den Uebermuth der zwei mächtigen Kammerboten, Erchanger und Berthold, welche den Bischof von Constanz angegriffen hatten, wie denn seit Hatto's Umgriffen die meisten Fehden aus der Eifersucht zwischen den geistlichen und weltlichen kleinen Herren hervorgingen. So wurden damals auch durch fränkische Grafen, die dem Könige Conrad selbst verwandt waren, der Bischof von Speier geblendet, der von Straßburg ermordet. Jene Kammerboten (Pfalzgrafen, Verwalter des Reichsguts) gingen aber noch weiter und tasteten die königliche Gewalt selbst an. Erchanger warf sich zum Herzoge in Schwaben auf, schlug die Königlichen bei Wolwis und verband sich mit dem Bayer Arnulf. Conrad aber bezwang ihn, zog ihn vor ein Reichsgericht und ließ ihn und seinen Bruder Berthold zu Adingen enthaupten, 917. Doch duldete er, daß ihr Bundesgenosse, Graf Burkhard, der sich ihm unterwarf, Herzog von Schwaben wurde, worauf diese kleinen Fehden in den obern Landen ruhten.

Arnulf von Bayern erbte von den frühern Herzogen und von seinem Stamme den alten Sinn der Empörung gegen das Reich und zumal gegen die fränkischen Herrscher. Er empörte sich, nahm die Ungarn zu Hülfe, ward aber von Conrad geschlagen und des Reichs verwiesen. Bayerische Geschichtschreiber nennen ihn den Besten (optimus), alle andern aber, so wie das gesammte Reich, hieß ihn den Bösen. Auch in der Volksdichtung scheint diese Gesin-

nung ihren Anklang gefunden zu haben. Im Nibelungenliede sehen wir einen bayerischen Herzog ganz nach dem verhaßten Bilde Arnulfs geschildert.

Die Ungarn erneuerten jährlich ihre Einfälle, schnell erscheinend und wieder verschwindend. 912 wurden sie von den Schwaben zurückgeschlagen, 915 drangen sie bis Fulda, 917 bis nach Basel, raubten und mordeten und kehrten dann rasch wieder in ihr Land zurück. Auch Italien ward von ihnen hart bedrängt.

Als Otto 912 gestorben war, übernahm sein Sohn Heinrich das Herzogthum von Sachsen. Dieser feurige und eben so ehrliche Jüngling war bald mit dem alten bösen Hatto verfeindet, ohne Zweifel, weil er sehr selbstständig zu handeln anfing, sich von dem alten Ränkeschmied, der sich noch immer als Vater des Reichs ansah, nicht bevormunden lassen wollte, und sowohl diesem, als selbst dem Kaiser durch seine Macht gefährlich zu werden drohte, denn er zeichnete sich schon durch große Heldenthaten gegen die Slaven aus und erweiterte sein Gebiet im Osten. Hatto scheint ihn mit List und Schlauigkeit angegriffen zu haben, und dieß hat die Volkssage wieder auf ihre seltsame Weise umgebildet. Es heißt, der Erzbischof habe ihm ein goldnes Geschmeide zugeschickt, welches aber so beschaffen gewesen, daß es ihn beim Anzuge erstickt haben würde, wenn die List nicht verrathen worden wäre. Heinrich rächte sich, indem er die geistlichen Güter Hatto's in Sachsen und Thüringen für sich in Beschlag nahm. Conrad konnte den Trotz des Jünglings nicht dulden und ward von Hatto und allen Franken angetrieben, der Sachsen übergroße Macht zu brechen, vorzüglich durch die Trennung von Thüringen. Conrads Bruder Eberhard zog mit einem Heere über Sachsen, ward aber bei Eresburg, an derselben Stätte, da einst die Sachsen von Karl dem Großen und den Franken überwunden worden, von Heinrich aufs Haupt geschlagen, und dieser blieb im Besitze aller seiner Länder.

Als aber Conrad 918 ohne Erben starb, sah er noch auf dem Todbette ein, daß niemand den Gefahren des Reichs so gewachsen sey, als der heldenmüthige Heinrich, und der alten Fehde vergessend, nur auf des Reiches Wohl bedacht und noch in seiner letzten Handlung der Krone und eines unsterblichen Namens würdig, befahl er seinem Bruder Eberhard, dem größern Geiste zu weichen und seinem Feinde selbst die Krone zu bringen. Der treue Bruder gehorchte, und die Fürsten achteten das Wort des Sterbenden.

Neuntes Buch.

Die sächsischen Kaiser.

Capitel 141.

Heinrich der Vogler.

Die Fürsten, mit Ausnahme Burkhards und Arnulfs, versammelten sich zu Fritzlar, koren den abwesenden Heinrich zum König und sandten Boten nach ihm aus. Der junge Herzog war bei seiner großen Jagdlust eben auf dem Harzgebirge, und die Boten fanden ihn in schlichtem Jagdgewande beim Vogelherde. Er folgte dem Rufe der Nation ohne Verwunderung und ohne Zaudern, denn er war an Geist und Gaben ein wahrhaftiger König geboren, und ihm gebührte vor allen Zeitgenossen die Krone. Sein Wuchs war hoch und majestätisch, seine Gestalt schlank, Brust und Arm gewaltig wie des geübtesten Ritters, sein Auge feurig und gebieterisch. So wollte das Volk seinen König.

Zu Fritzlar ward 919 der junge Heinrich, der erste sächsischen Stammes, deutscher König durch das Stimmenmehr der Stämme. Der Mainzer Erzbischof wollte hergebrachtermaßen ihm die priesterliche Salbung ertheilen. Heinrich aber schlug es aus und äußerte sich, es sey genug, daß er von Gottes Gnaden und der deutschen Fürsten Frömmigkeit zu einem Könige gewählt sey, und er überlasse die Salbung denen, die etwa noch frömmer seyn wollten. Der spätere Römerzug Heinrichs beweiset aber, daß er den Anspruch auf die Kaiserkrone mit jenen Worten keineswegs aufgegeben, sondern nur verschoben, und sie erklären sich überhaupt durch das einsichtige Verfahren, das Heinrich nirgends verläugnet, und vermöge dessen er sich zunächst immer mit dem begnügte, was er besaß, und seine fernern Ansprüche nicht eher laut werden ließ, bis er sie mit Sicherheit geltend machen konnte.

Bevor Heinrich höhere Ziele verfolgen konnte, mußten die Süddeutschen, welche die Wahl der Norddeutschen nicht anerkannt hatten, zum Beitritte bewogen werden. Burkhard von Schwaben handelte damals ganz unabhängig und hatte sich auf eigene Hand in bittere Fehde mit Rudolf, dem Könige von Hochburgund, eingelassen, diesen aber in einer blutigen Schlacht bei Winterthur 919 überwunden. Da er aber Heinrichs ganze Macht gegen sich im Aufbruche sah und von diesem zugleich im Namen des Reichs vernünftigen und friedlichen Zuspruch erhielt, so unterwarf er sich dem neuen Könige zu Worms, blieb aber in seinem Schwaben ziemlich unbeschränkt, so daß er sogar für Rudolf, mit dem er sich wieder versöhnt, einen Feldzug nach Italien unternahm. Hier fand er seinen Tod im Gefechte. Heinrich gab das Herzogthum von Schwaben an einen seiner Verwandten, Hermann, den er mit Burkhards Wittwe vermählte. Seit dieser Zeit ward es überhaupt ein stetes und sehr natürliches Streben der Könige, die erledigten Herzogthümer durch Verwandte und Anhänger zu besetzen oder die übrigen Herzoge durch Bande des Bluts sich zu verpflichten und die verschiedenen großen Geschlechter in eine allgemeine Herrscherfamilie zu verknüpfen. Damals wurde ein Theil des westlichen Schwabens an Rudolf von Burgund abgetreten gegen die heilige Lanze, womit Christus am Kreuze verwundet worden seyn soll. Dieß bezeich-

net recht den religiösen Sinn der Zeit, dem der König Heinrich mit dem tiefsten Gemüthe huldigte. Heinrich war in jeder Weise ein frommer Held der Christenheit.

Arnulf der Böse, der seine schwankende Stellung bei der neuen Königswahl in eine drohende verwandelt, ward durch ein ernstes und freundliches Wort Heinrichs zur friedlichen Unterwerfung unter das Reich gebracht.

Frankreich erneuerte vergeblich seine Ansprüche auf Lothringen. Giselbert, Reginars Sohn, erhielt das Herzogthum und die Hand der Gerberga, Heinrichs Tochter, wodurch auch er dem herrschenden Hause verpflichtet ward, 921. So waren Schwaben und Lothringen, zwei äußerst wichtige Marken des Reichs, mit dem Könige innig verbunden.

In demselben Jahre 921 brachen die Ungarn wieder in großen Schaaren in das Reich. Zufällig aber ward ihr König von den Deutschen auf einem Streifzuge gefangen, und Heinrich baute darauf einen sehr verständigen Plan. Er ließ den gefangenen Fürsten frei, versprach auch den Ungarn einen jährlichen Tribut, wogegen sie sich feierlich zu einem neunjährigen Waffenstillstande verpflichten mußten. Die Erfahrung früherer Zeiten hatte Heinrich belehrt, daß es ganz neuer Vorkehrungen im Heerwesen bedürfe, um einen so gefährlichen Feind für immer unschädlich zu machen. Diese erforderten aber wieder Zeit, und so nahm er den Anschein der Schande über sich, um in Wahrheit die Ehre des Reichs desto sicherer herzustellen. Jene neun Jahre sollten ihm dienen, andere Feinde, vorzüglich die Slaven, zu unterwerfen, und eine Rüstung gegen die Ungarn zu veranstalten, an der ihre Macht für immer gebrochen werden sollte.

Capitel 142.

Ursprung des deutschen Bürgerstandes.

Wir haben gesehen, wie die Deutschen ursprünglich die Städte haßten und an den römischen Gränzen überall niederbrachen. Alle die prachtvollen Städte, welche die Römer im Süden der Donau, in der Schweiz und auf dem linken Rheinufer gebaut hatten, lagen längst in Schutt. Nur an der äußersten westlichen Gränze, in Trier, erhielten sich die großen Ruinen, die noch jetzt daselbst gesehen werden, bei Mainz eine verfallene große Wasserleitung, hin und wieder ein alter Thurm, eine alte Grundmauer. Seit diesen Zerstörungen der Völkerwanderung waren in Deutschland keine neuen Städte gebaut worden. Noch immer, wie in den ältesten Zeiten, lebte der Deutsche auf seinem Gehöfte allein. Das ganze Land wimmelte noch von zerstreuten Häusern im Mittelpunkte eines jeglichen Allods oder Feods, und erst sehr allmählich entstanden Dörfer, indem die Zahl der freien Grundbesitzer sich verminderte, und auf den jetzt größer gewordenen Gütern die Leibeigenen ihre Wohnungen in die Nähe des Herrensitzes bauten. So bildeten sich Dörfer um die kaiserlichen Pfalzen, um die bischöflichen Kirchen, um die Klöster und um die Herrenhäuser der Herzoge und Grafen. Alle diese Dörfer waren offen und ohne Mauern, ihre Bewohner unfrei. Feste Burgen gab es zwar schon, wie wir gesehen haben, zu Armins Zeiten, aber äußerst selten. Sie vermehrten sich an den Nord- und Ostgränzen Sachsens, indem sie zum Schutze gegen die Normannen und Slaven dienten, aber im übrigen Deutschland blieben sie seltene Ausnahmen.

Kaiser Heinrich sah ein, daß er Deutschland gegen die alles überfluthenden

Raubzüge der Ungarn nicht besser schützen könne, als wenn er die Erbauung fester Burgen und die Umzingelung der bedeutendern Dörfer mit Mauern und Wällen allgemein einführte. Allein er hatte zugleich den großen Gedanken, die Gründung eines ganz neuen Standes damit zu verbinden, nämlich die eines freien Bürgerstandes. Seine nächste Absicht dabei war eine rein militairische. Er wollte ein wohlorganisirtes Fußvolk bilden, das besser als der ungeübte und rasch zusammengeraffte Haufe leibeigener Knechte dem Feinde widerstehen sollte. Die überall zerstreute Menge herabgekommener Freien und solcher Leute, die eigenthumslos und dienstbar, aber nicht völlig leibeigen geworden waren, bot sich ihm zu seinem Zwecke wie von selbst dar. In ihnen lebte noch das kriegerische Ehrgefühl des alten Heerbanns, und sie waren froh, vor den beständigen Unterdrückungen des Feudaladels eine Zufluchtsstätte in den neuen Städten zu finden, während der Adel sich ebenfalls gern von diesen Unzufriedenen befreit sah. Sie wurden in die Mauern als Besatzung gelegt und zugleich in geschlossenen Reihen zu kämpfen geübt. Indeß wurde immer nur der neunte Mann zum Dienst und zur Wohnung in der Stadt verpflichtet, die übrigen acht hatten nur für ihre Verpflegung zu sorgen, so lange es noch keinen städtischen Erwerb durch Handwerke und Handel gab. Doch auch dafür sorgte Kaiser Heinrich, indem er Märkte, Feste und öffentliche Versammlungen in die Mauern verlegte, woran sich von selbst bürgerliche Industrie knüpfen mußte. Aus gewerbtreibenden Kriegern mußten sich, wenn sie anfangs auch noch bloße Dienstmannen des Kaisers waren, zuletzt freie Bürger bilden, um so mehr, als, von so vielen neuen Vortheilen angelockt, ihre Zahl vom Lande her jährlich anwuchs. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Heinrich durch diesen neuen Stand den künftigen Kaisern eine Stütze gegen die Geistlichkeit und den Feudaladel geben wollte, deren Anmaßungen schon längst dem Reichsoberhaupte Gefahr drohten. Die neuen Bürger standen alle unmittelbar unter dem Kaiser, der ihnen einen Reichsvogt vorsetzte. Eine Auswahl von ihnen mußte dem Kaiser ins Feld folgen und that ihm bald große Dienste durch den kunstgerechten Kampf in geschlossenen Gliedern.

Nicht minder verbesserte Kaiser Heinrich seine Reiterei. Bisher hatten die berittenen Dienstmannen des Kaisers wie der Herzoge, Grafen, Bischöfe und Aebte, je ihrem Banner folgend, in wilder Unordnung angegriffen, jeder wetteifernd, der erste voran zu seyn. Jetzt lehrte sie Heinrich, der selbst ein vollkommener und kunstgeübter Ritter war, wie das Fußvolk in geschlossenen Reihen zu fechten, was im Kampfe gegen die raschen Ungarn besonders wichtig war. Daneben belebte er den kriegerischen Stolz durch die Einführung von Waffenspielen, die unter dem Namen der Turniere eine so große Berühmtheit erlangt haben. Doch legte dieß nur den Grund zum erst später sich ausbildenden eigentlichen Ritterthume.

Noch gab es viele Freie, die ohne Eigenthum vom Stegreif lebten, bald Dienste an Höfen aufsuchten, bald sich dem offenen Raube ergaben, und die zu stolz waren, zu Fuß zu dienen. Heinrich verkündigte diesen unsteten Gesellen unbedingte Verzeihung, und bildete aus ihnen eine leichte Reiterei neben den schwerbewaffneten Turnierhelden. Einen Theil von ihnen, der nicht im kaiserlichen, herzoglichen oder geistlichen Dienste unterkam, wies er an die Städte, und diese waren es, die eine Zeit lang in den Städten die Meister spielten, sich als Ritter vom Fußgänger unterschieden, aber eben deßhalb sich mehr dem auswärtigen Kriegs- und Hofdienste widmeten, und so ihren Einfluß in

den Städten selbst am Ende den Bürgern abtreten oder mit ihnen theilen mußten.

Capitel 143.

Die slavischen Marken.

Während unser großer Kaiser so trefflich für sein eigenes Volk sorgte, beging er gleichwohl eine grausame Ungerechtigkeit gegen ein anderes Volk. Die Slaven im Osten waren ihm gut genug, um an ihnen seine neue Kriegskunst erst zu üben, bevor er sich damit gegen die allgefürchteten Ungarn versuchte. Bisher hatten zwar schon mannichfaltige Reibungen zwischen Slaven und Deutschen statt gefunden, doch begann erst mit Kaiser Heinrich der große Eroberungsplan, der mit dem Namen des Slaven den des Sklaven unzertrennlich verbinden, der über freie, tapfere, gutmüthige Völker unermeßlichen Jammer, den Untergang der Freiheit und selbst der Sprache herbeiführen, der eine ungeheure Schuld auf uns laden sollte, eine Schuld, die vielleicht einst ein dunkles Verhängniß rächen wird.

Unter dem Vorwande, die Slaven zu Christen zu machen, aber mit der eigentlichen Absicht, sich an ihnen die Sporen zu verdienen und bei Gelegenheit sie zu berauben und dem Ehrgeize und der Habsucht der Bischöfe und Grafen neue Sprengel und Lehengebiete zu erobern, begann der jahrhundertlange Vernichtungskampf gegen Völkerstämme, denen eine edle Natur inwohnte, die zum Theil gebildeter waren, als die damaligen Deutschen, und deren einziges Unglück ihre eigene Uneinigkeit und Trennung war.

Die alten Obotriten behaupteten sich in Mecklenburg, durch Wälder und Seen, wie durch ihre oft erprobte Tapferkeit geschützt. Die Böhmen bildeten ebenfalls, in ihren natürlichen Gränzen ringsum durch Berge eingeschlossen, ein schon aus frühern Zeiten her mächtiges Reich, das mit Gewalt nicht leicht zu unterjochen war, aber schon zu deutscher Bildung hinneigte. Dagegen konnten die vereinzelten sorbischen Stämme, die Heveller an der Havel, die Daleminzier an der mittlern Elbe, und die Redarier an der Priegnitz, im größtentheils offnen Lande, und von ihren Stammverwandten im Stich gelassen, wenig Widerstand leisten. Auf sie richtete also Kaiser Heinrich seinen Angriff. Im Jahre 927 brach er zuerst gegen die Heveller auf, eroberte ihre Hauptstadt Brannibor (Brandenburg), schuf ihr Land in eine Mark des Reiches um, setzte einen sächsischen Markgrafen darüber, führte deutsche Colonisten ein, und suchte auf jede Weise das unterworfene Volk so zu germanisiren, wie ehedem die Römer am Rheine deutsche Stämme romanisirt hatten.

Dasselbe geschah 929 den Daleminziern. Heinrich gründete die feste Burg Meißen an der Elbe, und setzte einen Burg- und einen Markgrafen über das Land. Von hier wandte sich der Kaiser auch nach dem benachbarten Böhmen, eroberte Prag, nöthigte aber den Herzog Wenzel, nur die Oberhoheit des Reichs anzuerkennen.

Die Redarier hatten ihren Anführer Bernhard, der ohne Zweifel ein Christ geworden, vertrieben. Diesen tapfern Mann sandte Heinrich 930 gegen seine Landsleute, die im Bewußtseyn, welches Schicksal sie bedrohte, bei Lunkin (Lenzen) in einer mörderischen Schlacht wie Verzweifelte fochten, so daß außer 800 Gefangenen ihr ganzes Heer auf dem Wahlplatze blieb. Darauf

gründete Heinrich hier die Mark Nordsachsen (Niederlausitz) und setzte Bernhard zum ersten Markgrafen.

Auch die Dänen waren wieder in das Reich gefallen. Um auch auf dieser Seite die Ruhe zu sichern, rückte Heinrich mit großer Macht über die Eyder, die alte Reichsgränze, und eroberte das Land bis an den Fluß Slie. Die Dänen wurden zur demüthigen Unterwerfung gezwungen und der eroberte Landstrich zu einer Mark des Reiches gemacht, mit deutschen Kriegern und Colonisten besetzt, und die feste Burg Schleswig gegründet, von der die Mark benannt ward. Auch hier gebot fortan ein sächsischer Markgraf, 931.

Capitel 144.

Niederlage der Ungarn bei Merseburg.

Nachdem Heinrich alles Weltliche wohl besorgt glaubte, was zu seiner Unternehmung gegen die Ungarn nothwendig gewesen, gebot ihm sein frommes Herz, daß er auch des göttlichen Beistandes sich würdig mache, und er that in diesem Sinne im Jahre 931 eine stille Wallfahrt nach Rom, größtentheils zu Fuß, empfing in Rom den Segen des Papstes, die Salbung und die Kaiserkrone, und kehrte befriedigt über die Alpen zurück.

Als darauf 933 der Waffenstillstand abgelaufen, erschienen die Gesandten der Ungarn vor dem Kaiser, den alten Tribut zu fordern. Heinrich ließ ihnen einen verstümmelten und räudigen Hund vorwerfen und verkündigte ihnen Krieg auf Leben und Tod. Da brachen die Ungarn ungesäumt in ungeheuren Massen in das Reich. Sie theilten sich in zwei große Haufen, von denen der eine bei Sondershausen auf den tapfern Heerbann der Sachsen und Thüringer stieß und aufs Haupt geschlagen wurde. Das andere noch größere Heer stand an der Saale unweit Merseburg dem Kaiser selbst gegenüber. Sobald die Ungarn die Niederlage ihrer Brüder erfuhren, zündeten sie längs dem Flusse hohe Feuer an, die zerstreuten Plünderer zu sammeln, und am Morgen begann die große Schlacht. Heinrich hielt eine begeisternde Rede an sein Volk, und alle schwuren mit ihm, den Feind der Christenheit zu verderben oder unterzugehen. Das Bild des heiligen Michael, des kriegerischen Engels, ward als das große Banner des Reichs vorauf getragen. Ein furchtbares Morden begann, das Geschick der Deutschen und ihr überlegener Muth behaupteten den Sieg. Der größte Theil der Ungarn blieb todt auf dem Platze, der Rest entfloh. Zahllose christliche Sklaven wurden befreit. Sobald der Sieg entschieden war, kniete der fromme Heinrich mit dem ganzen Heere auf dem Schlachtfelde nieder und dankte betend dem himmlischen Schutzherrn. Die Niederlage des Feindes war so groß, daß die Gefahr für immer abgewendet schien. Die ganze Christenheit jauchzte des glänzenden Sieges, die verwüsteten Länder blüheten fröhlich wieder auf. Noch jetzt wird in Keuschberg bei Merseburg das Andenken dieser Schlacht jährlich gefeiert.

Drei Jahre nach der Schlacht 936 starb der treffliche Kaiser in vollem Genusse seiner unsterblichen Thaten, angebetet von der ganzen Christenheit. Er liegt zu Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, begraben.

Dieser Heinrich heilte die Wunden, die dem Reiche unter den letzten Karolingern geschlagen worden. Er zerschmetterte die alten furchtbaren Feinde, gab dem kaiserlichen Namen seine Würde, dem Reiche seine Macht zurück, erweiterte die Gränzen und traf innere Einrichtungen, die das Errungene zu erhalten,

das Begonnene gedeiblich zu fördern höchst zweckmäßig waren. So sehen wir von ihm an wieder ein erfreuliches Aufsteigen des deutschen Reiches aus seiner frühern Zerrüttung, ein üppiges Wachsthum an Macht und Wohlstand, und von diesem getragen jede volle Blüthe des mittelalterlichen Geistes.

Capitel 145.

Otto I.

Einstimmig und mit überwiegender Vorliebe, die das Andenken des großen Heinrich begründet hatte, ward dessen Sohn Otto zum Könige gewählt. Theils dieselbe Vorliebe, theils die unwillkürliche Ehrfurcht, welche die neue Größe des Reiches allen Gemüthern einpflanzte, theils die Prachtliebe des jungen Fürsten selbst, brachten in die Krönung eine neue bedeutsame Feierlichkeit. Schon die Wahl des Krönungsortes Aachen bezeichnete die Erwartung, die man von dem neuen Herrscher hegte, und der Geist Karls des Großen schien auf Otto übergegangen. Das ganze Volk, der Clerus und die Fürsten wetteiferten, das Haupt des Reiches mit der heiligen Glorie des ersten Kaisers zu schmücken, ihn in aller nur ersinnlichen Pracht als den Herrn der Christenheit emporzutragen, und, wie im reinigen Gefühle über die frühere Zeit des Aufruhrs und des Unglücks, die oft mit Füßen getretene Majestät des Kaisers in eine unerreichbare und strahlende Höhe zu stellen, um sich selbst von fernerem Aufruhre zurückzuschrecken. Die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier stritten sich um die Ehre der Salbung und Bekleidung mit den Reichskleinoden. Diese Kleinode selbst, die riesenhafte Krone Karls des Großen, das Scepter, das Schwert, das Kreuz, die heilige Lanze und der goldene Reichsmantel wurden als ein Heiligthum des Reiches, gleich den Heiligthümern der Kirche, mit einer ganz neuen Andacht betrachtet. Der Erzbischof von Mainz behauptete durch sein altes Ansehen den Vorrang der Salbung und Krönung, und sie ward mit einer nie gesehenen Feierlichkeit vollzogen. Darauf beeilten sich die weltlichen Herzoge, bei der großen Festlichkeit die persönlichen Dienste des Hofes zu übernehmen. Giselbert von Lothringen verwaltete das Amt des Kämmerers, Eberhard von Franken das Amt des Truchseß, Hermann von Schwaben das Amt des Mundschenken, Arnulf von Bayern das Amt des Marschalks. Die neuen Ehrendienste blieben übrigens fortan unter dem Namen von Erzämtern bei den Herzogen. Nicht unwichtig war auch der Umstand, daß Otto's Gemahlin, Editha, die Tochter des englischen Königs Edmund, ebenfalls gekrönt wurde. Die kaiserliche Familie erhielt dadurch größern Glanz und größere Ansprüche, und den Weibern ward dadurch gewissermaaßen ein Antheil an der Regierung zuerkannt.

Otto wußte sich gut in seine Lage zu schicken, und die vom Vater geerbte Würde mit Glanz zu behaupten. Allein den Namen des Großen, den ihm seine Schmeichler gaben, verdient er nicht. Er besaß nicht die körperliche Schönheit und den liebenswürdigen Freimuth, womit sein einfacher Vater alle Herzen gewonnen hatte. Sein Wesen war kalt und gebieterisch, er umgab sich mit Ceremoniell, und obgleich es ihm nicht an persönlicher Tapferkeit fehlte, so war er doch mehr schlau und glücklich, als edelmüthig und groß.

Heinrich hatte in erster Ehe von der Hatburg einen kräftigen Sohn, Thankmar (oder Tammo), dem eigentlich die Nachfolge gebührt hätte. Da Heinrich aber nachher in die schöne Mathilde sich verliebte, und die Hatburg unter dem Vor-

Vorwande, sie sey dem Kloster gewidmet gewesen, verstieß, bekam er von der Mathilde drei Söhne, Otto, Heinrich und Bruno. Er selbst bestimmte Otto für den Thron; Mathilde aber wünschte, daß ihr zweiter schöner Sohn Heinrich Kaiser werden möchte. Daraus gingen große Familienzwiste hervor, die denen im Leben Ludwigs des Frommen nicht unähnlich und nicht minder gehässig waren, wenn sie auch für den Kaiser glücklicher endigten.

Tiefes Mitleid (wie einst Ludwigs des Frommen Neffe Bernhard) erregte der unglückliche Thankmar. Nicht genug, daß er der Kaiserkrone beraubt war, Otto entriß ihm sogar auch sein mütterliches Erbe, seine großen Güter in Sachsen, und gab sie dem unmenschlichen Wütherich Gero, den wir bald näher kennen lernen werden. Thankmar, aufs äußerste erbittert, empörte sich, fand Anhang unter den Sachsen, wurde jedoch von Otto schnell überfallen, und in Eresburg am Altare, zu dem er geflüchtet war, durchstochen, 937.

Capitel 146.

Eberhard.

Gefährlicher drohte für Otto sein zweiter Bruder Heinrich zu werden, der unter der Leitung seiner Mutter Mathilde nach der Krone strebte, und zu diesem Zwecke eine große Verschwörung einleitete. Mit ihm verband sich Eberhard, der fränkische Herzog, derselbe, der einst auf seines Bruders, Kaiser Conrads, Antrieb die Krone an den sächsischen Heinrich abgetreten hatte, jetzt aber entweder selbst Kaiser werden, oder wenigstens die Beleidigungen Otto's rächen wollte, da dieser seine herzogliche Gewalt in Franken einschränkte. Der dritte Verbündete war Herzog Giselbert von Lothringen, der vierte Erzbischof Friedrich von Mainz, der gern wieder eine Rolle wie einst Hatto gespielt hätte. Auch der französische König Ludwig IV war im Spiele. Aber die Verbündeten waren nicht einig. Statt Heinrichs wollten sie Eberhard zum Könige ausrufen, schon war der Tag dazu in Metz bestimmt. Unterdeß aber zog Kaiser Otto mit großer Macht heran. Die Chroniken gedenken dabei eines schönen Zuges, der den ritterlichen Geist der Zeit bezeichnet. Otto belagerte den Grafen Eberhard, Giselberts Vasallen, in seiner Burg Eberstein, und konnte die Veste nicht gewinnen. Da entschloß er sich zur List, und lud den Grafen zu einem Gastmahle ein, um während seiner Abwesenheit die Burg zu überfallen. Eberhard erschien, aber beim Tanze entdeckte ihm Hedwig, die Schwester des Kaisers, die schnelle Liebe zu dem edeln Helden faßte, heimlich die Absicht ihres Bruders. Eberhard stahl sich hinweg, und war wieder gerüstet auf seiner Burg, bevor die Leute des Kaisers heranrückten. Otto aber freute sich dieses Zuges, verzieh dem Grafen, und gab ihm zum Pfande der Treue die schöne Hedwig zur Gemahlin.

Bevor aber noch Otto seine Nebenbuhler erreicht hatte, wurden diese schon von seinen Anhängern, dem schwäbischen Udo und dem fränkischen Grafen Conrad, bei Andernach überfallen. Der alte Herzog Eberhard wurde nach tapferm Kampfe erschlagen, Giselbert ertrank in den Fluthen des Rheins, 939. Nun wurde auch Frankreichs König Ludwig zum Frieden gezwungen, und heirathete zur Befestigung desselben die Gerberga, Giselberts Wittwe, Otto's zweite Schwester. Graf Conrad, der, Eberhards Verwandter, dennoch dem Kaiser treu gewesen, erhielt das Herzogthum Lothringen und die Hand der Luitgarde, Otto's Tochter. Franken ward getheilt, und der treue Udo er-

hielt den größten Theil davon zu Lehen. Sein Bruder Hermann von Schwaben gab seine Tochter Ida Otto's ältestem Sohne Ludolf, und dieser erbte von ihm 949 das Herzogthum Schwaben. Zur völligen Herstellung des Friedens erhielt Heinrich, Otto's Bruder, der sich seit Eberhards Erhebung zurückgezogen hatte, Verzeihung und mit der Hand der schönen Judith, der Wittwe des bösen Arnulf, das Herzogthum Bayern. Arnulfs Söhne wurden vernachlässigt.

Ueber Sachsen setzte Otto den tapfern und bescheidenen Hermann Billung, der ihm stets treu blieb, und über die eroberten Slavenländer den Markgrafen Gero, der mit diesen genug zu thun hatte, mit gräßlicher Tyrannei die Unterworfenen im Zaume hielt, und mit Verhöhnung jedes Rechts neue Eroberungen machte.

Während Otto mit seinem Nebenbuhler Eberhard beschäftigt war, hatten sich die Böhmen aufs neue empört unter Boleslaw, der seinen Bruder Wenzel ermordet hatte. Hermann Billung kämpfte seitdem in fast ununterbrochenen kleinen Kriegen mit den Böhmen, so wie Gero mit den nördlichen Slaven. Im Jahre 944 unternahmen die Ungarn einen neuen Raubzug, und 948 mußte Otto gegen den Dänenkönig Harald ziehen, der Schleswig erobert, und einen großen Wall gegen Deutschland (das Danewerk oder Heggedor) aufgerichtet hatte. Otto überwand ihn, und zog siegreich durch ganz Dänemark bis zu dem von ihm so genannten Ottensund. Harald mußte die christliche Taufe annehmen, und Dänemark vom Kaiser als Reichslehen empfangen. Die Mark ward hergestellt, und Otto gründete drei neue Bisthümer zu Schleswig, Riepen und Aarhus, die unter das Erzbisthum Hamburg kamen. Denn Otto hoffte immer seine Feinde besser durch Heirathen und durch die Ueberredungsgabe der Geistlichen unterwürfig zu erhalten, als durch Waffengewalt.

Capitel 147.

Die schöne Adelheid.

Als der alte Berengar 925 ermordet worden, hatte sich Hugo von Burgund der Herrschaft Italiens bemeistert, ward aber bald von Berengar II, dem Enkel des ältern, Markgrafen von Ivrea, verjagt. Nicht besser erging es seinem Sohne Lothar, und als beide starben, fiel Lothars Wittwe Adelheid dem Berengar in die Hände. Adelheid hatte Ansprüche auf Italien, und eine starke, obwohl damals unterdrückte Partei; an Geist und Schönheit war sie das ausgezeichnetste Weib ihrer Zeit. Dieß bewog Berengar, ihr die Hand seines Sohnes Adalbert anzutragen. Die schöne Wittwe schlug diesen Erbfeind ihres Hauses aus, und Berengar warf sie in einen festen Thurm am Gardasee, um sie allmählich nach seinen Absichten zu zwingen. Ein treuer Mönch aber untergrub heimlich die Mauern des Thurmes, rettete Adelheid, fuhr sie glücklich über den See, und brachte sie zu einem Freunde in das feste Schloß Canossa. Darauf begab er sich heimlich in Adelheids Auftrag nach Deutschland zu Otto, diesen um Beistand anzuflehen.

Otto war unlängst selbst Wittwer geworden, und überlegte, daß ihm, wenn er die schöne Adelheid heirathe, ein großer Erbbesitz in Italien zufalle, der in der damaligen Zeit mehr werth war, als die bloße kaiserliche Oberhoheit. Nur der erbliche Lehensherr war als solcher mächtig, nicht das Staatsoberhaupt. Schon Otto der Erlauchte hatte sein erbliches Herzogthum Sachsen höher ge-

halten, als die Kaiserkrone, und sein Enkel Otto I suchte, der nämlichen Politik folgend, den kaiserlichen Thron durch großen Lehenbesitz und Familienanhang zu stützen. Darum hatte er nur über Sachsen, das ihm ohnehin als sein Stammland ergeben blieb, treue Diener gesetzt, dagegen aber über Franken, Schwaben und Bayern eigene Verwandte, und so wollte er auch Italien durch eine Heirath an sich fesseln. Also ging er 951 über die Alpen, entsetzte Canossa, und heirathete die schöne Gefangene. Es scheint indeß, er habe bemerkt, daß ihm ein ruhiger Besitz Italiens nicht werden würde. Er nahm seine junge Gemahlin (19 Jahre jünger als er) mit sich nach Deutschland, und überließ es dem tapfern Conrad von Lothringen, den Krieg mit Berengar auszukämpfen. Auch Conrad scheint gefühlt zu haben, daß die Behauptung Italiens ungeheure Opfer kosten würde; er entschloß sich also, Frieden zu machen, und versprach dem Berengar Verzeihung und den Besitz seiner Länder. Der Kaiser fand aber seinen Stolz dadurch beleidigt, verwarf die Bedingungen, und drohte mit einer neuen Rüstung. Da nun aber Berengar selbst nach Deutschland kam, und sich zu Augsburg den Huldigungsceremonien unterwarf, durfte er ungekränkt nach Italien zurückkehren, und behielt seine Länder. Beide Theile verstanden sich zur Nachgiebigkeit.

Capitel 148.

Ludolf.

Ludolf, Otto's kräftiger Sohn, war als Eidam Hermanns 949 dessen Nachfolger im Herzogthume Schwaben geworden. Zwischen ihm und seinem Oheim Heinrich von Bayern erhoben sich Gränzstreitigkeiten, die Otto zu Heinrichs Gunsten entschied. Das erbitterte den Sohn. Auch seine Stiefmutter, die stolze Italienerin, scheint ihn geringschätzig behandelt zu haben, so wie die übrigen Fürsten. Andere warfen ihm vor, er habe sich durch die neue Ehe seines Vaters in seinen Ansprüchen gefährdet geglaubt. Gewiß ist, daß er gegen den Vater sich verschwor. Mit ihm vereinigte sich Conrad, der sich tief beleidigt fühlte, weil Otto das Wort, das er dem Berengar gegeben, nicht für gültig erkannt, und die Herzoge überhaupt auf jede Weise seine Obergewalt fühlen ließ. Auch die Bayern, die gegen Heinrich höchst erbittert waren, schlossen sich unter Arnulf, des bösen Arnulfs Sohn, der damals als Pfalzgraf dem Heinrich beigegeben war, an die Rebellen an.

Endlich trat der Erzbischof Friedrich von Mainz mit den unzufriedenen Franken in den Bund, und Otto sah sich allein mit den Sachsen plötzlich einem Kriege mit allen übrigen Stämmen ausgesetzt, an deren Spitze sein heldenmüthiger Sohn selber stritt.

Der Aufruhr begann 953. Es glückte Otto, seinen Sohn in Mainz einzuschließen, doch währte die Belagerung lange. Vater und Sohn hielten vor den Thoren eine Unterredung um den Frieden. Otto versprach dem Sohne völlige Verzeihung, wenn er ihm seine vornehmsten Anhänger ausliefern wolle. Diese Treulosigkeit verschmähte der Jüngling, und zog zu den Seinigen zurück. Durch den Aufruhr Arnulfs in Bayern unterstützt, der auch die Ungarn wieder ins Land gerufen, gelang es ihm, vom Rheine zu entkommen, und sich an die Donau zu werfen. Nach einem langen und blutigen Kampfe unterwarfen sich Conrad und der Erzbischof. Die Ungarn zogen wieder nach Frankreich und durch Italien zurück. Ludolf aber und Arnulf behaupteten

sich in der festen Stadt Regensburg mit großer Tapferkeit. Arnulf kam jedoch bei einem Ausfalle ums Leben, und Ludolf floh, da er sich nicht länger zu halten vermochte, nach Schwaben. Der Bischof Ulrich von Augsburg nahm die Vermittelung über sich, und als Ludolf seinem Vater auf der Jagd in den Weg trat und um Gnade bat, ward er freundlich aufgenommen, mußte zwar Schwaben einbüßen, ward aber als Feldherr nach Italien gesendet, um den abermals empörten Berengar zu bändigen. In diesem Geschäfte traf ihn ein frühzeitiger Tod. Das Herzogthum Schwaben kam an Burkhard, den nunmehr erwachsenen Sohn jenes ersten Burkhard, einen Verwandten des Bischofs Ulrich. Dieser neue Herzog heirathete Hedwig, die Tochter Heinrichs, der wieder in Bayern eingesetzt wurde. Lothringen ward von Conrad genommen und getheilt. Das obere erhielt ein Graf Gottfried, das niedere ein Graf Friedrich, über beide aber setzte Otto seinen Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, als ersten Erzherzog. Eine so große weltliche Gewalt war bisher noch keinem Geistlichen zu Theil geworden und widerstrebte der geistlichen Bestimmung. Bruno war aber Otto's Bruder, und die Erfahrung hatte diesen gelehrt, wie wichtig es sey, die Herzogthümer treuen Verwandten und Freunden anzuvertrauen. Dieß geschah 954.

Capitel 149.

Letzte Niederlage der Ungarn am Lech.

Mit Graf Werner, dem Bruder des gefallenen Arnulf, wandte sich eine starke Partei in Bayern aus altem Hasse gegen Heinrich zu den Ungarn, und rief sie mit überlegener Macht ins Land. Dieses kriegslustige Volk hatte sich seit jener Niederlage bei Merseburg wieder erholt, und während der Unruhen in Deutschland 954 einen neuen großen Raubzug unternommen, durch Süddeutschland über Worms nach Lothringen und rings um die Alpen herum durch Italien wieder zurück. Im folgenden Jahre brach das wilde Volk, durch dieses erste Glück kühn gemacht, und von Graf Werner geführt, in ungeheuren Schaaren abermals in Bayern ein. So groß war seine Zahl, daß es sich vermaß, alle deutschen Flüsse sollten von seinen Rossen ausgetrunken werden. Otto versammelte schnell den Heerbann seines ganzen Reiches; nur die Sachsen fehlten, weil sie mit den Slaven zu thun hatten. Am Lech trafen die Heere der Christen und Heiden zusammen. Vor der Schlacht hielt Otto gleich seinem Vater eine feurige Rede an die Deutschen, und gelobte, in Beziehung auf den Sieg Heinrichs, zu Merseburg ein Bisthum zu gründen, wenn Gott auch ihm den Sieg verleihe. Es war der 10 August, und die Sonne brannte heiß. Die Ungarn setzten auf ihren schnellen Rossen über den Lech und fielen den Deutschen in den Rücken. Schon waren die Böhmen zersprengt, und die Schwaben in harter Noth, als Conrad an der Spitze der Franken die Schlacht herstellte. Seine alte Schuld zu sühnen, das Vertrauen des Kaisers zu rechtfertigen, that er Wunder der Tapferkeit. Der Kaiser selbst focht mitten im Gedränge. In der Verwirrung der Flucht fand ein großer Theil der Ungarn den Tod in den Fluthen des Lechs, doch einer ihrer zurückgesandten Pfeile traf den edeln Conrad tödtlich in den Hals, da er eben den Helm lüftete, um sich den Schweiß zu trocknen. Hunderttausend Ungarn sollen in diesem schrecklichen Kampfe gefallen seyn. Drei ihrer Fürsten ließ der Kaiser wie gemeine Räuber aufhängen. Werner wurde im Unmuthe von den fliehenden Ungarn

selbst erschlagen. Nur äußerst wenige Ungarn entkamen in ihre Heimath, fast alle wurden noch unterwegs von den bayerischen Bauern einzeln wie wilde Thiere auf der Flucht erlegt. Otto machte seinen Sieg vollständig, indem er Kärnthen eroberte und mit Bayern vereinigte, so wie Oesterreich, das er zu einer Mark des Reichs erhob. Seitdem war die Macht der Ungarn gänzlich gebrochen. Sie wurden friedlicher gesinnt, und bei dieser Stimmung fand auch bald das Christenthum unter ihnen Eingang.

Otto's Bruder, Heinrich, jetzt im sichern Besitze Bayerns, Kärnthens und Oesterreichs, übte furchtbare Rache an allen Anhängern der Arnulfischen und ungarischen Partei, und gefiel sich im Martern. Da er aber noch in demselben Jahre starb, beerbte ihn sein Sohn Heinrich, der Zänker genannt. Als bald darauf auch Burkhard, der nach Ludolf in Italien stritt, ablebte, so behielt seine Wittwe Hedwig das Herzogthum Schwaben, das erste Beispiel, daß ein Weib ein Reichsamt versah. Sie war aber Otto's Nichte, und ausgezeichnet durch Schönheit und Gelehrsamkeit. Auf ihrem Wittwensitze Hohentwiel war sie von Büchern umringt und las mit ihrem Kanzler Eckhard unter andern den Virgil. Derselbe Eckhard leistete nachher dem Kaiser Otto II als Capellan und Rath und eben so der Kaiserin Adelheid seine Dienste.

Capitel 150.

Gero.

In der Mark Nordsachsen waltete Gero mit unumschränkter Vollmacht, die Slaven zu germanisiren, und die deutschen Eroberungen auf dieser Seite immer weiter auszubreiten. Obgleich ein tapferer Haudegen, war er doch ohne ritterliche Ehre, roh, und mehr einem Jäger als einem Krieger gleich, denn er behandelte die Slaven wie das Wild im Walde. Theils schlug er sie mit Gewalt, theils, wenn es ihm bequemer schien, fing er sie mit List, und ein ihnen gegebenes Wort zu brechen, schien ihm gleichgültig, da es ja nur Slaven waren. So ließ er einst zwanzig ihrer Führer freundlich zu einem Gastmahle einladen und der deutschen Treue und Gastlichkeit zum Hohne umbringen. Diese Mißhandlungen erregten unaufhörliche Empörungen, die aber Gero immer mit Glück wieder dämpfte. Wie man mit den Slaven umging, zeigt am besten Dittmar von Merseburg, der in seiner Chronik schreibt: „wenn der Slave gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel."

Scheinbar um Balsam in die von Gero geschlagenen Wunden fließen zu lassen, schickte Kaiser Otto ein Heer von Geistlichen in die slavischen Marken und errichtete unter ihnen Kirchen und Bisthümer; aber statt des Trostes christlicher Liebe und Freiheit brachten die Bischöfe und Aebte den Slaven nur die Leibeigenschaft, einen ihnen unverständlichen lateinischen Gottesdienst und ein unerträgliches Aussaugungssystem, da der Familienanhang der Bischöfe mit den Dienstmannen Gero's wetteiferte, sich Lehenbesitzungen und Beute in den eroberten Provinzen zu verschaffen. Im Jahre 946 wurde zuerst das Bisthum Havelberg, dann 948 die Bisthümer Brandenburg und Meissen gestiftet; im letztern Jahre auch das Bisthum Oldenburg gegen die Obotriten.

Da Otto mit den Ungarn im Kampfe begriffen war, benutzten zwei sächsische Grafen, Weichmann und Elbert, die günstige Gelegenheit zur Empörung. Sie

waren Hermann Billungs Neffen, strebten aber nach höherem Gewinne, als nach dem Lohne der Treue, der für ihren Oheim aufgespart war, und gewannen die Slaven für ihre Partei. Die wendischen und sorbischen Völker fielen aufs neue in Sachsen ein. Ihre vorzüglichsten Anführer werden Nacco und Stoinneg genannt. Sie und die Grafen brachten Hermann Billung so ins Gedränge, daß dieser den Kaiser zu Hülfe rufen mußte. Otto brach sogleich vom Lech nach Sachsen auf, und stellte mit überlegener Macht die Ruhe her. Nacco ward gefangen und hingerichtet. Die Grafen entflohen, kamen aber in des Reiches Acht und Bann.

In den folgenden Jahren kämpfte Gero vorzüglich gegen die slavischen Lusiker und Selpuler in der Lausitz, und brachte sie unter Strömen von Blut endlich in völlige Sklaverei. Doch da sein einziger Sohn Siegfried in der letzten Schlacht gefallen war, und Gero vor dem Blute, das er vergossen, endlich schauderte, pilgerte er nach Rom, legte sein schartiges Schwert vor St. Peters Altare nieder, und starb im Kloster, 965.

Kaiser Otto verfuhr mit der neuen Eroberung wie mit der alten. Er machte aus der Lausitz die Mark Ostsachsen, und gab sie unter Hermann Billungs Schutz. Sodann wurden wieder neue Bisthümer gestiftet, zu Merseburg und Zeiz. Um aber allen diesen Bisthümern einen Mittelpunkt zu geben, wurde 968 das große Erzbisthum Magdeburg gegründet. Otto hegte eine außerordentliche Vorliebe für Magdeburg, verschönerte diese Stadt vor allen, und verweilte hier am liebsten.

Durch die Unterwerfung Brandenburgs und der Lausitz war das Reich unmittelbar mit Polen (zu dem damals auch Schlesien gehörte) in Berührung gekommen. Die Polen waren zwar noch unabhängig, aber sie erkannten die Oberhoheit des deutschen Reiches an, so oft sie die deutsche Hülfe gegen ihre Nebenbuhler, die Böhmen, und gegen ihre nordöstlichen Nachbarn, Preußen, Litthauer und Russen, nöthig hatten. Mit Otto hielten sie Freundschaft, und duldeten, daß er das Bisthum Posen gründete, und in den Sprengel des Erzstifts Magdeburg einverleibte.

Capitel 151.

Otto's zweite Romfahrt.

Während dieß in Deutschland vorging, hatte Berengar in Italien freien Spielraum, besonders da unterdeß Ludolf, der ihn bewacht hatte, gestorben war. Berengar trachtete nach der festen Begründung einer unabhängigen weltlichen Herrschaft in Italien, und hierin pflichtete ihm ein großer Theil der nationalstolzen Italiener bei, die weder von den Geistlichen noch von den Deutschen unterjocht seyn wollten. Die durch Berengars Maßregeln beeinträchtigten lombardischen Bischöfe suchten aber Schutz beim Papste und dieser beim Kaiser.

Otto, der den Familienstreit in seinem eigenen Hause, die Ungargefahr und den Slavenkrieg glücklich überstanden hatte, nahm jetzt seinen alten Plan wieder auf, und dachte ernstlich auf eine Wiedervereinigung Italiens mit dem Reiche. Im Jahre 961 zog er mit großer Macht über die Alpen, schlug Berengar, nahm ihn selbst gefangen, und schickte ihn nach Bamberg, wo er bis zu seinem Tode blieb. Dann setzte sich Otto zu Mailand die eiserne Krone aufs Haupt, richtete und schlichtete in der Lombardei, und zog erst 962 nach Rom, wo ihn Papst Johann XII, ein Enkel der berüchtigten Marozia, mit großem Pompe zum Kaiser krönen und aufs neue die Oberhoheit des Kaisers aner-

kennen mußte. Auch die Römer mußten schwören, nie mehr einen Papst ohne die Zustimmung des Kaisers zu wählen.

Kaum aber hatte Otto Rom verlassen, als der Papst, der nur unwillig gehorcht hatte, sich sogleich gegen ihn empörte. Allein dieser Papst war in der Schule Marozia's erzogen und allgemein verachtet. Otto kam nach Rom zurück, hielt 963 ein Concilium, und ließ den Papst, nachdem er der schändlichsten Laster überwiesen worden war, absetzen. Aber die Einmischung der Deutschen in die Papstwahl, welche die Römer immer nur als ihre eigene Sache angesehen wissen wollten, und die Reinigung des päpstlichen Lasterpfuhls, von dem so viele Römer ihren Vortheil zogen, erregte Aufruhr. Der Pöbel umringte Otto's Palast, und würde ihn ermordet haben, wenn ihn die Tapferkeit seiner Krieger nicht gerettet hätte. Die Römer wurden zu Paaren getrieben, und Papst Johann fand den Tod durch einen Mann, der ihn im Ehebruche überraschte und niederstach. Da aber auch Leo 965 starb, erhoben sich neue Unruhen, und Otto sah sich gezwungen, im nächsten Jahre einen neuen Strafzug wider Rom zu thun. Grausam ließ er dießmal seine Deutschen im Blute seiner Feinde sich baden, denn er war nicht gesonnen, sich abermal und abermal äffen zu lassen. Jeder empfing seine Strafe, und zitternd unterwarf sich Rom und Italien dem gewaltigen Herrscher. Otto blieb fortan mit seiner deutschen Heeresmacht noch bis zum Jahre 972 in Italien, und befestigte Ordnung und Ruhe. Zu diesem Behufe ließ er keinen großen Herzog mehr bestehen, sondern setzte nur eine Menge kleiner Markgrafen ein, davon jeder einzelne ihm nicht gefährlich war. Als eine Beute des Sieges aber nahm er aus den italienischen Kirchen die kostbarsten Reliquien, und sandte sie nach Deutschland, vorzüglich in die Kirche nach Magdeburg, die später auch sein Grabmal wurde.

Capitel 152.

Verbindung mit Griechenland.

Otto kam in eine doppelte Berührung mit den Griechen, durch den erneuten Glanz der römischen Kaiserkrone und durch die griechischen Besitzungen in Italien. Er legte ein großes Gewicht auf den Namen eines römischen Kaisers, dem der Erdball unterthan seyn sollte. Denselben Titel behauptete aber von alten Römerzeiten her auch der griechische Kaiser in Constantinopel, und gerade die Wichtigkeit, die man neuerdings auf diesen Namen gelegt hatte, bewog den Griechen, ihn dem Deutschen abzusprechen. Es wurden deßhalb weitläufige Unterhandlungen gepflogen, die zu nichts führten. Die Spannung ward aber größer, da Otto Lust hatte, auch das griechische Unteritalien mit dem Reiche zu vereinigen. Da Otto bei der damaligen Lage des Reiches einen Krieg vermeiden wollte, schlug er, seiner alten Heirathspolitik getreu, den Weg des Vertrages ein, und schickte Gesandte nach Constantinopel, um für seinen Sohn und Nachfolger Otto eine griechische Prinzessin zu freien, die ein Pfand des Friedens und deren Mitgift Unteritalien seyn sollte. Die Gesandten wurden aber unterwegs von den Griechen selbst ermordet, und Otto rächte diese Treulosigkeit sogleich, indem er nach Apulien zog, und grausam sengen und brennen und alle Griechen, die in seine Hände fielen, verstümmeln und morden ließ.

Doch kam die Freundschaft mit Griechenland endlich zu Stande, da durch eine in Constantinopel gewöhnliche Verschwörung und Empörung ein neuer Kaiser auf den Thron gekommen war. Der nächste Kaiser Johannes Tzimisces

gab die Tochter des frühern, die Theuphano, dem jungen Otto zur Gemahlin, und dieser erhielt zugleich eine entfernte Anwartschaft auf einen Theil von Apulien, Neapel und Calabrien, das sich noch in den Händen der Griechen befand. Sicilien war den Arabern unterworfen.

Der junge Otto, der schon zum Könige und Kaiser gekrönt worden, ward feierlich mit seiner Braut vermählt. Die Erscheinung dieser Theuphano war für Deutschland nicht unwichtig. Sie brachte Griechen und griechische Sitten mit, die zunächst am Hofe vieles änderten, aber auch allmählich auf die wissenschaftliche Bildung in den Klöstern Einfluß übten. Der Hof des deutschen Kaisers nahm manches von der Pracht und dem Ceremoniell des griechischen auf. Die Dienerschaft, der Luxus mehrte sich; die Steifigkeit in Titeln und Ehrenbezeugungen verdrängte die alte Treuherzigkeit. Auch nahm der Kaiser gleich dem griechischen den Titel heilige Majestät (sacra majestas) an.

Der Kaiser kehrte 972 aus Italien zurück, und hielt im darauf folgenden Jahre ein großes Hoflager zu Quedlinburg, da er die Huldigung seiner Völker empfing, mit Freuden die Werke seiner langen Regierung übersah, und seine letzten Verfügungen traf. Darauf starb er 973 zu Memleben, und ward nach seinem Willen in Magdeburg begraben.

Er hinterließ das Reich im blühendsten Zustande, nachdem er es ansehnlich vermehrt hatte. Ein neues Herzogthum blühte in Kärnthen auf. Zwei neue Marken, Ostsachsen und Oesterreich, und ganz Ober- und Mittelitalien waren dem Reiche gewonnen. Das Erzbisthum Hamburg breitete nach dem skandinavischen Norden, das Erzbisthum Magdeburg nach dem slavischen Osten die Bekehrung aus. Böhmen war anerkannt ein deutsches Herzogthum. Polen und Dänemark huldigten dem Namen nach. Auf Unteritalien war Anwartschaft.

Im Innern des Reiches war die kaiserliche Macht fest begründet. Die wichtigsten Herzogthümer waren mit Verwandten, die Markgrafschaften mit treuen Dienern des regierenden Hauses besetzt, und durch die Einsetzung von Pfalzgrafen, welche die kaiserlichen Allode, Regale und Einkünfte durch das ganze Reich verwalteten, waren den Herzogen für den Nothfall Wächter und Nebenbuhler gesetzt. Schon früher hatte das Amt der Pfalzgrafen bestanden, Otto gab ihnen aber ein größeres Ansehen.

Auch die Städte mehrten sich an Zahl und innerem Wachsthume, zur künftigen Stütze des Kaiserthums im Kampfe gegen die Kirche und die Vasallen. Und zur raschern Belebung des Geldverkehrs und städtischen Handels wurden in eben dieser Zeit die reichen Silberbergwerke des Harzes entdeckt. Ein Edelmann ritt im Walde; da scharrte sein Roß eine blanke Silberstufe aus dem Erdreiche hervor. Man forschte nach, und legte 938 das erste Bergwerk im innern Deutschland an.

Capitel 153.

Otto II.

Dieser junge Fürst war kühn und von feiner und gelehrter Bildung, worin ihn seine Mutter Adelheid auferzogen, und der seine Gemahlin Theuphano entsprach. Doch das italienische Blut, das in seinen Adern rollte, entfremdete ihn zu sehr von Deutschland, und flößte ihm eine Vorliebe für den Süden ein, die es ihm eben so unmöglich machte, sich ganz der Sorge für Deutschland zu widmen, als die Pracht und Bildung seines Hofes den rohen deutschen Herzen zusagte.

Als die fromme Hedwig gestorben war, kam Schwaben an Otto, den Sohn Ludolfs. Zwischen diesem und Heinrich dem Zänker von Bayern ward ein alter Zwist ihrer Väter um die Gränze fortgesetzt. Der Kaiser entschied für Otto, und der zanksüchtige Heinrich war gleich bereit, den alten Fehdegeist der Bayern heraufzubeschwören und Empörung anzustiften. Er verband sich mit dem böhmischen Herzoge Boleslav, und ein neuer Krieg begann. Otto trug den Sieg davon, und nahm Heinrich gefangen, 974. Bayern kam an den schwäbischen Otto, und Kärnthen an einen Grafen Heinrich.

Im folgenden Jahre fiel der Dänenkönig Harald plötzlich wieder in Sachsen ein. Auch er ward mit Gewalt wieder unterworfen.

Bald darauf entkam Heinrich aus dem Gefängnisse, erhob noch einmal die Fahne des Aufruhrs, ward aber wieder besiegt und gefangen, 977.

Im nächsten Jahre begann abermals Krieg im Westen. Karl, der Bruder des französischen Königs Lothar, suchte sich Lothringens zu bemächtigen, auf das er durch Verwandtschaft einigen Anspruch hatte. Lothar drohte, seine Rosse sollten alle deutschen Flüsse austrinken; Otto antwortete, er wolle ganz Frankreich mit Strohhüten bedecken. Lothar kam bloß bis nach Aachen, wo er den Reichsadler auf der Pfalz Karls des Großen Frankreich zukehrte. Otto trieb ihn mit Hülfe der Sachsen zurück, die sämmtlich über ihren Helmen große Strohhüte trugen, drang bis nach Paris, verbrannte die Vorstädte, 978, und obgleich er sich in Frankreich nicht behaupten konnte, nöthigte er doch den König Lothar im Frieden von 980, seine Ansprüche auf Lothringen aufzugeben.

Otto's Herz sehnte sich nach Italien, und die Verhältnisse selbst riefen ihn dahin. In Rom hatte sich Crescentius, ein Nachkomme der Marozia, der Herrschaft angemaßt, und ein Schattenbild der alten Zeit zu beleben versucht, indem er sich zum Consul der römischen Bürgerschaft erhoben. Um den Papst in seiner Gewalt zu haben, ließ er Benedict VII morden und setzte Bonifacius VII von seiner Partei an dessen Stelle. Die kaiserliche Partei der Toscaner erhob dagegen Benedict VIII zum Papste. Diesem Aergernisse zu steuern, kam Otto 980 nach Rom, und stellte die Ordnung kräftig wieder her, ließ aber dem Crescentius Gnade widerfahren.

Darauf wandte sich Otto nach Unteritalien, um die Aussteuer seiner Gemahlin mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die Griechen, die bisher unablässig gegen die Araber gekämpft, verbanden sich schnell mit diesen gegen den gemeinsamen Feind. Otto nahm Neapel und Tarent ein, und schlug die Verbündeten in offener Feldschlacht. Aber 982 überfielen sie ihn mit verstärkter Macht am Meeresufer bei Basantello unweit Tarent, und schlugen ihn so gänzlich, daß er selbst nur mit höchster Gefahr und ohne Begleiter durch die Schnelligkeit seines Rosses sich retten konnte. Am Ufer umherirrend, jeden Augenblick in Gefahr gefangen zu werden, sah er endlich ein griechisches Schiff

daher fahren, und ritt sogleich ins Meer hinein auf dasselbe zu, in der Hoffnung, die Mannschaft werde ihn nicht erkennen. Er ward aufgenommen und wirklich nicht erkannt, sondern für einen weit geringern Fang gehalten. Um aber loszukommen, griff er mit großer Gewandtheit die schwache Seite des habgierigen Volkes an und versprach der Schiffsmannschaft ein gutes Lösegeld, wenn sie ihn zu einem befreundeten Hafen führen wolle. Es gelang, aber im Augenblicke der Landung faßten die Griechen Verdacht und machten Miene, ihn zurückzuhalten. Da sprang er schnell besonnen ins Meer und schwamm glücklich ans Ufer zu den Seinigen. Unteritalien aber blieb in den Händen der Griechen und Araber.

Auf dem italienischen Feldzuge starb Otto von Schwaben und Bayern. Da gab der Kaiser Schwaben an Conrad, den Sohn des treuen Conrad von Franken. Bayern aber erhielt Heinrich, ein Babenberger. Der Zänker saß fortwährend gefangen.

Capitel 154.

Aufstand der Slaven.

Auf Hermann Billung war in Sachsen dessen Sohn Bernhard gefolgt, die slavischen Marken aber kamen in die Hände mehrerer kleinen Markgrafen, Günther in Zeiz (Nordthüringen), Dietrich in Nordsachsen, Dithmar in der Lausitz, Riddag in Meißen. Man war schon gewohnt, daß hier jeder auf gute Beute ausging. Ein Graf Dedo sammelte sich einen Anhang in Böhmen, überfiel und plünderte Zeiz und raubte die Oda, Tochter Dietrichs von Nordsachsen, die schon verlobte Braut des Königs Misko von Polen war. Dietrich selbst erlaubte sich wie der alte Gero die größten Grausamkeiten gegen die unterworfenen Slaven.

Mistevoi, der tapfere Fürst der Obotriten, war dem Christenthume geneigt, folgte Kaiser Otto's II Fahnen und stritt mit ihm in Italien; als er aber heimkehrte und die Tochter Bernhards von Sachsen freien wollte, nannten ihn die Sachsen einen Hund, der keine Christin verdiene. Da rief er alle Heiden zur Empörung auf, und sie folgten ihm um so dreister, als Dithmar und viele ihrer sächsischen Dränger in dem italienischen Feldzuge gefallen waren. Bei dem Bilde ihres Götzen Radegast schworen sie den Deutschen und den Priestern ewigen Haß und fielen 983 plötzlich über dieselben her, erschlugen sie, wo sie sie fanden, brachen alle Kirchen nieder und zerstörten insbesondere die Städte Hamburg, Brandenburg und Havelberg. Dennoch gelang es Dietrich und Riddag, sie bei Tangermünde in einer großen Schlacht aufs Haupt zu schlagen. Der Kaiser aber, gerechter als einst sein Vater, entsetzte den grausamen Dietrich und gab die Mark Nordsachsen an Hodo. Riddag und sein Vetter, der oben erwähnte Graf Dedo, blieben in Meißen, und dieß ist die Familie Wettin, aus der auch der geistreiche Erzbischof Adalbert von Bremen entsprossen war, in deren Besitze Meißen blieb, die noch jetzt in Sachsen regiert und von der auch die Grafen von Mansfeld stammten. Riddag wurde von den Böhmen noch einmal aus Meißen getrieben, sein tapferer Vetter und Nachfolger Eckhart aber eroberte es wieder.

Eben so wie Dietrich und Riddag auf der östlichen, kämpfte der aus Italien zurückgekehrte Bernhard Billung auf der westlichen Seite mit den Obotriten unter Mistevoi. Auch der Dänenkönig Suno hatte die Gelegenheit benutzt und

Schleswig erobert, und Bernhard mußte noch lange an den Gränzen kämpfen, so wie Hodo. Wie hartnäckig die Slaven sich trotz ihrer Niederlagen immer noch wehrten, ersieht man daraus, daß Brandenburg erst 994 wieder erobert wurde.

Zur gänzlichen Unterwerfung der Slaven in den Marken trug von jetzt an besonders die friedliche Bekehrung der Böhmen, Polen und Ungarn bei. Sie konnten nur so lange noch an Unabhängigkeit denken, als sie noch mächtige Heidenstaaten im Rücken hatten. Diese Stützen verloren sie jetzt vollends. Boleslav von Böhmen bekehrte sich zum Christenthume und machte deßhalb mit Deutschland gute Freundschaft. Als aber der polnische Fürst Misеko (Miceslav) aus dem alten Geschlechte des Piast, des Boleslav Tochter Dobrowa geheirathet hatte, ward auch er durch diese eifrige Christin bekehrt. Die Böhmen, welche unter allen Slaven die meiste Bildungsfähigkeit besaßen, wurden bald so eifrig für das Christenthum, daß ihr Bischof von Prag, Adalbert, nach Preußen zog, um auch dieses wilde Land zu bekehren. Er fand aber unter den Streichen der Barbaren den Märtyrertod. Um dieselbe Zeit drang das Christenthum auch nach Ungarn. Im Jahre 997 ward Stephan von den Ungarn zum Könige erhoben, ein ausgezeichneter Geist, der sich selbst zum Christenthume bekehrte und auch sein Volk allmählich dazu bewog. Seine lange Regierung bis 1038 trug vieles dazu bei. Er hielt die beste Freundschaft mit dem Reiche und heirathete die Gisela, Tochter Heinrichs des Zänkers. So war der Osten Deutschlands durch den Zauber der Religion plötzlich beruhigt. Nur im Norden beharrten die Obotriten und Wilzen noch beim Heidenthume.

Capitel 155.

Otto III, das Wunderkind.

Otto II starb schon 983 in Italien, in Folge seiner Strapazen bei Basantello. Sein dreijähriger Sohn Otto III wurde als sein Nachfolger, unter Vormundschaft der Theuphano und Adelheid, anerkannt. Diese beiden ausländischen Damen brachten ihm frühzeitig eine so gelehrte Erziehung bei, daß man ihn das Wunderkind nannte. Sein Lehrer war der berühmte Gerbert, der größte Denker seiner Zeit.

Zwar strebte Heinrich der Zänker nach der Krone, und bemächtigte sich der Person des jungen Otto, da er aber den Sachsen, von denen seine und des Kaisers Familie stammte, schon entfremdet und bei den Bayern wegen seines grausamen Vaters nicht beliebt war, so zwang ihn die fränkische Partei zur Unterwerfung. An der Spitze dieser Partei stand der weise Erzbischof Willigis von Mainz (Sohn eines Radmachers, daher er ein Rad zum Wappen des Erzbisthums machte, mit den Worten: *Willigis, Willigis, deines Ursprungs nicht vergiß*). Neben diesem geistlichen Haupte des Reiches stand der Franke Conrad, Herzog in Schwaben, endlich Heinrich der Babenberger, Herzog in Bayern und Kärnthen. Der letztere trat Bayern an Heinrich den Zänker ab, dieser mußte sich aber dafür bequemen, Otto III auszuliefern und als Kaiser anzuerkennen. Da Conrad nicht lange darauf starb, folgte ihm in Schwaben sein Neffe Hermann. Die Mark Oesterreich erhielt der Oheim des Kärnthner Heinrich, Leopold I, Enkel des Babenberger Adalbert, den Hatto verrathen. In dieser Mark hatte sich vor ihm der durch das Nibe=

27 *

lungenlied bekannte Rüdiger von Pechlarn als treuer Gränzwächter gegen Ungarn ausgezeichnet.

Da der Kaiser wieder ein Kind war, so trat das alte Streben der Geistlichkeit und der großen Reichsvasallen sogleich wieder hervor. Der junge Otto konnte nicht genug Schenkungsbriefe unterzeichnen, und seine Mutter und Großmutter leiteten seine kleine Hand vorzüglich zu Gunsten der Geistlichen. Es blieb Frieden im Reiche, denn die Herzoge begnügten sich, ihre vom Kaiser nicht angefochtene Gewalt im Innern zu befestigen. Nur an der slavischen Gränze war noch immer Krieg, und auch Otto wurde gelegentlich dorthin geführt, seine ersten Sporen zu verdienen.

Als er herangewachsen war, lenkten die alten Weiber des Hofes seine Blicke nach Italien, von wo die Theuphano wie die Adelheid hergekommen waren und wohin ihr Herz noch immer trachtete. Man sagt, sie hätten dem jungen Otto sogar Verachtung gegen die rohen Deutschen beigebracht. In Italien hatte sich nach Otto's II Tode die italienische Partei sogleich wieder gegen die kaiserliche erhoben. Crescentius herrschte zu Rom abermals unumschränkt, ließ den Papst umbringen und setzte Johann XVI ein. Otto III zog 995 das erstemal nach Rom, stellte die Ruhe her und verzieh dem Crescentius. Der übermüthige Römer aber und sein Papst nöthigten den Kaiser bald durch eine neue Empörung zur zweiten Römerfahrt 998. Otto siegte und ließ den Papst Johann, dessen Charakter und Handlungsweise den heiligen Stuhl arg beschimpft hatte, auf einem Esel durch Rom führen, dann schmählich verstümmeln. Crescentius aber, der sich in die Engelsburg geworfen, ward von dem tapfern Markgrafen Eckhart von Meißen belagert, im Sturm überwunden, gefangen und öffentlich enthauptet. Dann erhob Otto seinen Lehrer Gerbert zum Papste, unter dem Namen Sylvester II. Diesen aber brachten die Italier wegen seiner Kenntnisse, vorzüglich in den Naturwissenschaften, in den Verdacht der Zauberei.

Mittlerweile brach das Jahr 1000 heran, und alten Prophezeyungen zufolge erwartete die ganze Christenheit den Weltuntergang. Aller Zwist ruhte, und man bereitete sich auf den jüngsten Tag und auf den höchsten aller Richter, der da richtet die Lebendigen und die Todten. Als aber die bange Stunde schlug und nicht die mindeste Aenderung in der Natur vorging, da wurden die Gemüther auch wieder auf das Weltliche gerichtet und der alte Streit wieder aufgenommen. Die Zwischenzeit der Ruhe benutzte Otto zu einer frommen Wallfahrt nach Gnesen in Polen, wo er den Gebeinen des heiligen Märtyrers Adalbert eine Kirche weihte und ein Erzbisthum gründete, dem die Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg untergeben wurden. In demselben Jahre öffnete er auch zu Aachen das Grab, in dem Karl der Große noch sitzend auf einem Throne gefunden wurde.

Darauf kehrte Otto nach Rom zurück und beschloß diese Stadt zur Residenz und zum Haupte des ganzen Reichs zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß ihm die Abwendung des jüngsten Tages einen großen Schwung gegeben, den er dem ganzen Reiche mittheilen wollte. Die Bekehrung der Slaven und die Erneuerung Roms sollten dem kommenden Jahrtausend einen heiligen Frieden begründen. Diese Hoffnungen wurden aber bald getäuscht. Indem er ganz sorglos in Rom seinen Planen nachdachte, erregte der allezeit gegen die Deutschen erbitterte Pöbel plötzlich einen Aufstand und belagerte den Kaiser. Dieser, in der Entrüstung seines Gemüthes und begeistert durch seine edlen Vorsätze, hielt aus einem Thurme herab eine feurige Rede an die stürmenden Römer, und sie wurden wirklich so gerührt, daß sie auf der Stelle ihren Sinn änderten und ihre Anführer selbst auslieferten. Leider aber traf schon im folgenden

Jahre 1002 den biedern Otto ein unglücklicher Tod. Crescentius schöne Wittwe war seine Geliebte geworden, glaubte Grund zur Eifersucht zu finden und brachte den Kaiser durch ein Paar vergiftete Handschuhe um.

Capitel 156.

Heinrich II, der Heilige.

Da Otto kinderlos gestorben, so war die Kaiserwahl aufs neue streitig. Drei Männer bewarben sich um die Krone, und bei dieser Trennung der Gesinnung stimmte jede Nation für sich, bevor es zu einem Reichstage kam, da jeder Bewerber vor dem andern sich scheute.

Das nächste Erbrecht behauptete Heinrich von Bayern, der Sohn des Zänkers, und für ihn waren alle Geistlichen, weil er überaus fromm und freigebig gegen die Kirche sich bewies. Das nächste Recht nach ihm sprach Hermann von Schwaben an, dessen fränkisches Geschlecht schon längst mit den Ottonen innig verbunden war. Hermann aber war zugleich der reichste und angesehenste deutsche Herzog und weit mehr beliebt als der Sohn des Zänkers. Der dritte Bewerber war Eckhart von Meißen, der so tapfer in Italien gestritten, und der zum ersten Male die Macht geltend machte, die ihm die unumschränkte Herrschaft in den slavischen Marken bei gänzlicher Verknechtung der Eingebornen verlieh, während die Herzoge in ächtdeutschem Lande in der Ausübung ihrer Macht durch den Freiheitssinn des Volkes immer noch eingeschränkt blieben. Wir werden in der Folge sehen, welchen großen Einfluß dieser Unterschied auf die deutsche Geschichte gehabt hat. Die Herzoge von Sachsen, dann die Markgrafen von Oesterreich und endlich die von Brandenburg und Preußen erlangten ihr großes Uebergewicht nur dadurch, daß sie über ein Volk von blind gehorchenden Leibeigenen herrschten. Eckhart von Meißen aber war der erste, der sich dieses Vortheils bediente.

Heinrich erhielt besonders durch den Einfluß des frommen Erzbischofs Willigis einen bedeutenden Anhang. Eckhart, sein gefährlichster Gegner, kam ums Leben, ehe er seinen Plan ausführen konnte. Er hatte sich zu Werla sehr unanständig gegen die Schwestern Otto's III betragen, indem er sich nach rauher Kriegsart in ihren Eßsaal gedrängt und die Mahlzeit verzehrt hatte. Diese Beleidigung rächten die sächsischen Grafen von Nordheim, indem sie Eckhart umbrachten. Dadurch gelang es Heinrich nach Aachen zu gehen, wo er sich krönen ließ. Hermann gab nun seine Ansprüche auf und unterwarf sich. Er starb bald darauf und hinterließ Schwaben seinem Sohne Hermann, der aber auch nicht lange lebte. Dessen Schwester Gisela, beide von der Gerberga, Tochter Rudolfs III von Burgund, heirathete Ernst, den Sohn Leopolds von Oesterreich, und brachte diesem Schwaben zu. Ernst ward aber auf der Jagd durch einen Schuß getödtet und hinterließ Schwaben seinem Sohne Ernst von derselben Gisela. Diese heirathete sodann den Grafen Conrad, Sohn des Heinrich von Kärnthen. Hierdurch wurde die schwäbisch-fränkische Linie mit der kärnthisch-fränkischen wieder verbunden, und Conrads und Gisela's Geschlecht, das bald für die deutsche Geschichte höchst wichtig wurde, hieß fortan von dem fränkischen Ursprunge das salische, von der schwäbischen Besitzung aber (von dem Stammsitze Waiblingen) das salisch-waiblingische.

Noch ein dritter Zweig dieses altfränkischen Hauses war im Besitze der Markgrafschaft Schweinfurt in Ostfranken. Markgraf Heinrich suchte gleich

nach der Krönung des neuen Königs das ehemalige Herzogthum desselben, Bayern, für sich zu erhalten. Dasselbe trachtete Bruno, des Königs Bruder, des Zänkers zweiter Sohn. Der König aber schlug es beiden ab und gab Bayern seinem Schwager, Heinrich, Graf von Luxemburg. Darüber verbanden sich jene beiden Nebenbuhler und mit ihnen Boleslav II von Böhmen, der die friedlichen Gesinnungen seines Vaters nicht geerbt hatte. Doch siegte der König in einer Hauptschlacht bei Creußen unweit Kulmbach und begnadigte seine Verwandten, 1103.

Capitel 157.

Krieg mit Slaven und Italienern.

Im Osten hatte die Lage der Dinge sich wieder geändert. Boleslav, Miseko's Sohn, ward wieder Heide und vertrieb seine fromme Stiefmutter Dobrowa aus Polen. In Böhmen selbst aber war Boleslav, des bessern Boleslav Sohn, dem Reiche ungetreu geworden. Die Böhmen setzten ihn, seiner Tyrannei wegen, ab; der Pole Boleslav half ihm wieder auf den Thron, ließ ihn aber blenden und nahm Böhmen, Schlesien und Mähren selbst ein. So an Macht höchst furchtbar und in erneuter Wuth des Heidenthums, fiel er über die Lausitz und Meißen her. Der Kaiser stritt abwechselnd in Osten und in Italien, und mußte gegen den gewaltigen Feind die äußerste Austrengung brauchen; doch gelang es ihm, den Polen Böhmen zu entreißen, und den Bruder des geblendeten Boleslav, Othelrich (Ulrich) zum Herzog einzusetzen. Der polnische Boleslav suchte Othelrich auf seine Seite zu ziehen und ließ seinen Sohn Miseko mit ihm unterhandeln. Othelrich lieferte diesen dem Kaiser aus, der ihn großmüthig entließ. Doch dauerte der Krieg noch immer fort, bis es 1018 in Bauzen zu einem Frieden kam und Polen sich unterwarf. Damals geschah es, daß die deutschen Weiber in der Burg Meißen, als sie von den Polen hart bestürmt und in Brand gesteckt wurde, das Feuer durch Meth löschten. Auch gegen die Obotriten und Wilzen ward vom sächsischen Herzoge Bernhard II, Hermann Billungs Enkel, und von dem brandenburgischen Markgrafen Bernhard, Thiederichs Sohn, unablässig und ohne Entscheidung gestritten, da Mistevoi, der Obotritenfürst, den ganzen slavischen Norden beherrschte.

Die Italiener, unermüdlich im Streben nach Unabhängigkeit, hatten nach Otto's Tode abermals einen eigenen König erhoben, Harduin, den Markgrafen von Ivrea. Nur die Bischöfe waren gegen ihn und für Heinrich, aus demselben Grunde wie die deutschen Bischöfe. Heinrich zog 1005 nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia krönen. Diese mächtige Stadt aber, die nebst mehreren andern lombardischen Städten, vorzüglich Mailand, allmählich empor kam und das Beispiel der Römer nachzuahmen trachtete, empörte sich, während der Kaiser in ihrer Mitte war. Die Bürger belagerten den kaiserlichen Palast und Heinrich sah sich gezwungen, aus einem Fenster zu springen. Er that dabei einen Fall, wovon er zeitlebens hinkte. Sein deutsches Heer nahm Rache, doch war ihm Italien verleidet, und der slavische Krieg rief ihn nach Deutschland. Harduin verfehlte nicht, aufs neue sich zum Könige aufzuwerfen. Darum mußte Heinrich 1013 noch einmal nach Italien, und dießmal bezwang er den Empörer ernstlich, ging auch nach Rom und ließ sich und seine fromme Gemahlin Kunigunde vom Papste krönen, und wie Otto I sein kaiser-

liches Recht bei der Papstwahl bestätigen. Damals gab der Papst dem Kaiser das erste Mal den goldenen Reichsapfel, ein Sinnbild der Weltkugel, zu deren Oberherrn der Kaiser berufen sey. Noch einmal kam Heinrich nach Italien 1021, um die Griechen in Unteritalien zu demüthigen, die sich der Herrschaft von Apulien bemeistert hatten. Damals kamen einzelne Flotten der Normannen auf dem Wege nach Constantinopel, wo sie als Wäringer dienten, und als Seeräuber auch nach Sicilien und Unteritalien. Der Kaiser nahm sie das erste Mal in seine Dienste 1022 und sicherte ihnen feste Wohnsitze als Wächter des Reichs gegen die Griechen.

Während der Abwesenheit des Kaisers fielen in Deutschland mancherlei Unordnungen vor. Die Herzoge waren zwar durch ihre Verbindung mit dem kaiserlichen Hause friedlich, aber desto eifriger strebten die minder mächtigen Grafen und Bischöfe nach Vergrößerung. So empörte sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen. Heinrich bezwang sie. Die Liebe, welche der Kaiser zu seiner Gemahlin Kunigunde hegte, bewog die Familie derselben, die gräflich-luxemburgische, obgleich sie schon Kärnthen besaß, zu noch größerer Habsucht, und ein ganz junger Mensch aus diesem Hause, Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier; doch ward er von dem Kaiser abgesetzt.

Da König Rudolf III von Burgund keine männlichen Erben hatte, so machte Heinrich theils das alte Recht Deutschlands an Burgund, theils die Verwandtschaft Rudolfs mit dem fränkischen Geschlechte durch Gisela geltend, und schloß mit dem Könige einen Vertrag, wornach Burgund nach dem Tode desselben zum deutschen Reiche kommen sollte, 1018.

Heinrich war, gleich allen seinen Vorgängern, überaus fromm, und ein Abgott der Geistlichen. Er hielt fünf Concilien in Deutschland, verbesserte und erweiterte die Kirchenzucht, stellte die von den Slaven zerstörten Kirchen wieder her und setzte sich ein prachtvolles Denkmal in der Gründung des Bisthums Bamberg. Er trug für diesen Ort eine besondere Vorliebe, und bereicherte ihn auf jede Weise, selbst auf Kosten der umliegenden Grafen und Bischöfe, worunter besonders der Bischof von Würzburg großen Widerspruch erhob. Der Papst Benedict VIII kam 1020 selbst nach Bamberg, um die neue Stiftung einzusegnen. Ein gleiches Muster der Frömmigkeit war die schöne Kunigunde. Das kaiserliche Paar hatte das Gelübde klösterlicher Entsagung gethan und blieb kinderlos. Als ein frecher Verleumder Kunigundens reine Tugend zu bezweifeln wagte, bestand sie die Feuerprobe und trat unversehrt auf ein glühendes Eisen. Heinrich rieth noch auf dem Todbette den deutschen Fürsten, zu seinem Nachfolger den Grafen Conrad, Gisela's Gemahl, zu wählen, als den Tüchtigsten aus dem mächtigsten Geschlechte, das nach dem Aussterben der sächsischen Ottonen in Deutschland übrig blieb. Darauf starb er und ward zu Bamberg begraben 1024.

Capitel 158.

Schenkungen.

Die alte deutsche Volksfreiheit war durch das Lehenw en untergraben und endlich beinahe ausgerottet worden. Sie gewann aber innerhalb des Lehenwesens, nur unter anderm Namen, wieder neuen Boden durch die Ausnahmsgesetze, Freibriefe, Schenkungen und Privilegien aller Art. In der Verwirrung des Rechts und des Besitzes treten drei Bestrebungen der Zeit deutlich hervor.

Die Geistlichkeit trachtete immer mehr nach weltlichem Besitze, und erhielt denselben durch die Schenkungen der Kaiser, und durch Vergabungen und Vererbungen frommer Laien und alter Sünder, nicht selten auch durch List und Gewalt, da viele Bischöfe und Aebte mit dem Schwerte in der Faust die Abtretung von Gebietstheilen oder Rechten von ihren Nachbarn ertrotzten, wie wir in der Babenbergischen Fehde gesehen haben. Es scheint aber, als ob die Ottonen nicht bloß aus Frömmigkeit die Kirche so sehr bereichert hätten. Ihre Politik war beständig gegen die großen Herzoge gerichtet. Heinrich I schuf deßhalb einen Bürgerstand, und Otto I suchte die Großen des Reichs theils durch Familienbande an sich zu knüpfen, theils durch die Pfalzgrafen in Schranken zu halten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie aus dem nämlichen Grunde so sehr die Geistlichkeit begünstigten. Die Bisthümer waren natürliche Schutzwehren gegen die Herzogthümer und Markgrafschaften; die Bischöfe und Aebte riefen in der Regel den Kaiser zu Hülfe gegen die Räubereien der weltlichen Großen, und dienten dem Kaiser wieder gegen die Empörungen der letztern. Die Päpste waren damals in Italien beschäftigt und unmächtig, ohne des Kaisers Eifersucht zu erregen, die Kirche war ganz ein Mittel in der Hand der Ottonen. Je mehr bewaffnete Vasallen den Bischöfen und Aebten gehorchten, desto mehr wurden den Herzogen und Markgrafen entzogen, je mehr Land unter den Krummstab kam, desto weniger konnten die weltlichen Herren an sich reißen. Daher die großen Schenkungen an die Kirche.

Die weltlichen Herren trachteten nur nach Erblichkeit und Erweiterung der großen Reichslehen. Die Herzoge, Markgrafen und Pfalzgrafen hatten zu viel Gelegenheit, sich durch Eroberung, Heirath, Kauf, List oder Gewalt große Güter zu erwerben, und seitdem sie des Kaisers Verwandte waren, duldete dieser solche Erwerbungen, die dann doch der Familie blieben, wenn auch die Kaiserkrone auf einen andern Stamm überging, die aber zugleich einige Bürgschaft für die Erhaltung der Krone bei der Familie gewährten. War doch die Krone selbst schon erblich geworden. Hier wusch eine Hand die andere. Die Herzoge duldeten die Erblichkeit der Kaiserkrone, und der Kaiser die Erblichkeit der Herzogthümer. Aus dem gleichen Grunde mußten nun aber die Herzoge auch wieder nach unten die Erblichkeit der Grafschaften dulden. Sie erkauften sich die Treue ihrer kleinen Vasallen durch dasselbe Mittel, durch welches sich der Kaiser die ihrige erkauft. Dieses Streben nach Erblichkeit dehnte sich auch auf die untersten Aftervasallen aus, doch war die Erblichkeit der Kleinen noch nicht Regel. Aus dem Wetteifer der emporstrebenden Familien entstand aber mancherlei Verwirrung. Die Gränzen der Aemter und des Güterbesitzes schwankten. Wie die Bischöfe und einige Aebte, so entzogen sich auch mächtige Grafen der herzoglichen Gewalt, und wurden unmittelbare Reichsvasallen. Neben den herzoglichen Familien erhoben sich markgräfliche, pfalzgräfliche, gräfliche, theils durch des Kaisers Gunst, der sich ihrer zur Einschränkung der Herzoge bediente, theils durch

durch Kriegsglück, Heirath und Erbschaft, theils auch durch eigenmächtigen Raub, wovon Dedo ein Beispiel gab. So tauchte ein kleiner Dynast nach dem andern auf, viele verschwanden wieder, viele erhielten sich und breiteten ihre Macht weiter aus. Sie nahmen von den festen Schlössern, die der stolze Adel jetzt auf allen Bergen anlegte, Familiennamen an, davon immer mehr sich in der Geschichte auszeichneten.

Als der letzte Rest der alten Freien, die nicht in die Städte übergegangen waren, erhielten sich einerseits noch kleine Allodialherren, die später unter dem Namen der unmittelbaren Reichsritter mit eigenen Rechten von dem Lehensadel, welcher den Bischöfen und Herzogen diente, unterschieden; und andererseits noch freie Bauerngemeinden, die zwar einen Herzog oder Grafen als Reichsvogt, oder einen Bischof als geistlichen Hirten und Zehentherrn anerkannten, übrigens aber bei ihrer alten Freiheit bleiben wollten. Der übermüthige Adel aber trachtete unablässig, sie zur Hörigkeit zu bringen, und zu dem zu machen, was die Leibeigenen in den slavischen Marken waren. Auch gelang dieß fast überall. Nur in Niedersachsen und der Schweiz hielten die Bauern kräftig zusammen. Der Graf Dietrich von Holland hatte bereits die Westfriesen 922 unter sich gebracht; da er aber auch die freien Ostfriesen sich unterthan und zu Vasallen machen wollte, schirmten sie die alte Freiheit ihrer Gemeinden mit Gewalt der Waffen, schlugen den Grafen in wiederholten Fehden ab, und traten in sieben kleine Republiken, die Seelande genannt, nach altgermanischer Weise zusammen. Am Upstalesbome (Obergerichtsbaume) hielten sie ihre allgemeine Volksversammlung, und regierten sich fortan selbst. Nur den Erzbischof von Bremen erkannten sie dem Namen nach als ihren Schutzherrn, und blieben dadurch im allgemeinen Reichsverbande. Auch im übrigen alten Sachsen erhielt sich noch viel von der alten Freiheit. Die sächsischen Grafen, die noch wie sonst ihr Gaugericht unter freiem Himmel mit den gewählten Schöppen, in Gegenwart und unter Beistimmung aller freien Männer des Gaues hielten, wurden jetzt zum Unterschiede Freigrafen, ihr Gericht Freigericht, die Schöppen Freischöppen, die Gerichtsstätte Freistuhl genannt. In der Schweiz und in Schwaben waren auch noch viele freie Bauern, und unter Otto III entspann sich eine blutige Fehde im Thurgau. Adel und Clerus wollte dort das Landvolk in die Leibeigenschaft zwingen. Das Volk wehrte sich, und 992 kam es bei Dießenhofen zu einer Schlacht, in der die Herren zwar siegten, die aber den Alpenhirten Vorsicht lehrte, und die künftigen großen Freiheitskriege einleitete. Auch Radbot, der Erbauer der Habsburg, impfte seinem Geschlechte die Feindschaft der Freiheit ein, indem er seine Bauern im offenen Kampfe bezwang.

Capitel 159.

Zunahme der Städte.

Während Geistlichkeit und Adel sich in die Herrschaft des Landes theilten, trachteten die in die Städte geflüchteten alten Freien, ihre Freiheit daselbst nicht nur zu schützen, sondern auszudehnen und sich als die dritte Macht im Reiche zu constituiren. Auch hier traten die Kaiser durch zahlreiche Schenkungen hülfreich ins Mittel, da sie in dem Flor der Städte das wirksamste Gegenmittel gegen die Uebermacht der Herzoge erkannten. Es entstanden eine Menge neue Städte, da die auf dem Lande gedrückten Freien sich ganz in die Mauern zurück-

zogen, und die Ottonen ertheilten zahlreiche Freibriefe an diese Städte. Namentlich finden wir, daß sie Ortschaften, die auf dem Gebiete und unter der Herrschaft von geistlichen und weltlichen Herren allmählich zu Städten herangewachsen waren, die Rechte von Reichsstädten, die unmittelbare kaiserliche Gerichtsbarkeit ertheilten, und daß sie den größeren Städten bereits Rechte verliehen, die sonst nur Bischöfen und Herzogen zugestanden hatten, namentlich das Münz- und Zollrecht.

Wie die Ottonen auf diese Weise die äußere Unabhängigkeit der Städte begünstigten, so auch nach innen die Gemeindefreiheit, eigene Verwaltung und Gesetzgebung. Der Reichsvogt behielt außer der Heerführung im Kriege nur dem Namen nach die oberste Leitung, und wohnte auch selten oder nie in den Städten selbst, sondern war ein benachbarter Graf, der sich von den Bürgern beschenken und gut bewirthen und übrigens sie machen ließ. Kam einmal der Kaiser in die Stadt, so wetteiferten die Bürger, ihn zu ehren, und er schenkte ihnen dann allemal neue Freiheiten. So erwuchsen die Städte zu Republiken, die sich selbst und zwar anfangs aristokratisch regierten. Die berittenen Ministerialen, die schon zu Kaiser Heinrichs I Zeiten von den Fußsoldaten unterschieden gewesen waren, zogen sich entweder ganz aus den Städten zurück (wie z. B. aus Ulm), und gingen in den Hofdienst über, oder sie verschmolzen mit den gemeinen Bürgern, da diese letztern durch Reichthum, Erwerbung von Ländereien und Aufnahme adeliger Nachbarn in ihr Bürgerrecht selbst vornehm wurden. Die ursprünglichen Fußsoldaten oder gemeinen Bürger hießen als unmittelbare Reichsdiener die Königsleute. Sie bildeten den Kern der Bürgerschaft. Ursprünglich nur burgenses, bewaffnete Vertheidiger der Burgen, wurden sie bald cives, freie und gleiche Genossen einer Stadtgemeinde, und mächtig durch Zahl, Einheit, Unternehmungsgeist, Kunstfleiß und Schätze. Der von ihnen selbst gewählte Schultheiß, der anfangs nur die niedere Gerichtsbarkeit unter ihnen verwaltet hatte, während dem Reichsvogte der Blutbann wie der Heeresbefehl zustand, verdrängte zuletzt den Reichsvogt, und trat, durch kaiserliche Privilegien dazu berechtigt, ganz an seine Stelle.

Diese alten burgenses oder Königsleute, jetzt cives oder freie Reichsbürger, bei denen alle Macht war, unterschieden sich von den unfreien Bürgern, den ursprünglich Leibeigenen, die als persönliche Diener unter der Clientel einzelner freier Bürgerfamilien, oder als hergelaufenes Volk, unter dem Schutze der gesammten Gemeinde stunden, und die vorzüglich Handwerke trieben, oder den reichen Bürgern als Knechte, Taglöhner, Träger, Matrosen ꝛc. dienten. Es lief ungeheuer viel Volk in die Städte, um der Tyrannei der kleinen Herren auf dem Lande zu entgehen, und so gab es bald wohl zehn- und zwanzigmal mehr unfreie Handwerker als freie Altbürger. Die letztern, im Alleinbesitze der Rechte und Reichthümer, nahmen daher den erstern gegenüber den ganzen adeligen Stolz ihrer freien Geburt an, vermieden jede Vermischung mit denselben, nannten sich vorzugsweise die Geschlechter (d. h. die von vornehmem Geschlechte), traten in eine enge aristokratische Verbündniß durch Wechselheirathen und gemeinschaftliche Handelsunternehmungen zusammen, und behielten sich auch allein das Recht öffentlicher Versammlungen, die sogenannte Richerzeche (Zeche der Reichen oder der Reichsbürger?) vor, indem sie den Handwerkern aufs strengste jede gesellige Vereinigung verboten. Als aber die Handwerker an Zahl immer mehr zunahmen, und in städtischen Fehden durch Waffenthaten sich hervorthaten, errangen auch sie sich allmählich Rechte. Sie theilten sich in Zünfte, und die Versammlung der Zunftmeister, unter dem

Vorsitze des aus ihrer Mitte gewählten Bürgermeisters, drohte schon von ferne den Geschlechtern und ihrem Schultheiß mit bürgerlichen Kämpfen, die nachher wirklich zum Ausbruche kamen.

Die Altbürger oder Geschlechter constituirten sich, bevor sie unter den Schultheißen die Stadtgewalt völlig an sich rissen, zuerst als Kaufmannsgilde, mit besonderer Gerichtsbarkeit (unter Heinrich II). Daher blieb das Stadtregiment auch später noch ein kaufmännisches, und die bürgerliche und Handelspolitik sind selten zu unterscheiden. Auch Kaiser und Fürsten schienen oft nur um der Handelsvortheile wegen die bürgerliche Freiheit nebenbei begünstigt zu haben. Der Handel kam wirklich schnell in Flor. Von Köln weiß man, daß es im eilften Jahrhunderte mehr als fünfhundert Kaufleute in seinen Mauern zählte. Hamburg, Köln, Schleswig, Bremen hatten Stapelrecht. Ihre und der Friesen Schiffe durchfuhren den ganzen Norden, sobald die Seeräubereien der Normänner, nach ihrer Bekehrung zum Christenthume, etwas nachließen. Friesische Schiffe kamen bis nach Grönland. Die Städte handelten nach allen nordischen Reichen, vorzüglich nach England. Auch sorgten die Kaiser, besonders seit der griechischen Heirath, vom Süden her einen Handelsweg nach Deutschland zu eröffnen. Otto III gab 996 den Juden, Lombarden und Franzosen das Recht, mit ihren Waaren Deutschland zu durchreisen. Dabei zeichneten sich besonders die Krämer von Cahors in Guyenne aus, die Caorsini, oder auch verstümmelt die Kauderwälschen genannt, welcher Name noch jetzt nicht erloschen ist.

Gleichzeitig mit den Deutschen erhoben sich die italienischen Städte über die Gewalt ihrer Fürsten und Bischöfe, und auch sie wurden vorzüglich durch den Handel begünstigt. Damals gerieth der Handel der Griechen und der Slaven in Verfall. Das griechische Reich versank immer mehr in sich selbst durch innere Verderbniß, und ward von außen durch die Araber hart gedrängt. Die Slaven waren gleichfalls durch Ungarn und Araber von der Verbindung mit dem Süden abgeschnitten und ihre schönsten Handelsstädte von den Deutschen seit geraumer Zeit zerstört. So kam der südliche Handel an die Italiener, und vorzüglich an Venedig, dessen glückliche Lage dazu berechtigte. Diese Stadt, einst von armen Menschen, die vor dem furchtbaren Attila geflohen, in den Sümpfen am Meere gegründet, erhob damals zuerst ihr stolzes Haupt, um eine Zeit lang mit ihren Flotten das ganze Mittelmeer zu beherrschen.

Capitel 160.

Schlechter Zustand der Wissenschaften.

Das Zeitalter der Ottonen war reich an innern Entwickelungen des deutschen Lebens, aber beinahe ganz ohne Gelehrsamkeit. In keinem Zeitalter herrschte so viel wissenschaftliche Leerheit und Finsterniß. Die Schule des Alcuin und Rhabanus Maurus war ausgestorben, die von Italien und Griechenland herbeigezogene Bildung hatte noch nicht Wurzel gefaßt. Die hohe Geistlichkeit bestand durchaus aus Brüdern und Vettern der herrschenden Familien, so daß es das höchste Aufsehen und Mißfallen erregte, als Willigis, ein Mann von dunkler Geburt, Erzbischof von Mainz wurde. Diese Bischöfe waren nur auf große Erwerbungen bedacht, und liebten Krieg und Jagd mehr als die Studien. Die damals schwachen Päpste zügelten sie nicht, und die Kaiser begünstigten sie.

Das Volk war noch roher als die Geistlichen, und wurde besonders durch die Habgier des Adels und durch das Beispiel der slavischen Eroberung verwildert. Bei gänzlicher Vernachlässigung der Geistesbildung behauptete nur das Gemüth seine Rechte, und wie jener blutige Gero sein Schwert niederlegte und Mönch wurde, so thaten es ihm viele rauhe Seelen jener Zeit nach, und je wilder die Mord- und Raublust auf der einen Seite, desto tiefer und inniger die Reue, die Sehnsucht nach Einsamkeit und die stille Gottesminne auf der andern. Das Bedürfniß, sich vor Gott durch Kirchenmittel zu reinigen, und die krasse Unwissenheit der Zeit arbeiteten dem Aberglauben in die Hände. In diesem finstern Jahrhunderte wurde die Lehre vom Fegfeuer und die Ohrenbeichte allgemein. So wenig die Päpste thaten, das Bedürfniß der Barbaren that desto mehr für die Kirche. Indeß ist nicht zu läugnen, daß erst wieder ein großer Schwung in die Päpste kommen mußte, um die Kirche von innen neu zu beleben, und von Seite der Religion aus auch wieder Kunst und Wissenschaft in Flor zu bringen. Die Rohheit und geistige Oede unter den Ottonen hängt so gewiß mit der Erbärmlichkeit oder doch Unmacht der damaligen Päpste zusammen, als das plötzliche Aufbrechen aller geistigen Blüthen im zwölften Jahrhunderte eine Folge der großen Bewegung war, die ein thatkräftiger Papst im zehnten Jahrhunderte in die faul gewordene Kirche brachte.

Der berühmte Garbert (Papst Sylvester II) konnte der italienischen Händel wegen, und weil er überhaupt nur ein Gelehrter, aber kein Staatsmann war, wenig Einfluß auf seine Zeit üben; eben so wenig die Griechin Theuphano, obgleich in einigen Klosterschulen die Alten studirt wurden, und damals vielleicht schon manches Manuscript aus dem Süden nach Deutschland kam. So fand die Nonne Roswitha zu Gandersheim († 980) eine Handschrift des alten römischen Komödienschreibers Terenz, und die gute Nonne, die nie etwas von Komödien gewußt hatte, ergötzte sich daran so sehr, daß sie dieselben in zierlichem Latein nachahmte. Sie schrieb auch einige religiöse Gedichte und ein Loblied auf die Ottonen. Der Niederländer Rather, zuletzt Bischof von Verona, zeichnete sich durch einige Schriften gegen die Unwissenheit, Rohheit Lasterhaftigkeit der damaligen Mönche und durch die Verfolgungen aus, die er deßhalb leiden mußte. Außerdem hatte das zehnte Jahrhundert nur drei große Chronisten. Luitprand, Bischof von Cremona († 946), war bei der Gesandtschaft Otto's I in Constantinopel, und beschrieb die Schicksale derselben und das griechische Hofleben, außerdem eine Chronik und ein Leben der Päpste. Wittekind von Corvey († 973) schrieb eine höchst schätzbare und dem Geschichtsforscher unentbehrliche Geschichte der Sachsen. Ditmar, Bischof von Merseburg, ein Sprößling des salischen Geschlechts († 1015), beschrieb in einer trefflichen Chronik die Geschichte der sächsischen Kaiser mit vorzüglicher Rücksicht auf die Slaven, unter denen er lebte.

Mehr als die Wissenschaft schien die Kunst zu gewinnen durch die Verbindung der Ottonen mit Italien und Griechenland. Sie bauten eine Menge neuer und prächtiger Kirchen, noch im byzantinischen Geschmacke nach dem Muster der Sophienkirche in der griechischen Kaiserstadt; sie gaben aber eben dadurch der städtischen Steinmetzenzunft einen Aufschwung, so daß dieselbe in den nächsten Jahrhunderten eine eigene deutsche (die gothische) Baukunst erschuf. Den Uebergang bildet der berühmte Straßburger Münster, zu dem der erste Grund schon 1015 durch den Bischof Werner gelegt, der aber in der Folge nach erweiterten Planen ausgebaut wurde. Werners Bruder war Graf Radbot, der Habsburg an der Aar baute.

Die Malerei scheint nicht ganz vernachlässigt gewesen zu seyn, wiewohl sich von den Bildern jener Zeit nichts erhalten hat. Luitprand berichtet, Heinrich I habe seinen Sieg bei Merseburg von kundigen Meistern so getreu abschildern lassen, daß man bei dem Anblicke dieser Bilder geglaubt habe, in der lebendigen Mitte der Schlacht zu stehen.

Mit vorzüglichem Eifer ward die Musik ausgebildet, Notker und mehrere Geistliche schrieben über diese Kunst. Das Meiste scheint damals noch für Schnitzwerk, Täfelei, Guß- und Schmiedewerk gethan worden zu seyn. Die Kirchen und Burgen waren damit reich ausgestattet. In goldenen und silbernen Gefäßen herrschte überaus viel Pracht und Geschmack. Thore, Säulen, Altäre, wurden mit schön getriebener Arbeit in den edelsten Metallen ausgeziert. Die Glocken kamen überall in Gebrauch. Auch soll man die Kunst verstanden haben, schöne Bildsäulen von Gyps zu formen und im Feuer zu härten.

In der Tracht geschah manche Aenderung und Abweichung von der alten Einfachheit. Ditmar von Merseburg beschwert sich schon über die neue Ueppigkeit, besonders der Frauenzimmertracht, über die Modesucht, welche die griechische Prinzessin mitgebracht.

Zehntes Buch.
Die fränkisch-salischen Kaiser.

Capitel 161.

Die Wahl Conrads II.

Als Heinrich II, der letzte der Ottonen, gestorben war, versammelten sich alle Stämme des großen Reiches zu einer allgemeinen Volksversammlung. Aus allen Enden strömten sie herbei und lagerten in unabsehbaren Heeresmassen auf dem großen Blachfeld zwischen Worms und Mainz auf beiden Seiten des Rheins. Alle Herzoge waren in Person erschienen und unter ihrem Banner die Markgrafen, Grafen und Herren und ein unzählbares Gefolge von Vasallen. In gleicher Weise waren die sämmtlichen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte des Reichs mit ihren stolzen Gefolgen herbeigekommen, und das weite Gefilde faßte kaum die Zahl der edlen deutschen Männer, die ihren König sich wählen wollten. Auf dem rechten Ufer des Rheines lagerten die Sachsen unter ihrem Herzoge Bernhard, die Schwaben unter dem Herzoge Ernst, die Bayern unter dem Herzoge Heinrich, die Kärnthner unter dem Herzoge Adalbert, die Böhmen unter dem Herzoge Othelrich. Auf dem linken Ufer lagerten die Franken unter Herzog Conrad, die Oberlothringer unter Herzog Friedrich, die Niederlothringer unter Herzog Gottfried (Gozilo).

Heinrich II hatte den ostfränkischen Grafen Conrad, Gemahl der Gisela, zu seinem Nachfolger empfohlen. Die Tugenden und die Geburt dieses Mannes empfahlen ihn noch mehr. Das salische Geschlecht war nach dem Hintritte der Ottonen in Deutschland das mächtigste. Ein gleiches Recht aber verdiente Conrad, der Herzog der Rheinfranken. Beide Conrade waren die Söhne zweier Brüder, der Söhne Conrads, des Eidams Otto's I. Beide waren tapfer und weise, der Krone würdig, aber der Ostfranke nur Graf, der Westfranke Herzog, dieser aber wieder jünger und jener älter. Beide wußten, daß einen von ihnen die Wahl treffen würde. Darum ging der Graf zum Herzog und machte freundlich mit ihm aus, daß jeder dem andern, der da gewählt werden würde, zuerst huldigen und in Treue dienen wolle, damit dem Reiche aus ihrem Zwiespalte kein Nachtheil erwachse. Als darauf der Erzbischof Aribo von Mainz die Wahlversammlung eröffnete, rief er zuerst den Namen Conrads des ältern aus. Alle Bischöfe stimmten ihm nach. Dann erhob sich unter den weltlichen Fürsten zuerst Herzog Conrad der jüngere und gab auch seine Stimme dem Grafen. Alle Fürsten traten freudig bei. Da setzte der neue König seinen treuen Vetter sich zur Seite und ward unter dem Jauchzen der Menge zum Könige ausgerufen. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof von Köln waren mit der Wahl unzufrieden und stahlen sich aus dem fröhlichen Kreise. Das bemerkte Herzog Conrad, eilte ihnen nach, und führte sie bald freundlich an der Hand zurück, denn sie vermochten den Bitten eines Mannes nicht zu widerstehen, der so eben so große Redlichkeit und Aufopferung für des Reiches Wohl bewiesen. Der Erfolg dieser Wahl entsprach aber der Erwartung vollkommen, denn Conrad

der Salier ward einer der tüchtigsten Kaiser des deutschen Reiches. Solches geschah 1024.

Capitel 162.

Conrads erste Romfahrt.

Die erste Sorge des neuen Königs war, durch sein ganzes Reich zu reisen, den Fehdegeist zu stillen und die Gemüther in Liebe an sich zu fesseln. Von dieser Pflicht rief ihn aber bald die burgundische Erbangelegenheit ab. König Rudolf weigerte sich, das Wort, das er dem Ottonen Heinrich gegeben, dem Salier Conrad zu erfüllen. Diesem mußte daran gelegen seyn, das abgefallene Burgund dem alten Reiche wieder zu verbinden, da es sonst an Frankreich gefallen wäre, und es gelang ihm, den alten Rudolf zur Erneuerung des Vertrags zu bewegen. Die weise Gisela, Conrads Weib und Rudolfs Enkeltochter, war die Vermittlerin.

Darauf begab sich Conrad auf die Römerfahrt. Nach Heinrichs II Tode waren die Italiener entschlossen, das Erbrecht des deutschen Kaisers auf Italien als erloschen zu betrachten, und den Sohn des Königs von Frankreich zu ihrem Könige zu wählen, um dadurch eine mächtige Schutzwehr gegen Deutschland zu gewinnen. Um diese Verbindung im Keime zu ersticken, zog Conrad 1026 über die Alpen, wo ihn Erzbischof Heribert von Mailand mit dem kleinen kaiserlichen Anhange erwartete. Als er aber tiefer in die Lombardei hinabkam, leistete ihm die Stadt Pavia mannhaften Widerstand, ein ganzes Jahr lang. Unverrichteter Sache zog der Kaiser 1027 nach Ravenna, wo die Bürgerschaft sich gegen ihn empörte. Da indeß die Franzosen still saßen, konnten die Italiener allein nicht viel ausrichten und ließen den Kaiser nach Rom ziehen, wo er sich nebst seiner Gemahlin Gisela feierlich krönen ließ und großen Hof hielt. Zu diesem Feste fanden zwei fremde Könige sich ein, Rudolf von Burgund und Kanut der Große, der gewaltige Held des Nordens, der ganz Skandinavien und England unter seinem Scepter vereinigt. Auch dieser kam, die Herrlichkeit des deutschen Kaisers zu sehen und sich zum Beispiele zu nehmen. Der Normann hatte seine Tochter Kunihild mit nach dem schönen Italien gebracht und vermählte sie mit Heinrich, Conrads Sohn. Dafür trat ihm Conrad die Mark Schleswig ab, deren Behauptung nur gegen das nordische Heidenthum wichtig gewesen war, und der Eyderfluß ward wieder, wie zu Karls des Großen Zeit, des Reiches Gränze.

Von Mailand that Conrad einen Zug nach Unteritalien, stellte auch dort die Ruhe wieder her und erweiterte den Normännern ihr neues Lehengebiet als Hüter der Mark gegen die Griechen. Dann aber rief ihn eine traurige Begebenheit über die Alpen zurück.

Capitel 163.

Die Welfen.

In Schwaben hatte sich Tumult erhoben. Herzog Ernst war als älterer Sohn der Gisela aus erster Ehe zum Erbe von Burgund näher berechtigt, als Conrad, sein späterer Stiefvater. Die Erblichkeit behauptete bereits ein so großes Uebergewicht, daß Ernst die Ansprüche derselben durchaus geltend machen wollte, wiewohl Rudolf sein Burgund nicht der salischen Familie, sondern dem Kaiser und Reiche vermacht hatte. Mit dem unzufriedenen Ernst verbanden sich aber zwei mächtige altschwäbische Grafen, Rudolf Welf, in einem alten Geschlechtshasse gegen die salischen Waiblinger, und Werner von Kyburg, Ernsts treuester Freund.

Da hier die große Bedeutung des Welfischen Geschlechtes anhebt, so werfen wir einen Blick auf die Sagen seines Ursprungs. Schon unter Karl dem Großen erscheint ein Warin, Graf von Altorf. Dessen Sohn und Nachfolger Isenbrand, heißt es, sah einst ein altes Weib, die drei Kinder zugleich geboren, hielt dieß für unnatürlich und schalt das Weib eine Ehebrecherin. Da bat diese in gerechtem Zorne den Himmel, daß des Grafen Gemahlin Irmentraut so viel Kinder als Monate im Jahre auf Einmal zur Welt bringen möchte. Der Wunsch des Weibes ward erfüllt, und Irmentraut gebar zwölf Knaben. Aber sie fürchtete den strengen Sinn des Gemahls und befahl einer Dienerin, eilf von den Knaben ins Wasser zu werfen. Unterwegs stieß diese Magd auf den Grafen, der sie fragte, was sie im Korbe trage. „Welfen" (d. h. junge Hunde), erwiederte das erschrockene Mädchen. Isenbrand nahm aber das Tuch vom Korbe, und da er sah, daß alle Kinder so frisch und stark waren, hielt er sie für seine eigenen, ließ sie leben und heimlich erziehen, und führte sie, als sie ausgewachsen waren, der Mutter wieder zu. Seitdem erhielt dieß Geschlecht den Namen der Welfen.

Unter den zwölfen ward Welf I Isenbrands Nachfolger. Dessen Tochter Jutta oder Judith heirathete Kaiser Ludwig der Fromme. Ihr Bruder Eticho ward Welfs Nachfolger. Dessen Sohn Heinrich ward von Jutta ermahnt, in des Kaisers Lehendienst zu treten; Eticho widerrieth es dringend und beschwor ihn, sein altes Allod zu behaupten. Doch ließ Heinrich endlich sich verleiten, vom Kaiser so viel Lehengebiet zu heischen, als er mit einem goldenen Wagen um die Mittagszeit, wenn Ludwig schlief, würde umfahren können. Er hatte von Ort zu Ort starke Rosse aufgestellt, mit denen er wechselte, und so gewann er ein großes Gebiet. Der alte Eticho aber floh, als er vernahm, sein Sohn habe die uralte Freiheit gegen den Vasallendienst vertauscht, in die Wildnisse von Tyrol und ward ein Einsiedler. Heinrichs Sohn war Rudolf, Rudolfs Sohn Welf II, derselbe, der mit Herzog Ernst sich verbündet.

Capitel 164.

Herzog Ernst von Schwaben.

Während Conrad noch in Italien war, fielen sein Stiefsohn, Welf und Werner über die Anhänger und Güter des salischen Hauses her, und sengten und brennten ungehindert. Da kam Conrad eilig zurück und hielt zu Ulm großen Reichstag, die Gemüther zu versöhnen, die Friedensstörer zu strafen. Herzog Ernst erschien wohlbewaffnet an der Spitze der Schwaben und trotzte dem

Kaiser. Die fromme Gisela suchte vergeblich zum Frieden zu reden. Wie es aber zur Entscheidung kam, hatte sich Ernst an den Schwaben verrechnet. Dieser biedere Stamm, im Dienste des Kaisers, im Gehorsam des Reiches getreuer als jeder andere, verließ die Partei seiner empörten Häupter und erklärte seinem Herzoge offen und redlich, der Schwur, den je die Männer von Schwaben ihrem Herzoge geleistet, entbinde sie mit nichten von dem Schwure, den sie dem Kaiser und dem Reiche geschworen; wenn aber der Herzog mit dem Reiche in Fehde lebe, so sey die Pflicht, die sie an dieses binde, stärker als die Pflicht gegen jenen. So ward Ernst zu Ulm verlassen, entwaffnet, gefangen und auf der Feste Giebichenstein in Sachsen als Reichsverräther aufbewahrt. Welf ward des Landes verwiesen, Werner von Kyburg aber behauptete seine Burg mit großem Heldenmuthe viele Monate gegen des Kaisers Heer und entfloh glücklich, als er sich nicht länger halten konnte, 1027.

Nach drei Jahren, 1030, ließ Conrad seinen Stiefsohn frei und führte ihn in die Arme seiner edlen Mutter Gisela zurück. Dieses treffliche Weib war ein Muster deutscher Frauen. Sie vergaß weder die Pflicht, die sie dem Kaiser schuldig, noch die Liebe zu ihren ältern Kindern, und in allen Leiden, welche der Zwiespalt der Familie über sie brachte, zeigte sie bei der sanftesten Liebe für alle einen festen Muth und durchdringenden Verstand, der dem Kaiser und Reiche schon in mehreren Angelegenheiten sehr heilsam gewesen. Conrad versprach, ihrem Sohne das Herzogthum Schwaben zurückzugeben, wenn er ihm den geheimen Aufenthalt Werners verrathen wolle. Ernst aber rief in edlem Unwillen aus: wie sollte ich den verrathen, der mir einzig treu geblieben? und blieb standhaft bei seinem Worte. Da sprachen alle Fürsten über Ernst, als den Genossen des Reichsverräthers Werner, des Reiches Acht und Bann aus, und er ward ins Elend hinausgestoßen.

Ernst floh in die Arme seines Werner und führte seitdem ein Räuberleben im Schwarzwalde, um nur das tägliche Brod zu gewinnen. Mit ihnen verband sich Adalbert von Falkenstein und gab ihnen seine Burg zum Zufluchtsorte. Von hier aus streiften sie durch das Land, und raubten, was sie bedurften. Die Schwaben brachten ein Heer unter Graf Mangold von Veringen auf, sie zu fangen, und bei einem Ausfalle wurden sie umringt und nach langem löwenmüthigem Widerstande, aber auch Mangold selbst, niedergehauen, 1037. Doch erhielt Ernsts jüngerer Bruder Hermann das Herzogthum von Schwaben wieder.

Auf das Volk machte das Unglück und der Heldenmuth des Herzog Ernsts einen tiefen Eindruck. Er ward in zahlreichen Liedern besungen, davon noch einige erhalten sind. Die Sagen von ihm wurden weiter ausgebildet. Je mehr er ein Held der Dichtkunst wurde, erhielten alle Begebenheiten seines Lebens eine sinnvolle Deutung und wurden mit allem Schmucke der in der nächstfolgenden Zeit durch die Kreuzzüge vorzüglich auf das Morgenland gerichteten Einbildungskraft bereichert. Daraus entstand eine sehr ausführliche Sage, die noch jetzt in dem bekannten Volksbuche von Herzog Ernst unter dem Landvolke fortlebt. Diese Sage führt den Helden ins Morgenland und läßt ihn furchtbare Abenteuer mit allen Schrecken der Natur und scheußlich verzerrten Thieren und Menschen bestehen, worin überall das Unglück, das er wirklich erlebte, anschaulich gemacht wird. Jene Ungeheuer sind seine Feinde und Verräther. Er kommt in einen finstern Berg, das ist sein Gefängniß. Ein Greif entführt ihn durch die Wolken; das ist sein Ehrgeiz. Sein Schiff strandet an dem Magnetberge; das ist der gewaltige Kaiser. Die Nägel fahren aus seinem Schiffe, und es geht in Trümmer; das sind seine Vasallen. Wer den Antheil

des Volkes am Schicksale seiner Häupter, wer den von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden poetischen Geist des Volkes und den Einfluß desselben auf das stille häusliche Leben begreifen will, darf solche Sagen nicht unbeachtet lassen. Bedeutsam ist, daß immer die unglücklichen Helden und Empörer mehr vom niedern Volke und in deutscher Sprache, die sieghaften Kaiser aber mehr von Geistlichen und Höflingen in lateinischen Versen besungen wurden.

Capitel 165.

Wiedererwerbung von Burgund.

Während dieser Zeit ward der kraftvolle Kaiser Conrad vielfältig von andern Sorgen für das Reich bedrängt. In Polen war auf Boleslav sein Sohn Misеko gefolgt, der dem Reiche den Lehenseid wieder verweigerte und sich zum Könige erhob. Conrad zog 1029 gegen ihn aus, ward aber durch die undurchdringlichen polnischen Wälder aufgehalten. Auch Othelrich von Böhmen und selbst Stephan von Ungarn fielen wegen Gränzstreitigkeiten in das Reich. Conrad bezwang sie alle mit erneuter Kraft 1031. Bald darauf ward der wilde Miseko von den Polen selbst entsetzt und floh zu Othelrich. Dieser nahm ihn mit einer bei den Slaven nicht ungewöhnlichen Treulosigkeit gefangen und sandte ihn dem Kaiser. Conrad aber ließ ihn edelmüthig frei, und die Polen nahmen ihn wieder zum König. Dadurch ward Miseko beschämt und schloß einen dauerhaften Frieden. Othelrich empörte sich nochmals 1034, und wurde wieder bezwungen. Um diese Zeit ward Udo, Mistevoi's Sohn, Fürst der Obotriten, von den Sachsen meuchlings umgebracht. Sein Sohn Gottschalk, der in einem deutschen Kloster erzogen ward, entfloh und nahm blutige Rache. Conrad nahm ihn 1036 gefangen, entließ ihn aber nach Dänemark. Gottschalk that in des großen Kanuts Diensten rühmliche Thaten und ward sein Eidam, kehrte zu den Obotriten zurück und suchte sie zu dem Christenthume zu bekehren. Sie aber und die Liutizer, das Hauptvolk der Wilzen, bildeten eine entschiedene heidnische Partei gegen ihn. Die Liutizer in Pommern hatten mit großer Tapferkeit bisher wider die Sachsen gestritten. Bei ihnen herrschte Bildung in blühenden Handelsstädten, und sie waren an Geist und Sitten den rohen Sachsen überlegen. Beide Theile kamen überein, ihren Streit und den Vorzug ihrer Religionen durch einen feierlichen Zweikampf entscheiden zu lassen. In diesem Kampfe aber siegte der heidnische Liutizer über den christlichen Sachsen. Als nun die Sachsen gleichwohl den Unterdrückungskampf fortsetzten, höhnten die Liutizer den Christengott und besudelten ein Crucifix, worauf Kaiser Conrad in höchster Entrüstung mit Feuer und Schwert unter ihnen wüthete, doch ihre Wälder und Moräste nicht bis zur Küste durchdringen konnte.

Auch um Burgund erhob sich Fehde. Rudolf starb 1032. Da machte Odo, der französische Graf von Champagne, Sohn einer ältern Tochter Rudolfs als die, welche Gisela's Mutter gewesen, sein Erbrecht geltend. Conrad war allerdings in entfernterm Grade mit Rudolf verwandt, hielt aber Burgund nicht für ein Erbe seines Geschlechts, sondern des Reiches und setzte sich mit Gewalt 1033 zu Genf die Krone von Burgund aufs Haupt.

Odo's Empörung benutzten die Italiener, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Das strenge Walten Kaiser Conrads mißfiel allen, und selbst Erzbischof Heribert von Mailand erhob sich gegen ihn und trug Odo die lombardische Krone an. Conrad zog deßhalb zum zweiten Male nach Italien 1036. Odo aber fiel indeß

mit neuem Muthe in Lothringen ein. Dieses Herzogthum war nach Friedrichs Tode wieder unter einem Haupte, dem Gottfried oder Gozilo, vereinigt, und dieser tapfere Mann bezwang und tödtete Odo in der Schlacht. In Italien stellte Conrad die Ordnung her, doch kamen Krankheiten über sein Heer, und mit vielen deutschen Edlen starb auch Hermann von Schwaben und Kunihild, die nordische Gemahlin des jungen Heinrich. Conrad selbst kehrte krank über die Alpen zurück und starb im folgenden Jahre 1039. Er ward zu Speyer begraben, zu dessen prachtvollem Dome er 1030 den Grund hatte legen lassen.

Capitel 166.

Treuga dei und Lehengesetze.

Mehr noch als Deutschland war Frankreich und Burgund vom Fehdegeiste und Faustrechte beherrscht. Waffengewalt konnte diesem Unwesen kein dauerndes Ziel setzen, auf keinen Fall die Gemüther befriedigen. Aber nicht umsonst war die Gewalt der Geistlichen so hoch gestiegen. Sie allein konnten gerade jetzt entscheidend ins Mittel treten. Ein Abt von Clugny behauptete, es sey ihm der Befehl vom Himmel gekommen, einen allgemeinen Gottesfrieden zu verkünden, durch den die Fehden gestillt werden sollten. Von Mittwoch Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Montag, in jeder Woche, dann wieder vom Advent bis zum achten Tage nach Epiphania und von Septuagesima bis zum achten Tage nach Ostern solle bei Strafe der Excommunication jede Fehde stille stehen. Diese Verheißung ward von den Fürsten und Geistlichen mit Freuden anerkannt, zuerst in Frankreich 1027, dann in Burgund 1032 und unter heftigem Widerspruche des kriegerischen Adels nochmals 1038 und 1041 erfüllt, und der Gottesfrieden oder die Gottestreue (treuga dei) zum Gesetz erhoben. Bald nahm ganz Deutschland daran Antheil, und sein Einfluß ward von großer Wichtigkeit. Unzählige Fehden wurden dadurch weniger unterbrochen, als völlig beigelegt, weil die Gemüther Zeit zur Versöhnung fanden und überhaupt die Fehden als etwas Gott Ungefälliges verschmähen lernten. Der religiöse Sinn fand aber in der Beachtung dieses Gottesfriedens eine neue Beurkundung, und die Macht der Geistlichkeit gewann dadurch ausnehmend. Waren übrigens die günstigen Folgen nicht von Dauer und kamen bald wieder alle Fehden auf, so lag das an dem spätern großen Kampfe zwischen Papst und Kaiser, da, während die Häupter sich schlugen, das niedere Volk ein Gleiches that.

Wie mit der burgundischen Erwerbung der Gottesfrieden, so kamen mit dem letzten Römerzuge Conrads neue höchst wichtige Lehengesetze nach Deutschland. In Italien hatte die Zucht und Gunst der Kaiser weniger vorwalten können, als in Deutschland. Die Vasallen, sich selbst überlassen, strebten jeder regellos nach Privatvortheil. Die Erblichkeit war größtentheils factisch eingetreten und beruhte so sehr auf dem Bedürfnisse der Zeit, daß eine gesetzliche Bestätigung derselben höchst ersprießlich war. Auch die kleinen Aftervasallen suchten ihr Lehen sich und den Ihrigen erblich zu sichern, und, um dieß zu können, eine Beschränkung ihres Lehensherrn. Allen diesen Bedürfnissen, die sich größtentheils schon selbst auf unrechtmäßigem Wege befriedigt hatten, entsprach der weise Kaiser Conrad durch ein neues Lehengesetz, das er zuerst in Italien 1037 verordnete, das aber bald auch ganz Deutschland genoß. Die wichtigsten Punkte desselben waren:

Jeder Vasall, ohne Unterschied, solle sein Lehen auf seinen Sohn forterben lassen.

Kein Lehensherr solle ein Lehen veräußern, ohne die Zustimmung aller seiner Aftervasallen.

Kein Lehensherr solle fürderhin seine Aftervasallen richten, sondern ein Gericht von Gleichen, je nach dem Range des Angeklagten.

Jeder Aftervasall solle das Recht haben, an den Kaiser zu appelliren, wenn ihm von seinem Lehensherrn Unrecht geschehen.

Die drei letztern Gesetze sind vorzüglich wichtig. Sie sicherten das Wohl und die Ehre der niedern Vasallen, aus denen noch der größte Theil der Nation bestand. Sie knüpften wieder ein Band zwischen diesen und dem Kaiser, das bisher, da noch jeder Aftervasall nur mit seinem Lehensherrn und gar nicht mit dem Kaiser zusammenhing, ganz abgerissen war. Der Kaiser selbst also gewann dadurch an Macht und an Vertrauen. Wie sehr diese Gesetze auf den Sinn des Volkes berechnet waren, beweis't das Betragen der schwäbischen Vasallen gegen Herzog Ernst.

Capitel 167.

Heinrich III.

Von einem eben so weisen als kriegerischen und überall streng durchgreifenden Vater und von einer höchst edlen und in Leiden erstarkten Mutter erzogen, entwickelte Heinrich frühe die Gaben des gewaltigen Herrschers. Kein Kaiser vorher herrschte mit solcher Willkür und eiserner Strenge, keiner aber hatte diesen gebieterischen Geist wie Heinrich, und keinem hatten seine Vorgänger den Weg so gelichtet und gereinigt. Heinrich vermochte ganz selbstständig zu herrschen, und er that es. Wie Karl der Große hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in einer starken Hand. Die Päpste selbst vergingen vor seinem Arme und die Herzoge wurden so unmächtig, daß sie gar nicht mehr vorhanden zu seyn schienen. Zu ihrer gänzlichen Abschaffung war nur noch ein Schritt, den Heinrich vielleicht gethan hätte, wenn er länger am Leben geblieben. Das Bedürfniß nach Herzogen ward immer schwach, wenn ein riesenhafter Kaiser das große Reich allein zu bewältigen verstand, aber höchst dringend, wenn ein schwacher Kaiser die Zügel sinken ließ. Zufällig starben unter Heinrich mehrere Herzoge aus, und da dieselben nicht in dem Stamme, den sie beherrschten, eingeboren waren, so lag diesem wenig an der Wiederbesetzung. Das neue Lehengesetz selbst richtete die Blicke des Volkes vom Herzoge auf den Kaiser. So konnte Heinrich ungehindert die verfallenen Herzogthümer Schwaben, Bayern, Kärnthen, wie das Königthum Burgund für sich allein, ohne die Vermittlung eines Herzogs regieren, mit den wenigen übrigen Herzogen aber desto strenger und willkürlicher verfahren.

Schwaben ließ Heinrich eine lange Zeit unbesetzt, dann gab er es einem unmächtigen Manne, Otto, dem ostfränkischen Markgrafen von Schweinfurt.

Kärnthen, dessen Herzog ebenfalls ohne Erben gestorben, gab er nach einigem Besinnen an Welf, den Sohn des ältern Welf, und sühnte damit den alten Haß dieses Hauses gegen die salischen Waiblinger wieder aus. Der mächtige Anhang Welfs in Schwaben und ein großen Herrschern eigenes Spiel, Feinde zu Dienern zu machen, scheint ihn dazu bewogen zu haben, 1047. Welf starb 1055 kinderlos, und der Mannsstamm seines Hauses ging aus. Seine

Schwester Kunigunde jedoch hatte von Azzo, einem italienischen Markgrafen, einen Sohn Welf, der das berühmte Geschlecht fortpflanzte.

Bayern, dessen Herzog auch gestorben, gab Heinrich wieder an einen jüngern Heinrich von Luxemburg, nach dessen Tode an Conrad von Franken. Diesen aber mochten die Bayern in ihrem alten Hasse gegen die Franken nicht leiden, und Heinrich nahm ihm eben so willkürlich wieder sein Herzogthum und gab es seiner eigenen Gemahlin Agnes, die es bis nach seinem Tode behauptete. Damals zeichnete sich im Breisgau Graf Berthold aus, ein Neffe Radbots des Habsburgers. Heinrich, der mit allen Herzogthümern nach Gutdünken schaltete, versprach ihm nach Otto's Tode Schwaben zu geben.

Bernhard von Sachsen allein behauptete in der Mitte *seines angestammten* Volkes das alte Ansehen des Herzogs. *Heinrich fand für gut, ihn zu* schonen, doch gab er ihm nicht ohne kluge Berechnung ein Gegengewicht, theils an den Markgrafen und Grafen, z. B. Ludwig dem Bärtigen, ersten Landgrafen zu Thüringen († 1055), theils an dem Erzbischof Adalbert von Bremen, den er ausnehmend bereicherte. Zwölf Bisthümer gehorchten ihm als Erzbischof, darunter zwei neue Bisthümer Ratzeburg (Lübeck) und Mecklenburg (Schwerin). Auch hielt sich Heinrich, wenn er in Deutschland war, immer in Goslar, mitten in Sachsen auf, um dieses Herzogthum stets in strenger Aufsicht zu halten. Auch den sonst so gefürchteten Erzbischof von Mainz demüthigte Heinrich, indem er dem Kölner bei der Krönungsfeierlichkeit seines jungen Sohnes den Vorrang gab.

Capitel 168.

Heinrichs Strenge gegen die Päpste.

Den ersten Kampf bestand Heinrich wider die Böhmen. Othelrichs Sohn, Bretislav, suchte sich wieder vom Reiche unabhängig zu machen, und selbst der Bischof Severus von Prag strebte sich der kirchlichen Obergewalt zu entziehen. Nach zweijährigem Kampfe unterwarf sie Heinrich mit Gewalt der Waffen, 1042.

In den folgenden Jahren empörten sich die unzufriedenen Burgunder. Heinrich bezwang auch diese, und heirathete zur Befestigung des Friedens Agnes von Poitou, die mit den mächtigsten burgundischen Grafengeschlechtern verwandt war, 1044.

Darauf entstanden Unruhen in Ungarn. Stephan der Heilige starb ohne Kinder. Seine deutsche Gemahlin Gisela brachte seinen Neffen Peter auf den Thron. Die Laster desselben und das Uebergewicht der Deutschen am Hofe empörten das Volk. Peter ward entsetzt und Aba König. Gegen diesen zog Heinrich zu Felde und schlug ihn in der Schlacht bei Menfew 1044. Schon waren die Deutschen im Fliehen, als plötzlich ein gewaltiger Sturm den Sand der Ebene aufwirbelte und den Ungarn ins Gesicht wehte, worauf die Deutschen schnell sich umwandten und siegten. Peter wurde zu Stuhlweissenburg wieder auf den Thron gesetzt, und Aba ermordet. Die ungarische Partei erhob sich aber von neuem, blendete Peter und machte den Andreas zum König. Da zog Heinrich nochmals in Ungarn, kam aber in eine gefährliche Stellung zwischen den Feinden, litt Hungersnoth und konnte sich nur durch einen eben so geschickten als traurigen Rückzug retten mit Zurücklassung aller Kranken, die von den ungarischen Bauern erschlagen wurden, 1051. Er kam aber mit großer Verstärkung wieder und erkannte zwar den Andreas als König an, zwang ihn aber, dem deutschen Reiche

zu huldigen und das bayerische Gesetz anzunehmen, wornach Ungarn noch jetzt in Comitate (Grafschaften) getheilt ist.

In Italien herrschte wieder die größte Verwirrung, dießmal durch eine Kirchentrennung unter mehreren Päpsten. (Eine solche Trennung hieß ein Schisma.) Die verschiedenen italienischen Parteien hatten zu gleicher Zeit drei Päpste aufgestellt, Benedict IX, Sylvester III und Gregor VI. Da begab sich Heinrich 1046 auf den Römerzug und hielt zu Sutri eine große Kirchenversammlung, auf welcher er als Schiedsrichter über die Päpste auftrat. Zum Zeichen seiner Macht aber ließ er alle drei Päpste absetzen und führte dagegen einen Deutschen, Suidger von Bamberg, unter dem Namen Clemens II auf den päpstlichen Stuhl. Bei dieser Gelegenheit wurden alle Vorrechte des Kaisers bei der Papstwahl aufs neue bekräftigt. Darauf ging Heinrich nach Apulien und vergrößerte das Lehen der Normannen unter den tapfern zwölf Söhnen Tancreds von Hauteville.

Die Römer konnten den deutschen Papst nicht vertragen, und Clemens starb bald, wahrscheinlich an Gift. In eben so kurzer Zeit starb sein deutscher Nachfolger Damasius II. Doch setzte Heinrich einen dritten Deutschen, seinen eigenen Verwandten, Leo IX auf den Thron. Dieser bekam mit den Normannen wegen der Erweiterung und Unabhängigkeit ihres Gebietes Streit, zog wider sie zu Felde, ward aber gefangen und starb im Gefängnisse. Am päpstlichen Hofe lebte damals der Mönch Hildebrand, der sich bedeutenden Einfluß zu verschaffen wußte und mit großen Planen für die Kirche umging. Er war der Sohn eines Grobschmieds in Rom — aber von hohen Gaben. Unter seinem Einflusse eiferte schon Leo IX gegen den damaligen Verfall der Kirche und vorzüglich gegen die Simonie (Verkauf der geistlichen Aemter um Geld, so genannt von dem Simon, Apostelgeschichte Cap. 8. Vers 9) und für die Ehelosigkeit der Geistlichen. Jetzt war es Hildebrands erste Sorge, dem mächtigen Kaiser zu schmeicheln, und durch ihn dem päpstlichen Stuhle eine Würde zu verleihen, die er durch das freche Spiel der römischen Stadtparteien bisher verloren hatte. Hildebrand selbst kam an der Spitze der Gesandtschaft nach Deutschland, und der Kaiser schickte mit ihr abermals einen Deutschen, Victor II, als Papst zurück.

Capitel 169.

Heinrichs Ende.

Mittlerweile erhob sich eine große Fehde in Lothringen. Der Kaiser hatte dieses Herzogthum nach Gottfrieds Tode wieder unter dessen Söhne Gozilo und Gottfried den Bärtigen getheilt. Da aber der erste blödsinnig war, so bekam Friedrich von Luxemburg, der Bruder Heinrichs von Bayern, Oberlothringen. Darüber empörte sich Gottfried der Bärtige, der ganz Lothringen, wie sein Vater, besitzen wollte, und den das Volk lebhaft unterstützte. Er ward aber bezwungen und auch Niederlothringen ihm entrissen, welches an Adalbert, einen Grafen im Elsaß fiel. Gottfried erhob von neuem Fehde, überwand mit der Hülfe seiner treuen Lothringer den Adalbert und erschlug ihn selbst in der Schlacht. Der Kaiser verlieh indeß Niederlothringen an Adalberts Neffen, Gerhard, und schlug den widerspänstigen Gottfried zum zweiten Male, verzieh ihm aber wegen seiner Tapferkeit und sandte ihn nach Italien, dort die Ruhe zu erhalten. Seine treuesten Anhänger, Balduin, Graf von Flandern, und

Dietrich, Graf von Holland, welche seine Fehde fortsetzten, wurden 1054 endlich bezwungen, der letztere getödtet.

Gottfried war kaum in Italien angelangt, als sein Unglück ihm gleich die italienische Gegenpartei des Kaisers geneigt machte. An der Spitze derselben stand Beatrix, die Wittwe und Erbin des mächtigen Markgrafen von Toscana, dessen Lehengebiet damals den größten Theil von Oberitalien umfaßte. Mit dieser Frau vermählte sich Gottfried und erklärte sich wieder gegen den Kaiser. Da zog Heinrich 1055 abermals über die Alpen, siegte und führte Beatrix gefangen nach Deutschland. Doch erhielt Gottfried und sein gleichnamiger Sohn nach des Kaisers Abzug seine Partei in Italien.

Heinrich, der König von Frankreich, rief den Kaiser ab, indem er die Ansprüche Frankreichs auf Burgund und Lothringen erneuerte. Beide Herren hielten zu Ivois eine Zusammenkunft 1056. Der Kaiser warf zum Zeichen der Fehde seinen Handschuh hin, den aber der König aufzuheben sich weigerte und in sein Land zurückwich.

Ein anderer wilderer Feind bedrängte das Reich mit erneuertem Ungestüm. Die Liutizen behaupteten wieder die Oberhand, so männlich auch Bernhard von Sachsen, Wilhelm von Brandenburg (des ältern Bernhard Sohn) und der christliche Fürst der Obotriten, Gottschalk, sie bekämpften. Wilhelm fiel in einer Schlacht, 1056.

In demselben Jahre entstanden Erdbeben, Pest und Hungersnoth in Deutschland, Vorboten noch schlimmerer Unglücksfälle. Denn der Kaiser selbst ward krank und starb in der Blüthe seiner Kraft, 1056. Er hinterließ das Reich seiner Gemahlin Agnes und einem fünfjährigen Sohne Heinrich. Ein Weib und ein Kind sollten die Zügel der Herrschaft lenken in einer Zeit, wo nur die vollste Mannskraft ihrer mächtig war.

Unter allen deutschen Kaisern übte Heinrich III die strengste Gewalt über Reich und Kirche. Wenn er länger gelebt hätte, würde die ersehnte Reform der Kirche wahrscheinlich unter seinem Schutze und nicht, wie es nachher durch den Papst allein geschah, zum Nachtheile der Kaiserwürde erfolgt seyn. Er wollte die Kirche verbessern, und hielt auf die Reinheit der Lehre mit derselben Strenge, wie auf der äußern Kirchenordnung. So ließ er noch kurz vor seinem Ende in Goslar eine Anzahl Irrgläubiger (Ketzer) aufhängen, die Fleischessen für Sünde hielten. Doch wollte er nicht bloß mit so rohen Gewaltmitteln bekehren, er sorgte auch, thätiger als je einer seiner Vorfahren seit Karl dem Großen, für die Klosterschulen, aus denen wieder bedeutende Gelehrte hervorgingen. Hiebei half ihm vorzüglich seine gelehrte Gemahlin Agnes und der Kanzler und Geschichtschreiber seines Vaters, Wippo. Außer diesem zeichnete sich als Geschichtschreiber vorzüglich aus der berühmte Hermannus Contractus († 1054), ein erlahmter schwäbischer Graf und nachher Mönch in Reichenau; Marianus Scotus, ein geborner Schotte, Mönch in Fulda, und Adelbold, Bischof von Utrecht, der das Leben Heinrichs II beschrieb. Viele Theologen und Schulmänner erwarben sich besonders dadurch Verdienst, daß sie Bildung verbreiteten und gelehrte Schüler nachzogen. Auch die deutsche Sprache wurde wieder angebaut. Willmann, Abt zu Ebersberg, umschrieb das Hohelied in deutschen Versen. Franko von Köln versuchte eine Quadratur des Zirkels. Mitten unter der Barbarei wilder Fehden, die nach Heinrichs III Tode eintraten, pflanzte sich dieser neue Geist der Bildung fort und reifte zu herrlichen Blüthen in den beiden folgenden Jahrhunderten.

Capitel 170.

Kaiserin Agnes.

Der Hingang des kaiserlichen Helden eröffnete allen feindselig gährenden Trieben und Kräften der verhängnißvollen Zeit freien Spielraum, und je gewaltiger Heinrich III sie niedergehalten, desto ungestümer brachen sie aus dem Zwange. In einem wirren, furchtbaren Kampfe, in den das Reich ein halbes Jahrhundert lang gestürzt ward, erblicken wir einen tiefen Abgrund von Unglück, Jammer, Verbrechen und Schande; doch sehen wir aus diesem Kampfe wieder alle gesunden Kräfte des Volks schnell und voll sich entfalten und in reißender Bewegung das Mittelalter zu seiner erhabenen Höhe hinaufführen.

Heinrich IV war fünf Jahre alt, und schon zum Nachfolger im Reiche ernannt, als sein tapferer Vater hinschied. Seine Mutter Agnes aber ward Verweserin des Reiches in des Kindes Namen. Sie war ein frommes Weib voll guten Willens und eines gereiften Verstandes. Aber die männliche Kraft gebrach ihr. Nur durch Milde, Liebe, sanfte Zurede, freundliche Vermittlung und uneigennützige Aufopferung des eigenen Vortheils wollte sie regieren, und so wurde sie, zur Heldin der Zeit berufen, das Opfer derselben, und mit ihr das kaiserliche Kind.

Wohl fühlend, daß sie die weiten Länder nicht gleich ihrem Gemahle ohne Herzoge würde regieren können, und um die feindliche Gesinnung derer, die bisher zurückgesetzt worden, in freundliche Anhänglichkeit zu verwandeln, besetzte sie bald nach einander die erledigten Herzogthümer mit Feinden ihres Gatten. Zugleich hoffte sie, durch die weltlichen Herzoge die übermächtigen Erzbischöfe zu zügeln.

Der trotzige Graf Rudolf von Rheinfelden entführte gewaltsam ihre Tochter Mathilde, und Agnes war gütig genug, ihm nicht nur zu verzeihen, sondern ihm auch Schwaben und Burgund zu Lehen zu geben, 1058. Das unruhige Schwaben bedurfte des Hauptes. Zwischen seinen Edlen war häufige Fehde. In einer derselben wird zum ersten Male in der Geschichte ein Graf von Hohenzollern erwähnt.

Um den gerechten Anspruch des Grafen Berthold zu befriedigen, verlieh ihm Agnes 1060 das Herzogthum Kärnthen und die Grafschaft Verona in Italien, wozu ihm auch der Breisgau zu eigen blieb. Von Kärnthen (Carinthia) aber bekam das alte Stammschloß der Grafen im Breisgau den Namen Zähringen, der auf das ganze Geschlecht überging.

Bayern verlieh Agnes an den tapfern sächsischen Otto von Nordheim, und Lothringen gab sie wieder dem Sohne ihres Erbfeindes Gottfried, Gottfried dem Buckligen, einem höchst biedern Manne, welcher auch beinahe allein den Saliern getreu blieb. Zu Lothringen behauptete dieser noch die ausgedehnte Markgrafschaft Toscana, indem er Mathilden, die Tochter der Beatrix, zur Gemahlin nahm.

Der Kaiserin vorzüglichste Rathgeber waren der fromme Bischof Heinrich von Augsburg und der kräftige Erzbischof Guibert von Ravenna. So bescheiden sie aber die Regentschaft führten, entgingen sie doch der Verläumdung nicht, womit die Feinde der kaiserlichen Gewalt den guten Ruf der Kaiserin und ihrer Räthe befleckten, um sie zu stürzen.

Capi-

Capitel 171.

Hildebrand.

Victor II starb schon 1057. Die Italiener erhoben Stephan IX, den Bruder Gottfrieds des Buckligen, zum Papste, der schon im folgenden Jahre ebenfalls starb. Wiederum wählten sie Benedict X, den aber Hildebrand nicht litt. Noch immer fuhr dieser kraftvolle Geist fort, das päpstliche Ansehen durch das kaiserliche herzustellen, um sodann Höheres zu erreichen. Darum bat er abermals die Kaiserin um einen neuen Papst. Sie schickte Nicolaus II.

Dieser Papst ging vollkommen in den Plan Hildebrands ein, und führte die Rathschläge desselben kräftig aus. Die Zeit war gekommen, da das Papstthum aus seiner Entehrung und Unmacht sich erheben und den ungeheuern Gedanken des Gottesstaates oder der Theokratie zur Ausführung bringen sollte. Getragen von dem glühenden Glaubenseifer der Zeit, bedurfte die Kirche nur eines kraftvollen Hauptes, und das weltliche Reich eines unmächtigen, um alle Gewalt aus der weltlichen Hand in die geistliche zu spielen. Dieses Haupt fand die Kirche in dem Mönch Hildebrand zu einer Zeit, da das Reich von einem Kinde gelenkt wurde. Hildebrand aber besaß alle Gaben, um der Held der Kirche und seines Jahrhunderts zu werden. Ein unsträfliches Leben und reine Sitte, Entsagung aller Weltlust, machten ihn ehrwürdig und heilig. In klösterlicher Einsamkeit gebildet, hatte sein Geist sich gesammelt, und in die Tiefen religiöser Andacht und einer über das Gemeine erhabenen Weltanschauung sich versenkt. Dann wieder durch die Ueberlegenheit seines Geistes den Mächtigen empfohlen, war er eingeweiht worden in die Händel der Welt, hatte zu den Unterhandlungen der Kirche thätig mitgewirkt, war selbst in Deutschland gewesen, und sein Feuerblick hatte die ganze Lage des christlichen Welttheils schnell durchspäht. Weltverstand, Geschmeidigkeit, selbst Verstellung — unheilige Talente, die ein reiner Zweck ihm zu heiligen schien — besaß er schon als geborner Italiener in einem hohen Grade. An Beredsamkeit war ihm niemand überlegen. Mehr als dieß alles aber war ein felsenfester Charakter das gewaltige Rüstzeug, womit dieser Held der ganzen Welt gegenüber in die Schranken trat. Hildebrands Gedanke, der in seinen Thaten lebendig und unsterblich wurde, war die Vollendung der Theokratie, die in der fortschreitenden Ausbildung der Kirche schon angedeutet lag, und insofern nicht sein Gedanke, sondern Gedanke des ganzen Mittelalters war. Aber um so höher erscheint ein Mann, der sich des Geistes eines ganzen Zeitalters zu bemächtigen und ihn wie seinen eigenen zu beherrschen weiß. Darin ist Hildebrand Karl dem Großen zur Seite zu stellen. Man hat seine Größe von jeher ins Niedrige herabzuziehen getrachtet, schon zu seiner Zeit, da sein heiliger Eifer nicht minder als die Härte, womit er, von den Umständen gedrängt, oft verfahren mußte, ihm zahlreiche Feinde geboren, und wieder später, da die Kirchenherrschaft, die er zuerst begründet, zum giftgeschwollenen Ungeheuer aufgesogen, Europa verzehren zu wollen schien. Da wurde aller Frevel späterer Zeit auf ihn übergetragen, als habe er ihn nicht bloß veranlaßt, sondern auch gewollt. Aber es ist nimmer zu verkennen, daß ihn ein reiner Eifer beseelte, daß er eine Läuterung der Kirche, eine wahre sittliche Reformation derselben wollte, und daß er der Kirche eine so ungeheure Macht verlieh, nicht um sie in weltliche Genüsse und Laster zu stürzen, sondern vielmehr, um durch sie die Welt zu bessern und zu heiligen.

Sein großes Werk begann er unter Nicolaus II, der nur den Namen dazu lieh. Dabei muß noch zweier Männer gedacht werden, die ihm rüstig zur Seite standen, Petrus Damiani, ihm gleich an religiösem Eifer und heili-

ger Strenge der Sitten, der Mönche und aller Frommen Abgott, und Lanfrank, ihm gleich an Gelehrsamkeit, der Theologen und Schriftgelehrten Ueberwinder.

Anfangs mußte Hildebrand die kaiserliche Würde schonen, um sie zu Gunsten der Kirche zu benutzen. Sein eigentlichstes Streben ging aber dahin, alle weltliche Macht vom päpstlichen Stuhle abhängig zu machen. Er bediente sich jenes Gleichnisses, daß der Papst die Sonne, der Kaiser nur der Mond sey. Die ganze Christenheit schien ihm zu einer großen einigen Gesellschaft berufen, darüber nur Ein Herr, der Papst, als Stellvertreter Gottes, gebieten dürfe, wenn weltliche Gesinnung nicht ewig neue Zwietracht, Sklaverei, Unterdrückung und Laster gebären sollte. Gott sey der Herr der Welt, und der Papst sein einziger würdiger Stellvertreter. Darum sey die griechische Kirche der römischen von Rechts wegen unterthan, und der Kaiser, wie alle weltlichen Könige sollten nur vom Papste ihre Krone zu Lehen empfangen. Dem Papste solle zustehen, sie ein- und abzusetzen, je nachdem sie sich würdig beweisen, die Christenheit zu leiten. Auch sollten sie nicht unter einander kriegen, andere Völker unterjochen, fremde beherrschen, sondern jede Völkerfamilie solle ihren eigenen Regenten haben und behalten, und alle wieder unter dem Papste zu einer großen christlichen Familie verbunden seyn.

Die Erhebung der Kirche begann unter Nicolaus durch zwei wichtige Handlungen eines Concils zu Rom 1059. Die erste machte die Papstwahl vom Kaiser unabhängig und völlig selbstständig. Nach dem Muster der Domcapitel oder Canonicate bei den Bisthümern ward aus der höchsten Geistlichkeit eine Gesellschaft von sogenannten Cardinälen gebildet, durch deren Stimmenmehr künftig allein der Papst gewählt werden sollte. Hildebrand ward selbst Cardinal und Archidiaconus oder Erzkanzler, d. h. erster Minister und Schreiber des Papstes. Die zweite Handlung verlieh dem Papste eine Oberlehnsherrlichkeit, wie sie bisher nur dem Kaiser zustand, indem die Normannen feierlich zu Lehensträgern des päpstlichen Stuhles und nicht mehr des Kaisers erklärt wurden. Robert Guiscard in Neapel und sein Bruder Roger in Sicilien verbanden sich in ihrem unabhängigen Sinne gern mit dem Papste, um der Reichspflicht entbunden zu seyn; dem Papste aber war ihre Freundschaft in Italien von großem Werthe, und noch wichtiger die Ausführung des neuen Grundsatzes, daß der Papst Beherrscher unabhängiger Könige seyn solle. Zugleich unterwarf der Papst seine alten Widersacher, die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna.

Bemerkenswerth erscheint es, daß Hildebrand nicht viel von Verfolgung der Ketzer hielt und diesen Punkt geflissentlich unberührt ließ, um in wichtigern Unternehmungen gegen den Kirchenverfall im Großen nicht gehindert zu werden. Es zeugt von seinem umsichtigen Geiste. Berengar, ein Canonicus von Tours, mußte zwar seine ketzerische Lehre gegen die Transsubstantiation, d. h. gegen die Lehre, daß Wein und Brod beim Abendmahle der wahre Leib und das Blut Christi sey, feierlich abschwören, doch hielt ihn Hildebrand seiner großen Talente wegen hoch.

Nicolaus II starb 1061. Die Cardinäle wählten Alexander II. Da erst erinnerte sich Agnes ihres kaiserlichen Ansehens, erklärte diese Wahl ohne ihre Zustimmung für ungültig, und ließ zu Basel durch die deutschen Bischöfe einen andern Papst Honorius II wählen.

Capitel 172.

Der heilige Anno.

Unter den deutschen Männern, die zu Helden der neuen Zeit sich berufen fühlten, tritt uns zuerst **Anno**, Erzbischof von Köln, entgegen. Köln war, so wie Bremen, von Heinrich III gegen das mächtige Mainz begünstigt worden, Anno aber fühlte sich zu noch Höherem tüchtig. Wir lernen ihn als einen gewaltigen strengen Charakter kennen, der mit gleicher Kraft das Scepter, das Schwert wie den Krummstab zu handhaben verstand. Daß er nach der Herrschaft gestrebt, ist unverkennbar, und zwar nach dem Reichsregiment; darum hat man ihm aber mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe die deutsche Kirche von der römischen losreißen wollen. Sein Einverständniß mit Hildebrand spricht offenbar dagegen. Wahr ist, daß er wichtige Bisthümer mit seinem Anhange besetzte. Das Erzbisthum Magdeburg erhielt sein Bruder Wezilo (Werner), das Erzbisthum Trier sein Enkel Cuno (Conrad), das Bisthum Halberstadt sein Enkel Bucco (Burkhard); sie dienten aber nur seiner weltlichen Größe.

Dem schwachen Weibe das Steuer des Reiches zu entreißen, war sein vornehmster Plan und seiner Kraft würdig, doch das Mittel dazu unedel und barbarisch, wie seine starke Seele selbst. Schon einmal war ein Anschlag auf das Leben des jungen Heinrich gemacht worden. Otto, der Bruder Wilhelms von Brandenburg, war in der Nachfolge übergangen, und an seiner Statt Udo, Graf von Stade, zum Markgrafen gesetzt worden. Darüber mißvergnügt und von hohem Ehrgeize beseelt, erhub er Aufruhr. Viele Sachsen, welche schon Heinrich III gehaßt hatten, schlugen sich zu ihm, und gedachten sogar, ihn zum Könige zu machen, und den jungen Heinrich zu ermorden; doch kam es zwischen ihm und Elbert, Graf von Braunschweig, einem eifrigen Anhänger der Salier, zum Zweikampfe, in welchem beide fielen, 1057. Sicherer verfuhr Anno. Er haßte Agnes und den Bischof von Augsburg, und hielt ihr Regiment für schimpflich. Er selbst wollte herrschen in des jungen Königs Namen. Gleichen Ehrgeiz zeigten **Otto** von Nordheim, der größte Feldherr, und **Ekbert**, Markgraf von Meißen, der tapferste Ritter seiner Zeit, die überdem als Sachsen den Saliern feind waren. Diese drei Männer verbanden sich, den Prinzen zu **entführen**. Sie luden die Kaiserin mit ihrem Sohne zum Osterfeste nach **Kaiserswerth**, 1062, gaben nach der Mahlzeit vor, dem Kinde ein schönes Schiff zeigen zu wollen, führten es an den Rhein, ins Schiff und ruderten eilig davon. Der herzhafte Knabe sprang, sobald er merkte, daß man ihn seiner Mutter entführen wolle, kühn in die Wellen, doch Ekbert ihm augenblicklich nach, und beide wurden wieder ins Schiff gebracht. Vergebens flehte Agnes die treulosen Vasallen um ihr Kind, vergebens verfolgte das Landvolk die Entführer an beiden Ufern eine weite Strecke. Anno brachte den König nach Köln. Agnes entsagte weinend der Vormundschaft und ging nach Italien in ein Kloster.

Sein Unternehmen zu beschönigen veranlaßte Anno einen Fürstenbeschluß, nach welchem jeder Bischof, in dessen Sprengel der junge König während seiner Minderjährigkeit sich aufhalten würde, das Reich regieren solle. Das that er selbst, indem er Heinrich in Köln behielt. Er erzog ihn streng, barbarisch, ließ ihn gleich einem Chorknaben Latein lernen, und dabei streng züchtigen.

Der Streit zwischen Honorius II und Alexander II rief Anno als Reichsverweser nach Italien. Streng trat er Hildebrand entgegen; aber im Interesse

der Kirche ward er bald mit ihm einig. Auch Anno verwarf den Papst der Kaiserin, entschied sich für die Cardinäle, und Alexander blieb Papst.

Bei Anno's Rückkehr war aber Heinrich in andere Hände gerathen, und der Erzbischof kam später nur noch zweimal auf kurze Zeit an die Spitze der Reichsgeschäfte. Indeß gab ihm die Stadt Köln genug zu thun. 1063 oder nach andern Nachrichten später, entspann sich eine heftige Fehde zwischen ihm und den Kaufleuten, die uns ein Beispiel abgibt von dem Kampfe entgegengesetzter Interessen, der sich bald in vielen andern Bischofsstädten erhob. Die Diener Anno's bemächtigten sich mit frechem Bedientenübermuth eines schönen Kaufmannsschiffes, das eben mit Waaren beladen am Ufer lag, leerten es aus, und nahmen es für eine Lustfahrt des Erzbischofs in Beschlag. Der Sohn des Kaufmanns, dem das Schiff gehörte, kam mit vielem Anhange herzugelaufen, und vertrieb die Leute des Bischofs mit Gewalt. Anno befahl Frieden, und behielt sich mit strenger Herrschermiene sein Urtheil vor. Die Kaufleute vermutheten nichts Gutes, denn sie kannten seine Gewaltthätigkeit. Darum entschlossen auch sie sich zur Gewalt, rotteten die ganze Bürgerschaft zusammen, stürmten und zerstörten das Schloß des Erzbischofs, und belagerten ihn selbst in der Peterskirche. Er entkam glücklich bei Nacht, brachte schnell ein großes Heer zusammen, und zog an die Thore von Köln. Die Bürger, durch das Neue ihres Wagestücks selbst betroffen, und der Macht des alten Herrschers nicht gewachsen, baten um Gnade. Anno erklärte sich für nichts, behielt mit gewohnter Kälte sich vor, Gericht zu halten, und ward in die Stadt gelassen. Doch fürchteten die Kaufleute seinen Zorn, und ihrer sechshundert zogen bei Nacht mit Hab und Gut davon. Den jungen Kaufmannssohn bekam aber der Bischof in seine Gewalt, und ließ ihm nebst vielen seines Anhanges die Augen ausstechen.

Anno that übrigens viel zur Verschönerung seiner Stadt, und bereicherte sie mit Kirchen. Sein Glaubenseifer und selbst seine herrische Strenge verschafften ihm bei der Mit- und Nachwelt eine unbegränzte Ehrfurcht. Er ward zum Heiligen erhoben, und wir besitzen noch jetzt ein Lied, das auf seinen Tod gedichtet worden, den Lobgesang des heiligen Anno, der zu den trefflichsten Dichtungen des Mittelalters gehört, und durch seine unübertreffliche Zartheit und Milde mit dem Charakter des Bischofs selbst in einem grellen Widerspruche steht. Völlig treu hat sich dagegen der Geist dieses Mannes dem finstern und strengen Geiste Kölns aufgeprägt, der durch alles das Größte und Herrlichste, was diese Stadt zur Verklärung der Kirche geleistet, noch in später Zeit hindurchgeblickt hat.

Capitel 173.

Adalbert von Bremen.

Während Anno in Italien war, kam Heinrich in die Hände Adalberts, des Erzbischofs von Bremen, der Anno's Nebenbuhler um die Regentschaft wurde. Heinrichs III Gunst gab ihm ein Recht dazu, so wie Anno's eigene Verordnung. Außerdem aber hielt Adalbert nur sich selbst, als den Gebildetsten seiner Zeit, für würdig, das Reich zu verwalten und den König zu erziehen. Aus dem in den slavischen Marken mächtigen Geschlechte der Wettiner geboren, gewählt erzogen, liebenswürdig und schön von Körper, wie Wenige seiner Zeit, gelehrt und geistreich, wie kein anderer Deutscher, stand er in ge-

wissem Sinne wirklich einzig über seinem Jahrhunderte, und hielt sich für den Ersten desselben, so wenig seine feine Bildung dahinein paßte. Der finstere Anno, die rohen Herzoge kamen ihm sehr gemein und niedrig vor; er verachtete sie wie ein Prinz und wie ein schöner Geist, und verstand es auch, den jungen König von dem Glücke zu überzeugen, ihn den rauhen Händen jener Barbaren entrissen zu haben. Gleichwohl wurde Heinrich durch diesen geistreichen Mann völlig verdorben. Schon der plötzliche Wechsel von der äußersten Strenge, die ihm Anno angedeihen lassen, mit der zügellosen prinzlichen Freiheit, die er bei Adalbert genoß, konnte nur schädlich auf ihn wirken. Adalbert war nichts weniger als ein Erzieher, und freute sich der leidenschaftlichen Munterkeit, die Heinrich blicken ließ, und ihm einen geistvollen Regenten zu versprechen schien. An diesem lustigen Hofe herrschte der Witz und Genuß statt des Ernstes und der Arbeit. Die Reichsgeschäfte wurden spielend getrieben. Der Erzbischof trieb die gräulichste Simonie, um mit seinem Anhange die geistlichen Aemter anzufüllen, und mit einem Spielzeuge, mit Liebkosungen schöner Dirnen oder mit einer neuen Lust, die sein Günstling, der schöne Graf Werner, ausgedacht, wurden dem Könige alle Briefe, Urkunden und Bestätigungen abgelockt, deren man bedurfte. Am schlimmsten aber wirkte die Verachtung, die Adalbert seinem Zöglinge gegen die Herzoge und überhaupt gegen das dumme deutsche Volk, über das Adalbert sich so erhaben fühlte, einzuflößen bemüht war, und der Haß gegen die Sachsen, den Heinrich bald mit dem Erzbischofe theilte. Diesem waren sie seit Heinrich III Feinde, und es lag ihm daran, den König auf seiner Seite zu behalten. Der arme Heinrich aber kam ganz unschuldig zu einem Hasse, der ihm als Kaiser eben so unanständig als gefährlich war.

Als Reichsverweser führte Adalbert schon 1063 den König in einen Feldzug gegen die Ungarn. Dort hatte Bela gegen Andreas sich empört, ihn umgebracht, und den Sohn desselben, Salomo, dem des Kaisers Schwester Jutta zur Ehe versprochen war, verstoßen. Adalbert stellte Salomo her, und gab ihm nebst Heinrichs Schwester die ungarische Krone als deutsches Reichslehen, worüber Hildebrand sehr böse wurde, da er behauptete, Salomo dürfe Ungarn nur vom Papste zu Lehen nehmen. In demselben Jahre mußte der junge König zu Goslar zusehen, wie sich der Bischof von Hildesheim und der Abt von Fulda um den Vorsitz in der Kirche rauften, wobei viele Menschen umkamen. So zügellos war damals die Geistlichkeit, der Adalbert wie Anno jeden Vorschub leistete. Denn Adalbert strebte, sein Bremen zum Patriarchate des Nordens zu machen, und seine Gewalt unter des Königs Autorität über die weltlichen Grafen und Herzoge auszudehnen, daher ihm diese todfeind wurden.

Doch gab es noch viele fromme Geistliche, die solche Gräuel ungern sahen, und damals fingen die Blicke an, sich nach dem heiligen Grabe des Erlösers zu wenden. Dort, wo er gewandelt, hoffte man Reinigung von Sünden, Heiligung zum Himmel, und es begannen die Pilgerfahrten nach Jerusalem. Die erste große Fahrt dieser Art unternahm 1064 Erzbischof Siegfried von Mainz mit den Bischöfen von Bamberg, Regensburg und Utrecht, nebst 7000 Mann, von denen aber nur 2000 in die Heimath zurückkehrten.

Im Jahre 1065 ward Heinrich zu Worms feierlich wehrhaft gemacht. Kaum war ihm das Schwert umgegürtet, so zog er es zum Scherze gegen Anno, der zugegen war, und in diesem kindischen Zuge spiegelte sich sein Haß und sein Leichtsinn.

Capitel 174.

Heinrichs IV schlechte Hofhaltung.

Heinrich IV hielt mit Adalbert und Werner zu Goslar und auf der Harzburg, seiner Pfalz bei dieser Stadt, königlichen Hof in der gewohnten Ueppigkeit, und den Sachsen zum Trotz. Das umliegende Landvolk zwang er zu Steuern und Arbeiten, und bewies dabei einen entschiedenen Haß gegen die Sachsen, der ihnen eben so unerträglich war, als der Anblick seiner Liederlichkeit. Bald wurde dieß Verfahren dem ganzen Reiche mit Recht ein Aergerniß. Man sah seine Lustdirnen mit Gold und Edelsteinen prahlen, die aus Kirchengefäßen genommen waren 2c. Doch trug die Eifersucht der Fürsten gegen Adalbert das Meiste zu der allgemeinen Verschwörung bei. Plötzlich nahm Anno sich wieder des Reiches an, berief eine allgemeine Versammlung eigenmächtig nach Tribur, und zog Heinrich vor das Reichsgericht. Sie umzingelten Heinrichs Palast und nahmen ihn gefangen, Adalbert rettete kaum das Leben, und hielt sich drei Jahre lang in tiefer Verborgenheit, während die Sachsen seine Güter verwüsteten. Werner kam ums Leben. Alles Hofgesindel ward ausgetrieben. Heinrich mußte geloben, ein anderer Mensch zu werden, und deßhalb auch eine Gemahlin nehmen. Das war Bertha, des italienischen Markgrafen von Susa Tochter, die ihm schon früher verlobt worden, ein reines edles Weib, der es nur an Schönheit gebrach, um die Buhlerinnen bei dem jungen Könige auszustechen. Höchst mißvergnügt ging er mit ihr nach Goslar zurück, 1066.

Anno herrschte wieder. Aber das Reich blieb in großer Verwirrung. Weltliche und geistliche Herren rauften sich um Lehenbesitz und Aemter. Ein von Anno eingesetzter Erzbischof von Trier wurde grausam ermordet. Diese Lage des Reiches und die Räubereien der sächsischen Fürsten im Erzbisthume Bremen benutzten die nordischen Slaven zu einem neuen Aufstande. Die Heiden unter Cruco, dem Fürsten von Rügen, trugen überall den Sieg davon, und rotteten mit wüthender Leidenschaft das Christenthum aus. Bernhards Sohn Ordulf und nach dessen Tode sein Sohn Magnus, kämpften vergeblich, wodurch die Noth der Sachsen und ihr Haß gegen Heinrichs Unthätigkeit und müßige Laster nur noch vergrößert wurden. Hamburg und Mecklenburg wurden von den Heiden zerstört, der Bischof von Mecklenburg den Götzen geopfert. Auch der edle Gottschalk ward am Altare ermordet, 1066. Cruco beherrschte alle Wenden, und die Sachsen waren nicht im Stande, ihn zu bändigen, da ihre ganze Kraft leider gegen den Kaiser selbst gerichtet war.

Es dauerte nicht lange, so begann Heinrich sein altes liederliches Leben wieder. Er konnte nicht davon ablassen. Hier Anno und Bertha, dort Adalbert und seine Lust, hier die Hölle, dort der Himmel; diese Gegensätze wirkten allzu stark auf den Jüngling, der Haß und Liebe seiner Knabenjahre noch keineswegs überwunden. Im ersten freien Augenblicke begann die schlechte Wirthschaft wieder, und sogar Adalbert ward 1069 an den Hof zurückgerufen. Die arme Bertha litt unsäglich. Sie ward die Zielscheibe bübischen Uebermuthes, denn Heinrich suchte, je treuer und duldsamer sie sich an ihn anschloß, desto dringender sie los zu werden. Siegfried von Mainz, dessen Glaubenseifer sich im Morgenlande abgekühlt hatte, und der weltlichen Dingen nachtrachtete, erbot sich, Heinrichs Scheidung zu fördern, wenn er ihm den Zehnten von Thüringen verschaffen würde. Er machte nämlich als Erzbischof Anspruch auf diesen Zehnten, den die Thüringer bisher den Abteien Fulda und Hersfeld zahlten. Heinrich erklärte nun auf einem Fürstentage zu Worms öffentlich,

er habe einen unbezwinglichen Widerwillen gegen Bertha und auch die Ehe mit ihr noch nie vollzogen, man solle ihn also scheiden. Dennoch wurde sein Plan vereitelt, denn der Papst sandte den frommen und kraftvollen Damiani nach Deutschland, dessen ernste und gewaltige Rede den frechen Jüngling einschüchterte und das ganze Ansehen der Kirche gegen diese frevelhafte Scheidung setzte, denn Bertha war das treueste Weib unter der Sonne. Da begann Heinrich auf eine höchst nichtswürdige Weise seine Gemahlin zum Ehebruche zu reizen. Er selbst ließ gewaltsam die schönsten Mädchen und Weiber entführen und auf sein Schloß schleppen. Bertha aber umgab er mit eben so schönen als liederlichen Genossen seiner Schandthaten, und versprach dem Schönsten sogar große Summen, wenn er Bertha untreu machen könnte, um dadurch einen Grund zur Scheidung zu erhalten. Bertha blieb treu und standhaft, und eine Chronik erzählt, wie sie einst mit ihren Mädchen den frechen Buhler und den König, der zu lauschen gekommen war, im Finstern derb mit Ruthen und Stöcken gezüchtigt habe. Dieser Vorfall soll ihr dann plötzlich Heinrichs Gunst wieder erworben haben, welches nicht unwahrscheinlich ist, da Heinrichs Herz bei aller Verderbniß zu weich war, um von einer so unbegränzten Geduld und Treue nicht lebhaft gerührt zu werden. Bertha bekam nun mehrere Kinder von ihm, und blieb bis an ihren Tod seine treueste Gefährtin in jedem Leide.

Capitel 175.

Heinrichs unüberlegte Strenge.

Heinrich gehörte von Natur zu jenen blutreichen, lebhaften und gutmüthigen Menschen, welche die liebenswürdigsten sind, wenn ihr leidenschaftliches Feuer nicht mißleitet wird, aber die untüchtigsten und unglücklichsten, wenn sie sich selbst und Andere leiten sollen. Der Augenblick beherrscht sie und das Gefühl, und treibt sie rasch vom Guten zum Bösen und umgekehrt. Ueberlegung und Kälte ist ihnen fremd, ja feindselig, und selbst was ihr lebhafter Verstand ergriffen, ihr Gewissen gut geheißen, vermag die stürmische Natur nicht durchzusetzen. Selten wird diese Natur begriffen, immer erscheint sie als Charakterlosigkeit. Man verdammt sie in ihren Schwächen und deren Mißbrauch zu Verbrechen, und man muß sie plötzlich wieder bewundern in Zügen eines seltenen Edelmuthes, ja wohl der Heldengröße. Für den Thron aber sind diese Naturen nicht geboren, da wo das ruhigste Gleichmaaß der Gesinnung und Handlung verlangt wird, ja sie sind bei ihrem schnellen Wechsel von Würdigkeit und Unwürdigkeit noch gefährlicher als die ganz Unwürdigen, die sich gleich bleiben. So finden wir bei Heinrich IV Wollust, Frechheit, Leichtsinn, Jähzorn, tückische Rachlust, Verrath und Feigheit bis zur Niederträchtigkeit, mit wahrer Frömmigkeit, Großmuth, aufopfernder Liebe, edlem Mitleid, kühner Entschließung und heldenmüthiger Tapferkeit auf das seltsamste wechseln, je nachdem der Uebermuth im Glücke, die Verlassenheit im Unglücke, die Schlechtigkeit oder Ueberlegenheit seiner Feinde ihn auf den Irrweg, oder das reuige Gefühl der eigenen Schande, das Bewußtseyn der bessern Kraft, das mitleidswürdige Unglück seiner Feinde, oder derer, die er mißhandelt, und die schöne Treue seiner Freunde ihn auf den würdigen Weg hinlenkten.

Mehr als die Reizungen Adalberts und seines eigenen Vaters Beispiel scheint ihn der jugendliche Trieb, seine Herrschgewalt zu äußern, zu einer höchst

unüberlegten und gefährlichen Strenge gegen seine Herzoge verleitet zu haben. Vieles trug auch die Rachlust dazu bei, die er noch von seiner Entführung in Kaiserswerth und von seiner Gefangennehmung in Tribur gegen sie hegte, die er aber als König und im Gefühle seiner Schuld hätte vergessen müssen. Gegen die Sachsen besonders erwies er sich höchst feindselig und gehässig, behandelte den Herzog Magnus und die Markgrafen, so wie Anno's Anhang unter den Bischöfen mit Verachtung, mißhandelte das Volk mit Auflagen, ließ die Wenden gewähren, als thäten sie ihm Dienste gegen die Sachsen, verbündete sich heimlich mit den Dänen gegen einen möglichen Angriff der Sachsen, und drohte Thüringen fortwährend mit dem Zehnten an Mainz. So sahen sich die Sachsen wie ein feindliches, unterworfenes Volk behandelt. Sie hofften auf Otto von Nordheim in Bayern, der auch ihr Haupt und ihre Seele war. Plötzlich aber trat ein gewisser Egino auf und klagte, Otto habe ihn zur Ermordung Heinrichs gedungen. Der König war damals noch bübisch genug, daß man den Verdacht auf ihn werfen kann, er habe diesen Kläger selbst aufgestiftet, um Otto zu stürzen. Zur Entscheidung dieses Falles ward ein Zweikampf anberaumt, bei welchem aber Otto nicht erschien, weil er mit Recht Verrath besorgte. Da erklärte Heinrich ihn für schuldig, that ihn in die Acht, und nahm ihm das Herzogthum Bayern, 1071, welches er darauf dem italienischen Welf verlieh. Dieser Welf, in italienischer Tücke aufgezogen, war unter allen damaligen Fürsten von Charakter der gemeinste, unedelste, und machte Heinrichs Wahl eben so viel Schande, als er sie mit Undank belohnte. Immer feig an die stärkere Partei sich anschließend, war er niederträchtig genug, die Tochter Otto's, die er eben zur Gemahlin genommen, dem geächteten Vater höhnisch zurückzuschicken.

Otto ging nach Sachsen, verband sich mit Magnus, und stiftete Aufruhr. Beide wurden aber, unter dem Vorwande einer Versöhnung, gefangen, 1072, und Magnus blieb in engem Kerker. Otto ward vom Könige freigelassen, vielleicht im Gefühle, ihm Unrecht gethan zu haben, vielleicht aus Interesse.

In demselben Jahre starb Adalbert zum Glücke des Reiches, und auf eine kurze Zeit besorgte wieder Anno die Geschäfte. Heinrich aber wollte, einmal vom Glücke begünstigt, auch die übrigen Herzoge demüthigen. Er fiel zuerst über den schwächern, über Berthold her, entriß ihm das Herzogthum Kärnthen und gab es an Ludolf, einen Sohn des frühern Herzogs. Rudolf war durch seine größere Macht geschützt, und da er schon durch Mathilden, und nach deren Tode durch seine Vermählung mit Bertha's Schwester, dem Könige nahe verwandt war, so gelang es der edeln Agnes, die deßhalb aus Italien kam, eine Versöhnung zu vermitteln.

Capitel 176.

Die Sachsenkriege.

Heinrich IV wandte nun seinen ganzen Uebermuth gegen die Sachsen. Er selbst tyrannisirte das Volk von der Harzburg aus. Dazu ließ er im ganzen Lande eine Menge fester Schlösser anlegen, und mit Franken und Schwaben besetzen. Diese raubten ihren Unterhalt von den benachbarten Dörfern. Nicht minder wurden die Bischöfe erbittert. Der König hielt zu Erfurt eine Synode, und setzte mit Gewalt die Bewilligung des thüringischen Zehnten an den Erzbischof von Mainz durch, 1073.

Da

Da bildete sich unter Otto von Nordheim eine Verschwörung der Sachsen. Die Häupter dieses **Bundes** waren Graf Hermann, des gefangenen Magnus Bruder, Udo von Stade, Markgraf von Brandenburg, Ekbert, Markgraf von Meißen, und Dedo, Markgraf von der Lausitz, beides Söhne des ältern Ekbert, der den König entführt hatte, Ludwig, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwigs des Bärtigen, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, die Grafen von Holstein, Waldeck, Suplinburg und viele Andere. (Damals waren auch schon die Grafen von Mansfeld und Stolberg in Sachsen ausgezeichnet.) Unter den geistlichen Herren waren bei dem Bunde Wezilo von Magdeburg, **Bucco** von Halberstadt, der mehr ein Kriegsheld als ein Bischof, Anno's Neffe und Heinrichs wüthendster Gegner war; ferner alle andern sächsischen Bischöfe, mit Ausnahme derer von Bremen, Zeiz und Osnabrück, die es mit dem Könige hielten und deßhalb aus dem Lande gejagt wurden. Mitten unter jenen Männern befand sich auch ein Weib, **Adela**, Markgraf Dedo's Gemahlin, die voll Ehrgeiz und Haß die sächsischen Fürsten unablässig zum Kampfe gegen Heinrich anspornte. Die Klagen der Sachsen waren nicht ungerecht, aber sie wurden absichtlich übertrieben.

Die Verschwörung der Fürsten hatte keineswegs die Erleichterung des Volkes, sondern lediglich die Unabhängigkeit der Großen, der Herzoge, Markgrafen und Bischöfe zum Zwecke; da sich aber die nord- und süddeutschen Fürsten wieder wechselseitig beneideten, so konnten sie noch nicht übereinkommen, einen neuen Kaiser aus ihrer Mitte zu wählen; sie begnügten sich also, Heinrich zu demüthigen und zu schwächen, ohne ihn abzusetzen.

Der sächsische Bund brachte anfangs zu Goslar seine Klagen bittweise vor, und der edle Otto von Nordheim erbot sich, an Magnus Statt in den Kerker zu gehen, um dem Volke seinen Herzog wieder zu geben. Der König aber ließ sie einen ganzen Tag im Vorsaale warten, und gab ihnen zuletzt eine verächtliche Antwort. Da ergrimmten sie, Otto stellte sich auf einen erhabenen Platz, und hielt eine Rede an sie, worin er sie zur Rache aufforderte. Sie sammelten sich plötzlich, 60,000 an der Zahl, und belagerten den König in der **Harzburg**. Nun trat bei diesem Angst an die Stelle des Hochmuths, doch ward er durch Berthold von Zähringen gerettet, der sich zufällig bei ihm befand, und ihm auf heimlichen Wegen zur Flucht verhalf. Die Sachsen eroberten die Harzburg, wagten aber nicht, sie zu schleifen. Auch viele andere Burgen fielen in ihre Hände, in andern wehrten sich des Königs Besatzungen tapfer. Magnus aber ward glücklich befreit, indem sein Bruder Hermann siebzig Schwaben in einer Burg gefangen nahm, gegen welche Magnus ausgeliefert ward. Da brachten die Sachsen ein Sprüchwort auf, ein Sachse sey so viel werth, als siebzig Schwaben.

Heinrich kam auf seiner Flucht nach Hersfeld, wo er die Fahnen der Oberländer fand, die er kurz vorher zu einem Zuge nach Polen aufgeboten, und die er jetzt gegen die Sachsen führen wollte. Als er deßhalb eine Versammlung nach Gerstungen berief, zeigte sich, daß die oberdeutschen Fürsten keine Lust hatten, gegen die Sachsen zu streiten. Um aber auf Rudolf von Schwaben einzuwirken, stellte die sächsische Partei einen gewissen Reginger auf, der behaupten mußte, der König habe ihn zu Rudolfs Ermordung gedungen. Der edle Ulrich von Cosheim, Heinrichs treuer Freund, erbot sich zum Zweikampfe, wozu es aber nicht kam, weil sein Gegner vorher wahnsinnig wurde. Die Fürsten sagten sich indeß vom Könige los, der von aller Welt verlassen nach Worms floh. Dort hatten die tapfern Bürger so eben ihren ungeheuer dicken Bischof Adalbero vertrieben, aus gleichen Ursachen wie ehemals die Kölner, weil

ihre junge Freiheit gefährdet ward. Sie empfingen den König mit Jubel, denn alle Städte, so wie die freien Bauern, hielten es mit ihm gegen die Anmaßungen der Fürsten und des Adels. Hätte Heinrich diese Kräfte, die sich ihm freiwillig wider sein Verdienst anboten, zu benutzen verstanden, so würde der Sieg ihn schwerlich verlassen haben. Er kannte jedoch diese neuen Kräfte noch nicht, und die Furcht vor den Fürsten und ihrer Vasallenmacht lag ihm allzutief im Herzen. Seine Feigheit kühlte den Eifer der Bürger. Er überraschte die zu Oppenheim versammelten oberdeutschen Fürsten noch einmal, warf sich ihnen zu Füßen, und erhielt endlich von ihnen das laue Versprechen, ihm gegen die Sachsen beizustehen.

Wirklich brachten die Oberdeutschen 1074 ein Heer gegen die Sachsen auf. Da sich dieses Heer aber an der Werra zu streiten weigerte, so sah sich der König in einem Frieden zu Goslar gezwungen, den Sachsen alle ihre Forderungen zu bewilligen. Der Zehnten ward abgeschafft, und alle Burgen wurden gebrochen, auch die schöne Harzburg, die Heinrich umsonst zu verschonen flehte. Die Sachsen waren so roh, auch die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs, die in der Burg begraben lagen, aus der Erde zu reißen und zu beschimpfen.

Dieser Frevel empörte in jener frommen Zeit alle Gemüther wider die Sachsen, und Heinrich benutzte die günstige Stimme des Mitleids. Er bot im nächsten Jahre 1075 das ganze Reich auf, und alle rheinischen und oberländischen Fürsten, selbst die Böhmen leisteten ihm eine zahlreiche Heeresfolge. Der Hohn der tapfern Sachsen gegen die übrigen Stämme und der kleine Haß, der immer zwischen den Nieder- und Oberdeutschen bestand, trug viel dazu bei, eine Demüthigung der erstern den andern erwünscht zu machen. Die Sachsen sahen die Gefahr, und erboten sich zu allem Billigen, wollten sogar die Harzburg wieder herstellen. Heinrich aber hatte, von Rachlust glühend, ihr Verderben beschlossen, und überfiel sie unversehens bei Langensalza an der Unstrutt. Nach einem mörderischen Kampfe siegte besonders die Tapferkeit der Schwaben und Rudolfs. Die sächsischen Herren flohen auf ihren Rossen davon, das Fußvolk, das nicht zu fliehen vermochte, ward schaarenweise niedergemetzelt. Nur Bauern fielen auf Seite der Sachsen, auf des Königs Partei aber ein zahlreicher Adel. Auch Ernst von Babenberg, Markgraf von Oesterreich, fand den Tod. Noch auf dem Schlachtfelde ward den Schwaben ihr altes Vorrecht, im Reichsheere die ersten zu seyn, erneuert.

Zwar zogen sich bald darauf Rudolf, Welf und Berthold zurück, um den König nicht allzu mächtig werden zu lassen; die Sachsen selbst aber waren in Uneinigkeit, da die Bauern die Flucht des Adels nicht vergessen konnten. Zugleich drohten die Dänen und Wenden, und Heinrich war auch mit seinem geschmolzenen Heere im Stande, die Sachsen zur völligen Unterwerfung zu zwingen. Zu Spira in Thüringen 1076 streckten sie die Waffen; alle ihre Fürsten ergaben sich, und wurden ins Gefängniß geworfen. Nur Otto von Nordheim ward wieder vom Könige frei gelassen, und ihm sogar die Verwaltung von ganz Sachsen übertragen. Heinrich trug ein wunderbares Vertrauen zu diesem Helden, den er als seinem bittersten Feinde doch niemals gram werden konnte.

Capitel 177.

Gregor VII.

Alexander II starb 1073, und Hildebrand, an Alter schon vorgerückt, fand zur Ausführung seiner Entwürfe für nöthig, sich selbst die dreifache Krone aufs Haupt zu setzen. Er ward Papst unter dem Namen Gregor VII. Der sächsische Krieg begünstigte seine Wahl. Anfangs war er bemüht, Heinrich IV sich zu befreunden, und Agnes gab sich zur Vermittlerin her. Bald aber sah er ein, daß mit diesem wetterwendischen Könige nichts anzufangen sey, und beschloß, unbekümmert um ihn für sich allein zu handeln.

Dieser Papst entwickelte sogleich eine außerordentliche Thätigkeit. In Spanien, Frankreich, Ungarn gab er dem heiligen Stuhle nie erhörte Gewalt, während Deutschland ihm noch fern stand. Dann ging er an die Umgestaltung und Reinigung der Kirche, an die Zerstörung der Simonie, an die Befestigung der Sittlichkeit, an die Befreiung der Kirche von weltlicher Macht. Er gab zu diesem Behufe zwei ewig denkwürdige Concilienbeschlüsse, auf denen zum Theil das Schicksal der folgenden Jahrhunderte beruhte und deren Wirkungen sich selbst bis auf unsere Zeit erstrecken.

Zunächst gebot er 1074 den Cölibat oder die Ehelosigkeit aller Geistlichen. Bis dahin hatten nur die Mönche ehelos gelebt, Bischöfe und Priester aber mit Weibern und Kindern. Doch war schon längst die Frömmigkeit und Weltentsagung so hoch gestiegen, daß Keuschheit ein dringendes Erforderniß des Priesters schien. Besonders seit der Mariadienst zugenommen, verband man mit der Jungfräulichkeit und ewigen Keuschheit den Begriff einer göttlichen Weihe, Hoheit und übernatürlichen Kraft, der unter den Christen um so mehr herrschend wurde, als gerade im Gegensatze bei den Muhamedanern die Religion auf Unkeuschheit und Befriedigung der sinnlichen Lüste beruhte. Hierzu kam die Erinnerung an Christi Leiden und an die Märtyrer. Das höchste Ziel des Christen schien, zu dulden und zu entsagen, und mit diesem Beispiele sollten die Priester vorangehen. Sie sollten, als lebendige Heilige und Engel auf Erden wandeln. So wollte das Volk die Geistlichen, und so wollte sie Gregor im Sinne seiner Zeit. Zugleich aber wollte Gregor durch dieses Mittel Einheit in die Kirche bringen. So lange die Bischöfe heiratheten, nisteten sie sich gleich dem Adel geschlechterweise in den Bisthümern als erblichen Lehen ein und suchten sich darin vom Papste wie vom Kaiser unabhängig zu erhalten. Dieses Familienwesen in der Kirche widersprach ihrer Würde und war ihrer Kraft und Einheit höchst nachtheilig. Der Cölibat hob dieses Streben auf und fesselte den einzelnen Priester statt an sein Land und seine Familie lediglich an Himmel, Papst und Kirche. Die ganze Geistlichkeit wurde eine vom Volke streng gesonderte, nur unter einander selbst und durch ihr Oberhaupt verbundene Kaste, eine Art von stehendem Heere mitten im Frieden.

Gregor verrechnete sich aber, indem er dieses große Institut gründete. Er traute der menschlichen Natur zu viel zu. Natur und Bibel gebieten die Ehe. Der unnatürliche Zwang konnte nur zu Uebertretungen, zu Heuchelei und heimlichem Laster führen. Auch war es nur das Volk, das dem Papste zujauchzte, weil es seine Priester heiliger haben wollte, ohne zu fühlen, wie schwer dieß den Betheiligten selbst sey. Die Priester selbst (mit Ausnahme der damals noch wenig zahlreichen Mönche, die schon in den Klöstern an die Ehelosigkeit gewöhnt waren) widersetzten sich, und insbesondere in Deutschland. Als Siegfried von Mainz 1074 die Sache in einer Versammlung der deutschen Bischöfe zu Erfurt vortrug, erhoben sie einen solchen Lärmen dagegen, daß er seines Lebens nicht

sicher war. Allein Gregor regte jetzt das Volk gegen die ehelustigen Geistlichen auf, indem er dieselben in den Bann that und dem Volke untersagte, Messe bei ihnen zu hören. Dieß wirkte. Vergeblich bewiesen Bischof Otto von Constanz und Ulrich von Regensburg das Gebot der Priesterehe aus dem Apostel Paulus und andern Bibelstellen, so wie aus dem Naturgesetze, vergebens unterstützten sie andere; das Volk sah dahinter nur Schwäche und Sinnlichkeit und wollte in seinen Priestern nur überirdische Engel des Lichts sehen. In nicht langer Zeit mußte sich die deutsche Kirche in das Gesetz Gregors fügen.

Ein zweites Gesetz, das Gregor 1075 erließ, übte gleich tiefgreifenden Einfluß. Der Papst verbot die Investitur durch Laien. Zunächst ward hiedurch die Simonie verhindert, indem die Besetzung geistlicher Aemter nicht mehr von der Willkür des Königs und seiner Diener abhing. Eine weit höhere Bedeutung gewann aber dieß Gesetz, indem es die Kirche für unabhängig vom Staate erklärte und die ungeheuern geistlichen Güter, die bisher durch die Investitur Lehen des Kaisers gewesen, zum Eigenthume der Kirche machte. Nur die Geistlichkeit sollte ferner den Bischof wählen, nur der Papst ihn bestätigen; der weltlichen Macht weder über die Wahl, noch über die Lehengüter, noch über das Betragen desselben eine Stimme bleiben. So von außen durch das Verbot der weltlichen Investitur unabhängig gemacht und im Innern durch den Cölibat zu einer freien Gemeinde verbunden, sollte die Geistlichkeit ihre Weltherrschaft begründen.

Damit aber diese Gemeinde ein einiges Haupt habe, verlieh Gregor dem Papste auch die höchste Macht über die Concilien und erklärte jede Kirchenversammlung für ungültig, die nicht vom Papste allein ausgeschrieben seyn würde. Und wie Karl der Große, nachdem er auf gleiche Weise seine weltliche Herrschaft gegründet, durch seine weiten Lande die Sendgrafen ausgehen ließ, so Gregor die sogenannten Legaten oder Abgesandten der Kirche, die in seinem Namen allwärts zum Rechten sehen und die päpstliche Macht handhaben sollten.

Capitel 178.

Heinrich im Bann.

Die Sachsen hatten nicht verfehlt, den König beim Papste anzuklagen, und auch Heinrich war so unvorsichtig gewesen, wiederum die Sachsen anzuklagen und damit dem Papste selbst Anlaß zu geben, sich gleichsam zum obersten Schiedsrichter aufzuwerfen. Gregor sah, daß Heinrich ein Kind sey, und sprach als Mann, denn Spielerei lag außer dem Wege seines ernsten Kampfes. Der so eben angenommenen Größe des päpstlichen Stuhles gemäß erhob er sich zum Richter über alle weltliche Gewalt, klagte Heinrich an, beschied ihn stolz nach Rom vor seinen richterlichen Thron und that alle die Bischöfe in den Kirchenbann, die Heinrich mittelst Simonie in ihre Aemter gebracht. Heinrich nahm diese Sache auf die leichte Achsel, weil er Gregor noch nicht kannte, hielt 1076 zu Worms ein Concilium von deutschen Bischöfen und setzte Gregor ab. Da wagte dieser kühn und sicher den entscheidenden Schritt und that den Monarchen der Christenheit selbst in den Bann, sprach alle seine Völker kraft kirchlicher Gewalt von ihrer Eidespflicht gegen ihn los und entsetzte ihn förmlich seiner kaiserlichen und königlichen Würde.

Anfangs lachte Heinrich über den stolzen Mönch, bald aber ward er mit Entsetzen gewahr, wie sicher Gregor seinen Bannspruch berechnet. Mit Aus-

nahme der Städter, deren Gewerbe, und der freien Bauern, deren altgermanische Verfassung dem Papstthume immer widerstrebte, fiel alles Volk von Heinrich IV ab und floh ihn, den der Kirchenbann belastete, gleich einem Verpesteten. Gregor kannte die Deutschen, deren Frömmigkeit eben so leicht in starres Schrecken und furchtsames Schweigen als in unauslöschliche Flammen der Heldenbegeisterung zu versetzen war. Auf die Ehrfurcht vor dem Glauben und seinen Dienern, auf den unbedingten Gehorsam gegen den Stellvertreter St. Peters, der durch seine unerhörte Kühnheit und Sicherheit eine göttliche Sendung beurkundete, waren die Wirkungen jenes Bannstrahls berechnet. Nicht minder aber war von den deutschen Fürsten zu erwarten, daß sie die Gelegenheit benutzen würden, den Kaiser zu demüthigen.

Da erhob sich Aufruhr in ganz Deutschland. Die Sachsen erwachten aus ihrer Betäubung, Otto trat wieder an ihre Spitze gegen den König. Die fränkischen Besatzungen wurden aus Sachsen herausgeschlagen. Ein Theil der gefangenen Fürsten machte sich frei. Ludwig von Thüringen sprang aus seinem Kerker im Schlosse Giebichenstein, wie die Sage geht, in einem gewaltigen Riesensprunge, in die Saale, und erhielt davon den Namen des Springers. Die andern Gefangenen ließ Heinrich selber frei, nachdem er eine rührende Rede an sie gehalten und sie um Frieden und Beistand gebeten. Aber seine böse Stunde war gekommen. Alle seine Feinde, auch Welf, der ihm so viel verdankte, fanden für ihre Rachlust oder Habsucht in dem Bannstrahle einen willkommenen Vorwand des Verraths. Rudolf hatte noch größere Plane. Ein Fürstentag zu Oppenheim ward angesetzt und Heinrich, von allen verlassen, trotz der rührendsten Bitten, seines Amtes entsetzt, bis er vom Banne sich befreit haben würde. Den Papst dagegen baten sie, im nächsten Jahre nach Augsburg zu kommen und Deutschlands Angelegenheiten zu regeln. Man ging damit um, Rudolf an Heinrichs Stelle zum Könige zu wählen, und damit der letztere sich nicht vom Banne befreien könne, ward ihm ein enger Aufenthalt zu Speyer angewiesen und der Weg nach Italien versperrt.

Heinrich verzweifelte, sah aber kein anderes Mittel seiner Erhaltung, als wenn er den Fürsten zuvorkäme, sich nach Italien durchschliche, und den Papst, es koste was es wolle, um Lossprechung vom Banne beschwöre. In der Angst seiner Seele brach er auch sogleich heimlich auf, von Bertha, seinem kleinen Sohne und einem einzigen Ritter begleitet. Der Winter dieses Jahres 1076 war kälter, als einer seit Menschengedenken gewesen, so daß von Martini bis in den April 1077 der Rhein mit Eis bedeckt blieb. Und in dieser grimmigen Kälte um die Weihnachtszeit mußten sich die kaiserlichen Pilger durch die Späher Rudolfs hindurch schleichen, um die damals noch ganz unwegsamen Alpen zu übersteigen. Glücklich kamen sie bis nach Vivis am Genfersee. Da hielt sie Bertha's Mutter und ihr Bruder Amadeus, Graf von Savoyen, mit Gewalt auf, und sie mußten den Schmerz erleben, von ihren eigenen Verwandten den Durchzug nur gegen Abtretung von fünf burgundischen Bisthümern frei zu bekommen. Dann erstiegen sie die Hochgebirge, den beschneiten Paß des St. Bernhard. Die treue Bertha, die ihren unglücklichen Gatten nirgends verließ, mußte auf einer Ochsenhaut über das Eis geschleift werden. Der Kaiser der Christenheit klomm gleich einem Gemsjäger mühsam auf allen Vieren die Tod drohenden Pfade. Doch kamen sie glücklich in die Lombardei.

Capitel 179.

Heinrich in Canossa.

Das war Heinrichs traurige Römerfahrt. Wie sehr aber war er erstaunt, als ihm bei seiner Ankunft in der Lombardei sogleich eine Menge italienischer Fürsten und Bischöfe entgegen kamen und ihn mit Ehrfurcht als Kaiser begrüßten. Alle Italiener, die der Papst ebenfalls in Bann gethan, besonders die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, fanden bei Heinrich sich ein und ermunterten ihn, an ihre Spitze zu treten, den Papst abzusetzen. Heinrich aber mißkannte auch hier die Hülfe, die ihm freiwillig sich darbot, und war zu voll von Furcht vor den deutschen Fürsten. Darum blieb er seinem ersten Vorsatze treu, Gregor um Gnade zu bitten.

Der Papst war eben auf dem Wege nach Augsburg und erschrack nicht wenig, als er vernahm, daß der König in Italien sey. Um auf jeden Fall seine Person zu sichern, warf er sich in das feste Schloß Canossa, das seine Freundin Mathilde ihm eröffnete. Mathilde war vor kurzem Wittwe geworden. Gottfried der Bucklige, Heinrichs standhafter Freund, ward in einem heimlichen Gemache erstochen, und Gregors Feinde warfen auf diesen die Schuld des Verbrechens, weil Mathilde des Papstes innigste Freundin ward und ihr reiches Erbe der Kirche vermachte. Auch wurde ihm und Mathilden ein unziemliches Verhältniß vorgeworfen, ohne Zweifel grundlos; denn Gregor war weder ein liebenswürdiger Weiberknecht, noch konnte er auch nur im entferntesten seinen heiligen Ruf zu beflecken Anlaß geben. Frömmigkeit bis zum Aberglauben band Mathilden an ihn, und ihre Macht und Anhänglichkeit war wiederum ihm von großem Werthe.

Heinrich wandte sich sogleich an Mathilden um Fürbitte bei Gregor, und dieser ward durch Heinrichs Bußfertigkeit an der Spitze eines gewaffneten Anhangs allerdings überrascht, fand sich aber bald in die Umstände und nahm die strengste und unerschrockenste Miene an. Er befahl dem Könige, allein und als ein Büßender, nach Canossa zu kommen und sein Urtheil zu gewärtigen. Heinrich folgte, und ward in die Burg gelassen. Hinter ihm schlossen sich die Thore wieder. Da stund er mit bloßem Haupte und Füßen in einem wollenen Bußhemde drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Trank in der härtesten Winterkälte zwischen der doppelten Burgmauer, und niemand nahm sich weiter seiner an. Erst auf inständiges Bitten aller im Schlosse Anwesenden und besonders Mathildens ließ ihn der Papst vor sich kommen, und sprach ihn vom Banne los, doch nur unter der strengen Bedingung, daß er zu einer fernern endlichen Entscheidung des Papstes in den Reichssachen sich stellen wolle, wann und wo es der Papst verlangen würde, und daß er bis dahin noch seines Amtes entsetzt seyn und der königlichen Ehre sich nicht anmaßen solle. Darauf hielt Gregor feierlich Messe und nahm eine Hostie, brach sie entzwei und sprach: wenn die Beschuldigungen, die du zu Worms gegen mich ausgestoßen, wahr sind, so soll die Hostie, die ich esse, mir jähen Tod bringen. Als er sie aber verzehrt, sprach er wieder: nun verzehre du die zweite Hälfte und gelobe ein Gleiches, wenn meine Klagen gegen dich gegründet sind. Heinrich nahm die Hostie nicht. Nach diesem Triumphe entließ der Papst den gedemüthigten Fürsten.

Wie sehr aber wunderte sich Heinrich abermals, als jetzt alle Italiener sich von ihm abwandten, ihn ausschalten und verspotteten, und einem so feigen Kaiser nicht mehr gehorchen wollten. Da erst ging er in sich, bereute seine Demuth und entschloß sich zur Gewalt und zum Bruche des eben geleisteten Eides.

Er schloß Gregor in Canossa dergestalt ein, daß er weder nach Augsburg noch nach Rom konnte. Zugleich sammelten sich nach und nach alle von Gregor gebannten Bischöfe und seine Freunde unter den Laien, vor allen der edle schwäbische Graf Eberhard von Nellenburg aus Deutschland unter seine Fahne.

Capitel 180.

Rudolf, der Pfaffenkönig.

Mittlerweile harrten die deutschen Fürsten vergeblich auf den Papst, und erfuhren, wie Heinrichs Macht wieder gewachsen sey. Da war für Rudolf keine Zeit zu verlieren. Sein Ehrgeiz siegte über die Treue, die er seinem Kaiser und Verwandten schuldig war. Er ließ sich zum Könige wählen und in Mainz vom Erzbischofe einweihen. Die Bürger von Mainz waren aber Freunde Heinrichs, und es entspann sich noch während des Festes ein Kampf zwischen ihnen und den schwäbischen Vasallen bei Gelegenheit ihrer Ritterspiele. Nach einem mörderischen Blutbade von beiden Seiten mußte Rudolf aus der Stadt flüchten. Er wollte in Worms sich festsetzen; aber auch diese Bürger verschlossen ihm die Thore.

Kaum war der neue König erhoben, so begann ein blutiger Kampf seiner Anhänger mit denen Heinrichs durch ganz Deutschland. Er ward um so erbitterter, als eine Menge Bisthümer doppelt mit Bischöfen von Heinrichs Partei, die Gregor gebannt hatte, und mit neuen gregorianischen besetzt waren. Heinrich selbst rückte mit überraschender Schnelligkeit über die Alpen, fand in Kärnthen, Oesterreich, Böhmen und selbst in Bayern bei dem gegen die Welfen noch immer erbitterten Adel Anhang und rückte mit bedeutender Macht gegen Rudolf an.

In Deutschland theilte sich alles in zwei Parteien, die Königlichen und die St. Peters Getreuen. Dieß war der Ursprung der großen Spaltung deutscher Nation, die als Kampf der Welfen und Waiblinger nachher eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. In Schwaben tummelten sich die Gegner mit wüthender Erbitterung. Das Volk schwankte zwischen dem Herzoge und dem Kaiser. Der Adel und die Bischöfe waren getheilt, die Städte jedoch und die Centen der freien Bauern waren alle für Heinrich. Würzburg leistete Rudolf verzweifelten Widerstand, und 12,000 Bauern aus den Centen stießen zu Heinrichs Heer. Unter gräulichen Verwüstungen ward der Krieg nach Franken gespielt. Dort kam es 1078 bei Melrichstadt zu einer Hauptschlacht, doch ohne Entscheidung, denn auf dem einen Flügel siegte Heinrich mit seltener Tapferkeit, auf dem andern Otto von Nordheim mit den Sachsen für Rudolf. Siegfried von Mainz, der böse Bischof von Worms und der päpstliche Legat bei Rudolf fielen in Heinrichs Hände, Wezilo von Magdeburg fand den Tod in der Schlacht. Durch die Sachsen aber wurden hinwiederum der heldenmüthige Eberhard von Nellenburg und die wackern schwäbischen Bauern umgebracht. Mit unmenschlicher Härte wurden alle Bauern, die den Rittern lebendig in die Hände fielen, entmannt. Der Adel fühlte, wie gefährlich ihm diese freien Bauern werden könnten und scheute keinen Frevel, sie abzuschrecken. Wo es anging, ward seitdem die Freiheit der Bauern im Kleinen immer mehr beschränkt, und die Kaiser thaten für diese braven Leute so viel als nichts.

Die Parteien ruhten eine Weile. Bertheld von Zähringen starb in demselben Jahre 1078 aus Kummer über den Kampf, in den er wider Willen und

Gewissen hineingerathen. Sein Sohn Berthold blieb bei Rudolfs Partei und heirathete dessen Tochter Agnes. Das Herzogthum Schwaben aber gab Heinrich an des abtrünnigen Rudolfs Stelle dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen, einem schwäbischen Edeln, der ihm vor allen treu gewesen; und um ihn noch höher zu stellen, gab er ihm auch die Hand seiner Tochter Agnes. Friedrich hieß von Büren, bevor er am Ausgange der schwäbischen Alp das Schloß Staufen baute, an dessen Namen sich alle Herrlichkeit des deutschen Reichs knüpfen sollte.

Gregor war mit dieser Wendung der Dinge nicht zufrieden. Er zauderte, da er nicht wußte, wohin der Sieg ausschlagen würde. Darüber erbittert, erließen die Sachsen drei Schreiben an ihn, die man das Hahnengeschrei nannte, weil sie gleich jenem Hahne des Apostels Petrus den Nachfolger desselben zur Reue bewegen sollten. Ein ganzes Jahr ging mit fruchtlosen Unterhandlungen hin. Noch im Winter 1080 aber brach Heinrich wieder gegen Rudolf auf und schlug eine zweite Hauptschlacht bei Flarcheim. So tapfer Heinrich focht, behielt doch Otto von Nordheim, dem niemand im Felde widerstand, die Oberhand. Da endlich glaubte Gregor, das Glück sey mit Rudolf, und er gab ihm seine Bestätigung, und da die ächten Reichskleinode Karls und Otto's des Großen in den Händen Heinrichs sich befanden, so überschickte der Papst dem neuen Könige eigenmächtig eine Krone, die er von ihm zu Lehen empfangen sollte*). Auch that er Heinrich abermals feierlich in den Bann. Heinrich dagegen hielt ein deutsches Concilium zu Mainz, setzte Gregor zum zweiten Male ab und an seiner Statt den Erzbischof von Ravenna, Clemens III, zum Papste ein, 1080.

Noch in demselben Jahre zog Heinrich mit Heeresmacht über Sachsen und lieferte seinem Gegner eine dritte Hauptschlacht bei Mölsen an der Elster, in jener großen Ebene zwischen Merseburg und Leipzig, da schon einmal Heinrich der Vogler die Ungarn überwunden, und die noch in der Folge durch zahlreiche welthistorische Schlachten der Deutschen berühmt wurde. Otto von Nordheim behauptete nochmals den Sieg, aber der König Rudolf ward tödtlich verwundet, und die rechte Hand ward ihm von Gottfried, einem Vetter Gottfrieds des Buckligen, der nach ihm Herzog von Niederlothringen und unter dem Namen seines Stammsitzes Bouillon ein berühmter Held geworden ist, im Kampfe abgehauen. Sterbend betrachtete er die Hand und rief schmerzlich aus: dieß ist die Hand, mit der ich einst Heinrich Treue geschworen. Er ward zu Merseburg königlich beerdigt. Als diese Stadt bald darauf in Heinrichs Gewalt fiel, rieth man ihm, das schöne Grab zu zerstören. Er aber sprach: wollte Gott, daß alle meine Feinde so herrlich begraben lägen.

Capitel 181.

Hermann, der Knoblauchkönig.

Rudolfs Partei war ohne Haupt und trotz des Sieges bestürzt. Heinrichs Anhang vermehrte sich, und er konnte Friedrich von Hohenstaufen den Kampf in Deutschland führen lassen und selbst nach Italien gehen, um seinen alten Feind

*) Daher sie die Inschrift führte:
Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

Feind Gregor zu demüthigen. Er zog über die Alpen, schlug Mathildens Partei bei Parma, rückte vor Rom und belagerte diese Stadt unter heftigen Kämpfen drei Jahre lang. Endlich erstieg 1083 ein sächsischer Ritter, Wiprecht von Groitsch, ein Feind der sächsischen Markgrafen und darum Heinrichs Freund, die Mauern von Rom, und nahm die Stadt im Sturme. Noch hielt sich Gregor in der Engelsburg, entfloh aber endlich auf heimlichen Wegen nach Salerno in die Arme der Normannen. Heinrich führte Clemens III auf den Stuhl St. Peters und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Dann ging er nach Deutschland zurück. Gregor aber kam ungesäumt mit den Normannen wieder, eroberte Rom und konnte nicht hindern, daß die Normannen die Stadt grausam ausplünderten. Darüber rotteten sich die Römer zusammen und zwangen die rohen Gäste zur Rückkehr. Der Papst hatte nirgends mehr eine Zuflucht, als in Salerno. Er starb in der Verbannung 1085, und seine letzten Worte waren seines großen Lebens würdig. Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, rief er aus, und die Ungerechtigkeit mit Haß verfolgt, darum sterbe ich in der Verbannung. Paul Bernried beschrieb sein Leben am treuesten. Für ihn schrieben gegen den Kaiser Hugo Blanc, Deodat (beides deutsche Cardinäle) und Berthold von Constanz, gegen ihn für den Kaiser Waltram, Conrad von Utrecht, Benno von Meißen. Eine Geschichte des Sachsenkriegs, höchst feindselig gegen den Kaiser, schrieb der Mönch Bruno, ungerechnet mehrere namenlose Streitschriften. Bei dieser Gelegenheit mögen auch die übrigen größern Geschichtschreiber jenes Zeitraums erwähnt werden. Lambert von Aschaffenburg († 1077) schrieb eine vortreffliche Geschichte der Deutschen in besserm lateinischem Styl als alle seine Vorgänger. Sigebert von Gemblours († 1112) schrieb außer einer giftigen Schrift gegen Kaiser Heinrich IV auch eine allgemeine Weltchronik. Hepidanus schrieb alemännische Annalen, Eckhart eine Geschichte St. Gallens. Hierher gehören auch namenlose Chroniken von Quedlinburg, Hamersleben, Hildesheim. Für die Geschichte des nordischen Erzbisthums und des heidnischen Nordens überhaupt ist aber der wichtigste Schriftsteller dieser Zeit der berühmte Adam von Bremen († 1076). —

In Deutschland erhielt sich indeß Rudolfs und der Sachsen Partei. Von ihr ward 1082 zu Eisleben Hermann von Luremburg zum Könige erhoben, den man spottweise von dem vielen Knoblauche in der Gegend um Eisleben den Knoblauchkönig nannte. Er war ein untüchtiger Mann, und stand gänzlich unter dem Einflusse Welfs, Bertholds von Zähringen, des Sohnes Rudolfs und Leopolds von Oesterreich. Otto von Nordheim starb und mit ihm die Seele von Heinrichs Gegenpartei.

Friedrich von Schwaben und die zahlreichen Anhänger Heinrichs schlugen sich unausgesetzt mit seinen Feinden herum, und Deutschland ward nicht wenig verwüstet. Auch zogen dießmal die freien friesischen Bauern mit dem Erzbischof von Bremen für Heinrich in den Kampf, wurden aber von dem sächsischen Grafen von Mannsfeld überwunden und niedergehauen. Der Haß der Ritter zeigte sich hier abermals, indem sie die Leichen der Bauern unbegraben liegen ließen.

Der Kaiser kam aus Italien zurück und fiel nach fruchtlosen Unterhandlungen 1085 in Sachsen ein, behielt die Oberhand und unterwarf alle seine Gegner, bis auf den König Hermann, den neuen Erzbischof Hartwig von Magdeburg und seinen alten bittersten Feind Bucco. Diese flohen zu den Dänen und kehrten nach Heinrichs Abzug sogleich zurück, um neuen Aufruhr zu stiften. Hermann zog im folgenden Jahre 1086 bis vor Würzburg, um

sich mit Welfs Anhang im Oberlande zu verbinden, ward aber bei Pleichfeld vom Kaiser aufs Haupt geschlagen und dankte 1087 ab, weil er einsah, daß er vergeblich kämpfte und bei seinem eigenen Anhange keine Achtung besäße. Bald darauf ward er durch ein Weib umgebracht.

Capitel 182.

Ekbert und Conrad, Gegenkönige.

Noch immer ruhte der Kampf nicht. Nach Rudolfs, Otto's und Hermanns Tode blieben Ekbert von Meißen und Bucco von Halberstadt die Häupter der Rebellen, und der erstere ward von den Sachsen zum Könige gemacht. Nach dem Tode des tapfern Otto von Nordheim war Ekbert, der mächtige Herrscher in den slavischen Marken, aus dem alten durch Raub und Unterdrückung übermäßig bereicherten Hause Wettin, der gefährlichste Gegner Heinrichs, und dieß war schon das zweite Mal, daß ein unter den slavischen Knechten zu absoluter Herrschaft gewöhnter Markgraf nach der deutschen Krone strebte. Aber sie sollte auch ihm nicht werden. Der eifersüchtige alte Welf verließ ihn, um sich ein südliches Reich in Italien zu erwerben, indem er seinen jungen gleichnamigen Sohn mit der schon bejahrten Mathilde vermählte und dadurch deren lombardisches Erbe mit seinem Bayern zu verbinden strebte. Die Partei setzte nach Gregors Tode Victor III, dann Urban II ein, die Clemens III vertrieben, Gregors Werk weiter führten und den Kaiser fortwährend bannisirten. Doch entschied sich das Glück für Heinrich. Bucco ward 1088 ermordet und bald darauf auch Ekbert, durch die Diener der Aebtissin von Quedlinburg, Heinrichs Schwester, die ihn in einer Mühle überraschten. Auch Rudolfs Sohn Berthold starb, und es kam 1093 endlich zum Frieden, da auch Welf plötzlich die Partei Mathildens verließ, weil diese alle ihre Länder dem Papste schenkte. Diesen Mann trieb überall und immer der gemeinste Eigennutz. Deutschland ward beruhigt, der Kaiser blieb in seiner vollen Gewalt, Welf behielt Bayern und seine schwäbischen Güter; Berthold von Zähringen ward Reichsvogt über einen großen Theil der nördlichen Schweiz, und gründete Freiburg, so wie sein Sohn gleiches Namens Bern. Sein Neffe Hermann ward der erste Markgraf von Baden und Hochberg. Friedrich von Hohenstaufen blieb Herzog von Schwaben, Magnus von Sachsen. Wiprecht von Groitsch ward zum Markgraf über Meißen und Lausitz gesetzt, den aber Ekberts und Dedo's Söhne bald wieder verdrängten. Udo blieb Markgraf in Brandenburg, Ludwig der Springer Landgraf in Thüringen, Leopold Markgraf in Oesterreich, Ludolf Herzog in Kärnthen, Gottfried von Bouillon Herzog in Nieder-Lothringen. In Burgund und Franken herrschten nur mächtige Grafengeschlechter. Die Bisthümer wurden größtentheils neu besetzt. Der Papst aber verharrte bei seinem Bannspruche.

Während der deutschen Unruhen hatten die Slaven völlig freie Hand. Wratislav von Böhmen stand Heinrich bei und ward dafür schon 1086 mit dem königlichen Titel beehrt. Sein Bruder Conrad aber ward erster Markgraf in Mähren. Boleslav von Polen nahm ebenfalls 1076 den Namen eines Königs an. Auch mit den Russen kam damals das deutsche Reich zum ersten Male in Berührung, indem Heinrich nach Bertha's Tode eine russische Fürstin, Praredis, heirathete. Rußland gehörte damals schon zur griechischen Kirche. Die Praredis (in Deutschland Agnes genannt) vermehrte Heinrichs Unglück. Sie beschuldigte ihn öffentlich, sie zu den unerhörtesten Ausschweifungen verführt zu

haben, und machte ihn so in den Augen des Volkes aufs neue verächtlich. Ob sie dadurch ihre eigene Liederlichkeit beschönigen wollte, oder ob sie sich der päpstlichen Partei hingab, bleibt ungewiß. Sie soll nach Rußland heimgekehrt seyn. Die heidnischen Wenden setzten dagegen ihren grausamen Krieg mitten in Deutschland unablässig fort. Magnus und Udo hielten sie mit Noth von den christlichen Gränzen ab. Cruco herrschte noch immer. Da gelang es endlich Heinrich, dem Sohne Gottschalks, zu dem Cruco's Gemahlin, die schöne Slavina, geheime Liebe trug, den gewaltigen Rügenfürsten zu ermorden 1105 und in der Folge gegen dessen Sohn Ratzo mit Glück zu kämpfen.

Sobald Heinrich Deutschland beruhigt sah, zog er wieder über die Alpen gegen Mathilden und den Papst. Er schlug Mathildens Heer, führte Clemens III in Rom wieder ein, und ließ seinen Sohn Conrad zum Wächter in Italien zurück, indem er selbst wieder nach Deutschland ging. So viele seiner Feinde Heinrich aber überlebte, so wurden ihm doch stets neue geboren, und wie alle andern darniederlagen, aus seinem eigenen Blute. Urban, Mathilde und Roger von Sicilien reizten den jungen Conrad zur Empörung. Der letztere gab ihm seine schöne Tochter Jolanta. Diese Liebe, der eigene Ehrgeiz, die Furcht vor dem Bannstrahle und vor dem Verluste der Kaiserkrone, wenn er seinem Vater treu bliebe, die Verachtung seines Vaters, das schlechte Blut, das er aus dessen Jugendzeit geerbt, gab ihm den frevelhaften Gedanken des Aufruhrs ein. Er ließ sich zu Mailand krönen, 1095. Sein Vater that ihm vergebens rührende Vorstellungen, und schloß ihn sodann von der Nachfolge aus. Conrad sah sich auf Italien beschränkt. Dort aber war nicht der Ort für ihn. Sein Anhang handelte nur für sich, nicht für ihn. Das Gefühl der Unmacht und der Schande riß ihn daher früh ins Grab, 1101.

Capitel 183.

Ursachen der Kreuzzüge.

Um diese Zeit begann eine ungeheure Bewegung der Geister durch ganz Europa, die eine zweite Völkerwanderung zur Folge hatte. Die überwallende Begeisterung für die Religion des Kreuzes brach in unermeßlichen Heereszügen gegen die Ungläubigen aus, und durch einige Jahrhunderte wurden diese Kreuzzüge die Seele und der Höhenpunkt des Mittelalters. Erst in den Kreuzzügen brach der innere Geist der mittelalterlichen Völker aus den Zänkereien ihrer Häupter, wie aus den Dornen die volle Rose.

Schon unter den Ottonen waren mit der Steigerung des Glaubenseifers überhaupt auch die Wallfahrten zum heiligen Grabe Christi in Jerusalem, dem größten Heiligthume der Christenheit, häufiger geworden. Pilgrime nannte man die Wallfahrer; ein schwarzes Kleid, ein langer *Stab*, *ein* großer Hut und Muscheln von der Küste des gelobten Landes, *Rosenkränze* von Jerusalem waren ihre einfache Auszeichnung. Die Araber, im Besitze der heiligen Stadt, achteten die Frömmigkeit der friedlichen Pilger, gestatteten ihnen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannes des Täufers. Als aber 1078 die Türken, ein tartarisches Bergvolk vom Kaukasus, der arabischen Herrschaft und auch Jerusalems sich bemeistert, begann eine harte Verfolgung der Pilgrime. Die rohen unmenschlichen Türken entheiligten Christi Grab, schleppten die Christen in die Sklaverei und machten es den Pilgern unmöglich, ihre

Reisen fortzusetzen. Dieß gab den nächsten Anlaß zu zahlreichen bewaffneten Wallfahrten oder Kreuzzügen.

Die Neigung des christlichen Abendlandes zu diesen Zügen hatte noch besondere Ursachen. Eben jetzt hatte der Glaubenseifer durch Gregors VII Reformen einen neuen Schwung erhalten, und die Gemüther waren mehr als je zuvor für das Wunderbare empfänglich. Damit verband sich der Aufschwung des Ritterthums in Spanien, bei den Normannen und in Frankreich. Die Spanier, der Westgothen heldenmüthige Nachkommen, hatten seit dem Beginne des achten Jahrhunderts unablässig mit den Arabern erst um Freiheit und Glauben, dann um Wiedereroberung ihres Spaniens gestritten. In diesen Kämpfen war ein höherer ritterlicher Geist bei ihnen heimisch geworden, zum Theil eine Nachahmung des schönen Ritterthums, das früher schon bei den Arabern blühete. Da ihr ganzer, einziger und unaufhörlicher Krieg aber gegen die Ungläubigen gerichtet war, und nur der Glaube das ewige Hinderniß des Friedens, der ewige Sporn des Kampfes war, so mußte das spanische Ritterthum wesentlich ein christlich-religiöses seyn, jede Kraft und That dem heiligen Glaubenszwecke unterordnen, und neben diesem Höchsten und Reinsten keinen niedrigen aufkommen lassen. Daraus entsprang eine doppelte wichtige Folge für Europa. Zunächst erinnerte der spanische Krieg die ganze abendländische Christenheit unaufhörlich an ihre Pflicht, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vertilgen. Sodann ging, sobald einmal das Ritterthum auch in Frankreich und Deutschland aufkam, nothwendig der religiöse Geist der Spanier in dasselbe über, weil hierin allein das höchste Ziel des christlichen Ritterthums ausgesprochen war. Ein dritter Grund der Kreuzzüge ist bei den Normannen zu suchen. Auch diese waren auf Sicilien und im mittelländischen Meere in heißen Kampf mit den Arabern gerathen, und wenn sie, die selbst noch Heiden oder erst Neubekehrte waren, weniger der Glaubenseifer trieb, so wohnte bei ihnen dagegen noch ganz der abenteuerliche Geist der alten Germanen, der auch bei den übrigen deutschen Völkern nur wieder aufgeweckt werden durfte, um im neuen Ritterthume verklärt eine wesentliche Triebfeder der großen Geistesbewegung zu werden. Endlich nahmen sich der Kreuzzüge besonders die Franzosen an, deren feuriges Blut am schnellsten für den großen Gedanken erglühte, zumal da sie schon früher als die Deutschen eine Ritterschaft hatten, die wieder viel zahlreicher und weniger beschäftigt war, als die spanische.

Der Papst war also keineswegs allein Ursache der Kreuzzüge, obwohl er sie zu seinem Vortheile wohl benutzte. Er erhöhte durch sie den Glaubenseifer, die Ergebenheit gegen die Kirche, er lenkte durch sie die weltlichen Waffen, die so oft gegen die Kirche gezückt worden waren, auf eine andere Seite hin, und gewann freien Spielraum; er mußte in einem so allgemeinen christlichen Kampfe auch das Oberhaupt der Christenheit werden, da bisher in den weltlichen Händeln der Kaiser dieses Oberhaupt gewesen war.

Capitel 184.

Aufruf zu den Kreuzzügen.

Schon Gregor VII hegte den Gedanken der Kreuzzüge, und würde ihn wahrscheinlich ausgeführt haben, wenn ihn nicht noch näher liegende Sorgen ganz in Anspruch genommen hätten. Er verband damit noch einen andern Plan, nämlich die griechische Kirche der katholischen einzuverleiben. Die Hülfe, die er aus solchen Gründen dem von den Türken hart bedrängten Alexius, Kaiser in Constantinopel, versprach, konnten aber erst seine Nachfolger leisten.

Eine zweite Gesandtschaft des Alexius an Urban II und die Erscheinung eines merkwürdigen französischen Pilgers gaben den Ausschlag. Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, kam aus Palästina zurück und brachte nebst einem flehenden Sendschreiben des verfolgten Patriarchen von Jerusalem, wie er behauptete, einen mündlichen Befehl von Christo, das heilige Grab zu retten. In seiner Pilgertracht, verwildert von Reisen und Gefahren, auf einem Esel reitend, in der einen Hand den Brief, in der andern ein Crucifix, durchzog er Frankreich und Italien, und rief mit flammender Beredsamkeit alles Volk zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf. Alle Gemüther wurden ergriffen. Urban II stellte sich als Papst an die Spitze der Gläubigen und hielt, weil er nicht nach Deutschland durfte, erst zu Piacenza in Italien, dann zu Clermont in Frankreich 1095 eine große Kirchenversammlung für die neue Sache der Christenheit. Hier auf einem weiten, grünen Felde hielt er eine lange begeisternde Rede an das Volk, schilderte lebendig die Bedrängniß der morgenländischen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet. Dann that er den Befehl vom Himmel kund, die furchtbaren Gräuel zu rächen, das Heiligthum zu retten. Und mit Einer Stimme rief die unübersehliche Menge der Franzosen: Gott will es, Gott will es! und zum Zeichen, daß er zum Streiter Christi sich weihe, heftete jeder ein rothes Kreuz auf die Schulter.

Die größte Bewegung entstand zuerst unter den niedern Vasallen und Leibeigenen. Wer hätte gewagt, ihnen das Kreuz und die Waffen im Dienste des Höchsten abzuschlagen! Sie aber sahen im Aufrufe zum Kreuzzuge wie billig auch eine Befreiung vom Drucke des Adels, und eine Ehre, die ihnen mit den Waffen bisher versagt gewesen. Schaarenweise sammelten sie sich um Peter den Einsiedler und einen Abenteurer, Walther, den die Ritter und Edlen spöttisch Habenichts nannten. Ihre Bewegung aber weckte die Eifersucht des stolzen Adels, und dieser sonderte sich von den Gemeinen und beschloß, den rohen in Waffen ungeübten Haufen untergehen zu lassen, um dann für sich desto sicherer den Kranz des Sieges zu gewinnen.

Jene wilden Schaaren zogen mit ihren beiden Führern schon 1096 über den Rhein durch Deutschland. Die Deutschen, im Streite mit dem *Papste*, die Franzosen von längst hassend, über den bunten zum Theil *lächerlichen Pöbelhaufen* erstaunt und ihrer Natur nach überhaupt einen großen Gedanken um so langsamer begreifend, je tiefer er sich nachher bei ihnen einwurzelte, nahmen damals noch keinen Theil an der Begeisterung der Franzosen und spotteten über sie. Nur der Bischof von Straßburg, Herzog Friedrichs Bruder, und der Abt von Schaffhausen folgten dem Zuge, der nur bis nach Ungarn kam, aus Mangel an Lebensmitteln plünderte, sich zerstreute und schon in Ungarn große Noth litt. Ein Theil dieses Zuges kam glücklich nach Kleinasien, schlug sich tapfer mit den Türken herum, ward aber größtentheils auf-

gerieben, und nur wenige erhielten sich bis zur Ankunft der spätern Kreuzfahrer.

Kaum war diese sonderbare Erscheinung an den Deutschen vorübergegangen, so besannen sie sich, und die Begeisterung schlug auch bei ihnen in lichten Flammen auf. Man sah Zeichen am Himmel, Propheten und Prediger zogen durch das Land, die Gemüther wurden zum Ungeheuren gestimmt; es hieß, Karl der Große sey in Aachen aus seinem Grabe gestiegen und werde das ganze deutsche Volk zum Kreuzzuge führen. Noch im Jahre 1096 sammelten sich drei große Heere, aus gleichen Gründen, meist Bauern und Leibeigene, in Sachsen unter dem Priester Volkmar, am Main unter dem Priester Gottschalk, am Rhein unter dem Grafen Emicho von Leiningen. In blindem rasendem Eifer gegen die Ungläubigen fielen sie zuerst in den Städten über die Juden her, wobei der kaufmännische Haß der Bürger sich einmischte. Es wurden 12,000 Juden grausam umgebracht. In Worms mordeten sie sich selbst, um der Mißhandlung zu entgehen. In Speyer setzten sie sich tapfer zur Wehre. In Mainz schützte sie der Erzbischof. Heinrich IV, der eben aus Italien zurückkam, rettete die übrigen. Jene drei regellosen Schaaren zogen der ersten französischen nach, wurden aber schon in Ungarn aufgerieben.

Capitel 185.

Der erste Kreuzzug.

Nach diesen mißlungenen Versuchen des gemeinen Volkes rüsteten sich die Ritter zu einer desto glänzenderen Heerfahrt. Die Lothringer erhoben sich zuerst unter Gottfried von Bouillon und dessen Bruder Balduin und vielen Grafen und Herren. Sie brachten 80,000 wohlgerüstete Streiter auf, und diese Stärke, so wie die Mannszucht und Würde, die sie auf dem Heereszuge beobachteten, öffnete ihnen überall den Weg, so daß sie friedlich Ungarn durchzogen und schon am Ende des Jahres 1096 vor Constantinopel anlangten. Hier fanden sie den Grafen Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Philipps I, mit einer starken französischen Macht. Dieser folgte ein drittes Heer von Normannen unter Bohemund, dem Sohne Robert Guiscards, Fürsten von Tarent, und dessen Vetter Tancred, dem tapfersten Ritter seiner Zeit, dann noch ein viertes Heer von Franzosen unter Raimund, Graf von Toulouse, bei welchem sich Bischof Ademar von Puy als päpstlicher Legat befand, endlich ein fünftes Heer französischer Normannen unter Robert, Herzog von der Normandie. Die gesammte Zahl der Kreuzfahrer wuchs auf 600,000 an. Die Morgenländer nannten sie die Franken, weil der größte Theil aus Franken bestand. Von jener Zeit an aber heißen bis auf diesen Tag alle Europäer im Orient Franken. Zum gemeinsamen Feldherrn wählten die Kreuzfahrer alle den deutschen Herzog Gottfried von Bouillon, den der Ruhm der höchsten Tapferkeit, der strengsten Gerechtigkeit und einer an Heiligkeit gränzenden Frömmigkeit über alle Nebenbuhler erhob. Der griechische Kaiser Alexius fürchtete nicht ohne Grund für sein Reich, da Bohemund wirklich Lust bezeigte, sich Constantinopels als Eigenthums zu bemächtigen, und legte den Kreuzfahrern jedes Hinderniß in den Weg. Doch Gottfried hielt den Normann streng zurück und zwang den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Darauf setzten sie alle nach Kleinasien über, wo Peter der Einsiedler mit den Resten seiner Schaar zu ihnen stieß. Nicäa, wo dereinst die große Kirchen-

versammlung gehalten worden, damals aber der Sitz eines türkischen Sultans, leistete den ersten Widerstand, ward aber nach langem Kampfe erstürmt. Dann bewegte sich das Heer seitwärts, da wo Asien sich um das Ende des Mittelmeers nach dem gelobten Lande gegen Süden senkt. Hier stieß noch eine Flotte von Friesen zu ihnen, die durch das Mittelmeer gefahren. Doch litten die Kreuzfahrer viel von der ungewohnten Sonnenhitze des Südlandes, von dem Mangel an Lebensmitteln und von Krankheiten, endlich von der Tapferkeit der Türken, über welche sie erstaunen mußten. Die Franken gaben den Türken das Zeugniß, daß sie nächst ihnen auf Erden die Tapfersten seyen. Die Stadt Edessa ward von Bohemund erobert. Dieser Normann wollte durchaus ein Reich haben, und Edessa und ihr Gebiet ward ihm als ein Fürstenthum überlassen. Einen weit furchtbareren Widerstand leistete indeß Antiochia, eine der größten Städte Asiens, ehemals der Sitz eines der vier ersten Patriarchen der Christenheit. Die Stadt war aufs beste befestigt, und von enthusiastischen Muhamedanern vertheidigt. Den Kreuzfahrern gebrach es an Belagerungswerkzeugen und Lebensmitteln. Krankheiten rafften einen großen Theil des Heeres hin, Gottfried selbst und die meisten Führer siechten. Zwischen einigen herrschte verderbliche Eifersucht. Ein neuer Zug dänischer Kreuzfahrer, unter Sueno dem Königssohne und seiner Braut Florine, ward von den Türken unterwegs vernichtet. Eine Flotte der Stadt Genua brachte indeß tapfere Bürger und Lebensmittel zum Beistande. Endlich im Jahre 1098 ward Antiochia durch Verrath eines Renegaten (zum Islam übergetretenen Christen) bei Nacht erstiegen und im Sturme genommen. Aber schon wenige Tage darauf kam ein ungeheures türkisches Heer vor die Stadt, in der Absicht sie zu entsetzen, und da dieß zu spät war, sie den Kreuzfahrern wieder zu entreißen. Da sahen sich diese plötzlich in der verödeten und ausgehungerten Stadt eingeschlossen. Ihre Noth erreichte den höchsten Gipfel. Sie waren verloren, wenn ein Wunder sie nicht rettete. Mann und Roß verschmachteten vor Hunger, und auch die ekelhafteste Speise, die man in der Verzweiflung gebrauchte, ging zu Ende. Da trat ein hochbegeisterter Priester auf, Peter Barthelemi, und verkündete ein Traumgesicht, darin ihm verheißen war, die wahre heilige Lanze, die in einer alten Kirche der Stadt verborgen läge, würde sie zum Siege führen. Man grub emsig, und fand eine alte Lanzenspitze. Sie ward zum Banner des Heeres gemacht, und der Legat Ademar trug sie voran. Dem Wunder vertrauend, in übernatürlicher Kraft auflebend, zum Aeußersten entschlossen, zog die abgemattete Schaar, Schatten der Todten gleich, aus den Thoren, und stürzte sich mit rasender Wuth auf die Ungläubigen. Man glaubte den Engel Michael zu sehen, der mit einer Legion Engel in den Streit sich mischte. Zu solcher fieberischer Höhe stieg die Begeisterung. Die weit überlegenen Türken wurden gänzlich geschlagen, ihr unermeßlich reiches Lager erbeutet, und das Kreuzheer war gerettet. Der herrschsüchtige Bohemund blieb zurück, um Antiochia und Edessa als ein Fürstenthum zu behaupten und den Rückweg des Kreuzheeres zu decken. Die übrigen zogen weiter nach Süden dem gelobten Lande zu. Nach wiederholten Kämpfen betraten sie den heiligen Boden, und sahen von einem Berge zum ersten Male das ferne Jerusalem. Alle sanken auf die Kniee, küßten die Erde und weinten. Aber noch stand ihnen der furchtbarste Kampf bevor. Sie zählten nur noch 1500 Reiter und 20,000 Fußgänger; so sehr waren sie zusammengeschmolzen durch Schlachten und Seuchen, und diese kleine Schaar sollte die gewaltige Stadt Jerusalem erobern, darin 40,000 Araber hinter den festesten Wällen und Burgen sich

verschanzt hatten, und die von allen Seiten her neue Unterstützung finden konnten. Je näher die Kreuzfahrer aber ihrem Ziele waren, desto höher wuchs ihr Muth. Der heilige Boden selbst begeisterte sie zum Aeußersten. Hier sahen sie vom Himmel her ihre kleine Zahl durch Engel Gottes ergänzt, und der Glaube errang in übernatürlicher Kraft, was menschlichem Verstande unmöglich scheint. Auf dem Oelberge, wo der Herr gepredigt und gelitten, hielt Peter der Einsiedler, immer noch wie von Anfang die große Seele der Unternehmung, eine begeisterte Rede an die Kreuzfahrer, und alsbald schritt man zum Sturme. Zwei Tage lang ward unablässig gestürmt. Die Belagerten gaben an Heldenmuth den Christen nichts nach; doch endlich siegte der Glaube. Vom Oelberge herab sah man einen hohen Ritter in weißer Rüstung mit glänzendem Schilde leuchten, und mit dem Freudengeschrei: Gott hilft uns, Gott will es! wurden die Thore gesprengt, die Zinnen erstiegen. Immer noch währte der furchtbare Todeskampf in den Straßen der Stadt, bis sie ein großes Grab aller Ungläubigen wurde. Da zogen die heldenmüthigen Pilger über rauchende Trümmer und durch Ströme von Blut mit bloßem Haupte und Füßen zur Kirche des heiligen Grabes, und dankten der Allmacht für ihren Sieg, und reinigten sich durch Berührung der heiligen Steine von ihren Sünden, 1099.

So ward das heilige Grab befreit, und das große Ziel der Abendländer ruhmvoll errungen. Um aber den theuer erworbenen Besitz zu behaupten, schufen die Pilger das heilige Land in ein christliches Königreich um, und erhoben Gottfried von Bouillon zum ersten Könige von Jerusalem. Doch trug er keine Krone an der Stätte, da Christus die Dornenkrone getragen. Der arabische Khalif über Aegypten brach mit einem unermeßlichen Heere gegen Jerusalem auf; aber König Gottfried zog ihm mit seiner geringen, aber in der alten Begeisterung fortglühenden Mannschaft entgegen, und schlug ihn bei Askalon aufs Haupt, 1099. Neue Zuzüge von kriegerischen Pilgern sicherten sein Reich. Der heilige Gottfried aber starb schon 1100 in Folge seiner unerhörten Anstrengungen. An seiner Statt wurde sein Bruder Balduin zum Könige gewählt.

Capitel 186.

Christliche Staaten im Morgenlande.

Unter den Pilgern, die im heiligen Lande geblieben, erhob sich nach Gottfrieds Tode Eifersucht. Der Zusammenfluß so vieler verschiedenartiger Nationen unter gleich tapfern Häuptern machte die Entscheidung schwer, wem die Oberhand gebühre. So trat namentlich Tancred in Antiochia dem Könige Balduin feindlich entgegen.

Im Jahre 1101 unternahm der alte Herzog Welf in Bayern mit mehrern Bischöfen und mit sehr vielen Weibern, an deren Spitze sich die begeisterte Markgräfin Ida von Oesterreich gestellt hatte, einen neuen Kreuzzug. Geistliche und Weiber aber, geführt von einem Greise, waren nicht gemacht zum Siegen. Sie wurden geschlagen, der alte Welf entfloh, und Ida gerieth mit allen ihren Weibern in Gefangenschaft. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört, doch ging eine Sage im Morgenlande, die schöne Ida sey Gemahlin eines mächtigen Türken geworden, und habe ihm den tapfern Zenki geboren, der nachher der Schrecken der Christen wurde. Auch der Erzbischof Ditmar von

Salz-

Salzburg wurde damals gefangen, und starb als Märtyrer, da er sich nicht zum Islam bekehren wollte.

Der Zank der Ritter und Fürsten im gelobten Lande würde den Türken und Arabern den Sieg verschafft haben, wenn nicht die italienischen Städte Venedig, Genua und Pisa mit ihren Flotten unablässig neue Unterstützungen zugeführt hätten. Sie trieb ihr Handelsvortheil, denn sie wollten den Handel Asiens an sich bringen, und so ward ein weltliches Unternehmen Mittel für heilige Zwecke. Doch geriethen sie dabei mit den eifersüchtigen Griechen in offenen Seekrieg, und das Morgenland selbst sah Christen und Christen sich morden. Bohemund indeß, und als dieser nach Europa zurückkehrte, Tancred, schlossen mit den Griechen Frieden, und behaupteten Antiochia und Edessa. Sie von der einen, Balduin von der andern Seite eroberten nach und nach die ganze Küste des Mittelmeers, und erhielten eine lebhafte Verbindung mit dem Abendlande. Die Italiener setzten sich in den Küstenstädten fest.

Nachdrücklicher noch als die Bürgerschaften und ihre Flotten arbeiteten neu entstehende Ritterorden dem Fehdegeiste der Fürsten entgegen. Das Hospital zu St. Johannes in Jerusalem ward erneuert und erweitert, und sein Vorsteher Raimund Dupuy gab ihm 1118 eine neue Verfassung, der zufolge eine Anzahl Ritter das klösterliche Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ablegte, und der Pflege kranker Pilger sich weihte. Man hieß sie die Hospitaliter oder Johanniter. Zu derselben Zeit 1119 stifteten Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer einen andern Ritterorden im Tempel Salomons. Sie thaten dasselbe klösterliche Gelübde, setzten sich aber statt der Krankenpflege zum Zwecke, unablässig gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Man hieß sie die Tempelherren, und ihr Orden wurde bald noch mächtiger und berühmter, als jener erste.

Im Jahre 1138 zog wieder ein deutscher Held, Graf Dietrich von Flandern und Elsaß, ins Morgenland, stritt ritterlich wider den jungen Löwen Zenki, und kehrte wohlbehalten heim.

Capitel 187.

Einfluß der Kreuzzüge auf Deutschland.

Der heiße und ununterbrochene Kampf gegen die Ungläubigen, der immer neue Kämpfer aus Deutschland nach dem Morgenlande abrief, entflammte den Fanatismus des Glaubens, und unterwarf alle Herzen und alle Arme der Kirche, welche dieselben nun auch im Abendlande gegen die weltliche Kaisergewalt brauchen konnte. Die Allmacht der Kirche, die Gregor VII begründet, wurde erst durch die Kreuzzüge vollendet. Der Papst und die geistlichen Dinge traten in die Lichtseite der Zeit, der Kaiser und die weltlichen Dinge mußten im Schatten stehen.

Auch im Einzelnen gewann die Kirche, da die Bischöfe und Aebte daheim blieben, die Fürsten und Ritter aber ins ferne Morgenland zogen. Viele fromme Laien schenkten oder verkauften ihr Gut der Kirche, um sich für den Kreuzzug auszurüsten. Viele kamen nicht zurück, und ihre Wittwen oder Töchter gingen ins Kloster, oder habgierige Geistliche brachten falsche Schenkungsurkunden vor, und rissen das Wittwen- und Waisengut an sich.

Besonders füllten und vermehrten sich die Klöster, die Nonnenklöster durch die hinterlassenen Weiber, die Mönchsklöster durch alte Krieger,

die aus Andacht, oder weil sie nicht mehr als hörige Knechte dienen wollten, die Kutte nahmen.

Die größte Verwandlung traf den kriegerischen Adel. Obgleich ihm schon Kaiser Heinrich I einen bessern Geist eingehaucht und Waffenspiele eingeführt hatte, fehlte ihm doch noch die ritterliche Weihe. Er stritt bisher, ohne ein höheres Ziel und ohne ein strenges Gesetz der Ehre, nur aus roher Kriegslust und Raublust, um seine Güter und Rechte zu vermehren, oder in träger Vasallenpflicht. Jetzt nahm er die edeln Sitten und Gesetze der spanischen und französischen Ritterschaft an, und begann, nach deren Beispiel, einen Orden zu bilden, dessen Pflicht war, für die Reinheit des Glaubens, für die Ehre der Frauen und zum Schutze der Unschuld zu kämpfen. Dieser Geist der Ritterschaft bildete sich in den nächsten Jahrhunderten vollkommen aus, und setzte an die Stelle der alten Rohheit eine edle Großmuth im Kampfe und zarte gesellige Sitten im Frieden.

Auch auf das politische Verhältniß des niedern Adels war dieses neue Ritterthum nicht ohne Einfluß. Der überall verbreitete Rittername verband die kleinen Besitzer unter einander, und verlieh ihnen je mehr und mehr Selbstständigkeit gegenüber den Fürsten und Bischöfen.

Der Bürgerstand gewann durch die Kreuzzüge nicht weniger. Die Heere öffneten dem Handel einen Weg nach dem Morgenlande, und betriebsame deutsche Kaufleute überschwemmten unser Vaterland mit den Schätzen des Orients, die allgemein zur Mode wurden. Man brachte dem Landbaue neue Fruchtarten, dem Garten neue Blumen und Obstarten, dem Hofe und der Küche neue Hausthiere, den Zimmern neue Möbeln, Zierrathen, und die Frauen verfehlten nicht, die feinern orientalischen Stoffe und selbst fremde, besonders griechische Trachten einzuführen. Für den Norden war hauptsächlich Bremen, für den Süden Ulm der große Stapelplatz dieser neuen Waaren. Die Zunahme des Handels und der Gewerbe brachte alle Städte mehr in Flor. Die Zahl der Bürger wurde aber vorzüglich durch die Landleute vermehrt, die entweder aus den Kreuzzügen zurückkehrten, und nicht mehr ihren alten Herren auf dem Lande dienen wollten, oder die während der Abwesenheit ihrer Herren zu Hause geblieben waren, und ihre Freiheit benutzt hatten, sich in die Städte zu begeben, wo ihr Loos viel glücklicher war.

Endlich übten die Kreuzzüge den größten Einfluß auf das Aufblühen der Wissenschaften und Künste in Deutschland, theils durch die tiefere Gluth religiöser Begeisterung in Denkern, Dichtern und Künstlern, theils durch den Zauber des Wunderbaren, der die empfänglichen deutschen Gemüther im Morgenlande ergriff, theils durch die genauere Bekanntschaft mit der griechischen und arabischen Bildung.

Capitel 188.

Heinrichs IV Ende.

Mittlerweile dauerte der Zwiespalt Heinrichs IV mit dem Papste fort. Auch Urbans Nachfolger Paschalis II that den Kaiser in den Bann. Robert von Flandern ward als Anhänger des Papstes von Heinrich befehdet und bezwungen. Doch war die große Stimme der Nation für die Kirche, und der alte Kaiser entschloß sich, die Versöhnung mit dem Papste durch einen persönlichen Kreuzzug zu erwerben. Es kam aber nicht dazu.

Heinrich gehörte der Zeit nicht mehr an, die in ihrem gewaltigen Umschwunge stärkere Geister zur Herrschaft rief, und die Würde, der er nicht gewachsen war, häufte bis zum letzten Augenblicke auf sein Haupt Unglück und Schande. Sein jüngster und geliebtester Sohn Heinrich folgte dem Beispiele Conrads, und empörte sich gegen den Vater, 1104. Ein starker und männlicher Geist regierte diesen Jüngling gleich seinem Großvater Heinrich III, und seine spätern Thaten beweisen, daß er ein würdiges Ziel verfolgte, die Herstellung des kaiserlichen Ansehens und die Ehrenrettung des salischen Hauses. Daß er aber dafür ein schändliches Mittel wählte, und das erste Hinderniß, das ihm im Wege lag, den grauen Vater herzlos unter die Erde trat, befleckt seinen Charakter mit ewiger Schmach. Er ward vom Papste lebhaft unterstützt, und alle Fürsten fielen ihm zu, weil sie Heinrichs IV alte Feinde waren, und jeder durch den Wechsel zu gewinnen hoffte. Herzog Friedrich, des Kaisers treuester Freund, starb 1105, als seine Hülfe am dringendsten entbehrt ward. Er hinterließ nur zwei unmündige Söhne, Friedrich und Conrad, und der junge Heinrich gewann Schwaben, indem er Friedrichs Wittwe, seine eigene Schwester, an den Markgrafen Leopold von Oesterreich vermählte. Der Kaiser schrieb die rührendsten Briefe an seinen Sohn, doch vergebens. Er brach mit einem Heere wider ihn auf, und alle Städte blieben ihm treu und verschlossen vor dem falschen Sohne die Thore. Als aber beide Heere unweit Regensburg sich gegenüberstanden, brach Verrath in des Kaisers Heer aus, und er selbst entfloh, vielleicht zu voreilig, im Grame seines Herzens. Ein Reichstag zu Mainz sollte den Streit entscheiden. Dem Prinzen kam alles darauf an, seinen Vater zur Entsagung zu zwingen, deßhalb gefangen zu nehmen. In dieser Absicht war er niederträchtig genug, ihm Reue zu heucheln, und sich in Coblenz mit ihm zu versöhnen. Darauf fuhren sie beide nach Mainz zum Reichstage. Als aber der Sohn seines Vaters Diener listig entfernt hatte, nahm er ihn in Bingen gefangen. Hier erschienen die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Bischof von Worms, ihm die Kleinode des Reiches abzufordern. Seine rührenden und gerechten Bitten blieben ohne Frucht. Da zog er sich noch einmal den vollen kaiserlichen Schmuck Karls des Großen an, und setzte sich in der glänzenden Pracht des Weltbeherrschers vor den Bischöfen hin, ob sie es wagen würden, ihn anzutasten. Wie aber ihr anfängliches Erstaunen sich gelegt, rissen sie dem unglücklichen Greise gewaltsam alle Zierden ab, und schmückten damit zu Mainz seinen Sohn. Noch aber hatte Heinrich nicht entsagt. Dieß verlangte der Reichstag. Der Kaiser wollte selbst nach Mainz, dessen Bürger ihn gerettet haben würden. Aus demselben Grunde aber ließ ihn sein Sohn nur nach Ingelheim bringen, und begab sich selbst mit den Fürsten zu ihm. Unter fürchterlichen Drohungen, während er sich verzweifelnd vor dem Sohne auf die Kniee warf, ward ihm die Entsagung abgezwungen, und darauf Heinrich V zum Könige ausgerufen. Der Vater aber blieb im Banne der Kirche, und sollte sein verlorenes Leben zu Ingelheim beschließen, 1106.

Indeß empörten sich die oberrheinischen Städte in alter Treue für den Kaiser. Heinrich V zog aus, sie zu bezwingen, und erlitt vor Ruffach im Elsaß eine Niederlage. Dieß benutzte der Vater, sich wenigstens ein ehrenvolles und gesichertes Ende zu bereiten. Er flehte den Bischof von Speier, dessen Dom er früher reich beschenkt, um eine Pfründe, darin er sterben könnte. Dieser aber wies ihn als einen mit dem Banne Behafteten schnöde zurück. Da floh Heinrich nach Lothringen, wo alte Freunde ihm eine Zuflucht anboten, die Bürger von Köln, der Bischof Otbert von Lüttich und Heinrich Graf von

Luxemburg, der nach Gottfrieds von Bouillon Tode Herzog in Niederlothringen geworden war. Heinrich V kehrte sogleich vom Oberrheine zurück, und überzog Lothringen mit Heeresmacht. Der Herzog schlug ihn aber an der Maas aufs Haupt. Darauf belagerte der König mit erneuter Kraft die Stadt Köln, ohne sie bezwingen zu können, und während dieses Kampfes starb der alte Kaiser in Lüttich, nachdem er seinem Sohne feierlich verziehen, und ihm sein Schwert und seinen Ring überschickt, 1106. Bischof Otbert ließ ihn in einer Insel begraben, und ein alter Einsiedler aus Jerusalem übernahm viele Jahre lang die Wacht bei dem Todten. Erst 1111 ward er vom Banne befreit, und zu Speier feierlich beigesetzt an der Seite seiner treuen Gemahlin Bertha. Von sich hat er gesagt: Viele wissen viel, sich selbst hat niemand ausgelernt.

Capitel 189.

Heinrich V.

Im gleichen Jahre mit Heinrich IV starb auch sein alter Feind Magnus ohne männliche Erben. Die Billunger waren aber mit dem gräflichen Hause Ballenstädt, das vor den Grafen von Stade die Mark Brandenburg verwaltet, doppelt verwandt. Die Verwandten dieses Hauses begannen von jetzt an in Sachsen vorzüglich mächtig zu werden. Einer davon, Lothar, Graf von Suplinburg, zugleich Verwandter Otto's von Nordheim, ward Herzog in Sachsen. Die Mark Brandenburg blieb aber noch beim Hause Stade. Niederlothringen erhielt nach Heinrichs Absetzung ein Graf von Limburg, Oberlothringen (seitdem Brabant genannt) ein Graf von Löwen, Stammvater des jetzigen hessischen Hauses. In Bayern folgte auf den jüngern Welf sein Bruder Heinrich der Schwarze, in Schwaben Friedrichs gleichnamiger Sohn, der Einäugige zubenannt, der des schwarzen Heinrichs Tochter Judith heirathete, und die Waiblinger und Welfen auf kurze Zeit versöhnte. Sein Bruder Conrad erhielt die fränkischen Grafschaften.

Heinrich V mußte nach der Unterwerfung Lothringens, 1108, Kriege mit Ungarn und Böhmen führen, wegen Thronstreit und Verweigerung des Lebenseides. Aus gleichen Ursachen zog er 1109 wider die Polen, ward aber unweit Breslau vom polnischen Herzoge Boleslav geschlagen, der die Leichen der Deutschen unbeerdigt den Hunden überließ. Davon hat das Städtchen Hundsfeld den Namen.

Eine wichtigere Angelegenheit rief den König 1110 nach Italien. Paschalis II trachtete eben so das Gebäude Gregors VII auszuführen, als Heinrich V, seinem Großvater gleich, das volle kaiserliche Ansehen herstellen wollte. Aus Freunden wurden sie daher bald Feinde. Der Papst erneuerte das Gebot Gregors, daß kein Laie, also auch der Kaiser nicht, die Investitur ertheilen solle. Da zog Heinrich mit großer Macht über die Alpen. Paschalis schlug ein Mittel der Ausgleichung vor, darin die reinste Ansicht von Kirche und Staat ausgesprochen lag, und das unfehlbar beide Reiche in die rechte sichere und freie Stellung neben einander gebracht haben würde. „Alles Unwesen in der Kirche, sprach er, und wieder aller Streit der Kirche mit der weltlichen Macht beruht auf dem weltlichen Besitze der Kirche, auf der Gerichtsbarkeit, den Regalien und den großen Lehen. Diese sind weltlicher Art, vom Kaiser gekommen und gehören dem Kaiser. Den Priestern gebührt es mit nichten,

derselben sich anzumaßen. Sie sind ihr Verderben. Den ersten Christen gleich, soll die Geistlichkeit arm und in Demuth leben. Der Kaiser soll alle jene weltlichen Güter von der Kirche zurückerhalten. Dann aber geziemt es sich auch nicht mehr, daß Kaiser und Fürsten sich in die innern Angelegenheiten der Kirche mischen. Die geschlossene Priesterschaft soll allem Weltlichen entfremdet für sich bestehen, und eben so nur vom Papste abhangen, wie alle Laien nur vom Kaiser abhängig sind." Diesen Vorschlag durchzusetzen wäre der Würde des Papstes und des Kaisers, als der großen Häupter der Christenheit, vollkommen würdig gewesen, da das wahre Wohl der Völker darauf beruhete. Auch hätte der Kaiser eine überwiegende Macht gewonnen, wenn alles Kirchengut ihm plötzlich zugefallen wäre. Aber man hinterging sich nur mit diesen Vorschlägen, denn der Bestand war schon verjährt, und alle Bischöfe und Aebte und mit ihnen ihr Anhang von fürstlichen und adeligen Verwandten bezeugten keine Lust, ihren Besitz aufzugeben, selbst das niedere Volk befand sich unter dem Krummstabe wohl. Es erhob sich also sogleich ein großes Geschrei gegen den Vorschlag des Papstes unter den Geistlichen selbst, und an die Ausführung war nicht zu denken. Es blieb beim Alten. So wollte der Papst wenigstens die Unabhängigkeit der geistlichen Wahlen retten, der Kaiser aber sein Investiturrecht nicht aufgeben. Nach langer standhafter Weigerung nahm endlich Heinrich V den Papst und seine Cardinäle gefangen, und zwang sie durch Gewalt, der Investitur zu entsagen, und ihn als Kaiser zu krönen, 1111. Kaum war aber Heinrich über die Alpen zurückgekehrt, so zwangen die Römer den Papst, alles zu widerrufen und den Kaiser in den Bann zu thun.

Capitel 190.

Adalbert von Mainz.

Bei den Unterhandlungen mit dem Papste hatte sich Heinrich seines klugen Kanzlers Adalbert bedient, dem er zum Lohne das Erzbisthum Mainz gab. Kaum aber war der Undankbare im Besitze dieser Würde, als Hatto's Geist über ihn kam, und er plötzlich als der eifrigste Vertheidiger der geistlichen Güter auftrat, und einen Sturm gegen den Kaiser in Deutschland selbst erregte.

Die Grafen von Waimar waren ausgestorben, und der Kaiser sprach ihre reichen Güter als verfallenes Lehen an. Die Erblichkeit der Familien war aber schon so tief eingewurzelt, daß der nächste Verwandte jener Grafen, Siegfried, Pfalzgraf am Rhein, sein Erbrecht mit dem Schwerte geltend machte, wobei ihn sogleich Erzbischof Adalbert unterstützte. Auch gewann man alle sächsischen Herren zu einem großen Bunde wider den Kaiser. Allein es glückte Heinrich, den Pfalzgrafen, den Erzbischof, den ältern Wiprecht von Groitsch und Ludwig den Springer gefangen zu nehmen. Der jüngere Wiprecht aber und Lothar stellten sich an die Spitze der Sachsen, und zogen mit großer Macht dem Kaiser entgegen. Siegfried, der wieder befreit worden, fiel durch Hoyer, Grafen von Mansfeld, Heinrichs tapfersten Ritter. Beim Welfesholze im Mansfeldischen kam es aber 1115 zu einer Hauptschlacht, die durch Hoyers ungestüme Hitze für Heinrich verloren ging. Hoyer selbst ward durch Wiprecht erstochen. An demselben Tage schlug Otto Graf von Ballenstädt die Wenden, und der Ruhm und der Stolz der Sachsen erhob sich hoch über die Franken.

Heinrich überließ den Hohenstaufen die Fortsetzung der Fehde, und ging selbst wieder nach Italien, um von dem Banne sich zu befreien, den Papst

Gelasius II, der nach Paschalis gewählt worden, zu züchtigen, und das reiche Erbe der Mathilde, die 1115 gestorben war, und alle ihre Länder der Kirche vermacht hatte (die sogenannte Mathildische Schenkung), als verfallenes Lehen anzusprechen, 1116. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er setzte zwar einen neuen Papst, Gregor VIII, ein; gegen diesen aber erhob sich Calirt II, und that den Kaiser abermals in den Bann. Alle Gemüther waren zu Gunsten der Kirche gestimmt, wobei vorzüglich der befreite Erzbischof Adalbert thätig war, der in seiner neu erbauten Veste Aschaffenburg aller Welt trotzte, und von den reichen und mächtigen deutschen Bischöfen unterstützt, um keinen Preis die weltlichen Güter der Kirche, nach dem alten Plane Paschalis II, an den Kaiser abtreten wollte, und gegen den Papst selbst seine Ansicht durchsetzte. Auch die deutschen Fürsten wollten dem Kaiser einen so großen Zuwachs seiner Macht nicht zugestehn. Die Welfen machten Anspruch auf die Mathildische Schenkung, die Sachsen trotzten mit den Waffen in der Hand, zahllose Fehden verwirrten das Reich.

Da sah sich Heinrich zur Nachgiebigkeit gezwungen. Er kehrte nach Deutschland zurück, pflog zuerst Unterhandlungen mit den Fürsten, und brachte 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande, der den Fehden ein Ende machte. Dann ward auch mit der Kirche Frieden geschlossen. Im Jahre 1122 schloß er das berühmte Concordat zu Worms, worin ausgemacht wurde, daß der Kaiser auf die Investitur völlig Verzicht leiste, daß die Wahl der Bischöfe ferner nur von den Domcapiteln, ihre Bestätigung vom Papste abhängen solle, daß der Kaiser dagegen nach der Wahl die Bischöfe vermittelst der Berührung mit dem Scepter über ihre weltlichen Güter und Rechte zu belehnen habe, auch bei streitigen Wahlen zum Schiedsrichter gewählt werden dürfe. Zu diesem Schatten sank die alte Gewalt der Kaiser über die Bischöfe herab, und die Kirche feierte den Triumph ihrer Selbstständigkeit. Alle Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers beschränkte sich jetzt nur noch auf die Scepterlehen der Bischöfe, bei deren Wahl er keine Stimme mehr hatte, und auf die Fahnenlehen der Fürsten, deren Amt und Besitz erblich geworden, also auch nicht mehr vom Kaiser abhing.

Die Zertrümmerung aller seiner Entwürfe für Herstellung der Kaisermacht scheint Heinrich V in ein frühes Grab gebracht zu haben. Er starb 1125 zu Utrecht, und ward zu Speier in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Mit ihm starb das salische Geschlecht aus, über dessen reiche Güter er vor seinem Ende feierlich die Hohenstaufen zu Erben einsetzte. Durch Vermählung des ältern Friedrich mit Heinrichs V Schwester ging das salisch-waiblingische Geschlecht in das hohenstaufisch-waiblingische über.

Eilftes Buch.

Die schwäbischen Kaiser.

Capitel 191.

Die Hohenstaufen.

Mit dem letzten Salier war das dritte große Geschlecht der deutschen Kaiser schlafen gegangen. Da versammelten sich die Völker wieder zahllos an den Ufern des Rheins zwischen Mainz und Worms, wie ehedem bei Conrads Wahl. Sie schieden sich aber nach den vier Hauptnationen, wie ein Kreuz nach den Himmelsgegenden gerichtet die natürliche Eintheilung bezeichnet, zur Rechten in Nordosten die Sachsen, zur Linken in Nordwesten die Franken, zur Rechten in Südosten die Bayern, zur Linken in Südwesten die Schwaben. Jeder dieser Stämme wählte zehn Fürsten, und diese zehn wählten wieder je einen, welche vier zuletzt allein den König kühren sollten. Die Wahl traf aber bei den Sachsen den Herzog Lothar von Suplinburg, bei den Franken den Grafen Karl von Flandern, bei den Bayern den Markgraf Leopold von Oesterreich, und bei den Schwaben den Herzog Friedrich von Hohenstaufen. Den Vorsitz bei der Reichsversammlung führte nach alter Weise wieder der Erzbischof von Mainz, damals Adalbert, der Salier und darum der Hohenstaufen bitterster Feind.

Friedrich, des verstorbenen Kaisers nächster Verwandter und Erbe aller salischen Allode und Lehen, durch adeliges Geschlecht und eigene Thaten ausgezeichnet, und Liebling der Schwaben und Franken, hielt es für unmöglich, daß man ihn nicht zum Kaiser wählen würde, und benahm sich als rauher und stolzer Mann sehr übermüthig gegen seine Mitwähler. Eben dadurch aber wurden die Fürsten auf das Recht der freien Wahl eifersüchtig, und die alten Feinde der Hohenstaufen, Adalbert, die Welfen und Sachsen, vermochten die Wahl von Friedrich ab und auf Lothar zu lenken. Dieser aber mußte sich in Adalberts Plan fügen, den Geistlichen ihre weltlichen Güter und Rechte belassen, und durfte nicht einmal den Lehenseid von ihnen fordern. Dieß war der Preis, um den er die Krone erhielt. Auch die Welfen mußte er erst bestechen, indem er Heinrich dem Stolzen von Bayern, des schwarzen Heinrichs Sohn, seine Tochter Gertrud zur Gemahlin gab.

Um sich seiner gefährlichsten Nebenbuhler, der Hohenstaufen, zu entledigen, sprach er sogleich die salischen Güter als Reichsleben an, und forderte sie von Friedrich zurück, während er selber früher in dem Streite um die Waimarischen Güter das Erbrecht der Fürsten gegen das lehensherrliche Recht des Kaisers mit den Waffen verfochten hatte. Friedrich weigerte sich, kam in die Acht, und ward von Lothars und der Welfen ganzer Macht in der treuen Stadt Nürnberg lange belagert. Da kam sein Bruder Conrad von einem Kreuzzuge, den er beim Schrecken einer Mondsfinsterniß gelobt hatte, zurück, und entsetzte ihn. Mit männlichem Muthe, und von den Schwaben unverlassen, stritten sie um ihr Erbe viele Jahre, und das Oberland sah durch seiner Fürsten Fehde wieder alle Gräuel der Verwüstung sich erneuen. Conrad, ein herrlicher Jüngling voll ritterlicher Kraft und königlichem Hochsinne, faßte

den kühnen Plan, die salische Partei in Italien in den Kampf zu ziehn. Er ging über die Alpen und empfing die lombardische Krone; aber der Papst, Honorius II, war für die Welfen, und sein Ansehen so überwiegend, daß der tapfere Conrad Italien wieder verlassen mußte, 1128. Die blutige Fehde dauerte indeß unablässig fort. Friedrich mußte in die Städte fliehen, und eine nach der andern fiel, trotz der tapfersten Gegenwehr, in die Gewalt seiner Gegner. In Speier ward seine zweite Gemahlin Agnes von Lothar lange belagert, und vertheidigte sich mit solcher Ausdauer und Gewandtheit, daß ihr der Kaiser einen ehrenvollen Abzug gestattete. Endlich sahen die Hohenstaufen nur noch den Untergang vor sich. Ein würdiger Vermittler trat dazwischen. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, der frömmste und beredteste Geistliche seiner Zeit, dessen Bitten alle Könige und selbst die Päpste gehorchten, stiftete in Deutschland Frieden. Die Hohenstaufen unterwarfen sich freiwillig zu Bamberg, und erhielten dagegen von Lothar alle ihre Güter bestätigt, 1135. So hatte diese fruchtlose Fehde nur dem leidenden Volke Verderben gebracht, und wieder zum Verderben der Nachkommen den Haß der Welfen und Waiblinger aufs höchste gespannt.

Capitel 192.

Lothar.

Lothar besaß persönliche Tapferkeit und Ehrgeiz, aber kein kaiserliches Herz, das von der alten Idee der Kaiser durchdrungen gewesen wäre. Er fügte sich dem Papste in allen Stücken. Als er 1132 nach Italien zog, um den übermüthigen Roger, den der Papst eigenmächtig mit dem Königreiche Neapel und Sicilien belehnt, zu bändigen, empfing er von Innocenz II die Kaiserkrone kniend zu Lehen, und auch den Streit um die Mathildischen Güter entschied er zu des Papstes Gunsten dergestalt, daß er sie als dessen Eigenthum anerkannte, aber von ihm zu Lehen nahm. So ward der Kaiser des Papstes Vasall. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Sieges ließ der Papst den Kniefall des Kaisers im Vatican abbilden, mit der Unterschrift: Rex homo fit Papae.

Den Schimpf im Süden sühnte der Kaiser einigermaßen durch seine Thaten im Norden aus. Der junge Kanut von Dänemark hatte durch seinen Vetter Magnus die Krone und das Leben verloren. Lothar bekriegte den Letztern, zwang ihn, um Frieden zu bitten, und ließ bei der Ceremonie der Unterwerfung von dem besiegten Dänenkönige sich das Reichsschwert vortragen, 1134. Derselben Handlung unterzog sich auch der Polenkönig, um einem Kriege auszuweichen.

Im Jahre 1136 ging Lothar abermals nach Italien, um Roger zu züchtigen. Ein kleiner Dynast im Gebirge verlegte ihm die Clausen, doch mit gewohnter rascher Tapferkeit erstürmte Lothar sein Felsennest, und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Die Belagerung großer Städte vermeidend zog er dann gerade gegen Roger. Der Kaiser selbst und Conrad, der Hohenstaufe, der als Schwabe das Reichsbanner führte, wandten sich links, Heinrich der Stolze rechts, und an beiden Meeresufern hinziehend trafen sie bei Benevent in Unteritalien zusammen. Sie eroberten Amalfi, wo damals die Pandecten (altrömische Gesetze) unter der Beute entdeckt wurden, konnten aber Roger, der in Salerno saß und Neapel, wo noch ein griechischer

chischer Statthalter haus'te, nicht bezwingen. Die deutschen Krieger langweilten sich an den vergeblichen Belagerungen, ihre Dienstzeit lief ab, sie wollten nach Hause, und machten sogar eine Verschwörung, den Papst Innocenz II, den sie als das Hinderniß des Friedens ansahen, zu ermorden. Zudem fühlte sich Lothar krank, und eilte nach Deutschland zurückzukehren, aber der Tod überraschte ihn unterwegs in einer geringen Bauernhütte auf den Alpen, 1137. Er ward zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. Von ihm ward auch Kaiserslautern am Rheine erbaut und benannt.

Die Fehden standen unter Lothar in voller Blüthe. Bemerkenswerth ist darunter eine große Empörung der thüringischen Bauern gegen den Erzbischof von Mainz, der ihnen abermals den Zehenten abdringen wollte, 1128. Ein zehnjähriger Landfrieden, den der Kaiser 1135 ausschrieb, konnte wenig helfen.

Im Verhältnisse zu den Fürsten zeigte sich Lothar eben so unkaiserlich wie gegen den Papst. So erhob er selbst zum Gesetze, daß durch Aussterben erledigte Lehen künftig nicht mehr an Kaiser und Reich zurückfallen, sondern von den nächsten fürstlichen Verwandten geerbt werden sollten. Diesen Eingriff ins kaiserliche Recht that der Kaiser selbst, bloß um seinem Eidam, dem Herzoge von Bayern, das Erbe des Herzogthums Sachsen zu sichern, während derselbe Kaiser früher, wo es galt, die Hohenstaufen zu plündern, das Gegentheil behauptet, und noch früher in der Waimarischen Fehde wieder von diesem das Gegentheil.

Der Gewinn war auf Seite der Fürsten. Im Süden glänzte nach der Demüthigung der Hohenstaufen das Haus Zähringen, von dem ein dritter Sprosse, Conrad, die Verwaltung von Burgund erhielt. Ein Graf von Regensburg ward Herzog über Kärnthen. In Oesterreich blühten noch die Babenberger. Am mächtigsten aber ward Heinrich der Stolze, der Welf, der zum Herzogthume Bayern von Lothar die Mathildischen Güter in Italien zu Lehen erhielt, und nach des Kaisers Tode auch das Herzogthum Sachsen erbte.

Capitel 193.

Erhebung der slavischen Marken.

Wichtiger noch war die Macht, zu der um diese Zeit die slavischen Marken gelangten. Sie vereinigten sich damals unter zwei fürstliche Häuser, Ballenstädt (das in den Fürsten von Anhalt) und Wettin (das in dem sächsischen Hause erhalten ist). Das Haus Ballenstädt hieß auch das der Ascanier, von Esiko, dem Stammvater im zehnten Jahrhunderte, oder von ihrer Gerichtsstätte Ascharia (Aschersleben). Die alte, jetzt erweiterte Nordmark Gero's hieß jetzt ausschließlich die Mark Brandenburg. Dieselbe erhielt nach dem Aussterben der Grafen von Stade (dessen letzter Sprosse Rudolf zwar noch im Besitze der Grafschaft Stade blieb, aber 1145 von den freien Bauern in Dithmarsen in einer Empörung erschlagen ward), Conrad Graf von Plötzke. Als aber dieser 1133 ohne Erben starb, gab Lothar die Mark an Albrecht, Graf von Ballenstädt, seinen Verwandten, einen ausgezeichneten Helden, welcher bald der Schöne, bald der Bär genannt wird, wegen seiner wilden Tapferkeit. Wie er die Wenden bändigte und seine Mark ausnehmend vergrößerte, sehen wir nachher. Meißen mit den lausitzischen Marken behauptete Conrad von Wettin nach langer Fehde gegen die Grafen von

Groitsch 1136. So waren die weiten Ostlande unter zwei Häuptern vereinigt. Ihnen zur Seite erhob sich aber auch Thüringen zu einer bedeutenden Macht. Ludwig, der Sohn des Springers, Landgraf von Thüringen und Hessen, ward für unabhängig von Sachsen erklärt, und empfing vom Kaiser ein eigenes Fahnenlehen, 1130. So ward zum ersten Male Thüringen wieder selbstständig, nachdem es geraume Zeit zu Sachsen gehört als Grafschaft.

Die Marken Brandenburg und Meißen genossen großer Vortheile selbst vor den alten deutschen Herzogthümern. Sie vergrößerten sich nach außen immer weiter durch Eroberung slavischer Länder, und im Innern waren ihre Fürsten mächtiger, da die überwundenen Slaven zur Knechtschaft geneigter waren, als die ursprünglich freien Deutschen. Hierin lagen die Keime, warum gerade diese Marken, nebst Oesterreich, später so groß wurden, daß sie selbst die alten deutschen Lande unter ihre Herrschaft bringen konnten, gerade so wie früher Franken und Gothen durch ihre Eroberungen im Westen und Süden zur Herrschaft über die alten Länder gelangt waren.

Die Wenden waren indeß damals noch keineswegs bezwungen. Das Geschlecht Gottschalks und Heinrichs starb 1125 in gerader Linie aus. Lothar belehnte daher den Knut, einen dänischen Prinzen, mit den wendischen Landen. Dieser aber ward vom Dänenkönige Nikolaus, der selbst auf diese Länder Anspruch machte, durch Mord auf die Seite geschafft. Lothar rächte den Tod seines Lehensmanns und siegte über die Dänen, ließ sich aber doch bewegen, demselben Nikolaus das Wendenland zu Lehen zu geben. Da empörten sich die Wenden selbst. Ein Sohn Butues (der Gottschalks Bruder und Heinrichs Ohm gewesen) Przibizlav, bemächtigte sich der Gegend um Lübeck, ein anderer Wende, Niklot, Mecklenburgs, wo sein Geschlecht bis auf diesen Tag herrscht; Rügen blieb unter Ratzo, Pommern unter Ratibor. Es ist diesen Wenden ein großer Heldenmuth von je her nicht abzusprechen gewesen. Während Sorben, Böhmen, Polen und Russen längst bekehrt und mehr oder weniger unterworfen waren, kämpften die Obotriten und Wilzen oder Mecklenburger und Pommern noch in alter Heldenkraft um ihre Freiheit und um ihr Heidenthum.

Capitel 194.

Demüthigung der Welfen.

Lothar starb ohne Kinder. Sein Erbe war sein Eidam Heinrich der Stolze, Herzog in Bayern und Sachsen, Markgraf in Toscana. Sein Zuname bezeichnet seinen Charakter. Noch sicherer wie einst Friedrich rechnete nun Heinrich auf die Krone, aber der Hochmuth des Welfen ward zu Falle gebracht, wie vordem des Hohenstaufen.

Ganz Deutschland zerfiel gleich nach des Kaisers Tode in eine welfische und in eine waiblingische Partei, die um die Krone buhlten. Der Wahltag ward angesetzt auf 1138 nach Mainz. Die Waiblinger kamen aber den Welfen zuvor, obwohl auf ungesetzliche Weise, und erhoben schon vorher Conrad von Hohenstaufen in Coblenz zum Könige. Conrad III war allerdings vor allen Fürsten der Krone würdig, ein schöner feuriger Heldenjüngling, der seinen Muth und seine Größe in mancher Noth erprobt. Seine Wahl begünstigte aber der Tod Adalberts von Mainz, und die Furcht, die alle andern Fürsten vor der Macht der Welfen hegten.

Conrad III ging sogleich darauf aus, diese Macht, die dem Reiche nach seiner Wahl doppelt gefährlich werden mußte, zu brechen. Sein Gegner war feig, schwankte und lieferte die Kleinode des Reichs aus. Die Sachsen und selbst Lothars Wittwe unterwarfen sich dem Könige, und dieser verlangte sofort geradezu, daß Heinrich Sachsen abgeben solle, weil die Vereinigung zweier Herzogthümer unter Ein Haupt sich nicht gezieme. Da erst empörte sich der Herzog und ward in die Acht gethan. Bayern gab Conrad an den Markgraf Leopold von Oesterreich, Sachsen an Albrecht den Bären, 1139. Da erhob sich die alte Fehde von neuem. Die Welfen besaßen viel alte Allode und Lehen in Schwaben und Bayern. Diese wehrten sich wacker für ihre Herren, unterstützt von Welf, Heinrichs Bruder, während Heinrich selbst in Sachsen kämpfte. Zudem trat Conrad von Zähringen auf die Seite der Welfen. Gegen diesen sendete der König seinen Neffen Friedrichs des Einäugigen Sohn gleiches Namens, der der größte Ritter seiner Zeit war, und in der Folge einer der größten deutschen Kaiser wurde. Der König selbst aber zog aus, die welfischen Güter zu erobern. Da geschah es 1140, daß er den Welf in der schwäbischen Stadt Weinsberg belagerte. Hier änderten die Deutschen zum ersten Male ihr altes Feldgeschrei: Kyrie Eleyson, womit sie sich zu Streitern Gottes bezeichnet hatten, in den Ruf: hie Welf, hie Waiblingen! womit sie sich als Parteimänner kund gaben. Dieser Ruf ward nachher in allen Kriegen wiederholt. Nach langer blutiger Belagerung ward Weinsberg ausgeplündert, und Welf mußte sich ergeben. Conrad gestattete aber den Weibern freien Abzug mit dem, was jede tragen könne. Da nahm die Herzogin ihren Gemahl Welf auf die Schultern, und alle Weiber der Stadt ihre Männer und zogen aus den Thoren, und der großmüthige Sieger erfreute sich im Herzen über diesen schönen Zug deutscher Treue, und hieß die Männer frei mit den Weibern ziehen; und denen, die ihm das abriethen, rief er mit Stolz zu: ein Kaiser hält sein Wort! Die Fehde nahm endlich ein Ende, da Heinrich und Leopold starben. Der Sohn des erstern, in der Folge Heinrich der Löwe genannt, erhielt das Herzogthum Sachsen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Dafür ward Brandenburg für unabhängig erklärt, und ein eigenes Fahnenlehen, da es früher, wie Thüringen, zum Herzogthume Sachsen gerechnet worden war. Leopolds Bruder aber, Heinrich ja so mir Gott, von seinem Wahlspruche zubenannt, heirathete Heinrichs des Stolzen Wittwe, des Löwen Mutter, und ward Herzog in Bayern. Welf allein war mit diesem Ausgange unzufrieden, verband sich mit Bela, König in Ungarn, und mit Roger von Neapel, und setzte die Fehde im Kleinen fort.

Capitel 195.

Mystik und Scholastik.

Die deutsche Geistlichkeit hatte bisher an der großen Geisterbewegung, die durch Gregor VII und die Kreuzzüge bewirkt wurde, wenig oder nur widerstrebend Antheil genommen. Sie hatte sich gegen den Cölibat gesträubt, sie hatte unter dem Erzbischofe Adalbert gegen Papst und Kaiser siegreich ihre weltlichen Güter und Rechte behauptet, und wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, würde Deutschland eine verheirathete und von Rom unabhängige Geistlichkeit erhalten haben (wie die spätere anglicanische Kirche). Aber sie

mußte sich dem Geiste der Zeit fügen, da die Laien, damals blind dem Papste folgend, sie nicht unterstützten.

Während dieser weltlichen Kirchenhändel in Deutschland flüchteten die frömmsten und gelehrtesten deutschen Geistlichen nach Frankreich, von wo die ritterliche Begeisterung der Kreuzzüge ausging, und wo sie mehr Anklang fanden, als in der Heimath. Dort wurde Ulrich von Regensburg Reformator des berühmten Klosters Clugny, das den Glanzpunkt der gesammten Mönchswelt bildete, nach dessen Muster alle Klöster sich reformirten. Dort stiftete der h. Bruno von Köln den strengen Orden der Carthäuser, die gänzlicher Weltentsagung sich widmeten, dort Norbert von Xanten, den nicht minder strengen Orden der Prämonstratenser (im wilden Thale Premontré). Während diese frommen Deutschen in den Gebirgen Frankreichs die Lehre der einsamen, alles Irdische verlassenden Gottesminne predigten, bildete Graf Hugo von Blankenburg aus Sachsen als Abt des Klosters St. Victor in Paris (daher Hugo de S. Victore genannt, † 1140) diese Lehre in einem kunstreichen philosophischen Systeme aus, und wurde der Gründer der wissenschaftlichen Mystik oder Geheimlehre von den göttlichen Dingen, die Honorius von Augst bei Basel (Augustodunensis) und Rupert, Abt von Duiz (bei Köln) in andern Systemen noch weiter ausführten, alle drei die tiefsten religiösen Ideen des Mittelalters aussprechend, daher wir später auf sie zurückkommen werden, wenn wir die geistige Bildung auf der Höhe des Mittelalters betrachten werden.

Diesen drei Erzvätern der Mystik, welche die tiefsten Gedanken des Mittelalters aussprachen, gesellte sich die heil. Hildegard, Gräfin von Sponheim und Aebtissin zu Bingen, zu, die als die Velleda ihrer Zeit, das Orakel des Papstes, des heil. Bernhard von Clairvaux, des Hugo von St. Victor und des Kaisers Conrad III, wie nachher Friedrichs I war, und die im höchsten Alter 1198 starb. Sie und neben ihr ihre Schwester Elisabeth hatten Visionen, in deren tief poetischen Bildern ein fremder Geist zu uns zu sprechen scheint.

Während aber die Deutschen dieser poetischen Mystik oblagen, bildeten gleichzeitig die Wälschen unter dem Namen der Scholastik die neue Schul-Theologie aus, die durch die Bekanntschaft mit der altgriechischen Philosophie (namentlich mit Aristoteles) aufkam, und aus einer Vergleichung dieser Philosophie mit den bisher gültigen Kirchenlehren entsprang. Die Scholastik hatte nicht mehr die Unbefangenheit, durch welche sich die Theologie noch zur Zeit des Rhabanus Maurus ausgezeichnet hatte. Die römische Kirche war schon zu mächtig geworden, und die Scholastik mußte sich entweder für oder wider sie erklären. Es geschah beides. Auf der einen Seite traten Sophisten auf, welche die Kirchensatzungen Roms durch philosophische Spitzfindigkeiten zu beweisen, auf der andern Seite traten Freidenker und Reformatoren auf, welche sie zu widerlegen und die Unvernunft so vieler neuer päpstlicher Lehren darzuthun trachteten. Unter den letztern glänzte in Frankreich vor allen der große Abälard, dessen freie Ansichten sich bald bei den Ketzern (Katharer, d. i. Reiniger) auch in Deutschland ausbreiteten.

Capitel 196.

Ketzer.

Papst Innocentius II reizte die Römer, die seit geraumer Zeit gleich andern italienischen Städtebürgern frei zu werden strebten, 1139 zur Empörung, indem er sich mit der Stadt Tivoli, der alten Nachbarfeindin Roms, gegen die Römer verband. In das Feuer der Empörung goß aber ein Mönch und Schüler Abälards, Arnold von Brescia, das Oel seiner ketzerischen Lehren, und machte den Stuhl St. Peters erzittern. Dieser bewundernswürdige Mann predigte eine allgemeine Weltverbesserung, wollte den Zustand der ersten Christen wieder einführen in die Kirche, und in den Staat Freiheit und *Gleichheit der alten griechischen und römischen Republiken, und das zu derselben Zeit, als der heilige* Bernhard einen Kreuzzug zu Stande brachte, in dem die religiöse Begeisterung der Zeit in die höchsten Flammen aufschlug. So begegneten sich die Gegensätze vieler Jahrhunderte in zwei gleichzeitigen Männern. Arnold trotzte nur kurze Zeit der ganzen Christenheit, jagte den Papst aus Rom und schuf diese Stadt wie vor anderthalbtausend Jahren wieder in eine Republik unter den alten Formen um. Ein Römer, Namens Jordanus, ward Consul des Freistaates. Der Papst Eugen III rief vergebens Conrad III um Hülfe, da dieser in Italien hinlänglich bekannt war, um einzusehen, daß die Mühe eines Römerzuges gerade damals nicht lohnen würde. Eugen floh daher nach Frankreich zum heiligen Bernhard, um mit ihm die wichtigere Angelegenheit eines allgemeinen Kreuzzugs zu betreiben. Erst 1149 kam er zurück und war so glücklich, Arnold aus Rom zu vertreiben.

Die ketzerischen Lehren drangen auch in die Schweiz von Frankreich her, so wie später in die Niederlande zu den freien Bauern von Friesland und Dithmarsen. Hier fand die Lehre der Freiheit fruchtbaren Boden, und ward Ursache, daß die altgermanische Gaufreiheit erneuert wurde, wie wir sehen werden. In der Schweiz waren drei uralte Centen oder Kantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, mit Bauerngemeinden, denen die Natur selbst in ihren Hochgebirgen der Freiheit ewige Feste gegründet. Sie standen unter dem Schutze des Klosters Einsiedeln, wie die Friesen unter den Bischöfen von Bremen und Utrecht. Der Abt von Einsiedeln verletzte der Bauern Recht auf der Alpenweide. Sie widerstanden mit Gewalt. Der Abt wirkte des Reiches Acht gegen sie und excommunicirte sie. Aber die alte Freiheit fand eine Stütze in den neuen Lehren, die jenseits der Berge vernommen wurden, und die drei Kantone beschlossen, Acht und Bann nicht zu achten und unabhängig zu leben, jedem aber zu widerstehen, der sie in den Bergen angreifen würde, 1144. Also lebten sie eilf Jahre lang ohne Vogt und legten den ersten Grund zu den schweizerischen Freistaaten.

Schon seit älterer Zeit behaupteten die Friesen eine ausnehmende Freiheit, durch ihre Zahl und durch die enge Verbindung von sieben Gauen oder sogenannten Seelanden. Doch waren auch sie nicht unmittelbar, sondern standen unter dem Schutze der Bischöfe von Bremen und Utrecht; Westfriesland aber war nach langem Kampfe von dem Grafen von Holland unterworfen worden. Die Ostfriesen nahmen nur das geistliche Syndgericht der Bischöfe an, und regierten in allen weltlichen Dingen sich selbst nach eigenen, uralten Gesetzen. Um diese Zeit, da die ketzerischen Bewegungen sich allgemeiner verbreiteten, 1139, erhoben auch die Gröninger in Ostfriesland Fehde wider den Bischof von Utrecht, dessen Anmaßungen ihrer Freiheit gefährlich schien. Sie wurden überwunden, behaupteten aber dennoch ihre Freiheit selbst gegen Heinrich den

Löwen, den sie 1155 schlugen. Später traten offenbare Ketzer unter den Friesen auf, gegen welche das Kreuz gepredigt werden mußte. Die Folge dieser Kämpfe war die nochmalige völlige Wiederherstellung des alten Bundesstaats am Upstalesbome und dessen Anerkennung vom Kaiser.

Die Dithmarsen gehörten zur Grafschaft Stade und waren unter die weltliche Fürstenherrschaft gekommen, wie die Westfriesen. Eben zu jener ketzerischen Zeit aber, 1143, erschlugen sie den letzten Grafen von Stade, Rudolf, wegen seiner Härte. Darauf lebten sie fünf Jahre unabhängig, wie die Schweizer; aber minder durch die Berge geschützt, wurden sie 1148 von einem mächtigen Reichsheere angegriffen und geschlagen. Darauf kamen sie abwechselnd unter den Bischof von Bremen, unter den Grafen von Holstein und unter den König von Dänemark, empörten sich aber wiederholt gegen alle, und brachten ihren Feinden noch manche schwere Niederlage bei.

Capitel 197.

Bewegungen im Morgenlande.

Kleine Kreuzzüge einzelner Fürsten und Flotten der Städte unterhielten die Verbindung mit Palästina immerwährend, doch geriethen die Christen im Morgenlande bald in neue Noth. Sie selbst verfielen immer mehr in Zwietracht. Der König von Jerusalem, die Fürsten von Tripoli und Antiochia zankten sich untereinander um Landbesitz und wieder alle Fürsten mit den beiden Ritterorden, deren Macht ihnen gefährlich wurde. Aber auch Johanniter und Tempelherren waren auf einander selbst eifersüchtig. Eben so haßten sich wechselsweise Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Normannen, Griechen, die hier alle zusammenlebten, und endlich suchten die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer, die im Lande selbst von Araberinnen geboren worden, die sogenannten Pullanen, über die neu Ankommenden den Vorrang zu gewinnen. Diese Pullanen waren auf griechische und orientalische Weise durch die doppelte Abstammung verderbt, und nährten den wechselseitigen Haß, während sie selbst der Begeisterung für die Kreuzzüge, die nur im Abendlande geboren werden konnte, unfähig waren.

Auf der andern Seite hatten die Kreuzzüge eine große Bewegung unter den Anhängern des Islams erzeugt. Man sah die Siege der Christen für eine Folge der vernachlässigten Religion an, und ein heiliger Eifer bemächtigte sich der Morgenländer wie der Abendländer. Propheten und Prediger standen auf, fanatische Secten erzeugten sich im Schooße des Islams, jede wollte reiner und eifriger seyn, als die andere. Die berühmteste Secte war die der Assassinen, die den muhamedanischen Himmel auf Erden einführen wollten und mit asiatischer Gluth und Leidenschaft den feurigsten Christen es zuvorthaten. Diese hielten den Papst doch nur für den Statthalter Gottes, die Assassinen verehrten aber einen alten Mann wirklich als Gott, und nannten ihn den Alten vom Berge, weil er auf einem Berge in einer Nachahmung himmlischer Freuden, umringt von allen Schätzen und Wollüsten des Südens wohnte. Weil er für Gott gehalten ward, so folgten die Assassinen seinem Willen blindlings, auch wenn er ihnen befahl, sich von einem Felsen zu stürzen. Sie waren der Christen gefährlichste Feinde, denn welchen Fürsten oder Ritter der Alte vom Berge sich zum Schlachtopfer ersah, den holten die Assassinen sich mit Verachtung des eigenen Lebens heraus. Noch furchtbarer ward

aber den Christen die Vereinigung der Asiaten unter Zenki, dem Sultan von Bagdad. Dieser zog mit überlegener Macht heran und eroberte 1144 Edessa wieder. Zwar riß ihn selbst ein Meuchelmord ins Grab, doch war die Gefahr nicht minder groß.

Capitel 198.

Allgemeiner Kreuzzug.

Die Begeisterung im Morgenlande erzeugte die höchste des Abendlandes, und derselbe Papst, den Arnold von Brescia vertrieben, fand einen ganzen Welttheil auf seinen Wink bereit. Eugen III befahl einen allgemeinen Kreuzzug aller Christen gegen alle Ungläubigen, und der heilige Bernhard ward sein Prophet. In Speyer blitzte seine Rede dem fernen Asien Verderben zu. Conrad III nahm das Kreuz, mit ihm sein Neffe Friedrich, selbst der Aufrührer Welf, Ladislav von Böhmen und viele Andere. Auch Otto, Bischof von Freisingen, ein Babenberger von Geschlecht, hat den Zug begleitet und beschrieben. Diese wandten sich nach Palästina, wohin auch König Ludwig VII von Frankreich aufbrach, 1147. In demselben Jahre ergossen sich aber auch nach allen andern Seiten die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen. Mitten in Deutschland begann der Mönch Radulf eine neue grausame Verfolgung der Juden, bis der heil. Bernhard die Unglücklichen in Schutz nahm und den boshaften Mönch in sein Kloster wies.

Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, alle sächsischen Grafen und Conrad von Zähringen, die nicht Lust hatten, den Kaiser nach dem Morgenlande zu begleiten, kehrten ihre Waffen, unterstützt von den Dänen, gegen die heidnischen Wenden und unternahmen einen großen Kreuzzug gegen sie, wobei sie aber wenig ausrichteten, denn der heldenmüthige Niklot behauptete sich in seiner Veste Dubin am See, und blieb in seiner Herrschaft, indem er Christ zu werden gelobte, 1148. Zu derselben Zeit fielen die Polen und Russen über die heidnischen Litthauer und Preußen her.

Auch in Spanien nahm der Glaubenskrieg gegen die Araber einen höhern Schwung. Als 1147 eine große Flotte friesischer, flandrischer und Kölner Kreuzfahrer, die über See nach Palästina wollten, unter ihrem Führer, Graf Arnulf von Arschot, an der Küste von Portugal landete, vernahmen sie, daß eben der spanische König Alfons die große, von den Arabern zahlreich bevölkerte Stadt Lissabon belagere. Sogleich standen ihm die Kreuzfahrer bei, und die Geschichtschreiber melden, die Spanier seyen schon von den Mauern der Stadt zurückgewichen, als die Deutschen, durch ihre unüberwindliche Tapferkeit die Uebergabe erzwangen. Alfons bezeigte sich so dankbar dafür, daß er die ganze unermeßliche Beute an die Kreuzfahrer vertheilte, die sofort ihres Weges weiter zogen und glücklich im gelobten Lande ankamen.

Capitel 199.

Kreuzzug Conrads III.

Conrad brach mit großer Macht 1147 gegen Asien auf. Aber schon in Griechenland kam ihm ein böses Zeichen. Das Heer lagerte in der lieblichsten Gegend, als plötzlich eine Ueberschwemmung ausbrach und es in große Gefahr brachte. In Constantinopel verband sich Conrad eng mit dem griechischen Kaiser Manuel. Dennoch benahm sich der Grieche treulos, weil er die Macht der Deutschen fürchtete. Griechische Wegweiser führten Conrads Heer in Kleinasien irre. In Wüsten, von brennender Sonnenhitze, Hunger und Durst aufgerieben, ging ein großer Theil des Heeres zu Grunde. Den matten Kriegern verschlossen die griechischen Städte die Thore oder reichten ihnen vergiftete Lebensmittel. Endlich in unwegsamen Gebirgen bei Ikonium wurde Conrads Heer, nachdem es drei Tage gehungert hatte, von den Türken überfallen und geschlagen. Den Schrecken dieses Unglückstages (26 October 1147) vermehrte eine Sonnenfinsterniß. Da mußte Conrad unter großen Gefahren den Rückzug antreten, er selbst wurde von zwei Pfeilen verwundet. Durch diese mörderischen Pfeile der Türken verlor der tapfere Graf Bernhard von Plözke, der die Nachhut befehligte, alle seine Leute. Es half wenig, daß eben Ludwig VII von Frankreich anlangte. Die Franzosen spotteten über die unglücklichen Deutschen, und Conrad blieb von vielfachem Schmerze gefoltert krank in Constantinopel liegen. Den Franzosen ging es aber nicht besser. Sie wurden von den begeisterten Türken geschlagen, und Ludwig kehrte beschämt zu Conrad zurück.

Beide Fürsten entschlossen sich, da sie zu Lande nicht durchzubringen vermocht, über Meer nach Palästina zu fahren. Sie segelten ab und landeten an der syrischen Küste. Durch Eroberung der festen Stadt Damascus wollten sie die verlorene Ehre wieder gewinnen, aber der Feuereifer der Muhamedaner machte jeden Versuch zu Schanden. Der Rest der Deutschen vollbrachte, von gekränktem Stolze angespornt, Wunder der Tapferkeit. König Conrad selbst hieb einen Araber mit einem Schwertstreiche mitten von einander. Gleich tapfer stritt der junge Friedrich. Doch konnten sie die Stadt nicht gewinnen. Da ließen sie dieselbe und zogen nach Jerusalem, um mindestens an der heiligen Stätte zu beten. Noch einmal versuchten sie ihren Heldenmuth an der Belagerung von Ascalon, aber auch hier hielten die Ungläubigen Stand, und die Fürsten sahen sich genöthigt, unverrichteter Sache heimzugehen.

Welf war vorausgeeilt und hatte mit Roger von Neapel sich aufs neue gegen Conrad verschworen. Auch Heinrich der Löwe, der nun herangereift war, suchte das Unglück des Königs zu benutzen und sprach Bayern als sein Herzogthum an. Conrad eilte nach Deutschland zurück, ward aber mitten unter seinen Rüstungen gegen die Welfen auf Veranstaltung Rogers durch Gift umgebracht. Er starb zu Bamberg 1152.

An jenen allgemeinen Kreuzzug knüpft sich die Entstehung des Doppeladlers, der hinfort des Reiches Wappen geworden. Die beiden großen christlichen Reiche, Deutschland und Griechenland, die zugleich die beiden großen Kirchen, die römische und die griechische, umfaßten, verbündeten sich zum allgemeinen Kampfe gegen die Ungläubigen und befestigten diesen Bund durch Conrads Heirath mit einer griechischen Prinzessin. Diese Eintracht des Doppelreichs ward in dem Doppeladler versinnbildet, der hinfort das Wappen beider Reiche wurde. Vom deutschen Kaiser ist er übergegangen auf den öster-

österreichischen, der ihn noch heute führt; vom griechischen aber kam er an den russischen, der ihn ebenfalls bis auf diesen Tag behauptet.

Capitel 200.

Friedrich Barbarossa.

Als Conrads Neffe, der tapfere Friedrich, der sich schon als Jüngling in den Fehden mit Zähringen und auf dem Kreuzzuge mit Kriegsruhm bedeckt, die deutsche Krone ansprach, fand er nirgends Widerstand. Es war, als bewältige die eifersüchtigen Fürsten ein Zauber. Man ahnete in ihm den größten Kaiser, den Deutschland jemals haben sollte, denn kein Anderer kam ihm gleich an Fülle der Kraft und des Geistes. Selbst die trotzigen Welfen beugten sich, da zwischen den Häuptern dieses eben so feindseligen als mächtigen Hauses, dem alten Welf in Oberschwaben und dem jungen Löwen Heinrich in Sachsen, wenig Einklang herrschte, und der letztere überdieß in Zwietracht mit seinem Stiefvater, dem Babenberger Heinrich, lebte, der ihm seines rechten Vaters Erbe, Bayern, vorenthielt. So wurde, zum ersten Male im Beiseyn von städtischen Abgeordneten, 1152 in Frankfurt am Main Friedrich zum deutschen König erwählt, und zu Aachen gekrönt in alter Pracht. Er schwur dem Volke, das Recht zu stärken, das Unrecht zu kränken, das Reich zu schirmen und zu mehren. Beim Ausgang aus der Kirche warf sich ihm ein Diener zu Füßen, und hoffte bei dieser feierlichen Gelegenheit Verzeihung seiner Schuld, doch der Kaiser ließ nicht Gnade für Recht ergehen, zum Zeichen, daß er den Schwur, den er eben gethan, sicher halten werde.

Friedrich besaß in hohem Grade jene ächt germanische männliche Schönheit, die das ganze Geschlecht der Staufen adelte und mit magischer Gewalt die Herzen gewann. Unter Kaiser Friedrichs kurzem blondem Haare wölbte sich eine edle gedankenreiche Stirn über blauen Augen von tief eindringendem Blicke. Feine Lippen gaben seinen edeln Zügen einen eigenen Ausdruck von Freundlichkeit und milderten ihren männlichen Ernst. Bei sehr zarter weißer Haut war sein wohlgebauter Körper wie von Eisen fest, in Haltung und Tracht einfach, ritterlich. Doch weil sein Bart ins Rothe spielte, nannten ihn die Italiener Barbarossa. So wie sein Körper war seine Seele, männlich durch und durch, ganz erfüllt von seinem hohen Berufe, unbeugsam in der Kraft des Willens, von angeborner Großherzigkeit, über jeden niedern Gedanken erhaben, und zugleich voll tiefer Politik und staatskluger Gewandtheit.

Die Idee, die ihn erfüllte, war die Vollendung dessen, was Karl der Große gewollt, die Herstellung des römischen Kaiserthums als einer rein weltlichen Gewalt im Gegensatze gegen die Allgewalt des Papstes. Sein Geschlecht hatte diese Idee von den salischen Kaisern geerbt, und wie der unglückliche Heinrich IV zuerst das Haus Staufen groß gemacht, wollte Friedrich Barbarossa sein Rächer werden. Von Gesinnung fromm, dachte er die Kirche zu schirmen, aber er wollte nicht, daß die Kirche selber alle weltliche Herrschaft an sich risse und durch weltliche Leidenschaft und Ueppigkeit verderbe.

Mit den Fürsten, so sehr sie auch heimliche Feinde der kaiserlichen Gewalt waren, hoffte er eher fertig zu werden, dagegen richtete er sein Hauptaugenmerk auf seinen gefährlichsten Feind, den Papst, und urtheilte sehr richtig, daß dieser nur in Italien überwunden werden könne. Wenn man ihm vorwirft,

daß er die deutschen Angelegenheiten über den italienischen vernachlässigt habe, wenn man glaubt, er hätte besser gethan, sich allein mit Deutschland zu beschäftigen, so vergißt man, in welcher Zeit er lebte. Der Papst hätte ihm nimmer Frieden in Deutschland gegönnt, ihm unaufhörlich neue Feinde erweckt, und Friedrich hatte keine andere Wahl, als, wie ein guter Feldherr, den Krieg auf das feindliche Gebiet zu spielen, den Feind im Mittelpunkte seiner Macht anzugreifen. Erst, wenn der Papst in seine Schranken zurückgewiesen war, konnte Friedrich mit Sicherheit das Reich ordnen.

Friedrichs Politik beschränkte sich also zuerst darauf, sich den Rücken zu decken und dann alle seine Streitkräfte gegen Italien zu richten. Er sicherte die Nordgränze des Reiches, indem er den Streit der drei dänischen Königssöhne Knut, Waldemar und Sueno schlichtete, und dem letztern die dänische Krone zu Lehen gab. Er gewann Heinrich den Löwen dadurch, daß er ihm Anwartschaft auf den Besitz von Bayern machte, und indem er die päpstlichen Legaten, die sich in deutsche Bischofswahlen mischten, ohne weiteres über die Alpen zurückschickte, rüstete er ein gewaltiges Heer, um ihnen bald nachzufolgen. Damals, als Friedrich am Bodensee ein großes Lager aufschlug, traten die alten Centen Schwyz, Uri und Unterwalden freiwillig wieder unter die Reichsvogtei des wackern Grafen von Lenzburg, und leisteten dem großen Kaiser die Heeresfolge.

Capitel 201.

Friedrichs erste Romfahrt.

Als der Kaiser zu Constanz sein Heer sammelte, warfen sich ihm Boten der lombardischen Stadt Lodi zu Füßen, und klagten, daß ihre Stadt durch das päpstlich gesinnte Mailand unterjocht worden sey. Friedrich gebot den stolzen Mailändern, dieß Unrecht zu vergüten, aber sie zerrissen seinen Brief.

Im Jahre 1154 stieg Friedrich mit einem prächtigen Heere über die Alpen, und richtete auf den roncalischen Ebenen bei Piacenza des Reiches Heerschild auf, alle italienischen Reichsvasallen auffordernd, sich nach der Sitte zum Wachtdienste beim Könige einzustellen, und wer nicht erschien, den erklärte er des Lehens verlustig. Die kaiserlich Gesinnten oder Ghibellinen gesellten sich zu ihm, die päpstlich Gesinnten oder Guelfen blieben aus. Am stolzesten trotzte Mailand, doch Friedrich war zu klug, diese feste und stark bevölkerte Stadt zuerst anzugreifen; er suchte sie erst zu schwächen, indem er nach einander die mit ihr verbündeten Städte unterwarf.

Die Städte in Oberitalien waren theils durch die Kreuzzüge und den großen Handelsverkehr mit dem Oriente, theils durch die Abwesenheit mächtiger Herren seit Mathildens und dem nachherigen päpstlichen Regimente groß geworden, und der kriegerische Adel des Landes hatte größtentheils in den Städten Bürgerrecht genommen. Die reichsten Handelsstädte waren Venedig, Genua und Pisa; Mailand dagegen, im Herzen der Lombardei, überstrahlte alle ihre Nachbarinnen an Kriegsmacht, und war der Mittelpunkt der päpstlichen Partei. Man hat sich gewundert, warum Friedrich, der die deutschen Städte so sehr begünstigte, und gegen Bischöfe, Fürsten und Adel so klug zu benutzen verstand, nicht dieselbe Politik auch in Italien befolgte. Allein wenn er auch gewollt hätte, war es ihm unmöglich, alle italienischen Städte an sein Interesse zu fesseln, denn sie waren aus nachbarlicher Eifer-

sucht (wie Mailand und Lodi, Genua und Pisa ꝛc.) in unversöhnliche Fehden verwickelt, und er konnte die Einen nicht gewinnen, ohne sich die andern zu desto bitterern Feinden zu machen. Ueberdieß hatte Mailand ihm zuerst getrotzt, und er wäre nur verlacht worden, wenn er dieser papistischen Stadt nicht Ernst gezeigt hätte. Selbst wenn er die Volksthümlichkeit der Italiener mehr geachtet, wenn er, wie es seine Nachfolger wirklich thaten, ein besonderes italienisches Reich, getrennt vom deutschen, hätte gründen wollen, so würde es ihm wegen der innern Zerwürfnisse und dem wüthenden Hasse der Italiener unter einander selbst, damals mißlungen seyn. Es blieb ihm nichts übrig, als die ihm feindliche guelfische Partei niederzuwerfen, und mit Hülfe der Ghibellinen Italien dem Reiche wieder zu gewinnen, und dadurch — denn das war die Hauptabsicht — den Papst im Zaume zu halten.

Mit weit mehr Recht hat man gefragt, warum er nicht die damals unter den italienischen Ghibellinen gährende Ketzerei gegen den Papst benutzt habe, wie dieß erst seine Nachfolger versuchten, als es schon zu spät war. Aber Friedrich wollte kein Mittel gebrauchen, das in seinen Augen unkaiserlich war. Er glaubte an die Wahrheit der katholischen Religion, er war ein frommer Kaiser, er wollte dem Papste die Anmaßung weltlicher Gewalt verbieten, aber er wollte den ehrwürdigen Bau der Kirche, als deren Schirmherrn er sich betrachtete, nicht untergraben.

Mailand umgehend eroberte Friedrich nach einander die Städte Rosate, Cairo, Asti und das sehr feste Tortona, das er zum abschreckenden Beispiele nach langer Belagerung in Asche legen und der Erde gleich machen ließ. Dann nahm er in Pavia die eiserne Lombardenkrone, und unterhandelte mit Papste Hadrian IV um die Kaiserkrönung. Im Rom bekämpften sich noch immer zwei Parteien, die päpstliche und die ketzerisch-republicanische, unter Arnold von Brescia. Bedrängt durch die letztere zeigte sich der Papst nachgiebiger gegen den Kaiser, und suchte dessen Hülfe nach. Friedrich ahnte nicht, welch eine Waffe er freiwillig aus den Händen gab, indem er den großen Arnold verfolgte, anstatt dessen Plan, die Kirche von innen her zu reformiren, durch sein ganzes kaiserliches Ansehen zu unterstützen. Als die Gesandten der von Arnolds Ideen erfüllten römischen Bürger vor ihm erschienen, und von der alten Römertugend sprachen, spottete er ihrer und sagte: „Nicht bei euch, die ihr verweichlicht und voll Trug seyd, sondern bei uns, die wir voll Kraft und Treue sind, ist das alte Rom und seine Tugend." Er sah in der Aufregung, die Arnold von Brescia veranlaßt, nur eine italienische Komödie, das verächtliche Schattenbild einer weltlichen Republik, keineswegs den Keim zu einer großen kirchlichen Reformation, und dieser Mißverstand war Schuld, daß er, indem er sich mit seinen geharnischten Schaaren Rom näherte, des edeln Arnolds Hinrichtung zuließ. Er wurde beim Aufgange der Sonne vor den Thoren Roms lebendig verbrannt.

Das zitternde Rom empfing den gewaltigen Kaiser ohne Widerstand in seinen Mauern. Der Papst setzte ihm feierlich in St. Peters Dom die Krone auf, und der Kaiser hielt ihm dagegen den Steigbügel, zum Zeichen, daß die geistliche Gewalt sich nicht im Sattel halten könne, wenn die weltliche ihr nicht helfe. Auch ließ Friedrich das Bild, welches die Erniedrigung des aus des Papstes Hand die Kaiserkrone zu Lehen empfangenden Kaiser Lothars darstellte, und welches bis dahin im Lateran zur Schau hing, verbrennen. Die Römer waren indeß aufs bitterste über die Erscheinung Friedrichs ergrimmt, denn sie konnten ihre Republik und den unglücklichen Arnold nicht vergessen. Kaum war daher die Krönung vollzogen, als ein wüthender Aufstand der

Bürger ausbrach. Friedrich kam in die äußerste Gefahr, sein Roß stürzte, Heinrich der Löwe rettete ihn. Nach einem gräulichen Blutbade behielten die Deutschen zwar den Sieg, verließen aber die unheilvolle Stadt. Alten Uebermuth der Normannen zu bestrafen zog Friedrich gegen König Wilhelm von Neapel. Es kamen aber Seuchen über sein Heer, und er sah sich zum Rückzuge gezwungen. Frohlockend verlegten ihm die lombardischen Städte den Weg. Die Veroneser zerstörten die Etschbrücke, als die Deutschen darüber zogen, wurden aber mit wüthender Rache heimgesucht. Noch in den Clausen der Tridentiner Alpen verschloß eine italienische Burg die Straße, ward aber mit stürmender Hand gewonnen. So zog der Kaiser, ohne viel ausgerichtet zu haben, zurück, verfolgt vom Fluche aller Italiener.

Capitel 202.

Friedrichs Sorge für das Reich.

Der Kaiser hielt 1156 einen großen Reichstag zu Regensburg, um die Ansprüche Heinrichs des Löwen auf Bayern zu erledigen. Er verlieh diesem das Herzogthum Bayern zu Sachsen, und entschädigte Heinrich ja so mir Gott dadurch, daß er ihn zum Herzog von Oesterreich erhob. Welf erhielt Toscana bestätigt; Friedrich von Rotenburg ward Herzog in Schwaben, da es der Kaiser für unziemlich hielt, daß ein Kaiser zugleich Herzog seyn sollte; Berthold von Zähringen mußte die Verwaltung Burgunds, die sein Vater Conrad hatte, aufgeben. Ueberhaupt herrschte in Burgund die wildeste Verwirrung, da die großen Vasallen des Landes niemand gehorchen wollten. Die Kaiser hatten sich immer wenig um diese schöne Provinz bekümmert, und schon wegen der wälschen Sprache, welche die Burgunder redeten, waren sie den Deutschen fremder. Auch verfehlten die französischen Könige nicht, die burgundischen Großen an sich zu fesseln, und gelegentlich gegen die Deutschen zu unterstützen. Eben damals hatte Graf Wilhelm von Burgund (die Grafschaft Burgund im engern Sinne, franche comté) die einzige Tochter seines Bruders, des Grafen Reinold, die reizende Beatrix, in einen Thurm geworfen und ihr das reiche Erbe entrissen. Kaiser Friedrich hörte von ihrer Schönheit, eilte sie zu befreien, und nahm sie zur Gemahlin. Von ihr, einer alle Herzen bezaubernden, und eben so geistreichen als treuen und zärtlichen Blondine, wurden dem Kaiser fünf hoffnungsvolle Söhne geboren. Zugleich aber war sie ihm ein Pfand für Burgund. Die ganze Provinz, welche die Rhone bis zum Meere durchströmt, huldigte dem Kaiser zu Besançon. Hier wollte Otto von Wittelsbach den Cardinal Roland niederhauen, weil er behauptete, der Kaiser habe das Reich vom Papste.

Im Jahre 1157 unternahm er mit Hülfe Heinrichs des Löwen und der Böhmen einen Feldzug wider Polen, und zwang Boleslav, den König dieses Landes, sich neuerdings der Oberhoheit des deutschen Reiches zu unterwerfen, und barfuß, das bloße Schwert am Halse hängend, den Lehenseid zu schwören. Hierauf empfing der gehorsame Wladislaw von Böhmen die königliche Würde aus des Kaisers Hand.

Auch die Fehden in Deutschland stillte der Kaiser mit gewaltiger Kraft. Um es an abschreckenden Beispielen nicht fehlen zu lassen, ließ er den rheinischen Pfalzgrafen Hermann, der den Erzbischof von Mainz befehdet, zur Strafe einen Hund tragen. Hermann grämte sich darüber so, daß er ins

Kloster ging, und Friedrichs Bruder Conrad erhielt die Pfalz. Mit dem Ritterthume und den Kreuzzügen hatte die Kriegslust dergestalt überhand genommen, daß der niedere Adel auf seinen Burgen nicht auszuhalten wußte. Viele Ritter erhielten sich durch Raub und Fehde, oder wie man es nannte, aus dem Stegreife. Ihre Schlösser dienten als Raubnester. Von hier aus überfielen sie ihre Privatfeinde, oder reiche Reisende, vorzüglich hohe Geistliche und Kaufleute. Sie nahmen sie gefangen, was man niederwerfen nannte, und ließen sie nur gegen ein bedeutendes Lösegeld los. Friedrich schuf auch hier Ordnung, und zerstörte eine Menge Raubschlösser mit Mann und Maus. Um dieselbe Zeit hören wir von harten Bedrückungen, welche die hörigen Bauern von ihren Herren zu dulden hatten. Die steigenden Bedürfnisse, welche durch den Glanz des Ritterthums, und durch die Bekanntschaft mit dem orientalischen Luxus erzeugt worden waren, veranlaßten eine Vervielfältigung der Bodenzinse, Feudal- und Leibeigenschaftslasten aller Art. Eine Menge Bauern nahmen Bürgerrecht in den Städten, unter dem Namen der Aus- oder Pfahlbürger, und erhielten dadurch den Schutz der Städte, was mannichfaltige kleine Fehden zwischen diesen und dem Landadel, der seine Bauern nicht fahren lassen wollte, veranlaßte.

Einzelne Fürsten nahmen die Bauern gegen den Adel in Schutz, und erwarben sich dadurch die Volksliebe, die hinwiederum ihnen selbst zum Schutze gegen den Adel gereichte. Landgraf Ludwig von Thüringen erfuhr lange nichts von dem Unfuge seines Adels, als er einst auf der Jagd verirrt bei einem Schmiede zu Apolda Nachtlager nahm, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Schmied schmiedete am Morgen sein Eisen, und rief immer: werde hart, Luz! werde hart, Luz! Als ihn aber der Landgraf fragte, was er damit wolle, sprach der Schmied: er meine, der Landgraf solle gegen den Adel hart werden, wie das Eisen. Ludwig verstand den Wink, forschte nach, erfuhr die Grausamkeit des thüringischen Adels, und erfüllte alsbald des Schmieds Spruch, denn er ließ zur Strafe die übermüthigsten des Adels vor einen Pflug spannen und ein Feld umackern, damit sie einmal Bauernarbeit schmeckten. Das Feld liegt bei Naumburg, und heißt noch jetzt der Adelacker. Ludwig aber ward hinfort der Eiserne zubenannt.

Andere Fürsten ahmten die Politik der Kaiser nach, indem sie ihren Adel durch von ihnen selbst gegründete oder begünstigte Städte in Zaum zu halten suchten. So namentlich Heinrich der Löwe, der seinen Landstädten, Lübeck, Braunschweig ꝛc., große Vorrechte ertheilte. Deßgleichen Berthold von Zähringen und sein gleichnamiger Sohn, die Freiburg im Breisgau und Bern gründeten und Zürich bevorrechteten. Doch alle diese Fürstenstädte gelangten kaum zu Macht und Größe, als sie ihr eigenes Interesse, unabhängig von den Fürsten, verfolgten. Albrecht der Bär suchte durch Urbarmachung der Sumpfländer und durch zahlreiche Colonisten aus den Niederlanden, insonderheit Flandern, seine slavische Mark, zu verbessern, daher noch jetzt der Name Fläming für die märkischen Bruch- und Deichgegenden.

Capitel 203.

Der roncalische Reichstag.

Deutschland war ruhig und mächtiger als je. Der Kaiser konnte mithin seinen Plan gegen Italien wieder aufnehmen. Schon 1158 zog er mit einem neuen Heere über die Alpen. Sein treuester Anhänger, der trotzige und biderbe Otto von Wittelsbach zog vorauf, und verbreitete den Schrecken seines Namens. Die Mailänder hatten an Lodi und Crema grausame Rache genommen und diese Städte in Trümmer gelegt. Bei Cassano stellten sie sich dem Kaiser entgegen, doch er schlug sie, und auf den Ruinen von Lodi, wo er ihre Gesandten empfing, rief er ihnen zu: „Ihr habt des Kaisers Stadt zerstört, aber mit dem Maaße, mit dem ihr maßet, soll euch gemessen werden." Gleichwohl übte er Gnade, als sich ihm das mächtige Mailand im Herbste übergab. Er hoffte noch, diese wichtige Stadt durch Güte zu befreunden, und als bei der Uebergabe am 6 September Mailands Adel barfuß, das bloße Schwert am Nacken, flehend vor ihm erschien, nahm er keine Rache, sondern begnügte sich mit dem Gelöbnisse der Treue und dem Versprechen, Lodi und Crema wieder herzustellen.

Dieselbe kluge Milde beobachtete Friedrich Barbarossa, indem er auf den roncalischen Feldern einen allgemeinen lombardischen Reichstag ausschrieb, und dazu lauter Eingeborne als Abgeordnete berief, um nicht als fremder Eroberer gewaltsam, sondern als Friedensfürst gesetzlich den Zustand des Landes zu ordnen. Die großen Lehensträger Italiens erschienen persönlich und aus jeder Stadt zwei Consuln. Um aber jede Irrung gerecht und weise zu schlichten, berief er von den italienischen Universitäten vier hochberühmte Rechtsgelehrte, Martinus Gosia, Bulgarus, Jacob und Hugo de Porta Ravegnana, als unparteiische Richter. Kurze Zeit vorher hatte das Studium der altrömischen Gesetze und Rechte in Italien seinen Anfang genommen, wozu insbesondere die oben schon erwähnte Entdeckung der Pandekten zu Amalfi mitgewirkt hatte. Italien fand in seiner feindlichen Stellung zu Deutschland besondere Ursache, sich mit Vorliebe dem Studium seiner römischen Vorzeit zu ergeben, und die Verwirrung der alten Rechte und neuen Vorrechte, die Kämpfe der Kaiser, Päpste, der Lehensherren und Lehensträger, endlich der Städte, die in Italien den größten Tummelplatz fanden, führten von selbst dahin, bei den überaus klaren, vollständigen und folgerechten römischen Gesetzen Rath zu holen. Die Universität Bologna aber machte sich ein vorzügliches Geschäft daraus, das römische Recht zu lehren, zu erklären und auf die neuen Verhältnisse anzuwenden. Friedrich ging, wie das ganze Mittelalter, von dem Gedanken aus, daß das deutsche Reich unmittelbar mit dem altrömischen zusammenhinge, und fand also keinen Anstand, auch jenes alte Recht wieder aufleben zu lassen; ja er fand es seiner Politik um so angemessener, als im altrömischen Rechte nichts von geistlicher, sondern nur von weltlicher, und zwar von unumschränkter kaiserlicher Gewalt vorkam. Dieses Recht gab ihm also eine mächtige Waffe nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen die unbotmäßigen Fürsten in die Hände, und er stützte sich darauf mit großer Vorliebe.

Die neue italienische Gesetzgebung, die aus dem roncalischen Reichstage hervorging, bekam nun theils das deutsche, theils schon das römische Recht zur Grundlage. Es ward ausgemacht, alle alten Regalien, deren sich die Herzoge, Markgrafen und Städte angemaßt, sollten an den Kaiser zurückfallen, alle Fürsten und Grafen, so wie die Consuln der Städte sollten ohne des Kai-

sers Belehnung und Bestätigung ungültig seyn. Dieß war altes deutsches Recht. Ferner beschloß man, die großen Lehen sollten unveräußerlich und untheilbar seyn, um den verderblichen Fehden ein Ende zu machen, die aus den zahllosen Vergabungen und Theilungen entsprungen. Die Universitäten, als Sitze der freien Künste und Wissenschaften, wurden mit großen neuen Freiheiten ausgestattet, weil der Geist nicht gedeiht, wo Knechtschaft ist. Friedrich hatte dabei aber auch vorzüglich die Absicht, durch den freien Geist der Wissenschaft, und insbesondere durch das erweiterte Studium des römischen Rechts dem Papste entgegenzuwirken. Endlich wurde jetzt zum ersten Male aus diesem Rechte eine Reichssteuer abgeleitet, die etwas ganz Neues war. Friedrich schrieb eine allgemeine Steuer nach den Gütern und nach den Köpfen aus, wie es im alten Rom Sitte gewesen, in Deutschland aber nie. Freilich brauchte der Kaiser Geld, seit er so viele Einkünfte an die Fürsten, Geistlichen und Städte verloren, und die Römerzüge kosteten ihm viel. Eine Zwangssteuer aber war an der Stelle der alten freiwilligen Zufuhren und Geschenke unerhört.

Capitel 204.

Mailands Fall.

Als daher Otto von Wittelsbach in Mailand einen kaiserlichen Consul einsetzen und die Steuern erheben wollte, standen die Bürger zornig auf, und schlugen den Grafen aus der Stadt. Zugleich erklärten sich die meisten Städte gegen ihre Abgeordneten auf dem Reichstage, die zum Theil nur darum dem Kaiser beigestimmt, um von ihm im Consulate bestätigt zu werden, ohne an die Bürger zu denken. Auch Papst Hadrian IV fürchtete seinen Einfluß über Italien zu verlieren, und protestirte gegen den Reichstag, und als er 1159 starb, waren auch die Cardinäle getheilt. Die ghibellinischen wählten Victor IV, die Gegenpartei Alexander III.

Friedrich griff den gefährlichsten und nächsten Feind zuerst an, also die Städte. Nach einer furchtbaren Belagerung, dergleichen die Deutschen noch nie zu bestehen gehabt, nahm er Crema ein, das mit Mailand in engem Bündnisse stand, 1160. Viermal sendeten die Mailänder Meuchelmörder gegen ihn aus, deren Dolche jedoch immer glücklich abgewendet wurden. Meuchelmord war den Italienern eigen geworden, da sie als die unterdrückten Schwächern zuletzt tückisch werden mußten. Sie waren aber auch tapfer, und ihr Freiheitskampf des höchsten Ruhmes würdig. Mailand trotzte dem Kaiser, und brachte ihm während des Winters, da die meisten deutschen Fürsten ihrer Gewohnheit nach über die Alpen zurückgekehrt waren, bei einem Ausfalle in der Gegend von Carnaro sogar eine Niederlage bei. Als aber im Frühjahre 1161 wieder großer Zuzug aus Deutschland kam, begann die Belagerung mit neuer Wuth. Der Kaiser hatte geschworen, nicht eher wieder die Krone auf sein Haupt zu setzen, bis er Mailands Mauern der Erde gleich gemacht. Man kämpfte das ganze Jahr hindurch mit unermüdlicher Beharrlichkeit, und endlich am 6 März 1162 mußte die stolze Stadt, durch Hunger gezwungen, sich ergeben. Die ganze abgemagerte Bevölkerung zog aus im Bußgewande, einen Strick am Halse, eine Kerze in der Hand, die Edlen das blanke Schwert am Halse. So mußten sie im Regen lange warten, bis der Kaiser, der bei der Tafel saß, hervortrat, und zusah, wie sie alle ihre Waffen und Ehren-

zeichen übergaben, und wie ihr Palladium, ein hoher Baum mit einem Kreuz, von deutscher Art gefällt wurde. Dann ließ Friedrich Barbarossa einen Theil der Stadtmauer niederreißen, und ritt durch diese Oeffnung in die Stadt. Er begnügte sich indeß, alle Mauern, Thürme und Befestigungen derselben schleifen zu lassen, die Stadt selbst und das Leben der Einwohner wurde auch dießmal geschont. Nur daß viel geplündert wurde. So stahl unter andern der Erzbischof Reinold von Köln die heiligen drei Könige, und brachte diese kostbaren Reliquien nach Köln, wo sie bis auf diesen Tag ein Gegenstand hoher Verehrung sind. Der Kaiser setzte nach diesem Siege die Krone wieder auf. Die Sage hat seine Rache übertrieben. So hieß es, er habe Mailand völlig zerstören, der Erde gleich machen, und einen Pflug kreuzweise darüber hin fahren lassen.

Friedrich ließ von nun an ein eisernes Regiment über Italien walten. Den strengen Kölner Erzbischof Reinold erhob er zum Erzkanzler des Reiches und zum Reichsverweser in Italien, und diesem gab er kaiserliche Untervögte zu, die im Geiste Otto's von Wittelsbach mit rohem ritterlichem Uebermuthe und deutscher Bärenhaftigkeit, die für den feinern italienischen Geist keinen Sinn hatte, das arme Land drückten und kleinlich peinigten. Von den einzelnen Plackereien erfuhr der Kaiser so wenig, als er sie geboten hatte, da er nur strenges Recht und eiserne Zucht der Empörer verlangte. Die unglücklichen Folgen fielen aber auf sein Haupt.

Capitel 205.

Tübinger Fehde. Bund der Lombarden.

Des Kaisers Entfernung hatte neuen Fehden in Deutschland Raum gelassen. Die Bürger von Mainz hatten 1160 ihren Erzbischof Arnold erschlagen, weil er ihre Freiheiten gefährdet. Friedrich strafte sie hart, und ließ die Mauern ihrer Stadt niederreißen. Eine andere Fehde erhoben die Gröninger in Friesland wider den Bischof von Utrecht. In Schwaben aber war der Tumult am ärgsten. Hier hatte Hugo, Graf von Tübingen, einen Raubritter, der Welfs Lehenmann war, hart bestraft. Welf und mit ihm die Häuser Zähringen und Habsburg zogen deßhalb wider Tübingen, dem Friedrich von Schwaben und der Graf von Hohenzollern beistanden. Die letztern brachten den Welfen vor Tübingen eine harte Niederlage bei, 1164. Diese Unruhen nöthigten den Kaiser aus Italien zurückzukehren, denn es lag ihm alles daran, sein gutes Vernehmen mit den Welfen zu erhalten. Aus diesem Grunde zwang er den unschuldigen Grafen von Tübingen, sich dem alten Welf als Gefangenen zu stellen, und führte so die Eintracht wieder zurück.

Dann mußte er seine Blicke sogleich wieder nach Italien wenden. In demselben Jahre, 1164, starb Papst Victor, und Friedrich schwankte anfangs, ob er nicht den Gegenpapst Alexander III anerkennen sollte. Dieser so kraftvolle als kluge Papst hatte sich nach Genua und von da nach Frankreich zurückgezogen, und arbeitete an einem großen Bunde gegen den Kaiser, wozu die Republiken Venedig und Genua, die des Kaisers Uebermacht in Italien zu fürchten begannen, sehr geneigt waren. Friedrich wäre ihm durch eine Versöhnung entgegengekommen, wenn sich nicht eben damals König Heinrich von England wegen kirchlicher Streitigkeiten gleichfalls gegen Alexander erklärt hätte. Da nun Heinrich der Löwe ein Schwiegersohn dieses Königs war, so galt dem Kaiser die Ver-

Verbindung mit den Welfen höher als die Aussöhnung mit dem Papste, und er anerkannte den neuen Papst Paschalis III, der zu ihm nach Deutschland kam, und 1165 zu Aachen Karln den Großen heilig sprach.

Diese Entscheidung brachte die Plane Alexanders zur Reife. Das übermüthige Betragen der Deutschen in Italien, und besonders die unmenschliche Rohheit des Vogts von Padua, gab das Zeichen zu einer neuen Empörung der Lombarden. Die Deutschen, wenig zahlreich, wehrten sich zwar ihrer Haut, doch konnten sie nicht verhindern, daß Alexander 1165 im Triumphe nach Rom zurückkehrte, und den Kaiser feierlich in den Bann that. Die Deutschen wichen inzwischen nicht aus dem Kirchenstaate, sondern saßen dem Papste immer dicht auf dem Nacken. Christian von Mainz, des Kaisers treuester Freund, der als Erzbischof, Staatsmann und Feldherr gleich ausgezeichnet war, belagerte Ancona, zog aber dem in Tusculum von den Römern hart bedrängten Erzbischof Reinold von Köln zu Hülfe, und schlug mit 1500 Mann 30,000 Römer aufs Haupt, 1167. Während dieß aber im Kirchenstaate geschah, hatten die Lombarden in Oberitalien freien Spielraum. Sie stifteten am 7 April 1167 den berühmten lombardischen Städtebund, und bauten Mailand von neuem schöner und fester auf, als es zuvor gewesen war. In begeisterter Eintracht trugen alle Städte dazu bei, und die Frauen gaben all ihr Geschmeide her zum Schmucke der von den Deutschen geplünderten Kirchen.

Noch in demselben Jahre aber unternahm der Kaiser seine dritte Römerfahrt, und führte, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, seinen Papst Paschalis in Rom ein. Dieses schöne Heer aber wurde, noch ehe es den Kampf gegen die festverschlossenen Städte begonnen hatte, durch eine Pest plötzlich hingerafft. Der Erzbischof Reinold, Friedrich von Schwaben, des alten Welf einziger Sohn gleiches Namens und viele deutsche Grafen und Bischöfe verloren hier ihr Leben. Der Kaiser, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, warf in Pisa seinen Handschuh in die Luft, indem er den ganzen lombardischen Bund in des Reiches Acht erklärte, und flüchtete die kargen Reste seines Heeres schnell über die Alpen zurück. Als man ihn hart verfolgte, ließ er die mitgenommenen Geiseln nach einander an den Bäumen unterwegs aufknüpfen. In der Stadt Susa dachten die Italiener ihn noch zu fangen, doch um sie zu täuschen, ließ sich Ritter Hermann von Siebeneichen in des Kaisers Bett gefangen nehmen, während Friedrich selbst im Dunkel der Nacht glücklich entfloh.

Capitel 206.

Heinrich der Löwe.

So lange das Einverständniß zwischen den Waiblingern und Welfen bestand, half Heinrich der Löwe dem Kaiser bei den Römerzügen, und dieser überließ ihm dafür, im deutschen Norden zu schalten, wie er wollte. Heinrich, schon im Besitze der Herzogthümer Sachsen und Bayern, benutzte seine vortheilhafte Stellung, um seine Herrschaft immer weiter auszubreiten. Der steinerne Löwe, den er mitten in seiner Hauptstadt Braunschweig aufrichtete, sollte seine stolze Gesinnung verkünden. Zuerst unterwarf er die slavischen Fürsten von Mecklenburg und Pommern seiner Lehensherrlichkeit. Der tapfere Niklot, der ihm längst Treue geschworen hatte, wurde so sehr von ihm und von dem Bekehrungsübermuthe der sächsischen Geistlichen bedrängt, daß er sich zuletzt empören mußte, dabei aber erschlagen wurde, 1160. Auch sein Sohn Wretislav wurde ge-

meuchelmordet. Sein zweiter Sohn Pribislav, mit dem pommerschen Fürsten Kasimir verbündet, erfocht an der Spitze der verzweiflungsvoll kämpfenden Slaven einen glänzenden Sieg über die Sachsen bei Demmin, 1164, wobei die Grafen von Holstein und Dithmarsen fielen; doch Heinrich der Löwe bezwang sie endlich durch das tapfere Schwert des Grafen Günzel, den er als den ersten Markgraf von Schwerin den Obotriten (Mecklenburgern) als Wächter setzte. Inzwischen ließ er Pribislav und Kasimir in ihren Fürstenthümern, nahm sie in Lehenspflicht, und begünstigte sie sogar, da er sie gegen die übrigen sächsischen Fürsten, den neidischen Albrecht den Bär an der Spitze, die ihm wegen seiner zunehmenden Macht grollten, benutzen konnte. Um diese neuen slavischen Vasallen zu beschäftigen und für ihre Verluste zu entschädigen, um zugleich die Dänen, seine Nachbarn, sich zu befreunden, und endlich sich beim Papste in Gunst zu setzen, unterstützte er 1168 den Dänenkönig Waldemar, als derselbe die Insel Rügen eroberte, und das große heidnische Heiligthum des Götzen Swantewit zu Arcona zerstörte. Doch blieb Rügen ein besonderes slavisches Fürstenthum, getrennt von Pommern, damit die Slaven nicht durch ihre Einheit wieder größere Macht gewännen.

Im folgenden Jahre, 1169, starb der alte Welf zu Memmingen. Als ein lebenslustiger Greis hatte er bis an seinen Tod einen üppigen Hof gehalten, umringt von tollen Gesellen, alles verthan und Schulden gemacht. Heinrich der Löwe hatte ihn nie unterstützt, der Kaiser aber gab ihm Geld, so viel er wollte, und da er nun kinderlos starb, so setzte er, mit Uebergehung seines welfischen Stammverwandten Heinrich, den Kaiser zum alleinigen Erben seiner schwäbischen Allode und der Mathildischen Schenkung in Italien ein. Von diesem Augenblicke an benahm sich Heinrich der Löwe kalt gegen den Kaiser, und lauerte auf eine Gelegenheit, sich für den Verlust des welfischen Erbes zu rächen.

Die Italiener kümmerten sich wenig darum, daß die ghibellinische Partei nach Paschalis Tode 1168 Calixtus III wählte. Sie verharrten bei Alexander III, und bauten in demselben Jahre ihm zu Ehren die furchtbare Festung Alessandria, als ein Bollwerk gegen künftige Römerzüge. Erzbischof Christian von Mainz, der an der Spitze der Ghibellinen in Italien allein focht, lag wieder vergeblich vor Ancona. Dieser ausgezeichnete Staatsmann und Feldherr sprach sechs Sprachen, und war zugleich der kühnste Ritter. Vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt, saß er auf dem Rosse, den erzbischöflichen Mantel um die Schultern, und einen schweren Streitkolben in der Hand. Der Kaiser, dessen Ankunft in Italien dringend nöthig war, wagte den vierten Römerzug noch nicht, denn er mißtraute dem Löwen. Dieser aber, um dem Kaiser nicht helfen zu dürfen, und ohne noch einen offenen Bruch zu wagen, unternahm 1171 einen Kreuzzug, begnügte sich indeß, ohne das Schwert zu ziehen, nur in Jerusalem seine Andacht zu verrichten, und wieder heimzukehren, nachdem ihm die Anhänger des Papstes im Morgenlande, als einem Welfen, eben so viel Höflichkeit erwiesen hatten, als sie früher dem Ghibellinen Conrad ihren Beistand treulos verweigert hatten. So reifte allmählich die Untreue im Herzen des Löwen.

Endlich im Jahre 1174 brachte Friedrich Barbarossa den schmollenden Herzog, der gleichwohl offene Fehde nicht wagte, zur Heeresfolge, und überstieg die Alpen zum vierten Male. Susa ward zur Rache niedergebrannt, doch Alessandria widerstand jedem Sturme. Die Belagerer und Belagerten erschöpften alle Kriegskunst damaliger Zeit, sich wechselseitig zu vernichten, doch beide Theile hielten sich den ganzen Winter hindurch die Wage. Der lom-

bardische Bund rüstete ein großes Heer, dem Kaiser im Felde zu begegnen. Da plötzlich, 1175, beging Heinrich der Löwe Felonie (Heereslitz), und erklärte dem Kaiser zu Chiavenna am Comer See, daß er ihn mit allen seinen sächsischen Vasallen verlasse. Der damals kranke Friedrich ermahnte ihn im Namen der Pflicht und Ehre, von seinem treulosen Beginnen abzustehen, doch Heinrich blieb bei seinem Entschlusse, und erklärte sich nur zu einer Geldhülfe bereit, wofern ihm der Kaiser große Erweiterungen seiner Macht in Deutschland gestatten sollte. Friedrich wies diesen Handel stolz zurück, umfaßte aber gleich darauf des Welfen Kniee, und bat ihn, da des Reiches Ehre auf dem Spiele stund, ihn in diesem Augenblicke der Noth nicht, im Angesichte des Feindes, mit dem Kerne des Heeres zu verlassen. Da lachte Jordanus Truchseß, des Welfen Vasall, und sprach: die Krone, Herzog, die du zu deinen Füßen siehst, wird bald auf deinem Haupte glänzen. Doch ein Mann des Kaisers erwiderte: ich fürchte, die Krone wird über dein Haupt emporwachsen. Endlich hob die schöne Kaiserin Beatrix ihren Gemahl auf, und sprach: Gott wird dir helfen, wenn du einst dieses Tages und seines Hochmuths gedenkst. — Der Welf zog mit all den Seinen davon.

Capitel 207.

Niederlage bei Legnano. Frieden mit dem Papste.

Sollte der Kaiser seinem treulosen Vasallen nachfliehen? So geschwächt sein Heer war, zog er doch einen rühmlichen Untergang dem Schimpfe eines solchen Nachzugs vor. Noch hoffte er, neue Verstärkungen aus Deutschland abwarten zu können, doch die Lombarden kamen ihm zuvor, und griffen ihn am 29 Mai 1176 bei Legnano an. Die Schwaben (denn es waren nur noch Süddeutsche beim Kaiser) schlugen sich heldenmüthig, aber Berthold von Zähringen wurde gefangen, des Kaisers Pferd stürzte im Getümmel, seine Fahne wurde von der „Schaar des Todes," einer auserlesenen Waffenbrüderschaft der Lombarden, erbeutet, und ihn selbst hielt man schon für todt. Er entkam nur wie durch ein Wunder der furchtbaren Niederlage, in der sein kleines Heer durch ungeheure Uebermacht aufgerieben wurde.

In dieser Noth ersetzte des Kaisers Kopf die Schwäche seines Armes. Schnell besonnen benutzte er die Nothwendigkeit, jetzt zu unterhandeln, zu einem Mittel, seine Gegner unter einander selbst zu entzweien. Er bot, mit Uebergehung des lombardischen Bundes, nur dem Papste und Venedig allein die Sühne an, und diese beiden ließen sich willig finden, der Papst, weil er die augenblickliche Verlegenheit des Kaisers zu günstigen Unterhandlungen benutzen wollte, und da er wohl voraussah, daß Friedrich sich in kurzer Zeit aus Deutschland würde verstärken können, Venedig aber, weil es auf die wachsende Macht der lombardischen Städte eifersüchtig geworden war.

So wurde 1177 der Frieden zu Venedig geschlossen. In dieser Stadt kam Friedrich Barbarossa mit Alexander III zusammen. Guelfische Geschichtschreiber berichten, als der Kaiser dem Papste die Füße geküßt, habe dieser ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt, mit den Worten der Schrift: auf Ottern und auf Löwen wirst du gehen! worauf ihm jener geantwortet: nicht dir, sondern Petro diese Ehre! Indeß erwähnen die gleichzeitigen Briefe des Papstes selbst dieses Umstandes nicht. Im Gegentheile ist es Thatsache, daß Papst und Kaiser sich oft und heiter besprachen, und als die verständigsten Männer ihrer Zeit

einander wechselseitige Achtung und Nachgiebigkeit bewiesen. Zwar opferte der Kaiser den unbedeutenden Papst Calixtus auf, indem er ihn absetzen ließ, wie er ihn eingesetzt hatte, zwar gewährte er den lombardischen Städten das Recht, sich ihre Consuln selbst zu wählen; allein Alexander befreite ihn dafür nicht nur vom Banne, sondern bestätigte auch alle die kraftvollen Erzbischöfe und Bischöfe, die eine Hauptstütze des Kaisers in Deutschland, und, wie der Mainzer Christian, seine tüchtigsten Freunde und Diener waren, in ihren Aemtern, so daß der Kaiser von Seite der Kirche, der gefährlichsten Feindin seiner weltlichen Macht, nichts mehr zu besorgen hatte.

Capitel 208.

Heinrichs des Löwen Sturz.

Da Albrecht der Bär 1170 gestorben und Brandenburg unter dessen Söhne Otto und Bernhard getheilt war, hatte Heinrich der Löwe einen gefährlichen Nebenbuhler im Norden weniger, aber desto mehr machten ihm die Bischöfe in seiner Nachbarschaft zu thun, die, auf des Kaisers Hülfe rechnend, jetzt trotzig gegen ihn auftraten, insbesondere die von Köln, Halberstadt und Münster. Er hieß sie nur die Kahlköpfe, schlug sich tapfer mit ihnen herum, und eroberte Halberstadt.

Als aber der Kaiser aus Italien zurückkehrte, ward das Spiel ernsthaft. Friedrich zog den Löwen vor das Reichsgericht, und erklärte ihn, da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, in Acht, 1179. Da triumphirten die Kahlköpfe. Alle alten Feinde Heinrichs, alle die durch seinen Fall zu gewinnen hofften, aller ghibellinische Anhang brach auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachsen treu blieb. Seines Namens würdig schlug der Löwe grimmig um sich her, und tilgte zum Theil den Schandfleck des Verrathes durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr blieb er unbesiegt, obwohl Friedrich selbst gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er sogar gefangen. Als aber der Kaiser 1181 einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Niemand blieb ihm treu als die Stadt Lübeck, die sich dem Kaiser nicht eher ergab, als bis sie sich von dem Löwen, dem sie ihre schönsten Freiheiten verdankte, die Erlaubniß eingeholt hatte. Heinrich selbst, da er nunmehr alles verloren sah, fügte sich in die Gewalt des Kaisers, um von dessen Großmuth wenigstens seine Erblande zurückzuerhalten. Zu Erfurt bat er ihn fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Milde wieder in des Kaisers Herzen, und er hob den gedemüthigten Löwen gütig auf, und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und Waffenbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf der Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogthümer eingesehen, beschloß er, Bayern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen zerstückelt worden. Heinrich behielt nur Braunschweig. Das Herzogthum und östliche Elbland Sachsen-Lauenburg fiel an Bernhard, den Bruder Otto's von Brandenburg, Westphalen an den Erzbischof von Köln. Andere kleine Stücke rissen Thüringen und Holstein und die Kahlköpfe an sich. Bayern kam an den treuen Otto von Wittelsbach, dessen Geschlecht es hinfort behauptete. Doch ward Steiermark und Tyrol davon abgerissen. Tyrol oder Meran erhielt ein Graf von Andechs. Um die Befestigung dieses neuen Zustandes zu sichern, mußte Heinrich der Löwe drei Jahre das Land meiden.

Als er, von wenigen Dienern begleitet, den Weg nach England einschlug, verschlossen ihm unterwegs die Bürger seiner eigenen Stadt Bardewik die Thore und verhöhnten ihn.

Friedrich glaubte noch sicherer die Macht der Fürsten zu verringern, wenn er den Städten die größten Freiheiten gewährte. Daher verdanken ihm eine Menge der berühmtesten Städte ihre völlige Befreiung und Erhebung zu unmittelbaren Reichsstädten, Regensburg, Eßlingen, Ravensburg, Reutlingen, Eger, Speyer, Hagenau, Memmingen, Altenburg, Rotenburg an der Tauber, Nürnberg u. s. w. Sie alle wurden von der bischöflichen oder fürstlichen Herrschaft frei gemacht.

Da Papst Alexander 1181 gestorben war, unterhielt der Kaiser mit dessen Nachfolger Urban das gute Vernehmen und schloß auch mit den Lombarden 1183 zu Constanz einen neuen Versöhnungs- und Friedensbund. Sie erhielten vollkommene Freiheit, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen und Bündnisse zu schließen, aber sie blieben wenigstens der Form nach beim Reiche.

In der Fülle seines Glücks und des äußern und innern Friedens feierte der Kaiser das Pfingstfest zu Mainz 1184 in nie gesehener Pracht. Vierzigtausend Ritter, die schönsten Frauen, die edelsten Sänger des Reichs waren hier vereinigt, und noch lange lebte das Andenken dieses herrlichen Festes in Liedern fort. Hier umgaben den Kaiser seine hoffnungsvollen Söhne, Heinrich, sein Nachfolger im Reiche, Friedrich Herzog in Schwaben, Conrad Herzog in Franken, Otto Herzog in Burgund, und Philipp, der damals noch in die Schule ging. Doch mitten in der Freude sah man es als ein unheilbringendes Zeichen an, daß in einer Nacht plötzlich ein heftiger Sturmwind die Zelte des Lustlagers umwarf.

Im folgenden Jahre führte der Kaiser einen großen, verhängnißvollen Plan aus. Immer noch war sein Auge auf Italien gerichtet, immer noch sah er es als die dringendste Politik seines Hauses an, den Papst in Italien selbst einzuschränken, damit derselbe nie wieder, wie zur Zeit der salischen Kaiser, der weltlichen Macht über den Kopf wachse. Da er nun aber selbst genugsam erfahren hatte, wie schwer es sey, die lombardischen Städte zu bändigen, und den Kirchenstaat (trotz der Anstrengungen des Erzbischofs Christian) ohne den Besitz von Unteritalien zu behaupten, so richtete er jetzt seine Blicke nach diesem Besitze, und es gelang ihm, seinen ältesten Sohn Heinrich mit Constanze, der einzigen Tochter und Erbin des normännischen Königs Roger von Apulien und Sicilien, zu vermählen, 1185.

Capitel 209.

Friedrich Barbarossa's Kreuzzug.

Während dieser Vorgänge im Abendlande befand sich die morgenländische Christenheit in der bejammernswürdigsten Lage. Mit jedem Tage stieg der Enthusiasmus und die Einheit der Muhamedaner in demselben Maaße, als bei den Christen innere Fehde, Verrath und Muthlosigkeit überhand nahmen. Die Eifersucht der Pullanen und Fremden, der abendländischen Nationen unter einander, der neuentstandenen kleinen Fürsten von Antiochia, Tripoli, Cypern gegen den König von Jerusalem, der Fürsten gegen die Orden und der Orden untereinander, hatte den höchsten Grad erreicht. Und gerade damals fanden die Muhamedaner in dem Sultan Saladdin einen gemeinsamen Führer,

der mit der entschiedensten Heldenkraft Großmuth und Bildung und jede menschliche Tugend verband. So konnte der Sieg nicht lange unentschieden bleiben. Ein christlicher Fürst, Raimund von Tripoli, ward Verräther und ging öffentlich zum Feinde über. Da ward in einer furchtbaren Schlacht bei Tiberias 1187 die Macht der Christen gänzlich gebrochen, König Guido von Jerusalem gefangen, fast alle Tempelherren und Johanniter umgebracht und kurz darauf Jerusalem erobert.

Kaum war die Kunde dieser schrecklichen Niederlage ins Abendland gedrungen, so loderte der edle Geist christlichen Heldenmuths bei allen Nationen von neuem. Der fromme Kaiser Barbarossa selber, damals ein Greis von siebenzig Jahren, nahm freudig zum zweiten Male das Kreuz, mit ihm sein Sohn Friedrich von Schwaben, Ludwig von Thüringen, Hermann von Baden, Berthold von Meran, Leopold von Oesterreich und der Kern der deutschen Ritterschaft, 100,000 Mann. Nachdem der Kaiser einen feierlichen Fehdebrief an Saladin vorausgeschickt, brach er 1188 auf, wurde von dem Ungarkönige Bela freundlich empfangen, hielt zu Belgrad ein prachtvolles Turnier, schlug sich siegreich durch die Räuber in den serbischen Gebirgen und der Bulgarei und drang in die Ebenen von Rumelien. Die Griechen aber übten, wie immer, Verrath, und betrugen sich gegen die christlichen Abendländer in ihrer Verblendung viel feindseliger als gegen die Türken, obgleich die letztern ihrem Reiche nahen Untergang drohten. Doch Friedrich Barbarossa machte kurzen Proceß. Als die große Stadt Philippopolis die dort zurückgelassenen verwundeten oder kranken Kreuzfahrer ermordet hatte, wandte er sich plötzlich gegen sie und zerstörte sie von Grund aus, 1190. Dann brach er gegen Constantinopel auf, und der zitternde Kaiser Isaak gab, um seine Hauptstadt zu retten, dem Barbarossa seine ganze Flotte, ihn nach Kleinasien überzuführen. Unter den Einzelkämpfen mit den Griechen wird das Abenteuer eines Ulmer Bürgers erwähnt, der von zehn Griechen angefallen, es allein mit ihnen aufnahm und sie alle erschlug.

Bald traf der Kaiser mit den Türken zusammen, und, seit seinem ersten Kreuzzuge der türkischen Kriegslist kundig, bezahlte er sie mit Gegenlist. Er ging in ihren Hinterhalt, und als ob er jetzt erst die Gefahr inne werde, floh er mit dem Trosse des Heeres, den Kern seiner Ritter aber hielt er in den Zelten versteckt, und als die Türken, das Lager verlassen glaubend, darüber herfielen, kamen plötzlich die Ritter hervor und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Dennoch gerieth er in dieselben Irrwege, wie auf dem ersten Kreuzzuge, und Ermattung und Hungersnoth stellten sich in den wüsten Gebirgen ein. Da boten ihm die Türken Frieden an gegen eine Summe Geldes. Er aber schickte ihnen spöttisch einen Silberling, sie sollten ihn unter sich theilen. Die Hungersnoth nahm zu, da sammelte der Kaiser sein ganzes Heer um sich und ermahnte sie in einer kräftigen Rede zur Ausdauer. Sie antworteten begeistert mit einem schwäbischen Volksgesange. In dieser Stimmung führte er das Heer gegen Iconium und eroberte diese mächtige Stadt, und schlug das Heer der Türken, das sie entsetzten sollte. Der Kaiser war der erste im Getümmel der Schlacht. Dort sah man auch einen schwäbischen Ritter zum Tode verwundet auf dem Boden liegen, der aber noch gegen eine ganze Schaar von Türken stritt und einen derselben von oben herab mitten von einander hieb, daß er in zwei Stücke fiel. Das war ein Schwabenstreich. Als der Christen Heer rastlos weiter zog in Armenien, ward die Hitze fast unerträglich. Da badete der Kaiser im Flusse Kalykadnus (Seleph) in Cilicien und ertrank, 1190. Nach andern Nachrichten fand er diesen Tod, indem

er allzu eifrig den Uebergang seines Heeres über diesen Fluß betrieb und sich verwegen in die Fluth stürzte. Zu Antiochia hat man ihn begraben. Sein Heer wich zurück und wurde von Krankheiten aufgerieben. Da starb auch der junge Friedrich, des Kaisers Sohn, und Ludwig von Thüringen. Der Rest kehrte zurück oder schloß sich an Richard Löwenherz, den König von England und Philipp August von Frankreich, die frische Heere gegen die Ungläubigen führten. Das deutsche Volk aber konnte nicht glauben, daß sein großer Kaiser gestorben sey, oder es trug die unsterbliche Idee des Kaiserthums gerade auf diesen Helden über, weil er sie am würdigsten im Leben dargestellt, und die ewige Sehnsucht nach einem wahren und ächten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort, Friedrich soll im Kyffhäuser-Berge auf der goldenen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schlafen, da sitzt er, das Haupt auf den Arm gestützt, und sein rother Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen; einst aber, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aufwachen und dem Lande wunderbare goldene Zeiten bringen.

Noch steht das Kirchlein auf dem Hohenstaufen, wohin er vom Schlosse herab zur Messe ging. Ueber der zugemauerten Pforte stehen die Worte: hic transibat Caesar. In Trümmern liegt der große Palast von 710 Fuß Länge, den er zu Gelnhausen erbaut hat, zu Ehren der schönen Gela, wie die Sage geht, die er in früher Jugend liebte, die ihm aber wider seinen Willen entsagte und Nonne wurde, um ihn in seiner Heldenlaufbahn nicht zu hindern.

Capitel 210.

Der deutsche Orden. Richard Löwenherz.

Das Häuflein Deutscher, das sich mit den Königen von England und Frankreich vereinigt hatte und Ptolemais belagerte, wurde von den Wälschen mit Uebermuth behandelt. Insonderheit bekümmerte sich der Orden der Hospitaliter oder Johanniter nichts um die deutschen Kranken und Verwundeten. Diesen zu Liebe stiftete nun 1190 im Lager vor der genannten Stadt ein Bürger von Bremen, Walpot von Bassenheim, den Orden der deutschen Ritter, mit schwarzem Kreuze auf weißem Mantel, die die Kranken pflegen, ein eheloses geistliches Leben führen und zugleich gegen die Ungläubigen streiten sollten. Sie nannten sich zu Ehren der heil. Jungfrau die Marianer, und erregten anfangs noch wenig Aufsehen. Von Walpot selbst heißt es in einer alten Chronik: „er war von Geburt kein Edelmann, aber seinem Leben und seiner Tugend nach war er sehr edel.“ Diesem ersten Großmeister des deutschen Ordens folgte als der zweite Otto von Carpen, ebenfalls ein bremischer Bürger, und erst unter dem vierten Großmeister, Hermann von Salza, seit 1210, nahm der Orden als ein mächtiger Ritterbund gleich dem der Templer und Johanniter einen großen Aufschwung.

Ptolemais wurde endlich nach langer Belagerung 1191 erobert. Dann wandte sich das Kreuzheer gegen Accon, wo der Uebermuth der Wälschen gegen die Deutschen aufs Höchste stieg. Herzog Leopold von Oesterreich, der einzige deutsche Fürst im Lager, hatte kaum auf die von ihm erstürmten Zinnen sein Banner (das alte babenbergische Wappen) aufgepflanzt, als es Richard Löwenherz herunterriß, um das seinige dafür aufzupflanzen. Der

Herzog war damals zu schwach, sich zu rächen, und kehrte heim. Noch im Winter desselben Jahres aber, 1192, begab sich auch Richard Löwenherz auf die Heimfahrt und nahm seinen Weg durch Oesterreich. Obgleich er sich zu verbergen suchte, entdeckte man ihn, und der Herzog ließ ihn auf das Schloß Dürenstein an der Donau setzen. Sein treuester Freund, der Sänger Blondel, der ihn überall suchte, fand ihn endlich hier aus, indem er unter dem Thurme, darin Richard gefangen saß, ein Lied anstimmte, auf das Richard in derselben Weise antwortete. Blondel eilte hierauf nach England, ein großes Lösegeld für seinen gefangenen König auszuwirken. Leopold übergab aber den letztern an Friedrich Barbarossa's Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich VI, der ihn nach Worms bringen ließ und förmlich über ihn Gericht hielt. Man beschuldigte ihn insbesondere, den Deutschen die im Morgenlande gemachte Beute vorenthalten zu haben, und deßhalb mußte er 150,000 Mark Lösegeld bezahlen, wovon Leopold seinen Theil bekam; auch mußte er dem Kaiser Treue schwören und England von ihm zu Lehen empfangen. Dann ward er nach beinahe 14monatlicher Gefangenschaft freigelassen, 1194. Obgleich Leopold von Richard Löwenherz hart beleidigt worden war, so hielt man es doch für höchst unritterlich, daß er den wehrlosen Gast gefangen genommen und Geld von ihm erpreßt hatte. Der Papst that ihn sogar in den Bann, und man achtete es als eine gerechte Rache des Himmels, daß Leopold bald darauf mit dem Pferde stürzte und ein Bein brach.

Capitel 211.

Heinrichs des Löwen Tod.

Sobald Friedrich Barbarossa sich nach Asien gewendet hatte, kehrte der alte Löwe nach Deutschland zurück, und suchte sich mit den Waffen in der Hand sein Herzogthum Sachsen wieder zu erobern. Schon 1189 zerstörte er die Stadt Bardewik, die ihn verhöhnt hatte, und ließ alle Männer in derselben umbringen. Heinrich VI, damals nur noch Reichsverweser, zog gegen ihn und verbrannte des Herzogs Stadt Hannover, zur Rache für Bardewik, doch Braunschweig widerstand ihm, und er schloß einen Waffenstillstand, da er seines Vaters Tod in Asien erfuhr und nach Italien eilte, sich vom Papste krönen zu lassen. Aus derselben Rücksicht ließ Heinrich auch den Landgraf Hermann, des auf dem Kreuzzuge gestorbenen Ludwigs Bruder, obgleich er Thüringen anfangs als ein verfallenes Reichslehen hatte an sich reißen wollen, im Besitze desselben. Dieser Hermann hielt einen friedlichen und prächtigen Hof auf der Wartburg, und sammelte um sich alle edlen deutschen Sänger, daher wir noch weiter von ihm hören werden. In Meißen schlichtete Heinrich eine unnatürliche Fehde, da Markgraf Albert seinen Vater Otto, der seinen jüngern Sohn Dietrich begünstigte, gefangen genommen hatte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien versöhnten sich die Hohenstaufen völlig mit den Welfen. Friedrich Barbarossa hatte in den frühern Tagen der Freundschaft die schöne Agnes, die Tochter seines Bruders, des rheinischen Pfalzgrafen Philipp, dem jungen Heinrich, dem ältesten Sohne Heinrichs des Löwen gelobt. Die nachherige Fehde hatte dieses Gelöbniß vergessen gemacht, und Agnes sollte an den König von Frankreich, Philipp August, vermählt werden. Der junge Heinrich aber begab sich sogleich auf das Schloß Stahlek, wo Agnes mit ihrer Mutter lebte, gewann ihre Liebe und ließ sich heimlich

mit

mit ihr trauen. Als der alte Philipp die Sache erfuhr, war er anfangs erzürnt, verzieh aber den jungen Leuten und brachte es durch seine Vermittelung dahin, daß sowohl Kaiser Heinrich VI als der alte Heinrich der Löwe ihre Einwilligung gaben, 1195, obgleich Frankreich sich dadurch sehr beleidigt fühlte. In demselben Jahre noch starb der alte Löwe, der seine letzten Tage in Braunschweig damit zubrachte, alte Chroniken zu sammeln und zu lesen. Sein Andenken ward von den Sachsen hoch gefeiert. Als unglücklicher Held genoß er die Ehre der Sage wie dereinst Ernst von Schwaben. Eben so abenteuerlich ward sein Kreuzzug besungen. An seinen Namen blieb der des alten Herzogthums Sachsen geknüpft, das mit ihm unterging, und man verglich die Zerstückelung des Landes mit einem Rosse (dem altsächsischen Wappen), das von wilden Thieren zerrissen wird. Der Löwe, hieß es, behält das Herz, der Luchs (Bayern) faßt ein Bein, der beißende Hund (Hessen) ein Hufeisen, die reißende Sau (Holstein) die Lunge u. s. w.

Die Welfen behielten nur ihr braunschweigisches Erbe, das unter des Löwen jüngere Söhne Otto und Wilhelm getheilt wurde. Der schon genannte Heinrich erbte dagegen von seinem Schwiegervater Philipp die rheinische Pfalz, und blieb hinfort den Hohenstaufen getreu.

Capitel 212.

Heinrich VI in Neapel und Sicilien.

Der neue Kaiser besaß die ganze Thatkraft seines Vaters, scheute aber auch unedle Mittel nicht (wie gegen Richard Löwenherz), und übte kaltblütig Grausamkeiten. Er befolgte seines Vaters Grundsatz, die der kaiserlichen so gefährliche päpstliche Gewalt in Italien selbst niederzuhalten, und führte diesen Plan in Bezug auf Unteritalien glänzend aus. König Wilhelm von Apulien und Sicilien starb 1190 ohne Kinder, und da seine Schwester Constanze Heinrichs Gemahlin war, so eilte dieser, das Erbe in Besitz zu nehmen. Da aber Heinrich eben damals gegen Heinrich den Löwen zu Felde lag, so kam ihm Tancred, Graf von Lecce, ein unehelicher Enkel König Rogers, zuvor und ließ sich zu Palermo krönen. Er hoffte, die lombardischen Städte würden sich dem Kaiser in den Weg werfen, sie waren aber, wie gewöhnlich, unter einander selbst uneins, und Heinrich überraschte sie schon im Herbste 1190, gewann ihrer viele und schien auch dem Papste so mächtig, daß ihn derselbe zu Ostern 1191 in Rom krönte. Um die Römer, die stets einen deutschen Kaiser ungern bei sich sahen, zu beschwichtigen, übergab er ihnen treulos die benachbarte Stadt Tivoli, die seinem Vater als eine der zuverlässigsten ghibellinischen Städte Italiens große Dienste geleistet hatte. Die Römer zerstörten die Stadt sogleich und ermordeten die Einwohner. Dann rückte Heinrich vor Neapel, aber Krankheiten überfielen sein Heer, er erlitt großen Verlust, seine Gemahlin Constanze selbst wurde von der Stadt Salerno an Tancred ausgeliefert, und er mußte nach Deutschland zurückkehren, neue Kräfte zu sammeln.

Unterdeß hatte Tancred nichts gewonnen. Es bildete sich eine Partei für die gefangene Constanze, die er daher freiwillig wieder entließ. Man glaubte nicht, daß er der großen Macht des Kaisers werde widerstehen können. Noch weniger konnte dieß seine Gemahlin Sibylle und sein unmündiger Sohn Wilhelm, als er 1194 starb. Der Kaiser kam noch in demselben Jahre wieder nach Italien, Neapel öffnete ihm die Thore, Salerno wurde gestürmt und geplündert,

auch Sicilien unterwarf sich, und treulos bewilligte er der unglücklichen Sibylle, daß ihr Sohn Wilhelm seines Vaters Erbe, die Grafschaft Lecce und dazu Tarent, behalten sollte. Kaum aber hatten sie sich auf diesen Vertrag hin, in seine Hand gegeben, so ließ er den Knaben Wilhelm, unter dem Vorwande einer Verschwörung, blenden und entmannen, am 26 December 1194. An dem gleichen Tage wurde ihm selbst von seiner Gemahlin Constanze ein Sohn geboren, der nachher unter dem Namen Friedrich II deutscher Kaiser wurde, und an dessen Söhnen und Enkeln die Frevelthat Heinrichs schrecklich vergolten wurde. Der junge Wilhelm wurde nach der schwäbischen Burg Hohenembs gebracht, wo er starb.

Heinrichs Grausamkeit traf alle Anhänger des alten normännischen Königsgeschlechts. Einen Grafen Jordan, der nach Unabhängigkeit strebte, ließ er auf einen Thron von glühendem Eisen setzen und ihm eine glühende Krone auf den Kopf nageln. Der Papst, Cölestin III, erschrack über die Macht, die Heinrich in Unteritalien gründete, und that ihn in den Bann; doch Heinrich bekümmerte sich darum nicht, sondern setzte sich in seinem neuen Reiche fest, ließ alle Unzufriedenen hinrichten oder nach Deutschland schleppen, und gedachte auch Oberitalien in gleiche Unterwürfigkeit zu bringen, indem er die alte Mathildische Schenkung (hauptsächlich Toscana) seinem Bruder Philipp gab. Dieser, der anfangs dem geistlichen Stande bestimmt gewesen war, mußte jetzt auch eine griechische Prinzessin heirathen, die schöne Irene, die einer der edelsten Dichter der damaligen Zeit, der berühmte Walter von der Vogelweide, die Rose ohne Dornen nennt. Ihr Vater, der griechische Kaiser Isaak, wurde von seinem Bruder Alexius entsetzt und geblendet. Heinrich wollte ihn rächen und sich selbst Griechenlands bemächtigen.

Ein Kreuzzug sollte dazu behülflich seyn. Der Erzbischof von Mainz, Kanzler Conrad, führte denselben an, die Fürsten von Oesterreich, Kärnthen, Meran, Thüringen, Brandenburg, Brabant und die Erzbischöfe von Köln und Bremen waren dabei. Schon unterwegs belehnte Conrad den König von Cypern im Namen des deutschen Kaisers, und eben so nachher den König von Armenien. Diese Hoheit des Reichs auch auf Griechenland auszudehnen, war der nächste Plan Heinrichs, als er plötzlich durch einen kalten Trunk oder, wie man glaubt, an Gift in der Blüthe seines Alters zu Messina starb, 1197. Kaum hörten die Kreuzfahrer von seinem Tode, als sie sich zerstreuten und in die Heimath zurückkehrten.

Capitel 213.

Innocenz III.

In demselben Jahre starb auch der unmächtige Papst Cölestin III, und ihm folgte ein gewaltiger Charakter, Innocenz III, der die bis dahin so stolz angewachsene Macht der Hohenstaufen dem Falle nahe brachte. In Deutschland sollte sie der letzte von Barbarossa's Söhnen, der sanfte Philipp, gegen die große Partei der Welfen aufrecht halten, und in Italien Heinrichs kleiner Sohn Friedrich gegen den Papst und die Guelfen. Die Folge war, daß Philipp sich, höchst mühsam kämpfend und auf Deutschland beschränkt, behauptete, Friedrich aber und Italien gänzlich unter die Vormundschaft des Papstes kamen.

Constanze sah ein, daß ihr junger Sohn Friedrich verloren sey, wenn sie sich nicht dem Papste in die Arme würfe. Der Papst aber fand es für gut,

dieses kaiserliche Kind zu schonen, da es ihm einstweilen ungefährlich war, und er es später benutzen konnte, um es jedem Kaiser, der ihm etwa mißfällig wäre, als Gegenkaiser entgegenstellen zu können. Ueberdieß gewann er durch die Abtretungen Constanzens das mit einem Scheine des Rechts, was er sonst nur durch Gewalt hätte erringen können. So wurde denn das Kind schon 1198 zum König von Apulien und Sicilien gekrönt, mußte aber den Papst als Oberlehensherrn erkennen und ihm einen jährlichen Tribut zahlen. Auch bewilligte Constanze dem Papste die Herzogthümer Spoleto und Ravenna, so wie die Mark Ancona, die mit dem Kirchenstaate vereinigt wurden, nachdem der deutsche Statthalter Marquard durch die über Heinrichs Grausamkeiten erbitterten Italiener vertrieben worden war. Alle diese Verfügungen bekräftigte Constanze in ihrem Testamente, da sie noch in demselben Jahre starb. Nur ein deutscher Kriegsführer, Diepholde, den Heinrich zum Grafen von Acerra erhoben hatte, leistete mit dem Reste der deutschen Truppen noch Widerstand, und auf der andern Seite erhob sich Walther, Graf von Brienne, der eine Schwester des verstümmelten und im Kerker gestorbenen Knaben Wilhelm geheirathet hatte und Ansprüche auf dessen Erbe, Lecce und Tarent, machte. Diepholde erschlug den Grafen in einer Schlacht, 1205, da er aber aus Deutschland keine Hülfe bekam, so vertrug er sich mit dem Papste und ging nach Palermo, dem jungen Könige Friedrich zu dienen.

Unteritalien gehorchte nun ohne Widerrede dem kräftigen Willen Innocenz des Dritten. Auch die stolze Stadt Rom huldigte dem kraftvollen Geiste dieses Papstes und bequemte sich, statt dem Kaiser, ihm den Eid des Gehorsams zu leisten. Die lombardischen Guelfen mußten mit Vergnügen von der kaiserlichen Herrschaft sich befreit finden, und so war ganz Italien eine Provinz des Papstes.

Der Kirche neuer Held aber zwang auch die übrigen weltlichen Mächte von ganz Europa unter seine Gesetze, indem er die Gewalt, die der Glaube der Völker ihm anvertraut, meisterhaft handhabte. In Deutschland buhlten König und Gegenkönig um seine Gunst und wetteiferten, ihm, was er wollte, zu bewilligen. In Frankreich maßte sich König Philipp August an, den Clerus zu beschränken, ward aber durch des Papstes Bann so gebändigt, daß er demüthig der Kirche jedes verlangte Vorrecht zugestehen mußte. Ganz dasselbe widerfuhr dem Könige Johann von England. Eben so unterwarfen sich dem päpstlichen Richterspruche die Könige in Spanien, Norwegen, Ungarn, die Fürsten von Polen, Dalmatien und selbst der Bulgarei. Wie aber Innocenz auch im Innern der Kirche gewaltet, sehen wir nachher.

Capitel 214.

Philipp und Otto IV.

Schon während der langen Abwesenheit des Kaisers Heinrich in Italien waren in Deutschland wieder überall Fehden ausgebrochen. Bald stritten die Bischöfe mit dem Adel und Volke über die Ausdehnung ihrer Macht, so Mainz mit den Thüringern, Utrecht mit den Friesen, oder die Fürsten unter einander um ihre Güter, so der Graf von Hennegau mit dem Herzoge von Brabant, und die beiden Brüder Albrecht und Dietrich von Meißen. Selbst des Kaisers Bruder Conrad, Herzog in Schwaben, befehdete in alter böser Nachbarschaft den Zähringer Berthold, ward aber im Ehebruche zu Durlach erschlagen, 1197.

Sein Bruder Philipp erbte zugleich Schwaben und den Kaiserthron. Alle

oberländischen Fürsten in Bayern, Oesterreich, Kärnthen, Meran, Böhmen hielten treu zu Hohenstaufen, selbst Berthold von Zähringen versöhnte sich mit dem sanften Philipp, da er als sein Nachbar mehr durch ihn als gegen ihn gewinnen konnte. Auch die norddeutschen Bischöfe und die Markgrafen im Slavenlande, alle, die durch den Fall der Welfen sich bereichert hatten, standen zu Philipp, der 1198 in Mühlhausen zum deutschen Könige gewählt wurde.

Dagegen maßte sich Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, ebenfalls die deutsche Krone an; war auch der Anhang der Welfen in Deutschland selbst sehr schwach, so stützte er sich noch im Norden auf sein enges Bündniß mit England und Dänemark, dessen König Waldemar II seine Tochter heirathete, und dem er Holstein und Nordalbingien überließ, und auf das noch weit wichtigere Bündniß mit dem Papste, denn Innocenz wollte um jeden Preis den Hohenstaufen ein Gegengewicht geben. So wurde Otto IV zu Köln, das er erst erobern mußte, von seiner Partei zum Könige gewählt. Der Papst erklärte den sämmtlichen deutschen Fürsten, die Wahl hinge von ihm ab, die Könige herrschen über einzelne Länder, der Papst über die ganze Erde, also auch über die Könige. Kraft dieser Gewalt entschied er sich für Otto, der ihn dafür als seinen Herrn erkannte und ihm unbedingten Gehorsam schwur. Die erste Frucht dieses Bündnisses war, daß sich der wankelmüthige König Ottokar von Böhmen auf Otto's Seite ziehen ließ. Plötzlich überfiel er Philipp in Erfurt und wüthete so barbarisch, daß 350 Dörfer in Flammen aufgingen. Doch ein tapferer Ritter, Otto von Brenen, sammelte schnell alles waffenfähige Volk in Thüringen und schlug die Böhmen bei Landsberg aufs Haupt, 1203. Nun ließ sich Ottokar, durch seine Verschwägerung mit Bayern gewonnen, wieder auf Philipps Seite ziehen, und Otto war so unmächtig, daß der Papst selbst anfing, mit Philipp zu unterhandeln. Diesen aber raffte ein schneller und unerwarteter Tod dahin.

Otto von Wittelsbach, ein Seitenverwandter der bayerischen Herzoge, war von Philipp zum Eidam gewählt, später aber wegen seines rohen zur Grausamkeit geneigten Betragens abgewiesen worden. Als darauf Otto eine polnische Prinzessin freien wollte, warnte Philipp auch diese in dem Briefe, den er Otto mit nach Polen gab. Otto mochte davon etwas argwöhnen, erbrach den Brief unterwegs, und kehrte, von einem ihm gewöhnlichen Anfalle von Wuth ergriffen, der ihn schon früher zu einem Morde getrieben, sogleich zurück, stürmte zum Könige Philipp auf die alte Babenburg (bei Bamberg) und erschlug ihn mit gewaltigem Schwerteshiebe, da er eben Schach spielte, 1208.

Philipps schöne Gattin Irene starb vor Schrecken auf dem Schlosse Hohenstaufen; da eilte seine junge Tochter, Beatrix, weinend zu dem Gegenkönige und flehte ihn um Schutz und Rache. Otto IV nahm sie mit Rührung auf und ließ den Mörder verfolgen, der in Ebrach an der Donau, sobald man ihn fand, todtgeschlagen wurde. Otto überlegte aber, daß Philipp keinen Sohn hinterlassen, daß von dem großen Geschlechte der Hohenstaufen kein männlicher Erbe mehr lebe, als der junge Friedrich in Palermo, und daß es ihm vielleicht gelingen könne, durch eine Heirath mit der edlen Beatrix den deutschen Anhang der Hohenstaufen, dem der Knabe Friedrich fremd war, für sich zu gewinnen. Er verlobte sich also mit ihr, mußte aber wegen ihrer Jugend die Hochzeit verschieben. Dennoch war seine Lage mißlich. Stellte ihm der Papst den jungen Friedrich entgegen, so war alles für ihn verloren. Also war seine ganze Sorge, den Papst zu gewinnen. Er begab sich 1209 zu ihm, demüthigte sich vor ihm, bewilligte ihm alles, was er in Italien an sich gerissen, gab ihm die Mathildische Schenkung dazu, bestätigte ihm das Investiturrecht, gestattete ihm selbst

mit Umgehung der Capitelwahlen, Bischöfe einzusetzen, schwur, in aller Weise seinem höchsten Richterstuhle unterthan zu seyn und dergleichen mehr, wodurch er die Kirche gänzlich von der weltlichen Aufsicht befreite, ja ihr die Aufsicht über die weltliche Macht einräumte. Dafür empfing er die Kaiserkrone. Die Römer aber erbitterten sich aufs neue über den bloßen Anblick der Deutschen, erhoben einen Aufstand und schlugen sie mit großem Verluste aus der Stadt. Der Papst ließ sie gewähren. Dieß weckte endlich in des Kaisers Herzen das Ehrgefühl auf, und er versuchte, ob er dem Papste nicht einigen Widerstand zu leisten vermöchte. Er enthielt ihm Toscana. Innocenz aber verfuhr kurz und sicher, that den schwachen Gegner in den Bann und befahl den deutschen Fürsten, den jungen Friedrich zum Könige zu wählen, 1211. Otto war kühn entschlossen, zuerst seines Nebenbuhlers sich zu entledigen, rückte daher rasch in Unteritalien ein, und war im Begriff, nach Sicilien überzuschiffen und den jungen Friedrich in Palermo aufzuheben, als ihn die Nachricht ereilte, die deutschen Fürsten hätten dem Papste gehorcht und auf einem Tag zu Bamberg den jungen Friedrich als König anerkannt.

Da zog er rasch über die Alpen zurück und begann mit kräftigen Streichen seine Gegner zu züchtigen. Er verwüstete das Erzstift Magdeburg, ächtete den Böhmenkönig, und würde sich vielleicht behauptet haben, wenn nicht Friedrich plötzlich in Deutschland erschienen wäre. Dazu kam, daß die schöne Beatrix, mit der er jetzt Beilager hielt, und durch die er den hohenstaufischen Anhang an sich zu fesseln hoffte, wenig Tage nach der Hochzeit, wie es hieß durch Gift, das ihr Otto's Buhlerinnen beigebracht, verschied, 1212.

Capitel 215.

Albigenser.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts mehrten sich die Mißbräuche der Kirche und gleicherweise die Ketzer, als der natürliche Gegensatz von jenen. In die Fußtapfen Abälards und Arnolds von Brescia traten drei große Ketzersecten und zwar in Italien und Burgund, zunächst an der Quelle aller jener Mißbräuche, am Fuße des päpstlichen Stuhles selbst.

Katharer oder Reine nannten sich die einen, in Italien. Ihre Ketzerei war wunderbar vermischt mit morgenländischen Lehren, und es zeigte sich, daß in den Kreuzzügen wieder rückwirkend die Ungläubigen auf die abendländische Christenheit Einfluß gewonnen. So hielten diese Sectirer alles Fleischessen für Sünde und verwarfen den Stand der Kaufleute als unheilig, weil er zu Lug und Betrug geneigt sey. Von der römischen Kirche sagten sie sich aber förmlich los und duldeten keine Priester unter sich.

Waldenser hießen andere, die an der Rhone sich verbreiteten, ihr Stifter Petrus Waldus, ein Bürger von Lyon. Sie hielten Cölibat und Fasten, die unnatürlichen Entsagungen, welche die Kirche gebot, für unvernünftig, den äußern Gottesdienst in seiner Ueberladung, die Verehrung der Heiligen, die vielen Feste für Götzendienst, und strebten, indem sie sich gleichfalls von der herrschenden Kirche losrissen, den Zustand der ersten Christen unter den Aposteln herzustellen.

Albigenser waren die dritten, von der Stadt Albi genannt. Ihre Lehren waren denen der Waldenser ähnlich, und sie hielten die herrschende

Kirche geradezu für das Reich des Satans, für die große Babel, die in ihren Sünden soll zu Grunde gehen, den Papst aber für den Antichrist.

Die Kirche sah sich nothgedrungen, die strengsten Maßregeln gegen diese Ketzer zu ergreifen; aber ohne die Ursachen dieser Erscheinungen gerecht zu würdigen und, aufopfernd den Privatvortheil, die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirchengewalt abzustellen, uneingedenk der Zukunft und des ewigen Weltgesetzes, das jedes Uebermaß in sich selbst vernichtet, überschritt sie höhnend im trotzigen Gefühle der Macht und des Sieges das Maaß der Billigkeit und Vernunft, verdammte die Ketzer ungehört und rottete sie mit blutiger Mordlust aus. Diese traurigen Ereignisse bezeichnen aber im Siege des Papstthums zugleich den Wendepunkt des Mittelalters, den großen verhängnißvollen Riß, der durch das Wesen jener Zeit ging und in unversöhnlicher Zwietracht zwei Geister gegen einander waffnete, den der Hierarchie und den einer beginnenden künftigen Zeit.

Schon 1178 begannen blutige Verfolgungen der Ketzer, und schon 1198 wurden besondere vom Papste bestätigte Ketzergerichte von Mönchen niedergesetzt, denen die Macht gegeben ward, überall Ketzer aufzuspüren, anzuklagen und auszutilgen. Die furchtbare Willkür dieser Ketzergerichte fuhr roh gewaltsam durch alles Recht hindurch und begründete die unerhörteste Tyrannei, vor der niemand mehr sicher war. Vor diesem Gerichte galt keine Vertheidigung; der bloße Verdacht der Mönche ward schon als Beweis der Schuld angenommen, und dem Beklagten, er mochte schuldig seyn oder nicht, blieb nichts übrig, als zur Schuld sich zu bekennen und eine schwere Kirchenbuße zu tragen, oder bei hartnäckigem Läugnen ohne weiteres lebendig verbrannt zu werden. Auch war von diesem Gerichte keine Appellation möglich, und niemand konnte sich davon ausschließen. Dennoch mehrten sich die Ketzer, und zumal die Albigenser in der Provence dergestalt, daß Innocenz 1209 förmlich das Kreuz gegen sie predigen ließ. Selbst der Adel dieses Landes hatte die Ketzer begünstigt, und Raimund, Graf von Toulouse, stand an ihrer Spitze. Darum war es nicht leicht, sie auszurotten. Zwanzig Jahre lang wehrten sie sich mit unsterblichem Heldenmuthe gegen die rasenden Glaubensheere, die von allen Enden her gegen sie geführt wurden, bis sie der Uebermacht und hartnäckigen Ausdauer des Papstes erlagen. Doch pflanzte sich insgeheim der ketzerische Geist von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Während dieser Zeit hielt Innocenz zu Rom 1215 ein allgemeines Concilium, um die gröbsten Mißbräuche der Kirche abzustellen. Gegen Sittenlosigkeit und Habsucht ergingen scharfe Verbote, die aber nicht mehr gehalten werden konnten. Sie blieben unzertrennliche Gefährten von der einmal gewonnenen Uebermacht der Geistlichkeit, und nahmen in dem Maaße zu, als eben diese Macht sich immer steigerte.

Capitel 216.

Bettelmönche.

Unter den Geistlichen selbst standen aber nicht selten Männer auf, denen Reichthum und Ueppigkeit ein Gräuel war, die der Gottheit in reinster Entsagung gleich jenen ersten Einsiedlern dienen wollten. Zwei davon wurden wichtige Reformatoren des Mönchswesens. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete 1210 den Orden der Franziscaner, Domingo Guzman, ein Spanier, 1215 den

der Dominicaner. Beide neue Mönchsorden machten sich zum Zwecke, nach einer äußerst strengen Regel zu leben, und vornehmlich völlig arm zu bleiben, niemals Geld zu besitzen oder nur zu berühren, und mit den geringsten Nothwendigkeiten des Lebens, schlichter Nahrung und Kleidung sich zu begnügen. Man nannte sie deßhalb Bettelmönche. Die Dominicaner wollten noch besonders durch Bußpredigten das Volk zu ähnlicher Entsagung antreiben und hießen deßhalb Predigermönche.

Diese anfangs auf Schwärmerei gegründeten Orden gaben sich dem Papste bald als ein taugliches Werkzeug kund zur Befestigung seiner Alleinherrschaft. Sie konnten durch Predigten unter dem Volke, denen ihr heiliger Wandel, ihre demuthsvolle Entsagung das größte Gewicht gab, die Gemüther bearbeiten zum unbedingten Glauben und Gehorsam, und dem Papste zugleich eine Stütze gegen die mächtigen und reichen Bischöfe und Klöster selbst seyn, da die Bettelorden diese verachteten, und einen Stolz darin finden mußten, beim Volke und Papste mehr zu gelten als sie. Innocenz wandte daher alle Sorgfalt an, beiden Orden die weiteste Ausdehnung zu verschaffen und sie mit unumschränkten Vorrechten zu begaben. Sie wurden als vorzüglich heilige und auferweckte Diener Gottes an Würde allen andern Ordinirten voran gestellt; sie durften sich in alle geistlichen Sprengel und in alle Verrichtungen anderer Geistlichen eindrängen, überall predigen, Messe lesen, Beichte hören, Absolution ertheilen, Schulen errichten; sie öffneten sich Thür und Thor bei allen Laien, denn sie standen im Geruche der Heiligkeit, und hatten vor allen andern Priestern voraus, daß sie niemals kamen, um den Beutel zu füllen; sie wurden Hausfreunde, Rathgeber der Laien, forschten sie aus, erstickten aufglimmende Ketzerei, hetzten gegen die Feinde des Papstes, entflammten den Fanatismus, bestärkten den blinden Glauben an das Wort des Papstes, und waren somit in jeder Weise als ein geistliches Söldnerheer, oder als eine Polizei der Kirche zu betrachten. Die Ruhe, in welcher sich seitdem noch geraume Zeit das Papstthum befestigte, und die lange Unterdrückung der Ketzer war vorzüglich ihr Werk. Den Dominicanern ward auf einer Synode zu Toulouse, nachdem die Albigenser vertilgt worden, das Ketzergericht oder die Inquisition ausschließlich überlassen, so daß sie dasselbe allein und überall eröffnen durften, und in jener willkürlichen Weise, wie wir gesehen. Da loderten fortan die Ketzerfeuer durch ganz Europa, Flammen, durch die der Papst selbst unbewußt das Gebäude der Hierarchie in Brand steckte. Das Christenthum war zum Heidenthum geworden, und das Blut der Märtyrer floß nun von der Hand der Nachfolger Christi selber.

Capitel 217.

Kaiser Friedrich II.

Der junge Friedrich hielt zu Palermo einen *heitern Hof, umringt von allen Genüssen des schönen Siciliens* und von *arabischer* Bildung, die hier bei der Nähe des Orients blühte. Hier ward er frühe mit dem Schönheitssinne der Alten und mit der Naturweisheit der Araber vertraut. Schon in seinem fünfzehnten Jahre vermählte ihn der Papst mit Constanze, der Tochter des Königs Peter von Arragonien, 1209, die ihm bald darauf seinen ersten Sohn Heinrich gebar. Bei dieser Jugend war Friedrich ausgezeichnet schön, nicht groß, aber kraftvoll und wohlgestaltet, sein Antlitz edel, gedankenreich, freundlich.

Zu diesem schönen Königsjünglinge kam 1212 ein deutscher Ritter, Anselm von Justingen, und lud ihn im Namen aller dem Hause Hohenstaufen ergebenen Deutschen ein, schleunigst zu ihnen zu kommen, und die Krone Karls des Großen, die seine Väter mit so viel Ruhm getragen, auf sein blondes Haar zu setzen. Da kam der Geist seiner Ahnen über ihn, und freudig ging er mit dem Ritter. Der Papst, Otto's Rache fürchtend, begünstigte seine Reise, doch mußte Friedrich geloben, daß sein eben geborner Sohn Heinrich Sicilien allein behalten, und daß die Krone Unteritaliens von der deutschen getrennt bleiben sollte. Die Mailänder, Friedrichs künftige Größe ahnend, wollten ihn nicht durchlassen. Die treuen Bürger Pavia's öffneten ihm in einer Schlacht mit ihren Leichen den Weg, und Azzo, Markgraf von Este, half ihm auf des Papstes Geheiß in die Alpen. Hier vernahm Friedrich, sein Gegner Otto zöge mit Heeresmacht gegen Constanz, ihn am Ausgange der Alpen aufzufangen. Aber furchtlos lächelnd ging der Jüngling, als Pilger gekleidet, über die Gebirge Graubündtens seinem Feinde entgegen, nur sechszig Getreue folgten ihm. Die Bürger von Constanz, von seiner Ankunft unterrichtet, schlossen vor Otto die Thore, die Grafen von Kyburg, Habsburg schaarten sich schnell herbei, und Friedrich zog in Constanz unter lautem Jubel der alten Freunde seines Hauses, des ganzen treuen Schwabens, ein. Otto floh den Rhein hinab, die Bürger von Breisach jagten ihn aus ihrer Stadt, nirgends fand er Ruhe, alles jauchzte dem Enkel Barbarossa's entgegen, der Allen wie ein Wunder erschien.

Ueberraschte seine Schönheit, so gewann ihm seine bei solcher Jugend ungemeine Klugheit und großherzige Weise vollends die Herzen. Er verließ das Oberland nicht, ohne erst mit Frankreich ein Bündniß geschlossen zu haben, da England, Otto's Verbündeter, damals mit Frankreich im Kriege lag. Friedrich erhielt für diesen Bund eine große Summe Goldes, die er sogleich uneigennützig an die Fürsten, die um ihn waren, vertheilte. Als er 1213 zu Frankfurt seinen ersten Reichstag eröffnete, huldigte ihm beinahe ganz Deutschland. Otto IV wagte es nicht, ihm zu begegnen, sondern unternahm, um wenigstens seine Ehre auf einem andern Felde zu retten, zu Gunsten Englands einen Zug nach Frankreich, erlitt jedoch bei Bouvines 1214 eine Niederlage, zog sich dann nach Braunschweig zurück, und lebte unangefochten, bis er 1218 starb. Friedrich wurde 1215 zu Aachen mit der Krone des großen Karl feierlich gekrönt, und beschäftigte sich die nächsten Jahre mit der Ordnung des Reiches und der hohenstaufischen Hausgüter, die er noch ansehnlich vermehrte, denn als 1218 Berthold IV von Zähringen kinderlos starb, vererbte er dem Kaiser persönlich Zürich, dem Reiche als freie Städte Bern, Freiburg und Solothurn, die zähringischen Güter in Burgund dem Grafen von Kyburg, die in Burgund dem Grafen von Teck, und nur das Breisgau blieb dem Markgrafen Hermann von Baden, einem Seitenverwandten, auf den der zähringische Namen überging.

Capi:

Capitel 218.

Friedrichs Zerwürfniß mit dem Papste.

Nachdem Friedrich mit so wunderbarem Glück und Geschick die Macht seines Hauses und der Kaiserkrone plötzlich wieder zu der Höhe erhoben, auf der sie der große Barbarossa verlassen, blieb ihm noch ein unendlich schwieriges Verhältniß zu lösen übrig. Er mußte abrechnen mit dem Papste, der seine Jugend beschützt, der ihn selbst zur Krone berufen, und der in der Fülle seiner hierarchischen Gewalt fast allmächtig war. Wie sollte er vor diesem Riesen der Kirche das schnell eroberte Kaiserthum behaupten, wenn er mit ihm bräche, und wie sich seine Freundschaft erhalten, wenn er im Sinne seiner Väter ein ächter Kaiser, kein unmächtiger Vasall Roms seyn wollte? Zwar starb der kraftvolle Innocenz 1216, aber sein Nachfolger Honorius III erbte seine Ansprüche.

Der Kaiser handelte schlau, und ahmte das Beispiel des Barbarossa nach, indem er sich durch große Vergünstigungen die deutschen Bischöfe zu Freunden machte. Auf sie gestützt, konnte er dem Papste eher trotzen, und mit ihrer Hülfe setzte er wirklich durch, daß die Deutschen seinen Sohn Heinrich, der bereits vom Papste als König in Sicilien und Apulien anerkannt war, auch zum deutschen Könige wählten. Diese Handlung überraschte den Papst, der immer noch gehofft hatte, die deutsche und sicilische Krone wieder zu trennen. Der Kaiser aber suchte den Papst durch Freundschaftsversicherungen hinzuhalten, und gelobte einen Kreuzzug zu thun. Im Jahre 1220 kam er selbst nach Italien, nachdem er in Deutschland den edeln Erzbischof Engelbert von Köln als Reichsverweser zurückgelassen hatte. Der Papst krönte ihn in Rom, allein der Kreuzzug wollte nicht zu Stande kommen, theils weil die Begeisterung dafür zu erlöschen begann, und es am Gelde fehlte, theils weil der Kaiser die Zeit besser benutzen zu können glaubte, indem er die innern Angelegenheiten Unteritaliens ordnete. Der Papst, der sich durch des Kaisers Macht eingeengt sah, wurde ungeduldig, und um ihn zu beschwichtigen, schloß Friedrich 1225 mit ihm einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, innerhalb zwei Jahren bei Strafe des Kirchenbannes den Kreuzzug wirklich zu unternehmen. Inzwischen heirathete der Kaiser, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die Jolanta, Tochter des vertriebenen Königs von Jerusalem, Johann, und eignete sich dadurch dessen Ansprüche auf das Königreich im Oriente an. Hierauf betrieb er alles Ernstes die Rüstungen zum Kreuzzuge, und zahlreiche Schaaren zogen zu ihm über die Alpen, als plötzlich eine furchtbare Pest die Blüthe dieses Heeres vernichtete, 1227. Auch der fromme Landgraf Ludwig von Thüringen starb im Lager.

Nun war es für den Augenblick unmöglich, den Kreuzzug zu unternehmen, die Frist war abgelaufen, zum Unglück starb Honorius III, und sein Nachfolger Gregor XI, der weniger nachgiebig war, benutzte die Verlegenheit des Kaisers, mit aller Härte gegen ihn aufzutreten, und ohne weiteres den Bann auszusprechen. Da ließ aber auch der Kaiser die Maske fallen, und sprach seinen glühenden Haß gegen die Hierarchie offen aus: „In honigsüßen Reden verbirgt sich die Blutsaugerin, in Schafskleider gehüllte Wölfe schickt sie ihre Gesandten in alle Länder, nicht das Wort Gottes auszustreuen, sondern alle Freien zu unterjochen, alle Friedlichen aufzustören, und überall Geld zu erpressen."

Capitel 219.

Friedrichs II Kreuzzug.

Der Kaiser hätte vielleicht dem päpstlichen Banne getrotzt, wenn er durch den Vertrag von 1225 nicht sein Ehrenwort verpfändet gehabt hätte. Nicht dem Papste zu Liebe, aber um nicht in den Augen der Welt als ein Wortbrüchiger zu erscheinen, mußte er nun vor allen Dingen den Kreuzzug abmachen. Er raffte daher so viele Leute zusammen, als er bekommen konnte, und schiffte sich 1228 nach dem Oriente ein.

Hier hatte alles eine den Christen ungünstige Wendung genommen. Zwar hatte Richard Löwenherz den Muhamedanern einen ehrenvollen Frieden abgezwungen, derselbe ward aber bald wieder gebrochen. Da unter den Christen im Morgenlande die alte Zwietracht nicht aufhörte, so gewann Salaheddin und nach ihm Camel, der Sultan von Aegypten, von Jahr zu Jahr neue Vortheile. Die Kreuzfahrer begannen einzusehen, daß der Besitz des gelobten Landes nicht erhalten werden könne, wenn nicht zugleich Griechenland und Aegypten in ihrer Gewalt wäre, denn jenes hinderte die Verbindung mit dem Abendlande, und dieses verschaffte durch seine Fruchtbarkeit den Türken allen Unterhalt, den sie selbst entbehren mußten. Sie entschlossen sich also, was sie früher hätten thun sollen, vor allem Andern diese Länder zu unterwerfen. Die Griechen hatten durch beständige Treulosigkeit eine Züchtigung allerdings verdient, und feig, wie sie waren, konnten sie dem Andrange der Kreuzfahrer nicht widerstehen. Constantinopel ward 1204 erobert, und ein deutscher Held, Balduin, Graf von Flandern, setzte die griechische Kaiserkrone sich aufs Haupt. Andere Grafen und Ritter wurden zu griechischen Herzogen und Fürsten einzelner Landschaften erhoben. Die Venetianer aber bemächtigten sich der vorzüglichsten Küstenstädte. Handelseifersucht und Herrsch- und Habgier hatten viel zu dieser Eroberung mitgewirkt, und verdarben die Sieger so gänzlich in Griechenland, wie in Asien, daß es den Griechen gelang, 1261 Constantinopel wieder zu erobern. Auf die deutsche Kunst übten aber diese Ereignisse vielfachen Einfluß. Die Flanderer brachten Werke der griechischen Kunst, vorzüglich Gemälde, nach den Niederlanden, wodurch dort und am Niederrheine, besonders in Köln, die Malerei emporkam.

Der Anschlag auf Aegypten mißlang gänzlich. Hier widerstanden nicht feige Griechen, sondern heldenmüthige Araber, die den Werth des Landes vollkommen zu schätzen wußten, und alle Streitkräfte an die Ufer des Nils zusammenzogen. In der Christenheit hatte die Begeisterung im Allgemeinen abgenommen, woran besonders die Schändlichkeiten und Laster Schuld waren, welche die neuen Kreuzfahrer bei den Nachkommen der frühern kennen lernten. Die Muhamedaner selbst handelten nie so treulos, als die Franken im Oriente, und umgekehrt weckte die arabische Bildung Achtung und Duldsamkeit gegen die sonst so verhaßten Ungläubigen. Zugleich aber wirkten die Ketzereien und die Eifersucht der von der Kirche allzusehr eingeschränkten Laien den Kreuzzügen entgegen. Es kam daher zu keinem allgemeinen Kreuzzuge mehr, so viele Mühe der Papst sich gab, ihn zu Stande zu bringen. Nur einzelne Schaaren von Gläubigen zogen aus von Jahr zu Jahr, doch gebrach es an Einigung und an einem Haupte. Man sah 1212 einen Haufen zu 7000 Knaben, die sich selbst dazu begeistert hatten, gegen das Morgenland aufbrechen, aber schon in Italien sich zerstreuen. Bald darauf gingen 30,000 Knaben und Mädchen in derselben Absicht zu Schiffe, scheiterten aber an der Küste von Afrika, und wurden zu Sklaven gemacht. Auch Friesen und Niedersachsen zogen wieder 1217 zu Schiffe

nach dem Morgenlande, von Graf Wilhelm von Holland angeführt, und zugleich König Andreas von Ungarn, die Herzoge Leopold von Oesterreich, Ludwig von Bayern. Aegypten war das Ziel, und die Eroberung von Damiette, der muhamedanischen Hauptfestung an einem Ausflusse des Nils, sollte den Schlüssel des Landes den Christen in die Hände spielen. Nach jahrelanger Anstrengung fiel Damiette, konnte jedoch aus Mangel an Truppen und an Einheit nicht behauptet werden, und kam bald wieder in die Gewalt des Feindes.

So stand es im Oriente, als Friedrich II dahin kam. Aufgeklärt und human von Natur, ein Freigeist, der arabischen Bildung zugethan, als Hohenstaufe Erzfeind des Papstes und des Aberglaubens, der des Papstes furchtbarste Waffe war, und jetzt in frischem Zorne wegen des Bannes, wie konnte Friedrich anders handeln, als sich mit dem eben so freidenkenden, eben so vernünftigen Haupte der Muhamedaner zu verbinden! Auch unter diesen war Eifersucht ausgebrochen. Camel hatte gegen seinen Neffen Nasr David zu kämpfen, wie Friedrich gegen die Papisten. Sie verständigten sich durch geheime Botschaften, schon ehe Friedrich Italien verließ. Als er im Morgenlande erschien, wichen die Tempelherren und Johanniter, der Patriarch von Jerusalem und alle Ausländer von ihm, als von einem Gebannten, und wollten nicht unter seinem Befehle stehen. Der Papst selbst aber ging in seinem Zorne so weit, daß er ausdrücklich verbot, dem Kaiser beizustehen, und dadurch das große Unternehmen, das er erst so eifrig betrieben, selbst zu vereiteln suchte. Friedrich ließ sich jedoch nicht irren, behandelte das verworfene Volk der orientalischen Christen mit Verachtung, vertraute nur den Deutschen, die ihm treu blieben, und erreichte den schönen Zweck des Friedens vollkommen, indem der Sultan Camel, edel wie Salaheddin und freisinnig wie Friedrich selbst, ihm freudig entgegen kam. Was die Unduldsamkeit der frühern Kreuzfahrer durch keine Gewalt erzwungen, erreichte Friedrich spielend. Die Thore von Jerusalem wurden ihm geöffnet, und er selber setzte sich mit eigener Hand die Krone des heiligen Königreichs aufs Haupt, 1229. In schöner Eintracht verbanden sich die beiden größten Häupter des Abend- und Morgenlandes, das den Muhamedanern wie den Christen heilige Grab den Gläubigen beider Religionen zu gemeinsamer Andacht frei zu geben, und wie Camel dem Kaiser die Stadt übergab, so vergönnte wieder dieser den muhamedanischen Priestern neben den christlichen daselbst den ungehinderten Gottesdienst. Weit entfernt aber, für die Wiedereroberung des heiligen Grabes Gott zu danken, belegte der Patriarch von Jerusalem vielmehr die Gottesstätte selbst mit dem Banne, und Priesterhaß suchte den segenvollen Frieden wieder zu vernichten, ja die Tempelherren stellten dem Kaiser nach dem Leben. Sie handelten ehrlos genug, dem Sultan zu schreiben, an welchem Orte er den Kaiser überraschen und fangen könnte. Camel aber sandte den verrätherischen Brief mit einer treuen Warnung an Friedrich selbst. Das Einverständniß des Kaisers mit dem Sultan ward natürlich benutzt, ihn offenbarer Mahomsdienerei anzuklagen, und die Gläubigen aufs äußerste gegen ihn zu erbittern. Verläumdungen wurden ersonnen. Man warf ihm vor, den Mord des Herzogs von Bayern, den ein kühner Assassine vollbrachte, veranlaßt zu haben, und dergl. mehr.

Als Friedrich den Frieden wenigstens für einige Zeit befestigt, ging er sogleich nach Italien zurück.

Capitel 220.

Friedrichs II Hof in Italien.

Während des Kaisers Abwesenheit hatte der Papst zahlreiche Söldner geworben, sie mit St. Peters Schlüsseln bezeichnet (daher sie Schlüsselsoldaten genannt wurden), und Unteritalien den Ghibellinen zu entreißen versucht. Zugleich verdammte und verfluchte er den Frieden, den der Kaiser im Morgenlande geschlossen, als einen Bund mit dem Teufel. Als aber Friedrich zurückkam, und zugleich seine treuen Oesterreicher, Tyroler, Kärnthner und Salzburger unter ihren weltlichen und geistlichen Fürsten von den Alpen niederstiegen, ihm beizustehen, da erzitterte der Papst vor der deutschen Kraft, und Friedrichs klugem Unterhändler und Freunde, dem edlen Großmeister Hermann von Salza, gelang es, den Papst bald dahin zu bringen, daß er Frieden machte und den Kaiser aus dem Banne that, 1230.

Nun war wieder alles beim Alten. Mit Schmerz sah Gregor IX, daß sich der Kaiser in Unteritalien festsetzte, und dort, im geliebten Lande seiner Jugend, seinen heitern und ketzerischen Hof aufschlug. Zu Neapel, Palermo, Messina und noch an mehreren Orten erhoben sich die lachenden Paläste des Kaisers, ausgeschmückt mit aller Pracht der damaligen Welt. Stets umringten ihn die edelsten Sänger und die schönsten Frauen des Landes. Er selbst dichtete zarte Liebeslieder in der zuerst durch ihn zur Schriftsprache erhobenen italienischen Volkssprache. Von seinen Geliebten, den größten morgen- und abendländischen Schönheiten, erhielt er mehrere durch Geist und Schönheit berühmt gewordene Söhne und Töchter. Sarazenische Tänzerinnen zierten seinen Hof, und nicht minder muhamedanische Weisheit. Sultan Camel hatte ihm ein astronomisches Zelt geschenkt, in dem der Lauf der Gestirne durch eine kunstreiche Maschinerie dargestellt war. Sein Sterndeuter, Michael Scotus, übersetzte das Thierbuch des Aristoteles. Der Kaiser selbst besaß eine Menagerie von seltenen Thieren, hielt sich zahme Leoparden zur Jagd, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Naturgeschichte der Vögel, über die er ein sehr gründliches, noch jetzt schätzbares Werk eigenhändig niederschrieb.

Doch waren ihm diese poetischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen nur Nebensache. Seine größte Sorgfalt widmete er fortwährend dem Reiche. Diesem tiefblickenden Kaiser schwebte das Bild eines wohlgeordneten weltlichen Staates vor der Seele, und er hoffte es zunächst in seinem kleinen unteritalienischen Reiche, gleichsam zur Probe, verwirklichen zu können, bevor er Anstalt traf, es auch mit dem großen deutschen Reiche zu versuchen. Die innere Auflösung, die dem weltlichen Reiche bevorstand, sofern Kirche, Adel und Städte, jede auf eigene Hand nach Unabhängigkeit trachteten, wurde von dem Kaiser deutlich vorausgesehen. Sein einziger Gedanke war daher, dem Reiche wieder Einheit zu geben, indem er an die Stelle der unregelmäßigen Fürstenversammlungen ein Ministerium, und an die Stelle der langsamen und kargen Reichshülfe Steuern setzen wollte. Mit Einem Worte, er hätte gern die Hierarchie und das Feudalsystem über den Haufen geworfen, und einen Staat mit wohlgeordneter Verwaltung und Finanzen im Sinne unserer heutigen Zeit gebildet. Er eilte seiner Zeit weit voran, aber sie wollte und konnte ihm damals nicht folgen. Er verkündigte seine Reformen durch ein Gesetzbuch, das sein einsichtsvoller Kanzler, Peter de Vineis, für Unteritalien verfertigen mußte, 1231. In diesem kleinen Raum der Erde setzte er auch anfangs seine Ansichten durch, aber schon 1234 gab Gregor IX eine

Sammlung aller Kirchengesetze heraus, und setzte dieselben dem neuen kaiserlichen Gesetzbuche entgegen. Beide sprachen die entgegengesetztesten Grundsätze aus. Friedrich leitete alle Macht auf Erden von der Hoheit des Kaisers nach altrömischen Begriffen, Gregor leitete sie von dem Papste, als dem Stellvertreter Gottes, her.

Während Friedrich selbst in Italien blieb, um hier den Papst, den gefährlichsten Gegner des Reichs, in Schranken zu halten, und wo möglich zu seiner einfachen geistlichen Bestimmung zurückzuführen, ließ er doch Deutschland keineswegs aus den Augen, sondern ließ seinem Sohne Heinrich, den er schon in zarter Jugend nach Schwaben hatte bringen lassen, eine durchaus deutsche Erziehung geben. Seine Absicht war offenbar, erst den Papst zu bezwingen, und dann desto besser das deutsche Haus zu bestellen. Das Letztere konnte er nicht ohne das Erste.

Capitel 221.

Fehme. Der deutsche Orden in Preußen.

Kurz vorher hatte der treffliche Erzbischof Engelbert als Reichsverweser in Deutschland auf andere Weise zu helfen gesucht. Da die Stände in Deutschland zu übermächtig waren, konnte er nicht offen verfahren. Er gründete also ein heimliches Gericht, die sogenannte Fehme. Nur heimliche Richter und Rächer vermochten die Frevler zu schrecken mit Strafen, von denen sie nicht wußten, woher sie kamen, und denen sie doch nimmer entfliehen konnten, und zugleich stellte das Geheimniß die verborgenen Richter vor äußerem Angriffe sicher. So entstand eine heimliche Gesellschaft, eine Innung, die das Recht zu pflegen sich vorgesetzt, wie damals alles in Innungen sich zusammenzog, die Priesterschaft, Ritterschaft, Bürgerschaft, und wieder jede Kunst und Wissenschaft und jedes Gewerbe Eigenthum einer Innung wurde. Das Fehmgericht knüpfte sich aber zunächst im Herzogthume Westphalen, das zu Köln gehörte, an die alten dort noch immer fortbestehenden Gaugerichte der freien Bauern, indem dieselben nur heimlich wurden, und unter der Leitung des Erzbischofs alle rechtliebenden Adeligen und Freien als Schöppen aufnahmen. Geistliche wurden sonst nicht in den Bund aufgenommen, aber auch nicht vor das Gericht gezogen, weil die Macht der Kirche geschont werden mußte. Den zügellosen Laien dagegen, besonders den wilden Rittern, ward dieß Gericht eine furchtbare Geißel. Engelbert aber soll an der Spitze des heimlichen Gerichtes viel Gutes gewirkt und strenge Gerechtigkeit gehandhabt haben, bis er eben deßhalb von dem trotzigen Grafen von Isenburg, den er bestrafen lassen, ermordet wurde, 1226.

Die norddeutschen Städte, besonders Bremen, Lübeck und Hamburg, hatten seit den Kreuzzügen an Handel, Reichthum und Macht stark zugenommen. Im Jahre 1158 wurden bremische Schiffer an die Küste des noch heidnischen Lieflands verschlagen, und eröffneten alsbald einen Handel mit dem hohen slavischen Norden. Bald folgten den Kaufleuten Colonisten, und so erhob sich, von sächsischen Bürgern gegründet, die Stadt Riga. Je weiter die Sachsen aber an den Ostseeküsten sich ausbreiteten, desto heftigern Widerstand fanden sie, besonders bei den tapfern Preußen (Po-Russen, bei oder an den Russen) und Litthauern. Um diese im Sinne der Zeit zu überwinden und zu bekehren, und mehr noch um die deutschen Colonien zu schützen, entstand

1206 der Orden der Schwert= und Kreuzritter. Da diese aber zu schwach waren, wurde der deutsche Orden aus dem Morgenlande zu Hülfe gerufen. Derselbe lag in ewiger Feindschaft mit den andern Orden und den Ausländern, konnte wenig ausrichten, und sehnte sich nach einem minder beschränkten Wirkungskreise. Zugleich waren es meist niedersächsische, vorzüglich bremische Bürger, von denen dieser Orden ausgegangen, mit denen er stets im Verkehr geblieben. So ward die Verabredung bald getroffen, und der ganze deutsche Orden wanderte aus nach der Ostsee, und pflanzte dort sein Kreuz auf, 1227. Hermann von Salza war der erste Ordensmeister in Preußen, Hochmeister, auch Deutschmeister genannt. Die Schwertritter vereinigten sich mit den deutschen Rittern. Liefland aber ward als besondere Provinz von Preußen getrennt, und stand unter einem vom Hochmeister abhängigen Heermeister. Der Ritter Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz. Sie lebten ehelos, und ihre Güter waren Gemeingut des Ordens. Sie regierten sich selbst unter dem Vorsitze des gewählten Großmeisters, der vom Kaiser als Reichsfürst anerkannt wurde. Ihr Regiment war eisern und tyrannisch. Schon des Cölibats wegen konnten sie mit den Einwohnern des Landes in keine verwandtschaftlichen Bande treten. Sie rotteten den Adel des Landes aus, nahmen nur Deutsche unter sich auf, und drückten das gemeine Volk in die tiefeste und schmachvollste Leibeigenschaft hinab. Noch leben bei diesem Volke die rührenden Lieder und Gesänge, worin sie über die Härte der Deutschen klagen.

Damals breitete sich der Dänenkönig Waldemar II im deutschen Norden aus, indem er die Abwesenheit des Kaisers im Süden benutzte. Schon war ihm Holstein, Mecklenburg und Pommern lehenspflichtig, als er von dem Grafen von Schwerin, dem er, während dieser fern im Morgenlande kämpfte, daheim das Weib verführt hatte, überfallen und gefangen gesetzt wurde, 1224. Er mußte großes Lösegeld zahlen, seinen angemaßten Rechten auf die deutschen Länder entsagen, und seine dänische Krone vom Reiche zu Lehen nehmen. Kaum aber hatte man ihn unter diesen Bedingungen frei gelassen, als er zum Schwerte griff. Zu ihm stand der Welf Otto in Braunschweig, gegen ihn stritten Schwerin, Bremen, Lübeck. Bei Bornhövet kam es zu einer großen Schlacht, in der er gänzlich geschlagen wurde, weil die den Dänen unwillig gehorchenden Dithmarsen ihn verließen. Er selbst verlor ein Auge, Otto wurde gefangen, 1227.

Die slavischen Marken nahmen wenig Theil an den deutschen Angelegenheiten. Hier wüthete eine ununterbrochene Fehde zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Erzbischof von Magdeburg, denn weil die Bevölkerung in diesen Marken nicht ursprünglich deutsch, noch an Freiheit und Rechte gewöhnt war, so stand sie dem Kaiser fern, und die Markgrafen und Bischöfe hatten freiere Hand, sie zu tyrannisiren; sie konnten aber bei der Theilung der Macht nicht einig werden, und jeder wollte mehr herrschen als der andere, daher sie einander beständig in den Haaren lagen. Markgraf Albrecht II schlug den Erzbischof bei Renkersleben 1207, und erweiterte seine Grafschaft durch die Ukermark, und jenseits der Oder durch die Neumark. Seine Söhne aber, Johann, der die Stendaler, und Otto, der die Salzwedeler Linie gründete, wurden, obgleich sie unter einander immer einig handelten, 1229 vom Erzbischofe geschlagen. Indeß glückte es ihnen später, ihn bei Gladigau zu überwinden und sich eine Weile Ruhe zu verschaffen. Auch schlossen sie mit Pommern eine Erbverbindung.

Andere Fehden erhoben sich zwischen Köln und Lüneburg, Mainz und Thüringen ꝛc.

Capitel 222.

Conrad von Marburg. Die Stedinger.

Ludwig, der Landgraf von Thüringen, war noch vor dem Kreuzzuge gestorben, und hatte seiner Gemahlin Elisabeth nur einen jungen Sohn Hermann hinterlassen. Sein Bruder aber, Heinrich Raspe, ein herrisches, feindseliges Gemüth, bemächtigte sich der Vormundschaft und ließ die überaus fromme Elisabeth mit ihrem Kinde so hart darben, daß sie in Eisenach betteln mußte. Das ertrugen die Vasallen nicht, und Rudolf Schenk von Vargula trat hin vor den Raspe, und zwang ihn, die Wittwe zu ehren. Raspe gehorchte, ließ aber den unglücklichen Knaben durch Gift hinrichten, um über Thüringen allein zu herrschen.

Elisabeth nahm ihren Wittwensitz zu Marburg in Hessen, und erfüllte das ganze Land mit dem Rufe ihrer Heiligkeit, und es sind noch zahlreiche Legenden von ihrem frommen und wundersamen Wirken vorhanden. Wo so viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Ein Dominicanermönch, Conrad, von Marburg zubenannt, drang sich ihr als Beichtvater und dem Lande als Ketzerrichter auf. Mit höllischer List begann er anfangs sein Inquiriren und Strafen an Weibern, Bauern, armem Volke, das er mit seinen giftigen Beschuldigungen ungerochen verderben zu können glaubte. Als es ihm damit geglückt, fuhr er fort, Bürger der Städte, endlich etliche vom niedern Adel vor sein Gericht zu ziehen, und mit harten und schimpflichen Kirchenstrafen zu belegen. Als er aber, immer kühner geworden, auch den hohen Adel ergriff, die Grafen von Solms, Henneberg, Lotz und andere anklagte, und einen mächtigen Grafen von Sayn sogar kahl scheeren ließ, was damals als Sklaventracht des Adels größter Schimpf war, da empörte sich der deutsche Stolz selbst gegen das heilige Ansehen des Papstes. Der junge Reichsverweser Heinrich sprach den Grafen los, und stellte seine Ehre wieder her. Conrad mußte sein Gericht einstellen, und ward überall mit Haß und Verachtung verfolgt, endlich gar todt geschlagen, 1233. Ein stehendes Ketzergericht konnte hinfort nie mehr in Deutschland aufkommen.

Gleichwohl war der von Rom angeregte Fanatismus noch mächtig genug, einen Kreuzzug gegen ein edles, harmloses deutsches Völkchen zu entflammen. Die Stedinger, Ostfriesen in der Gegend von Stade, hatten schon 1187 die Burgen des Grafen von Oldenburg gebrochen, weil derselbe von diesen sichern Mauern aus ihre Weiber und Mädchen geraubt. Dieß erbitterte den Adel gegen sie. Dann 1204 gab ein Priester einem ihrer Weiber statt der Hostie den Beichtgroschen in den Mund, den sie ihm gegeben hatte, und der ihm zu gering war. Für diesen Gottesfrevel erschlugen ihn die Stedinger. Nun aber belegte sie der Erzbischof von Bremen mit dem Interdicte, und befehdete sie, ohne rechten Ernst zu machen, zwanzig Jahre lang. Conrad von Marburg aber benutzte diesen alten Streit, um seiner Blutgier zu fröhnen, und noch kurz vor seinem Ende hetzte er den Papst gegen die Stedinger als Ketzer auf, und brachte einen förmlichen Kreuzzug wider sie zu Stande. Schon 1233 wurden ihrer viele erschlagen, und, wenn sie gefangen wurden, verbrannt. Der Erzbischof versuchte vergeblich, sie vermittelst Durchbrechung der Deiche

zu ersäufen. Im folgenden Jahre aber zogen der Herzog von Brabant und die Grafen von Oldenburg, Cleve und Holland mit 40,000 Bekreuzigten über sie. Sie wehrten sich unter ihren Anführern Bolke von Bardenfleth, Thammo von Huntorp und Detmar von Dieke mit dem größten Heldenmuthe, erschlugen den Grafen Heinrich von Oldenburg, erlagen aber zuletzt der Uebermacht, und wurden bei Alteneschvernichtet, 6000 an der Zahl, 1234. Ihre friesischen Landsleute halfen ihnen nicht. Auf ähnliche Weise wurden damals einige Dörfer um Schwäbisch-Hall, als der Ketzerei schuldig, ausgerottet.

Capitel 223.

Heinrichs Empörung. Friedrich II in Deutschland.

Heinrich, der bereits zum deutschen Könige gekrönt und Reichsverweser war, erlaubte sich in Abwesenheit seines Vaters willkürliche Handlungen und beleidigte die Fürsten durch seinen Stolz, so daß sie schon 1232 darüber beim Kaiser klagten. Aber Heinrich, der nur fünfzehn Jahre jünger war, als sein Vater, trotzte auch diesem, glaubte allein regieren zu können, ließ sich mit den Lombarden in ein Bündniß ein, und erklärte sich öffentlich gegen seinen Vater, 1234. Friedrich versäumte keinen Augenblick, sondern eilte sogleich nach Deutschland. Sowohl geistliche als weltliche Fürsten blieben ihm treu, theils weil sie ihm längst ergeben waren, wie insbesondere die oberländischen Fürsten, theils weil Heinrich sie beleidigt hatte, und sie sich nichts Gutes von seinem Regimente versahen, theils weil sie in Privatfehden verwickelt waren. Zu Regensburg 1235 ergab sich Heinrich seinem Vater, und wurde nach Apulien abgeführt, wo er in Martorano als Gefangener starb, 1240.

Kurz vorher hatte der Kaiser nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin sich eine dritte ausgesucht. Um sich die Welfen zu befreunden, wünschte er die Hand Isabellens, der Schwester Heinrichs III von England, allein da ihm Schönheit über alles galt, sandte er zuvor seinen Freund und Kanzler Peter de Vineis nach England, damit er sähe, ob sie wirklich so schön sey, als der Ruf verkündete. Peter kam mit der Nachricht zurück, daß sie schöner sey, als man sagen könne, und sogleich sandte ihr der entzückte Kaiser die reichsten Gewänder und den prachtvollsten Schmuck, den man je gesehen, seit die Kreuzzüge dem Abendlande die Schätze des Morgenlandes eröffnet hatten. Er selbst begab sich nach Köln, wo die reizende Prinzessin am 22 Mai 1235 ihren Einzug hielt. Das ganze Volk strömte ihr im Putz und mit Blumen geschmückt entgegen, Musikchöre an der Spitze. Die sonderbarsten Lustbarkeiten waren bereitet, die Geistlichkeit fuhr auf Wagen, welche die Form von Schiffen hatten ꝛc. Doch weilte das kaiserliche Brautpaar nicht lange in Köln, sondern zog den Rhein aufwärts, und feierte erst in Worms unter großem Gepränge die Hochzeit. Man zählte unter den Gästen 75 Fürsten und 12,000 Ritter.

Unmittelbar darauf eröffnete der Kaiser einen großen Reichstag zu Mainz. Die Deutschen liebten ihn, hatten ihn auch in der Ferne immer als Oberherrn anerkannt, und jeden Verrath seiner Feinde vereitelt. Allein er betrog sich dennoch, als er glaubte, Deutschland so ordnen zu können, wie sein apulisches Reich. Er gebot zunächst einen allgemeinen Landfrieden, und erließ die strengsten Gesetze gegen die Fehden. Er bestellte ein besonderes Reichshofgericht, das in Streitfällen der Fürsten und Stände entscheiden sollte. Zugleich wollte er den Eingriffen der Reichsglieder in die kaiserlichen Vor-

Vorrechte steuern. Es sollte keinem erlaubt seyn, Regalien gewaltsam an sich zu reißen, neue Zölle zu errichten 2c. Die Ritter sollten den Bürger nicht mehr durch Raub schädigen und die Bürger umgekehrt auch den Landadel nicht mehr seiner Bauern durch die Annahme neuer Pfahlbürger berauben. Niemand sollte Willkür üben oder seine Privilegien *ausdehnen, ohne dazu ausdrücklich* vom Kaiser ermächtigt zu seyn. Selbst die *kleinste Zunft sollte die kaiserliche* Bestätigung bedürfen, alles sollte gleichsam *den kaiserlichen* Stempel tragen.

Diese Verordnungen hatten freilich *keine dauernde* Wirkung; wichtiger war dagegen die Maßregel, durch welche Friedrich alles hohenstaufische Familiengut zu Reichsgut und somit auch seine Hausvasallen *zu unmittelbaren* Reichsvasallen erklärte. Dadurch erst erhielt der Reichsadel in Schwaben seine so eigenthümliche Stellung und Bedeutung.

Im Jahre 1236 unternahm der Kaiser noch ein frommes Werk, indem er dem feierlichen Begräbnisse der heil. Elisabeth beiwohnte. Dann ging er nach Italien zurück, um nicht wiederzukehren. Die deutschen Fürsten sahen ihn gern gehen, um allein im Lande zu walten, ja mancher mochte hoffen, er werde gar nicht wiederkommen. Daher singt der edle Walther von der Vogelweide:

Jr fiende ir sult in siner straße varn lan
was ob er hie heine ju niemer me gewirret
belibe er dort — des Got niht gebe — so lachent ir.

Capitel 224.

Friedrich der Streitbare. Ezzelin von Romano.

Leopolds, des österreichischen Herzogs, Sohn, Friedrich der Streitbare, war ein Mann von unbändigem Gemüthe. Kaum war er seinem Vater gefolgt, so fing er mit den Ständen seines Landes Händel an, da er sich ihre Einsprache in die Regierung nicht gefallen lassen und ihre Vorrechte schmälern wollte. Er bezwang sie 1231, machte sich aber seitdem noch verhaßter durch zügellose Wollust. Bei einem Feste zu Wien raubte er die schöne Brunehild von Pottendorf, was die Bürger so in Harnisch brachte, daß sie ihm sagen ließen, so er nicht augenblicklich flöhe, sollte er Pein am Leibe leiden. Er verließ die Stadt, haus'te aber nach wie vor auf seinen Schlössern im Lande.

Im Jahre 1235 hatten die lombardischen Städte ihren Bund erneuert, daher zog der Kaiser 1236 wieder über die Alpen, hatte aber anfangs kein Heer, außer das ihm die *italienischen* Ghibellinen *stellten*. An der Spitze dieser stand der tapfere und eben so grausame Ezzelino von Romano, der Enkel eines Deutschen gleiches Namens, der schon unter Conrad III eine Lehen in Italien erhalten hatte. Neben ihm war insonderheit die Stadt Pisa auf ghibellinischer Seite. Die Häupter der Guelfen dagegen waren Mailand von Alters her und in jüngerer Zeit insbesondere der Markgraf Azzo von Este, Ezzelins böser Nachbar. Die Ghibellinen erstürmten Vicenza, und der Kaiser ermahnte seine treuen Oberländer in den deutschen Alpen zur Reichshülfe. Ehe sie sich aber vollständig gesammelt hatten, überfiel sie plötzlich Friedrich der Streitbare und zerstreute sie. Sogleich, noch mitten im Winter, eilte der Kaiser selbst in die Alpen und sandte zugleich seinen zweiten Sohn Conrad, den er statt des abtrünnigen Heinrich in Deutschland als Reichsverweser zurückgelassen hatte, von der Nordseite gegen den streitbaren Friedrich. Dieser mußte sich in seine

Veste Neustadt zurückziehen, ergab sich jedoch nicht. Wien wurde damals vom Herzoge unabhängig und zur freien Reichsstadt gemacht, 1237. Steyermark wurde von Oesterreich getrennt und erhielt einen Freiheitsbrief, wonach es unmittelbares Reichslehen und mit großen Freiheiten ausgestattet bleiben sollte.

In demselben Jahre eroberte Ezzelino die Stadt Padua, die er einer wilden Rache preis gab. Den Papisten zum Trotz nahm der Kaiser 10,000 Araber aus der von ihm nach Unteritalien verpflanzten Colonie Luceria in Sold, und schlug mit ihrer Hülfe den lombardischen Bund in einer großen Schlacht bei Cortenuovo aufs Haupt, 1238. Das Banner des Bundes und der gefangene Podesta von Mailand Tiepolo wurden von dem aus Asien mitgebrachten Elephanten des Kaisers im Triumphe aufgeführt. Zur Feier dieses Sieges gab Friedrich dem tapfern Ezzelino seine schöne Tochter Selveggia (aus wilder Ehe) zur Gemahlin, und erhob seinen ebenfalls unehelichen Sohn Enzio, den schönsten aller Jünglinge, zum Könige von Sardinien, indem er ihm die reichste Erbin in dieser Insel, die Adelasia, zur Ehe gab.

Capitel 225.

Der Tartarenkrieg.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts erhoben sich die Mongolen oder Tartaren (die alten Hunnen) in Mittelasien unter einem neuen Welteroberer Dschingischan, der es dem Attila gleich that. Erst wandten sie sich nach Osten und unterwarfen das unermeßliche Reich von China, dann nach Süden bis zum fernen Indien, zuletzt nach Westen unter Batu, dem Enkel Dschingischans. Im Jahre 1240 erschienen sie in Rußland und brachten nach kurzem Kampfe dieß große und damals schon in griechischer Bildung hoffnungsvoll blühende Reich in eine schmähliche zweihundertjährige Knechtschaft. Nur im Norden Rußlands erhielt sich durch die entfernte Lage der russische Handelsstaat Nowogrod, republicanisch regiert und in Verbindung mit der Hansa. So blieben auch die deutschen Ritter im Norden verschont. Polen aber ward gleich Rußland ungestüm niedergeworfen, und 1241 erschien der furchtbare Batu mit unermeßlichen Schaaren von Heiden in Schlesien.

Dieß kleine fruchtbare und friedfertige Land tritt damals zuerst in die Geschichte. Seine frühern Schicksale, wie es zwischen Polen und Böhmen hin- und hergerissen ward, dann unter polnische Herzoge aus dem Hause Piast kam, die dem deutschen Reiche huldigten, deutsche Fürstinnen heiratheten, deutsche Colonisten einführten, sind wenig interessant. Die erste deutsche Bildung soll ein Däne, Peter Wlast, ins Land gebracht haben. Breslau, der Sitz eines Bischofs und die Freistätte betriebsamer Kaufleute und Handwerker, war zur Tartarzeit schon die bedeutendste Stadt. Damals herrschte Heinrich der Fromme zu Breslau und Liegnitz, Miecslav zu Oppeln. Heinrich war der Sohn Heinrichs des Bärtigen, der die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, geheirathet, und zur Germanisirung des Landes viel gethan.

Oberschlesien ward von Batu niedergeworfen, Dörfer und Städte den Flammen Preis gegeben, die Einwohner gemordet, den Götzen geopfert oder zu Sklaven gemacht. Die Heiden führten das Bild eines Drachen mit sich, der Feuer spie und unerträglichen Dampf von sich gab. Längs der Oder kam der Zug, loderten die Flammenzeichen. Das Land aber ist offen und nur Männer mögen es schirmen in freier Feldschlacht. Feldflüchtig kamen die Polen mit

ihrem Herzoge Boleslav, wehklagend die von Oberschlesien mit dem feigen Herzoge Miceslav, Männer, Weiber, Kinder, was sich zu retten vermocht, alle fliehend durch das Blachfeld. Bis an die äußerste Gränze der slavischen Nation ging die Flucht. Da wo die ersten deutschen Colonisten sich angesiedelt, ward Stand gehalten. Der fromme Heinrich hielt die Flüchtlinge auf, die heilige Hedwig bereitete den tapfern Sohn zum Heldentode. Deutsche Colonisten, vorzüglich Bergleute von Goldberg und eine Schaar von eilends zu Hülfe gezogenen deutschen Rittern aus Preußen unter dem Landmeister Poppo sammelten sich unter die Fahne des Herzogs Heinrich in der Ebene von Liegnitz und nöthigten die Polen ebenfalls Stand zu halten.

Unterdeß scheiterte zum ersten Male der Heiden Sturm schon vor Breslau. War ein Theil der Bürger dieser Stadt im ersten Schrecken geflohen, so wehrte sich der andere desto tapferer, und der Tartaren Unmuth stieg aufs höchste, daß sie als Ueberwinder der Welt diese arme Stadt nicht bezwingen konnten. Als die Bürger die Stadt gegen den wüthenden Andrang des Feindes nicht mehr schirmen konnten, steckten sie sie selber in Brand und zogen sich in guter Ordnung auf die Insel des bischöflichen Domes in der Oder zurück. Auch hier blieben sie unbesiegt, obwohl die Heiden von allen Seiten durch den Fluß stürmten, bis ein Gewitter, darin sie die Zeichen des Himmels sahen, sie von dannen trieb.

Da zogen sie Breslau vorüber und stießen im Angesichte des Riesengebirgs auf Heinrichs Heer. Hier wurde zum ewigen Ruhme des deutschen Namens gestritten. Die Tartaren bildeten fünf Heerhaufen, von denen jeder dem deutschen Heere fünfmal überlegen war. Dennoch hielt das letztere zwei Tage lang in ununterbrochenem Kampfe aus, bis es endlich der Uebermacht erlag. Heinrich wurde unter dem Arme erstochen, da er eben zum Hieb ausholte, Poppo wurde verwundet, fast alle Christen deckten die große Wahlstatt, welcher Ehrenname dem Schlachtfelde geblieben ist. Nur Miceslav floh. Den erschlagenen Herzog Heinrich erkannte seine trauernde Mutter am Fuße wieder, an dem er sechs Zehen hatte. Die Tartaren schnitten den todten Christen die Ohren ab und füllten einige Säcke damit. Sie selbst aber hatten in der Schlacht ungeheuer viel Menschen verloren und wagten in so geschwächter Zahl nicht mehr „in das Land der eisernen Männer" vorzudringen. Nachdem sie Liegnitz und Goldberg vergeblich belagert, kehrten sie plötzlich um und nahmen ihren Rückweg über Ungarn, welches Land sie furchtbar verheerten.

Capitel 226.

Verzweiflungskampf zwischen Kaiser und Papst.

Der Kaiser, bisher glücklich in Italien, reizte eben dadurch den Papst zum verzweifeltsten Widerstande auf. In tödtlichem Hasse suchten die beiden Häupter der Christenheit einander zu vernichten, denn jeder fürchtete, wenn er unterliege, vom andern vernichtet zu werden. An Versöhnung war nicht mehr zu denken.

Warum setzte sich Friedrich diesem unheilvollen Kampfe aus? warum blieb er nicht in Deutschland? So hat man oft gefragt. Allein Friedrich war seinem Ziele schon so nahe, hatte in Unteritalien ein blühendes Reich gestiftet und in Oberitalien seine Feinde niedergeworfen. Nur noch ein Schritt, und er machte den Papst von sich abhängig oder wenigstens unschädlich. Sollte er

alle diese Vortheile, das Ziel, wonach schon der große Barbarossa getrachtet, wieder aufgeben? sollte er Italien dem Papste überlassen und ruhig hinter den Bergen abwarten, bis dieser Bannbullen, Legaten und ein Heer von Bettelmönchen nach Deutschland herüberschicken, ihm Gegenkönige erwecken und selbst das Volk gegen seine vermeintliche Ketzerei aufhetzen würde? Wenn er das schon gewonnene Italien wieder aufgab, wenn er Furcht vor dem Papste blicken ließ, so stand ihm ein noch schlimmeres Schicksal bevor, als dem vierten Heinrich.

Gregor IX, durch des Kaisers Fortschritte aufs äußerste gebracht, spornte den lombardischen Bund zur Ausdauer an, zog auch das auf des Kaisers zunehmende italienische Macht eifersüchtig gewordene Venedig in seinen Bund und sprach am Palmsonntage 1239 aufs neue den Bann über Friedrich aus. Da es ihm an weltlichen Waffen gebrach, griff er zu geistlichen, und suchte dem Kaiser insonderheit dadurch Abbruch zu thun, daß er ihn als einen Erzketzer hinstellte. Der Kaiser legte nun auch jede Schonung ab und nannte den Papst geradezu den Verderber der Christenheit: „was sagte der Lehrer aller Lehrer? Friede sey mit euch! was ließ er seinen Jüngern zurück? Liebe. Warum nun, angeblicher Statthalter Christi, thust du ganz das Gegentheil?" Der Papst antwortete: „es ist ein Thier aus dem Meere gestiegen, das öffnet seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richtet giftige Pfeile gegen das Zelt des Himmels und die Heiligen, die darin wohnen. Mit seinen Klauen und eisernen Zähnen möchte es alles zerbrechen." Der Kaiser hinwiederum schrieb: „Du selbst bist das Thier, von dem geschrieben steht: ein anderes Pferd stieg aus dem Meere auf, das war roth und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde hinweg! Du bist der Drache, der die Welt verführt hat, der Antichrist." Der Papst benutzte die Vorliebe des Kaisers für den Orient, da er sogar Sarazenen in seinem Heere hatte, und sein früheres Einverständniß mit dem Sultane Camel, um ihn einen Anhänger Muhameds zu schelten, was der gläubigen Christenheit damals der ärgste Gräuel war. In seiner blinden Hitze behauptete der Papst aber zu gleicher Zeit, der Kaiser verachte jede Religion, und habe Jesum, Mosen und Muhamed die drei großen Betrüger genannt. Mit Recht entgegnete daher der Kaiser, wie er denn ein Muhamedaner seyn könne, wenn er Muhamed einen Betrüger genannt habe? Das berührte Buch von den drei Betrügern (de tribus impostoribus) verdankte diesem Streite zwar seinen Ursprung, wurde jedoch erst später verfaßt, und keineswegs weder vom Kaiser noch von dessen Kanzler Peter de Vineis.

Inzwischen gab es doch viele Leute, welche an des Kaisers Ketzerei glaubten, und den Kreuzpredigten, die der Papst von allen Kanzeln halten ließ, Folge leisteten. Die Lombarden faßten neuen Muth, Brescia und Alessandria widerstanden tapfer, die geschlagenen Mailänder errangen neue Vortheile, der Kaiser verlor Ferrara. Während aber Ezzelino und Enzio in Oberitalien genug zu thun hatten, rüstete der Kaiser in Apulien ein frisches Heer, eroberte damit Faenza, und erhielt wieder die Oberhand. Der Papst hatte eine allgemeine Kirchenversammlung zu Ostern 1241 nach Rom beschieden, um sich mit dem ganzen Ansehen der Kirche zu waffnen; der Kaiser aber rüstete eine kleine Flotte und ließ den französischen Cardinälen und Bischöfen, die von Genua aus nach Rom überschiffen wollten, und bei denen sich auch viele Abgeordnete lombardischer Städte befanden, auflauern, und bekam sie alle bei der Insel Meloria, unfern von Livorno, gefangen, sammt vielem Gelde, das sie mit sich führten. Zugleich erfochten die Pavienser einen Sieg über die Mailänder,

und des Kaisers Banner flatterte wieder hoch in Italien. Da starb der in Rom eng eingeschlossene über neunzig Jahre alte Papst Gregor IX, 1241.

Capitel 227.

Innocenz IV.

Den Augenblick der Ruhe, der mit dem Tode des Papstes eintrat, benutzte der Kaiser, um seinen Sohn Enzio mit 4000 Reitern über die Alpen nach Deutschland zu schicken. Hier hatte Friedrich der Streitbare, im Bunde mit dem Papste Gregor, neue Unruhe gestiftet und sogar den treuen Otto von Bayern einige Augenblicke wankend gemacht. Allein die Unverschämtheit der päpstlichen Legaten ärgerte sowohl die geistlichen als weltlichen Herren und vereitelte des Papstes Complotte. Otto von Bayern ließ den Legaten Albert Beham ohne Umstände öffentlich hinrichten. Nun kamen aber die Tartaren zum zweiten Male und bedrohten Deutschland von Ungarn her. Der junge König Conrad zog gegen sie aus und ihm zu Hülfe König Enzio. An einem unbekannten Orte am Donauufer schlugen sie die Horden Asiens, 1241. Oktai, der damalige Tartarchan, hatte dem Kaiser Friedrich sagen lassen, er solle an seinen Hof kommen und einen Dienst annehmen. Lachend hatte Friedrich ihm antworten lassen, er wisse gut mit Vögeln umzugehen und wolle sein Falkner werden.

Der Kaiser hatte mittlerweile die gefangenen Cardinäle frei gelassen, um die Wahl eines neuen Papstes nicht zu hindern. Allein obgleich man einen Ghibellinen und alten Freund des Kaisers, den Senibald Fiesco, unter dem Namen Innocenz IV wählte, äußerte Friedrich doch kopfschüttelnd: „er wird aus meinem Freunde mein Feind werden, denn kein Papst kann ein Ghibelline seyn." Er täuschte sich nicht, denn Innocenz wurde sein bitterster Feind, und vereitelte alle seine lang gehegten Plane, indem er aus Italien entfloh und sich nach Lyon begab. Hatten die Hohenstaufen nur deßwegen so eifrig nach dem Besitze Italiens gestrebt, um den Papst unter ihren Einfluß zu stellen, so wurde ihnen das Ziel in dem Augenblicke, da sie es erreicht zu haben glaubten, entrückt. Die Herrschaft in Italien nutzte dem Kaiser nichts mehr, sobald der Papst seinen Hof anderswo aufschlug. Lyon lag zwar in Burgund, doch hier war Frankreichs Nähe und Einfluß mächtiger als des Kaisers Oberhoheit.

Kaum war der Papst in Lyon angelangt, 1244, als er die wüthende Sprache Gregors gegen Friedrich noch überbot und seine Flucht sogleich mit der Verleumdung entschuldigte, der Kaiser habe ihn wollen gefangen nehmen. Er berief auf 1245 ein großes Concil nach Lyon, und Friedrich sah sich genöthigt, seinen tapfern und beredten Freund Thaddäus von Suessa eben dahin zu schicken, um dem Papste wenigstens ein Gegengewicht zu halten. Innocenz sagte: „Niemand verkennt des Kaisers letzten Zweck, die Kirche und allen Gottesdienst auf Erden auszurotten, damit er allein als Götze von dem verlassenen Geschlechte angebetet werde." Thaddäus vertheidigte den Kaiser mit glänzender Beredsamkeit, protestirte feierlich gegen dieses Concil und appellirte an eine unparteiische Versammlung und an einen besser gesinnten Papst. Aber die Versammlung, dem kaiserlichen Einflusse entzogen und von einem gewaltthätigen Papste beherrscht, fügte sich in den Willen des letztern, und der Bann gegen Friedrich II wurde in den stärksten Ausdrücken er-

neuert. Der Kaiser erklärte nun: „meine einzige Absicht ist immer nur gewesen, die Geistlichen zur ersten apostolischen Einfachheit zurückzuführen, aber sie achten die Lüste der Welt höher als die Furcht Gottes. Ihr weltlichen Fürsten solltet mir helfen, aber ihr thut nichts und laßt es geschehen, daß die ganze Welt in den aufgesperrten Rachen des Papstes stürzt." Der Papst antwortete: „Christus gründete nicht bloß eine geistliche, sondern auch eine weltliche Herrschaft und verlieh beide dem Apostel Petrus und seinem Nachfolger, dem Papste, denn dieses ist durch die zwei Schlüssel Petri augenfällig erwiesen."

Mit derselben Herrschsucht, mit welcher Innocenz IV sich das weltliche Regiment anmaßte, zerstörte er auch in der Kirche selbst die alte aristokratische Stufenordnung und machte sie zu einer unumschränkten Despotie, in der nur Einer herrschte, der Papst, alle andern aber Sklaven waren. Den Pfarrern setzte er ein Heer von herumziehenden Bettelmönchen, und den Erzbischöfen und Bischöfen seine Legaten entgegen. Die Mönche durften überall sich einmischen und geistliche Amtshandlungen vornehmen, und die Legaten durften überall den Bischöfen befehlen, sie chikaniren, ausplündern, oder an ihrer Statt handeln. So ungern nun auch die geistlichen Fürsten diese Störung und Beraubung ihrer seit Adalbert von Mainz fest begründeten Herrschaft sahen, so war doch der Papst ein zu durchgreifender Charakter und das Ansehen desselben bei der gläubigen Menge zu groß, als daß sie einen ernstlichen Widerstand gewagt hätten. Die mächtigen rheinischen Erzbischöfe, so lange von den Hohenstaufen gegen Rom geschützt, unterwarfen sich jetzt freiwillig der stärkern Macht und wurden dem alten Kaiser Friedrich treulos.

Capitel 228.

Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland.

Auf des Papstes Antrieb wählten die rheinischen Erzbischöfe zu Hochheim bei Würzburg den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zum Kaiser, 1246. Kein einziger weltlicher Fürst war dabei, keiner, außer jenem ruchlosen Raspe, der die heil. Elisabeth so arg mißhandelt und ihr Söhnlein vergiftet, gab sich zu der entehrenden Rolle her. Doch bekümmerten sie sich auch nicht viel um Conrad, den Reichsverweser, sondern hielten sich meistens neutral und suchten während des Kaiserstreits ihre Fürstenherrschaft im Kleinen desto fester zu gründen. Ueberdieß hatte der Papst das hohenstaufische Erbe ausgeboten und Conrads Vasallen selbst zur Untreue verleitet. In der ersten Schlacht, welche Conrad dem Raspe bei Frankfurt lieferte, gingen zwei der mächtigsten schwäbischen Grafen (de Citobergo und de Croheligo, vielleicht Würtemberg und Hohenlohe?) zum Feinde über, weil der Papst ihnen versprochen hatte, Schwaben unter sie zu theilen. So wurde Conrad geschlagen, und nach dieser Niederlage trat auch Rudolf von Baden zu dem Raspe über. Dagegen hielt Otto von Bayern treu zu Conrad und gab ihm seine Tochter Elisabeth zur Ehe. Die oberdeutschen Städte aber, stets von den Hohenstaufen geschützt und jetzt das Uebergewicht der kleinen nach größerer Macht strebenden Fürsten und Grafen fürchtend, rafften sich auf. Die Bürger von Metz, Straßburg, Frankfurt, Erfurt und Regensburg ergriffen die Waffen gegen ihre Bischöfe, Reutlingen trotzte dem Raspe, der es vergeblich belagerte, und als derselbe vor Ulm zog, überfiel und schlug ihn Conrad in einer zweiten Schlacht. Verwundet kehrte Heinrich Raspe auf die Wartburg zurück und starb daselbst 1247.

In dieser unruhigen Zeit ward das Herzogthum Oesterreich durch das Aussterben des Hauses Babenberg erledigt. Friedrich der Streitbare, der nicht rasten konnte, bekriegte den König Bela von Ungarn und fiel im Kampfe durch die Hand des Italieners Frangipani, 1246. Der Kaiser nahm Oesterreich als verfallenes Lehen in Anspruch.

Da Heinrich Raspe kinderlos verschieden war, suchte der Papst einen andern Gegenkaiser, aber es gab sich wieder kein deutscher Fürst zu dieser Rolle her, außer der rohe Graf Wilhelm von Holland. Auch kein anderer weltlicher Fürst unterstützte seine Wahl, außer der Herzog von Brabant, der Erbanspruch auf Thüringen machte, und der König Ottokar von Böhmen, der den Hohenstaufen Oesterreich entreißen wollte. Wilhelm wurde von den rheinischen Erzbischöfen zu Woringen bei Köln gewählt, und schlug sich ein ganzes Jahr lang mit den Bürgern von Aachen herum, ehe sie den verachteten Grafen in ihre Thore ließen, 1248. Der Papst aber half ihm, fachte den Eifer der Geistlichen an und gewann den Herzog von Burgund, dem Wilhelm Arles, Besançon und Lausanne vom Reich verpfändete. So brachte dieser endlich ein Heer auf die Beine, mit dem er Conrad bei Oppenheim schlug, 1251. Seitdem konnte sich Conrad in Deutschland nicht mehr halten. Der Papst hetzte die mächtige Geistlichkeit gegen ihn, die Fürsten blieben unthätig, nur auf ihren eigenen Gewinn bedacht, die hohenstaufischen Vasallen selbst wankten immer mehr in ihrer Treue. Man sah den Fall des großen Kaiserhauses voraus, da es den Papst weder besiegen noch sich mit ihm versöhnen konnte, und von allen Seiten regte sich der Eigennutz, die große Beute zu theilen.

Capitel 229.

Friedrichs II Untergang.

In Italien arbeitete der Papst von Lyon aus den Hohenstaufen mit eben so glühendem Hasse entgegen. Zuerst zettelte er in Apulien eine große Verschwörung an, die aber im Keime unterdrückt wurde, 1246. Dann betrieb er desto eifriger die Rüstungen der lombardischen Guelfen. Die reichen und kriegerischen Städte Oberitaliens entbrannten alle zumal im wüthendsten Kampfe gegeneinander, sich wechselseitig überbietend an Fanatismus und Grausamkeit. Auf der einen Seite die Guelfen in Mailand, Florenz, Bologna, Genua, Parma ꝛc., vom Papste und noch mehr von ihrem eigenen Interesse angefeuert. Genua wollte das Meer und den Handel, Mailand die Lombardei, Florenz Toscana beherrschen. Die vornehmen Bürger wollten Fürsten werden, und die Besiegung der Ghibellinen versprach ihnen unermeßliche Beute an Land und Schätzen. Dieser bürgerliche Ehrgeiz war bei den italienischen Guelfen mächtiger, als der religiöse Fanatismus.

Dagegen entflammte bei den Ghibellinen ein desto mächtigerer Fanatismus, nur von anderer Art. Auf Leben und Tod mit dem Papste kämpfend, warfen sie auch die Bande der Kirche von sich, Ezzelino trat offen als geschworner Feind aller Pfaffen auf, und jede Ketzerei fand eine Freistätte im ghibellinischen Lager. Der unversöhnliche Haß verhärtete die Gemüther, man schonte nichts mehr, und besonders Ezzelino badete im Blute seiner Feinde, das er auf dem Schaffotte wie auf den Schlachtfeldern vergoß. Er und der tapfere Enzio blieben die mächtigsten Stützen des alternden Kaisers, als bei einem unglücklichen Angriffe auf Parma der edle Thaddäus von Suessa fiel,

1248. In diesem Kampfe kam auch die deutsche Reichskrone in die Hände der Feinde. Den unermüdeten Anstrengungen der Ghibellinen gelang es zwar, wieder die Oberhand zu erhalten, als aber 1249 König Enzio gegen Bologna zog, gerieth er in die Gefangenschaft dieser Stadt, aus der er nicht mehr erlös't werden sollte. Erst 24 Jahre alt, doch schon alt an Ruhm, im schönsten Körper die edelste Seele, gepriesen als Minnesänger wie als Held, sollte er sein hoffnungsreiches Leben im Kerker enden.

Dieser Unfall brach das Herz des bis dahin ungebeugten Vaters. Friedrich erkrankte. Sein ältester Freund, Peter de Vineis, führte ihm einen Arzt zu, aber der Kaiser erhielt Kundschaft, daß Peter aus Feigheit sich dem Papste ergeben habe und ihn vergiften wolle. Er ließ die Arznei einem Hunde reichen, und der Hund starb auf der Stelle. Da konnte sich der kaiserliche Greis eines lauten Jammers über die Treulosigkeit der Welt nicht enthalten, und Peter stieß sich im Kerker aus Verzweiflung das Hirn ein, 1249. Noch einmal raffte sich der Kaiser im folgenden Jahre auf und rief, da Ezzelino bei den ungeheuersten Anstrengungen doch endlich zu erliegen anfing, eine neue Schaar Sarazenen aus Afrika herbei, mit der er noch eine Zeit lang das Feld hielt, bis er plötzlich zu Firenzuola aufs neue erkrankte und am 13 December 1250 starb. Sein Leichnam wurde nach Palermo geführt und dort bestattet. Sieben Kronen hatten sein Haupt geziert, die kaiserlich-römische, die königlich-deutsche, die eiserne der Lombarden, die von Burgund, Sicilien, Sardinien und Jerusalem. Noch schöner war der Schmuck seines Geistes. Er mühte sich, sagt Dante von ihm, seine hohe Majestät zu behaupten, weil er edeln Herzens und mit allen Grazien begabt war.

Capitel 230.

Conrad IV und Manfred.

Auch jetzt noch kämpften die Ghibellinen mit standhaftem Muthe, Ezzelin im obern Italien, Manfred im untern. Manfred, das Ebenbild Enzio's an Geist, Muth und Schönheit, war ein Sohn des Kaisers und der Blanca Lancia, die er spät noch mit sich vermählt hatte. In Italien geboren und erzogen, zum Fürsten von Tarent erhoben, war er der Liebling seiner Landsleute und setzte dem Papste eine nicht verächtliche Macht entgegen.

Conrad IV aber, des Kaisers älterer Sohn und Nachfolger, kam ebenfalls nach Italien, als er in Deutschland besiegt worden. In seiner Noth hoffte er, seines Vaters Tod werde den Papst versöhnt haben, und er gelobte dem letztern, sich allen seinen Bedingungen zu unterwerfen, wenn er ihn als Kaiser anerkennen wolle. Der Papst nahm aber nicht einmal Kenntniß von ihm. Manfred handelte edel an dem Bruder, trat ihm alle seine Macht in Italien ab und stand ihm mit Rath und That bei. Doch Conrad erkrankte und starb 1254 am Fieber, erst 26 Jahre alt. Augenblicklich benutzte der alte Papst Innocenz diesen Umstand, um Manfred zu beschuldigen, daß er seinen Bruder vergiftet habe, und dadurch die Herzen von ihm abzuwenden. Kurz zuvor starben auch die zwei Söhne Heinrichs, des ältern Sohnes Friedrichs, und dessen jüngster Sohn Heinrich, alle in Italien, und wie es hieß, an Gift. Als indeß Manfred mit dem Papste zu unterhandeln anfing, willigte dieser in einen trügerischen Vertrag ein, um ihn allmählich seines Einflusses zu berauben; sobald aber Manfred die Falschheit des Papstes erkannte, griff er

zu den Waffen und schlug die Päpstler bei Foggia. Noch am Schlusse desselben Jahres 1254 starb der alte Papst, und zwar an Friedrichs II Todestage. Die Cardinäle wählten Alexander IV, der Manfreds Partei nicht zu schwächen vermochte, und da Conrads IV Sohn, der junge Herzog Conradin von Schwaben, minderjährig und vergessen am Hofe seines bayerischen Oheims erzogen wurde, also seinen Erbanspruch auf die apulische Krone nicht geltend machen konnte, Unteritalien aber ein Haupt haben mußte, so wurde Manfred von den treuen Vasallen einstimmig zum Könige ausgerufen und zu Palermo gekrönt, 1258.

Dagegen unterlagen die Ghibellinen in Oberitalien völlig. Nach dem wildesten Widerstande wurde Ezzelin bei Cassano geschlagen, verwundet und gefangen. Er starb, jeden geistlichen Beistand verschmähend, an seinen Wunden, 1259. Sein sanfterer Bruder Alberich wurde lebendig an den Schweif eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift, und ähnliche Rache traf alle Ghibellinenhäupter. Der Anblick dieser Gräuel wirkte selbst auf die verhärteten Italiener so mächtig, daß viele sich in Bußgewande warfen, und an Alberichs Grabe entstanden die ersten Flagellaten oder Geißler, die jammernd, betend, Buße predigend, mit Geißeln sich und Andere blutig schlagend durch die Straßen liefen, um die große Sünde der Welt zu sühnen.

In demselben Jahre vermählte sich Manfred in zweiter Ehe mit der siebenzehnjährigen Helena, der wunderschönen Tochter Michaels von Aetolien und Epirus. So schön war dieses Paar, und so wonnereich ihre Hofhaltung, die wie zu Friedrichs Zeit die edelsten Sänger und reizendsten Frauen vereinigte, daß man sagte: „das Paradies ist wieder auf die Welt gekommen." Manfred selbst war, wie sein Vater und wie sein Bruder Enzio, ein Sänger. Wie er sich durch diese Heirath das benachbarte Griechenland befreundete, so verband er sich auch Spanien, indem er seine Tochter aus erster Ehe, die junge Constanze, mit Peter von Arragonien vermählte. Er stand auf der Höhe seines Glücks, und sandte den bedrängten Ghibellinen in der Lombardei Hülfe. Sie siegten wieder bei Montaperto, 1260, und der tapfere Pallavicini ward sein Statthalter in Oberitalien.

Die wachsende Macht Manfreds schreckte die Guelfen, sie dachten an auswärtige Hülfe und wählten einen Franzosen, Urban IV, zum Papst. Dieser veranlaßte Karl von Anjou, den Bruder des Königs von Frankreich, Ludwigs des Heiligen, einen Kriegszug zu rüsten, um sich die schöne Krone von Apulien zu rauben. Als Urban 1265 starb, wurde wieder ein Franzose, Clemens V, Papst, und dieser beschleunigte den Raubzug. Karl, ein finsterer Pfaffenknecht, von olivenfarbner Haut, äußerst häßlich, beständig kalt und schweigend, keine Fröhlichkeit duldend, fühllos grausam und selbst seinem bigotten Bruder ein Grauen, brach 1266 mit einem zahlreichen französischen Heere auf. Zum ersten Male erhob sich Frankreich, um das bisher vom deutschen Einflusse beherrschte Italien unter den seinigen zu stellen, und von dieser Zeit an verfolgte es fort und fort die uns so verderbliche Politik, von der Zerrissenheit des deutschen Reichs Vortheil zu ziehen und uns eine Provinz nach der andern zu entreißen.

Manfred bot alle seine Kräfte auf, aber der Papst und die damals so mächtige Geistlichkeit untergruben das Vertrauen in seinem Heere und weckten ihm Verräther. Kaum war Karl gelandet, so verließ Richard von Caseta den ihm anvertrauten Gebirgspaß und ließ das französische Heer nach Benevent vorrücken. Vor dieser Stadt kam es am 26 Februar 1266 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Manfred trotz aller seiner Anstrengungen geschlagen wurde,

aus Verzweiflung sich in den dichtesten Haufen der Feinde stürzte und den Tod fand. Karl verweigerte ihm, als einem Ketzer, ein ehrliches Begräbniß, aber die Franzosen selbst waren von seiner Schönheit und von seinem Heldentode so gerührt, daß jeder Soldat einen Stein auf seine Leiche warf, bis die vielen Steine einen Hügel bildeten, den das Volk fortan den Fels der Rosen nannte.

Die schöne Helena mit ihrer Tochter Beatrix und ihren drei blühenden Knaben, Heinrich, Friedrich und dem kleinen Anselino floh, ward aber von einem Verräther an Karl ausgeliefert, der sie in den Kerker warf. Sie selbst starb bald an den Mißhandlungen, Beatrix wurde später gerettet, da Peter von Arragonien einen Sohn Karls gefangen nahm und ihn gegen sie austauschte; die drei schönen Knaben aber blieben in einem engen Kerker, gefesselt, halb nackt, bei schlechter Kost, ohne Erziehung und Gesellschaft. Erst 1297, also nach 31 Jahren wurden ihnen die Ketten abgenommen und ein Geistlicher und Arzt zu ihnen gelassen; der älteste, Heinrich, starb erst 1309. Mit demselben fanatischen Ingrimm ließ Karl alle Denkmäler und Urkunden der Hohenstaufen in Unteritalien vernichten.

Capitel 231.

Richard von Cornwall und Alfons von Castilien.

Während der Name der Hohenstaufen in Italien unterging, schien Deutschland seines alten Glanzes nicht mehr eingedenk zu seyn. Undankbar rissen die Fürsten und Vasallen, die durch die Waiblinger mächtig geworden, deren verwais'tes Erbe an sich. Der junge Conradin behielt nur noch dem Namen nach das Herzogthum Schwaben, und er hätte vielleicht das Schicksal seiner Vettern in Italien getheilt, wenn ihn nicht sein Schwager, Ludwig von Bayern, an seinen Hof genommen hätte.

Wilhelm von Holland, der erbärmlichste König, den Deutschland sah, hoffte sich durch eine Verbindung mit den Welfen zu heben. Otto von Braunschweig gab ihm seine Tochter Elisabeth, aber die Macht der Welfen war längst gebrochen, und als in der Hochzeitsnacht Feuer ausbrach, daß er fast mit seiner Braut verbrannt wäre, und seine falsche Krone (die ächte war noch in Italien) wirklich verbrannte, erlebte er nur neuen Spott. Er schändete die kaiserliche Würde, indem er zahllose Reichsrechte und Reichsgüter verpfändete und verschenkte, um sich dadurch einen Anhang zu erkaufen, und indem er als Kaiser nichts beschloß, was er nicht zuvor durch den Papst bestätigen ließ. Aber dieß half ihm alles nichts, er blieb verachtet, und keine Stadt, kein weltlicher, selbst kein geistlicher Fürst wollte ihn auf seinem Gebiete dulden. Erzbischof Conrad von Köln ließ ihm das Haus über dem Kopfe anzünden, zu Nuys, um ihn zu vertreiben. Zu Utrecht in der Kirche warf man einen Stein auf ihn. Ein junger Ritter entführte ihm die Gemahlin auf offener Straße. Endlich mußte er in sein Holland zurückflüchten, und wurde von den friesischen Bauern, die er unterjochen wollte, todt geschlagen, 1256.

Nun traten zwei neue, eben so unwürdige Bewerber um die deutsche Krone auf. Kein deutscher Fürst verlangte sie, jeder derselben dachte nur darauf, diese Verwirrung des Reichs zu verlängern und die kaiserliche Gewalt gänzlich zu vernichten, um sich selbst desto unabhängiger zu machen. Es mel-

beten sich also fremde Prinzen, beide vom Papste begünstigt, beide mit Geld versehen. Da sah man das unerhörte Schauspiel, daß die deutsche Schattenkrone an den Meistbietenden verschachert wurde. Alfons von Castilien brachte aus Spanien 20,000 Mark Silber, wofür ihn Trier, Böhmen, Sachsen und Brandenburg zum Kaiser machten. Richard von Cornwall brachte aber aus England 32 Tonnen Goldes, das war mehr, und dafür machten ihn Köln, Mainz und Bayern zum Kaiser, 1257. Beide aber hatten nichts davon, denn die Fürsten nahmen das Geld, und ließen ihnen den bloßen Titel ohne Einfluß, und der Papst selbst verschob die Bestätigung, um desto gewisser beide im Gehorsam zu halten.

Richard sprach das ganze Erbe der Waiblinger als Reichsgut an, aber schon vorher war es geplündert worden. Die österreichischen Stände wollten Heinrich den Erlauchten von Meißen zum Herzoge wählen, Ottokar von Böhmen beschwatzte sie aber, heirathete die 46jährige Margaretha, Friedrichs des Streitbaren Tochter, und vereinigte Oesterreich mit Böhmen. Deßhalb und wegen der gefährlichen Nachbarschaft bekriegten ihn Ungarn und Bayern, und Ludwig von Bayern schlug ihn bei Mühldorf am Inn, 1257, Oesterreich blieb aber bei Ottokar. So verloren die Waiblinger ihr jüngstes Besitzthum. Aber auch ihr ältestes, Schwaben, wurde von Fehden zerrissen. Die Grafen von Würtemberg breiteten sich aus, fanden aber an den Städten, namentlich Eßlingen, bittere Gegner.

Eine der heftigsten Fehden entbrannte in Hessen und Thüringen. Nach Heinrich Raspe's Tode stritten Heinrich der Erlauchte von Meißen, und Sophie von Brabant mit ihrem jungen Sohne Heinrich, beide von weiblicher Seite mit dem Raspe verwandt, um das Erbe. Wilhelm von Holland hatte sich für den erstern entschieden, und Thüringen stand ihm bei. Die Hessen aber waren für Sophien, und fanden bei Albrecht von Braunschweig Hülfe, der Heinrichs Schwester und dessen Schwester Heinrich heirathete. Sieben Jahre lang wüthete die Fehde, von 1256 bis 1263. Die Meißner und Thüringer erhielten durch den alten tapfern Rudolf von Vargula, einst der heil. Elisabeth Retter, die Oberhand über die Braunschweiger und Hessen, und 1264 vertrugen sie sich endlich. Sophiens Sohn, Heinrich, behielt Hessen, Heinrich der Erlauchte von Meißen aber Thüringen. Anderer minder bedeutender Fehden hier nicht zu gedenken.

Capitel 232.

Conradin von Schwaben.

Der letzte Hohenstaufe, Conradin, lebte theils am Hofe Ludwigs des Bayern, theils unter dessen Schutze auf dem Schlosse Ravensburg am Bodensee, dem alten Allode der Welfen, das einst der alte Welf dem Barbarossa vererbt hatte. Hier gesellte sich zu dem jungen Fürsten ein Jüngling von gleichem Alter, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, Friedrich, der sich „von Oesterreich" zubenannte, weil seine Mutter eine Babenbergerin war, und er hoffte, Oesterreich zu gewinnen, wenn die Hohenstaufen wieder aufkämen. Beide Jünglinge waren unzertrennlich verbunden, hingen ihren großen Hoffnungen nach, und suchten im Reiche der Dichtkunst, was ihnen die Wirklichkeit versagte. Noch ist ein Minnelied Conradins uns erhalten.

Als Otto, der umsichtige, dem Reiche und den Hohenstaufen treue Wittelsbacher gestorben war, theilten seine beiden Söhne sein Erbe. Ludwig bekam Oberbayern und die Pfalz, Heinrich Niederbayern. Ihre Schwester, Kaiser Conrads IV Wittwe, flüchtete mit dem jungen Conradin zu Ludwig, und dieser beschützte sie. Sie heirathete nachher in zweiter Ehe den Grafen Meinhardt von Görtz. Aber es war nicht Dankbarkeit gegen die Hohenstaufen, die Ludwig beseelte, sondern nur Eigennutz. Er trachtete nur, aus seinem Schutze Vortheil zu ziehen, und entweder, wenn Conradin unverhofft wieder mächtig geworden wäre, sich ihn zu verpflichten, oder wenn er unterläge, den Rest der hohenstaufischen Güter an sich zu reißen. Dazu war er ein jähzorniger, grausamer Fürst, der seine unschuldige Gemahlin, Maria von Brabant, in falschem Verdachte der Eifersucht hinrichten ließ, was ihn nachher so reute, daß sein Haar in Einer Nacht grau wurde, 1256.

Als Conradin zum Jünglinge herangewachsen war, fanden sich viele Ghibellinen aus Italien bei ihm ein, und beschworen ihn, nach Italien zu kommen. Ludwig von Bayern rieth ihm selbst dazu, unterstützte ihn, und begleitete ihn sogar, in Gesellschaft Meinhardts, aber nur aus schmutzigem Eigennutze. Mit 10,000 Mann, für deren Anwerbung der größte Theil der noch übrigen hohenstaufischen Güter verpfändet werden mußte, zog Conradin im Herbste 1267 über die Alpen. Glücklich kam er nach Verona, wo ihn die Skalas an der Spitze der Ghibellinen empfingen. Aber hier offenbarte sich die Gemeinheit seiner deutschen Vettern und Freunde. Ludwig ließ sich von Conradin hier noch den Rest seiner Güter abtreten für wenig Geld, und verließ ihn dann mit Meinhardt und dem größten Theile der Deutschen. Nur 3000 Mann blieben bei Conradin.

Die italienischen Ghibellinen waren ihm treuer. Verona rüstete ein lombardisches Heer, Pisa eine große Flotte, Apulien empörte sich gegen Karl von Anjou, die Sarazenen von Luceria standen auf, Rom selbst jauchzte dem jungen Hohenstaufen entgegen, und der Papst mußte nach Viterbo flüchten. Conradin kam ungehindert nach Rom, wo ihn die schönsten Jungfrauen mit Blumen und Musik empfingen und auf das Capitol führten. Zugleich schlugen die Pisaner bei Messina die französische Flotte, und verbrannten ihr eine Menge Schiffe. Als aber Conradin nach Unteritalien zog, und bei Scurcola auf das französische Heer unter Karl stieß, überließen sich seine Deutschen nach dem ersten stürmischen Angriffe und Siege einer solchen Sorglosigkeit, daß sie sich zerstreuten, Beute suchten, sogar badeten, dabei von einem Hinterhalte der Franzosen plötzlich überfallen und gänzlich geschlagen wurden, am 23 August 1268. Conradin und Friedrich entkamen nur durch die Schnelligkeit ihrer Rosse, wurden aber zu Astura von Frangipani, dessen Geschlecht durch die Hohenstaufen mit Wohlthaten überhäuft worden war, schändlich verrathen und an Karl ausgeliefert. Im Kerker mit Friedrich Schach spielend vernahm er ruhig sein Todesurtheil. Am 22 October 1268 führte man ihn, Friedrich und seine übrigen Gefährten auf den Marktplatz zu Neapel zum Schaffot. Die Franzosen selbst waren empört über dieses Schauspiel, ja Karls eigener Schwiegersohn, Graf Robert von Flandern, zog sein Schwert, und hieb den Urtheilssprecher, der das Todesurtheil noch einmal öffentlich ablas, mit den Worten nieder: Schurke, wie darfst du einen so großen und herrlichen Ritter verurtheilen? Aber niemand rettete den kaiserlichen Jüngling, der seinen Handschuh hinwarf, daß man ihn dem König Peter von Arragonien bringe. Graf Heinrich, Truchseß von Waldburg, hob ihn auf. Die Sage meldet, als Conradins Haupt gefallen, schoß ein Adler herab, zog seinen rechten Flügel durch

das Blut, und flog wieder davon. Friedrich schrie bei Conradins Tode laut auf vor Schmerz, da fiel auch sein Haupt, und noch mehrere folgten. Conradins unglückliche Mutter hatte ihn loszukaufen gehofft, und erbaute nun in einem wilden Thale Tyrols von diesem Gelde das Kloster Stams.

Karls Rache traf alle Ghibellinen, die er erreichen konnte. Gräßlich wütheten seine Henker. Luceria ward völlig zerstört, alle Sarazenen wurden ermordet. Auch den unglücklichen König Enzio zog Conradin mit in seinen Untergang. Als dieser edle Gefangene in Bologna von seines Neffen Heldenzug hörte, ließ es ihn nicht ruhen. In einem Fasse verborgen schafften ihn seine Freunde aus dem Kerker, doch an einer seiner langen blonden Locken, die zufällig zur Oeffnung des Fasses herausfiel, erkannte man ihn, und von nun an bis an seinen Tod (1272) legte man ihn in die engste Haft, ja Einige behaupten, in einen eisernen Käfig. Früher, da er weniger streng gehalten war, hatte die schöne Lucia Viadagola seine poetische Einsamkeit erheitert, und von diesen beiden Liebenden soll das Geschlecht der Bentivoglio stammen, da Lucia immer zärtlich sprach: Entio; che ben ti voglio!

Karl von Anjou behielt Apulien; aber Sicilien ward ihm entrissen. In der Nacht des 30 März 1282 kam eine allgemeine Verschwörung der Ghibellinen auf dieser Insel zum Ausbruch, und in derselben einen Nacht, die sicilianische Vesper genannt, wurden alle Franzosen niedergemacht, und Manfreds Tochter Constanze und ihr Gemahl Peter von Arragonien, als die rechtmäßigen Erben der schönen Insel, zu Herrschern ausgerufen. Karls gleichnamiger Sohn wurde bei dieser Gelegenheit gefangen, und gegen die junge Beatrix, Constanze's Schwester, ausgewechselt.

Erst spät erreichte die Nemesis das Haus der verrätherischen Frangipani. Einer dieses Geschlechts hatte den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren, 1246 bei Neustadt erschlagen; einer dieses Geschlechts hatte den letzten Hohenstaufen Conradin verrathen, und auf das Blutgerüst von Neapel (Neustadt) geführt, 1268, und der letzte des Geschlechts Frangipani wurde als ungarischer Rebelle 1621 in demselben Neustadt hingerichtet, vor welchem Friedrich der Streitbare den Tod gefunden hatte.

Also gingen die Hohenstaufen unter, jenes große Herrscher- und Heldengeschlecht, das mit der höchsten Würde der Macht, mit dem glänzendsten Thatenruhme die wunderbaren Reize der höchsten körperlichen Schönheit und einer reichen, herrlichen Dichtergabe vereinigt, das, im Brennpunkte des Mittelalters der Sonne gleich, in die lebendigste Fülle des Frühlings seinen Glanz ausgegossen, mit dessen Verschwinden wieder die seltenen schönen Blüthen ihre Kelche schließen. Unter ihm hat das Mittelalter in allen seinen Erscheinungen, der Kirche, dem Kaiserthume, den Ständen, der Religion und Kunst seine Höhe gewonnen, von der es seitdem unaufhaltsam niedersteigen mußte.

Capitel 233.

Bündnisse der Städte. Das Interregnum.

Der Sieg des Papstes über den Kaiser war vollständig. Aber die weltliche Gewalt, die der Kaiser verlor, kam keineswegs ungetheilt in die Hände des Papstes. Sie zersplitterte sich unter die Fürsten und Städte. Das Reich hatte mit dem Kaiser sein Haupt verloren, aber die Lebenskraft trat aus dem Haupte in die Glieder zurück.

Die Macht der Welfen war schon ein Jahrhundert früher gebrochen worden, als die der Hohenstaufen: Es waren also nur noch Fürsten von mittelmäßigem Ansehen übrig, und diese hatten keinen höhern Ehrgeiz, als sich ihr kleines Besitzthum abzurunden und möglichst unabhängig zu machen. Diese kleine Politik erregte wenig Aufmerksamkeit und führte sie unbemerkt zum Ziele. Sie thaten nichts für die letzten Hohenstaufen, sie thaten auch nichts für die Schattenkaiser, die ihnen der Papst schickte, sie bekümmerten sich auch wenig um den Papst, sie sorgten nur daheim für das Ihrige, rissen alle kaiserlichen Hoheitsrechte innerhalb ihres Gebietes an sich, setzten sich mit dem damals noch mächtigen Adel auf einen möglichst guten Fuß, und fingen an, im Kleinen so selbstständig zu regieren, wie die Hohenstaufen im Großen das ganze Reich hatten regieren wollen. Dem Papste gaben sie keinen Anlaß zur Unzufriedenheit, da sie einzeln zu unmächtig und ihre Verbindung im Reiche zu locker war, und da sie der Geistlichkeit reichen Tribut zollten, und jede Ketzerei fern von sich hielten.

Neben den Fürsten gab es nur noch Eine bedeutende Macht in Deutschland, die Städte. Diese fühlten bei ihrer Vereinzelung und bei der Abwesenheit und dem endlichen Untergange der Kaiser das Bedürfniß, sich wechselseitig zu Schutz und Trutz zu verbinden, um der überall sie umlagernden Fürstenmacht die Spitze zu bieten, und ihre eigene, durch Handel und Reichthümer üppig angewachsene Macht auszubreiten.

Die norddeutschen Städte, vor allen die an der Nord- und Ostsee, waren, nachdem die Anfälle der Normannen und Obotriten ein Ende genommen und die Kreuzzüge ihnen die Seewege geöffnet hatten, schnell zu einer ungeheuren Bevölkerung und zu einer Selbstständigkeit gelangt, die derjenigen der lombardischen Städte glich. Anfangs kämpften ihre Flotten mit denen von Genua, Pisa und Venedig im Oriente. Sie eroberten Lissabon, sie lagen vor Accon und Damiette, von ihnen ging der deutsche Ritterorden aus. Da sie aber beständig mit der Eifersucht der Griechen und Italiener zu kämpfen hatten, und zugleich ihre Colonien in Liefland anwuchsen, zogen sie sich aus dem mittelländischen Meere zurück, verpflanzten den deutschen Orden in jene Colonien, um die Ostseeküsten und besonders Preußen vollends zu erobern, und widmeten sich fast ausschließlich dem nordischen Handel und der nordischen Seeherrschaft. Der deutsche Orden, als eine besondere priesterliche und ritterliche Verbindung, blieb zwar mit ihnen im engern Zusammenhange, doch unabhängig. Eine andere Verbindung bestand seit geraumer Zeit unter ihren zahlreichen Kaufleuten. Jede Stadt hatte ihre Handelsgilde, nach damaliger Sitte mit Meistern, Gesellen und Lehrburschen, und aus diesen bewaffneten Gilden bestand der Kern ihrer Macht. Da die reichsten Kaufleute zugleich ans Stadtregiment kamen, so war es natürlich, daß die immer größere Ausdehnung ihrer Handelsunternehmungen und zugleich die Verwirrung im Reiche sie auf den Gedanken brachte, ihre

bisher bloß kaufmännischen Bündnisse in ein politisches zu verwandeln. Im Jahre 1241 schloßen Lübeck und Hamburg den ersten Bund der Hansa, dem nachher Bremen und bald fast alle norddeutschen Städte von der See bis nach Köln und Braunschweig herab beitraten. Der Name Hansa scheint überhaupt einen Bund von Männern (Hansen) zu bedeuten. Den größten Namen in jener Zeit machte sich Alexander von Soltwedel, Bürger von Lübeck, der unermüdliche Dänenfeind, der schon 1227 den Landsieg bei Bornhövet hatte miterfechten helfen, aber noch weit größere Thaten zur See vollbrachte, indem er 1249 mit einer Lübeckischen Flotte gegen den, Deutschlands Nordküste unaufhörlich neckenden Dänenkönig Erich IV auslief, Kopenhagen plünderte, Stralsund (damals eine dänische Niederlassung) verbrannte, und mit reicher Beute zurückkehrte.

Am Rhein entstand ein ähnliches Bündniß der Städte, doch hier mehr nur zum Schutze. Fast alle diese Städte gehörten zur waiblingischen oder kaiserlichen Partei, und hatten die Hohenstaufen mehr als Einmal gegen die Bischöfe, gegen die habgierigen Fürsten und treulosen Vasallen und gegen die Gegenkaiser beschützt. Dadurch hatten sie sich den Haß der Großen zugezogen. Mit dem kleinen Adel aber, der nach der Zerreißung der fränkischen und schwäbischen Herzogthümer überaus üppig wurde, lagen sie in beständigem Hader, theils wegen der Pfahlbürger, da zahllose Bauern der Tyrannei der kleinen Herren entflohen, um sich in den Städten einzubürgern, theils wegen der Kaufmannsgüter, welche die Raubritter unterwegs plünderten, oder nur gegen ungeheuern Zoll passiren ließen. Besonders die Rhein- und Neckarzölle waren ein Gegenstand des Streites. Noch stehen die Ruinen der Raubnester, welche die Ritter damals auf alle Felsen an die Flußufer anklebten, um von da die Kaufleute zu überfallen. Lange schon kämpften die schwäbischen Städte, besonders Reutlingen und Eßlingen, mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg, dem bittersten Feinde und Verderber der Städte. Das Beispiel, das er am Neckar gab, ahmten die rheinischen Grafen nach. Als nun Graf Diether von Katzenellenbogen das Schloß Rheinfels mit einem neuen schweren Zolle anlegte, verbanden sich zum ersten Male Mainz, Worms, Speier, Basel und Straßburg zu dem rheinischen Städtebund, dessen Zweck war, sich mit bewaffneter Hand gegen die adeligen Zöllner und Räuber beizustehn, 1247. Diesen Bund erneuten sie nach Conrads IV Tode, 1255, und bald traten sechzig rheinische und schwäbische Städte zu ihnen. Im Jahre 1271 war er am thätigsten, und brach eine Menge Raubschlösser nieder, doch gelangte er nie zu dem Ansehen, wie die große Hansa im Norden.

Die Fürsten schlossen keine ähnlichen Verbündnisse, weil jeder auf eigene Hand so viel als möglich gewinnen wollte. Aus demselben Grunde wählten sie auch keinen neuen Kaiser, sondern ließen das Reich bis zum Jahre 1273 in Verwirrung. Man nannte diese Zwischenzeit ohne Kaiser, die eigentlich schon nach Conrads IV Tode begann, da die Gegenkaiser bloße Schatten ohne Wesen waren, das Interregnum. Es hätte vielleicht noch länger gedauert, und die Fürsten hätten vielleicht, statt einen neuen Kaiser zu wählen, endlich einen Bund unter einander gestiftet, da sich auch der Papst gar nicht beeilte, einen neuen Kaiser wählen zu lassen, wenn nicht Ottokar von Böhmen nach der Kaiserkrone gestrebt, und durch sein übermächtiges slavisches Reich im Osten die übrigen minder mächtigen Fürsten erschreckt hätte. Nachdem er zu Böhmen noch Oesterreich, und seit dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen, 1269 auch dieses Land erworben, und große Kriegsthaten in Ungarn und in Polen gegen

die heidnischen Litthauer und Preußen vollbracht, konnte er allerdings durch seine slavischen Schaaren den deutschen Fürsten gefährlich werden; darum hielten sie es für klug, wieder einen Kaiser zu wählen, damit er es nicht werde, und zwar einen tapfern Mann, damit er ihn besiege, aber zugleich einen armen, und von ihnen abhängigen, an sie verkauften Mann, damit er seine Kaisergewalt nicht gegen sie selbst wenden könne noch wolle.

Zwölftes

Zwölftes Buch.

Höhe des Mittelalters.

Capitel 234.

Der Gottesstaat.

Nach der Weltansicht des Mittelalters gab es zweierlei Welten, eine unsichtbare geistige und eine sichtbare irdische Welt. Die letztere sollte ein vollkommener Spiegel der erstern seyn. In der Kirche offenbarte sich die unsichtbare Gottheit, darum sollte die Gewalt der Kirche die erste und bald sogar die alleinige seyn. Das weltliche Reich sollte der Kirche nicht nur dienen, sondern ganz in die Kirche aufgehen. Dieß war das Ziel der Päpste, ein alles umfassender Gottesstaat (Theokratie) unter dem Statthalter Christi zu Rom.

In der fränkischen Zeit empfing der römische Bischof noch demüthig die Gnaden der Könige. Später stellte sich der Papst dem Kaiser gleich, seit Gregor VII trachtete er über dem Kaiser zu stehen. Der Sachsenspiegel sagt noch: Zwei Schwerter ließ Gott dem Erdreich, zu beschirmen die Christenheit, dem Papste das geistliche, dem Kaiser das weltliche; aber schon der nicht lange darauf jenes ältere Gesetzbuch im papistischem Sinne umgestaltende Schwabenspiegel sagte: „Seit nun Gott des Friedens Fürst heißt, so ließ er zwei Schwerter hier auf Erden, da er zum Himmel fuhr, zu schirmen die Christenheit, die empfahl Gott St. Petern beide, eins dem weltlichen Gericht, das andere dem geistlichen Gericht. Des weltlichen Gerichtes Schwert, das leihet der Papst dem Kaiser. Das geistliche ist dem Papste selber gesetzt."

Durch der Hohenstaufen Untergang kam der Papst seinem Ziele sehr nahe. Mehr als Ein Kaiser wurde vom Papste ernannt, mehr als Einer bekannte sich freiwillig zu des Papstes Vasallen. Das Volk selbst fügte sich mit wenigen Ausnahmen willig in diese geistige Knechtschaft, denn in seiner Gottesminne und Gottesfurcht, von der großen Idee einer allgemeinen christlichen Kirche und ihren Segnungen für dieses und jenes Leben erfüllt, sah es in der Kirche nur deren schöne und erhabene Seite, und begriff nur selten die Arglist herrschsüchtiger Päpste, und der Mißbrauch mußte erst sehr weit und bis zum Unerträglichen getrieben werden, bevor das alte fromme Vertrauen im Volke erlosch.

Wahrscheinlich hätten indeß die Päpste eine so ungeheure Macht nicht erlangt, wenn sie nicht die Aristokratie der Reichsvasallen, die große welfische Partei, gegen die Kaiser bewaffnet hätten. Erst der Bund der Kirche mit der Aristokratie stürzte die ehrwürdige bis auf Friedrich II mit der edelsten Standhaftigkeit vertheidigte Kaisergewalt. So lange die Laien ihrem Kaiser beistanden und die weltliche Gewalt einig blieb, hielt sie die geistliche Gewalt mit sich im Gleichgewichte, und erst der Verrath der Laienfürsten gab dem Papste das furchtbare Uebergewicht, das mit einer neuen Nacht des Heidenthums drohte, wenn nicht die große Reformation in jahrhundertlangem Blutvergießen die Welt von dem Alpdrucke dieses geistlichen Ungeheuers befreit hätte.

Daß damals das geistliche Reich nicht nur ein unumschränkt gebietendes Oberhaupt, sondern auch eine große, alle Fäden der Kirchengewalt in einem

Mittelpunkte vereinigende und im Glanze uralten Ruhmes strahlende Hauptstadt, Rom, besaß, hat auch nicht wenig zum Aufkommen der Kirchentyrannei beigetragen, da die weltliche Macht im Gegentheil zwar einen Kaiser zum Oberhaupte, aber neben diesem viele unabhängige Könige, und unter ihnen viele unbotmäßige Fürsten und keinen örtlichen Mittelpunkt, keine große Hauptstadt hatte. Wenn Frankreich sich nicht so demüthig dem Papste fügte, wie Deutschland, so verdankt es diesen Nachdruck seines Widerstandes hauptsächlich seiner größern Einheit und dem Umstande, daß es in der Stadt Paris eine Hauptstadt besaß, die den weltlichen Staatskräften eben so zum Vereinigungspunkte diente, wie Rom denen der Kirche.

Capitel 235.

Der Papst.

Seit Gregor VII und Innocenz III und IV war die Kirche immer mehr eine unumschränkte Monarchie geworden. Der Papst hatte nach und nach im geistlichen Reiche die aristokratische Gewalt der Concilien und der Bischöfe überwältigt. Er verfuhr dabei genau so, wie früher Karl der Große, als er sich zum Alleinherrn des weltlichen Reiches aufwarf. Zunächst brach er die Macht der Concilien, wie Karl die der Maiversammlung, indem er sich theils das Recht anmaßte, sie allein zu berufen, theils gar nicht mehr berief, sondern nur besondere Synoden in einzelnen Ländern hielt, wo ihm kein starker Widerstand entgegen treten konnte. Dann brach er das Ansehen der Erzbischöfe, wie einst Karl das der Herzoge, und leitete auch die niedrigsten Angelegenheiten der Kirche selbst durch seine Legaten, wie Karl das weltliche Reich durch seine Sendgrafen.

Der Papst war Quelle der Kirchengesetze, theils für die Kirchenverfassung, theils für die Dogmen, theils für den Gottesdienst. Die Canonen (canones) oder allgemeine Concilienbeschlüsse, wurden unter seiner Aufsicht abgefaßt, daher denselben auch alle seine Privatbeschlüsse, die er ohne die Concilien abfaßte, gleichgestellt. Diese waren allgemeine Verfügungen (decretalia), Proclamationen (bullae) und Sendschreiben (brevia). Alle diese Gesetze zusammen genommen bildeten den Körper des kanonischen oder Kirchenrechts (corpus juris canonici s. ecclesiastici). Die erste Sammlung von Gratian, die 1151 als neues römisches Recht dem wieder aufgefundenen weltlichen alten römischen Rechte, dessen sich Kaiser Friedrich Barbarossa zur Bekräftigung seiner kaiserlichen Macht bediente, entgegengesetzt worden war, wurde 1234 von Papst Gregor IX ergänzt und sanctionirt.

Der Papst war Quelle der richterlichen Gewalt in Kirchensachen. Um die ihm gefährliche Macht der Erzbischöfe zu stürzen, entriß er denselben allmählich die Gewalt über die Bischöfe, und machte die letztern allein vom päpstlichen Stuhle abhängig, so wie auch die Mönchsorden. Zunächst wurde der sogenannten Appellation von den niedern Gerichten nach Rom eine ungemessene Ausdehnung gegeben, und sodann den förmlichen Exemtionen oder Befreiungen von jeder andern Gerichtsbarkeit als der des Papstes. Es strömte nun alles, was Recht haben wollte, nach Rom selbst, welches dem Papste ein großer Vortheil war, und zu noch größerer Bequemlichkeit reisten wieder die Legaten des Papstes in allen Ländern umher, und sprachen in seinem Namen Recht.

Der Papst war Quelle der verwaltenden und vollziehenden Macht in der Kirche. Von ihm hing die Besetzung der Kirchenämter ab, indem er den Kaiser und alle Laien gänzlich davon ausschloß, aber auch den Einfluß der niedern Geistlichkeit in den Capiteln zu bemeistern wußte. Der Ausschluß der kaiserlichen Stimme ward in dem großen Investiturstreite gewonnen. Die Beeinträchtigung der Capitel geschah durch sogenannte Reservationen oder päpstliche Vorbehalte, die sich stufenweise erweiterten. Anfangs sollte der Papst unabhängig von den Capiteln der bischöflichen Domstifter oder der Klöster den Nachfolger desjenigen Bischofs oder Abts ernennen dürfen, der in einem Umkreise von zwei Tagreisen um Rom sterben würde. Dieser Fall trat aber sehr oft ein, da wegen der Appellation Rom stets von fremden Geistlichen erfüllt war, und überdem kein Bischof mehr bestätigt wurde, der sich nicht persönlich in Rom vorstellte. Bald darauf ward jene Reservation dahin ausgedehnt, daß der Papst allein die Nachfolger aller geistlichen Herren ernennen solle, die in gewissen Monaten sterben würden. Endlich hatte der Papst das Recht, Bischöfe zu versetzen oder abzusetzen, und neue Bisthümer zu errichten und zu besetzen, und um davon Nutzen zu ziehen, zog er bald mehrere Bisthümer in eins zusammen, bald machte er aus einem mehrere. Außerdem schuf der Papst seit den Kreuzzügen eine neue Art von Bischöfen, die sogenannten Titular- oder Weihbischöfe, die kein wirkliches Bisthum, sondern nur von einem im Lande der Ungläubigen (in partibus infidelium) liegenden, erst künftig zu erobernden Bisthume den Namen hatten. Diese wurden wirklichen Bischöfen als Gehülfen, d. h. als Aufseher des Papstes beigegeben, und ihre Zahl nahm überhand, sobald zwei Gegenpäpste einander den Stuhl St. Peters streitig machten, und jeder recht viele Bischöfe auf seiner Seite haben wollte.

Der Papst war Quelle des Kirchenbesitzes, ja er hielt sich sogar für den ursprünglichen Herrn der ganzen Erde. Dieß ward ihm freilich nicht nur vom Kaiser, dem er deßfalls wenigstens den Schein der Scepterbelehnung überlassen mußte, sondern auch von der niedern Geistlichkeit bestritten, die sich im Besitze ihrer Güter eher befunden hatte, als der Papst sich derselben anmaßen konnte. Indeß berechtigte ihn dieser Grundsatz doch, theils die ganze Christenheit zu besteuern, theils sich selbst die Pipinische Schenkung oder den Kirchenstaat zu einem mächtigen Allode auszudehnen. Was die Steuern betrifft, so entwürdigte sich der Papst zu einem jüdischen Wucher. Sie waren theils direct, theils indirect. Die ersten hießen Annaten oder Jahrgelder, und wurden nur von der Kirche selbst gefordert, da die Laien auf andere Weise genug hergaben. Seit dem zwölften Jahrhunderte mußte dem Papste vom Einkommen eines jeden geistlichen Amtes etwas abgegeben werden, bald darauf sogar das volle Einkommen jedes ersten Amtsjahres. Der indirecten Steuern gab es eine ungleich größere Menge. Von Priestern und Laien wurde zu Kreuzzügen und andern frommen Zwecken gesteuert. Die Fahrhabe jedes Bischofs und Abts, die sonst der Kaiser geerbt, erbte jetzt der Papst. Die Simonie, die der Papst an Laien hart gestraft, beging er nun selbst, und verkaufte nicht selten die geistlichen Würden an den Meistbietenden.

Die höchsten geistlichen Würden nach dem Papste bekleideten die Cardinäle, anfangs nur sieben, den sieben Planeten um die Sonne gleich. Sie bildeten einen engen Rath des Papstes, und seine Stellvertreter und Legaten, und wurden von ihm willkürlich gewählt, daher sie sich nie über ihn erheben konnten, obwohl sie seinen jedesmaligen Nachfolger wählten.

Capitel 236.

Die Kirchengewalt.

Kein Geistlicher durfte heirathen, keiner von weltlicher Hand Lehen empfangen (mit Ausnahme des kaiserlichen Scepterlehens), und keiner vor dem weltlichen Richter stehen. Die Laien dagegen kamen immer mehr unter die geistliche Gerichtsbarkeit. Zwar scheiterte die Einführung der Inquisition in Deutschland, doch die gemeinen geistlichen Gerichte waren mächtig genug.

Jedes Bisthum war in Archidiaconate und jedes Archidiaconat wieder in Diaconate eingetheilt. Ueber den Adel richtete der Bischof, über die Freien der Archidiaconus, über die Hörigen der Diaconus.

Vor das geistliche Gericht gehörten alle Ehesachen, denn die Ehe war ein Sacrament, und ihre Zulassung oder ihr Verbot hing vom Priester ab. Ehen zwischen Verwandten bis zum siebenten Grade waren nach altjüdischem, ins Christenthum übergegangenem Gesetze verboten, und doch fanden sie häufig statt, weil Neigung, Erbinteresse, die strenge Sonderung der Stände und die Enge der gesellschaftlichen Kreise jener Zeit gern die Nächsten verband und das Fremde ausschloß. In solchen Fällen wurden oft Ehen zwischen nahen Verwandten verhindert oder wieder getrennt oder nur gegen große Geldsummen ausnahmsweise gestattet, wie es der Vortheil der Geistlichen mit sich brachte.

Vor das geistliche Gericht gehörten alle Vernachlässigungen des Gottesdienstes, Bruch der Fasten, Unterlassung der Beichte 2c. Hier wurde der Einfluß der Geistlichen um so mächtiger, je weiter sich die kirchlichen Vorschriften für das tägliche Leben und der Ceremoniendienst ausdehnte. Hierher gehörten ferner die Beleidigungen gegen die Personen und die Angriffe auf den Besitz und die Rechte der Geistlichen, und endlich die Ketzereien. In allen diesen Fällen war die Kirche Klägerin und Richterin zugleich, und bediente sich aller ihrer Macht, um ihre Gegner zu verderben.

Die Kirchenstrafen begannen mit einfachen Kirchenbußen. Der Straffällige mußte eine Anzahl Gebete hersagen, diesem oder jenem Heiligen opfern, zu einem nahen oder fernen Gnadenorte, endlich zum heil. Grabe wallfahrten, oder fasten, sich geißeln, oder vor der Kirchenthüre in Sack und Asche mit brennender Kerze stehen und Abbitte thun, oder Mönch werden, oder ein Kloster stiften oder sonst der Kirche Tribut zahlen. Gegen die Widerspänstigen folgten dann noch drei Grade von Strafen, die Excommunication oder der einfache Ausschluß aus der Kirchengemeinde, der Bann, der den Schuldigen für vogelfrei erklärte und jedermann zu seinem Morde aufforderte, und endlich das Interdict, welches die Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen Stadt oder in dem ganzen Lande untersagte, wo der Gebannte gehegt wurde.

Außer dieser richterlichen Gewalt stand der Kirche ein unermeßlicher Grundbesitz, Lehensherrschaft, bewaffnete Macht und ein unerschöpflicher Quell stets sich mehrender Reichthümer zu Gebote. Der Papst war weltlicher Fürst im Kirchenstaate, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte im Reiche waren nicht minder weltliche Fürsten in ihrem Gebiete, und beschirmten ihre Rechte oder rissen fremde an sich mit gewaffneter Hand. Durch den Zehnten, durch die Indulgenzen und Geldbußen, durch die Opfergaben für die Heiligen, durch die Vergabungen frommer oder geängstigter Seelen schwollen die Schätze der Kirche in jedem Jahrhunderte höher an.

Endlich bediente sich die Kirche zum Behufe ihrer Alleinherrschaft der weltlichen Politik und Diplomatie. Sie befolgte den berühmten

Grundsatz divide et impera (trenne deine Gegner, so beherrschest du sie). Sie löſ'te das Reich auf, indem sie die Guelfenpartei der nach Unabhängigkeit trachtenden Fürsten dem Kaiser gegenüberstellte, und gegen das in sich zerrissene Reich hetzte sie dann die Nachbarn, besonders Frankreich auf. Ueberall hatte sie ihre Legaten, Beichtväter und Zwischenhändler, durch welche sie ein großes politisches Netz über alle Staaten zog und sich alle ehrgeizigen oder schwachen Könige und Fürsten dienstbar machte. Doch wurde sie eine Zeit lang in ihrem eigenen Netze gefangen, da der Papst, aus allzu großem Hasse gegen das deutsche Reich, sich Frankreich in die Arme warf, und von den schlauen Königen dieses Landes festgehalten und zu ihrem Staatsvortheile benutzt wurde.

Mächtiger aber als alle diese äußere Gewalt der Kirche, war ihre innere moralische Gewalt.

Capitel 237.

Dogmen für das Volk.

Die Dogmen oder Kirchensatzungen wurden in dem Maaße, in welchem die religiöse Begeisterung der Kreuzzüge und die dadurch begünstigte Allgewalt des Papstes zunahm, schwärmerischer, poetischer, kunstreicher, aber auch unnatürlicher, abergläubiger, ausschweifender. Die meisten neuen Satzungen gingen aus der Andachtsgluth frommer Mönche hervor, aber die Päpste schmiedeten aus diesen unschuldigen Schwärmereien Ketten für die Völker.

Das wichtigste Dogma war die Heiligkeit des ehelosen Standes, der den Priestern seit Gregor VII zur Pflicht gemacht und wodurch sie aus aller Gemeinschaft mit dem übrigen Volke herausgerissen wurden. Die Ehelosigkeit verlieh ihnen im Glauben der damaligen Zeit eine engelgleiche Reinheit, wie man sie an der Jungfrau Maria in ihrer höchsten Glorie anbetete. Die Priesterweihe, von der das Gelübde ewiger Keuschheit unzertrennlich war, stellte den Geweihten über alles Irdische, und verlieh ihm die Gabe, unmittelbar mit Gott zu verkehren, während der Laie nur mittelbar durch den Priester mit Gott verkehren konnte. Um diesen Glauben zu verstärken, wurde der Messe, da der Priester den Laien Gott zeigt, und der Beichte, da der Laie vom Priester im Namen Gottes um Ablaß der Sündenstrafe fleht, die höchste Bedeutung und Ausdehnung gegeben. Man ging aber noch weiter, und im Genusse des Abendmahls wurde der Kelch anfangs nur dem niedern unadeligen Volke, bald aber allen Laien entzogen, und nur die Priester dessen für würdig erklärt. So wurde die von Christo selbst verkündete Gleichheit aller Menschen vor Gott völlig vernichtet. Aus demselben Grunde wurde das Bibellesen allen Laien verboten und nur dem Priester erlaubt, weil nur ihm die Auslegung zustand. Es wurde aber auch den Laien immer schwerer, den Priestern in die neuen unendlich vervielfältigten Kirchensatzungen und in die Irrgänge der Scholastik zu folgen. Genug, wenn das Volk nur den äußern Ceremoniendienst lernte.

Der äußere Cultus, die römische Liturgie, die Feier der alten und neuen Kirchenfeste erweiterten sich. Es entstanden unzählige neue Heilige, die alle Verehrung, besondere Kirchen, Capellen, Feste und Gebete erforderten. Mit ihnen vermehrten sich ihre Reliquien, zu denen man aus allgemeiner Andacht oder zur Buße der Sünden aus der Nähe und Ferne Wallfahrten

unternahm. Die Bußen vermehrten und vervielfältigten sich, darunter auch die anfangs einfachen Fasten. Ferner die Ceremonien. Der poetische Sinn der Zeit, der Müßiggang der Klosterleute und selbst ihre wechselseitige Eifersucht verlangte Abwechslung. Je nach den Sitten der verschiedenen Länder oder nach der Eigenthümlichkeit besonderer Heiligengeschichten und Legenden erstanden nun unzählige besondere Feste, Processionen, religiöse Schauspiele, in denen sich manches aus dem Heidenthume wiederholte, das längst entschwunden war, und die oft zu den seltsamsten Volksbelustigungen ausarteten. So gab der Esel, auf dem Christus zu Jerusalem einzog, Veranlassung zu einem Eselsfeste; die lange Fastenzeit, die mit Ostern eintrat, wurde durch die tollste Lustigkeit, in der sich die alte Sünde gleichsam erst austobte, in den noch jetzt üblichen Fastnachtsschwänken vorbereitet; in den Weingegenden führte man ein geputztes Marienbild mit der ersten reifen Traube im Triumphe einher, gleich dem alten heidnischen Weingotte ꝛc.

Neben dieser Mannichfaltigkeit wußte man sich aber auch das Geschäft der Andachten zu vereinfachen. So mußte der Rosenkranz dazu dienen, die gedankenlosen vielfachen Wiederholungen eines und desselben Gebets durch Abzählen mit den Fingern zu unterstützen.

Das für die Folgezeit wichtigste Dogma war das vom Ablaß der Sünden. Kein Mensch konnte durch eigene Reue Gnade vor Gott finden, er bedurfte dazu nothwendig die Lossprechung des Priesters, und diese wurde nur anfangs streng durch persönliche Kirchenbußen, nachher aber desto öfter durch Geldbbußen erkauft. Um diesen Handel desto einträglicher zu machen, wurden die Gegenstände, die man für Sünde hielt, ins Unendliche vervielfältigt, namentlich die Ehe bis zu gewissen Verwandtschaftsgraden, die Verabsäumung der Beichte, der Fasten, des Gottesdienstes, Beleidigungen der Priester ꝛc. Damit aber der Glaube an die Wirksamkeit der Buße immer tiefer greife, wurde die Macht des Teufels, die ewige Höllenqual und die bis zur Erlösung durch Ablaß dauernden Martern im Fegefeuer dem Volke auf das grellste ausgemalt.

Capitel 238.

Die Mönche.

Das Klosterwesen gewann eine doppelte Ausdehnung in die geistlichen Ritter- und in die Bettelorden, deren Zweck wir oben schon kennen gelernt. Im Verhältnisse zum Clerus wurden alle Klöster vollends frei und nur unmittelbar vom Papste abhängig. Mehrere Aebte, namentlich von St. Gallen und Fulda, waren an Macht den Bischöfen gleich und saßen am Reichstage unter den ersten Fürsten. Die innere Verfassung der Klöster blieb im Allgemeinen dieselbe. Alle theilten sich nach Orden, die Orden je nach den Ländern wieder in Provinzen und diese in die verschiedenen Klöster. Einige Orden wurden monarchisch regiert und von einem Ordensgeneral, der in Rom unter den Augen des Papstes lebte, andere republicanisch durch General-Capitel oder Versammlungen der Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen und Klöstern, daher es allgemeine und Provincial-Versammlungen gab. Auch die Klöster selbst standen entweder unter einem Abte, der monarchisch herrschte, den aber die Mönche wählten, oder sie regierten gemeinsam unter einem Vorsitzer oder Prior, Propst. Eine wichtige Aenderung geschah aber

durch das Aufkommen der Laienbrüder (fratres). Die alten Mönche, Väter (patres) wurden träge und im Reichthume schwelgerisch. Die strengen Klosterpflichten fielen ihnen lästig, sie wälzten daher alle persönliche Arbeit in Haus und Garten und Kirche auf junge Lehrlinge des Klosterlebens.

Im Allgemeinen blieben die Klöster ihrer ersten Bestimmung treu, von allem Irdischen entfremdet den Geist der Menschen allein auf Gott zu richten. Es gab fortwährend äußerst fromme Mönche, Spiegel der Heiligkeit, und nicht minder fromme Nonnen. Auch entstanden neue Orden, die eine noch größere Strenge als bisher sich zur Pflicht machten, so die Carthäuser. Die Sorge für den Landbau fand ebenfalls in den Klöstern noch musterhafte Schulen. Kein Boden war so gut gepflegt, als der geistliche. Die Wissenschaften, sonst Eigenthum der Benedictiner, gingen zwar allmählich auf die Universitäten und Städte über, indeß zeichneten sich die altberühmten Klosterschulen noch immer aus, und auch die Künste erhielten ihre schönste Ausbildung zunächst von den kunsttreibenden Mönchen.

Dagegen führte der Cölibat, der Reichthum, die Herrschaft, die ungeheure Zahl der Mönche zu den abscheulichsten Lastern des Müßiggangs, der Völlerei, des Geizes, der Heuchelei oder gar offener Schamlosigkeit in Wollüsten und Gewaltthat, womit allmählich immer mehr Klöster sich befleckten. Außerdem aber wurden ganze Orden schon ihrem Zwecke nach Plagen der Völker. In die geistlichen Ritterorden und in den Ketzerrichterorden der Dominicaner kam ein Blutdurst, der unersättlich seine Opfer suchte. Das ist der Fluch solcher Institute, daß sie, auf Kampf berechnet, wenn dieser längst aufgehört, immer selbst neuen beginnen, um nicht aufhören, die einmal errungenen Vortheile nicht aufgeben zu dürfen. So wurden die deutschen Ritter aus Bekehrern Eroberer und tyrannische Unterdrücker, die Dominicaner aus Ketzerrichtern Ketzermacher. Dieß aber untergrub den alten heiligen Grund der römischen Kirche. Ein großes Aergerniß gaben auch die Streitigkeiten der Franciscaner und Dominicaner unter einander, die wechselseitig auf ihre große Macht eifersüchtig wurden, und wieder der Franciscaner im Innern ihres Ordens, indem eine Partei die strenge Regel mildern und namentlich das Gelübde der Armuth in der Art ändern wollte, daß sie zwar keine großen Güter besitzen, aber als Verwalter genießen sollten, die andere Partei dagegen bei der strengsten Armuth und Buße verharren wollte. Die letztern waren so ganz vom Geiste des einfachen, streng sittlichen Urchristenthums beseelt, daß sie dem Papste selbst gefährlich wurden, indem sie laut gegen die weltliche Ueppigkeit der Kirche predigten. Darum entschied sich Papst Innocenz IV 1245 gegen sie und für die mildere Partei. Die strengen Franciscaner gaben aber nicht nach und wurden Märtyrer ihrer eigenen Sache. Ihr Streit dauerte noch lange Zeit fort. Sie schrieben öffentlich gegen den Papst, unterstützten nicht selten die Kaiser in ihren Vorwürfen gegen die Kirche, und obwohl sie als Ketzer ihren ärgsten Feinden, den Dominicanern übergeben und häufig verbrannt wurden, so pflanzte sich ihr Geist doch unter den Mönchen fort und auf die Universitäten über; denn eine Wahrheit, einmal ausgesprochen, geht niemals unter.

Capitel 239.

Scholastik und Mystik.

Oben schon ist bemerkt, wie durch die Kreuzzüge ein neuer Schwung in die Theologie kam. Begeisterung auf der einen Seite, dann die Bekanntschaft mit den Ideen des Orients, der griechischen Kirche und insbesondere des altgriechischen Philosophen Aristoteles, den die Araber wie die Neugriechen ehrten, weckten die denkenden Geister des Abendlandes zu neuen Forschungen über die göttlichen Dinge. Aber der Geist dieser neuen Schulweisheit oder Scholastik war sehr verschieden von der alten, noch unbefangenen Schule des Alcuin und Rhabanus Maurus. Theils mischte sich die Politik, theils die Poesie der Zeit hinein.

Die Wälschen, Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener, fingen die eigentliche Scholastik an, ihre Lehrer spalteten sich aber bald. Die Einen wurden Reformatoren und Ketzer, sofern sie die vielen neuen Kirchensatzungen im Widerspruche mit der Vernunft fanden; die Andern wurden Dialektiker, Sophisten, geistige Klopffechter der Hierarchie, indem sie aus papistischem Glaubenseifer oder aus Eigennutz jede Satzung der Päpste als vernünftig, nothwendig, unfehlbar und göttlich vertheidigten. Ihr Scharfsinn, ihre Spitzfindigkeiten wurden von den Päpsten reichlich belohnt, und nur, um ihre Lehren auszubreiten und den ketzerischen Geist, der überall aufzutauchen anfing, niederzudrücken, wurden die Universitäten gegründet und vermehrt. Diese Scholastiker sollten für die nach Bildung Strebenden werden, was die Bettelmönche für den rohen Haufen, Sendlinge und blinde Werkzeuge der Hierarchie.

Zu den Deutschen drang diese Scholastik nicht so bald. Der deutsche Geist wurde zwar nicht weniger, als der wälsche, zum Denken angeregt, aber er nahm eine ganz andere, dem poetischen Gemüthe des Volks angemessene Richtung. Von den Deutschen ging die Mystik des Mittelalters aus. Nicht die kalte, berechnende Philosophie des Aristoteles, sondern die glühende und schwärmerische des Plato sprach sie an, dessen altgriechische Schriften durch die sogenannte neuplatonische Schule der Neugriechen im Andenken erhalten waren. Aber diesen platonischen Geist bildeten sie auf eine ganz eigenthümliche, mittelalterliche und deutsche Weise aus. Die neue Mystik (Geheimlehre) war durchdrungen von der Andachtsgluth, die zu den Kreuzzügen begeisterte, die das Ritterthum, die gothische Baukunst, die schwäbische Poesie schuf. Sie suchte nur alle Strahlen dieses die Nation entzündenden Seelenfeuers in einem Brennpunkte zu fassen, das große Wunder der Zeit in einem Gedanken auszusprechen.

Der Stifter der deutschen Mystik war der schon erwähnte Graf und Abt Hugo von St. Victor. Der ächt gothische Bau seines Weltsystems gründete sich auf die Dreiheit der Urkräfte in Gott und ihrer Wirkungen in der Welt. Dreifach ist die Gottheit als Macht, Weisheit und Güte (Können, Wissen, Wollen); dreifach ist die Welt als Himmel, Erde, Hölle; dreifach des Menschen Seele, sofern sie frei jenen dreien sich zuwenden kann. Nun aber verlangt Hugo im ritterlichen Sinne der Zeit, der Mensch solle sich durch den doppelten Zauber der Sinnlichkeit (Hölle) und des Verstandes (Erde) durchkämpfen, in unwandelbarer Liebe nur zum Himmel blickend, wie der Held, der die Geliebte befreien will, sich durch einen Zauberwald voll Ungeheuer kämpft. Die Kraft, womit er aller Verführung und allen feindlichen Mächten trotzt, soll reine, makellose, tapfere Liebe seyn.

Angeregt durch diesen edlen Geist stellte Honorius (Augustodunensis von

von Augst bei Basel) ein anderes mystisches System auf, worin er das Streben der Seele nicht wie Hugo als kühnes Wegwerfen der Welt, sondern als ein besonnenes Verstehen der Welt bezeichnete. Er verglich die Welt mit einer Harfe, in der es keinen Mißton gäbe, der nicht durch Harmonie aufgelös't werden könne, und er behauptete, daß wenn auch Gott aus seiner ursprünglichen Einheit in die feindseligen Gegensätze der Welt herausgetreten sey, doch der Mensch, als der kleine Gott, die Gabe besitze, durch Erkenntniß der Weltharmonie sich in das Gefühl jener Einheit zurückzuversetzen.

Rupert von Duiz aber suchte die Offenbarung Gottes weniger in dem Raume der Natur, in dem ewig Bleibenden, als in der Zeit, in der Geschichte, dem ewig Werdenden, im Schicksale der Welt. Er sah Gott den Vater offenbart in der alten heidnischen Zeit bis auf Christus, Gott den Sohn in der christlichen Zeit, und von dem heil. Geiste glaubte er, daß derselbe sich erst in einer dritten künftigen Zeit offenbaren werde.

So faßte Hugo am Göttlichen die Kraft, Honorius die Schönheit auf, und Rupert wandte beides auf das Leben an, zog den Himmel zur Erde, das Ewigeins Endliche nieder. Der Idee Hugo's entsprach das christliche Ritterthum, der Idee des Honorius die christliche Kunst, der Idee Ruperts die große geschichtliche Fortbildung durch allen Wandel der Formen. In den tiefen Seelen dieser drei Männer spiegelte sich der Geist ihrer Zeit.

Diesen Denkern der Zeit Barbarossa's folgte gegen das Ende der hohenstaufischen Glanzherrschaft ein anderer, dessen Name neben der untergehenden Sonne leuchtete, Albert der Große, ein schwäbischer Edelmann aus dem Geschlechte von Bollstädt, Bischof von Regensburg († 1280). In diesem alles Wissen seiner Zeit umfassenden Geiste, den man für einen Zauberer hielt, machte sich gleichwohl der Einfluß der wälschen Scholastik schon auf eine beklagenswerthe Weise geltend. Er wagte sich nicht zu der Höhe Kaiser Friedrichs II zu erheben, durch alle seine Schriften blickt die Furcht vor dem Papste hindurch. Durch seine Talent. in die arglistige Politik Roms und der Fürsten hineingezogen, konnte er die Unschuld und Kraft der ersten Mystiker nicht mehr wiederfinden. Er schloß sich an die wälschen Aristoteliker an und wurde ganz Papist. Doch strahlte er unter allen Scholastikern eigenthümlich hervor, indem er vorzugsweise und unter allen Abendländern zuerst wieder die Natur studirte, und durch die seitdem fortschreitende Kenntniß der Naturkräfte den Aberglauben untergrub. Auch suchte er den Begriff Gottes, unabhängig von den Kirchensatzungen, aus reinen Denkgesetzen zu entwickeln. Allein er war schwach genug, seinen Scharfsinn auf diesem scheinbar freien Wege der Forschung nur anzustrengen, um jede, auch die krasseste papistische Lehre als natürlich und nothwendig zu erweisen.

Capitel 240.

Zeloten, Bekehrer und Ketzer.

Seit den Zeiten Hildebrands traten immer noch deutsche Zeloten, papistische Eiferer auf. So war im zwölften Jahrhunderte das Orakel der Guelfen Geroch, Propst zu Reichersperg, der Begründer des Ultramontanismus in Bayern. Er predigte die Zerstörung aller weltlichen Reiche und die Alleinherrschaft des Papstes. Dagegen verlangte gleichzeitig Rudolf, Abt von St. Trone bei Lüttich, eine Priesteraristokratie und versagte namentlich den

Laien den Kelch im Abendmahle. Der Mönch Radulf wollte bei Gelegenheit der Kreuzzüge alle Juden vertilgen. Im dreizehnten Jahrhunderte that sich hauptsächlich der schon genannte Conrad von Marburg durch seine fanatische Ketzerverfolgung hervor.

Unter den Bekehrern zeichnete sich im zwölften Jahrhunderte Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Slaven in Pommern aus. Anselm, Bischof von Havelburg, der eine Zeit lang in Constantinopel war, schrieb gegen die Griechen, um sie zur römischen Lehre zu bekehren. Hermann, der Jude von Köln, der ein Christ geworden war, schrieb ein Werk über seine Glaubensänderung, um dieselbe zu rechtfertigen und um seinen Stammverwandten den Weg zu zeigen, wie sie dem damals sie überall umlauernden Morde auf die bequemste Weise entgehen könnten. Doch fand sein Beispiel keine Nachahmung, und die Juden ließen sich lieber verbrennen, als daß sie sich bekehrt hätten.

Einige andere fromme Geistliche schrieben Erbauungen, Betrachtungen über die Weltverachtung und Commentare zur Bibel, so Conrad, ein geborner Herzog von Bayern, der in Bernhards von Clairvaux Schule gegangen und einen Kreuzzug mitgemacht hatte, Hermann, Abt zu Dornik, Isembert, Abt zu Admont in den steyerischen Alpen ꝛc. Wieder Andere schrieben das Leben einzelner Heiligen.

Die Ketzereien gingen zuerst von den Wälschen aus, aber die Ansichten der Katharer (Reiniger, welche die Kirche reinigen und zur ersten christlichen Einfalt zurückführen wollten), Waldenser und Albigenser breiteten sich bald über die Alpen und an dem Rheine aus. Ecbert, Canonicus in Bern, schrieb gegen sie schon im zwölften Jahrhunderte; deßgleichen Eberwein, Propst zu Steinfeld in Westphalen. Im dreizehnten schrieb Peter von Pilichdorf gegen die Waldenser. Dagegen waren die sogenannten Ketzer, welche Conrad von Marburg verfolgte, und die Stedinger, deren Geschichte schon erzählt ist, keine eigentlichen Ketzer, sondern nur ungerecht Verfolgte.

Auch der Geist des Spottes regte sich, sobald die Ueppigkeit der Kirche und die Dummheit und Liederlichkeit der Mönche auf so schreiende Weise den Geboten Christi widersprach. Nigellus Wireker schrieb am Schlusse des zwölften Jahrhunderts eine beißende Satyre (Brunellus, seu speculum stultorum) gegen die Mönche. Später nahm dieser Geist des Spottes noch mehr überhand, da er am Hofe Kaiser Friedrichs II geduldet und gepflegt wurde. Doch ist das berüchtigte Buch von den drei Betrügern (Christus, Moses und Muhamed), welches diesem Kaiser zugeschrieben wurde, wie schon erwähnt, noch spätern Ursprungs. Dieß waren die ersten Vorläufer der Reformation, die noch ein Paar Jahrhunderte auf sich warten ließ.

Capitel 241.

Visionen, Legenden, geistliche Gedichte.

Den Uebergang von der Mystik zur Poesie bildeten die Gesichte (visiones, revelationes) entzückter Seherinnen, traumhafte Bilder, in denen sie die tiefsten Geheimnisse himmlischer Weisheit zu erschauen glaubten. Die ältesten und merkwürdigsten sind die der heil. Hildegard von Bingen und ihrer Schwester Elisabeth im zwölften Jahrhunderte; dann folgen im dreizehnten die der heil. Gertrud und ihrer Schwester Mathilde im Mansfeldischen, und der Niederländerinnen Maria von Ognis und Lydtwit. Cäsar von Heisterbach

und Jordan schrieben im Allgemeinen über die Visionen ihrer Zeit und Heinrich von Klingenberg ein Werk über die Engel. Die neuern Erfahrungen über das Wesen des Magnetismus lassen keinen Zweifel übrig, daß jene berühmten Seherinnen Somnambule gewesen sind. Die Häufigkeit dieser Erscheinung erklärt sich aber aus der religiösen Aufregung und Schwärmerei der Zeit. Eine tief poetische Einbildungskraft waltet vorzüglich in den Visionen der heil. Hildegard. Die vielen andern heiligen Mädchen und Frauen, die heil. Elisabeth von Thüringen, die heil. Hedwig von Schlesien ꝛc. lebten in Andacht und vollbrachten fromme Werke, ohne Schriften zu hinterlassen.

Den höchsten Rang in der geistlichen, so wie in der ganzen Poesie der Zeit, nahm die Jungfrau Maria ein, das Ideal der höchsten Reinheit und Schönheit sowohl des Körpers und der Seele, das Vorbild der frommen Frauen und der Gegenstand der entzücktesten Anbetung für die Männer. Liebeglühend ist das lateinische Werk des Mönchs Potho, und von noch größerm Werthe für uns sind die deutsch abgefaßten Lebensbeschreibungen und Lobgedichte der Maria von Wernher (zwölftes Jahrhundert), Philipp dem Carthäuser, Conrad von Würzburg, Conrad von Hennesfurt und noch mehrerer Ungenannter.

Unter dem Namen der Legenden wurden die Heiligengeschichten begriffen. Ihre Zahl ist so groß als die der Heiligen und ihr Werth sehr verschieden. Die ältern sind in der Regel die schönern, während in der spätern schon häufig Wundersucht, Wiederholungen, Abgeschmacktheiten, Prahlereien und Schmeicheleien vorkommen. Mancher spätere Papst, mancher Kirchentyrann, manche reiche Fürstin, die der Kirche ihre Schätze vermachte, sind auch ohne Verdienst in die Reihe der Heiligen versetzt und erlogene Wunder von ihnen erzählt worden. Diese Mißbräuche nahmen aber den ältern und selbst vielen Legenden der mittlern Zeit nichts von ihrem hohen poetischen und sittlichen Werthe. In denselben sind zunächst die christlichen Vorstellungen vom Himmel, von den Engeln, der Hölle, der Schöpfung, dem Sündenfalle, der Menschwerdung Christi, seinem Leiden und Tode, endlich dem jüngsten Tage und dem Weltgerichte, wofür die Bibel überall die Grundlage bildet, aufs umfassendste ausgeführt. Sodann fahren die Legenden auch wieder wie die Bibel fort, die Lehren des Christenthums in Beispielen anschaulich zu machen, in Gleichnissen und Geschichten. Endlich sind sie reine Geschichte der Heiligen. Diese werden, besonders in der spätern Zeit, oft sehr langweilig und abgeschmackt. Am trefflichsten dagegen sind die frühern und besonders solche, da in der Geschichte eines Heiligen eine höhere Lehre oder Ansicht des Christenthums kunstreich verwebt ist. So erscheinen die Legenden höchst lieblich, darin die göttliche Kraft der Unschuld verherrlicht wird, z. B. die von Christi Kindesalter. Erhaben erscheint die Unschuld im Kampfe und Siege, überwindend alles Erdenleid, z. B. in der Legende vom Kaiser Octavianus; höher noch im Siege über die Erdenlust, z. B. in der Legende von der heiligen Genofeva. Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Einfalt des Glaubens über klügelnde Weisheit wird oft glänzend und mit Vorliebe dargestellt, am trefflichsten in der Legende von Faustinianus. Die Treue wird gepriesen, mit der im dunkeln Gefühle beim Mangel aller Weisheit die rohe Kraft des Helden dem Heiligen dient, z. B. in der Legende vom großen Christoph. Ein noch höherer durch Ueberzeugung gereifter und mit starker Willenskraft gepaarter Glaube siegt über die Lockungen der Weltlust, z. B. in der Legende des heiligen Antonius. Eben dieser Glaube reißt von des Lasters Bahn und gibt der Reue den schönsten aller Siege, z. B. in der Legende von der heil. Magdalena.

In einem gemeinsamen Siege vereinigen sie sich aber alle, in dem Siege des freudigen hoffenden Glaubens über Qualen und Tod, in dem Siege aller Märtyrer, der mit unerschöpflichem Jubel verherrlicht wird.

Die meisten Legenden sind lateinisch geschrieben. Unter den deutschen zeichnen sich mehrere in Versen aus, die des heil. Gregor von dem berühmten Dichter Hartmann von Aue, die des heil. Georg von Reinbot von Doren, des heil. Alexius von Conrad von Würzburg, der heil. Elisabeth von Conrad von Marburg und Johann Rote, Barlaam und Josaphat von Rudolf von Hohenems, und viele andere, die ich hier nicht alle aufzählen will, da man sie in den Geschichten der ältern deutschen Dichtkunst verzeichnet findet. Unter den deutschen Gedichten vom Leben Christi ragt der Kreuziger von Johann von Falkenstein hervor.

Außerdem findet man eine große Menge Parabeln, Gebete, Lobgesänge und fromme Herzensergießungen bei den schwäbischen Minnesängern, und auch deren Helden- und Liebesgedichte sind durchglüht von der Gottesfurcht und Gottesminne ihrer Zeit.

Aus dem dreizehnten Jahrhunderte haben sich auch noch Predigten in schwäbischer Mundart von Berthold von Regensburg erhalten. Rudolf von Hohenems übersetzte auf Veranlassung des bösen Heinrich Raspe die Bibel (bis auf Salomons Tod) in Versen und verwebte sie mit Legenden und weltlichen Erzählungen. Auf dieselbe Weise ist auch die berühmte Kaiserchronik mit zahlreichen und überaus schönen Legenden durchflochten, und ebenso Enikels Weltchronik.

Capitel 242.

Die gothische Baukunst.

Anfangs nahmen die Deutschen mit dem Christenthume zugleich die Kirchenbaukunst von den Römern und Byzantinern an. Besonders seit der Verbindung der Ottonen mit Griechenland und unter den Saliern wurde byzantinisch gebaut. Seit den Kreuzzügen aber und unter den Hohenstaufen bildeten die Deutschen einen ganz neuen Baustyl aus, welcher der gothische genannt wurde, wahrscheinlich weil der erste Keim dazu von den christlichen Spaniern (Gothen), die manches von den Arabern annahmen, gelegt wurde. Ohne Zweifel wirkte der Anblick der wunderbaren arabischen Bauwerke seit den Kreuzzügen auf die abendländische Baukunst ein, unbeschadet der Eigenthümlichkeit, welche dieser neue gothische Styl unter den Deutschen annahm.

Der ungeheure Reichthum der Kirche und die Andacht und Liebe zum Wunderbaren beim Volke begünstigten die Schöpfung staunenswürdiger Bauten. Man wollte das Erhabene, von dem die Seelen erfüllt waren, sichtbar vor Augen sehen, und was Kirche und Fürsten kaum allein vermocht hätten, vollendete das Genie der Bürger. Früher hatte jedes Kloster seine Werkmönche (operarii), Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker; im dreizehnten Jahrhunderte aber entstand in den Städten die große Zunft der Maurer und Steinmetzen, die im Dienste der Kirche deren mystische Ideen annahmen und in riesenhafter Steinschrift verewigten. Ihr Geheimniß blieb der Zunft erblich, und sie genoß darum großer Privilegien von der Kirche und von den Fürsten. Ihre Genossen hießen Freimaurer, ihre Kunst die königliche. Im obern Deutschland, z. B. in Ulm, hatte diese Zunft sogar eine Zeit lang das

Stadtregiment, woraus sich das Vorkommen so vieler Prachtkirchen in den Städten mit erklärt.

Die Gotteshäuser wurden geschickt gemacht, künstliches Schnitzwerk, reiche Verzierungen, Bildsäulen, Gemälde zu tragen und nach den Regeln des Schalles so gebaut, daß die Kirchenmusik den reinsten Eindruck machen konnte. Endlich erhoben sich die Deutschen zu der tiefsinnigen Ansicht, daß die Werke der Baukunst selbst die reinsten und erhabensten Sinnbilder des Göttlichen werden sollten. Während also die Kirchen zugleich jenen frühern Zwecken dienten, nahm die rohe Masse des Gesteins den lebendigen Geist selbst in sich auf. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geiste, den wir hier in wenigen Zügen deuten wollen. Die Gebäude mußten erhaben in der Masse seyn, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel ist. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie eine Pflanze von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der eigenste Charakter dieser Gebäude mußte das Streben nach der Höhe seyn, alle Säulen, Pfeiler wie Pflanzen und Bäume hervorwachsen ans Licht, und in den hohen spitzen Thürmen auslaufen; denn der Glaube strebt dem hohen Himmel zu. Im Grundriß mußten diese Gebäude die Figur des Kreuzes ausdrücken; denn das Kreuz ist die Grundlage der christlichen Kirche. Einige dieser Dome laufen in drei Thürmen aus, denn dreifach ist die Gottheit offenbart. In allen mußte der Altar gegen Morgen stehen, denn vom Morgen kam der Heiland. Das Chor als Allerheiligstes, das nur die Priester betraten, mußte vom Schiffe der Kirche, da das Volk war, getrennt seyn; denn die Priesterschaft stand der Gottheit näher, als das Volk. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen wie der Lichtstrahl in Farben sich brechen, die Masse nur aus unermeßlich vielen einzelnen für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannichfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierung und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Ründung der Rose war das allgemeine Symbol der Gottheit im Mittelalter.

An den Kunstwerken selbst, die Gedanken der Ewigkeit ausdrückten, erschöpften Jahrhunderte den Fleiß. Was eines Mannes kühnes Genie ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden, denn der lebenslängliche Fleiß von tausend und aber tausend kunstbegabten Händen war erforderlich, um das rohe Gestein nach dem Riesengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entsagung eigener Verbesserungssucht arbeiteten gleich große Meister im Sinne und Geiste nach dem Plane des ersten fort, und jeder war stolz auf das Werk, nicht auf den Namen, also daß uns fast alle diese Meister, die Erfinder wie die Vollender völlig unbekannt geblieben sind.

Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist, der Masse wie der Idee nach, der Dom von Köln, dessen Grundriß wahrscheinlich von Albertus Mag=

nus, dem tiefsten Denker und Mathematiker jener Zeit, der auch sonst gebaut hat, entworfen ist. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor, und übertrifft sie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Rang steht das große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1276 durch den Meister Erwin von Steinbach in seinem Grundrisse angelegt, und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Köln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. Unter den andern großen Werken dieser Zeit treten hervor die herrlichen Kirchen von Freiburg im Breisgau, Ulm, Erfurt, Marburg, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Oppenheim, Eßlingen, die Stephanskirche in Wien, später die Prachtbauten von Prag und zahlreiche herrliche Kirchen in den Niederlanden. Die Paläste des Barbarossa zu Hagenau und Gelnhausen sind längst zerstört, so auch viele Kirchen, z. B. zu Paulinzelle ꝛc. Aber neben vielen Domen erhielten sich auch manche Rathhäuser der Städte in ihrer alterthümlichen Schönheit.

Capitel 243.

Skulptur und Malerei.

Unter den übrigen Künsten, die der Religion dienten, zeichnete sich schon früh in Deutschland die Bildhauer-, Gieß- und Schneidekunst aus. Sie knüpfte sich in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie ward eins mit derselben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skluptur auch bei den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers hinter den Griechen zurück blieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen, und wandten auf das Besondere nur in so fern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zusammengesetzten Kunstwerks seine Stelle einnehmen sollte. Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I in Magdeburg, und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Otto's III; indeß erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höheren Bedeutung, und selbst die großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Gerade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß sie alle nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhingen, daß sie vereinigt die höchste Einheit des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte, daß sich eine Gesammtwirkung erzeugte, darin jede Kunst in der andern sich darstellte, und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzeln hätte hervorbringen können, bei weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand als aus Skulpturen, und diese Skulpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Malerei, und alle Bilder hatten wieder keine andere Bedeutung, als durch den Ort. Endlich

erklang der Wunderbau in Tönen, und sprach wie Gott aus den Wolken in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabene Haupt der Thürme, und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Schon der Apostel Lucas soll das Bildniß der Jungfrau Maria gemalt haben. Mit der Verehrung der Heiligen kam der Bilderdienst in der ganzen Christenheit in Flor. Es erhob sich zwar ein heftiger Kampf dagegen, als sey er heidnisch; doch der natürliche Schönheitsinn, namentlich der deutschen Völker, rettete in ihm die Kunst. Laut allen Zeugnissen waren schon im zehnten und eilften Jahrhunderte die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vielen Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand darboten. Auch weltliche Malerei ward schon gepflegt, wie das von den Zeitgenossen als trefflich gerühmte Gemälde der Merseburger Schlacht beweis't. Zuverlässig erhob sich aber die Malerei im Ganzen erst mit der Baukunst zu einer höhern Bedeutung. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemälde, die aus der frühern Steifigkeit sich loswinden, wie die Skulpturen aus den starren Linien der frühern Bauweise. Wie sie örtlich dem Allerheiligsten des Hauptaltars als Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfeilern, Gewölben, und in der Glasmalerei den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbindung und Unterordnung, die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn selbst oder Maria's oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen sich harmonisch anschließen, und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt seyn, etwa die Lebensgeschichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darstellen, und auf ihn hinweisen. Alle stellten heilige Gegenstände oder im Profanen das Heilige dar. In diesem Sinne wurden sie auch bis ins fünfzehnte Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemalt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müssen glaubte. Alles, was sie darstellen, Landschaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus, denn das Wesen des Göttlichen ist die Ruhe. Ganz in demselben Sinne aber wie die Baukunst in ihrem unendlichen Reichthume von Verzierungen, bemüht sich auch die altdeutsche Malerei die höchste Lebendigkeit der Farben, die getreueste Darstellung der Natur in ihren mannichfaltigsten Einzelheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur sich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinste. Dadurch unterscheidet sich die altdeutsche Malerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beiden großen spätern Schulen, der italienischen, in welcher jene geistige Bedeutung, die Idee oder das Ideal allein überwiegt, und der niederländischen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgesunken. In der deutschen war beides verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Malerei trieben, erscheint die erste große Malerschule im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu Köln, angeregt wahrscheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmtester Meister war im vierzehnten Jahrhunderte Wilhelm von Köln. Schon im zwölften Jahrhunderte erscheint ein berühmter Maler, Heinrich von Bayern, im dreizehnten Jakob Kern von Nürnberg, im vierzehnten eine Malerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nicolaus Wurmser, Hofmaler Kaiser Karls IV. Seit dem vierzehnten Jahrhunderte kam auch die Glasmalerei erst in Flor. Deßgleichen ist schon in Oel um diese Zeit gemalt worden. Der Hauptsitz der Malerei scheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Köln gewesen zu

seyn, die im ganzen Mittelalter ausschließlich die heilige St..dt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Kölner Schule erreichte keine andere, und jener Wilhelm steht als die lieblichste Erscheinung im Hintergrunde der Malerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Johann von Eyck auf, der die Oelmalerei und in ihr die äußerste technische Fertigkeit der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geist der deutschen Malerei zuerst in seiner vollendeten Reinheit entwickelte, also daß in ihm alle frühern Richtungen und Versuche ihren Gipfel und Einigungspunkt finden, und seitdem erst eigentlich das goldene Zeitalter der altdeutschen Malerei beginnt, das bis ins sechszehnte Jahrhundert gewährt hat.

Eine besondere Art von Malerei war die auf Pergament in den Handschriften. Schon Karl der Große besaß Andachtsbücher mit Bildern, und fast alle Handschriften bis auf die späteste Zeit des Mittelalters sind damit angefüllt. Ihr Kunstwerth ist sehr verschieden; einige sind trefflich; in Farben übertreffen sie alles, was die heutige Zeit aufweisen mag. Dieser Farbensinn der Deutschen zeigt sich überall. Ihre Glasmalerei beruht wesentlich darauf. Auch in Oelgemälden haben sie eine Kraft, Reinheit, ein Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns verloren gegangen ist.

Vieles andere noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rhythmischen Bewegungen der Priester, die Pracht des Priesterornats, der Gefäße, die Festlichkeit der Processionen u. s. w. Die Musik bewegte sich noch in einfachen großen Tönen, und ward erst in der spätern Zeit von den Deutschen in demselben Geiste ausgebildet, wie die Baukunst und Malerei, so daß auch sie je das Erhabenste je in der mannichfaltigsten Fülle der Töne darstellte. Damals war auch die Musik noch eng mit dem Gesange verbunden, und den einfach vorgetragenen feierlichen Kirchenmelodien entsprachen lateinische Lieder voll des tiefsten Gefühls. Unter dem letzten Salier schon hatte Guido von Arezzo in Italien die Harmonie in die Musik eingeführt. Unter dem Barbarossa verbesserte Franko von Köln die Notenschrift und den musikalischen Tact.

Capitel 244.

Der Kaiser.

Nach der Idee Karls des Großen sollte der deutsche Kaiser der oberste Hirt der christlichen Völker seyn, und die getrennten Stämme vereinigen. Nun hatte sich aber der Papst dieser Oberhoheit angemaßt, den Kaiser sich untergeordnet, und ihn den übrigen Königen und Fürsten gleichgestellt.

Aber auch unabhängig von diesen Eingriffen des Papstes, hatte der Kaiser eine ganz andere Stellung zum Reich erhalten durch das Lehenwesen. Es war ihm nicht mehr möglich, wie es Karl der Große gethan, die großen Reichsämter, die Verwaltung der einzelnen Provinzen den Männern zu übertragen, die er dazu am tüchtigsten glaubte; sondern er mußte die einmal im erblichen Lehenbesitze festsitzenden Herzoge und Grafen anerkennen. Dieß machte die ganze Reichsregierung stocken, und es hing nur vom guten oder bösen Willen der großen Reichslehensträger ab, inwiefern sie den Kaiser unterstützen wollten, oder nicht.

Noch künstlicher wurde die Stellung des Kaisers, als Friedrich Barbarossa aus dem Begriffe eines obersten Lehensherrn eine unumschränkte monarchische Ge-

Gewalt ableitete, und die Wiederauffindung der altrömischen Gesetze dazu benutzte, den Begriff eines altrömischen Kaisers mit jenem Begriffe des höchsten Lehensherrn zu verbinden. Er setzte zwar diese Anmaßung nur derjenigen des Papstes entgegen, und war durch den Papst gewissermaßen dazu gezwungen; aber so kräftig auch Barbarossa, sein Sohn Heinrich VI und später Friedrich II ihre kaiserliche Gewalt handhabten, so konnten sie doch gegenüber der übermächtigen Hierarchie, und bei der Eifersucht und der Unbotmäßigkeit der Fürsten, bei dem Freiheitsinne der Städte, den aufgestellten Grundsatz auf keine Weise durchführen. Wenn auch der Bischof von Mailand zum Barbarossa sagte: „Dein Wille ist das Gesetz" (tua voluntas jus est), so war dieß doch ein Irrthum, der sich nur zu bald im Untergange der so hochstrebenden Hohenstaufen offenbarte, ja es ist gewiß, daß eben solche stolze Aeußerungen den Abfall der Deutschen von dem schwäbischen Kaiserhause beschleunigten. Man sage jedoch nicht, daß die Hohenstaufen hätten anders handeln sollen. Es war nicht mehr möglich, neben der Hierarchie, neben dem Lehenwesen und neben dem Eigennutze der vielen kleinen Herren die alte Idee Karls des Großen, die Vereinigung aller christlichen Stämme unter Einem großen Kaiser, zu verjüngen. Es blieb ihnen nur übrig, für diese Idee mit Würde zu fallen, und die kaiserlichen Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, wie sie ritterlich und zu ihrem unsterblichen Ruhme gethan haben. Daher sang Walther von der Vogelweide so schön;

Alle furſten lebent nu mit eren,
Wan der höchste ist geschwachet,
Das hat der pfaffen wal gemachet,
Das si dir, süsser Got, gekleit.

Ging nun auch durch sie das Kaiserthum nicht völlig unter, so sank es doch seitdem zu einer bloßen Schattenmacht herab. Es erhielt sich nicht mehr durch seine eigene Machtfülle oder durch den Glauben und Gehorsam der Völker, sondern nur noch durch die Hausmacht derjenigen Fürstenfamilie, an welche die Krone gekommen war. Die mächtigen Fürsten wählten absichtlich kleine Grafen zu Kaisern, um nichts von ihnen fürchten zu müssen, und selbst wenn die Krone durch Bestechung und schlaue Politik an ein mächtiges Fürstenhaus kam, konnte dieses doch die Eifersucht der übrigen nur durch große Bewilligungen beschwichtigen, und so wurden unter allen Umständen nur die Fürsten reich, der Kaiser als solcher aber immer ärmer.

Der kaiserliche Vorsitz auf den Reichstagen und bei den Fürstengerichten, der Oberbefehl über das Reichsheer, die Belehnung der weltlichen Herren mit der Fahne und der geistlichen mit dem Scepter, die Schirmvogtei über die Kirche, die Verwaltung der Reichsallode und Regale, die Vogtei über die freien Städte und Bauern, alle diese kaiserlichen Rechte wurden illusorisch. Ohne die Zustimmung der Fürsten konnte der Kaiser nichts Wichtiges mehr unternehmen, und sie aus ihrem Erbbesitze zu verdrängen, war fast Unmöglichkeit geworden, da sie zusammenhielten. Die Belehnung war bloße Form, da sie nicht mehr, oder nur in den seltensten Fällen, verweigert werden konnte. Die Pfalzgrafen, welche die Reichsallode verwalten sollten, hatten dieselben als erbliches Lehen an sich gerissen. Die Zölle, Bergwerke und andere Regale waren an die Kirche, an Fürsten und Städte verpfändet; die Städte hatten sich von der Reichsvogtei unabhängig gemacht, und endlich verloren auch die freien Bauern den kaiserlichen Schutz. Die Reichsvogtei über dieselben wurde an Bischöfe und Fürsten übertragen, und diese trachteten darnach, sie von der Reichsunmittelbarkeit loszureißen und hörig zu machen.

Das gelang ihnen auch überall, außer in der Schweiz, Friesland und Dithmarschen, wo die Bauern sich die Freiheit mit den Waffen erkämpften.

Was also in der Reichsverfassung bisher monarchisch gewesen war, das wurde fortan aristokratisch. Der Kaiser verlor seine Gewalt an die geistlichen und weltlichen Fürsten. Hieraus erklärt sich, warum seit den Hohenstaufen der Kaiser nicht mehr die Krone vom Vater erbte, sondern fast immer nur von den Fürsten gewählt wurde, die Wahl aber auch fast immer durch Bewilligungen (Willebriefe) erkaufen mußte. Da begannen die langweiligen meist fruchtlosen und dem Reiche schädlichen und schimpflichen Reichs- und Fürstentage, deren Wirksamkeit traurig gegen das rasche und große Handeln der alten Kaiser abstach. Auch im Heerwesen hatte der Kaiser nicht mehr freie Hand. Wenn er mit großer Mühe die Fürsten und Stände aufgeboten, so verließen sie ihn oft im nächsten Augenblicke wieder, und da die Macht bei ihnen war, so blieb ihm nichts übrig als vergebliches Klagen. Darum geschah seit den Hohenstaufen nicht viel Großes mehr nach außen.

Die ergiebigsten Einkünfte waren dem Kaiser höchstens die Geschenke für Privilegien, Exemtionen von gewissen Pflichten und Legitimationen unehelicher Söhne oder streitiger Erben. Es ward damit oft ein schimpflicher Handel getrieben. So gaben die Herzoge von Oesterreich ein gewisses Geld dafür, daß sie nicht beim Reichstage erscheinen durften, und daß der Kaiser sie in ihrem eigenen Lande belehnen mußte. Ziemlich viel brachten den Kaisern auch die Steuern ein, welche die Juden dafür zahlen mußten, daß sie geduldet wurden. Sie hießen deßhalb des heil. römischen Reiches Kammerknechte, und es wurden ihnen besondere Reichsvögte, Judenvögte, gesetzt. Sie lebten in den Städten, aber in abgesonderten Gassen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen, und wurden ihres Wuchers wegen oft verfolgt. Als die Universitäten aufkamen, erhielten dieselben kaiserliche Privilegien, und der Kaiser hatte das Recht, die gelehrten Würden zu ertheilen. Dieß geschah durch einen besonders dazu eingesetzten Pfalzgrafen. Da diese Ehrenvergabungen an arme Gelehrte wenig einbrachten, fingen die Kaiser einen noch einträglichern Handel mit Titeln an, die sie dem Adel vergaben. Sie machten Grafen zu Fürsten, Herren zu Grafen, Bürgerliche zu Rittern, ohne daß diese Titel im wirklichen Stand ihrer Inhaber etwas geändert hätten. So entstanden viele kleine Fürsten unter dem Titel Herzoge, die kaum ein Heer hatten; Grafen wurden ernannt, die weder Gau- noch Volksrichter waren; in den Ritterstand kamen alle Doctoren der Universitäten, wenn sie auch nie ein Roß geritten hatten. Diese Thorheiten begannen im vierzehnten Jahrhunderte.

Capitel 245.

Die Reichsfürsten.

Man suchte die ganze Reichsverfassung nach den mystischen Ideen der Zeit zu erklären. Nach der Zahl der Planeten und himmlischen Ordnungen dachte man sich auch das weltliche Reich unter dem Bilde eines großen Lagers nach sieben Abstufungen mit sieben Heerschilden. Den ersten Schild führte der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten, den vierten die reichsunmittelbaren Grafen, den fünften die reichsunmittelbaren

Ritter, den sechsten der landsässige Adel, Vasallen der Fürsten, den siebenten die übrigen freien Bürger und Bauern, mit Ausschluß der Leibeigenen, die nicht wehrhaft waren.

Der uralte Unterschied der freien Allodbesitzer machte sich noch immer geltend. Jeder Ritter, wenn er auch nur ein kleines altes Allod besaß, betrachtete sich den weit mächtigern Grafen und Herzogen als ebenbürtig. Alle diese ursprünglich Reichsunmittelbaren wurden gemeinschaftlich die Semperfreien (immer Freien) genannt. Ihr Vorrecht bestand darin, daß sie niemands Dienstmann, außer des Kaisers, selbst aber Lehensherren über Freie seyn konnten. Auf diese Ehre hielten die Schwächern unter ihnen um so strenger, je mehr sie eben bloß den Titel ohne die Macht besaßen. Daher die Wichtigkeit, die man dem alten Allode, den Stammschlössern, den alten Namen und Wappen, kurz der Geburt beilegte, und der Stolz, mit welchem die Semperfreien auf die Mittelfreien, der reichsunmittelbare auf den landsässigen, der hohe auf den niedern Adel herabsah.

In der Wirklichkeit war inzwischen ein gewaltiger Unterschied unter diesen Semperfreien, und die mächtigen Herzoge konnten lächeln über so manches arme Gräflein und Freiherrlein, das sich ihnen ebenbürtig dünkte. Gleichwohl aber gab es vom größten bis zum kleinsten Semperfreien so viele Abstufungen, daß es noch geraume Zeit bedurfte, bis in diese verwirrten Massen einige Ordnung kam. Anfangs maßten sich die Mächtigsten das aristokratische Reichsregiment an, da sie aber unter einander zankten, so gewannen die Kleinen Raum und bildeten Genossenschaften, die nachher in die zehn Kreise, in welche Deutschland getheilt wurde, übergingen. Dadurch wurde das Daseyn der Kleinen neben den Großen noch lange gefristet, und noch bis auf den heutigen Tag haben sich troß aller Stürme, die über unser Vaterland gegangen sind, unmittelbar freie, ja jetzt sogar souveräne Grafen von Wäldeck, Reuß, Lippe ꝛc. erhalten.

Die Aristokratie der großen Reichsfürsten schwankte anfangs, da alte Fürstenhäuser, wie das babenbergische und hohenstaufische, ausstarben, und neue, wie das habsburgische, luxemburgische und hohenzollerische emporkamen, andere sich durch Theilungen hin und wieder schwächten, wie das welfische, bayerische, brandenburgische und meißnische. Inzwischen behaupteten die drei geistlichen Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier bei der Kaiserwahl, wie bei den Reichsgeschäften, den alten Vorrang, und im vierzehnten Jahrhunderte gesellten sich zu ihnen noch vier weltliche Fürsten, bei denen das ausschließliche Recht der Kaiserwahl und eines Reichsamts erblich wurde. Man verband mit diesen sieben Wahl- oder Kurfürsten (gleich den sieben Cardinälen) wieder die mystischen Ideen, die in dieser Zahl liegen. Sie folgten sich in dieser Reihe: der Kurfurst, Erzbischof von Mainz, als des deutschen Reiches Erzkanzler; der Kurfürst, Erzbischof von Trier, als Kanzler von Burgund; der Kurfürst, Erzbischof von Köln, als Kanzler von Italien; der Kurfürst, Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beim Krönungszug den Reichsapfel trug und beim Mahle die Schüsseln aufsetzte; der Kurfürst, Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Kurfürst, Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der Kurfürst, König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher auftrug. Diese Kurfürsten wählten den Kaiser, der Regel nach zu Frankfurt

am Main, und krönten ihn zu Aachen, und zu Nürnberg mußte der Kaiser den ersten Reichstag halten.

Diese Fürstenaristokratie vermochte jedoch nicht, die übrigen Großen der deutschen Kirche, den eifersüchtigen Reichsadel und die mächtigen Städte vom Reichsregimente ganz auszuschließen. Sie mußten sich, wie wir sehen werden, später gefallen lassen, Bischöfen, Aebten, Grafen, Rittern und Bürgern beim Reichstage Sitz und Stimme zu geben.

Dem Titel nach umfaßte das römisch-deutsche Kaiserreich folgende Fürstengebiete: 1) Königreiche. Der Kaiser selbst war so lange nur deutscher König, bis er die Kaiserkrone vom Papste empfangen, und dann konnte sein Sohn und Nachfolger den Titel eines deutschen Königs besonders führen. Vom Königreich Burgund und der Lombardie blieb dem Kaiser der Titel. Die Königreiche Böhmen, Ungarn, Neapel und Sicilien wurden als Theile des deutschen Reiches angesehen, auf kurze Zeit auch Dänemark und Polen. 2) Herzogthümer. Braunschweig, Westphalen, Mecklenburg, Pommern, Sachsen (Wittenberg und Lauenburg), Schlesien (Breslau, Liegnitz, Oppeln, Glogau, Schweidnitz, Teschen, Wohlau, Brieg, Sagan, Oels, Troppau, Jägerndorf, Jauer, Münsterberg, Neisse), Oesterreich, Kärnthen, Bayern, Brabant, und abwechselnd einige italienische. 3) Die Pfalzgrafschaft am Rhein. 4) Die Markgrafschaften Brandenburg, Meißen, Toscana, Ancona. 5) Die Landgrafschaften Thüringen und Hessen. 6) Grafschaften in großer Menge. Die Titel änderten zum Theil. So wurden im vierzehnten Jahrhunderte die Grafschaften Geldern, Luxemburg, Jülich, Berg zu Herzogthümern, und die von Henneberg, Nassau, Saarbrück und die Burggrafschaft Nürnberg gefürstete Grafschaften. Reichsfürst war auch der jedesmalige Hochmeister des deutschen Ordens.

Den Geschlechtern nach treten nach dem Untergange der Hohenstaufen und Babenberger folgende fürstliche Häuser hervor, das alte Geschlecht der Welfen in Braunschweig, derer von Wittelsbach in Bayern, derer von Ballenstädt in Brandenburg und Anhalt, der Zähringer in Baden, derer von Wettin in Meißen, derer von Löwen in Brabant und Hessen, dann die gräflichen Geschlechter von Habsburg, Luxemburg, Meran (Andechs), Würtemberg, der Truchsesse von Waldburg, Hohenzollern, Nassau, Oldenburg, Holstein, Mansfeld, Schwarzburg, Reuß rc., die sich alle in der Folgezeit entweder große Macht oder wenigstens einen großen Namen erworben haben. Die Geschlechter von Holland, Flandern, Geldern starben aus, und nur die neuen Häuser von Burgund und Lothringen machten sich im Westen des Reiches berühmt. Im Süden der Alpen erhoben sich die Grafen von Savoyen, die Visconti in Mailand, die Markgrafen von Este in Ferrara. In Ungarn herrschte noch kurze Zeit das alte magyarische Königshaus Arpad, und eben so walteten noch altslavische Geschlechter in Böhmen, Pommern, Mecklenburg (Niklots Nachkommen) und Polen (das alte Haus Piast).

Capitel 246.

Landeshoheit und Landstände.

Die Gewalt der Fürsten über ihr Erbland oder ihre Landeshoheit war theils die lehensherrliche, theils die altherzogliche, theils die altgräfliche. Als Lehensherr gebot der Fürst nur über seine unmittelbaren Vasallen, von denen also alle Geistlichen, alle unmittelbaren Grafen und Ritter, die Reichsstädte und freien Bauern ausgeschlossen waren, wenn sie auch sein Land überall durchkreuzten. Als Herzog hatte der Fürst das Banner, und bot zum Heerzug auf. Aber die alten Herzogthümer waren in mehrere Fahnleheu zerfallen, und die Reichsunmittelbaren zogen unter dem Banner des Reiches selbst aus, so daß den Fürsten wieder nur ihre Vasallen folgten. Als Graf hatte der Fürst das Gericht, aber ebenfalls nur über seine Vasallen, da die Geistlichen und alle Reichsunmittelbaren davon ausgeschlossen waren. Vom Fürstengerichte selbst aber wurde wieder das Gericht in Lehenssachen und Gemeindesachen getrennt, was den Vasallen und Gemeinden selbst überlassen blieb. So beschränkte sich jene richterliche Gewalt nur auf persönliche Verbrechen oder Händel. Da aber die alten Grafen eine ganz andere Bestimmung erhalten, so traten an ihre Stelle Beamtete, vom Fürsten ernannte Richter. Der oberste Richter im Lande war der Fürst selbst, oder sein Stellvertreter, der Vitzthum (vicedomus), auch Landeshauptmann genannt. Von ihm war der Landrichter, der in Lehensachen des Fürsten Stelle vertrat, und der Hofrichter, der über die Privatbesitzungen des Fürsten gesetzt war, zuweilen verschieden, zuweilen auch Eine Person mit ihm. Viele Fürsten erwarben das Vorrecht, daß von ihren Gerichten nicht mehr an den Kaiser appellirt werden durfte (privilegia de non appellando). Doch blieb der Kaiser noch immer allein Quelle der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, so daß eben ein solches Privilegium nur als Ausnahme galt, und daß der Kaiser, so oft und wie er wollte, im ganzen Reiche, auch fürstlichen Unterthanen, neue Privilegien ertheilen konnte. Unter dem Oberlandgerichte standen besondere Landgerichte, dem alten Gaugerichte entsprechend (judicia provincialia), die ein Landvogt versah, und unter diesem wieder gleich den alten Centgerichten die Vogteien oder Aemter mit Vögten und Amtmännern. Die niedern Gerichte urtheilten über die geringern Vergehen, das Landgericht über peinliche Verbrechen.

Ein neuer Zuwachs der fürstlichen Macht waren die Regalien, welche die Kaiser ihnen überlassen mußten, Zölle, Bergwerke u. s. f.

Am uneingeschränktesten waren die Fürsten in den slavischen Gränzlanden, wo der Geist persönlicher Unabhängigkeit nicht so tief im Volke eingewurzelt war; daher auch die Fürsten von Brandenburg, Böhmen und Oesterreich bald alle andern an Macht übertrafen. In den deutschen Westländern gab es desto mehr kleine Herren. Ueberall aber hatten die Fürsten, nachdem sie den Kaiser von sich abhängig gemacht, mit den untern Ständen einen langen Kampf zu bestehen, der die Einrichtung der Landstände zur Folge hatte.

Wie die Fürsten selbst gegenüber dem Kaiser ihren großen Besitz erblich gemacht und eine Aristokratie gebildet hatten, so suchten sich auch wieder den Fürsten gegenüber deren Vasallen, der landsässige Adel in seinem Besitze und in seinen Rechten zu befestigen; und wie die reichsunmittelbaren Städte und Bauerngemeinden sich im Reiche eine ähnliche feste Stellung errangen, so suchten dasselbe auch die Landstädte und die fürstlichen Bauern. Einzelne tyrannische Fürsten, wie Friedrich der Streitbare und Heinrich Raspe, veranlaßten Verbindungen zwischen dem Landadel, den Städten und Bauern gegen die Fürsten.

An andern Orten machten die Geldbedürfnisse der Fürsten Steuern nöthig, die damals etwas Unerhörtes waren, die daher nur als Bitten, Beden (precaria) dem Landadel, der Landgeistlichkeit, den Landstädten und an einigen Orten auch den Bauern vorgelegt werden mußten. Oefters machten auch feindliche Angriffe, die Anmaßungen der Nachbarn, strittige Erbansprüche es den Fürsten nöthig, sich an ihre Untergebenen zu wenden und ihre Hülfe durch Bewilligungen zu erkaufen. So entstanden die Landstände, die für den Fürsten dasselbe waren, was die Reichsstände für den Kaiser, und Landtage, die im Kleinen dasselbe waren, was die Reichstage im Großen.

Die Landtage waren verschieden von den Hoftagen, die nur die Vasallen angingen, von der alten Heerschau, von den alten placitis, und von den neuen Bundesversammlungen Gleichberechtigter. Es waren Versammlungen des gesammten Clerus, des Adels und der Städte je eines Landes, und sie bezweckten die Errichtung und Erhaltung von Verträgen mit dem Landesfürsten, die den wechselseitigen Vortheil, die Einheit und Ruhe des Landes, darin sie zusammenlebten, die Ehre des Stammes, dem sie angehörten, bezweckten. Erst schlossen sie nur einzeln bestimmte Verträge für gewisse Zwecke. So bewilligten 1302 die Herren und Ritter von Oberbayern ihrem Herzoge eine Steuer, 1307 auch die Geistlichkeit und die Städte, doch jeder Stand für sich, und erst 1396 traten alle drei Stände zu gemeinsamen Zwecken in einen Landtag zusammen.

Der vierte oder Bauernstand war noch in wenigen Ländern mitten unter den übrigen Ständen frei, um zum Landtage zugezogen zu werden, als Landstand Sitz und Stimme zu führen. Dieß geschah in Tyrol, Würtemberg, Kempten, Hadeln, Hoia, Baireuth.

Auf den Landtagen sicherten sich die Fürsten und Stände ihre Rechte und wechselseitigen Schutz. Die Stände erkannten den Fürsten als ihr Haupt, sicherten seinem Geschlechte die Nachfolge, bewilligten ihm Steuern und Heerfolge; der Fürst aber durfte kein Vorrecht eines einzelnen Standes oder einer Person antasten, durfte sein Erbe nicht theilen oder darüber anders verfügen, als die Stände wollten, durfte keine Steuer fordern, wenn die Stände sie nicht bewilligten, durfte keinen Krieg unternehmen, wenn ihn die Stände nicht gebilligt hatten, nach dem Sprüchworte: „wo wir nicht mit rathen, wollen wir auch nicht mit thaten."

Merkwürdig ist die Politik einzelner Fürstenhäuser. Die Primogenitur (das ausschließliche Erbrecht des Erstgebornen, wodurch die schädlichen Theilungen vermieden wurden) wurde erst später und nicht überall eingeführt, so nahe auch der Vortheil lag. Dagegen zeichneten sich die Zähringer und Welfen zuerst dadurch aus, daß sie ihre Macht auf die Städte gründen wollten, was ihnen freilich mißlang, da sich die Städte, hier Zürich, Bern, dort Lübeck unabhängig machten. Die Wittelsbacher befestigten sich weit glücklicher durch die Ausbildung des landständischen Wesens. Später stützten sich die Habsburger hauptsächlich auf den Landadel, die Luxemburger auf den Bürgerstand, Kunst und Wissenschaft, durch welche sie Böhmen zum höchsten Glanze erhoben, und die Würtemberger erhoben sich unmerklich zu großer Macht, indem sie ihr Gebiet so viel als möglich von der Aristokratie der Klöster, des Adels und der Städte säuberten, und sich lediglich die Bauern verpflichteten, wodurch sie diese letztern zugleich von der Ansteckung der Schweizer Freiheit abhielten. Doch trat die charakteristische Färbung der einzelnen deutschen Regierungen erst scharf in und nach der Reformation hervor.

Capitel 247.

Slavische Länder.

Die dem Reiche zugewandten slavischen Fürstenthümer unterschieden sich von den ächt deutschen dadurch, daß ihnen der freie Bauernstand und auch größtentheils der Bürgerstand gänzlich fehlte. Außer in Böhmen, an der Oder und an den Ostseeküsten gewannen die slavischen Städte niemals große Bedeutung. Ein angestammter Fürst, meist von einem übermüthigen Adel gewählt, und abhängig, der Adel auf Stammschlössern in größerm oder kleinerm Landbesitze und mit den Würden und Aemtern des Landes begabt, ein mächtiger Clerus zwischen beiden, und unten der leibeigene Bauernstand, bildeten die Elemente der Verfassung, die weit einfacher war, als die deutsche. Dort sah man nichts von jener unzähligen Menge von Städten und freien Gemeinden, wie in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein, durch welche das Land ins Unendliche zerstückelt wurde; sondern nur große Ländermassen, die durch den allein herrschenden Adel zusammenhingen.

Meißen, Brandenburg, die Lausitz, Oesterreich, Kärnthen, Mecklenburg und Pommern nahmen fast gänzlich deutsches Wesen an, doch Bürger und Bauern gelangten hier bei weitem nicht zu dem Ansehen, wie in den rein deutschen Ländern. In Böhmen übte der Adel große Gewalt über den König, doch wußte dieser einen Bürgerstand zu gründen, wie ihn die außerordentliche Geistesbildung der Böhmen verlangte, wodurch ein ganz eigenthümliches Leben in das Volk kam. Mähren richtete sich immer nach Böhmen. Schlesien war unter eine Menge kleiner Fürsten vertheilt, eben deßhalb der Adel nicht selbstständig genug. Die Landstädte waren ganz ohne Bedeutung, der Bauer leibeigen. Nur Stadt und Bischof von Breslau waren mächtig genug, den kleinen Fürsten beständig die Spitze zu bieten. Polen war eine Zeit lang durch die Mongolen und durch die Theilungen der Piasten zerrüttet, bis am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die litthauische Familie der Jagellonen zum Throne gelangte. Auch hier war der Adel überaus mächtig, ein Bürgerstand nicht vorhanden, der Bauer in tiefster Knechtschaft.

Preußen und Liefland wurden vom deutschen Orden regiert. Marienburg war Hauptsitz des Ordens, Liefland als Provinz durch eine besondere Landmeisterschaft verwaltet. Die Küstenstädte waren von Deutschen gegründet, frei, mächtig und im Hansabunde. Das Land aber ward zur tiefsten Sklaverei erniedrigt, sein Adel ausgerottet. Alle Eingebornen waren vom Orden, von Aemtern und Würden ausgeschlossen, und wurden nur als Bauern und niedere Handwerker geduldet.

In Ungarn wohnten Magyaren, Slaven, Deutsche, Zigeuner, Juden durch einander. Auch hier behauptete jedoch der Adel das Uebergewicht, und zwang 1222 dem Könige Andreas einen Vertrag ab, der den König gänzlich abhängig machte. Böhmen, Polen, das deutsche Ritterreich und Ungarn waren Wahlreiche, und ihre Fürsten wurden als deutsche Reichsfürsten vom Kaiser belehnt. Nur Polen und Ungarn bestritten dieß.

Capitel 248.

Gesetze.

Alle Gesetze bestanden aus Verträgen oder Privilegien.

Vertragsgesetze waren: 1) Concordate zwischen Papst und Kaiser. Der Kaiser verlor darin immer mehr an die Kirche, und dem kanonischen Rechte erwuchsen daraus wesentliche Zusätze. 2) Reichsgesetze zwischen Kaiser und Reichsversammlung auf Reichstagen abgeschlossen, dasselbe was ehemals die Capitularien gewesen, jetzt größtentheils nur noch Landfriedensschlüsse, Reichsabschiede, für bestimmte Zeit die Ordnung des Reichs herstellend. Einer umfassenden Gesetzgebung, wie sie z. B. Friedrich II einführen wollte, widerstand der unabhängige Sinn der Stände. 3) Capitulationen, Bewilligungen, Willebriefe, Erb- und Theilungstractate zwischen Kaiser und mächtigen Fürsten abgeschlossen. 4) Lehenrechte, zwischen Lehensherren und Lehensträgern abgeschlossen. 5) Landrechte, zwischen Fürsten und Landständen verabredet. 6) Bundesgesetze der Ritter- und Städte- und Bauernbündnisse. 7) Gemeinderechte der Städtebürger und Bauerschaften.

Privilegien wurden vom Kaiser, aber auch von Fürsten ertheilt, und betrafen immer nur einzelne Vorrechte.

Der verwirrten weltlichen Gesetzgebung stand die kanonische eben so klar und ausgebildet entgegen, als die Kirche dem Kaiserreiche selbst. Eine neue Sammlung aller Kirchengesetze veranstaltete Gratianus 1151, und die Universitäten beschäftigten sich lebhaft mit der Erlernung und Aufklärung dieses Rechtsfaches.

Um auch in die weltlichen Gesetze Ordnung zu bringen, schien namentlich den Hohenstaufen nichts schicklicher, als das römische Recht einzuführen. Friedrich I und II gaben sich besondere Mühe darum, und begünstigten das Studium dieses Rechts, das durch den großen Juristen Irnerus (Werner) auf der Universität Bologna eingeführt worden, in jeder Weise.

Dagegen versuchten die Deutschen selbst, allgemeine Gesetzbücher aus den vielen einzelnen zusammenzusetzen. So sammelte zuerst Eike (Ecco, Ekhard) von Repcow, auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falkenstein, alle Hauptgesetze und Rechte der Sachsen, unter dem Namen des Sachsenspiegels, zugleich in lateinischer und niederdeutscher Sprache, 1215. Darin war Kaiserrecht, Lehenrecht, Landrecht und altes Herkommen in Rechtssachen verbunden, und jeder Sachse konnte sich darin für alle Rechtsfälle Raths erholen. Wo der Sachsen altes Recht den neuen Papstsatzungen widersprach, ward es vertheidigt und behauptet, weßhalb der Papst viele Titel dieses Rechtsbuches verwarf. Wiewohl nun der Sachsenspiegel keineswegs vom Reiche erlassen oder bestätigt worden, auch lange nicht vollständig alle deutschen Rechte umfaßte, ja sogar in ziemlicher Unordnung abgefaßt war, so ward doch das Bedürfniß nach einem solchen allgemeinen Gesetzbuche so lebhaft gefühlt, daß dieß Buch sogleich den höchsten Ruhm erlangte, unzählige Male abgeschrieben und mit örtlichen Veränderungen und Zusätzen vervollständigt wurde. Schon 1282 erschien es in neuer Gestalt als Schwabenspiegel, und natürlich, nach der Hohenstaufen Untergang, viel papistischer; sodann mit neuen Zusätzen, als sogenannter Richtsteig und als Kaiserrecht. Allen diesen liegt der Sachsenspiegel zum Grunde.

Unter den besondern Rechten ward das longobardische Lehnrecht von 1235 und das österreichische Landrecht von 1250, die Stadtrechte von Soest und Lübeck, und das friesische Bauernrecht am berühmtesten.

Capitel 249.

Gerichtswesen.

Das Wergeldsystem war wenigstens noch in gewissen Fällen Richtschnur. Immer noch konnten Streitende sich mit Umgehung des ordentlichen Gerichtes unter einander selbst oder durch gewählte Schiedrichter vergleichen. Ueberhaupt galt noch immer der Grundsatz, daß ohne Klage des beleidigten Theiles kein Gericht möglich sey, und es gab durchaus noch keinen öffentlichen oder Staatsankläger. Deßgleichen wurden die Gerichte der Regel nach immer noch öffentlich und mündlich abgehalten, vom kaiserlichen bis zum Bauerngerichte. Die allgemeine Norm dafür war das alte Schöffengericht. Es gehörte dazu der Richter, die Schöppen, der Frohnbote, der das Gericht ansagte und die Parteien vorbeschied, sodann vor dem Schöppenstuhle der Kläger und Beklagte, und umher das Volk. Auch die gerichtlichen Beweise durch Zeugen, Zweikampf und Ordalien blieben beibehalten. Der Zweikampf kam durch das Aufblühen der Ritterschaft ganz vorzüglich in Gewohnheit. Die Feuer- und Wasserproben nahmen dagegen allmählich ab. Endlich blieb aus der alten Zeit die Selbstrache und Fehde bei Verwirrung des Gerichtes bestehen. Immer noch galt der Grundsatz: man kann niemand zwingen, Gericht anzunehmen; so er es aber weigert, mag man ihn als ausgeschlossen aus der Gemeinde betrachten; so er feindlich gegen Glieder der Gemeinde handelt, mag man ihn als Feind ausrotten. Auf diesem Grundsatze beruhte die Reichsacht und jede Fehde.

Die veränderten Verhältnisse brachten jedoch auch immer mehr Neuerungen ins Gerichtswesen. Dieß war der römische Grundsatz der Zulassung von Leibes- und Lebensstrafen überhaupt, und der mosaische: Aug um Auge, Zahn um Zahn! wodurch jener noch grausamer angewendet wurde. Wirklich stieg in Folge dieser Grundsätze das mittelalterliche Gerichtswesen bis ins siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu einer unerhörten Barbarei, wovon die altgermanische Zeit nie etwas gekannt. So kam an alle niederen Gerichte die Gewalt, nicht nur wie bisher bis zu einer gewissen Höhe das Wergeld oder die Buße zu bestimmen, sondern auch über Haut und Haar zu verfügen, d. h. den Schuldigen stäupen, prügeln oder kahl scheeren zu lassen; an alle höhern Gerichte sodann die Gewalt, über Hals und Hand oder Leib und Leben Urtheil zu sprechen, d. h. den Schuldigen verstümmeln oder tödten zu lassen. Hiebei wurden die mosaischen Gesetze zu Grunde gelegt, und in die Strafen die größte Mannichfaltigkeit gebracht. Da war es mit Hängen, Rädern nicht genug. Auch Händeabhauen, Augenausstechen u. s. w. kamen an die Tagesordnung. Die Todesstrafe folgte stets dem Diebstahle, jeder Art von Gewalt und Mord, der Falschmünzerei und Ketzerei. Ketzer wurden stets lebendig verbrannt. Der Adel wie der Clerus genossen Vorrechte. Um einen hohen Geistlichen gewisser Sünden zu zeihen, wurden so viele Zeugen erfordert, als dabei nie gegenwärtig gewesen seyn konnten. Allmählich ward zur Gewohnheit, daß nur Ebenbürtige Kläger seyn konnten. Die Kaiser theilten selbst die Privilegien aus, daß dieser oder jener Ritter nur von einem Ritter angeklagt werden könne. In den Strafen selbst ward derselbe Unterschied gemacht, und die Geschichtschreiber bemerken es stets als Ausnahme, wenn Ritter gehenkt worden, was an einem niedern Stande nicht auffiel.

Durch die Römer kam auch die abscheuliche Tortur ins deutsche Gerichtswesen, zuerst in die Städte. Hiermit erreichte die Barbarei den Gipfel, so wie auch unter allen gerichtlichen Uebelständen sie zuerst, obwohl vor noch nicht

gar langer Zeit abgeschafft worden. Endlich muß bemerkt werden, daß auch die Schreiberei und Heimlichkeit allmählich ins Gerichtswesen eindrang und die alte Mündlichkeit und Oeffentlichkeit verdrängte, zumal seit dem vierzehnten Jahrhunderte. Der Anfang ward schon früher dadurch gemacht, daß schriftliche Urkunden als gerichtliche Beweise angenommen wurden. Dann wurden auch die wichtigsten Urtheile schriftlich abgefaßt, um sie zur Kunde zu bringen. Als endlich das Gericht nicht mehr durchgängig lehenweise vergeben, sondern an bestellte Beamtete unter engere Aufsicht der Landesfürsten übertragen und die Appellationen in regelmäßigen Gang gebracht wurden, mußten sich die Stellvertreter beim wirklichen Inhaber der Rechtsgewalt, der Hofrichter beim Kaiser, der Landrichter beim Fürsten u. s. f. und wieder das niedere Gericht beim höhern durch Protokolle, Relationen, Proceßacten rechtfertigen und wieder durch Controlen in Aufsicht halten, durch Recesse bescheiden lassen.

Capitel 250.

Fehmgericht.

Wie in Friesland, so erhielten sich auch im alten westphälischen Sachsenstamme die alterthümlichen Formen am längsten. Dort richteten noch bis auf Heinrich den Löwen die Gaugrafen unter dem Herzoge. Als das Herzogthum Westphalen dann unter das geistliche Regiment von Köln fiel, blieben die Gaugrafen beibehalten, nur daß sie seitdem vom Erzbischofe belehnt wurden. Das Gericht, das sie nach alter Weise unter freiem Himmel mit Zuziehung gewählter Schöppen im Beiseyn der freien Bauern hielten, war zum Unterschiede von Sind- und Landgericht das Freigericht genannt, der Gerichtsstuhl Freistuhl, der Graf Freigraf, die Schöppen Freischöppen. Sie übten nach altem Rechte den Blutbann, und waren frei von jedem geistlichen, Fürsten-Lehens- oder Stadtgerichte. In jedem Gaue waren mehrere Stühle, entsprechend den alten Centen.

Im dreizehnten Jahrhunderte aber kam über dieß Gericht ein anderer Geist, und es entstand daraus das Fehmgericht (s. v. a. Obergericht) oder das heimliche Gericht, Stillgericht (secreta judicia). In den letzten Zeiten der Hohenstaufen nahm das Faustrecht dergestalt überhand, daß der edle Reichsverweser, Erzbischof Engelbert von Köln sich mit einer Anzahl redlicher Männer aus allen Ständen verband, um die Verbrecher heimlich zu richten und zu strafen. Das Geheimniß war nöthig, weil jeder Richter, wenn sein Name bekannt gewesen wäre, die Rache der zahllosen Unruhstifter hätte fürchten müssen. Der Erzbischof, als Herzog in Westphalen, verband dieses heimliche Gericht mit den alten unter seiner Obhut stehenden Freigerichten, und brachte diese letztern in die Hände des geheimen Rechtsbundes, der „Wissenden." Der Nutzen dieser Fehmrichter erprobte sich so bald, daß sie sich schnell über ganz Deutschland ausbreiteten, und im vierzehnten Jahrhunderte schon 100,000 Wissende zählten.

Ein feierlicher Schwur verband die Wissenden. Ein Verräther ward sieben Fuß höher gehängt, als ein anderer Verbrecher. Sie theilten sich in vier Classen. Vom ersten Range war der Stuhlherr oder Vorsteher des ganzen Gerichts, ein Fürst, der Erzbischof von Köln, später sogar der Kaiser selber. Vom zweiten Range waren die Freigrafen, welche der Stuhlherr wählte. Vom dritten Range waren die Freischöppen, welche der Freigraf wählte. Vom vier-

ten endlich waren die Frohnboten, welche das Gericht und die Beklagten beriefen und die Strafe vollzogen. Alle Wissenden erkannten sich an geheimer Losung.

Es ward kein Geistlicher, mit Ausnahme des geistlichen Fürsten, kein Jude, kein Weib und kein Knecht unter die Wissenden aufgenommen, aber auch vor diesem Gerichte nicht verurtheilt. Nur freie Laien wurden hier von ihres Gleichen gerichtet. Auch wurden nur solche Klagen angenommen, die von einem andern Gerichte nicht erledigt worden waren oder werden konnten. Diebstahl, Mord, Raub, Gewalt, Kirchenfrevel, Ketzerei, schlechter Lebenswandel waren die wichtigsten Gegenstände der Klage.

Das Gericht versammelte sich heimlich. Ein Wissender trat als Kläger auf. Der Beklagte ward dreimal vorbeschieden. Appellation fand nicht statt, außer wenn das Gericht getheilt war, und dann nur an Kaiser und Papst. Wenn der Beklagte nicht erschien, so reichte der Eid des wissenden Klägers hin, ihn als schuldig zu verurtheilen. Wiederum konnte jeder Wissende, der selbst angeklagt worden, sich durch bloßen Eid reinigen. Wer aber verurtheilt oder verfehmt worden, den traf die Strafe eben so heimlich, als er vor Gericht gefordert worden. Man fand in nicht langer Zeit seine Leiche, in welcher ein Dolch steckte mit dem Zeichen SSGG (Stock, Stein, Gras, Grein).

Capitel 251.

Der Adel.

Der niedere Adel folgte dreierlei Richtungen. Die alten stolzen Familien, die ihr Allod behauptet und den Lehendienst verschmäht, waren geschworene Feinde der Fürsten, der Bischöfe und Aebte und der Städte. Trotzend auf ihrer Stammburg wollten sie niemand als Herrn über sich erkennen, außer dem Kaiser. Die Mächtigern strebten es den Fürsten gleich zu thun, und benutzten die Unruhen der Zeit, ihre Herrschaft zu erweitern, besonders seit dem Untergange des fränkischen, sächsischen und schwäbischen Herzogthums. So erhoben sich Adelsgeschlechter, die anfangs nichts als eine kleine Burg besaßen, Habsburg, Luxemburg, Würtemberg, Hohenzollern, Nassau, Mansfeld, Schwarzburg rc. Die Schwächern gingen zum Theil zu Grunde, da sie von den Mächtigern befehdet und unterworfen wurden, zum Theil erhielten sie sich durch wechselseitige Verbrüderungen, worin sie den verbündeten Städten nachahmten. Von dieser Art war der Schleglerbund in Schwaben, der St. Georgenbund in Bayern rc., deren wir in Verfolge der Geschichte noch gedenken werden. Das Treiben dieser kecken Ritter war sehr romantisch. Reichte der Schweiß ihrer zu tiefster Leibeigenschaft herabgewürdigten Bauern nicht hin, sie und ihre bewaffneten Knappen zu ernähren, so beraubten sie die reichen Klöster und die von Stadt zu Stadt ziehenden Kaufmannsgüter. Dann zogen häufig die Städter, zuweilen auch der Kaiser selbst gegen sie, viele ihrer Burgen wurden zerstört und sie selbst, wo man sie ergriff, an den nächsten Baum in Waffen und Sporen aufgeknüpft.

Nicht selten bauten mehrere benachbarte arme Ritter eine Burg auf gemeinschaftliche Kosten, wohnten darin zusammen und vererbten sie gemeinschaftlich auf ihre Kinder. Solche nannte man Ganerben. In Schwaben lebten einst fünf Ritterfamilien in einer Burg und hatten zusammen hundert Kinder. Noch bis in die Reformation erhielt sich der trotzige Geist dieser freien Burgherren, und

wie sie noch im sechszehnten Jahrhunderte den Fürsten den Rang abzugewinnen hofften, werden wir in der Geschichte der Berlichingen und Sickingen kennen lernen. Bei den Minnesängern stoßen wir öfters auf bittere Klagen der armen Ritter, daß sie, an Geburt den Fürsten gleich, doch an Gewalt so tief unter ihnen stehen müßten. In vielen Sagen lebt das Andenken wilder Ritter fort. Noch stehen am Neckar die vier Raubnester des berüchtigten Ritter Landschaden von Neckar-Steinach, der in des Reiches Acht und Bann kam, aber in schwarzer Rüstung mit verschlossenem Visire unerkannt einen Kreuzzug mitmachte, sich durch unglaubliche Tapferkeit auszeichnete und endlich dem Kaiser, der ihn im Kreise seiner Ritter belohnen wollte, das bekannte Gesicht des alten Räubers zeigte. Wer in Bayern kennt nicht den grimmigen Heinz von Stein? Und Geschichten, wie folgende, finden sich in alten Chroniken. Eine ganze Rotte hessischer Raubritter, angeführt von den Herren von Bibra, Ebersberg, Thüngen und Steinau, ließen sich, in Weinfässer versteckt, in das Städtchen Brückenau führen, krochen über Nacht aus den Fässern hervor und plünderten, wurden aber, da sie sich beim Zusammenpacken der Beute zu lange aufhielten, von den schnell entschlossenen Bürgern überfallen, und mit Verlust aller Beute zum Thore hinausgeworfen.

Eine zweite Richtung nahm das adelige Ritterwesen in dem Ritterorden. Auch diese athmeten noch den stolzen Geist alter Freiheit und Unabhängigkeit, und zugleich erhoben sie sich zu einer aristokratischen Macht, die den Fürsten gewachsen war. Der erste dieser Orden, die Tempelherren, wurden in den wälschen Landen so mächtig, daß der König von Frankreich seinen Einfluß auf den Papst benutzte, um sie auszurotten. Die Johanniter erhielten sich, da sie weniger nach Macht strebten. In Deutschland war nur der deutsche Ritterorden im Gegensatze gegen jene wälschen Orden in Ansehen. Wenn er sich mitten im Lande niedergelassen hätte, würde er gewiß den ganzen unzufriedenen Reichsadel mit sich vereinigt und den Fürsten einen starken Damm entgegengesetzt haben. Da er aber an die äußersten Gränzen nach Preußen auswanderte, blieb er den innern Angelegenheiten Deutschlands fremd, außer daß er sich fortwährend aus dem deutschen Adel recrutirte.

Eine dritte Richtung nahm der Adel im Lehenwesen, als Hof- und Dienstadel. Dieser bestand aus den alten Ministerialen, die wirklich am Hofe dienten, und aus den Vasallen, dem landsässigen Adel, der von den geistlichen und weltlichen Fürsten wegen geleisteter Dienste Lehen empfangen, oder aber sein ursprünglich freies Allod in ein feudum oblatum verwandelt hatte. Obgleich aus der Dienstbarkeit entsprungen, behauptete doch dieser Adel ebenfalls eine aristokratische Gewalt gegenüber den Fürsten. Oft bewaffneten sich die Vasallen gegen ihre Herren, so in Thüringen, Oesterreich, Bayern u. s. w., und endlich errangen sie als Landstände neue politische Rechte. Indeß war doch dieser Adel, wie durch den Lehenseid, so durch Gewohnheit und Interesse an die Fürstenhöfe gebunden. Viele Lehen waren unzertrennlich von Hofämtern, und welcher Ritter nicht vom Raube oder in der Einsamkeit eines Felsenschlosses leben oder sich in einen geistlichen Orden begeben wollte, der konnte, da man damals auf den Ackerbau und die ländliche Industrie noch keinen Werth legte, nur an den Höfen seinen Ehrgeiz, seine Prachtliebe, seinen romanhaften Hang nach minniglichen und heroischen Abenteuern befriedigen.

Capitel 252.

Das Ritterthum.

Der eigentliche Ritterstand (ordo militaris) kam in den Kreuzzügen auf, und wurde zuerst in Spanien von den gegen die Araber kämpfenden Gothen gegründet. Er war der ächte Sohn einer begeisterten Heldenzeit, sein Ziel die höchste männliche Ehre und sittliche Würde. Um ihrem Beruf mit Strenge obzuliegen, nahm die Ritterschaft die Form einer geschlossenen Innung an, dergestalt, daß Lehrlinge (der Edelknabe, Page, Guarzune, Waffenträger) und Gesellen (Knappen, Reisige) bei dem Meister (dem Ritter) die Waffenkunst schulgerecht lernten, mit ihm in den Kampf zogen und seine unzertrennlichen Gefährten bildeten, bis sie der Ehre der Meisterschaft sich selber würdig gemacht. Dieß geschah durch Bekleidung mit den ritterlichen Ehrenwaffen und durch Berührung mit dem Schwerte oder den Ritterschlag, der selbst für Könige die höchste Ehre wurde. Zum Zeichen aber, daß diese Ritterschaft dem Dienste Gottes sich gewidmet und zur gänzlichen Unterscheidung vom altheidnischen Heldenthume mußte der junge Ritter sich wie ein Priester durch Fasten und Kasteiung zur Ritterweihe vorbereiten und in weißem Gewande vor dem Altare das Gelübde thun, stets wahr zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, Wittwen und Waisen und die Unschuld zu beschirmen, und die Ungläubigen zu bekämpfen. Außer diesen allgemeinen Pflichten legte sich jeder Ritter die besondere auf, zu Ehre seiner Geliebten oder Dame zu streiten, und er trug ihre Lieblingsfarbe und ihr Zeichen, und ihr Name war sein Feldgeschrei. In der Heimath wurden die Turniere, im Morgenlande die Kreuzzüge Schulen und Kampfplätze der Ritterschaft. Dort herrschte die Liebe, die Ehre der Damen, hier die Frömmigkeit und Ehre Gottes.

Das Ritterthum ging aus dem uralt heidnischen Heldengeiste des deutschen Volkes hervor, wurde aber durch den Geist des Christenthums geheiligt. Die ritterliche Waffenschule war ganz den alten Heldengilden nachgebildet, und persönliche Tapferkeit und ungefüge Kraft noch immer das nothwendige Erforderniß des Helden. Auch in dem unbändigen Trotze der ausgearteten Raubritter und Raufbolde lebte noch die alte heidnische Männerlust. Nichts Anderes war es, was diese unbändigen Ritter alle Gesetze verhöhnen ließ, und jenes Faustrecht gründete, nach dem Wahlspruche des wildesten von allen, des Grafen Eberhard von Würtemberg: „Gottes Freund und aller Welt Feind!" So ganz aller Zahmheit abgeneigt, ein Geschlecht königlicher Adler horsteten sie hoch auf den Bergen, und verachteten, was in der Tiefe mühsam ein dunkles Leben hinschleppt. Jener wunderbare Höhensinn, der sie zu den sonnigen Berggipfeln trieb, um dort die stolzen Burgen zu gründen, von dort übermüthig auf alles andere Volk niederzuschauen, von dort die Thäler zu beherrschen, wie die Gipfel selbst, war noch ganz aus dem Heidenthume herübergepflanzt, das ebenfalls die Berge sich zu Stühlen der Könige, zu Altären der Götter auserkoren. Nicht minder aber lebte noch jener alte Natursinn in den Rittern, der vom freien Leben auf den Bergen, vom steten Tummeln unter freiem Himmel und von der beständigen und fast ausschließlichen Uebung des Leibes unzertrennlich ist, und aus diesem Naturleben auf sonnenhellen Höhen, in Wäldern, unter Blumen, erwachte der schöne zarte Geist der Poesie, der, nichts Erkünsteltes, aus der Natur selber wuchs, die schönste wunderbarste Blüthe.

Lebte so vieles von dem alten kräftigen Geiste der heidnischen Heldenzeit im neuen Ritterthume fort, so nahm dieses doch durch die christliche Weihe

einen höhern Geist in sich auf. Jene alte rohe Leidenschaftlichkeit, noch im Mittelalter die deutsche Wuth (furor teutonicus) genannt, verwandelte sich zu einer heiligen Begeisterung, zum freudigen Opfertode für sittliche Ideale. Nicht mehr die Kraft allein genügte zur Ehre, ihr ward ein Zweck gesetzt, Vertheidigung des Glaubens, der Frauen und der Unschuld. Nicht mehr der Sieg allein erwarb den Ruhm, ihm ward eine höhere Bedingung gesetzt, ehrenhafter Kampf, großmüthige Sitte. Nicht mehr das Schwert allein war Zeichen und Ehre des Ritters; es ward unterthan dem Kreuze des Glaubens und der Rose der Liebe, die mit ihm vereinigt die drei höchsten Symbole des christlichen Ritters bildeten. Im Gesange aber und in der Dichtkunst verwandelte sich das Schwert nach einem andern Symbole in den Fidelbogen, und wie dem Heldenkampfe ein höheres Ziel gegeben war, so ward auch der Heldensang ein anderer, höherer, heilig nicht dem Schwerte allein in der Heldensage, auch dem Kreuze im religiösen Gedichte und in dem Minneliede der Rose.

Capitel 253.

Hofdienst, Turniere, Minne.

Die Höfe des Kaisers, der Fürsten wurden natürliche Mittelpunkte des ritterlichen Lebens. Hier suchten die Ritter den Glanz, indem sie ihn den Höfen erst verliehen. Hier fanden sie sich zusammen, prüften ihre Kräfte, dienten den Damen, lernten feine Sitte. Immer nach dem Höchsten strebend liebten sie die äußern Zeichen desselben, Pracht in Palästen, Sälen, Rüstungen, Kleidern, und die höchste Würde der Kraft schien wieder nur in edler feiner Sitte zu bestehen. Die rohen deutschen Ritter sahen mit Bewunderung bei Franzosen, Spaniern, Normannen und selbst bei den Muhamedanern ein feines, adeliges Wesen, das sie sich alsbald anzueignen strebten. Sie lernten es an den Höfen auswärtiger Fürsten und brachten es den einheimischen. Nur die Höfe konnten Schule dieser neuen Höflichkeit seyn. Hier war Geselligkeit möglich, die den einsamen Burgen abging. Die Fürsten aber suchten wieder den höchsten Ruhm in der glänzendsten Hofhaltung, der gastfreisten Sitte, dem häufigsten Zuspruche fahrender Ritter.

Wenn ein Fürst ein Turnier ausschrieb, strömten die Ritter von weiten Enden herbei. Ein Herold oder Wappenkönig prüfte die Ritterbürtigkeit und Zulässigkeit zum adeligen Werk. Nach feierlichen Begrüßungen begann das Turnier in Gegenwart der Fürsten, der Damen, die den Preis austheilten, und unzählbaren Volkes. Boden, Licht und Sonne war gerecht abgetheilt, daß kein Kämpfer im Nachtheile stand. Auch alle Waffen mußten gleich seyn. Turnier bedeutet überhaupt Kampfspiel, und es gehörten dazu verschiedene Kampfarten, zu Fuß und zu Roß, mit bloßen Armen, Schwert, Lanze. Die Hauptsache war immer das Rennen oder Lanzenbrechen, wodurch die Kraft vor allem erprobt ward. Die Ritter saßen ganz in Eisen gekleidet auf eisenbedeckten Rossen und rannten mit langen schweren Lanzen gegen einander. Wer den furchtbaren Stoß aushaltend sich im Sattel erhielt, und den Gegner niederwarf, blieb Sieger. Dazu gehörte freilich eine nach unserm Maßstabe fast unglaubliche Leibesstärke und sichere Uebung. Jeder Ritter führte sein besonderes Wappen, dazu die Farbe seiner Dame und gewöhnlich auch einen Wahlspruch. Uebrigens waren die Wappen weder eine neue Erfindung, noch gehörten sie dem Adel allein an. Schon die Germanen hatten ihre Wappenschilde, jeder

ihrer Stämme, jeder Gau, jedes Geschlecht, und ausgezeichnete Personen wieder für sich, meist Thierbilder, die den alten Göttern entsprachen, oder Bezug auf die Natur des Landes, oder eine bestimmte Begebenheit hatten. Dasselbe blieb im Mittelalter. Wie das Reich, so hatte jeder Stamm seine Wappen, und wieder jedes Geschlecht, auch bürgerliche in den Städten, und einzelne Männer wählten sich wieder besondere Zeichen, so Heinrich der Welfe den Löwen, Albrecht von Brandenburg den Bären. Hierbei muß auch bemerkt werden, daß die Geschlechtsnamen mit dem Vorsatze von anfangs nichts weniger als eine Auszeichnung des Adels waren, indem jeder Bauer sich von dem Orte seiner Geburt oder Wohnung nennen konnte.

Das zweite Geschäft der Ritter an den Höfen war die Ausbildung der Ehre und ritterlichen Sitte. Hier schleifte sich das ungeschlachte viereckte Wesen ab, das sie von ihren Dörfern mitbrachten. Hier ward der noch oft blutgierigen Barbarei der Zügel der Sitten angelegt. Der rohe Held ward verachtet, wenn er in der Schule der Ehren nicht Meister geworden. Mit derselben Innigkeit und ernsthaft emsigen Genauigkeit aber, mit der die kräftige Natur des Volkes damals alles trieb, was ihm lieb und heilig geworden, ward auch die schwere Kunst der Ehre gepflegt, und bis zu einer unglaublichen Feinheit der Unterscheidung ausgebildet. Als in der Folge freilich der lebendige Geist aus dem Ritterthume gewichen, blieb dem Adel nur noch die todte Form der Ehre in ihrer Künstlichkeit zurück, namentlich in der verderbten Sitte des Zweikampfes, und in dem Dünkel der Vornehmigkeit.

Endlich war der ritterliche Frauendienst ein wesentlicher Bestandtheil der Hof- und Rittersitte. Den Ursprung nahm er schon in der heidnischen Verehrung der Frauen, verklärt ward er durch das Christenthum, schulgerecht zur Kunst und Sitte in der Geselligkeit der Höfe in und mit den Gesetzen der Ehre ausgebildet. Nie ein Frauenzimmer zu beleidigen, war Rittergesetz, da die Ehre schon jedem Starken gebot, den Schwachen zu schonen. Den Frauen aber zu dienen, auf ihr Geheiß und in ihrem Namen große Thaten zu vollbringen, sie zu Schutzgottheiten oder Heiligen zu wählen, unter ihren Farben zu siegen und zu sterben, dazu trieb die göttliche Erscheinung der Schönheit, Milde, Liebe in den Frauen noch immer, wie in uralter Zeit, und diese Schmiegsamkeit unter das zarte Joch sanfter, zur Demuth und Gottesfurcht erzogener Weiber trug das Allermeiste zur Entwilderung der Sitten, zum Gedeihen eines schönen Geistes der Bildung und Menschlichkeit bei. Nicht wer unter Männern zu siegen und die Ehre zu handhaben wußte, nur wer zugleich den Umgang und Dienst der Frauen, das Werben um ihre Liebe oder den Minnedienst verstand, durfte des Lohns der Minne, der Gegenliebe und der Hand der Geliebten sich versichern. Auch dieß ward zu einer Kunst gesteigert. Die Minne war eine Schule, und der Ritter mußte Liebesproben bestehen. In zahllosen Liedern und Gesängen wurden die Regeln der Liebe verkündet, und ihre Fälle mit der genauesten Umständlichkeit verhandelt. Es gab sogar Minnehöfe von ausgewählten Frauen und ritterlichen Sängern, die mit seltenem Scharfsinne über alle Fälle der Minne ihr Urtheil sprachen. In den romanischen Ländern hieß diese Kunst Galanterie; jetzt aber bezeichnet dieser Name auch bei uns nur noch das leere eitle Schattenbild der alten Minne.

Capitel 254.

Schwäbische Ritterpoesie.

Zwar durchdrang der poetische Geist des Mittelalters alle Stände; doch schloß den Clerus sein höherer Beruf von der sinnlichen Richtung aus, der Bürger und Bauer aber, an sein Handwerk gefesselt, war in den freien geistigen Höhen noch nicht heimisch geworden. Der höhere Zweck des Ritterordens, die Verbindung mit der Priesterschaft in den geistlichen Orden erschloß dem Adel die ganze Tiefe der Ideen, die in dem Glauben und den Geheimnissen der Kirche lagen. Wiederum waren die Ritter innig der Natur und ihrem Geiste vertraut, ja sie selbst in männlicher Herrlichkeit die höchste Blüthe der irdischen Natur. Vom Zaubergeiste des Waldes in schöner Einsamkeit der Burgen aufgezogen, nie gefesselt an ein mühseliges Erdenwerk, nur herrschend und spielend in den Reizen der Natur, kraftvoll mit starken Sinnen aufblühend, in Kriegen, auf Abenteuern, im Dienste der schönsten Frauen alles Hohe und Liebliche des Lebens erprobend, waren sie in den Mittelpunkt des Schönen gestellt, was die Erde bieten mag. An sie auch war die Dichtkunst der Vergangenheit geknüpft; alles Schöne und Heilige alter Sagen rankte sich an den uralten Stammbäumen der adeligen Geschlechter fort. Endlich fand der Adel allein Muße genug, den edlen Künsten des Gesanges zu leben, und er allein konnte diese Künste, als nothwendige Bildungsmittel zu vollendeter Persönlichkeit sich aneignen. Darum war die Poesie jener Zeit wesentlich Sache der Ritter und trägt wieder das Gepräge der Ritterlichkeit, so daß sie in dem Augenblicke eine andere Richtung bekam, als sie in die Hände der Bürger fiel.

In der deutschen Sprache waren unterdeß im Verlaufe der Zeiten zwei Hauptmundarten ausschließlich herrschend geworden, die schwäbische oder deutsche, darin sich die alemannischen, fränkischen (und gothischen) Mundarten vermischt hatten, und die sächsische oder niederdeutsche, auch plattdeutsche genannt, die von den sächsischen Stämmen auf die Wenden überging. Die schwäbische Mundart nun war wie das Volk, das sie redete, zur Poesie mehr geeignet, als die sächsische, aus Gründen, die allein in der Natur liegen. Das Gebirg, der mildere Süden, der nähere Einfluß der schönen und hochgebildeten romanischen Südländer begünstigte hier die lieblichen Blüthen der Poesie, die in dem platten und sandigen Boden im sächsischen Norden nicht gedeihen konnten. So sind nur wenige niederdeutsche Gedichte der Ritterzeit zum Vorschein gekommen, während in ganz Oberdeutschland und selbst in Thüringen und Schlesien in oberdeutscher Mundart eine ganze Welt von Liedern erschlossen wurde.

Die Blüthenzeit dieser schwäbischen Ritterpoesie beginnt im zwölften und endet im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wird also durch die Herrschaft der Hohenstaufen bezeichnet. Alle Hohenstaufen selber waren Sänger, nicht nur in der schwäbischen, auch in der italienischen Sprache, und einige von ihren Liedern sind noch erhalten. Die Höfe der Hohenstaufen waren Sammelplatz und Schulen der ritterlichen Sänger. Auch geringere Fürsten erwarben sich diesen Ruhm, vor allen Hermann, Landgraf zu Thüringen, Leopold, der vorletzte Babenberger in Oesterreich, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen, Johann von Brabant.

Alle Dichter waren Sänger und trugen lebendig im Gesange die Dichtung vor, oft unter Begleitung von Musik. Im Kreise saßen Ritter und Frauen, und der Sänger erhob sich und sang zur Harfe, dem Lieblingsinstrumente des Mittelalters. Doch scheint auch schon sehr frühe die Geige oder Fidel im Ge-

brauche

brauche gewesen zu seyn, daher die Sänger Harfener oder Fideler hießen. Jeder Ritter lernte die Kunst des Gesanges, die man für so nothwendig hielt, als die der Waffen. Die Ritter aber, die den höchsten Ruhm des Gesanges errungen, wurden eifrig gesucht und pflegten an den Höfen umherzureisen, um viele zu entzücken und sich selbst bekannt und beliebt zu machen.

In allen Dichtungsarten herrschte der Reim vor, eine uralte deutsche Erfindung, und dem Wesen der deutschen Sprache so ganz und ausschließlich eigen, daß ihn die ältern Völker, Griechen und Römer, nicht gekannt, die neuern romanischen Sprachen nur von der deutschen angenommen haben. Andere Völker kannten nur das Maaß der Verse, erst die Deutschen den Reim. Durch das Maaß wurde nur die Kürze oder Länge eines Grundtons, des Vocals, ausgedrückt; im Spiele der Reime dagegen ward der Unterschied der Vocale hervorgehoben, der verwandte vom abstoßenden ausgeschieden und dem verwandten zugesellt, und durch den Doppelklang der eigenthümliche Reiz eines jeden hervorgehoben. Dadurch erst ward die Sprache zur Musik mannichfaltiger Töne, während sie bisher nur im Auf- und Absteigen eines Tons befangen gewesen. Darum bezeichnet aber auch der Reim eine höhere Dichtungsart, indem er die Sprache auf eine neue und reiche Weise geschickt macht, das Schöne auszudrücken.

Capitel 255.

Minnelieder.

Uralt, wie Poesie und Liebe selbst, waren in Deutschland die Minnelieder. Wir dürfen nicht zweifeln, daß schon die altgermanischen Helden von Liebe gesungen haben, da sie alles, wovon sie ergriffen wurden, in raschem Herzensergusse im Gesange ausströmten. Die altnordischen Sagen belegen es zur Genüge. Aus der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen erfahren wir, daß die deutschen Nonnen Winlieder (Win, Freund) gesungen, die der fromme Kaiser als zu weltlich verboten hätte. Sie mögen sich erhalten und wieder erzeugt haben, ohne daß sie auf uns gekommen sind. Später finden wir nur meist lateinische und zu geistlichen Uebungsbüchern gehörige Liebeslieder an die Jungfrau Maria und andere weibliche Heilige. In der schwäbischen Ritterzeit geht aber mit einem Male eine strahlende Sonne der Minne am deutschen Himmel auf und weckt viel tausend Blumen auf, eine Welt voll Liebeslieder, und sie sind uns von etlichen hundert Sängern erhalten, während freilich das Meiste in der Zeiten Ruin verloren gegangen.

Der Hauptgegenstand dieser Lieder sind die Gefühle der Liebe in allen ihren wechselnden Fällen der Lust und des Grams, ihr Wahlspruch „Lieb' und Leid." Diese Lieder sind Blumen, ihre Wurzel das Herz, ihre Sonne die Liebe, ihr Wetter das Schicksal, ihr Boden die Natur. Die Wonne des Herzens vergleichen sie dem Frühling, die Qual dem Winter. Diese Naturansicht geht durch sie alle hindurch, schlingt ein Band um alle, und sie sind unter einander wieder nur wie die Blumen verschieden in hellern und dunklern Farben, zartern Düften und im Knospen, Blühen, Welken. Auch ihre Menge und die Masse des Gleichartigen entspricht einem bunten unermeßlichen Blumenfelde. Von der Schilderung der Gefühle findet dann ein Uebergang statt, theils in den erzählenden Ton der Geschichte, theils in den lehrenden Ton moralischer und religiöser Ansichten. Einzelne Fälle der Minne, Scenen zwischen Liebenden,

Scheidenden, merkwürdige Liebesgeschichten werden erzählt, oft noch in der engen Form des Minneliedes, bald aber in größerer Ausdehnung, von der Art was wir jetzt Romanzen, Balladen, Idyllen, Novellen, Romane zu nennen pflegen, immer aber in gereimten Versen. Den spätern Volksbüchern der schönen Magellone und Melusine liegen offenbar solche Gedichte zu Grunde. Die schönste Idylle ist der arme Heinrich von Hartmann von Aue, dem sanftesten aller Minnesänger. Ins Gebiet der Moral und Religion verbreiteten sich die Minnelieder auf mannichfache Weise. In vielen Liedern wurden Lehren der Minne gegeben, Warnungen, Spott ausgetheilt, die Fehler und Tugenden der Männer und Weiber, der Jugend und des Alters auf anmuthige Weise zur Sprache gebracht und als Beispiel aufgestellt, wobei widerstreitende Ansichten nicht selten in poetischem Wettkampfe ausgefochten wurden. Hierbei ist der Scharfsinn der Sänger in gleichem Maaße zu bewundern, wie in den Liedern des Gefühls der Reichthum und die Tiefe ihres Herzens. Zum religiösen Andachtsliede steigerte sich das Minnelied in den Lobgesängen auf die Jungfrau Maria, die als Ideal der höchsten Liebe wieder die Schirmerin jeder besondern wurde, auf die sich daher der ganze Minnesang ursprünglich bezieht, in der alle seine Richtungen den Brennpunkt finden.

So war dieser wunderbare Liebessang beschaffen, in dem die metallene Welt des Mittelalters in einen süßen Ton sich auflös'te. Der Geist dieser Minne ist uralt und ächt deutsch. Wenn er in der Provence zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zuerst erwachte, so spricht sich doch in den deutschen Minneliedern das tiefste, reichste und reinste Gefühl aus, und bei ihnen ist auch die höchste Ansicht der Liebe in der Anbetung der himmlischen Mutter vorzüglich herrschend geworden. Die Provençalen sind dagegen in scharfsinnigen Urtheilen über Minnesachen nirgend übertroffen worden; so wie die Nordfranzosen, Engländer und Skandinavier in Balladen und Romanzen das Meiste gethan.

Die Erhaltung der schönsten Minnelieder mit den Namen ihrer Verfasser verdankt die Nachwelt dem edlen Ritter Rüdiger Maneß von Manek, Bürger von Zürich, der sie ums Jahr 1300 mit großem Fleiße gesammelt und in einer mit Bildern reich ausgestatteten Handschrift hinterlassen. Dieser Codex ist 1815 in Paris vergessen worden. Ein anderer bedeutender Codex von Minneliedern befindet sich zu Jena, kleinere in Heidelberg. Unter den Minnesängern treten viele Fürsten hervor, besonders die Hohenstaufen, von denen aber Kaiser Friedrich II, Manfred und Enzio nur italienisch sangen; deutsche Minnelieder dagegen sind uns erhalten von Kaiser Heinrich VI und Conradin von Schwaben; ferner von dem Könige Wenzel von Böhmen, dem Herzoge Heinrich von Breslau, Herzog (Heinrich) von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Markgraf Heinrich von Meißen, Markgraf Otto von Brandenburg, und vielen andern Grafen und Herren, zum Beweise, wie sehr der Minnegesang bei den Höfen und unter den höchsten Ständen Deutschlands damals ausgebildet war. Die schönsten und zahlreichsten Minnelieder aber rührten von minder begüterten schwäbischen Edeln her. Der trefflichste unter ihnen ist Walther von der Vogelweide, der nicht nur von der Minne, sondern auch von dem Ruhme seines Volkes und von dem hereinbrechenden Verderben der Kirche und des Staates sang. Die zärtlichsten Verehrer der Frauen waren Ulrich von Lichtenstein und Heinrich Frauenlob in Mainz. Der letztere wurde von den schönsten Frauen in Mainz zu Grabe getragen und sein Grab mit Wein begossen.

Größere moralische Dichtungen, Lebensregeln enthaltend, waren König Tirols von Schotten Lehren an seinen Sohn, der Windsbek und die Winds-

belin, der wälsche Gast, Bescheidenheit des Freidank, der Renner des Hugo von Trimberg, die Fabeln des Striker, und ein Liebeslehrgedicht Gott Amur.

Capitel 256.

Das Nibelungenlied und Heldenbuch.

Uralte religiöse und Stammsagen hatten sich in Deutschland wie im hohen Norden erhalten. Die des Nordens wurden in der Edda gesammelt, rührten noch unmittelbar aus der heidnischen Zeit her und sind daher die treuesten Quellen für die Kenntniß des altnordischen Heidenthums. Die deutschen Sagen dagegen gingen theils unter den Verfolgungen, denen alles Altheidnische unterworfen wurde, verloren, theils wurden sie im Verlaufe der Zeiten umgebildet nach christlichen und ritterlichen Begriffen und nach dem poetischen Zwecke der neuen Dichter.

Ein unbekannter Sänger am Ende des zwölften Jahrhunderts verschmolz die schönsten alten Stammsagen der Franken, Burgunder, Gothen mit Beziehung auf Sachsen, Schwaben und Bayern zu einem einzigen großen Heldengedichte, das uns in die Zeit des Attila (Etzel) und der Völkerwanderung zurückversetzt, aber in der Schilderung der einzelnen Stämme und ihrer Helden nicht nur viele Züge der spätern Geschichte aufnimmt, sondern auch im Ganzen die Härte des alten Heidenthums durch den Geist des ritterlichen und minniglichen Hofdienstes und des Christenthums und durch die Sprache der neuerwachten schwäbischen Dichtkunst mildert. Dieses wunderbarste aller deutschen Dichterwerke ist das Lied der Nibelungen. Gleich einem Baume wurzelt es tief in der ältesten heidnischen Vorzeit, breitet aber seine blüthenvolle Krone erst in der an so vielem Schönen überreichen Zeit der Hohenstaufen aus. Wie an Erhabenheit und Reichthum des Inhalts, so an kerniger Kraft und süßem Liebreize des Verses übertrifft es alle andern Gedichte jener Zeit, und mit Recht sagt man, daß es für die deutsche Dichtkunst sey, was die Heldengedichte des Homer für die griechische.

Die Grundidee des Nibelungenliedes ist dieselbe wie die der Edda (vergleiche den Schluß des ersten Buchs dieser Geschichte). In beiden großen Gedichten ist der Kampf und Untergang der alten Heroenzeit dargestellt, in der Edda aber mehr mythisch-religiös, im Nibelungenliede mehr historisch. Dort dachte man sich die Götter und Naturkräfte als Kämpen, hier hatte man wirkliche Helden der Geschichte im Auge. Das Eigenthümliche der altgermanischen Heldennatur aber spiegelt sich in beiden ganz auf gleiche Weise. Selbst in der Ausführung stimmen beide Gedichte überein. In der Edda wird der Untergang der Götter durch des schönen Balders Tod und Loke's Verrath vorbereitet, so im Nibelungenliede der Untergang der Helden durch des schönen Sifrits Tod und Hagens Verrath; und wie die Götter der Edda zuletzt im allgemeinen Weltbrande untergehen, so die Nibelungen in Etzels brennendem Palaste, den sie bis auf den letzten Mann vertheidigen. Diese Uebereinstimmung ist nicht zufällig. Das Schicksal der alten Heldenzeit war vorausbestimmt; es mußte sich im Kampfe aller gegen Alle in der Völkerwanderung erfüllen, und die neue mildere Zeit, welche die Edda nach dem Weltbrande verhieß, mußte mit dem Christenthume und zuerst mit der weisen Gesetzgebung Theodorichs des Großen beginnen. So faßte auch der Dichter des Nibelungen-

liedes die alte Zeit auf. Von allen Seiten her sammelt er die deutschen Helden an Etzels Hof, und läßt sie hier sammt dem Hunnenreiche in einem ungeheuren Kampfe untergehen, in welchem allein Dietrich von Bern als Sieger übrig bleibt, um eine neue Zeit zu begründen.

Die fränkische Sage von Sifrit, die burgundische von Gunthachar bilden den Anhaltspunkt des Gedichts, aber es greift durch den reichen Kranz von Helden, die es an Etzels Hof zusammenführt, in alle alten Sagen und Geschichten des deutschen Volkes ein, wie die Gedichte Homers durch den griechischen Heldenkranz um Troja alle griechischen Sagen verbindet. Der nordische Theil dieser Sagen ist noch weiter ausgeführt in der Edda und den Saga's; der südliche Theil aber in dem deutschen Heldenbuche. Hier treten außer der longobardischen Sage vom Könige Otnit vorzüglich die gothischen Sagen von Wolfdietrich, Hildebrand und Dietrich von Bern, und der Kampf der Franken und Gothen in der Sage vom Rosengarten hervor. Eine ganz alte religiöse Mythe vom Sonnenlaufe durch den Thierkreis scheint der Sage von Wolfdietrich zu Grunde zu liegen; dagegen ist der fränkisch-gothische Kampf offenbar schon im Sinne späterer Parteiungen in den ghibellinisch-welfischen hinübergespielt.

Die in lateinischen Versen geschriebenen Geschichten Heinrichs IV, des Sachsenkriegs und Friedrich Barbarossa's (Günther Ligurinus) sind Nachahmungen der altrömischen Dichter. Dagegen sind folgende in deutschen Reimen abgefaßte Heldensagen dem Geiste und Tone des alten Heldenbuches näher verwandt: die schöne Sage vom Herzog Ernst von Schwaben (ein Werk Heinrichs von Veldek, aber auch von Andern behandelt), die mit Wundern ausgeschmückte Geschichte Heinrichs des Löwen, Ludwigs von Thüringen, Friedrichs von Schwaben, Friedrichs des Streitbaren, Gottfrieds von Bouillon, Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preußen (von Conrad von Würzburg) ꝛc. Dahin gehören auch die Stammsagen berühmter Geschlechter, die der Welfen (oben schon erwähnt), der Luxemburger (die schöne Melusina), der Grafen von Provence (die schöne Magellona). Auch der niedere Adel hatte seine Sagen, z. B. die schöne Geschichte von Peter von Staufenberg und der Meerfei (verfaßt von Eckenbold). Auch war kaum Eine Tugend der christlichen Heldenzeit, die nicht wie in Legenden, so in Volkssagen verherrlicht wurde; so z. B. die Treue in der Sage vom treuen Eckhart.

Capitel 257.

Der Sagenkreis von Karl dem Großen.

Das deutsche Volk hatte sich seit der Völkerwanderung die romanische, und seit den Kreuzzügen auch die griechische und orientalische Bildung aufgeschlossen. Der deutsche Natursinn, die deutsche Gemüthlichkeit und Naivetät, die deutsche Kraft und Ehre verschmolz mit den feinern Gedanken und schönen Bildern des griechisch-römischen Alterthums und mit den phantastischen Zaubermährchen des Morgenlandes. Der Geist des Christenthums und Ritterthums verband die edlen Sänger in einem heiligen Ernst, der aber ein anmuthiges Spiel mit den poetischen Wundern des alten und fremden Heidenthums zuließ.

Schon im zwölften Jahrhunderte fing man an, die schönsten Gedichte des classischen Alterthums frei in deutschen Reimen umzuarbeiten. Heinrich

von Veldek schrieb die Eneidt (Virgils Aeneide), Conrad von Würzburg dann den trojanischen Krieg (Homer), Rudolf von Montfort die Thaten Alexanders des Großen, Albrecht von Halberstadt übersetzte den Ovid.

Die meisten Dichter aber suchten mit willkürlicher Phantasie alles Wunderbare aller Zeiten zusammenzufassen, und wählten zum Mittelpunkte dafür den in der Erinnerung der Völker glanzumstrahlten Karl den Großen. Auf ihn häuft diese Dichtkunst des Mittelalters alles Erhabene, was ihr Sage und Geschichte darbot. Auf ihn werden auch die Tugenden und Thaten späterer Kaiser übergetragen. Karl erscheint als das Ideal und Muster aller. Um ihn her aber reiht sich eine Tafelrunde von zwölf Helden, an die wieder alle aus der Geschichte, Sage oder auch nur Idee entlehnten besondern Heldentugenden übertragen sind. Sie alle beurkunden theils ihre Ehre, edle Sitte und minnigliche Zartheit am Hofe des großen Karls in Turnieren und galanten Abenteuern, theils ihre Heldenkraft und ihre christliche Begeisterung im Kampfe gegen die Ungläubigen. Unaufhörlich kämpfen sie mit Heiden und Mohren, mit ihnen sind die Heiligen und Engel, gegen sie die Geister der Hölle, Zauberer und Dämonen. Der Helden größter ist Roland, besonders gefeiert in dem Rolandsliede des Pfaffen Conrad. Erhalten sind uns ferner: Karl der Große und die Schlacht bei Ronceval, ein Gedicht von den Ahnen Karls des Großen, Karls Liebesbezauberung, Karls Recht, Karl und Elegast, weiter die Geschichte besonderer Helden, Ogiers von Dänemark, Wilhelms des Heiligen von Orense ꝛc. Dahin gehört auch die zarte Liebesgeschichte Flos und Blanceflos, aus dem Romanischen übertragen.

An diese Gedichte schließen sich einige andere an, die das Kaiserthum nicht mehr auf seiner glänzenden Höhe, sondern schon im Verfalle, und die Helden nicht mehr im Dienste desselben, sondern schon im Kampfe gegen dasselbe schildern. Sie sind von den Franzosen ausgegangen, wurden aber in Deutschland aufgenommen und verbreitet. Der trotzige Vasallenadel Frankreichs gefiel sich darin, sich selbst in voller Heldenherrlichkeit, die Könige aber schwach zu zeigen, und der deutsche Adel hatte dieselbe Politik, den Kaisern gegenüber. Sofern aber Kaiser oder König tyrannisch und ungerecht, der von ihm verfolgte Held dagegen mit aller ritterlichen und christlichen Tugend ausgerüstet erschien, gefiel der letztere und sein Trotz gegen den Kaiser auch dem Volke. Daher fand das schönste jener französischen Gedichte, Reinald und seine Brüder, oder die vier Haimonskinder, woran sich auch die Sage von ihrem Vetter, dem Zauberer Malegys anschloß, ungemeinen Anklang in Deutschland, und wurde zu einem noch jetzt allgemein verbreiteten Volksbuche. Es ist die Stammsage der Bourbons in Frankreich, und unter allen Gedichten aus dem Sagenkreise Karls des Großen das vortrefflichste.

Wieder in anderer Weise bildeten die deutschen Reimchroniken einen Uebergang von der Poesie des Kaiserthums zu der des Papstthums, von den Heldengedichten zu den Legenden. So schon im eilften Jahrhunderte die schöne Kaiserchronik, und im dreizehnten Jahrhunderte die Chroniken von Rudolf von Hohenems, von Enikel, von Ottokar von Hornek, Hagens Kölner Chronik, die Nürnberger, Holsteiner und Braunschweiger Reimchroniken. Hier sind Geschichte, Sage und Legende verflochten. Auch viele einzelne Erzählungen wurden von Griechen und Romanen gesammelt und ins Deutsche übertragen. Die berühmteste Sammlung, der erste Anfang der Roman- und Novellenpoesie war das Buch der sieben weisen Meister.

Capitel 258.

Der Sagenkreis vom heil. Graal.

Die altgermanische Heldenkraft hatte sich durch das Christenthum veredelt, und in den Kreuzzügen zum höchsten Ideale des geistlichen Ritterthums erhoben. Dieses Ideal in seiner ganzen Reinheit aufzufassen und mit dem Schmucke der Dichtkunst zu bekleiden, machten sich die edelsten Sänger da zur Aufgabe, wo das Königthum minder mächtig, der aristokratische Rittergeist aber ausschließlich in Flor war, nämlich in der zwischen Frankreich und England schwankenden Bretagne und in der zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche schwankenden Provence. Zuerst knüpften die bretonischen Dichter diese ideale Ritterpoesie an ihre alten Stammsagen von dem wunderbaren Könige Artus an. Auch diesen umgab eine Tafelrunde von zwölf Rittern, hier aber herrschte nicht wie in den Sagen von Karl dem Großen der König, sondern hier herrschten die Helden vor, und ihr Aufsteigen von roher Kraft bis zur geistigsten Reinheit war der eigentliche Gegenstand dieser Poesie. Ein kräftiges, aber noch ganz ungeschlachtes, thörichtes Kind tritt der werdende Ritter in die Bahn, muß Tadel und Mühen dulden, unerhörte Gefahren bestehen, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbringen, bis er die Rohheit abgeschliffen, über die Welt und sich nachdenklich geworden, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menschlichkeit gewonnen, bis der Stern in der Brust ihm aufgegangen, der ihm leuchtet auf der höchsten Bahn, der ihn in Entsagung alles Gemeinen, in Demuth vor dem Höchsten, in unwandelbarer Standhaftigkeit und ewiger Sehnsucht einem Ziele zuführt, das in Erkenntniß des höchsten und heiligsten Geheimnisses der Welt besteht, wodurch der Mensch geistig vollendet, ein Heiliger und Engel auf Erden wird. Der Gegenstand des Zieles ward symbolisch ausgedrückt in dem heiligen Graal, dem Gefäße des Abendmahls Christi, dessen Besitz durch jene Kraft und Entsagung errungen wurde, und dessen Wunderkraft den Besitzer über alle Menschen erhob. Diese Ansicht hat der tiefsinnigste und kraftvollste aller deutschen Dichter, Wolfram von Eschilbach, in seinen großen Gedichten Parcifal, Titurel und Lohengrin ausgesprochen, die erstern aber hat er von dem Dichter Kyot von Provence entlehnt. Obgleich aber der Parcifal nicht ursprünglich deutsch ist, hat ihn doch Wolfram von Eschilbach so dargestellt, daß er nicht nur als ein Ideal des Ritterthums, sondern zugleich auch als ein Gleichniß des deutschen Volkes erscheint, denn gerade so wie Parcifal von wilder Knabenthorheit zu hoher Weisheit sich emporkämpft, so hat auch unser Volk den großen Entwicklungsgang aus tapferer Barbarei zur feinsten geistigen Cultur genommen. In denselben Sagenkreis, die mannichfaltigsten Seiten des Ritterthums in einer Welt voll Thaten und Wunder schildernd, gehören Iwein von Hartmann von Aue, Wigoleis von Wirin von Gravenberg, Lanzelot vom See von Ulrich von Zazichoven, Daniel von Blumenthal (nach Alberich von Vicenza vom Sticker), Wigamur, Tandarvos und Flordibel, der Aventure Krone und mehrere andere.

Eines der herrlichsten Gedichte dieser Zeit und für alle Zeiten ist der Tristan, nach Thomas von Britannien zuerst deutsch bearbeitet von dem trefflichen Gottfried von Straßburg, dann fortgesetzt von Heinrich von Vriberg und Ulrich von Thürheim. Sein Gegenstand ist der Triumph der Minne, deren Allmacht alle Hindernisse überwindet und selbst den Geboten der Kirche trotzt. Aus keinem andern Gedichte erkennen wir so gut, welch freie Herzen unterm Harnisch schlugen.

In dieser Weise hat das Mittelalter auf seiner Höhe sich selbst begriffen und darzustellen gewußt, und die innerste Tiefe des Gemüthes wie das Räthsel des großen Weltlebens mit dem goldenen Schlüssel der Dichtkunst sich aufgeschlossen. Nur wer an diesen Quellen geschöpft, mag jene wunderbare Zeit zu verstehen glauben.

Capitel 259.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

An den Höfen der Fürsten sammelten sich die Ritter, und wie hier die Einen im Turniere mit den Waffen wetteiferten, so die Andern im Gesange mit geistigen Waffen. Scharfsinn und Erfindungskraft forderten sich von selbst zum Wettkampfe, und der Ruhm weckte Nebenbuhler. Auch dem politischen Kampfe der Zeit konnten die poetischen Waffen nicht ganz fern bleiben. Endlich gingen die deutschen Dichter verschiedene Wege, und augenscheinlich haben sich die Sänger des deutschen Sagenkreises denen des heiligen Graals gleichsam als Nationaldichter den Weltdichtern gegenüber gestellt.

Alle wetteifernden oder zwieträchtigen Kräfte finden wir nun in einem großen Kampfspiele mit einander ringen, das eben dadurch einen so großen Ruhm erworben, in dem Sängerkriege auf der Wartburg. Landgraf Hermann von Thüringen versammelte die edelsten Sänger Deutschlands auf der Wartburg. Das waren: Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschilbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Ofterdingen, Klingsor von Ungerland. Mit Räthseln und sinnreichen Fragen begannen sie an Scharfsinn, Witz, Schnellkraft und Tiefe des Geistes sich zu überbieten. Dann erhob Heinrich von Ofterdingen den Ruhm Herzog Leopolds von Oesterreich, und Wolfram von Eschilbach den des Landgrafen Hermann. Ohne Zweifel griff hier ein tieferer Zwiespalt ein. Gerade diese beiden Sänger hatten die entgegengesetzten Richtungen der deutschen Sagenpoesie und der Poesie des heiligen Graales am reinsten ausgebildet, und wiederum wird der Parteienkampf der Zeit zwischen Welfen und Ghibellinen in ihren Gedichten bemerkbar. Darauf deuten schon die Namen der rheinisch-deutschen Nibelungen und der italienisch-gothischen Wölfinger, und ein Gedicht des Heinrich von Ofterdingen: der kleine Rosengarten, spricht sich so parteiisch für die Wölfinger aus, daß man dabei neue politische Beziehungen mit Nothwendigkeit voraussetzen muß. Die Sage meldet, der Streit zwischen Wolfram und Heinrich sey so ernsthaft geworden, daß sie um den Preis des Lebens gesungen. Der Scharfrichter sey bereit gewesen, denjenigen von beiden auf der Stelle hinzurichten, der von dem andern besiegt werden würde. Da sey der gewaltige Eschilbach mit seinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich von Ofterdingen aber sey durch die Zauberei des fremden Sängers und Schwarzkünstlers Klingsor von Ungerland gerettet worden. Dieser Kampf geschah in dem großen Saale auf der Wartburg, der noch heute vorhanden ist, im Jahre 1207.

Capitel 260.

Die Städte.

Von kleinem Ursprunge wuchsen die Städte zu einer Macht heran, die Königen trotzte und eine der wichtigsten Stützen des Reichs wurde. Der innere Grund dieses Wachsthums ist in der großen Entwicklung des deutschen Lebens selbst zu suchen. Früher besaß das Volk nur gefestete Grundgüter; indem ein ungeheurer Reichthum beweglichen Gutes dazu geschlagen wurde, war ein Stand nothwendig, der ihn in Handel und Wandel vertrieb. Die überfließende Kraft des Reiches mußte sich endlich auch auf das Meer werfen und eine große Handels- und Seeherrschaft begründen, was wieder nur von Städten ausgehen konnte. Die steigende Bildung hatte vielfältige Bedürfnisse erzeugt, die nur durch den ineinandergreifenden Fleiß und Verkehr vieler Hände in den Städten befriedigt werden konnte. Endlich suchte der freie Geist des Volkes, der durch das Lehensystem auf dem Lande allzu sehr eingeschränkt wurde, in den freien Bürgerschaften der Städte einen Zufluchtsort, und drängte zu einem unabhängigen Stande hin, der zwischen Herren und Knechten die Mitte hielt.

Die Mittel aber, wodurch sonach die Macht der Städte sich äußerlich erweiterte und befestigte, waren theils Privilegien, welche die Kaiser den Reichsstädten, Fürsten den Landstädten ertheilten, theils die Gewalt des Geldes und der Waffen, wodurch sie sich selbst größer machten, theils die Vortrefflichkeit der innern Verfassung. Die Kaiser ertheilten den Städten um so bereitwilliger Privilegien, und befreiten sie von der Gerichtsbarkeit der Landesherren, Bischöfe und Reichsvögte, als sie gerade in der Macht unabhängiger Städte gegen die übermächtigen Fürsten und gegen die Päpste eine Stütze fanden. Viele Fürsten aber fanden in ihren Landstädten ebenfalls theils Schutz gegen ihre Aftervasallen, theils eine unversiegbare Quelle des Reichthums, und begünstigten sie auch schon darum, damit sie sich nicht zu freien Reichsstädten erheben, und ganz von ihnen unabhängig machen möchten. Daher genossen die Landstädte fast alle Freiheiten der Reichsstädte. Wenn die Kaiser keine Privilegien ertheilten, so befreiten sich die Städte selbst mit gewaffneter Hand, denn leicht ward eine zahlreiche stolze Bürgerschaft eines Bischofs und seiner Vasallen mächtig. In allen großen Bischofsstädten wurden die bischöflichen Vögte vertrieben, die Burg oder das Castell der Stadt von Bürgern besetzt, und eine unabhängige republicanische Verfassung der Bürgerschaft eingeführt, nachher auch von den Kaisern bestätigt. Wo noch Reichsvögte waren, wurden sie von den Kaisern freiwillig zurückgezogen, und die Regierung den Stadträthen übergeben. Auch auf Kosten des umliegenden Landadels breiteten die Städte sich gewaltsam aus, indem sie seine Burgen brachen und seine Unterthanen als Pfahlbürger aufnahmen, oder durch große Summen Geldes seine Güter auskauften.

Capitel 261.

Verfassung der Städte.

Im äußern Verhältnisse zum Reiche hatten die Städte sich folgende Rechte gesetzlich erworben oder angemaßt.

Die Reichsunmittelbarkeit, wovon nur die Landstädte ausgenommen waren. Alle großen Städte wurden Reichsstädte, die von niemand abhingen, als vom Kaiser und Reiche, über die kein Fürst und Bischof mehr zu gebieten hatte. Der Kaiser allein konnte ihnen einen Vogt setzen, oder ihnen durch Privilegien die Selbstregierung erlauben. Dafür waren sie nur zur Heerfolge unter dem Banner des Reiches verpflichtet, und zu Beeden (erbetenen Hülfsgeldern).

Die Selbstregierung. Sie konnten sich selbst Gesetze machen, die der Kaiser nur bestätigte. Anfangs hatten die Landesfürsten diese Gesetze zu Gunsten der Bürger entworfen, so zuerst die Zähringer das Stadtrecht von Freiburg im eilften Jahrhunderte, Heinrich der Löwe das Stadtrecht von Lübeck. Sehr alt und hochberühmt ist das Stadtrecht von Soest, das Soester Skrau genannt, aus dem zwölften Jahrhunderte. Ihm folgt das von Stade noch vor 1204, das von Schwerin 1222, von Braunschweig 1232, dann die von Mühlhausen, Hamburg, Augsburg, Celle, Erfurt, Regensburg u. s. w. Mit der eigenen Gesetzgebung verband sich die eigene Gerichtsbarkeit. Die Bürger der Reichsstädte waren von jedem Landgerichte ausgeschlossen, und nur ihrem Stadtgerichte unterworfen, das früher der Vogt, später der Stadtrath verwaltete, mit aus der Bürgerschaft zugezogenen Schöppen, und von wo nur an den Kaiser appellirt werden konnte. Die Verwaltung endlich ging ganz auf den Rath über, dessen innere Verhältnisse wir nachher betrachten wollen.

Freiheit, Ehre, Recht der Waffen (jus armorum). Alle Bürger waren freie Männer, als solche geehrt, führten den Rittern gleich die Waffen, und waren der ritterlichen Würde fähig, wovon erst später Ausnahmen gemacht wurden.

Grundbesitz, lehensherrliches Recht. Der Grund und Boden der Stadt gehörte der Bürgerschaft zu eigen. Sie konnte denselben erweitern durch Kauf und Vertrag, that es auch oft durch gewaltsame Ausrottung des benachbarten Raubadels, und ertheilte hinwiederum das gewonnene Gut ihren eigenen Bürgern oder Auswärtigen als Lehen.

Daran knüpfte sich das Recht, Pfahlbürger anzunehmen. Dieß widerstritt zwar den Rechten des Adels durchaus, ward daher immer und immer wieder verboten, brachte jedoch den Städten sowohl als den unterdrückten Landsassen so viele Vortheile, daß es bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts nie völlig ausgerottet werden konnte. Viele vom Adel entschlossen sich daher, sammt ihren Dörfern und Hintersassen in benachbarten großen Städten das Bürgerrecht zu nehmen, weil sie dieß allein sicher stellen konnte. Dadurch gewannen vornehmlich in Italien und der Schweiz die Städte die größte Ausdehnung.

Hiermit hing überhaupt das Schutzrecht zusammen. Das gemeine Volk, was unaufhörlich in die Städte strömte, um daselbst zu dienen, Handwerke zu lernen oder zu treiben, bildete die Hintersassen der Städte, hatte sonst aber kein Recht in Regierungssachen mitzusprechen. Zu den Schützlingen gehörten auch die Juden, die sich überdem eines allgemeinen Schutzes des Kaisers erfreuten. Sie durften nur in abgesonderten Gassen wohnen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen und dem Kaiser große Steuern zahlen, daher sie

Kammerknechte des Reichs hießen. Der Kaiser bestellte ihnen Judenvögte. Uebrigens durften sie ihre innern Angelegenheiten selbst besorgen durch ihre gegewählten Rabbiner, und ihren Gottesdienst in Synagogen halten. Von jedem edlern Geschäfte ausgeschlossen, blieb ihnen nur Wucher und kleiner Kram übrig. Sie bedienten sich desselben aber so geschickt, daß sie nicht selten äußerst reich wurden und die Christen zu Schuldnern hatten. Dieß und ihr fremder Glaube zogen ihnen vielfache Mißhandlungen zu.

An jene Rechte knüpfte sich wieder das Recht der Colonien. So durften die Nordseestädte in Preußen und Liefland neue Städte gründen, und fast in allen Ländern Europa's Handelsniederlagen errichten.

Das Recht politischer Bündnisse und Kriege. Dieß erzeugte sich im Drange der Umstände von selbst, und ward von den Kaisern allemal bestätigt, wenn die großen Städtebünde und ihre Kriege gegen Fürsten und Adel der kaiserlichen Macht vortheilhaft schienen.

Das Recht der Regalien. Viele Städte wurden mit den Regalien belehnt, mit dem Münzrechte, Zollrechte, mit Bergwerken und kaiserlichen Gütern.

Marktrechte. Alle Städte erhielten das Recht, große Märkte zu halten, zu denen das Landvolk sich einfinden mußte, weil keine Krämer mehr auf das Land kamen. Zu diesem Behufe ward auch kein Handwerker mehr in den Dörfern gelitten, sondern alle mußten zunftmäßig in den Städten wohnen. Viele Städte erhielten auch das Stapelrecht, d. h. alle Waarenzüge, die durch die Stadt oder auf Flüssen bei ihr vorbeizogen, mußten anhalten und die Waaren eine Zeit lang feil geboten werden. Endlich wurden alle großen Festlichkeiten und Versammlungen in die Städte verlegt.

Handelsrechte. Den Städten ward erlaubt zu handeln, wohin sie wollten, und sich deßfalls selbst Gesetze zu geben. Zu diesem Behufe wurden sie im Innern des Reiches durch Zollfreiheit und Befreiung von allen Handelssperren, so wie bei auswärtigen Mächten durch kaiserliche Fürsprache unterstützt.

Unter allen deutschen Städten war die heilige Stadt Köln die größte und schönste, doch genoß Aachen, als die alte Pfalz Karls des Großen, ein noch ehrwürdigeres Ansehen. In Aachen machte sogar die Luft frei, und selbst gegen des Reiches Acht und Bann gewährten ihre Mauern sichern Schutz.

Capitel 262.

Geschlechter und Zünfte.

Schon im 160sten Capitel ist das Verhältniß der aristokratischen Altbürger oder Geschlechter (vornehmlich Kaufleute) zu den schutzhörigen Handwerkern erörtert worden. Mit der Zeit hatte sich die Zahl der nach ihren verschiedenen Beschäftigungen in Zünfte abgetheilten Handwerker ungeheuer vermehrt, während die Zahl der Geschlechter dagegen durch Aussterben und Nichtaufnahme neuer Familien sich verringerte. In den großen Fehden der Städte konnten die Geschlechter die Arme der Handwerker nicht entbehren, und auch bei der Erwerbung von Reichthümern mußten sie denselben einen verhältnißmäßigen Antheil gestatten. Es war also natürlich, daß die Zünfte bald ihr Haupt erhoben, und gegen die Aristokratie der Geschlechter ankämpften, um das Stadtregiment zu demokratisiren.

Die Einrichtung der Zünfte war dem uralten Vorbilde der Waffengilden abgesehen, und entsprach der Einrichtung der Ritterzunft. Man trat in die

Zunft als Lehrling, ward Gesell, endlich Meister. Der Gesell mußte wandern, gleich den ritterlichen Knappen. Zum Meister ward ein Meisterstück, eine Meisterarbeit erfordert, und an Ceremonien gebrach es bei dem Meisterwerden so wenig als beim Ritterschlage. Auf Ehre ward streng gehalten. Uneheliche Geburt, schlechter Lebenswandel schlossen von der Zunft aus. Um die Ehre zu wahren, ward strenge polizeiliche Aufsicht gehalten, und in jeder Stadt ein Zunftmeister über jede Zunft gesetzt. Wer zur Zunft gehörte, ward von derselben in jeder Noth unterstützt. Jeder innere Zwiespalt ward als dem Ganzen schädlich beigelegt. In der Regel wohnten die Glieder einer Zunft in einer besondern Gasse bei einander, und hatten ihren gemeinsamen Stand auf dem Markte. Am meisten trugen die Zünfte zur Vervollkommnung einer jeden Kunst und jedes Gewerbes bei. Auf der Wanderschaft lernte der Gesell, was er zu Hause nie gelernt. Durch strenges Halten auf das Meisterstück und durch Ausstoßen jedes Pfuschers ward die Arbeit der Zunft immer vollkommener gemacht, und es war nicht nur Wetteifer der Meister in einer Zunft, sondern auch der Zünfte unter einander selbst, die beste Arbeit zu liefern. Um aller abgesonderten aufsichtslosen Pfuscherei vorzubeugen, wurden auf den Dörfern keine Handwerker mehr geduldet, sondern alle mußten in den Städten beisammen unter Aufsicht wohnen. Die Zünfte verschiedener Städte hingen in der Regel nicht zusammen; außer daß der Zunftgenosse einer fremden Stadt bei den Zunftgenossen der andern stets freie Herberge fand, und die allgemeinen Kunst- und Zunftregeln überall gleich waren. Nur die Kaufmannsgilden bildeten in der Hansa den großen Bund vieler Städte, und auch die Freimaurer hingen eng untereinander zusammen, da ihre Kunst bald hie bald da erfordert wurde, weßhalb ihre Zunft nicht an einen bestimmten Ort gefesselt seyn konnte. Sie theilten sich daher in ganz Deutschland nach den Himmelsgegenden in vier Classen, und jede derselben hielt sich an eine besondere Hütte (Bauhütte, symbolischer Ausdruck für Versammlungshaus), da die Meister zusammenkamen, gemeinsam über die Ausführung großer Bauwerke beriethen, Gesetz und Vorschrift in Kunst- und Zunftsachen ertheilten, neue Meister ernannten u. s. w. Die vier großen Hütten waren zu Köln, Straßburg, Wien und Zürich.

Man fürchtete die große Macht der Zünfte, und suchte sie zu unterdrücken. Fürsten, Bischöfe, Adel, so wie die Geschlechter in den Städten selbst waren heftig dagegen. Die klugen Kaiser jedoch begünstigten sie. Gunst und Ungunst entschied aber hier nichts. Die Kraft, die in den Zünften lag, brach sich selbst die Bahn. Wie konnten die wenigen Geschlechter der ungeheuern auf Waffen, Geld, Handwerksehre und innere Einheit trotzenden Masse der Gewerker widerstehen? Köln, Aachen, Straßburg, konnten jede 20,000 waffenfähige Bürger zum Kampfe stellen. Nürnberg stellte am Ende des Mittelalters 30,000 Mann. In Basel starben an der großen Pest im vierzehnten Jahrhunderte 140,000 Menschen, und die Stadt blühte dennoch frisch fort. In Löwen umfaßte allein die Zunft der Weber 4000 Meister und 15,000 Gesellen. Solchen gedrungenen Massen war nicht zu widerstehen. Es brachen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in allen Städten Empörungen aus. Oft siegten die Zünfte sogleich und trieben die Geschlechter aus, oder diese gingen in die Zünfte über; oft wehrten sich die Geschlechter mit ihrer Clientel und mit Hülfe des umliegenden Landadels noch eine gute Weile. Oft trat der Kaiser mit einem Machtworte dazwischen, oder die Nachbarn schufen einen Frieden der Parteien. Hieraus ergaben sich eine Menge sehr mannichfaltiger Verfassungen für die Städte, worunter wir aber im Wesentlichen folgendes unter

scheiden. 1) Die Geschlechter blieben am Regiment und im alten Rathe; es trat ihnen aber ein neuer Rath an die Seite, der aus den Zunftmeistern besetzt ward. 2) Alle Geschlechter wurden ausgerottet, und es bildete sich ein ganz neuer Rath aus lauter Zunftmeistern. Deßhalb ward die ganze Bürgerschaft in Zünfte getheilt, und die kleinen minder zahlreichen Gewerke vereinigten sich je mehrere in eine Zunft. Indem aber fast immer der Sohn bei der Zunft des Vaters blieb, erhielten sich wieder besondere Geschlechter im Besitze der Zunftmeisterwürde, und es trat oft eine neue Art von Patriciat ein. 3) Wo dieß der gemeinen Bürgerschaft gefährlich schien, so stellte sie dem Rathe einen Bürgerausschuß gegenüber, um über denselben zu wachen. Der erste hieß dann der kleine Rath, und hatte die ausübende Gewalt nach vorgeschriebenem Gesetze. Der Ausschuß hieß der große Rath, hatte die gesetzgebende Gewalt, und zog den kleinen zur Rechenschaft.

Am frühesten herrschten die Zünfte in den süddeutschen Städten; zu Basel und Ulm schon im dreizehnten Jahrhunderte. In Norddeutschland erhielten sich die Geschlechter durch das große Uebergewicht der kaufmännischen Zunft, in der sie herrschten. Zu Köln siegten die Geschlechter 1250—1270 unter Anführung der Overstolzen gegen den Erzbischof, und noch 1370 gegen die Zünfte in der sogenannten Weberschlacht. Daher tritt im Norden die demokratische Reaction erst mit dem Welken der Hansa und mit dem Freiheitsschwindel der ersten Reformationszeit ein.

Capitel 263.

Die Hansa.

Die Macht der Hansa wurde schon zur Zeit der Kreuzzüge vorbereitet. Heinrich der Löwe, der unablässige Verfolger der Wenden, lernte denselben ihre alte Schiffskunde ab, und impfte sie der Stadt Lübeck ein, die fortan der Mittelpunkt des Ostseehandels wurde. Durch ihre anfangs bloß aus Religionseifer unternommenen Kreuzfahrten lernten die Bürger von Bremen, Hamburg, Lübeck den schon ausgebildeten Handel der Genueser, Pisaner, Venetianer und Griechen kennen, und zugleich gewöhnten sie sich auf diesen Fahrten im Oriente, treu zusammenzuhalten gegen die Feinde und noch mehr gegen die falschen Freunde. Aus dieser ihrer ersten Waffenbrüderschaft im Morgenlande ging der deutsche Ritterorden hervor. Nachher verbündeten sich die Bürger in der Heimath selbst, ihr Recht zu wahren gegen die einheimischen Fürsten, und ihren Handelsvortheil gegen die ausländischen, zuerst 1241.

Dieser Hansabund erweiterte sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, daß er zuweilen über 70 Städte umfaßte, mit seinen Flotten die nordischen Meere beherrschte, ganze Länder eroberte, mächtige Könige beugte. Doch war die Verbindung der Städte nur locker, oft getheilt, oft eingeschlafen, und nur selten trat ihre ganze furchtbare Kraft zum Verderben ihrer Feinde hervor, wenn sie sich einmal entschlossen, einig zu handeln. Dieser Bund konnte des ganzen deutschen Nordens Herr werden, wenn er wollte; allein es wurde nicht einmal der Versuch dazu gemacht. Die Bürger hörten nie auf, sich als Kaufleute zu denken, und es war ihnen nur darum zu thun, die geistlichen und weltlichen Fürsten des In- und Auslandes zu zwingen, ihnen ihre Waaren unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen und abzukaufen. Ihr bürgerlicher Stolz fühlte sich geschmeichelt, wenn die Könige von Däne-

mark, Norwegen, Schweden und England, und die deutschen Herzoge, Grafen und Bischöfe vor ihnen zitterten; aber sie dachten nicht daran, nach dem Beispiele der alten römischen und selbst der gleichzeitigen lombardischen Bürger die Fürsten, welche sie besiegten, auszurotten, und das Gebiet derselben ihrer Republik einzuverleiben. Nichts bezeichnet so sehr den Geist des damaligen deutschen Bürgerstandes, als eben dieß. Die Sitten waren weit mächtiger als die Politik. Jeder Stand suchte es dem andern zuvorzuthun, aber er hätte es für unmöglich gehalten, ohne den andern zu leben.

Alle Städte, die zum Bunde gehörten, sandten ihre Vertreter zu dem Hansetage nach Lübeck, wo auch das Archiv war. Lübeck hatte den Vorsitz, bei zufälliger Verhinderung Köln. Später theilte man die verbündeten Städte in drei, noch später in vier Quartiere oder Kreise mit besonderer Hauptstadt und besonders gewähltem Aldermann. Diese Quartiere und Städte waren zur Zeit der höchsten Blüthe der Hansa im fünfzehnten Jahrhunderte: 1) die wendischen Städte, Lübeck, Hauptstadt des gesammten Hansebundes, allwo das Directorium des Bundes, das allgemeine Archiv, die allgemeine Casse sich befand, wo die größern Hansetage von den Deputirten aller Hansestädte abgehalten, Handelsspeculationen, Rüstung von Flotten, Krieg und Frieden berathen wurden; Hamburg, Bremen, Wismar, Rostock, Kiel, Greifswald, Stralsund, Lüneburg, Stettin, Colberg, Wisby auf Gothland u. s. w.; 2) die westlichen oder Westerlinge Städte, Köln mit den niederländischen Städten Nimwegen, Stavern, Gröningen, Dortrecht, Amsterdam, Utrecht, Maestricht, Emden, Zütphen &c. und den westphälischen Soest, Osnabrück, Dortmund, Duisburg, Münster, Wesel, Minden, Paderborn u. s. w.; 3) die sächsischen, Braunschweig, Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Eimbek, Hannover, Hameln, Stade, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Erfurt, Nordhausen, Mühlhausen, Zerbst, Stendal, Brandenburg, Frankfurt an der Oder, Breslau u. s. w.; 4) die östlichen oder Osterlinge Städte, Danzig, Thorn, Elbing, Königsberg, Kulm, Landsberg, Riga, Reval, Pernau u. s. w. Der deutsche Orden sandte ebenfalls seine Vertreter zu den Hansetagen, denn er blieb mit den Hansestädten in der engsten Verbindung, theils wegen seines Ursprungs, theils wegen der Lage Preußens, das nur von den Hansestädten aus deutsche Colonisten und Hülfe jeder Art erhielt, weil die unmittelbare Verbindung zwischen der germanisirten Mark Brandenburg und Preußen noch durch das wendische Pommern und durch Polen gehindert war.

So mächtig dieser Bund war, trennten sich seine Interessen. Der deutsche Orden wollte nur Land erobern, der Hansabund wollte nur Handel treiben. Die Städte an der Elbe und am Rheine wollten Schutz gegen die sie bedrohenden deutschen Fürsten, die Seestädte wollten nur dem Seehandel obliegen. Die Städte an der Nordsee haderten beständig mit den Flamändern, die sich auf Industrie und auf ihre Verbindung mit den Italienern stützten; aber die entferntern Ostseestädte wollten sich nicht drein mischen. So durchkreuzten sich die Bedürfnisse und hemmten die Bewegungen des Bundes.

Daß Flandern sich dem Reiche entfremdete, hat seinen vorzüglichen Grund in der Handelseifersucht jener Zeit. Die Hansa besaß zu Brügge nur eine Niederlassung, bis wohin sie ihre Waaren brachte, die dann von den Italienern abgeholt wurden, die flandrischen Städte selbst aber traten nicht in die Hansa. Eine zweite große Niederlassung besaßen die Kölner Kaufleute schon seit 1203 in der Stadt London in England. Dieß ist die berühmte, noch jetzt vorhandene Guildhall (Halle der Kölner Kaufmannsgilde). Später erhielt die Hansa das Handelsmonopol von ganz England. Eine dritte äußerst merk-

würdige Colonie der Hansa war die zu Bergen, hoch in Norwegen. Hier lebten 3000 hanseatische Kaufleute, Meister und Gesellen in klösterlicher Zucht ohne Weiber. Ueberhaupt durften sich die Hansen in ihren Niederlassungen nicht verheirathen, weil sie sich dadurch dem Lande, in dem sie lebten, zugewendet und der Hansa entfremdet hätten. Die vierte große Niederlassung war zu Nowogrod im nördlichen Rußland, seit 1277.

Capitel 264.

Handel und Gewerbe.

Nowogrod unterhielt die uralte Handelsverbindung zwischen den Ostseeküsten und Asien, und eröffnete der Hansa den Landhandel mit Asien, der anfangs nur über Riga, später aber, nachdem die Tartaren aus Rußland vertrieben, aber auch Nowogrods Freiheit von russischen Czaaren unterjocht wurde, über Breslau, Erfurt, Magdeburg und Leipzig ging. Außerdem kamen die Waaren des Orients auf dem alten Wege von Venedig über Ulm, und zur See nach Brügge. Indeß war der orientalische Handel damals noch ziemlich eingeschränkt. Man holte vorzüglich Gewürze, Spezereien, Seide, Edelsteine, Perlen, Gold, aber noch nicht jene ungeheuren Lasten von Baumwolle, Kaffee, Thee rc., wie jetzt.

Aus dem Norden wurden durch die Hansa Pelzwerk, Eisen, Häringe in großer Menge theils nach Deutschland, theils nach dem übrigen Europa gebracht; aus Frankreich vorzüglich Salz. Dagegen lieferte Deutschland zur Ausfuhr Bier und Wein, Getreide, Leinwand, Waffen, Böhmen insbesondere edle und halbedle Metalle und Steine, Flandern damals schon feine Tücher und Zeuge aller Art.

Das regste Leben war in den nordischen Seestädten, Riga, Danzig, Rostock, Lübeck, Hamburg und Bremen, denn hier hatte man die Waaren des Nordens aus der ersten Hand. Die Hanseaten waren nichts als Kaufleute; eigene Industrie verschmähend trugen sie nur dem Süden die Producte des Nordens zu, und umgekehrt, und dabei war ihr einziges Augenmerk, sich Handelsmonopole in fremden Ländern zu erkämpfen, um deren Concurrenz nicht fürchten zu dürfen. Darüber führten sie blutige Kriege mit den skandinavischen Reichen und mit England, behaupteten aber fast immer siegreich das einmal ertrotzte Monopol, so daß es den Engländern erst im fünfzehnten Jahrhunderte gelang, das drückende Joch der Hansa abzuschütteln und sich selbst auf den Handel zu legen. Mit derselben Eifersucht ordnete die Hansa auch im Innern ihres Bundes die Concurrenz, und das wurde eine reichliche Quelle innerer Streitigkeiten, da die Ausgleichung des gemeinsamen Vortheils schwierig war.

Im Binnenlande hätte die Donau die große Straße nach Asien bilden sollen, aber die Rohheit der Ungarn, Serbier und Wallachen, so wie die Feindschaft der Griechen, hemmte diesen natürlichen Weg. Inzwischen erhob sich doch Ulm während der Kreuzzüge durch den Donauverkehr zu einem bedeutenden Ansehen (später Augsburg). Wichtiger noch war der Rhein, ein durchaus von Deutschen umwohnter Strom, den zwar barbarische Ritter und Fürsten mit hohen Zöllen belegten, der rheinische Städtebund aber mit bewaffneter Hand von Jahr zu Jahr wieder frei machte. Der Hauptort am Rhein und der Mittelpunkt des gesammten europäischen Binnenhandels war Köln.

Hier flossen die Waaren von allen Weltgegenden zusammen, und nach einem weisen Gesetze der Hansa durfte kein Kaufmann, der von Westen aus Frankreich, Flandern, Spanien kam, seine Waaren weiter führen als bis Köln, keiner der von Osten kam, auch kein Niederländer, den Rhein weiter hinauf, kein Oberländer weiter hinab fahren als bis Köln.

Durch Kunstfleiß und Gewerbe zeichneten sich zuerst die Flamänder aus, deren Tuch- und Spitzenfabriken nicht wenig zur Vermehrung der Pracht und Zierlichkeit an den Höfen und bei den Vornehmen und Reichen beitrugen. Später suchte Ulm den Italienern in einigen Fabricaten nachzuahmen, doch erlangte erst Nürnberg, in der Mitte von ganz Deutschland, und vom Reize des auswärtigen Handels weniger gelockt, den größten Ruhm deutschen Kunstfleißes.

Der Verkehr mit dem reichen Oriente und die im zehnten Jahrhunderte im Harz, im zwölften im Erzgebirge und in Böhmen aufgedeckten Silberbergwerke brachten je mehr und mehr Geld in Umlauf. An die Stelle der alten Hohlpfennige (solidi, seit Karl dem Großen), die man nach Pfunden gewogen hatte, traten die schweren Groschen (solidi grossi), deren 60 auf eine Mark Silber gingen.

Capitel 265.

Bürgerliche Sitten.

Schon von außen gewährten die Städte mit regelmäßigen Mauern und Gräben, prachtvollen Kirchen, Rathhäusern, Privatgebäuden, besonders mit zahlreichen Thürmen, den herrlichsten Anblick. Die Straßen waren gepflastert, und wenn sie krumm und eng waren, so rührte das nur von dem unansehnlichen Ursprunge der Städte und ihrer allmählichen, unsichern, darum planlosen Erweiterung her. An jedem einzelnen Hause liebte man wieder Zierlichkeit, Giebel, Erker, Schnitzwerk, auch wohl Bildsäulen. Das innere der Gemächer war ebenfalls mit Schnitzwerk reich verziert, so wie alles Hausgeräthe. Kunstreich gestickte Teppiche fehlten nicht. Die Fenster wurden auch an Bürgerhäusern mit Glasmalereien angefüllt, welche die Bildnisse und Wappen der Besitzer oder den Hauspatron und Geschichten darstellten, die auf die Familie Bezug hatten. In den Kleidertrachten kam immer mehr Luxus auf, doch im Allgemeinen waren alle Trachten des Mittelalters schön und darauf berechnet, die natürliche Wohlgestalt noch mehr hervorzuheben. Viele Trachten des Morgenlandes wurden als neue Moden nach Deutschland gebracht, wie denn auch schon vorher durch die Verbindung der Ottonen mit Griechenland fremde Frauenkleider, phantastischer Kopfputz, Spitzhauben 2c. aufgekommen waren. Die Gärten füllten sich mit fremden Blumen, und auch fremdes Geflügel, Pfauen, Truthühner 2c. nahmen überhand.

Wir gewahren in den Städten Freiheitstolz und Ehre wie bei den Rittern, doch einerseits weder die erhabene adelige Gesinnung und poetische Tiefe, noch andererseits die Wildheit, die den Söhnen des Waldes eigen war. Das Handwerk und das Gefühl des untergeordneten Ranges trat dort, die freundliche Geselligkeit der Städte hier entgegen. Wohl erkannten die Bürger ihre Bestimmung, und von bettelstolzer Vornehmigkeit, die sich in den höhern Stand drängen will, war noch keine Spur. Der Schuster vergaß nicht, daß er Pech an sich habe; er sah dieß aber gerade als Ehrenzeichen seines Standes an.

Der Kaufmann schämte sich der Elle nicht. Alle Handwerkszeichen waren heilig. Wenn der Adel darüber spottete, so vertauschten sie oft das Schwert mit der Elle, der Scheere, dem Leisten, und schlugen die Ritter aufs Haupt, daß sie lustig den Spott umkehren durften. Das Lächerliche, was sich von selbst an mancherlei Hanthierungen und Lebensarten der Handwerker knüpft, ward von diesen selbst aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, und im Gefühle der Kraft und Würde als heiterer Scherz behandelt, eine Quelle der Volksbelustigung. Darum hatte jede Zunft bei öffentlichen Festen ihren Hanswurst, der alle lächerlichen Seiten des Standes anmuthig herauszukehren wußte.

Im Kampfe zeichnete die Bürger Ehrgeiz, Wetteifer mit dem Adel, große Tapferkeit, Geschick besonders in Vertheidigung und Belagerung aus. Auch übertrafen die Bürger in der Kunst des Massengefechts und der Stellungen den Adel immer, wo dieser ihnen in persönlicher Kraft überlegen war. Die ersten Feldherren, die dem rohen Faustkampfe ein Ende machten, gingen aus dem Bürgerstande hervor. Dieß rührte daher, weil die Bürger zuerst die mathematischen Kenntnisse pflegten.

Bei öffentlichen Festen war der Bürger höchst lebendig, ausgelassen. Gaukler, Possenreißer, Marktschreier, Maskenzüge, Fastnachtsspiele durften nicht fehlen. Hier freuten sich die Städte in voller gesunder Lust ihres Wohlstandes, und legten ihn zur Schau, ja man gefiel sich in der ausbündigsten Schwelgerei, und suchte eine Ehre darin, mit den schönsten Kleidern, mit dem reichsten Tafelgeschirre zu prunken und im Essen und Trinken das Aeußerste zu leisten. Besonders behaupteten die Deutschen ihren alten Ruhm als Trinker, und Pfaffen, Ritter und Bürger wetteiferten in der Kunst, die vollen Humpen zu leeren. Deßhalb pflegte man auch des Weinbaues und der Bierbrauereien mit großem Fleiße, so wie der Bienenzucht, da der Honig damals noch statt des Zuckers diente. Die Dilsburg am Neckar wurde einst bloß durch herabgeworfene Bienenkörbe vertheidigt.

Trotz dieser öffentlichen Ausschweifungen war der deutsche Bürger im Hause nüchtern und ernst, die Hausfrau sittsam und emsig, der Sohn gehorsam, die Tochter fromm und verschämt, die häusliche Sitte streng und rein. In Bezug auf die Religion war der Bürger weniger begeistert, wie der Ritter, weniger leichtsinnig als der Pfaff selbst, und weniger blind als der Bauer, vielmehr zum Nachdenken geneigt durch die sitzende Lebensweise beim Handwerke, oder gebildet durch Wanderungen und Handelsreisen. Daher neigten sich die Bürger je mehr und mehr zur Aufklärung und Reformation.

Eigenthümliche Erscheinungen in den Städten waren die Juden, die unter hartem Drucke in eine enge Gasse eingesperrt fortlebten, und sich nur vom Schacher ernähren konnten, weil man sie weder Grund und Boden besitzen, noch an einer Zunft Theil nehmen ließ; ferner die fahrenden Frauen in den klösterlich eingerichteten öffentlichen Frauenhäusern, die dem orientalischen Harem nachgeahmt worden zu seyn scheinen; und die Beguinen, fromme Jungfrauen und Wittwen, die sich ebenfalls in besondern Häusern, doch zu dem edelsten Zwecke vereinigten, nämlich zur stillen Andacht und Pflege der Kranken, ein Geschäft, für welches die eigentlichen Nonnen schon zu üppig und vornehm geworden waren. Dazu kamen bald noch die fahrenden Schüler oder Studenten in den neuen Universitäten, seit dem vierzehnten Jahrhunderte. Auch die Zünfte gefielen sich in besondern Farben und Abzeichen.

Capi-

Capitel 266.

Die freien Bauern.

In Schwaben und Sachsen erhielten sich die freien Bauergemeinden am längsten, namentlich in den Alpen, in Tyrol, Würtemberg, Friesland, Dithmarsen und einige unbedeutendere im Lande Hadeln, im Baireuthischen, bei Hall ꝛc.

Ursprünglich waren alle diese Gemeinden theils Gaue, theils Centen unter den Grafen und Centnern gewesen, und nur gleichsam als Inseln aus der großen Ueberschwemmung des Lehenswesens zurückgeblieben, hier größer, dort kleiner. Darnach bestimmt sich auch ihre größere oder geringere Macht und Freiheit. Nur die Friesen und Schweizer wurden mächtig genug, sich über die andern Stände zu erheben. In den übrigen Ländern standen die Bauern durchaus zurück.

In Friesland traten nach den Normannenkriegen an die Stelle der Grafen die Bischöfe von Utrecht und Bremen und unter dieser gelinden geistlichen Aufsicht erhob sich die alte Bauernfreiheit um so mächtiger wieder, als die Friesen überhaupt mit eiserner Beharrlichkeit an den alten Sitten hingen und sich mit keinem andern Stamme vermischten. Sie behaupteten daher neben den geistlichen Diaconen und dem Sindgerichte in jedem Gaue gewählte Volksrichter (consules anni) und ein selbstständiges Bauerngericht, und setzten ihre Freiheit sehr oft mit gewaffneter Hand gegen die Bischöfe durch. Gefährlicher ward ihrer Unabhängigkeit der mächtige und nach größerm Lehenbesitze strebende Graf von Holland, dem es wirklich 1005 gelang, Westfriesland an sich zu reißen und in hundertjährigen wiederholten Kämpfen zu behaupten. Die Ostfriesen schlugen aber nicht nur jeden Angriff siegreich ab, sondern waren auch stark genug, den thätigsten Antheil an den Kreuzzügen zu nehmen und den Ruhm ihrer Waffen ins ferne Asien zu tragen. Im Jahre 1219 traf Friesland eine furchtbare Wassersnoth, die Marcellusfluth genannt. Die gemeinsame Noth und die Gefahr, die noch überdem von den Nachbarn drohte, brachte alle Friesen in ein enges allgemeines Bündniß, das zwar schon in uralten Zeiten bestanden hatte, doch aufgelöſ't worden war. Dieß war die Vereinigung der sieben freien Seelande oder ostfriesischen Gaue am Upstalesboom, 1224. An dieser heiligen Stätte traten die Deputirten der einzelnen Gaue zusammen, um über die allgemeinen Angelegenheiten aller freien Friesen zu rathschlagen. Hier gaben sie sich allgemeine Gesetze, die sogenannten 17 Willküren und 24 Landrechte, wozu später die sogenannten Nebenküren traten und die endlich in ein Upstalesboomisches Gesetzbuch zusammengefaßt wurden, 1323. Außerdem zerfielen die einzelnen Landschaften Frieslands wieder unter viele kleine Stämme, die sich wieder selbst regierten, alljährlich einen Richter (rediewa) und einen sogenannten Talemann wählten, welcher letztere den etwaigen Willkürlichkeiten des erstern zu begegnen hatte. Jeder dieser Stämme hatte wieder sein eigenes Gesetz, ganz ähnlich den altgermanischen. Die wichtigsten sind das Hunsingoer Landrecht, der Rüstringer Asegabuch und die Brokmer Briefe. Bald darauf wurden die Stedinger dem Fanatismus geopfert. 1287 traf Friesland eine neue furchtbare Fluth des Meeres, wobei viel Land mit ganzen Dörfern und 50,000 Menschen untergingen, da wo jetzt der Meerbusen Dollart ist. Zu dieser Noth kamen neue Kämpfe mit Holland und den Bischöfen, auch der Bauern unter einander. Zugleich erhoben sich einzelne Familien in den Dörfern zu Häuptlingen (Haudlingar) und begannen sogar unter dem Vorwande der Landesvertheidigung 1285 die erste Burg anzulegen. Dieß veränderte die Verhältnisse der freien Bauern um

vieles; und als sie die lose gewordene Verbindung 1323 zu Upstalesboom erneuerten, traten statt des einen Bauernstandes schon drei Stände, Häuptlinge, Geistliche und Gemeine zusammen. Die Friesen vertheidigten sich seitdem nach wie vor äußerst tapfer theils gegen Holland, theils gegen die Hansa, die ihre Seeräuberei nicht dulden konnte, doch zerfielen sie unter einander selbst in noch weit heftigere Parteien und Kämpfe, indem die Häuptlinge um Oberherrschaft buhlten.

Die Dithmarsen rissen sich 1148 von den Grafen von Stade los, deren letzten Sproß sie umbrachten. Dann befreiten sie sich in der Schlacht bei Bornhövede 1227 von den Dänen und behaupteten ihre Freiheit bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Schweizer und ihre Freiheitskämpfe werden ausführlich in dem Verlaufe unserer Geschichte geschildert.

Eigenthümlich, aber wahrscheinlich slavischen Ursprungs, war die Sitte, die bei der Huldigung der Herzoge von Kärnthen beobachtet wurde. Auf dem Zollfelde war ein Stuhl errichtet, auf dem ein Bauer saß, dem der neue Herzog stehend schwören mußte, die Landesfreiheiten zu wahren.

Capitel 267.

Die Leibeigenen.

Wir unterscheiden auf den Dörfern Schutzbauern, Lehenbauern und endlich noch völlig Leibeigene. Die erstern waren alle Allodbesitzer und konnten selbst wieder Leibeigene haben, hielten Rosse, leisteten einigen Zins und Fuhren gegen den herrschaftlichen Schutz. Die andern waren alle Vasallen oder Freigelassene und ihr Vertrag verschieden. Sie hielten nur Rinder und mußten in der Regel in den wichtigsten Jahreszeiten der Herrschaft persönlich dienen. Die Leibeigenen dienten täglich auf dem Gute des Herrn. Ueber alle übte der Ritter oder die Geistlichkeit das Gericht, wobei jedoch in Straffällen der Rang unterschieden wurde. Anfangs hatte der Burgvogt die Aufsicht über die um die Burg her in ein Dorf versammelten Bauern, später überhaupt ein Vogt oder Schulz. Daß es an Willkürlichkeiten dieser Vögte nicht gefehlt habe, daß der Adel oft grausam seine Leibeigenen behandeln lassen, ist ohne Zweifel. Die Verachtung der Sklaven vererbte sich aus alten Zeiten her, und das unnatürliche Verhältniß selbst erzeugte Laster und Verbrechen unter den Leibeigenen, gegen welche mit der größten Strenge verfahren werden mußte. Dieß war besonders in den slavischen Ländern der Fall. Ditmar von Merseburg sagte im eilften Jahrhunderte: „wenn die slavischen Bauern gehorchen sollten, so müsse man sie Heu fressen lassen, wie Ochsen, und in der Zucht halten, wie Esel."

Bei den ächt deutschen Stämmen war das Loos der Leibeigenen bei weitem milder als bei den Wenden. Darum sehen wir bei ihnen auch eine gewisse bäurische Cultur, ja Literatur. Die bäurische Sitte hatte viel Anmuthiges, Festliches, verrieth Wohlhäbigkeit. Der Scherz fand freies Spiel, ein Zeichen der Zufriedenheit. Da entstand jener wunderbare Eulenspiegel, die Quintessenz und der Niederschlag des Bauernwitzes. Doch auch für Höheres fand sich ein frischer Sinn in niedern Hütten. Je die schönsten oft tiefsinnigsten Gedichte wurden in die prosaische Volkssprache übertragen und jedem Bauer bekannt. Diese trefflichen Volksbücher, im rauhen Gewande die lieb-

lichste Poesie verbergend, finden wir noch jetzt auf allen Jahrmärkten, die Genovefa, die Haimonskinder, die Melusine, die Magellone, den Herzog Ernst, den Octavianus u. s. w. Zahlreiche Sagen und Lieder lebten im Munde des gemeinen Volkes fort, während die höhern Stände sie schon verloren hatten.

Allein je mehr und mehr verschlimmerte sich auch das Loos des deutschen Bauern und wurde dem des slavischen immer ähnlicher. Die Hauptursache davon war der steigende Luxus des Adels. Der Ritter, der sich sonst mit wenigem begnügt hatte, schor jetzt die Bauern und legte ihnen die drückendsten Steuern auf, um seine Burg auszuputzen und auf Turnieren und Hofefahrten glänzen zu können. Viel trug auch der Anblick der blinden Sklaverei im Oriente dazu bei, die Ritter herrischer zu machen, und endlich fürchteten die Ritter, die Bauern würden sich, wenn sie freier wären, gegen sie empören, sie suchten sie also in blödsinniger Armuth niederzuhalten. Daher die furchtbare Mißhandlung des leibeigenen Bauers, welche des Mittelalters schwärzester Schandfleck ist, und die Entstehung und Begründung jenes kolossalen Unrechts, welches unter dem Namen des Bauernrechts damals aufkam, und von dem man ja nicht glauben muß, daß es noch älter sey. Nein, die entehrenden, unmenschlichen Lasten und Strafen des Bauernstandes kamen erst in der Zeit des Faustrechts und seit dem durch die Kreuzzüge erhöhten Luxus auf. Der Ritter sicherte seine Herrnmacht durch furchtbare Strafen. Der Bauer, der das Wild, das seinen Acker schädigte, zu tödten wagte, wurde auf einen Hirsch geschmiedet und zu Tode gehetzt. Das sogenannte jus primae noctis sollte den Bauern jedes Gefühl von Ehre abtödten. Martern und Prügel dictirten Ritter und Vogt nach Laune. Am ausgebildetsten aber war das künstliche Raubsystem, durch welches dem Bauer jede Frucht seines Schweißes entzogen wurde. Nicht nur wurden ihm neben dem geistlichen Zehnten jede Art von Frucht- und Blutzehnten für den Herrn, Getreide, Flachs, Vieh, Hühner, Eier, selbst Kleider und Geräthschaften als jährlicher Tribut abgepreßt, sondern er mußte auch noch bei Sterbefällen das sogenannte Besthaupt, das beste Stück aus seinem Erbe dem Herrn überlassen. Dazu kamen die Frohnen, die Hand- und Spann-Dienste, die der Bauer dem Herrn leisten mußte, und die Monopole des Herrn auf Jagd, Fischerei, Schafweide und Taubenzucht. In alter Zeit war Wein und Weide, Wald und Wiese frei gewesen, oder die Nachbarn hatten sich über die gemeinschaftliche Benutzung verständigt. Jetzt übte der Ritter, als alleiniger Besitzer des Grund und Bodens, auch allein jene alten Rechte aus und jagte ohne Schonung Wild, Schafe und Tauben auf der jungen Saat des Landmanns.

Diese Herabwürdigung und Mißhandlung des Bauernstandes, der doch immer die große Masse des Volkes bildet, hat wesentlich und vorzüglich dazu beigetragen, daß seit dem Untergange der Hohenstaufen der hohe Sinn des Volkes und der deutsche Nationalstolz je mehr und mehr verschwanden. Der Pfaff gehörte der allgemeinen christlichen Kirche, der Ritter der allgemeinen europäischen Aristokratie an, der Bürger dachte nur an sich, da die Städte wie Inseln zerstreut lagen; alle diese höhern Stände konnten den Verlust der Ehre im Bauernstande nicht ersetzen, und bei aller Thatkraft und Bildung als Stände das nicht ausrichten, was nur ein ganzes Volk kann. Daraus erklärt sich auch alles Unglück und alle Schande der spätern Zeiten unseres Reichs.

Capitel 268.

Freie Wissenschaften.

Die Zeit war nicht mehr fern, da die Wissenschaften sich emancipiren sollten. Seit den Kreuzzügen gährte es in den Köpfen. Man hatte so viel neue Dinge gesehen und gehört; man wollte forschen und untersuchen, und es fanden sich Mittelpunkte für diese geistige Regsamkeit. Die Klosterschulen erweiterten sich durch die Zahl der Schüler, durch die Gunst der Fürsten und erhoben sich zu großen Universitäten. In Paris, unabhängig von Rom, wurde vorzüglich die Theologie gepflegt. Von hier ging die italienische Ketzerei der Schüler Abelards, des Arnold von Brescia, und von hier ging auch die deutsche Mystik aus, denn Hugo von Blankenburg war Lehrer in Paris und Abt des dortigen Klosters von St. Victor. In Bologna bildete sich durch den großen Rechtslehrer Irnerius unter dem Einflusse der Hohenstaufen eine Rechtsschule für das wiedergefundene römische Recht. Das war der Ursprung aller nachherigen Jurisprudenz. In Salerno endlich entstand die erste berühmte Arzneischule, die seit den Kreuzzügen die medicinischen Erfahrungen der Araber und Griechen sich aneignete.

Nach Deutschland kam dieser wissenschaftliche Geist und das Universitätswesen erst im vierzehnten Jahrhunderte. Bis dahin war nur Albertus Magnus, den wir oben schon kennen lernten, als der Inbegriff deutscher Gelehrsamkeit zu betrachten. Doch seine Schüler bereiteten den neuen Frühling der Wissenschaften vor.

Zahlreich waren die Geschichtschreiber, meist Geistliche, welche die lateinischen Chroniken der ältern Zeit fortsetzten. Auf die Chronisten der salischen Kaiser, die wir zuletzt erwähnten, folgte zunächst Wibald, Kanzler des Kaisers Lothar und noch unter Friedrich Barbarossa dessen Gesandter in Constantinopel. Er starb in Paphlagonien an Gift, 1158, nachdem er 400 Briefe hinterlassen. Großen Ruhm erlangte Bischof Otto von Freisingen, Sohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich und Stiefbruder Kaiser Conrads III, der in demselben Jahre starb, und außer einer allgemeinen Chronik, noch eine Geschichte des Barbarossa und eine (verloren gegangene) Geschichte des babenbergischen Hauses hinterließ. Günther, ein Mönch im Elsaß, schrieb in lateinischen Versen die Thaten des Barbarossa in Oberitalien (Ligurien), wovon er den Zunamen Günther Ligurinus erhielt. Auch Radewich, Canonicus in Freisingen, beschrieb die Thaten des Barbarossa. Gottfried von Viterbo, wahrscheinlich ein Deutscher, da er in seiner Jugend in Bamberg lebte, schrieb eine Weltchronik bis zum Jahre 1186; eine andere bis auf Conrad III schrieb Honorius von Augst; eine dritte sehr gute Chronik (Chronica regia S. Pantaleonis) schrieben Mönche zu Köln; eine vierte (magdeburgische) der sogenannte Chronographus saxo; noch eine andere der Mönch Ekkehart zu Bamberg oder Fulda. Besondere Völker- und Ländergeschichten schrieben ferner: Cosmas, Dechant zu Prag, eine Geschichte Böhmens, vor 1125; Helmold, Pfarrer zu Bosow bei Lübeck, eine berühmte Chronik der Slaven, vor 1170; ein unbekannter Mönch in Weingarten die Chronik der Welfen; Conrad, Abt von Mölk, eine Chronik Oesterreichs; ferner Chroniken vom Kloster Muri in der Schweiz, von Pegau in der Lausitz, von Lüttich, die Hildesheimer Annalen und noch einige kleine Klosterchroniken.

Im dreizehnten Jahrhunderte schrieb Oliverius, Chorherr zu Paderborn, der einen Kreuzzug gegen die Albigenser und nach Jerusalem mitmachte, und 1227 als Cardinal starb, eine Geschichte des heiligen Landes und der Belage-

rung von Damiette. Burchard von Biberach († 1226) setzte Ekkehards Chronik fort. Conrad von Lichtenau, Abt zu Ursperg († 1240) schrieb eine große Weltchronik, das berühmte Chronicon Urspergense; eine andere schrieb ein Mönch zu Neumünster bei Lüttich um dieselbe Zeit; eine dritte Albrecht von Stade, Abt daselbst († vor 1260). Eine sehr brauchbare und berühmte Chronik der Päpste und Kaiser schrieb Martinus Polonus, aus Troppau in Schlesien († 1278). Von vorzüglicher Wichtigkeit für die Geschichte sind ferner die Briefe, Reden und Streitschriften Friedrichs II und seines Kanzlers Peter de Vineis. Interessant sind ferner eine alte Erfurter Chronik, das Chronicon Schirense des Prior Conrad von Scheyern; nicht zu gedenken einiger anderer kleiner Chroniken, z. B. von Halberstadt, Lorch und Passau, St. Gallen, Mainz, die friesischen Chronica b. Emmonis et Manconis ꝛc.

Seit dem Untergange der Hohenstaufen verminderten sich die Klosterchroniken, und es kamen dagegen die Fürsten- und Städtechroniken auf, die auch nicht mehr so häufig von Geistlichen, sondern öfter von Bürgern oder fürstlichen Räthen geschrieben wurden.

Dreizehntes Buch.

Allgewalt des Papstes.

Capitel 269.

Rudolf von Habsburg.

Der vollständige Sieg, welchen der Papst über die Kaiser errungen hatte, änderte alle Verhältnisse. An die Stelle der kaiserlichen Obergewalt trat eine Aristokratie der Fürsten unter der Vormundschaft des Papstes; die neuen Kaiser waren deren Spielzeug. Jede Art von Schwäche und Verrath entehrte das alte heilige Reich. Doch während die Fürsten sich um die Stücke der zerbrochenen Krone rissen, erhob sich von unten das Volk, bildete Eidgenossenschaften ohne Fürsten oder ständische Freiheit unter den Fürsten aus und brach zuletzt das päpstliche Joch in der großen Kirchenreform.

Schon waren viele Jahre seit dem Tode Kaiser Friedrichs II verflossen; sein unglücklicher Sohn Conrad selbst, so wie Wilhelm, Richard und Alfons waren nur Schattenkaiser gewesen. Nur der letztere lebte noch in Spanien, mit der Sternkunde beschäftigt; er war nie nach Deutschland gekommen und dort weder geachtet noch überhaupt nur gekannt. Da fing das Volk an, alter Herrlichkeit eingedenk, nach einem Kaiser sich zu sehnen. Sagen gingen um von der Wiederkunft des Barbarossa, der im Kyffhäuserberge am Steintische schlafe. Des kaiserlichen Schutzes bedurften alle Kleinen und Schwachen im Reiche. Aber die Fürsten hätten kaum an eine neue Kaiserwahl gedacht, wenn sie nicht dem Böhmenkönige Ottokar, dessen wachsende Macht ihnen gefährlich schien, einen Damm hätten setzen wollen. Außer Böhmen, machte auch Bayern, das einzige noch erhaltene alte Herzogthum (da Franken, Sachsen und Schwaben zerrissen waren), Vorrechte geltend. Gegen die Uebermacht Ottokars von Böhmen und Heinrichs von Niederbayern traten die übrigen Fürsten in Verbündniß und wählten, unter dem Einflusse der Geistlichkeit, die ebenfalls keinen mächtigen Kaiser in Deutschland haben wollte, einen Mann, der vollkommen dazu gemacht war, dem Volke das Blendwerk eines alten ritterlichen Kaisers vorzuspiegeln, die Böhmen und Bayern zu demüthigen, und doch zugleich, ohne höhern Ehrgeiz und ganz abweichend von der alten hohenstaufischen Politik, den Fürsten und dem Papste zu dienen. Auch wurde ihm die deutsche Krone nur um diesen Preis von der geistlichen und weltlichen Aristokratie übertragen.

Dieses Werkzeug der Politik war Rudolf von Habsburg, ein durch das Erbe Kyburgs begüterter Graf im schweizerischen Aargau, ein biderber, tapferer, fehdelustiger Ritter, dabei gutmüthig und leutselig, aber nach nichts Höherm trachtend, als nach einem herzoglichen Hute und Erbe für seine vielen Kinder; unermüdlich in kleinen Fehden und klug in seinen Hausangelegenheiten; aber durchaus fern von so hohem Streben, wie es Karl der Große und Barbarossa beseelte, durchaus untergeordnet dem Papste und Fürstenrathe, kurz in allen großen Dingen klein und nur in kleinen Dingen groß.

Zum ersten Male übte die politische Lüge ihren Einfluß auf Deutschland aus. Man sagte, der fromme Graf habe einst sein Pferd einem Geistlichen

geliehen, um ihn über ein wildes Wasser zu tragen, und dieser Geistliche habe den ersten Gedanken zu seiner Kaiserwahl angeregt. Man sah darin eine Art von Wunder, und vergaß, daß damit nur die Erniedrigung des Kaisers unter den Papst gemeint war.

Eben lag Graf Rudolf vor Basel und bekämpfte die gemeinen Bürger dieser Stadt, um die von ihnen ausgetriebenen Geschlechter wieder einzusetzen, als der Burggraf von Nürnberg, Friedrich, aus dem schwäbischen Geschlecht Hohenzollern, ihm die Botschaft brachte, er sey zum Kaiser gewählt. Sogleich hatte die kleine Fehde ein Ende, und der Graf wurde zu Aachen 1273 feierlich gekrönt. Die ächte Kaiserkrone fehlte freilich, denn sie war noch in den Händen der Italiener, und auch das Reichsscepter war nicht da. Statt dessen ergriff Rudolf ein Crucifix.

Ueberrascht durch seine neue Würde, und unfähig zu den großen Ideen, die daran geknüpft waren, bewilligte der Graf dem Papste und den Fürsten, was sie immer verlangten, oder vielmehr, es war dieß schon vorher so verhandelt und zur Bedingung seiner Wahl gemacht worden. Papst Gregor X kam selbst nach Lausanne, den gehorsamen Kaiser zu segnen und sich durch ein Concordat alle bereits errungenen Vortheile und Anmaßungen der Kirche bestätigen zu lassen, 1275. Rudolf gelobte, alle Guelfen, alle Feinde und Mörder der Hohenstaufen nicht nur zu schonen, sondern ausdrücklich zu begünstigen, und er erfüllte dieses schmähliche Gelübde, indem er seine Tochter Clementia mit Karl Martell, dem Sohne Karls von Neapel, der den letzten Sprößling der deutschen Kaiser hatte hinrichten lassen, feierlich vermählte. Diese Politik entschuldigte er mit dem berühmten, aber seine politische Unterordnung bezeichnenden Worte: Rom ist die Höhle des Löwen, in die alle Fußtapfen hineinführen, aber keine wieder heraus. Er wollte also, wie die andern Thiere, dem Löwen der Kirche lieber dienen, als mit ihm kämpfen.

Sodann gelobte Rudolf den deutschen Fürsten, ihnen alle vom Reiche an sie gemachten Verpfändungen zu belassen, und er fügte sich den Kurfürsten bis zu dem Grade von Unterwürfigkeit, daß er alle seine kaiserlichen Verordnungen erst durch sogenannte Willebriefe schriftlich von denselben gutheißen ließ. Und zu Gunsten eben dieser Fürsten gab er sich her, die Kleinen und Schwachen im Reiche zu bekämpfen, wobei er zugleich seine ihm zur andern Natur gewordene kleine Fehdelust befriedigte. Dieß hatte allerdings die gute Folge, daß eine Menge Raubritter ausgerottet, oder wenigstens, wie 1276 der wilde Graf Eberhard von Würtemberg gedemüthigt wurden, aber im Großen war dieß für einen deutschen Kaiser sehr wenig gethan, und machte die tiefe Herabwürdigung des kaiserlichen Ansehens unter der Vormundschaft des Papstes und der Fürstenaristokratie nicht wieder gut.

Capitel 270.

Ottokar von Böhmen.

Die Demüthigung der Böhmen und Bayern war eine Bedingung der Kaiserwahl gewesen, und Rudolf unternahm sie im Dienste der übrigen gegen diese beiden Mächte eifersüchtigen Fürsten. Zum Lohne dafür hoffte er Oesterreich zum Erbe seines Hauses zu machen, groß genug für den Ehrgeiz eines Grafen, klein genug, um die übrigen Fürsten nicht zu beunruhigen.

Ottokar und Heinrich von Bayern liehen selbst den Vorwand zum Kriege,

da sie dem neuen Kaiser die Huldigung verweigerten. Ottokar war dabei sehr unschuldig, da man seine Gesandten bei der Kaiserwahl nicht einmal zugelassen hatte. Indeß, da die beiden mißvergnügten Fürsten das ganze Reich gegen sich sahen, machten sie noch vor dem Kampfe Frieden. Ottokar trat Oesterreich und Kärnthen wieder an das Reich ab, und sein Sohn sollte eine Tochter Rudolfs heirathen. Er erschien 1276 im glänzendsten Schmucke eines böhmischen Königs auf einer Insel der Donau. Da empfing ihn Rudolf unter einem Zelte in der schlechtesten Reiterkleidung und ließ in dem Augenblicke, da der König knieend vor ihm den Eid der Treue leistete, das Zelt aufheben, um vor allem Volke den mächtigen Fürsten zu beschämen. Dieß war kleinlich und unedel, und der Vorwurf der Eitelkeit trifft den Kaiser allein, denn der Fürst that seine Pflicht, indem er seiner Würde gemäß bei einer feierlichen Handlung erschien, und er konnte gewiß nicht bei einer Gelegenheit prahlen wollen, die ihn ohnedieß demüthigte. Da er überdem alles Billige geleistet, so war es eben so ungroßmüthig, als dem Reiche schädlich, ihn durch Spott aufs neue zu reizen. Es mag daher der Königin nicht verdacht werden, wenn sie ihren Gemahl antrieb, den unverdienten Schimpf zu rächen.

Unterdeß suchte sich Rudolf in Oesterreich festzusetzen. Er wagte zwar noch nicht, dieß Land geradezu an sein Haus zu bringen, gewann aber Adel, Städte und Bischöfe je einzeln durch liebreiches Betragen, und bewog namentlich die geistlichen Herren, seinen Söhnen eine Menge einzelne Lehen zu geben, durch welche sie festen Fuß im Lande faßten.

Ottokar, von seiner ehrliebenden Gemahlin Kunigunde unaufhörlich angeregt, brach endlich den Frieden, und zog mit aller seiner Macht in den entscheidenden Kampf gegen Rudolf. Dieser aber traf ihn mit dem Kerne des oberdeutschen Adels und der Städte 1278 auf dem Marchfelde bei Wien und schlug ihn aufs Haupt. Ottokar selbst kam nach heldenmüthiger Gegenwehr durch einen Bürger von Zürich ums Leben. Die Fehde ruhte, und Wenzel, Ottokars junger Sohn, behielt Böhmen und Mähren.

Capitel 271.

Landfrieden.

Nach Ottokar regte sich kein bedeutender Feind mehr, vorzüglich deßwegen, weil der Kaiser dem Papste, den Italienern und den Fürsten alles das im voraus nachgab, worüber hätte Kampf entstehen können. Er überließ sogar dem Karl von Anjou außer Neapel und Sicilien auch die Provence, den südlichen Theil Burgunds, und gab somit dieß schöne Land auf immer vom Reiche weg. Dagegen erwarb er seinem eigenen Hause endlich 1282 ganz Oesterreich. Die Nachgiebigkeit, die er theils den österreichischen Ständen, theils den übrigen Fürsten bewies, bewirkte, daß jene seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu Herzogen annahmen, und diese durch Willebriefe die Besitznahme bestätigten. Kärnthen kam an den Grafen Meinhard von Tyrol.

Seitdem fuhr Kaiser Rudolf fort, die kleinen Fehden im Reiche in Person zu unterdrücken. Er zog von Reichstag zu Reichstag, um Landfriedensschlüsse durchzusetzen, und von Land zu Land, um diesen Frieden mit Gewalt zu handhaben. Man hieß ihn das lebendige oder wandelnde Gesetz (lex animata), eine Menge großmüthiger und gerechter Handlungen und Sprüche wurden von ihm sprüchwörtlich. Das Volk, das selbst nur vom Einzelnen ausging und nicht

nicht weiter zu sehen vermochte, hielt eine artige Anekdote vom Kaiser Rudolf für mehr werth, als ein großes Institut seiner Vorgänger, und vererbte seine Bewunderung des ritterlichen Kaisers bis auf die späte Nachwelt. Viel trug zu seinem verdienten Ruhme auch der Umstand bei, daß er in den öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache einführte, theils weil er selbst nicht lateinisch verstand, theils weil er in seinem natürlichen Sinne einen Widerspruch darin fand, daß die Sprache des Volkes und der Regierung sich fremd seyn sollten.

Bedeutende Kämpfe treten unter jenen Strafhandlungen des Kaisers nicht hervor, als etwa folgende. Am Rheine erschien 1285 zu Neuß ein gewisser Friedrich Holzschuh, der sich für den auferstandenen Friedrich II ausgab, aber seine Rolle bald ausgespielt hatte. In Schwaben erneuerten Eberhard von Würtemberg, Rudolf von Baden und sechszehn andere Grafen die räuberischen Fehden gegen die Städte. Noch jetzt geht die Sage, sie hätten sich den Neckar entlang von allen Burgen Signale gegeben, die Waarenzüge der Kaufleute sicher abzufangen. Rudolf bezwang sie nach der Einäscherung der Burg Stuttgart 1286. Auch nach Burgund that Rudolf einen siegreichen Zug, weniger um das lose Band, wodurch dieses Land noch am Reiche hing, enger zu knüpfen, als um sein schweizerisches Erbe von dieser Seite zu mehren oder wenigstens zu schützen. Noch in seinem hohen Alter heirathete er die erst 11jährige Isabelle von Burgund (die Pfalzgrafschaft, Franche comté) und besiegte den Pfalzgrafen Otto (von einer Nebenlinie) und Grafen von Mümpelgard, die darüber eifersüchtig waren. Doch blieb die Theilung unter den Grafen bestehen, und vom östlichen Theile des alten Burgund riß einerseits Savoyen, andrerseits die Schweizer Eidgenossenschaft, vor allem Bern, ein Stück nach dem andern an sich. Schon damals versagte Bern dem Kaiser Rudolf die Reichshülfe und wehrte sich so tapfer gegen ihn, daß er 1288 unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Nordwärts kam Rudolf nicht weiter als bis nach Thüringen, wo er 66 Raubnester zerstörte und im Jahre 1290 zu Ilmenau 29 adelige Räuber aufhängen ließ. — Die lange Abwesenheit des Kaisers wurde von der Hansa benutzt, als selbstständige Macht aufzutreten. Kaiser und Reich thaten nichts für den Handel, die Städte mußten sich selbst helfen, und waren stark genug bis zum Uebermuthe. Damals war ihr Todfeind König Erich von Norwegen; aber sie erklärten sein Land in Blokadestand, nahmen alle seine Schiffe weg, entzogen seinen Küsten die Zufuhr, landeten und plünderten so lange, bis er im Frieden von Colmar 1285 ihnen das Handelsmonopol bewilligte. Seitdem maßte sich die Hansa das Schiedsrichteramt in allen nordischen Händeln an.

Rudolf wünschte sehnlichst, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen, und betrieb die Nachfolge seines Sohnes mit großem Fleiße. Die Fürsten ließen sich aber nicht darauf ein, und Rudolf starb in Unmuth darüber 1291. Kaum war er todt, so zeigte sich, wie wenig sein Verfahren gefruchtet. Alle Fehden lebten von neuem auf, der Raubadel stellte seine Schlösser schnell wieder her; was aber Rudolf von den kaiserlichen Rechten, und vom Reiche in Italien und Burgund verloren, war und blieb verloren.

Capitel 272.

Adolf von Nassau.

Unter den damaligen Fürsten war kein einziger großer Mann, es hatte sich aber Aller eine gewisse Klugheit bemächtigt, vermöge welcher sie ohne Scham und Scheu sich überboten, beim neuen Kaiserwechsel die Krone zu berauben und aus dem Raube je das beste Stück davon zu tragen. Otto von Brandenburg bot seine Kurstimme feil, und mit ihm verkauften alle andern ihre Stimmen an Gerhard von Köln gegen Geld oder Versprechungen. Dieser machte dann willkürlich seinen armen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum Könige, der, um sich selbst durch die kaiserliche Würde bereichern zu können, für die Erwerbung derselben eine Capitulation annahm, vermöge welcher er allen Fürsten an Vorrechten oder kaiserlichen Gütern zugestehen mußte, was sie verlangten.

Adolf war ein tapferer Ritter, und hatte sich als solcher früher nie unedel benommen, aber ein Reich zu regieren war seine Sache nicht, und vom Schimmer der Krone geblendet, that er zahllose Mißgriffe, worunter immer der erste und größte die Annahme der Krone selbst war, da er sie mit schimpflichen Bedingungen erkaufte. Er konnte nur immer tiefer in Schmach sinken. Rudolfs mächtigem Sohne, Albrecht von Oesterreich, der selbst nach der Krone strebte, ließ er Freiheit, in den Oberlanden nach Willkür zu tyrannisiren. Burgund ließ er durch die Heirath eines französischen Prinzen an Frankreich fallen. Polen ließ er unabhängig und dem Reiche fremd werden. An Italien ward vollends gar nicht gedacht. Dagegen ging er einen durchaus schimpflichen Handel mit England ein und nahm Sold von diesem Lande, um für dasselbe die Franzosen zu bekriegen, that es aber nicht, sondern kaufte dafür Albrecht dem Entarteten Meißen und Thüringen ab. Dieser Albrecht hatte Margaretha, die Tochter Friedrichs II, zur Gemahlin und trug zu ihr und seinen eigenen Kindern einen unnatürlichen Haß. Er vertrieb auf der Wartburg die Mutter von den Kindern, und sie, von Schmerz und Wuth ergriffen, biß den ältesten, Friedrich, in die Wange, zu einem Zeichen, daß er sie rächen solle. Bald darauf starb sie zu Frankfurt aus Gram. Der Vater aber enterbte die Söhne und gab sein Land dem Kaiser gegen Geld. Jene, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, von den wackern Thüringern unterstützt, befreiten sich aus des Vaters Haft und kämpften ritterlich gegen ihn und den Kaiser, wurden aber durch Uebermacht überwunden und das Land ihnen entrissen. Endlich versah es Adolf, indem er sich aus der Vormundschaft seines Vetters Gerhard loszureißen suchte. Dieser geistliche Herr neigte sich sofort auf die Seite des Habsburgischen Albrecht, der sich längst vorbereitete, die Krone mit Gewalt zu erobern. Gerhard veranstaltete zu Mainz eine feierliche Absetzung Adolfs, wozu ihm das schlechte Betragen dieses Kaisers hinlänglich Anlaß gab. Albrecht aber brach mit einem gewaltigen Heere gegen seinen Nebenbuhler auf, überwand ihn bei Worms und soll ihn mit eigener Hand in der Schlacht umgebracht haben, 1298.

Capitel 273.

Albrecht.

Albrecht war ein harter Mann. Adolfs Sohn Ruprecht war in der Schlacht bei Worms gefangen worden. Seine trauernde Mutter flehte um seine Befreiung, aber Albrecht stieß sie höhnisch von sich. So war sein Benehmen immer, hochfahrend, unbarmherzig. Dazu war er einäugig und abschreckend von Gestalt.

Er erbte und erweiterte die Politik seines Vaters. Das Haus Habsburg war auf den Trümmern des hohenstaufischen Hauses und der alten Kaisermacht durch die übermächtige päpstlich=französische Partei erhoben worden; es mußte sich also fortwährend auf diese Partei stützen, so lange es noch nicht mächtig genug war, selbstständig zu handeln. Kaiser Albrecht bückte sich noch tiefer vor dem Papste, als sein Vater, und bewilligte ihm mehr, als je ein Kaiser vor ihm oder nach ihm; und wenn sein Vater sich mit dem deutschen Erbfeinde, dem französischen Hause Anjou, verschwägert hatte, so ging Albrecht jetzt noch weiter, verband sich mit diesem Hause zu Schutz und Trutz und half ihm zum großen Schaden des Reichs in seinen weitern Umgriffen.

Gleichwohl schimmert durch das Benehmen Albrechts ein tieferer Plan hindurch. Er wollte nicht das Werkzeug fremder Politik seyn, sondern sich nur Zeit und Muße verschaffen, um in Deutschland auf einer ganz neuen Grundlage eine neue ehrfurchtgebietende Macht zu schaffen. Die schöne Ordnung, welche die Hohenstaufen in ihrem apulischen Reiche geschaffen hatten, und die jetzt nur den Franzosen Früchte trug, wollte Kaiser Albrecht in seinen deutschen Erblanden einführen, und er verfolgte mit eiserner Strenge das System, die Macht der Stände zu brechen, die Vorrechte und Besonderheiten, durch welche so viele Verwirrungen und Fehden hervorgebracht und Ordnung und Einheit verhindert wurden, auszutilgen, und in seinem Lande unumschränkter Alleinherr zu werden. Dann erst, wenn im Innern Deutschlands wieder eine einige und starke Herrschaft gegründet sey, glaubte Albrecht, daß es Zeit seyn werde, zu einer kräftigern äußeren Politik zurückzukehren. Diese neue Verwaltung seiner Erblande sollte sich aber nach und nach auf ganz Deutschland ausdehnen. Er dachte größer als sein Vater, er wollte nicht bloß sein österreichisches Haus in Deutschland neben den andern sicher stellen, sondern er hoffte, die andern allmählich auszutilgen, und die alte Kaisermacht auf eine neue Weise dadurch herzustellen, daß er ganz Deutschland österreichisch machte. Darum kaufte Albrecht andern Fürsten, Bischöfen, selbst einzelnen Rittern eine zahllose Menge kleiner Güter, Lehen, Rechte ab, und auch das kleinste war ihm nicht zu gering, wenn es nur sein Ländergebiet oder sein Herrenrecht um etwas vergrößerte. Da ihm aber Adolf nie im Wege stand und er nachher selbst Kaiser ward, so verfuhr er, wo er durch Kauf und Vertrag nichts erreichte, oft gewaltsam, und zwang kleine Herren und Gemeinden seine Herrschaft anzunehmen oder ihm irgend etwas abzutreten. Damals erwarb Habsburg in der Schweiz und Schwaben zahlreiche Besitzungen. Was aber einmal unter das Banner von Habsburg gehörte, ward gänzlich vom Hofe abhängig gemacht. Den Adel zog er aus seinen Burgen und schuf ihn in ein glänzendes Gefolge seiner Person um. Sogar Uniformen erfand er schon, und 500 gleichgekleidete Ritter bildeten ihm eine Art von Leibwacht. Dagegen ließ er die erkauften oder abgetretenen Landschaften, Städte und Burgen durch Vögte verwalten. Auch die Trennungen des habsburgischen Landgebiets unter die Familienglieder war er eifrig bemüht zu verhüten, und

enthielt daher seinem jungen Vetter Friedrich die ihm gebührenden Allode in der Schweiz.

Da Albrecht 1298 Kaiser geworden, gab er sich alle mögliche Mühe durch neuen Ländererwerb seine Macht zu erweitern. Verfallene Lehen und Privatbündnisse boten ihm dazu von selbst Gelegenheit. Aber zum Theil selbst zum Schaden des Reichs wachten die Fürsten mit ängstlicher Eifersucht, daß ihm seine Plane nicht gelängen. Da der letzte Graf von Holland 1300 starb, setzten sie sich heftig gegen seinen Anspruch und verhalfen dem Grafen Johann vom Hennegau zur Nachfolge. Da Albrecht, durch eine Heirath seines Sohnes Rudolf mit einer französischen Prinzessin, Burgund als Heirathsgut zugleich an sein Haus und ans Reich zurückbringen wollte, wehrten es die Fürsten einstimmig. Als er endlich die einträglichen Rheinzölle als alte Regalien wieder an sich ziehen wollte, empörte sich der kecke Erzbischof Gerhard öffentlich gegen ihn, bedeutete ihm, er könne noch mehr Kaiser aus seinem Jagdhorne herausblasen, und bewog nicht nur die Fürsten, ihn vor Gericht zu laden, sondern auch den Papst Bonifacius VIII ihm mit den Bann zu drohen. Albrecht aber war rasch bei der Hand, überfiel den Erzbischof und zwang ihn zu einem demüthigen Vergleich. Als 1306 mit dem jungen Wenzel das alte Geschlecht der böhmischen Könige hinschied, wollte Albrecht auch seine Länder als Kaiser ansprechen, aber die Fürsten ließen es wieder nicht zu, und halfen dem Herzoge Heinrich von Kärnthen zur böhmischen Krone. Auch mit Eberhard von Würtemberg, der im Kleinen die Habsburger nachzuahmen strebte, kam Albrecht in nachbarliche Fehde, da sich ihre Ansprüche oft berührten. Auch Thüringen wollte Albrecht nicht fahren lassen, da es von Adolf ans Reich gebracht worden. Friedrich mit der gebissenen Wange, dessen gewaltige Eisenrüstung noch auf der Wartburg zu sehen ist, von seiner Mutter Margaretha der ächte Enkel der Hohenstaufen, hatte Meißen und Thüringen nach tapferer Gegenwehr verloren. Nach Italien, dem Lande seiner großen Ahnen, war er geflohen, und die Ghibellinen hatten ihn freudig aufgenommen; aber Conradins Beispiel schreckte sie von einem neuen schwachen Versuche gegen die Uebermacht ihrer Feinde ab. Friedrich kehrte nach Deutschland zurück und faßte, nach Kaiser Adolfs Tode, wieder Fuß in Thüringen. In Liebe zu seiner schönen Stiefschwester Elisabeth entbrannt, entführte er dieselbe und haus'te mit ihr auf der Wartburg. Da streckte Kaiser Albrecht seine gierige Hand über Thüringen aus. Friedrich mußte von der Wartburg flüchten mit seinem neugebornen Kinde. Als er dieses weinen hörte, befahl er dem Zuge zu halten, und obgleich er hart verfolgt war, hieb er sich so lange mit seinen Feinden herum, bis die Amme sein Kind gestillt hatte. Die Thüringer schlossen sich wieder an ihn. Er schlug die Kaiserlichen 1307 bei Lucca aufs Haupt und 1309 nochmals bei Varna und erhielt sich in seinem Erbe, überließ aber die Lausitz an Brandenburg.

Damals starb das alte ungarische Königshaus Arpad aus. Die französische und päpstliche Politik benutzte diesen Umstand sogleich, um Deutschland auch von dieser Seite zu umgarnen, und Ludwig von Anjou, der Sohn König Karls von Neapel, gelangte 1307 auf den Thron von Ungarn. Sein Mitbewerber, Otto von Niederbayern, mußte flüchten, und Kaiser Albrecht, entrüstet über die Verwegenheit des Wittelsbachers, sein Haus neben Habsburg erheben zu wollen, diente dem Hause Anjou in dieser Sache und verheerte Niederbayern. Otto wurde so arm, daß er 1311 von den Ständen Geld erbitten mußte, und denselben in einer Handfeste große Rechte gewährte. Der Adel aber, eifersüchtig über die Rechte der Bürger, ließ sich von Habsburg gewinnen,

und erst Ludwig von Oberbayern, der nachher Kaiser wurde, konnte durch den Sieg bei Gamelsdorf 1313 die Ordnung herstellen.

Capitel 274.

Wilhelm Tell und das Grütli.

Das an sich heilsame Streben Albrechts nach Einheit ging in der Ausführung einseitig auf Vernichtung alles Besondern aus, und wollte die Eigenthümlichkeiten weder einzelner Gegenden noch einzelner Stände dulden, sondern lieber alles in steife Uniformen sperren und die Gleichheit nirgends anders einführen, als in der Knechtschaft Aller. Da aber, wo die Natur selbst in der erhabensten Eigenthümlichkeit den kühnen, freien, himmelstürmenden Gebirgen und den kühnen Menschen, die es bewohnen, den unveränderlichen Stempel aufgedrückt, da mußte jede Berechnung, wie etwa Berg und Mensch zu planiren wären, in ihrer Nichtigkeit erprobt werden. Die Alpensöhne gaben den Beweis, daß Einheit auf Kosten der natürlichen Verschiedenheit unnatürlich und unerträglich sey, und daß, wenn das kostbare Gut der natürlichen Einheit verloren gegangen, wenigstens die Eigenthümlichkeit gerettet werden müsse. Freilich war ihr Vortheil auch nur mit einem Nachtheile erkauft, und die Auflösung des Reiches wieder um einen Schritt gefördert.

Schon kannten die drei Waldstätte den Sinn Albrechts, und erneuten gleich nach seines Vaters Tode ihr früheres Bündniß, wenn ihre Freiheit bedroht werden sollte. Diese Gefahr kam bald. Albrecht erbte von seinem Vater die Reichsvogtei über die freien Bauern, und ließ sie durch Untervögte verwalten. Zugleich waren diese unmittelbar freien Bauern des Reiches von den zahlreichen Lehen der österreichischen Herrschaft umringt, wo andere Vögte Albrechts geradezu das Herrenrecht übten, denn der meiste Adel war am Hofe, und seine Burgen und Lehen von Albrecht ausgekauft. Die Reichsvögte strebten nun eben so unumschränkt gebieten zu dürfen, wie die Fürstenvögte, und Albrecht selbst suchte die unabhängigen Bauern durch jedes Mittel zu bewegen, die Reichsunmittelbarkeit und das Allodrecht aufzugeben, und dagegen Oesterreichs Vasallen zu werden. Geld, Versprechungen, Verführungen Einzelner, Drohungen, endlich offenbare Gewalt sollten das Werk fördern, und eines Widerstandes war man von den armen Bauern kaum gewärtig. Da geschah es, daß ein Herr von Landenberg, Burgvogt zu Sarnen im Lande Unterwalden, einem alten Bauer im Melchthal die Augen ausstechen ließ, weil sein Sohn Arnold den Knecht des Vogts geschlagen, der widerrechtlich ihm die Ochsen vom Pfluge gespannt. Arnold aber floh ins Gebirge, und stiftete heimlich Verschwörung. Zwei andere Burgvögte, von Wolfenschieß und von Schwanau, wurden um Unzucht willen von kühnen Bauern todt geschlagen. Der Reichsvogt aber, der zu Uri saß, Hermann Geßler von Bruneck, war von allen der schlimmste. Der ließ eine Burg bauen unfern Altorf, und mit Oesterreichs Knechten bewachen, um die Bauern ganz in seine Gewalt zu bekommen, und er nannte die Burg spöttisch Zwing-Uri. Auf dem freien Platze von Altorf aber ließ er eine Stange hinpflanzen mit dem Fürstenhute von Oesterreich, und wer vorbeiging und den Hut nicht demüthig grüßte, den ließ er in schwere Fesseln legen. Da kam ein Bauer des Wegs daher, Wilhelm Tell von Bürgeln, ein Urner, des Landes bester Schütz, der versagte dem leeren Hute trutzig den Gruß, und ward angehalten. Geßler aber trat dazu,

und ersann eine teuflische Bosheit. Er ließ dem Tell die Wahl, zu sterben oder von seines eigenen Sohnes Haupt einen Apfel zu schießen. Tell traute seiner Kunst, und that den Schuß. Der Apfel fiel, und sein Kind blieb unversehrt. Da fragte der Vogt den Schützen, warum er noch einen zweiten Pfeil zur Hand genommen, und gab ihm Versicherung seines Lebens, wenn er es ihm sagen wolle. Tell zauderte nicht, und sprach: mit diesem Pfeile hätt' ich dich durchbohrt, wenn ich mein Kind verletzt. Gut, sprach der Vogt, das Leben hab' ich dir gesichert, aber ich will mich wahren vor deinem Pfeile, und dich führen, wo dich nicht Sonne noch Mond bescheint. Sie schlugen den Tell in Banden, und Geßler nahm ihn mit sich über den See. Da kam ein Sturm, und wollte sie verschlingen. Die Schiffer zagten. Nur Tell konnte aus der Noth helfen, denn er war der beste Schiffer wie Schütz. Von den Ketten befreit steuerte der kühne Mann rüstig gegen die Wogen, ersah sich aber die Gelegenheit, und sprang ans Felsenufer, in der Hand die Armbrust, indem er das Schiff gewaltig in den See zurückstieß. Dann ging er um den Rigiberg an den Hohlweg bei Küßnacht, der vom Vierwaldstätter- zum Zugersee führt, und lauerte mit dem letzten Pfeile auf Geßler, der diesen Weg kommen mußte. Der Vogt entkam vom See, doch in der hohlen Gasse traf ihn Tells Pfeil ins Herz, 1307.

Mittlerweile hatten Arnold vom Melchthal für Unterwalden, Walther Fürst für Uri und Werner Stauffacher für Schwyz zum Kampfe um die alte Freiheit sich verschworen, und jeder zehn ehrbare Bauern seines Landes bei nächtlicher Weile auf das Grütli, eine einsame Matte am Ufer des Vierwaldstättersee's, geführt, wo sie den Bund der Freiheit schworen, und die Anstalten des Kampfes trafen. Der Neujahrstag 1308 ward zum allgemeinen Angriffe der Oesterreicher festgesetzt. Da erstiegen sie mit List die Burgen des Landes, brannten sie nieder, warfen den letzten Vogt Landenberg und seine Knechte zum Lande hinaus, und beschlossen, völlig frei und unabhängig zu leben und zu sterben.

Bevor aber Albrecht zur Rache sich gerüstet, traf ihn ein schmählicher Tod. Lange schon war sein Vetter Johann ergrimmt, daß ihm sein Erbe vorenthalten blieb. Beide befanden sich in Baden an der Limmat, unfern Habsburg; da bat Johann noch einmal um das Erbe, auf dem sie standen. Albrecht aber spottete seiner als eines kindischen Jünglings, der nicht ans Regieren denken solle. Als sie aber nach Rheinfelden ritten, und über die Reuß setzten, am Fuße der Habsburg, da ersah Johann mit einigen Edelleuten, die sich mit ihm verschworen, die Gelegenheit, und brachte den Kaiser meuchlings ums Leben, 1308.

Capitel 275.

Frankreich, die Päpste, die geistlichen Ritterorden.

In dem Augenblicke, da das Haupt Europa's schwach wurde, mußten die Glieder sich stärken. Wie Deutschland allmählich sich auflös'te, mußten die Nachbarstaaten um so unabhängiger, auf Kosten des Reiches mächtiger werden.

Frankreich ist der natürliche Nebenbuhler Deutschlands immer gewesen, und erhob sich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf dreifache Weise über das Reich; zunächst durch die innere Einheit, die es gewann, indem der

König, damals Philipp der Schöne, die Stände, Clerus, Adel und Städte um den Hof in eine starke Monarchie vereinigte, während gerade das deutsche Reich sich zerstückte; sodann durch den großen Ländererwerb, indem Frankreich Neapel, Sicilien, die Provence, die Grafschaft Burgund und durch Erbschaft sogar Ungarn an sich riß; drittens durch den Einfluß, den Frankreich auf den Papst gewann, und der demjenigen entsprach, welchen einst der deutsche Kaiser über Rom ausgeübt.

Wir haben gesehen, daß die Päpste zur Zeit der Hohenstaufen bei Frankreich Schutz gesucht gegen die Ghibellinen. Innocenz IV nahm sogar seinen Aufenthalt in Frankreich. Die Entfernung von dem wilden Italien brachte den Päpsten viele Vortheile, noch mehr den französischen Königen, indem sie jene zu ihren Zwecken zu benutzen wußten. Darum blieben fortan alle Päpste in Avignon und Frankreich, erst freiwillig, dann durch tausend Mittel überlistet und endlich gewissermaßen gezwungen.

Ein vorzügliches Hinderniß der monarchischen Gewalt in Frankreich waren die Ritterorden. Diese völlig unabhängigen, stolzen und überaus mächtigen Gesellschaften, die ihre reichen Güter in ganz Europa, vorzüglich aber in Frankreich zerstreut hatten, waren nicht nur selbst Feinde der Könige, sondern auch eine Stütze des übrigen trotzigen Adels. Philipp der Schöne beschloß sie daher zu verderben, und der Papst gab seine Stimme dazu. Der Bannstrahl traf aber nur die Tempelherren, als die freiesten und gefährlichsten, denn die deutschen Ritter hatten sich in den hohen Norden zurückgezogen, und die Johanniter waren von einem mehr friedlichen Charakter. Nach dem gänzlichen Verluste des Morgenlandes hatten die Templer ihren Hauptsitz nach der Insel Cypern verlegt, und drohten der Heimath noch näher zu kommen. Mit schlauer List aber ward ihr Großmeister Jacob von Molay und der Kern der Ritterschaft nach Frankreich gelockt, 1306, ein feierlicher Proceß gegen den Orden eingeleitet und dieser endlich 1314 aufgehoben. Molay und viele Andere wurden als Ketzer verbrannt. Des Ordens Güter fielen, auch in Deutschland, an die Johanniter, die 1310 ihren neuen Sitz auf der Insel Rhodus aufschlugen. Zu derselben Zeit nahm der deutsche Orden seinen Hauptsitz in Marienburg in Preußen.

Capitel 276.

Heinrich VII von Luxemburg.

Philipp der Schöne wagte sogar, für seinen Bruder Karl die deutsche Kaiserkrone anzusprechen, ward aber von den Kurfürsten zurückgewiesen, weil diese durchaus keinen mächtigen Kaiser haben wollten. Selbst der Papst fürchtete sich davor, und arbeitete Frankreich in dieser Sache entgegen. Einen Habsburger wollten die Fürsten eben so wenig, da ihnen Kaiser Albrecht schon zu viel Uebergewicht errungen zu haben schien. Es trat also wieder derselbe Fall ein, wie bei der Wahl Rudolfs. Man suchte wieder einen armen Grafen, und um die Kirche zu befriedigen, beschlossen die weltlichen Fürsten, den als Kaiser anzuerkennen, der die meisten Stimmen von den geistlichen Kurfürsten erhalten würde.

Stadt und Erzstift Trier lebten damals im besten Verständniß mit dem benachbarten Grafen Heinrich von Luxemburg; ein seltenes Beispiel guter Nachbarschaft in jener fehdelustigen Zeit. Das Stammschloß Luxemburg (Lü-

zelburg, die kleine Burg) lag tief in Wäldern, unscheinbar anfangs, doch berühmt durch die Stammsage des Geschlechts. Die schöne Melusine, eine Nixe, sollte mit dem ersten Grafen vermählt gewesen seyn, und ihm viele Kinder geboren haben, bis seine unzeitige Neugier ihre Fischnatur, die sie je am siebenten Tage wieder annehmen mußte, entdeckte, und sie ihn für immer verließ. Diese Wassersage erinnert an die noch ältere der Merowinger. Die Grafen von Luxemburg kamen schon früher einigemal in der deutschen Geschichte vor, ohne sich sehr auszuzeichnen. Daheim fochten sie manche Fehden mit den benachbarten Herzogen von Brabant. Herzog Johann (der Minnesänger) schlug den ältern Grafen Heinrich in einer blutigen Schlacht bei Möringen 1288, und schmälerte dessen Besitzungen. Darum suchte der Sohn, der jüngere Heinrich, nachdem er sich in Frankreich und Flandern in Fehden ausgezeichnet und den Ruhm des ersten Turnierhelden seiner Zeit errungen hatte, in dem Bündnisse mit Trier eine Stütze gegen Brabant. Die Stadt Trier nahm ihn zum Bürger an, und ein geborner Bürger Triers, Peter Aichstätter, der des Grafen Arzt gewesen war, wurde unter diesen freundschaftlichen Verhältnissen zum Erzbischof von Trier erhoben. Dieser nun empfahl seinen geliebten Grafen dem Papste und den Fürsten, und da er Mainz auf seine Seite brachte, so war von den drei geistlichen Kurfürsten nur der Kölner, der es mit Frankreich hielt, gegen den Grafen, also die Mehrheit von zwei geistlichen Stimmen für ihn, und die weltlichen Fürsten nahmen ihn, ihrem Versprechen getreu, an.

Auf dem Königsstuhle zu Rense wurde Heinrich VII zum deutschen Könige ausgerufen und ihm die silberne Königskrone aufs Haupt gesetzt. Die beiden andern Kronen, die eiserne der Lombarden und die goldene Kaiserkrone waren noch in Italien. Heinrich war einer der edelsten Männer, die den deutschen Thron geziert haben. Er gab sich seinem Berufe mit tiefem Gefühle, mit aufopfernder Begeisterung hin. Karl der Große, Barbarossa und Friedrich II waren seine Vorbilder; des Reiches Macht und Ehre galt ihm wieder allein, fremd blieb er der niedern Vasallenpolitik seiner nächsten Vorgänger, die das heilige Reich nur zerrissen, um sich ein Fürstenhaus darin zu gründen. Da er aber seine Schwäche in Deutschland unter den eifersüchtigen Fürsten wohl erkannte, so suchte er durch große Thätigkeit nach außen, indem er Frankreichs Anmaßungen zurückwies und die Verluste des Reiches seit dem Untergange der Hohenstaufen wieder gut machte, sich mit der Glorie der alten Kaiser zu umgeben, um dann auch im Innern Deutschlands die Ordnung und Zucht desto kräftiger herstellen zu können. Die Italiener waren der französischen Usurpation und Intriguen müde, der Papst selbst sehnte sich, der französischen Vormundschaft los zu werden. Kein Zeitpunkt schien günstiger, um Italien wieder für das Reich zu gewinnen. Der Kaiser hätte seine Pflicht versäumt, wenn er dem unser Reich von allen Seiten umgarnenden Philipp von Frankreich nicht diese Diversion gemacht hätte. Heinrich handelte so politisch als großherzig, und Schande den deutschen Fürsten, die ihn dabei nicht unterstützten.

Zwar hatte Heinrich das Glück, daß die Böhmen sich seinen jungen noch minderjährigen Sohn Johann zum König ausbaten, da sie den Kärnthner Herzog, den ihnen die Fürsten aufdrangen, verschmähten, und des letzten einheimischen Königs Wenzels Schwester, die trutzigliche Elisabeth, selbst der Vorstellungen des Kaisers ungeachtet, keinen andern, als eben diesen schönen Königsknaben ehelichen wollte, und die Fürsten gaben nach, da sie sonst fürchteten, Habsburg werde sich Böhmens bemächtigen. Aber eben diese Fürsten bewachten das schwächere Haus Luxemburg mit derselben Eifersucht wie Habsburg, und

Hein=

Heinrich zog von dieser Erwerbung für sein kaiserliches Ansehen noch wenig Gewinn.

Eine der ersten Regierungshandlungen Heinrichs war die Erklärung, daß die Schweizer frei und reichsunmittelbar seyen, und daß Habsburg kein Recht an sie habe. In derselben Gesinnung der reinsten Gerechtigkeit aber erklärte der Kaiser die Meuchelmörder Albrechts in des Reiches Acht und Bann. Zu Speier ließ er 1309 die Leichen seiner Vorgänger, Adolphs von Nassau und Albrechts von Habsburg, feierlich in der alten Kaisergruft beisetzen, tröstete ihre dabei anwesenden Wittwen, und versöhnte Friedrich und Leopold, die Söhne des Habsburgers. Ihre Schwester Agnes, die Wittwe des letzten Arpadischen Königs von Ungarn, zog von dannen in die Schweiz, und übte gräßliche Rache an den Mördern ihres Vaters und an allen Verwandten und Dienern derselben. Hunderte fielen ihrem Blutdurste zum Opfer. Rudolf von Wart lag tagelang auf ein Rad geflochten, während seine treue Gattin zu seinen Füßen saß, und ihm bis ans Ende Trost zusprach. Dann stiftete die Königin Agnes auf der Stelle, wo ihr Vater gefallen war, das Kloster Königsfelden, aus dem jetzt eine Irrenanstalt gemacht ist, an den frommen Wahnsinn seiner Stifterin erinnernd.

Auch den Grafen Eberhard von Würtemberg that der Kaiser in die Acht, wegen seiner Angriffe auf den Frieden der Städter und des Handels. Graf Conrad von Weinsperg vollzog mit Hülfe der Städter die Acht, und Eberhard, von einem seiner Raubschlösser aufs andere gejagt, mußte sich zuletzt auf der Burg Besigheim bis zu des Kaisers Tode versteckt halten.

Capitel 277.

Heinrichs Römerzug.

Die Ghibellinen ersehnten des Kaisers Ankunft in Italien, und schaarten sich zusammen, ihn zu empfangen, an ihrer Spitze die aus Mailand vertriebenen Visconti. Doch wollten die meisten sich der deutschen Hülfe nur bedienen, um den Guelfen die Herrschaft zu entreißen. Nur wenige hingen noch an der alten Idee des Kaiserthums. Unter diesen glänzte vor allen der herrliche Dichter Dante, der in seinen unsterblichen Gesängen den frommen Arrigo (Heinrich) als den Hirten der Völker, als den Wiederhersteller des Rechts, als das Ideal eines wahren Kaisers begrüßte, und in der Schrift de monarchia aufs neue alle Gründe erschöpfte, mit denen Friedrich II das weltliche Reich gegen die päpstliche Tyrannei vertheidigt hatte.

Als Heinrich 1310 mit einem kleinen deutschen Heere, nur von dem Herzoge Leopold von Oesterreich und dem Grafen Amadeus von Savoyen begleitet, über die Alpen zog, strömten die Ghibellinen zu ihm. Auch Dante schrieb damals: „Ich habe dich gesehen, du Huldreicher, als meine Hände deine Füße berührten, mein Geist in mir aufjauchzte.“ Die Guelfen in Mailand erschracken und öffneten ihre Thore. Der Kaiser zog in die alte Stadt der Lombarden, ließ die verloren gegangene eiserne Krone durch eine neue ersetzen, und hielt, damit geschmückt, einen Triumphzug, wobei ihn seine Gemahlin Margarethe, mit langwallendem Goldhaare, auf dem gleichfalls eine Krone glänzte, zu Pferde begleitete. Die Guelfenhäupter della Torre faßten inzwischen wieder Muth, da der Kaiser statt der bisherigen Willkür sein strenges Gesetz einführte, überall selbst regieren wollte, und die Mailänder überdieß

durch eine Steuer und durch die Kosten seines langen Aufenthaltes erbitterte. Sie spannen Verrath an, die tapfern Deutschen kamen ihnen aber zuvor und schlugen die Torre's aus der Stadt heraus. Guido della Torre floh nach Cremona, der Kaiser zog ihm nach, eroberte und zerstörte die Stadt, 1311.

Dante klagte in einem offenen Briefe, warum der Kaiser so lange in Oberitalien bei Kleinigkeiten verweile und nicht nach Rom eile, um die ihm feindliche Gewalt im Mittelpunkte zu treffen. Aber Heinrich wollte Schritt vor Schritt und ganz sicher gehen, ließ aber eben dadurch den Guelfen Zeit, sich von ihrer ersten Ueberraschung zu erholen. Tibaldo de Brussati, den er begünstigt hatte, fiel treulos von ihm ab, und waffnete Brescia gegen ihn. Ueber diesen schändlichen Verrath empört, wollte der Kaiser an ihm ein schreckliches Beispiel geben, nahm ihn wirklich bei einem Ausfalle gefangen und ließ ihn um die Stadt schleifen. Aber sein eigener Bruder, Graf Walram, fiel vor den Mauern. Da schwur Heinrich, allen Einwohnern Brescia's die Nasen abschneiden zu lassen; aber eine Pest verödete sein Lager, und er bekam Brescia nur durch eine friedliche Uebereinkunft, bei welcher, statt der wirklichen Menschen, nur den Steinbildern in der Stadt die Nasen abgeschlagen wurden.

Immer noch blieb er in Oberitalien, um das Land völlig zu unterwerfen. Die Bürger von Pavia zogen ihm entgegen, und überreichten ihm feierlich die goldene Kaiserkrone, die Friedrich II hier verloren hatte. Im Winter begab er sich nach Genua, das treu an ihm hing. Hier aber starb seine Gemahlin Margaretha. Hier (oder in Pavia) soll auch Johann, der Mörder Kaiser Albrechts, im Gewande eines Mönchs bei der Tafel zu ihm gekommen seyn und fußfällig um Gnade gebeten haben; doch der Kaiser wies ihn zornig von dannen, und er wurde nicht wiedergesehen.

König Robert von Neapel benutzte das Zaudern Heinrichs, und schickte seinen Bruder Johann von Achaja mit einer auserlesenen Kriegsschaar nach Rom, um diese Stadt im Interesse Frankreichs und des Papstes gegen die Deutschen zu vertheidigen. Ihm stand die mächtige guelfische Partei der Orsini bei. Heinrich ließ den tapfern Ritter und Minnesänger, Grafen Werner von Homburg, als Statthalter in der Lombardei, gab ihm aber Philipp, den Neffen des Grafen von Savoyen, zur Seite, um den letztern noch mehr an sich zu fesseln. Dann zog er selbst, mit nur 2000 Mann, rasch nach Rom, 1312. Der Adel dieser Stadt kam ihm entgegen mit trügerischer Freundlichkeit, er aber, an der Italiener Verrath schon gewöhnt, kam ihnen zuvor, und ließ sie, mit einem an ihm ungewöhnlichen Hohn, gefangen nehmen. Dann drang er in die Stadt, und stürmte das Capitol, ward aber nach einem furchtbaren Blutbade zurückgeschlagen. Als ein Ritter, Hugo von Blankenburg, über den großen Verlust klagte, sagte Heinrich stolz: Geh heim an deiner Mutter Brust! Nicht einmal die Peterskirche konnte der Kaiser erobern, und sah sich gezwungen, sich im Lateran krönen zu lassen. Während des Krönungsacts flogen die Pfeile der Guelfen in den Saal, und tönte das Hohngeschrei derselben herüber.

Es blieb ihm nichts übrig, als Rom zu verlassen und sich zurückzuziehen. Doch ungebeugten Muthes schlug er die Toscaner, die ihm bei Ancisa den Weg verlegen wollten, verheerte das schöne Land, das ihn nicht als Kaiser anerkennen wollte, mit Feuer und Schwert, und schlug endlich in einer einsamen Gegend bei Poggibonzi ein Lager auf, nannte den Ort den Kaisersberg, und wollte hier eine neue Stadt gründen. Von hier aus that er den König Robert von Neapel, als untreuen Reichsvasallen, in Acht und Bann, und verurtheilte ihn zum Schwerte. Doch Papst Clemens V befahl ihm von

Frankreich aus, mit Robert Frieden zu halten, und die Liga von Toscana rief, da sie des Kaisers Schwäche sah, denselben Robert zu ihrem Schirmherrn aus. Von hier aus theilte der Kaiser, wie im tiefsten Frieden, die italienischen Reichsämter und Güter an die treugebliebenen Ghibellinen aus, bewarb sich selbst um die Hand der schönen Katharina von Habsburg, Kaiser Albrechts Tochter, und betrieb große Rüstungen in Sicilien, Genua und Deutschland, um den Krieg von allen Seiten zu erneuern. Sein Sohn, König Johann von Böhmen, sollte ihm mit der Braut zugleich ein frisches deutsches Heer über die Alpen führen. Doch im Augenblicke, da seine Hoffnungen sich erfüllen sollten, wurde er, nach einem vergeblichen Angriffe auf Siena, zu Buonconvento von einem Mönche im Abendmahle vergiftet, am 24 August 1323. Sterbend sprach er zu dem Mörder: Im Kelche des Lebens hast du mir den Tod gereicht, aber fliehe, bevor die Meinen dich ergreifen! Zu Pisa empfing Katharina statt des kaiserlichen Bräutigams seine Leiche. Johann ging sogleich zurück.

In der Lombardei spielte Philipp den Verräther. Werner von Homburg ergriff ihn bei der Brust, wurde jedoch von dessen Leuten verwundet. Gleichwohl behaupteten sich die ghibellinischen Visconti mit fürstlicher Gewalt in Mailand, und auch in Toscana gewannen die Ghibellinen die Oberhand. Dagegen erhielt sich der französische Robert in Neapel, und wußte sogar die Politik des Hauses Habsburg für sich zu gewinnen. Kaiser Heinrichs unglückliche Braut, Katharina, wurde zum zweiten Male über die Alpen geschickt, um Roberts Sohn Karl zu heirathen, doch nach wenig Jahren starb sie aus Kummer und kinderlos.

Zu Trier wurden die Thaten Kaiser Heinrichs in Bildern gemalt, noch vor Eick. Das schönste Denkmal aber hat ihm der mit unverwelklichem Lorber geschmückte „göttliche" Dante gesetzt.

Capitel 278.

Waldemar.

Während dieser Begebenheiten im Süden wetteiferte Waldemar, Markgraf von Brandenburg, mit der Hansa, sich des Nordens zu bemeistern. Das ascanische Grafenhaus hatte sich in die Linien Stendal und Salzwedel getheilt, und war durch die mächtigen Erzbischöfe von Magdeburg geschwächt. Otto mit dem Pfeile, der Minnesänger, den der Erzbischof gefangen hatte, starb ohne Kinder, 1308. Ihm folgte zu Salzwedel sein Neffe, der kecke Waldemar, der sich auch Stendals bemeisterte, indem er den Knaben Johann, den rechtmäßigen Erben dieses Hauses, treulos vergiftete. Im Alleinbesitze der Marken aber erhob er sich schnell zu großer Macht, und verfolgte den großen Plan, die Ostseeküsten zu gewinnen. Schon 1309 eroberte er Pomerellen, Danzig und die Weichselmündung, überließ sie aber einstweilen dem deutschen Orden, um diesen gegen die Hansa zu gewinnen. Dann griff er die Hansa selbst an. Treulos wollte er unter dem Vorwande, in Rostock sein Beilager mit seiner Base Agnes zu feiern, diese Stadt überrumpeln, aber die wachsamen Bürger verschlossen ihm die Thore, und vergeblich belagerte er die Stadt im Bunde mit Erich von Dänemark und vielen andern kleinen Herren und Bischöfen des Nordens, die der Hansa Feind waren, 1310.

Friedrich mit der gebissenen Wange, Markgraf von Meißen, be-

nutzte den Augenblick, da er im Norden beschäftigt war, und fiel ihm von Süden her ins Land, um die verlorne Lausitz wieder zu gewinnen; aber Waldemar war stärker, schlug ihn bei Großenhayn und nahm ihn gefangen, 1312. Dann unternahm Waldemar einen Kampf gegen Witzlav, den wendischen Herzog von Pommern, der sich Stralsunds bemächtigen wollte, und dem auch die Herzoge von Mecklenburg, Braunschweig und Sachsen-Lauenburg, die Grafen von Schwerin, endlich die Polen, Schweden, Dänen und Norweger beistanden, alle vereinigt, um den kühn aufstrebenden Brandenburger zu demüthigen, 1316. Wirklich war er zu schwach, wurde im Mecklenburgischen geschlagen, und konnte sich nur dadurch retten, daß er den Dänen in ihrem eigenen Lande eine Empörung erregte. Der Bund trennte sich, doch er selbst starb plötzlich und ohne Kinder, 1319. Nicht lange darauf starb auch Friedrich mit der gebissenen Wange, der graue müde Held, den der Anblick eines geistlichen Schauspiels in Eisenach in den letzten Jahren seines Lebens schwermüthig gemacht hatte. Seinen prächtigen Grabstein zieren die Verse:

Ich will heynt schlafen gehn,
Zwölf Engel solln mit mir gehn,
Zween zu häupten,
Zween zur seiten,
Zween zu füßen,
Zween die mich decken,
Zween die mich wecken,
Zween die mich wisen
Zu den himmlischen Paradisen.

Ihm folgte sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, in Meißen. Brandenburg wurde als erledigtes Reichslehn der Zankapfel der um die Kaiserkrone streitenden Parteien. Ein Nebenzweig des ascanischen Hauses erhielt sich nur in Anhalt.

Aus jenen Kriegen Waldemars haben uns die Chroniken einen schönen Zug erhalten. Bei dem Einfalle der Polen in die Mark wurde ein Nonnenkloster von wilden litthauischen Schaaren erstürmt. Da sprach eine junge Nonne zu dem, der sie gefangen: Willst du meiner schonen, so gebe ich dir einen Balsam, der dich unverwundbar macht. Begierig nahm er den Vorschlag an, sie aber bestrich sich den Hals, und befahl ihm, ihr das Haupt abzuschlagen, das sie dann sogleich zum Beweise ihrer Kunst wieder aufsetzen wolle. Er hieb, und als reine Jungfrau fand sie den Tod.

Zu der nämlichen Zeit brach der nur verhaltene Haß der Habsburger gegen die Waldstätte neu hervor. Der feurige Leopold, Herzog von Oesterreich, fand alte Schmach an den kecken Bauern zu rächen, und ward neuerdings gegen sie erhitzt, als sie sich weigerten, seinen Bruder Friedrich als Kaiser zu erkennen. Er brach also mit einem stolzen Ritterzuge gegen sie auf, dem engen Ufer des Egrisee's nach in den Morgarten, wo man hinaufsteigt in das Land der Schwytzer. Da im Engpasse harrte sein eine Freischaar Bauern von Schwyz, schleuderte von den Bergen schweres Gestein auf die Ritter nieder, brach den Zug, in den sich rasch mit Keulen und Schwertern der Schweizer Hauptheer warf, und die Feinde jämmerlich umbrachte, die an der engen Stätte sich nicht zu regen wußten. Rudolf von Habsburg-Laufenburg, ihr letzter Reichsvogt, Leopolds Vetter, fand mit vielen stolzen Rittern den Tod, und Leopold selbst floh mit Schimpf von dannen. An demselben Tage schlugen die Unterwaldner zwei andere Haufen der Oesterreicher zurück, davon einer über den Brünig, der andere vom

See her das Land in die Mitte nehmen sollten. Darauf erneuten die drei Waldstätte den Bund der Unabhängigkeit zu Brunnen am See, und von dem Tage an nahmen sie keinen Vogt mehr und regierten sich einzig selbst, jedes der drei Lande durch einen gewählten Landammann, den Vorstand der Landsgemeinde, dasselbe, was vor Zeiten der Graf gewesen, 1315.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatten die freien Bauern in Dithmarsen heftige Kämpfe mit den Grafen von Holstein zu bestehen, die unablässig sie zu unterjochen strebten. Schon waren die Dithmarsen in drei Schlachten überwunden und zerstreut, als ein kleiner tapferer Kern von Bauern sich noch in der Kirche von Oldenwörden wehrte. Graf Gerhard von Holstein ließ die Kirche in Brand stecken. Als den Bauern aber das geschmolzene Blei auf die Köpfe rann, thaten sie einen wüthenden Ausfall, schlugen die überlegene Macht zurück, sammelten die Zerstreuten wieder und brachten den Holsteinern eine eben so unverhoffte als schimpfliche Niederlage bei, also daß sie auf lange Zeit wieder sicher blieben, 1319.

Capitel 279.

Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich.

Nach Heinrichs Tode war die Partei seines Sohnes Johann, der Böhmen und Mähren besaß, und ein sehr unternehmender Geist war, und auf der andern Seite die Partei der Habsburger, die an Ländern noch mächtiger und sehr ehrgeizig war, eifrig bemüht, die Kaiserwahl zu ihrem Vortheile zu lenken. Johann wollte nicht selbst Kaiser werden, sey es aus Klugheit, um die Eifersucht der Fürsten zu beschwichtigen und unter der Hand desto sicherer Meister im Spiele zu bleiben, sey es aus der ihm eigenen Bizarrerie, der es mehr schmeichelte Kaiser zu beherrschen, als selbst Kaiser zu seyn. Seine und des ganzen luxemburgischen Anhangs Wahl fiel auf den Sieger von Gamelsheim, den tapfern Ludwig von Oberbayern, der den Häusern Habsburg und Anjou am verhaßtesten seyn mußte, und der doch bei der Spaltung Bayerns in Ober- und Niederbayern und die Rheinpfalz zu schwach schien, um von Johann unabhängig auftreten zu können. Dieser also erschien der luxemburgischen Partei ein taugliches Werkzeug, und Peter Aichstätter setzte ihm zu Aachen die deutsche Krone auf. — Die habsburgische Partei dagegen wählte Friedrich von Oesterreich, den sanftern Bruder des wilden Leopold, und schloß sich eng an die päpstlich-französische Politik an, mit deren Hülfe sie den Widerstand des übrigen Deutschland zu besiegen hoffte.

Die Folge davon war, daß Ludwig der Bayer, von Natur ein biederer und tapferer Mann, nicht nur im wahren Interesse Deutschlands gegen die wälsche Politik, sondern auch im Sinne der Reformation gegen den päpstlichen Despotismus auftrat, und um so größere Achtung einflößte, als er, die Vormundschaft Johanns verschmähend, von diesem verlassen wurde, und allein, nur auf die gerechte Sache und auf die Tapferkeit seines Arms vertrauend, den Mächtigsten seiner Zeit entgegenschritt. Seine erste Handlung als Kaiser war, Brandenburg als verfallenes Reichslehen nicht dem Könige Johann, der es haben wollte, sondern seinem eigenen Neffen, dem jungen Heinrich von Wittelsbach zu geben, der aber die Beraubung der Gränztheile durch die Nachbarn Brandenburgs nicht verhüten konnte. Darüber grollend weckte Johann dem Kaiser überall Feinde und kabalirte zu Avignon mit dem Papste

Johann XXII, der dem französischen Interesse blind ergeben war. Ludwig ließ sich aber nicht irre machen. Er behauptete mit seiner geringen Macht dennoch gegen Habsburg die Oberhand, und als Karl von Anjou dem Gegenkaiser Friedrich seine barbarischen Ungarn zu Hülfe schickte, wurden auch sie 1322 bei Mühldorf geschlagen, ja Friedrich selbst gefangen. In dieser blutigen Schlacht fielen 23 österreichische Grafen von Trautmannsdorf. Den Sieg verdankte Ludwig vornehmlich den weisen Anordnungen des alten Nürnberger Siegfried Schweppermann. Als daher nach dem Siege für die kaiserliche Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, vertheilte sie der Kaiser mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

Nach diesem glänzenden Siege trat der Kaiser noch kühner auf. Er unterstützte die in Mailand von den Guelfen hartgedrängten Visconti mit 800 Lanzen, und belehnte, nach des jungen Heinrichs Tode, seinen Sohn Ludwig den Aeltern, aufs neue mit Brandenburg. Da lagen die Häuser Anjou, Habsburg und Luxemburg zu Avignon dem Papste im Ohre, er solle diesen anmaßlichen Kaiser, der vielleicht die Politik der Hohenstaufen erneuern wollte, durch den Blitz der Kirche zerschmettern. Schon 1323 citirte der freche Papst das kaiserliche Haupt der Deutschen nach Avignon in das französische Intriguennest, und als Ludwig nicht erschien, that er ihn 1324 feierlich in den Bann. Aber Ludwig fand in der Kirche selbst Freunde. Die steigenden Ausschweifungen des Clerus und der Klöster hatten die frömmern Gemüther erbittert, und der Widerstand begann unter den Bettelmönchen, denselben, die der Papst sich gleichsam zur Leibwacht gebildet hatte. Unter den Franciscanern erhoben sich Spaltungen, und von den ältern, die trotz des Gelübdes der Armuth unter dem Vorwande, sie besäßen keine Güter, sondern verwalteten sie nur, ihre Schwelgerei fortsetzen wollten, trennten sich die sogenannten Minoriten, die, den Ketzereien der Waldenser sich nähernd, wirklich arm blieben, und das Leben der ersten Christen in Demuth und Enthaltsamkeit herstellen wollten. Der Papst haßte und verfolgte sie deßhalb, denn ihre Vorwürfe trafen ihn selbst, weil von ihm die Verderbniß in der Kirche ausging. Sie aber schlossen sich nun an den Kaiser an, vertheidigten ihn in Reden und Schriften, und versahen, trotz des päpstlichen Interdicts, für ihn und die Seinen den Gottesdienst. Vorzüglich standen ihm bei Heinrich von Thalheim, Provincial der Minoriten in Oberdeutschland, Ulrich von Augsburg, ein Schüler Dante's, in Italien gebildet und Ludwigs Geheimschreiber, und Marsilius von Padua, Ludwigs Leibarzt, der ein berühmtes Werk „über die angemaßte Gewalt des römischen Bischofs" schrieb. Ein gleich berühmtes Buch schrieb Lupold von Babenburg „über die Rechte des Reichs und des Kaisers."

Capitel 280.

Deutsche Treue.

Der Papst schäumte vor Wuth, und hetzte die Polen auf, die 1325 mit vielen noch heidnischen Litthauern in Brandenburg einfielen, gegen 150 Dörfer niederbrannten und jede Art von Gräuel begingen. Die Macht des Papstes war nie größer gewesen. Er behauptete in seinen tollen Bullen, daß er allein Herr des Reichs sey. Der Fürst von Pommern, Barnim, empfing die Lehen unmittelbar vom Papste, ganz unabhängig vom Reiche, und die übrigen Fürsten

ließen sich auf einen Fürstentag zu Mainz zusammentreiben, wo ein französischer Prinz zum Kaiser gewählt worden wäre, wenn nicht der edle Graf Berthold von Buchek, Comthur des deutschen Ordens zu Koblenz, noch zur rechten Zeit sich gegen diesen unwürdigen Antrag erhoben und den feigen Fürsten mit der Rache des Nationalstolzes gedroht hätte. Das Volk war durchgängig für den Kaiser. Zu Regensburg wurden die Pfaffen durch Hunger von den Bürgern zum Gottesdienste gezwungen.

Ludwig aber sah ein, daß nur eine Versöhnung mit den ihm feindlichen deutschen Häusern Deutschland vor den frechen Uebergriffen Frankreichs sichern könne. Er trat daher mit Johann von Luxemburg in Unterhandlung, da dieser ohnehin der Polen Feind war und denselben Schlesien abnehmen wollte. Sodann ritt Kaiser Ludwig in Person zu seinem Nebenbuhler Friedrich von Habsburg, der auf der Trausnitz gefangen saß. Diesem bot er die Freiheit an gegen das Versprechen für sich und die Seinen, ihm als Kaiser zu huldigen. Friedrich theilte eine Hostie mit ihm, und kehrte zu seiner schönen Elisabeth zurück, die sich blind um ihn geweint hatte. Doch sein Bruder Leopold, vom Papste verhetzt, wollte sich zur Huldigung nicht verstehen, und Friedrich, da er also die beschworne Bedingung nicht erfüllen konnte, stellte sich freiwillig wieder als Gefangener vor Ludwig, 1325. Der Kaiser blieb hinter solcher Großmuth nicht zurück. Die sich als Gegenkaiser gehaßt, wurden die wärmsten Freunde, und so innig hatte sie Treue verbunden, daß Friedrich zu München die Hut des bayerischen Landes übernahm, während Ludwig selbst nach Brandenburg eilte, die litthauischen Mordbrenner zu verjagen. Im folgenden Jahre starb Leopold, und so war ganz Habsburg für die deutsche Sache gewonnen. Auch Johann von Luxemburg unterstützte den Kaiser, indem er die Polen bekämpfte.

Unter diesen günstigen Umständen machte Ludwig mit Friedrich einen Tractat, wonach beide als Kaiser neben einander herrschen sollten. Friedrich blieb im Reiche, Ludwig aber brach 1327 nach Italien auf, setzte sich in Mailand die eiserne Krone auf, erklärte den König von Neapel aufs neue in des Reiches Acht, setzte den französischen Papst Johann ab und ernannte einen treuen Minoriten, Nikolaus V, zum Papste, der ihn in Rom krönte. Aber die Ghibellinen selbst verließen ihn, Galeazzo Visconti, der sich schon als Mailands Herr betrachtete, wollte des Kaisers Oberhoheit nicht dulden und verschwor sich gegen ihn. Die Zahl der kaiserlichen Truppen war gering, und die Römer erregten einen Aufruhr gegen sie. Deutschland schickte keine Verstärkungen, und des Kaisers Rückkehr wurde dringend nothwendig, da der treue Friedrich 1330 starb und Ludwig der Aeltere in Brandenburg von dem tapfern Herzoge Barnim von Pommern hart gedrängt und am Cremmer Damme geschlagen wurde. Da kehrte der Kaiser über die Alpen heim, und überließ dem Könige Johann die Statthalterschaft in Italien, um ihn zum Freunde zu behalten.

Capitel 281.

Ludwigs schwere Kämpfe.

Sein Unglück in Italien und in Brandenburg, der Tod Friedrichs und die falsche Freundschaft der Luxemburger und Habsburger stürzten den bisher so standhaften Kaiser in Kleinmuth. Er wurde irre an sich selbst, und da er den hohen und freien Geist der Hohenstaufen nicht besaß, scheint ihn eine abergläubige Furcht beschlichen zu haben. Er suchte sich mit der Kirche zu versöhnen, und dieß lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich sogar erbot, seine treuen Freunde, die Minoriten, aufzuopfern, und in Person öffentlich Kirchenbuße zu thun. Aber der Papst wollte ihn noch tiefer demüthigen, und verlangte, der Kaiser solle unbedingt die Krone niederlegen. Da erst ermannte sich Ludwig wieder, und ließ diese schmählichen Unterhandlungen, die 1331 begonnen hatten, wieder fallen.

Johann ließ ihn im Stiche und spielte auf eigene Hand den Herrn in Italien, da er aber nichts ausrichtete, verband er sich mit Frankreich und machte 1332 von dort aus einen Angriff auf Italien, der aber zurückgeschlagen wurde. In Mailand behaupteten sich wieder die Visconti. Papst Nicolaus ward gefangen und abgesetzt. Johann speculirte seitdem auf Kärnthen und Tyrol. Der Herzog dieser Länder, Heinrich, starb 1335 und hinterließ nur eine Tochter, die berühmte Margaretha Maultasch. Mit dieser vermählte Johann seinen erst 8jährigen Sohn Johann Heinrich. Die Habsburger wollten aber diese Vergrößerung des luxemburgischen Hauses nicht dulden, fielen in Böhmen ein und bemächtigten sich Kärnthens.

Ludwig vermochte diese Fehde nicht zu hindern, und hielt es mit Habsburg, da ihm dieses Haus treuer geblieben war als das luxemburgische. Er benutzte aber den günstigen Augenblick, wo diese beiden Häuser in Fehde lagen, um selbst nach dem hart bedrohten Brandenburg zu eilen. Zum Glück für ihn war auch der böse Papst Johann 1334 gestorben, und sein Nachfolger Benedict XII war friedlicher und bedauerte mit Thränen, daß er wegen der Drohungen des Königs Philipp von Frankreich nicht wagen dürfe, den Kaiser vom Banne loszusprechen. Ludwig zog nun 1337 seinen Sohn zu Hülfe, schlug die Litthauer, drang bis an den Memelfluß vor, und erbaute dort die Bayernburg, die er dem deutschen Orden überließ.

Als Sieger heimkehrend berief er die Fürsten nach Rense, wo der berühmte Kurverein geschlossen wurde, 1338. Er empfahl den Fürsten aufs dringendste Ordnung und Einigkeit im Reiche, bewies ihnen, wie schimpflich es sey, wenn deutsche Fürsten sich von einem unter französischem Einflusse stehenden Papste bevormunden ließen, und brachte sie zu dem feierlichen Beschlusse, daß sie künftig den als Kaiser erkennen wollten, der von der Mehrheit der Kurfürsten gewählt sey, unbekümmert um die Bestätigung des Papstes. Aber noch einmal zeigte sich Ludwig schwach. Um sich wo möglich mit dem Papste auszusöhnen und zugleich Johanns Intriguen zu begegnen, suchte er eine Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Aber dieser spottete seiner Schwäche und legte ihm die schmähliche Bedingung auf, gegen die Engländer, die damals im Norden Frankreichs festen Fuß faßten, zu kämpfen. Wirklich schickte der Kaiser seinen Sohn Ludwig gegen diese, die er als natürliche Bundesgenossen gegen Frankreich hätte unterstützen sollen, 1339.

Zu derselben Zeit erweiterten die Schweizer ihre Eidgenossenschaft. Sie nahmen 1332 Luzern darein auf. Einer völligen Unabhängigkeit genossen auch die Städte Zürich und Bern. Die letztere machte sich besonders dem benach-

barten

barten Adel furchtbar, indem sie seine Schlösser brach und seine Vasallen zu Pfahlbürgern nahm. Der Adel verband sich daher gegen sie, angeführt vom Grafen von Nidau. Als die Berner aber Rath hielten, wen sie zu ihrem Hauptmanne wählen wollten, da fand ihre Wahl keinen bessern, als den tapfern Ritter Erlach, ihren Pfahlbürger, der zugleich Schloßvogt zu Nidau, des feindlichen Grafen Vasall war. Erlach folgte der Bürgerpflicht und nahm ehrlich Urlaub vom Grafen, der ihn eben so ehrlich nicht zurückhielt. Darauf schlug Erlach an der Spitze der Berner, mit Hülfe der aus alter Freundschaft herbeigeeilten Schaaren der Waldstätte, den gesammten Adel bei Laupen und erhob die Macht der Stadt Bern vor allen Städten im Reiche, 1339.

Der Kaiser unterhandelte aufs eifrigste mit dem neuen Papste Clemens VI, der ihm aber mit dem bittersten Hohne begegnete, ihn wegen seiner Schwäche mißhandelte, ihn Baurus statt Bavarus nannte, und troß aller Demüthigungen, da der Kaiser die Minoriten nochmals Preis gab, und alle seine frühern Handlungen gegen den Papst büßend widerrief, dennoch immer mehr von ihm verlangte. Da erkannte Ludwig, daß er sich nur selbst helfen könne. Er suchte auf einem Reichstage zu Nürnberg einen allgemeinen Landfrieden herzustellen, und gab in der ruhigen Zwischenzeit Bayern wohlthätige Gesetze. Auch fiel ihm Niederbayern 1340 zu durch Aussterben der dort regierenden Nebenlinie. Aber der Papst schleuderte aufs neue Bullen gegen ihn, trieb den König Johann zu neuen Unruhen an und gewann sogar des Kaisers Neffen, Ruprecht von der Pfalz, ihm Bayern zu entreißen. Aber Ludwig schlug beide rechts und links zurück, 1345, und erbte noch in demselben Jahre von seinem kinderlosen Schwager, dem Grafen Wilhelm Holland, Seeland, Hennegau und Westfriesland. Zugleich erklärte Margaretha Maultasche, ein wollüstiges Weib, daß sie mit ihrem jungen luxemburgischen Gemahle nicht leben könne, verliebte sich in den schönen Ludwig den Aeltern von Brandenburg, trennte sich von jenem, heirathete diesen, und brachte Tyrol an das Haus Wittelsbach.

Diese Erwerbungen gaben das Signal zu einem neuen Sturme. Der Papst, Frankreich, Johann boten alle Mittel auf, und trieben die schwachen deutschen Fürsten 1346 in demselben Rense zusammen, wo sie kurz vorher den Kaiser Ludwig so kräftig unterstützt hatten. Jetzt, ohne daß irgend ein Grund vorlag, außer der natürlichen Vergrößerung der Wittelsbacher Macht durch Erbschaft, setzten sie aus bloßem Neide, aus Furcht vor dem Papste und bestochen von Luxemburg, den alten ermüdeten Kaiser ab, und wählten Johanns Sohn Karl zum Gegenkaiser. Bei diesem Feste des Meineids fiel die große Reichsfahne in den Rhein und wurde nicht wieder gefunden. Das Volk grollte. Karl wurde weder in Frankfurt noch Aachen zur Krönung eingelassen, und ließ sich von seinem tollen Vater verleiten, im Dienste Frankreichs die Fehde gegen die Engländer auszufechten. Johann, der blind geworden war, ließ sich aus abenteuerlicher Lust zwischen zwei Reiter festbinden und stürzte sich in der Schlacht bei Cressy ins dichteste Gewühl, worin er den Tod fand. Aber im folgenden Jahre starb auch Kaiser Ludwig der Bayer auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld, unfern München, in den Armen eines Bauern, und man beschuldigte Karln, daß er ihn habe vergiften lassen, 1347.

Capitel 282.

Der schwarze Tod.

Furchtbare Zeichen des Himmels deuteten einen Wechsel der Dinge an. Ein Erdbeben von unerhörter Stärke verwüstete 1348 Cypern, Griechenland, Italien und die Alpenthäler bis Basel. Berge stürzten ein. In Kärnthen wurden 30 Ortschaften und die Stadt Villach von Grund aus zerstört. Die Luft wurde dick, übelriechend und betäubend für Menschen und Thiere. Der Wein in den Fässern trübte sich. Feurige Meteore leuchteten am nächtlichen Himmel. Eine große Flammensäule sah man gerade über dem päpstlichen Palaste zu Avignon.

Diesen Schrecknissen folgte eine mörderische Pest auf dem Fuße. Sie war zuerst in China entstanden, hatte sich durch ganz Asien fortgepflanzt und hieß der schwarze Tod, weil sie die Menschen plötzlich mit schwarzen Brandblattern überzog und öfters auf der Stelle tödtete. Kein Arzt konnte helfen. Die Pest breitete sich über ganz Europa aus, und die Geschichtschreiber melden, daß sie in Deutschland nicht am heftigsten gewüthet. Dennoch starben zu Basel 14,000, zu Straßburg und Erfurt je 16,000 Menschen, und so überall nach Verhältniß. Die Franciscaner Minoriten in Deutschland (mit Ausschluß der auswärtigen) zählten ihre Todten, und es fanden sich 124,434, woraus man theils auf die Gewalt der Pest, theils auf die Menge der damaligen Minoriten schließen kann. Die letzten waren aber vorzüglich deßwegen so zahlreich, weil sich in Deutschland schon überall Spuren der sittlichen Kirchenreformation zeigten, und alle frommen Gemüther, welche die Hoffahrt und Schwelgerei der übrigen Geistlichkeit verachteten, zu den armen und ehrlichen Minoriten flüchteten.

Die während des gräuelvollen Untergangs der Hohenstaufen in Italien zuerst aufgekommenen Flagellanten oder Geißler hatten sich inzwischen auch in Deutschland ausgebreitet und hin und wieder große Processionen gehalten, wobei sie zu Tausenden, schwere Kreuze schleppend, mit entblößten Rücken sich und die Umstehenden geißelten. Man hieß sie deßhalb auch Kreuzbrüder. Zur Zeit der Pest vermehrten sie sich ungeheuer, zogen von Ort zu Ort und zwangen jedermann, Buße zu thun. Ihr Fanatismus aber kehrte sich vorzüglich gegen die Juden, die man als Christenfeinde mit der Leidenschaft jener Zeit haßte, und gegen welche Bosheit und Dummheit den Verdacht erregte, sie seyen die Ursache der Pest, sie wollten die ganze Christenheit vergiften, um allein übrig zu bleiben. Man ersann die Fabel, daß eine allgemeine Judenverschwörung zu diesem Zwecke von Spanien aus geleitet werde. Zuerst begann die große Judenverfolgung in Bern, wo der Rath selbst die Juden morden ließ. In Basel dachte der Rath menschlicher, aber das Volk zwang ihn mit Gewalt, alle Juden auf einem Haufen verbrennen zu lassen. Dasselbe geschah zu Freiburg, dann in allen Städten am Rheine und an der Donau, in Augsburg, München, Nürnberg 2c. In Straßburg wurden 2000 Juden auf einem einzigen Holzstoße verbrannt. Die jungen Bürger rissen die schönsten Judenmädchen aus den Flammen, aber viele derselben stürzten sich freiwillig wieder in den Tod. In Speyer kamen die Juden den Mördern zuvor und verbrannten sich selbst in ihren Häusern. In Erfurt wurden 6000, in Mainz sogar 12,000 Juden umgebracht. Nur Regensburg zeichnete sich rühmlich durch Beschützung seiner Juden aus. Wer von dem unglücklichen Volke fliehen konnte, rettete sich nach Polen, wo König Kasimir, aus Liebe zu der schönen Jüdin Esther, sie gütig aufnahm, seit welcher Zeit denn Polen von

Juden wimmelt. Aber auch in Deutschland kamen die Juden nach diesem gräulichen Morden bald wieder in ziemlicher Anzahl auf.

Die Pest begann 1348, wüthete nebst den Judenverfolgungen am heftigsten 1349 und nahm dann, aber erst allmählich wieder ab. Alle Lebensverhältnisse wurden dadurch gestört, nur die Politik ließ sich nicht irre machen, und mitten unter den Schrecken der Natur setzten die Häuser Luxemburg und Wittelsbach ihren Kampf fort, der so giftig und scheußlich geführt wurde, als ob er ein Kind jener Pest sey.

Capitel 283.

Der falsche Waldemar und Günther von Schwarzburg.

Karl IV war einer der merkwürdigsten Kaiser, und der erste, der die wälsche Praktik, gegen welche seine Vorfahren so männlich und unglücklich gestritten, in Deutschland selbst einführte. Vor ihm waren von den Habsburgern nur schwache Versuche dazu gemacht worden, erst durch ihn kam die moderne Politik auf deutschem Grund und Boden in Flor. Mit der Ehrlichkeit, schien er zu denken, ist es vorbei; man muß nichts als klug seyn.

Ludwig der Aeltere hatte von seinem Vater die Ansprüche des Hauses Wittelsbach vererbt. Dieses Haus systematisch zu vernichten, war Karls erstes Ziel. Allerdings hatte er keine unrichtige Ansicht, wenn er nach so vielen unglücklichen Versuchen der Hohenstaufen, seines eigenen Großvaters Heinrich und Ludwigs des Bayern, es für unmöglich hielt, als Kaiser etwas auszurichten, und vielmehr glaubte, nur als Fürst, durch Erweiterung seiner Hausmacht, wie Kaiser Albrecht, aus den Trümmern des Reichs eine neue dauernde Macht sich gründen zu können; aber er ging noch einen großen Schritt weiter als Albrecht, er trat nicht offen und mit Gewalt auf, sondern vergiftete die deutsche Politik mit all den Künsten der scheinheiligen Tücke, des höflichen Verraths, des stillen heimlichen Mordes, die er in wälschen Landen gelernt hatte. Er gründete seinem Hause ein Primat, das später auf Habsburg überging und allerdings der weitern Zerstückelung Deutschlands vorbeugte, und wieder dem Auslande gegenüber eine Ehrfurcht gebietende Macht herstellte, aber sein moralischer Einfluß war entnervend und tödtend.

Auf seinen Antrieb stellten die Ascanier und der Erzbischof von Magdeburg, als natürliche Nebenbuhler Brandenburgs, einen falschen Waldemar auf. Ein Müller, Namens Jakob Rehbok, der dem wahren Waldemar ähnlich sah, mußte sich für ihn ausgeben, als Pilger verkleiden und sagen, er komme gerade aus Palästina, wohin er aus Reue über seine Verbrechen geflüchtet sey. Um dieses Mährchen in den Augen des Volkes weniger unwahrscheinlich zu machen, umgab man den Müller mit fürstlicher Pracht, und Karl IV belehnte ihn feierlich im Lager von Heinrichsdorf mit Brandenburg, 1348. Ludwig der Aeltere, der nicht vorbereitet war, verlor fast das ganze Land, nur Briezen blieb ihm treu, daher diese kleine Stadt seitdem Treuenbriezen heißt.

Die Wittelsbacher schaarten sich trotz der damals wüthenden Pest schnell zusammen, wählten den tapfern Grafen Günther von Schwarzburg (der sich 1344 in dem sogenannten thüringischen Grafenkriege in Verbindung mit den Grafen von Weimar, Orlamünde rc. gegen den Thüringer Landgrafen Friedrich, wobei diese kleinen Herren ihre Unabhängigkeit erkämpften, ausgezeichnet hatte) zum Gegenkaiser, und wußten auch die Polen auf

ihre Seite zu bringen. Karl IV, der nichts weniger als ein Held war, wollte den Kampf vermeiden und wußte, daß er viel sicherer ginge, wenn er durch schlaue diplomatische Künste seine Gegner trenne. Er unterhandelte heimlich mit Ludwig dem Aeltern, überließ ihm Brandenburg, und erklärte den Waldemar, den er selbst belehnt hatte, plötzlich für einen Betrüger. Dafür opferte ihm aber auch Ludwig der Aeltere, eben so treulos, den armen Günther auf, der noch in demselben Jahre 1347 durch Karls Gift auf die Seite geschafft wurde. Der Müller blieb im Schutze der Grafen von Anhalt, und starb einige Zeit nachher zu Dessau, wo er fürstlich begraben wurde. Noch in viel spätern Zeiten behaupteten anhaltische Schriftsteller, er sey wirklich der ächte Waldemar gewesen.

Capitel 284.

Verfall der Wittelsbacher.

Karl, der schlaueste Kopf seiner Zeit, stand an der Spitze der luxemburgischen Hausmacht allein, während die Wittelsbacher durch Theilungen geschwächt und uneinig die Habsburger unter Albrecht dem Lahmen wirklich erlahmt, die übrigen kleinen Fürsten aber schwach und eingeschüchtert waren.

Die Söhne des Kaisers Ludwig wurden von dem schweren Fluche der Zeit heimgesucht. Nur mit Mühe baten sie sich aus dem päpstlichen Banne los, um Karls Politik zum Spielzeuge zu dienen. Durch den Vertrag von Luckau 1351 trat Ludwig der Aeltere das ihm verleidete Brandenburg an seine beiden Brüder Ludwig den Römer (in Rom geboren) und Otto ab, wofür er Oberbayern nahm. Stephan behielt Niederbayern; die Pfalz war bei der Nebenlinie unter Pfalzgraf Rudolf; Holland endlich wurde zwischen Wilhelm und Albrecht getheilt. Diese Brüder und Vettern hielten aber nicht zusammen.

Ludwig der Aeltere starb 1361, und Stephan huldigte nicht nur dem Papste und Kaiser, sondern ließ sich auch 1363 Tyrol entreißen, da Margaretha Maultasche nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard sich noch in ihrem Alter in den schönen und jungen Rudolf von Habsburg verliebte, ihn heirathete und ihm Tyrol als Mitgift zubrachte. So hatte dieses buhlerische Weib nach einander Tyrol an alle drei damals in Deutschland herrschenden Häuser, zuerst an Luxemburg, dann an Wittelsbach und endlich an Habsburg verkuppelt, bei dem es blieb. Dagegen suchten sich die Wittelsbacher durch eine Wechselheirath mit den Visconti's in Mailand eine neue Stütze zu geben.

Noch trauriger war das Loos der beiden Brüder in Brandenburg. Beide ließen sich gegen ihren ältern Bruder Ludwig aufhetzen. Ludwig der Römer starb 1365. Otto, ein Schwachkopf und Wollüstling, folgte blindlings dem arglistigen Kaiser, der ihn von seinen Verwandten zu trennen und ganz in sein Netz zu locken wußte. Gegen 20,000 Schock großer Prager Pfennige und eine Heirath mit des Kaisers jüngerer Tochter ließ sich Otto zu einem Erbvertrage mit dem Kaiser bereden, wonach Brandenburg an des Kaisers Sohn Wenzel fallen sollte, wenn Otto keine Kinder bekäme. Um dieß letztere aber zu bewirken, behielt der Kaiser seine jüngere Tochter zurück und schickte dem bethörten Otto seine ältere und häßliche Tochter zu, 1369. Auch das ließ sich Otto gefallen; doch weil der Kaiser sich bereits als Herrn in Brandenburg ansah, und im Vertrauen auf Otto's Feigheit allen Anstand bei Seite setzte, gelang es den Bayern und Polen, dem verblendeten Prinzen endlich die Augen

zu öffnen. Jetzt erklärte Otto den Erbvertrag für nichtig, und wollte trotzen, aber der Kaiser war rasch bei der Hand, brachte eine große Armee auf die Beine und erzwang im Vertrage von Fürstenwalde 1373 die förmliche Abtretung Brandenburgs. Otto machte sich in seinem Exile in Bayern durch sein Leben mit der schönen Müllerin Grete vollends verächtlich und starb in Schande.

Eben so kläglich endeten die Wittelsbacher in Holland. Albrecht war größtentheils abwesend in Bayern, Wilhelm aber fing mit seiner eigenen Mutter Margaretha Krieg an, wodurch das gräfliche Ansehen geschwächt, und die Macht der Stände sehr vermehrt wurde. Das ganze Volk theilte sich in zwei Parteien. Die für Wilhelm stritten, nannten sich die Kabeljau's (Fische), die Anhänger Margarethens aber die Hoeks (Angeln, womit man die Fische fängt). Wilhelm starb endlich in Wahnsinn, und Albrecht regierte eine Zeit lang als Ruward (Ruh=Wart), doch mehr beherrscht von den Parteien, als sie beherrschend. Seine Geliebte Aleide zog ihn zu den Hoeks, sein Sohn Wilhelm dagegen ergriff die Fahne der Kabeljau's, und dieser ward von den Friesen umgebracht, 1415. Seine feurige Tochter Jakobine sollte die Herrschaft der Wittelsbacher in den Niederlanden erhalten, mußte sie aber, nachdem sie drei Männer geheirathet und die seltsamsten Schicksalswechsel erfahren, an Burgund abtreten, 1428.

Die Wittelsbacher in der Pfalz strebten durch Servilismus gegen die Luxemburger sich über ihre altbayerischen Vettern zu erheben. Diese feindselige Politik hatte sie schon gegen Ludwig den Bayer bewaffnet; jetzt ließen sie alles Unheil geschehen, was ihren Verwandten widerfuhr, und wurden dafür vom Kaiser mit der Kurfürstenwürde belehnt, die er dem altbayerischen Hause entzog.

Capitel 285.

Karls IV auswärtige Politik.

Karl leistete dem Reiche den größten Dienst durch seine schlaue Diplomatie, wenn sie auch ohne Würde war. Leider war es so weit gekommen, daß nur Falschheit und List erlangen konnten, woran der offene Heldenmuth der Hohenstaufen gescheitert war. Karl trennte das Bündniß zwischen dem Papste und Frankreich, und durch diesen einen diplomatischen Streich that er mehr, als er durch viele Feldzüge hätte ausrichten können. Vieles half ihm dazu. Er selbst hatte seine Jugend theils am französischen Königshofe, theils beim Papste in Avignon zugebracht, und war aufs genaueste von der geheimen Eifersucht zwischen diesen beiden verbündeten Mächten unterrichtet. Er wußte, daß sich die Päpste sehnten, aus dem französischen Zwange frei zu werden und nach Rom zurückzukehren. Nur fürchteten sie, alsdann wieder unter das Joch der deutschen Kaiser zu fallen, und das Andenken der Hohenstaufen war noch immer so lebendig, daß es Karl nur durch die unwürdigste Demuth, Scheinheiligkeit und ausdauernde Geduld endlich dahin brachte, dem Papste Vertrauen einzuflößen. Dabei benutzte Karl sehr geschickt die gefährliche Lage, in welche Frankreich je mehr und mehr durch die Engländer gebracht wurde, ja er war voraussichtig genug, unter dem Scheine der freundschaftlichen Gesinnung für Frankreich, dessen Theilung vorzubereiten. Der letzte Pfalzgraf von Burgund, Otto, war 1303 gestorben, durch Heirath

kam Burgund an Johann von Frankreich, wurde aber bald darauf dem jüngern Sohne desselben, Philipp dem Kühnen, als erbliches Herzogthum übergeben, und mit Brabant, bald auch mit Holland vermehrt; und es konnte nicht fehlen, daß diese neu aufstrebende Macht mit Frankreich selbst in Zwiespalt kommen mußte. Daher zeigte sich Kaiser Karl sehr gnädig gegen Philipp von Burgund und belehnte ihn feierlich, 1358.

Sofern Karl auch auf Italien seinen Blick warf, war es ihm keineswegs darum zu thun, die Herrschaft der Deutschen dort herzustellen. Er wollte sich nur in Rom krönen lassen, und auch dieß wollte er nur, um dadurch dem Papste zu schmeicheln, und ihm zu beweisen, wie geringen Werth er auf den Kurverein von Rense und wie großen Werth er auf die päpstliche Sanction der Kaiserwahl lege. In dieser Absicht zog er gleichsam wie ein Privatmann nach Rom, ohne sich um die italienischen Parteien zu bekümmern, und unterwarf sich allen Vorschriften des Papstes Innocenz VI von Avignon aus, selbst der schimpflichen Bedingung, schon am Krönungstage Rom wieder zu verlassen. — Die Italiener staunten über ein solches Benehmen, weil sie seinen eigentlichen Zweck nicht begriffen. In Rom hatte sich, da so lange kein Papst mehr anwesend war, das Volk gegen den Adel erhoben, und eine Republik gebildet. Das Haupt derselben, Cola di Rienzi, eilte dem Kaiser entgegen, von ihm die Wiederherstellung des alten römischen Reichs hoffend; aber Karl benutzte dieß nur, den Schwärmer gefangen zu nehmen und dem Papste auszuliefern. Der berühmte Dichter Petrarca hegte von Karl die Erwartungen, welche Dante von seinem Großvater gehegt; aber der Kaiser begnügte sich, seine glühenden Briefe mit Artigkeit zu erwiedern, ihn zum Pfalzgrafen zu ernennen und sein poetisches Genie zu preisen, aber zu seiner schwärmerischen Politik lächelte er nur, so daß der Dichter ihn endlich verließ.

Karl ließ in Italien alles, wie es war, und bestätigte die geschehenen Veränderungen dadurch, daß er sich von den Visconti und allen Häuptern der neuen Stadtrepubliken oder Herzogthümer die Unabhängigkeit und Erledigung von allen Reichspflichten abkaufen ließ. So lächelte er rechts und links, und nahm Geschenke und Geld mit sich. Von Rom entwich er noch am Krönungstage heimlich unter dem Vorwande einer Jagd, um so dem Papste pünktlich gehorsam zu seyn. Dieß lag ihm allein am Herzen, daher bekümmerte er sich auch wenig um den Spott, mit dem die Italiener ihm nachsahen, 1355.

Zehn Jahre später reis'te der Kaiser in Person nach Avignon, um mit Papst Urban V die mit Innocenz begonnenen Unterhandlungen noch weiter zu führen. Seinem klugen Betragen, Frankreich und Burgund gegenüber, gelang es, den Papst wirklich auf einen Augenblick von Frankreich loszumachen, und war erst einmal zwischen diesen eine Lücke, so ließ sich der Keil bald weiter treiben. Im Jahre 1367 erlebte Rom das wunderbare Schauspiel, daß der deutsche Kaiser den Papst in seine heilige Stadt wieder einführte, indem er im kaiserlichen Schmucke vor dem reitenden Papste zu Fuß einherging und ihm die Zügel hielt. Aber auch dießmal machte sich der Kaiser durch die Kunst zu nehmen, die er in gleichem Grade besaß wie die zu geben, verächtlich. Man hat die Summen verzeichnet, womit er sich überall den letzten Rest kaiserlicher Rechte abkaufen und wie ein Jude abhandeln ließ. Indeß war sein Zweck erreicht, denn obgleich Urban nach einem Jahre wieder nach Avignon zurückkehrte, weil er als geborner Franzose der Parteien in Rom nicht mächtig werden konnte, so ermuthigte doch sein Beispiel den folgenden Papst Gregor XI, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und als nach dessen Tode ein Papst in Rom

und ein anderer in Avignon sich um die geistliche Herrschaft stritten, mußte diese aufhören, dem weltlichen Reiche gefährlich zu seyn.

Capitel 286.

Die goldene Bulle.

Mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher Karl die mächtigsten Feinde des Reichs, den Papst und Frankreich, trennte, und durch die Trennung schwächte, war er unablässig bemüht, umgekehrt in Deutschland eine Einheit zu schaffen. Mit Gewalt, das sah er wohl ein, war hier nichts auszurichten; er bediente sich also auch hier der List, und entehrte die gute Absicht durch die schmachvollen Mittel. Er wollte das Reich aufbauen, aber er brauchte, wie die Legende von einer Kirche sagt, den Teufel zum Baumeister.

Seine Politik gegen das Haus Wittelsbach war ächt diabolisch. Besser kam Habsburg weg, weil es sich damals halb aus Zufall, halb aus Geschick unbedeutend zu machen wußte, und den Kaiser nicht reizte. Dieses vornehme Haus ließ sich damals sogar die Kurwürde absprechen und somit aus dem ersten in den zweiten Fürstenstand herabsetzen; aber ohne sich um diesen Scheinverlust zu kümmern, suchte es in der Stille durch eine Erbverbindung mit Ungarn einen desto reellern Vortheil. Es überließ dem Luxemburger die Gegenwart und hoffte für sich die Zukunft. Die Wettiner in Meißen und Thüringen, die Welfen in Braunschweig ließen sich gleiche Zurücksetzung gefallen. Selbst die geistlichen Fürsten wußte Karl zu beherrschen, indem er auf ihre Wahl Einfluß übte und sich gut mit dem Papste und dessen klugem Unterhändler in Deutschland, dem Cardinal Talleyrand, stellte. Auf dieselbe Weise befreite er Brandenburg von den Eingriffen der Magdeburger Erzbischöfe, indem er zu letztern sehr schwache Hirten wählen ließ.

Die Abfassung der goldenen Bulle im Jahre 1356 verewigte zwar die Einrichtungen Karls nicht, bezeichnet aber vollkommen den Umfang seiner damaligen Macht. In diesem neuen Reichsgesetze wurde die Zahl der zur Kaiserwahl allein berechtigten Fürsten definitiv auf 7 beschränkt; die drei geistlichen Kurfürsten blieben Mainz, Köln und Trier; als die vier weltlichen bestimmte Karl nach seinem politischen Zwecke die von Böhmen (Erzmundschenk des Reichs), Brandenburg (Erzkämmerer), Sachsen-Wittenberg (Erzmarschall), Rheinpfalz (Erztruchseß). Böhmen besaß Karl selbst, Brandenburg war er im Begriffe zu nehmen; die beiden übrigen Kurstimmen erhielten die schwachen und servilen Nebenlinien des Wittelsbacher Hauses in der Pfalz und des ascanischen Hauses in Wittenberg, während die weit mächtigern Habsburger und Wettiner, zu geschweigen der alten Welfen, ganz ohne Kurstimme blieben, und Altbayern sie verlor. Die Nebenlinie des ascanischen Hauses (die Hauptlinie war in Brandenburg mit Waldemar ausgestorben) gründete ihren Anspruch auf die Kur darauf, daß 1180 der Titel der Herzoge von Sachsen, der Heinrich dem Löwen entrissen wurde, an Bernhard, den Bruder des Ascanier Otto in Brandenburg kam. Daher erklärte man auch die zwei sächsischen Kurschwerter: „Zwei Schwerter das Marschallamt bedeuten, die wendischen Heiden auszureuten." — Die Kur erhielt aber durch die goldene Bulle außer dem Vorrecht der Kaiserwahl noch ein zweites, nämlich Abschließung der kurfürstlichen Territorien, innerhalb welcher die Kurfürsten als höchste Quelle des Rechts, und beinahe schon als Souveraine anerkannt wurden, da es keinem

ihrer Unterthanen gestattet seyn sollte, an den Kaiser zu appelliren, es sey denn bei verweigerter Justiz. Dieses wichtige Vorrecht der Kurfürsten hieß jus de non evocando. Es versteht sich aber von selbst, daß es nicht den kleinen Pfalzgrafen und Wittenbergern zu Liebe gegeben wurde, um diese Duodezfürsten unabhängig zu machen, sondern daß es nur die Absicht Karls unterstützen sollte, sein Erbreich abzurunden und von jeder künftigen Einmischung der Kaiser, falls dieselben etwa nicht mehr Luxemburger seyn sollten, sicher zu stellen. Daraus erklärt sich auch die Ausschließung der Habsburger von der Kur, weil Karl diesen nicht den gleichen Vortheil gönnen wollte. Von dem Reichsvicariate in Italien spricht die goldene Bulle nicht mehr. Karl überließ Italien sich selbst, um den Papst zu schonen. Bei Abfassung der goldenen Bulle, wie bei der Unterhandlung mit dem Papste hatte der Cardinal Talleyrand einen ausgezeichneten Antheil.

Capitel 287.

Böhmens Glanz. Die Universitäten.

Man nannte Karln den Stiefvater des Reichs, aber den Vater Böhmens. Schon sein Aeußeres zeigte seine böhmische Abstammung, denn er war seiner Mutter ähnlicher als seinem Vater. Er war klein, aber stämmig, trug den Kopf vorgebogen, und hatte starke Backenknochen und pechschwarzes Haar. Mit dieser slavischen Gestalt contrastirte seltsam die deutsche Kaiserpracht, denn er legte fast nie die Krone und den Mantel ab, und die wälsche Erziehung und Bildung. Er sprach mehrere Sprachen und war sehr gelehrt. König Karl von Frankreich hatte ihn in seiner Jugend mit Lehrern aller Art versehen und ihm eine Bildung beigebracht, die weit über die gewöhnliche Fürstenbildung bei den Deutschen ging. Von diesem Karl nahm er auch seinen Namen an, denn ursprünglich war er Wenzel getauft.

Schon 1318 gab er Böhmen eine neue Grundverfassung, erklärte darin Mähren, Schlesien (das er durch seine Heirath mit der Tochter des letzten zu Jauer und Liegnitz herrschenden polnischen Herzogs Bolko 1355 gewann) und die Lausitz als unzertrennliche Bestandtheile Böhmens, und gewährte dem Adel wie den Städten die schönsten Freiheiten. Er beförderte im Gebirge die Bergwerke, in den Ebenen den Landbau, so daß kein unbebauter Platz in Böhmen blieb, machte die Moldau bis zur Elbe schiffbar, zog eine Menge deutscher Handwerker und Künstler ins Land und schuf aus Böhmen einen wahren Lustgarten. In edler Pracht erhob sich mitten in dem lachenden Lande die Stadt Prag, deren Wunderbauten größtentheils die Werke Karls sind, der königliche Hradschin, die berühmte Prager Brücke ꝛc. Daher gewährt noch bis auf den heutigen Tag keine deutsche Stadt einen so romantischen Anblick wie Prag. Baukünstler, Bildhauer und Maler wetteiferten, seine Residenz zu verherrlichen. Auch das Karlsbad soll von ihm entdeckt und benannt worden seyn.

Wie für die materiellen Interessen in Land- und Bergbau, Gewerben, Handel und Künsten, so sorgte Karl nicht minder für die geistigen. Er gründete zu Prag die erste deutsche Universität (6 April 1348), nach dem Muster der Pariser. Schon 1365 ahmten ihm die Habsburger nach und stifteten in Wien, 1386 auch die Pfalzgrafen in Heidelberg eine Universität.

Nun

Nun wollten die geistlichen Fürsten auch nicht zurückbleiben, und es erhielten noch Universitäten 1388 Köln, 1392 Erfurt, 1403 Würzburg.

Aeußerlich war jede universitas literaria eine Innung von Schülern und Meistern mit eigener Verwaltung und eigenem Gericht. Die ganze Masse der akademischen Bürger war nach Nationen oder Landsmannschaften eingetheilt, die jede ihren besondern Vorstand hatte, und die gemeinschaftlich den Rector der gesammten Universität wählten. Dabei hatten Schüler und Lehrer gleiches Stimmrecht. Die Schüler wanderten, wie die Handwerksbursche, von einer Universität zur andern, und viele lebten davon, zugleich bettelnd und lehrend unter dem Volke umherzuwandeln, daher man sie fahrende Schüler nannte. — Der Unterricht wurde in vier Facultäten ertheilt. Die ersten drei hießen Wissenschaften (scientiae), und zwar Gottesgelehrtheit (theologia), Rechtskunde (jurisprudentia) und Arzneikunde (medicina). Die vollendeten Meister in diesen drei Facultäten erhielten die Würde des Doctors. Die vierte Facultät begriff die freien Künste (artes liberales) in sich, und zwar sieben, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Moral. (Diese sind zu unterscheiden von den Lehrgegenständen in den ältern Klosterschulen: Grammatik, Rhetorik, Musik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie). Die vollendeten Meister in dieser vierten Facultät hießen Magister. Viele vom Adel und noch mehr Bürger strömten zu den neuen Hörsälen. Prag hatte bald 7000 Studenten.

Capitel 288.

Gelehrsamkeit.

Der Geist der neuen Universitäten war anfangs schwankend und unentschieden, eine Folge von Karls Politik. Es drängten sich viele Minoriten zu den Universitäten, die noch ganz voll Reformationsideen waren, wie zur Zeit Ludwigs des Bayern. Auch hatten sich die Scholastiker der Universität Oxford in England und selbst die Pariser, seitdem der Papst sich von Frankreichs Vormundschaft loszumachen suchte, gegen den Papismus erklärt. Allein Kaiser Karl dachte an nichts weniger, als mit dem Papste zu brechen, und die ersten Lehrer der deutschen Universitäten mußten sehr bescheiden und furchtsam auftreten, wenn auch einige von ihnen aufrichtig eine Kirchenverbesserung wünschten. Am meisten Ruhm erlangte Heinrich von Hessen, erster Lehrer zu Wien, und Marsilius ab Inghen, erster Lehrer zu Heidelberg, durch welche die Scholastik in Deutschland sich Bahn brach. Es war aber nicht möglich, dieser Wissenschaft den mäßigen Charakter zu erhalten, der jene ersten Lehrer auszeichnete. Die weltliche Macht buhlte noch zu viel mit der geistlichen, und diese war schlau genug, die Universitäten mit ihren Creaturen zu bevölkern, und in den geistlichen Landen ausdrücklich nur Universitäten als Pflanzschulen des Ultramontanismus zu errichten. Es dauerte nicht lange, so war Deutschland überschwemmt mit den Sophisten Roms, die unter dem Namen der Philosophie den krassesten Papismus predigten.

Gegen die Sylbenstecherei und den dialektischen Lügengeist der Scholastik, welche christliche Freiheit und papistische Tyrannei, Wahrheit und Trug, Einfalt und Schwulst vermengte, den Verstand durch scheinbare Aufklärung verwirrte, und die Gemüther durch scheinbare Beschwichtigung ängstigte, gegen dieses vielköpfige, in tausend Zungen lügende und teuflisch züngelnde und feuer-

speiende Ungeheuer der wälschen Scholastik erhob sich eine ächt volksthümliche Opposition in der deutschen Mystik des Straßburger Mönchs Johann Tauler († 1361). Dieser treffliche Prediger schrieb ein körniges und edles Deutsch, und brachte dadurch eine reinere Lehre unter das Volk. Im Innersten empört über die Masse von Lügen, mit der man die ursprünglich so einfache christliche Lehre gleichsam überschüttete und begrub, suchte er sie davon zu reinigen, und das Uebermaß von Aeußerlichkeiten, wozu man den Gottesdienst herabgewürdigt hatte, trieb ihn an, Gott nur inwendig im Herzen zu suchen. Doch war Tauler zu mild, um die herrschende Kirche anzugreifen, und der Papst sah in seiner Lehre nichts als eine Ermahnung zum Klosterleben. Seine vielen Schüler waren noch weniger im Stande, die Kirche zu reformiren, da sie sich noch mehr als er selbst zu einem spielenden Ingottvergnügtseyn hinneigten. Johann Ruysbroch, der geistreichste unter ihnen, schrieb einen förmlichen Roman, in dem die Seele die Braut und Gott den Bräutigam vorstellt. Einflußreicher wurde Gerhard der Große, der zu Deventer eine mystische Brüderschaft stiftete, aus welcher der berühmte Thomas a Kempis hervorging.

Die Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts waren zum Theil noch Chronisten im Geiste der frühern Zeit, wie Heinrich (Stero), Mönch von Altaich, Siffried Presbyter von Meißen, Matthias von Neuenburg und Albert von Straßburg, zum Theil schon gelehrtere Sammlungen wie das Cosmodromium des Gobelinus Persona, Decan von Birkenfeld im Paderbornschen († 1420), und das Werk de temporibus memorabilibus des Heinrich von Herford, der in Erfurt Professor wurde. Außer den Annalen von Colmar und denen des Heinrich von Rebdorf, so wie der Kirchengeschichte von Heinrich von Diessenhofen zeichnen sich besonders viele zum Theil treffliche Stadt- und Provincialchroniken aus, die auch, seitdem sich Bürger mit der Geschichtschreibung beschäftigten, in deutscher Sprache geschrieben wurden, während bisher die Geistlichen ausschließlich nur lateinische Chroniken geliefert hatten. Diese berühmten deutschen Werke sind Ottokar von Horneks österreichische Reimchronik bis 1309, Königshovens elsässische Chronik bis 1386, Riedesels hessische und Tillmanns lüneburgische Chronik (fortgesetzt von Gensbein), endlich die magdeburgische Schoppen-Chronik. Lateinisch schrieb Peter von Duisburg (1326) die erste Geschichte der Preußen, und Liebholz von Northa eine Geschichte der Grafen von der Mark und Verzeichniß der Kölner Erzbischöfe.

Capitel 289.

Fehden der oberdeutschen Städte.

Das Ansehen der Städte wuchs nicht nur durch die natürliche Zunahme ihrer Bevölkerung und ihres Reichthums, sondern auch durch die Schwäche der damals so vielfach getheilten Fürstenhäuser, besonders in der Schweiz, in Schwaben, am Rheine und im Bereiche der Hansa. Zu Freiburg im Breisgau erfand 1354 der Mönch Berthold Schwarz zufällig das Schießpulver, und wurde selbst durch die Explosion desselben, die er nicht erwartet hatte, getödtet. Diese Erfindung wurde zuerst von den Städten benutzt, wo allein die geschicktesten Werkmeister zu finden waren. In Lübeck wurde 1360 die erste Pulvermühle gebaut. Der erste berühmte Stückgießer war Meister Johann

von Aarau. Die Hansa bediente sich 1387 zum ersten Male der Metallkugeln, nachdem man vorher schon mit Steinen geschossen hatte.

Eine der blühendsten Städte in Oberdeutschland war damals Zürich. Hier erhoben sich die Zünfte unter ihrem Bürgermeister Brun gegen die Geschlechter. Diese flüchteten nach Rapperschwyl, wo sie der Habsburger Albrecht schützte. Die Züricher aber zogen vor dieses Städtchen und brachen es nieder. Da rüstete Albrecht ein Heer, Zürich aber trat in den Bund der Eidgenossen, 1351. Auch das Ländchen Glarus, welches der Herzog aufgeboten, fiel von ihm ab und trat in die Eidgenossenschaft. Da wurde Albrecht bei Tätwyl von Rüdiger Maneß, dem Minnesänger, der die Züricher führte, geschlagen. Sofort trat auch Zug und 1355 sogar das stolze Bern in den Bund der Bauern, der dadurch zu einer politischen Macht wurde. Albrecht belagerte Zürich vergebens. Nur Kaiser Karln huldigte die Stadt, dem Reiche gehorsam; doch ließ sie sich nicht bewegen, aus der Eidgenossenschaft zu treten, da Karl sie dazu bereden wollte, fürchtend, dieser neue Bund der Bauern und Bürger könne ihm gefährlicher werden, als selbst die Fürsten. Deßhalb begünstigte Karl auch das Haus Habsburg bei der Erwerbung des Breisgaues, 1366.

Als der Kaiser auf seiner zweiten Römerreise in Straßburg weilte, kam der Ritter Cervola mit 40,000 englischen Söldnern zu ihm und bot ihm diese Waffenmacht an, da sie eben von England abgedankt worden war. Der Kaiser wußte aber allezeit im Frieden mehr zu erreichen, als im Kriege, und schlug dem Ritter sein Gesuch ab. Dieser fiel nun über ihn selbst her. Da rüsteten sich schnell die benachbarten Fürsten und Städte, und der Kaiser schlug den Abenteurer zurück, 1365. Zehn Jahre später zog ein ähnlicher Haufen unter dem Ritter Coucy bis in die Schweiz; aber 3000 seiner wohlbewaffneten Ritter und Knappen wurden am Büttisholze von 600 bisher noch unversuchten Bauern aus dem Entlibuch theils erschlagen, theils zersprengt.

Um diese Zeit haus'ten in Schwaben die wilden Grafen von Würtemberg, zwei Brüder, Ulrich und Eberhard, mit vielen Rittern verbündet, stolz auf das Schwert, voll Ehrgeiz, strebend nach fürstlicher Gewalt, geschworne Feinde der Städte. Schon 1350 kam es zwischen ihnen und dem schwäbischen Städtebunde zu lebhaftem Kampfe. Die Städte wurden bei Eßlingen geschlagen, traten aber 1356 in ein noch zahlreicheres Bündniß zusammen. Ungeschickt bestellte Kaiser Karl den trotzigen Eberhard, der Greiner oder Rauschebart zubenannt, zum Reichsvogt über die Städte. Dieser aber verfuhr so tyrannisch, willkürlich und habsüchtig, achtete auch des Kaisers Mahnung so wenig, daß er in die Acht fiel. Da zogen die Städte unter des Reiches Banner wider die Brüder, schlugen sie bei Schorndorf und zwangen sie zum Frieden, 1360. Karl schwankte jedoch in Hinsicht der Städte, und wollte weder ihnen, noch dem Adel das Uebergewicht lassen. Die Zeit ging mit Unterhandlungen, Verboten und deren Zurücknahmen hin, während die trotzigen Schwaben thaten, was sie wollten.

Der Adel sah indeß mit Mißvergnügen nicht nur die Fortschritte der Städte, sondern auch die steigende Macht Würtembergs. Der gewaltige Eberhard warf sich zum Gebieter des Adels auf, zwang die schwächern Nachbarn in seine Lehenspflicht und handelte wie ein kleiner Fürst. In Niederschwaben erhoben sich deßfalls 1367 zwei Adelsverbindungen, die Schlegler, angeführt durch den mannhaften Ritter Wolf von Wunnenstein, und die Martinsvögel, mit denen sich sogar der Markgraf von Baden und der Pfalz-

graf am Rhein verbanden, gegen die Anmaßungen von Würtemberg. In Oberschwaben zogen zwei andere Rittergesellschaften vom Schwert und von der Krone wider die Städte. Die letztern erneuerten ihren Bund 1370, und suchten jetzt den bedrängten Eberhard auf ihre Seite zu ziehen. Eberhard aber verachtete die Bürger, und der Adel sah die Gefahr, die ihm von den Städten drohte, für die größere an, versöhnte sich mit Eberhard und schlug unter dessen Anführung die Banner der Städte bei Ulm, 1372. Karl begünstigte den Sieger abermals, und trug ihm sogar auf, von den gedemüthigten Städten eine Reichssteuer einzutreiben, wogegen sie sich aufs neue erhoben. Doch erst als Karl dem Grafen einige Städte förmlich verpfändete, entbrannten sie ernstlich in Zorn und stifteten einen neuen großen Städtebund 1377. Karl ging so weit, sie in die Acht zu thun, aber sie legten die Waffen nicht nieder, sondern schlugen des Grafen Sohn Ulrich bei Reutlingen und zwangen ihn zu einem Stillstande.

Manche Stadt, die jetzt klein und verarmt ist, war damals noch ansehnlicher, andere sind es jetzt noch oder haben noch mehr zugenommen. Zum rheinischen Städtebunde gehörten außer Zürich, das zur Eidgenossenschaft trat, Freiburg im Breisgau, Breisach, Colmar, Mühlhausen, Hagenau, Weissenburg, Neustadt, Wimpfen, Erbach, Heidelberg, Oppenheim, Frankfurt a. M. Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Aschaffenburg, Bingen, Bacharach, Wesel, Boppard, Andernach rc. Zum schwäbischen Bunde: Eßlingen, Ulm, Reutlingen, Gmünd, Heilbronn, Mosbach, Donauwörth, Sinsheim, Nördlingen, Bopfingen, Rottweil, Memmingen, Nürnberg, Kempten, Biberach, Ravensburg, Constanz, Lindau, St. Gallen, Schaffhausen rc.

In den Städten selbst triumphirten überall die Zünfte über die Geschlechter, schon deßwegen, weil die Geschlechter es mit den Rittern hielten. In Ulm waren die Geschlechter schon zur Zeit Ludwigs des Bayern ausgetrieben worden, da sie sich an Habsburg anschlossen. In Augsburg, das sich je mehr und mehr zur ersten Stadt in Süddeutschland erhob, und im Handel den Vorrang vor dem alten Ulm gewann, wurden die Geschlechter erst 1368 ausgetrieben, und der neue durch die Zünfte zur Herrschaft erhobene Bürgermeister Schwarz maßte sich eine Zeit lang eine tyrannische Gewalt an, die zu einer Gegenrevolution und Zurückführung der Geschlechter führte.

Capitel 290.

Große Kriege der Hansa.

Nur unwillig ertrugen die nordischen Könige, Waldemar III von Dänemark und Hakon von Norwegen die Anmaßungen der Hansa, und nach langen und oft wiederholten Zerwürfnissen kam es endlich 1361 wieder zu einem großen Seekriege. Die Hansen, angeführt von dem tapfern Wittenborg, liefen gegen die dänische Flotte des Prinzen Christoph aus und schlugen sie; im Uebermuthe des Sieges aber landete Wittenborg, und ließ sich von der ihm weit überlegenen dänischen Landmacht zurückjagen. Für diese Unvorsichtigkeit ließ ihm nach seiner Rückkehr der stolze Rath von Lübeck das Haupt vor die Füße legen. König Waldemar aber freute sich seines Sieges nicht lange. Die Hansen brachten alle ihre Streitkräfte zusammen, sieben und siebenzig Städte zumal, um die schimpfliche Flucht Wittenborgs zu rächen. Auf diese Nachricht sagte Waldemar spöttisch: seven un seventig Hänse, un seven un seventig Gänse,

bieten mi nich de Gänse, so frag ich nich een S..... na de Hänse. Da sie aber Ernst machten, kam er ihnen zuvor und bewilligte ihre Forderung, 1364. Er wartete indeß nur, bis sie wieder auseinander gegangen waren, um sie aufs neue zu necken. Da ließen sie endlich nicht mehr mit sich spaßen, sondern begannen 1368 einen schweren Rachekrieg.

Ihre Flotte befehligten die Rathmänner von Lübeck, Everhard von More und Gottschalk von Attendorn, ihr zur Landung bestimmtes Heer Bruno von Warendorp, Sohn des Bürgermeisters von Lübeck. Von dieser Stadt allein stritten 1600 Bürger auf der Flotte. Zuerst landeten sie in Schonen, dann in Seeland, und eroberten Copenhagen und Helsingör, wodurch sie sich der Durchfahrt durch den Sund bemeisterten, und eine Menge andere feste Plätze, unter großer Verheerung des Landes. Der tapfere Warendorp fiel im Kampfe, und wurde prachtvoll zu Lübeck begraben. Hakon von Norwegen wollte den Dänen helfen, aber die wüthenden Hansen landeten sogleich an seiner Küste, und verbrannten ihm 200 Dörfer und Städte, 1369. Da sahen sich die Könige zu einem schimpflichen Frieden gezwungen. Die Hansen behielten die festen Plätze, und fast ganz Schonen auf 15 Jahre zum Schadenersatze, und Dänemark mußte schwören, keinen König ohne Einwilligung der Hansa zu wählen, noch ihn anzuerkennen, bevor er nicht die Privilegien der Hansa (ihre Handelsmonopole) beschworen habe, 1370.

Die kleinern Fürsten in Norddeutschland durften nichts mehr gegen die Hansa unternehmen. Sie zankten sich überdieß unter sich. Die Welfen und die Ascanier stritten um Lüneburg, dessen ausgestorbene Besitzer die männlichen Seitenverwandten der erstern, aber durch Heirath mit den letztern verschwägert waren. Nach einer langen blutigen Fehde behaupteten die Welfen in Braunschweig ihr Recht, 1373.

Der Kaiser vergaß den Norden keineswegs. Er war kaum im Besitze von Brandenburg, als er auch den alten Plan Waldemars wieder aufnahm, und sich eine Seeherrschaft an der Ostsee gründen wollte. In dieser Absicht erhob er Tangermünde zu seiner Residenz, und suchte sich bei der Hansa einzuschmeicheln, um vielleicht das Haupt ihres Bundes zu werden. Er begab sich 1377 in kaiserlichem Pompe nach Lübeck, redete die Bevollmächtigten der Hansa mit dem Titel Herren an und suchte sich auf jede Weise bei ihnen beliebt zu machen. Aber die alten Kaufleute waren so schlau als er, ließen das Thor von Lübeck, durch das er eingeritten war, hinter ihm zumauern, da niemand mehr der Ehre würdig sey, hindurchzugehen, wo die heilige Majestät des Reichs hindurchgegangen, und überboten sich in Ehrenbezeugungen und Liebkosungen gegen ihn, wußten sich aber wohl zu hüten, daß er sich in ihre Angelegenheiten einmischte. Da er schon alt war, verhehlte er seine weitern Plane, und sie wurden mit ihm begraben. Seine Söhne nahmen sie nicht wieder auf, und Lübeck hat seitdem nie wieder einen Kaiser gesehen.

Capitel 291.

Wenzel.

Karl IV suchte sein reiches Erbe und künftigen noch größern Erwerb seinen Söhnen zu sichern. Um das Haus Habsburg zu überflügeln, trat er mit demselben in Erbvertrag und vermählte seinen Sohn Sigismund mit Marien, der Tochter des Königs Ludwig von Ungarn. Um auch das Haus Wittelsbach fortwährend getrennt zu erhalten, stiftete er eine Erbverbrüderung mit der Pfalz. Doch täuschten ihn diese Berechnungen, denn Habsburg und Wittelsbach überlebten sein eigenes Haus, und er arbeitete nur für Habsburg. — Da er das Ende seiner Tage kommen sah, bestach er (trotz dem, daß die goldene Bulle jede Bestechung verbot), die Kurfürsten je mit 100,000 Gulden, seinen ältesten Sohn Wenzel zum Kaiser zu wählen. Auch beging er die Schwachheit, seine Länder zu theilen, obgleich er genug erfahren hatte, wie schädlich solche Theilungen für andere Familien geworden waren. Sein Bruder Johann bekam Mähren, von seinen drei Söhnen bekam Wenzel Böhmen und Schlesien, Sigismund Brandenburg, Johann die Lausitz. Karl starb 1378 auf der Rückreise von Frankreich, wohin er noch einmal gegangen war, um den Frieden mit diesem Lande zu befestigen.

Wenzel war ein böhmischer Hitzkopf und ganz das Gegentheil seines feinen Vaters. Man gab ihm den Beinamen des Trägen, weil ihm ernste Geschäfte verhaßt waren, doch war er nicht ohne Witz und sehr jähzornig. Den Deutschen, um die er sich nicht bekümmerte, erschien er als ein Narr, den Böhmen als ein Wüthrich. Karls Schöpfungen konnten sich in keinen schlimmern Händen befinden. Er beleidigte die Niedern durch die Ausbrüche seiner Wuth, die Vornehmen durch Spott. Die Böhmen konnten ihn nicht leiden, weil er willkürlich ihre Rechte kränkte und die Deutschen bei ihnen begünstigte; die Deutschen aber haßten ihn, weil er nie ins Reich herauskam, keine Reichstage hielt und beständig über die Verwirrung im Reiche lachte, zu der er selbst so viel beitrug. Im Jahre 1389 fiel der Prager Pöbel über die Juden her, die eine Hostie gehöhnt haben sollten, und erschlug ihrer 3000. Wenzel aber riß das Vermögen derselben an sich. Dann erklärte er alle Schulden, welche Juden von Christen zu fordern hatten, im ganzen Reiche für null und nichtig. Seinen Koch ließ er spießen, um ihm zu zeigen, wie es den armen Hühnern und Gänsen zu Muthe sey, die er in der Küche am Spieße brate. Aus demselben Grunde schlug er mit eigener Hand dem Prager Scharfrichter das Haupt ab, damit auch er einmal empfände, was er so oft Andern gethan. Viele vom böhmischen Adel ließ er hinrichten, um ihnen die königlichen Kammergüter, welche sie nach und nach an sich gerissen, wieder abzunehmen. Auch die Geistlichen wurden gegen ihn erbittert, da er den Bischof von Breslau mißhandelte, und in Prag den Priester Johann von Nepomuk, der aus Treue gegen den Erzbischof von Prag dem Könige eine Aussage über denselben verweigerte, martern und von der schönen Prager Brücke in die Moldau hinabwerfen ließ, 1373. Seitdem ist er der Brückenheilige der Böhmen geworden. Die Sage hat ihn zum Beichtvater der Königin Sophie gemacht, der dem Könige nicht habe bekennen wollen, was sie gebeichtet. Seine erste Gemahlin Johanna von Bayern ließ Wenzel durch die großen Hunde zerreißen, die er immer um sein Bett hatte.

Sigismund sah endlich ein, daß diese Tollheiten sein Haus ins Verderben stürzen würden, er nahm also seinen kaiserlichen Bruder, im Einverständnisse mit den Böhmen, gefangen, 1394, mußte ihn aber wieder losgeben, da die

deutschen Fürsten ihn Ehren halber reclamirten. Indeß ließ sich Wenzel dieß nicht zur Warnung dienen, und bekümmerte sich weniger als je um das Reich.

Bei alledem stellten sich die äußern Verhältnisse Deutschlands damals sehr günstig, und ein tüchtigerer Kaiser hätte sie wohl benutzen können. Das den Hohenstaufen so gefährliche Bündniß zwischen dem Papste und Frankreich lös'te sich immer mehr auf. Als Papst Gregor 1378 gestorben war, wählten die Italiener und Deutschen Urban VI in Rom, die Franzosen aber Clemens VII in Avignon, wodurch eine ungeheure Spaltung in der Kirche, das sogenannte große Schisma entstand. Beide Päpste, so wie ihre Nachfolger, bannten sich wechselseitig, und die weltliche Macht konnte jetzt eben so als Schiedsrichter zwischen ihnen auftreten, wie früher der Papst zwischen den weltlichen Mächten entschieden hatte. — Auch die französische Politik ging den Krebsgang. Mit England beschäftigt und durch Burgund vom Reiche gleichsam getrennt, war Frankreich um so weniger gefährlich mehr, als sein Nebenstaat in Neapel durch die oberitalienischen Staaten ebenfalls vom Reiche getrennt war, und in seinen fernern Absichten auf Ungarn scheiterte. Als König Ludwig von Ungarn 1383 starb, und nur eine Tochter Maria hinterließ, wollte sich Karl der Kleine von Neapel des Reichs bemächtigen, wurde jedoch von einer ungarischen Nationalpartei umgebracht, welche Marien mit dem jungen Sigmund vermählte. Viel scheint dazu die Türkengefahr beigetragen zu haben. Die Ungarn mußten in dem mächtigen Deutschland eine Stütze gegen die von Osten drohend hereinbrechende Türkenmacht suchen. Neapel konnte ihnen nicht helfen.

Capitel 292.

Großer Kampf der Bürger und Bauern gegen die Fürsten und Herren in Oberdeutschland.

Einer der ersten Mißgriffe Wenzels war schon 1382 die Uebertragung der Reichsvogteien in Schwaben an Herzog Leopold von Oesterreich. Wozu diese Vergrößerung Habsburgs? und wozu die ohnehin erbitterten Städte noch mehr aufregen? Städte und Fürsten rüsteten. Da erhob sich auch der ritterschaftliche Adel, und trat in großer Anzahl in Verbündnisse, im obern Lande die Ritter von St. Georg und St. Wilhelm, in Hessen der Bund der alten Minne, in der Wetterau die Ritter mit den Hörnern, in Westphalen die Ritter vom Falken. Der eben so kluge als tapfere Graf Eberhard von Würtemberg spielte jetzt den Vermittler, und versöhnte sich mit Rittern und Städten und mit den rheinischen Fürsten, um dem Habsburger das weitere Umgreifen in Schwaben zu wehren. Leopold selbst fügte sich, und suchte die Städte zu versöhnen, um desto sicherer die Bauern in der Schweiz zu schlagen. Der diplomatische Geist Karls IV war in diese Fürsten gefahren. Sie unterhandelten 1382 zu Ehningen, 1384 zu Heidelberg und 1387 zu Mergentheim, einen gemeinschaftlichen Friedensbund zwischen geistlichen und weltlichen Herren, Rittern und Städten zu Stande zu bringen. Man verpflichtete sich wechselseitig zum Landfrieden, ja die Verbündeten fingen schon an, sich in Kreise einzutheilen, die jedoch erst später eine feste Form erhielten.

Die Schweizer Eidgenossenschaft merkte gleich, daß der Habsburger Leopold nur darum so freundlich gegen die schwäbischen Städte war, um sie

von den Schweizern zu trennen. Sie warnte und legte es den Städten nahe, wie mächtig sie werden könnten, wenn beide, die Bauern in der Schweiz und die Bürger in Schwaben, einig handelten und den Fürsten und Rittern gemeinsam die Spitze böten. Wirklich kam in Opposition gegen die Fürstenversammlungen zu Constanz 1385 ein Bund von 51 Schweizer und schwäbischen Städten zu Stande, der mit Hülfe der Bauern Habsburg und allen kleinen Fürsten und Rittern trotzen konnte. Aber Leopold kirrte die schwäbischen Städte, sie glaubten doch zuletzt sicherer zu gehen, wenn sie sich dem großen deutschen Friedensbunde der Fürsten und Herren anschlössen, und ließen die Schweizer im Stiche, über die nun Leopold hohnlachend herfiel.

Einen willkommenen Vorwand gab ihm der Abfall der Entlibucher, die in die Eidgenossenschaft traten. Unter dem Schutze des elenden Kaisers, und an der Spitze von nicht weniger als 167 geistlichen und weltlichen Fürsten, Herren, Rittern und Städten kündete er den Schweizern den Frieden auf. So viel Eifersucht herrschte noch zwischen Bauern und Bürgern, daß sogar Bern den Bauern nicht beistand, ein Zeichen der Zeit, das die schwäbischen Städte entschuldigen mag. Um so gewisser war Leopold des Sieges, und sein prachtvolles Heer, der Kern der oberdeutschen Ritterschaft, zog unter Jauchzen und Prahlerei thalauf an den See von Sempach. Da standen die Bauern, gering an Zahl, ungewappnet, meist nur mit Keulen und Morgensternen bewaffnet. Als sie den unabsehbaren Lanzenwald der Ritter heranrücken sahen, sanken sie auf die Kniee nieder und beteten. Leopold aber befahl den Seinen, von den Rossen zu steigen, einen großen Halbmond zu bilden und so auf die Eidgenossen loszugehen, um sie einzuschließen. Die Bauern erhoben sich, stürmten gegen die Ritter an, spießten sich aber an ihren langen Lanzen und konnten die dichtgedrängte Eisenwand nicht trennen. Da rief Arnold von Winkelried, ein Bauer aus Unterwalden: „Ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenossen, gedenkt meines Geschlechts!" und stürzte mit weit ausgebreiteten Armen gegen die blitzenden Speere, faßte deren so viele, als er zu erreichen vermochte, drückte sie zusammen gegen seine Brust, und hielt sie, sterbend, so lange fest, bis zu beiden Seiten neben ihm und über seine Leiche hinweg die Bauern in die Lücke eindrangen. Jetzt halfen den Rittern ihre langen Lanzen und schweren Rüstungen nichts mehr, sondern waren ihnen nur zur Last. Die Bauern drängten sich im Keile mitten unter sie, und zerschmetterten mit der Wucht ihrer Keulen und Aexte die stählernen Helme und Küraſſe. Bald bemächtigte sich ein panischer Schrecken der Ritter, der halbe Mond wich aus einander. Die bei den Pferden zurückgebliebenen Knechte schwangen sich darauf und jagten davon. Ihre Herren konnten in den schweren Rüstungen und erschöpft vom Kampfe nicht folgen, viele ertranken im See, der Rest beschloß, nicht zu weichen und bis auf den letzten Mann zu fechten. Mitten unter ihnen stritt Herzog Leopold unverzagt, rufend: „Ich will ehrlich mit euch sterben." Dreimal sank Habsburgs Banner, dreimal hob er es wieder hoch auf, endlich fand er mit allen seinen Getreuen den Tod, 1386.

Der Schweizerbund stand fester als je. Ihm blieb das Entlibuch, und er gewann dazu noch die Stadt Wesen am Wallenstätter See. Auch Bern benutzte nun den Sieg der Bauern, den es nicht mit erstreiten helfen, und riß das Obersibenthal, Büren, Nidau und Unterseen an sich. Indeß gelang es den Oesterreichern, durch Einverständniß mit den Bürgern von Wesen, unvermuthet die Bauern von Glarus zu überfallen und ihr Land zu verwüsten. Der Bauern Landeshauptmann aber, Matthias am Bühl, sammelte, während der

der Feind des Sieges gewiß, sorgenlos und plündernd das Land hinauf zog, rasch 500 der geflüchteten Landleute zum Landesbanner. Sie schleuderten einen Hagel von Steinen gegen die in Eile zusammengerotteten Reiterschaaren des Feindes, daß seine Reihen brachen, dann stürzten sie selbst auf ihn hinab. Aber erst beim eilften Angriffe gelang den Glarnern der Sieg. 2500 Oesterreicher blieben todt auf dem Wahlplatze bei Näfels, 1388. Nach diesen Siegen behaupteten die Schweizer alles Eroberte, mit Ausnahme der Stadt Wesen; es traten aber nach einander noch viele Landschaften und Städte freiwillig oder durch Kauf und Vertrag zu ihrem Bunde, vorzüglich zu den Städten Bern und Zürich.

Die Siege der Bauern erweckten den Neid der Städte, und brachten sie aufs neue mit den Fürsten in Hader. In Bayern strebten die Herzoge nach unumschränkter Fürstengewalt, und hatten deßhalb abwechselnd mit den Bischöfen, Rittern und Städten zu kämpfen. Als 1387 Herzog Friedrich den Erzbischof von Salzburg gefangen nahm, stunden diesem die Städte bei, und sogleich erhob sich auch außerhalb Bayern der allgemeine Krieg gegen die Städte. Die rheinischen Städte wurden vom Pfalzgrafen Ruprecht, die fränkischen vom Burggrafen von Nürnberg und von den Bischöfen von Bamberg und Würzburg angegriffen. Die schwäbischen Städte bereuten ihren Abfall von den Schweizern, und wollten ihnen nun auf eigene Hand nachahmen. Sie glaubten mit Würtemberg eben so gut fertig werden zu können, wie die Bauern mit Habsburg, aber es schlug ihnen fehl. Bei Döffingen kam es 1388 zwischen Eberhard und den schwäbischen Städten zu einer Hauptschlacht. Zwar fiel der junge Ulrich, doch Eberhard blieb Sieger. Mitten in der Schlacht kam das alte Haupt der Schlegler, Wolf von Wunnenstein, Eberhards bitterster Feind und Nebenbuhler, diesem dennoch zu Hülfe, weil ihn ein noch ärgerer Haß gegen die Städte beseelte, half den Sieg erstreiten, ritt aber trotzig, ohne den Dank abzuwarten, nach der Schlacht wieder davon. So äußerte sich der wilde Sinn jener Ritterzeit. Die Niederlage der Städte führte zu einem neuen allgemeinen Landfrieden zu Eger, und hier waren die Fürsten mächtig genug, die gefährlichen Bündnisse durch einen Reichsbeschluß förmlich auflösen zu lassen, 1389.

Dieser Frieden wurde nochmals durch die Eifersucht der Ritter unterbrochen, denn kaum waren die Städte gedemüthigt, so erhob sich der Schleglerbund gegen die schon wieder zu mächtigen Fürsten; doch die vereinigten Fürsten von Habsburg, Pfalz, Baden und Würtemberg erzwangen auch gegen die Ritter den Frieden, 1398.

Capitel 293.

Die Türkengefahr. Schlacht bei Nikopolis.

Wenzel ließ im Reiche geschehen, was da wollte, und Siegmund konnte um so weniger thun, als er damals in Ungarn beschäftigt war. Kaum hatte er sich nämlich auf seinem neuen Throne in Ungarn festgesetzt, als der türkische Sultan Bajezid, der, ohne Constantinopel zu nehmen, doch dem griechischen Reiche fast alle seine Provinzen entrissen hatte, über das Gebirge Hämus ins Donauthal hinabstieg, und Ungarn mit einem unermeßlichen Heere überschwemmte, um den Christen die Uebel zu vergelten, die sie zur Zeit der Kreuzzüge dem Morgenlande zugefügt. Damals glühte in der Christenheit

keine Begeisterung mehr, vergebens lärmte der Papst; die Türkensteuern, die er ausschrieb, erregten nur überall Mißfallen und Widerstand. Wenn nicht noch in den Rittern der kriegerische Ehrgeiz aufgeflammt wäre, und müßige Söldnerschaaren überall bereit gewesen wären, sich, sey es für oder wider Christum, zu schlagen, so hätte sich Sigismund allein auf die Ungarn verlassen müssen, unter denen eine starke Partei ihm und den Deutschen übel wollte. Doch der französischen Ritterschaft gebührt der Ruhm, daß sie in großer Zahl herbeieilte. An ihrer Spitze stand der Graf von Nevers, ältester Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, der schlachtberühmte Ritter Coucy, der Herr von Tremouille rc., zusammen 8000 Franzosen. Von den deutschen Fürsten zogen nur der Kurfürst von der Pfalz, Ruprecht, der viel Ehrgeiz besaß und nach der deutschen Krone strebte, der tapfere Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, Sigismunds treuester Freund, und Graf Hermann von Cilly aus Steyermark mit. Der deutsche und der Johanniterorden sandte ebenfalls eine Anzahl Ritter.

Sigismund drang rasch vor, griff die Türken in der Bulgarei an, und siegte anfangs, wurde jedoch durch die ungeheure Uebermacht der Türken zurückgetrieben. Im Jahre 1396 kam es zum entscheidenden Kampfe bei Nikopolis. Die französischen Ritter stürzten in toller Kampflust voran, und wurden gefangen oder niedergesäbelt. Noch zuletzt erhob Jakob von Vienne, aus vielen Wunden blutend, Frankreichs Banner, bis auch er mitten unter den Feinden fiel. Ein noch größeres Unglück war die verrätherische Flucht der ungarischen Partei, die den Deutschen übel wollte, und der Wallachen. Zwar kämpfte Sigismund an der Spitze der Deutschen und der übrigen Ungarn mit glänzender Tapferkeit, und 60,000 Türkenleichen bedeckten das Schlachtfeld; doch Bajezid hatte mehr Menschen zu verlieren, als Sigismund, und behauptete den Sieg. Wüthend über den großen Verlust an Todten, ließ der Sultan 10,000 christliche Gefangene vor seinen Augen köpfen, und schonte außer dem Grafen von Nevers nur sehr wenig vornehme Herren. Als ein zehnjähriger Knabe aus Bayern, Johann Schiltberger, eben hingerichtet werden sollte, bat des Sultans junger Sohn für dieses hübsche Kind um Gnade, und erhielt sie. Schiltberger wurde hierauf von den Türken als Sklave fortgeführt, und lebte 32 Jahre in den Morgenländern, worauf er glücklich heimkehrte, und alles, was er gesehen hatte, beschrieb.

Die Türken gingen nicht weiter, und Ungarn konnte sich erholen, wurde jedoch aufs neue durch Parteien zerrissen. Ladislav von Neapel erneuerte die Ansprüche des Hauses Anjou, und ließ sich von seiner Partei zu Raab krönen, Sigismund wurde sogar von den Ungarn eine Zeit lang in Verhaft genommen, siegte aber dennoch und behauptete sich durch die stärkere Partei.

Capitel 294.

Ruprecht von der Pfalz.

Wenzels Unfähigkeit war so augenfällig, daß sich die Fürsten endlich seiner schämten, und ihn nach Oberlahnstein vorluden, sich wegen seines schlechten Reichsregiments zu verantworten. Er kam nicht, und so wurde er feierlich abgesetzt und statt seiner der Kurfürst und Pfalzgraf Ruprecht zum Kaiser gewählt, 1400. Die oberdeutschen Städte sahen in dieser Wahl nur eine Intrigue der verbündeten Fürsten gegen die Bürger, und boten sich Wen-

zel zu tapferer Gegenwehr an; er wies sie aber zurück und ließ den Ruprecht walten, der in Köln gekrönt wurde, da ihn Aachen nicht aufnahm.

Ruprecht war tapfer, ehrgeizig, unternehmend, aber ohne Macht. Er konnte sich, seit der Zerwürfniß im Wittelsbacher Hause nicht einmal auf seine bayerischen Vettern stützen; Baden, Würtemberg, selbst der Mainzer Erzbischof, waren ihm eifersüchtige Nachbarn, die Städte seine offenen Feinde. In dieser Verlegenheit schloß er sich an Habsburg, das in den oberen Landen die nämlichen Feinde hatte, das ihn aber nur als Werkzeug gebrauchte. Einige Hülfe erwartete er zugleich vom Papste, und hoffte durch einen Römerzug, den Wenzel bisher versäumt hatte, sich mit dem Glanze eines ächten Kaisers zu umgeben. Leopold der Jüngere von Oesterreich stand ihm mit bewaffneter Macht bei, und mit Geld die Florentiner, damit er die Visconti in Mailand, die Habsburg in den Alpen und Florenz in Toscana als mächtige Nachbarn immer gefährlicher wurden, im Namen der Reichsoberhoheit bekämpfe. Aber dieses Possenspiel endete mit einer schmählichen Niederlage der Deutschen. Leopold wurde von den Mailändern gefangen, Ruprecht floh in sein Land zurück, ohne Rom und den Papst gesehen zu haben, 1401.

Seitdem konnte Ruprecht noch weniger, als zuvor, in Deutschland ausrichten. Als er nur einige Raubschlösser im Mainzischen zerstört, verbanden sich der Erzbischof von Mainz, der Markgraf Bernhard von Baden und Würtemberg wider ihn in dem Bunde zu Marbach, 1405. Besonders der Markgraf, der sich eben so wie Würtemberg und früher Habsburg zu vergrößern strebte, betrieb die Einigung, die den König gänzlich lähmte. Eben so fanden diese kleinen Fürsten für gut, der Ausbreitung Habsburgs sich entgegen zu setzen, und sie erhoben deßhalb eine lange fruchtlose Fehde gegen Herzog Friedrich von Oesterreich. Ruprecht starb 1410, ohne daß er irgend etwas Großes hätte leisten können. Ihn überlebte Wenzel, der zwar der Haft entledigt ward, aber nach der Kaiserkrone nicht die mindeste Lust mehr bezeugte, und auch als König von Böhmen fast nur noch den Titel behielt, sich auf seinen Schlössern mit der Jagd ergötzte und die Regierung den Landständen überließ. Dieß gab den Böhmen einen Geist der Freiheit ein, der bald die wichtigsten Ereignisse hervorrief. An Wenzels Statt ward sein Bruder Sigismund Haupt und Vormund der luxemburgischen Partei, und nach Ruprechts Tode zum deutschen König gewählt.

Capitel 295.

Kühne Thaten der Dithmarsen und Appenzeller.

Die Nachlässigkeit Wenzels und die Unmacht Ruprechts ward von allen Ständen zu willkürlichen Handlungen, Gewaltthätigkeiten, Fehden benutzt. So verfolgten auch die Grafen von Holstein unablässig den Plan, Dithmarsen zu unterjochen. Nach heftigen Kämpfen im Kleinen fiel endlich Graf Gerhard mit seiner ganzen Macht in das offene Land. Die Bauern wichen ihm aus, sammelten sich aber in seinem Rücken und verlegten ihm den Waldpaß in der Hamm, angeführt von Jarrens Dülf. Hier überraschten sie den heimkehrenden Grafen, und schlugen sein Heer nicht nur, sondern vernichteten es, so daß nur Wenige entrannen. Der Graf selbst blieb todt. Alle Gefangenen und Verwundeten wurden von den Dithmarsen vollends todt ge-

schlagen, keinem Gnade gewährt, denn die Bauern sprachen: die Ritter sind gekommen, uns Leben und Freiheit zu nehmen, 1404.

Um dieselbe Zeit geschahen auch wieder in der Schweiz große Thaten von Bauern. Die Hirten von Appenzell wurden hart bedrückt von den Vögten des Abts zu St. Gallen. Da faßten sie sich ein Herz, und jagten alle Amtleute des Abts aus ihren Thälern. Zu gleicher Zeit erhob die Bürgerschaft von St. Gallen Fehde wider den Abt, weil sie eine Reichsstadt werden wollten, und nahmen die Bauern in ihr Bündniß auf, 1400. Beide Parteien, der Abt und die Gemeinden, nahmen die schwäbischen Städte zu Schiedsrichtern, und diese erklärten sich, St. Gallen dürfe mit andern Städten in Bund treten, aber nicht mit den Bauern. So wurden die Appenzeller verlassen, und dem Abte wieder überantwortet aus Eifersucht oder Dünkel der Bürger. Doch beschlossen die kühnen Hirten sich selbst zu helfen, und wandten sich an sieben Orte der Schweizer um Bündniß. Aber nur Schwyz nahm sie ins Landrecht, und bot wie Glarus Hülfsschaaren für sie auf. Mit diesen schlugen die Appenzeller nicht nur die Kriegsleute des Abts, sondern auch die Bürger von St. Gallen aufs Haupt, als sie es wagten, sie in ihren Bergen anzugreifen, am Speicher, 1403. Da freuten sich die kindlichen Naturen ihres schönen Sieges, und wünschten ihres eigenen Glückes der Freiheit auch die Bauern der Nachbarschaft theilhaftig zu machen, worin sie zugleich die Sicherung ihres eigenen neuerworbenen Zustandes erblickten. Da riefen sie alle Nachbarn zur Fahne der Freiheit; da legte Graf Rudolf von Werdenberg, der alte Feind Oesterreichs, freiwillig den Grafenmantel ab, nahm die Hirtentracht der Appenzeller und trat in ihre Reihen; denn ringsum sammelten sich schon wieder die Ritter und Städte unter dem Banner von Oesterreich in einem starken Bunde, den Freiheitsrausch zu dämpfen. Dießmal standen außer den Schwyzern und Glarnern auch die St. Galler zur Sache der Appenzeller. Als aber Herzog Friedrich von Oesterreich das grüne Alpenland hinaufzog, liefen die Hirten ihm entgegen, und schlugen ihn dreimal also, daß er den Rückzug suchen mußte. Darauf beschlossen die von Appenzell, die Freiheit in alle Länder zu tragen, zogen ins Rheinthal und Thurgau, ins Vorarlbergische und durch ganz Tyrol, predigten den Bauern überall die neue Lehre der Freiheit, und schlossen sie an sich, brachen 30 feste Burgen des Adels, eroberten 14 Städte, die den Widerstand wagten. Da erschrack der Adel von Oesterreich, Bayern, Schwaben, erneuerte die alten Bünde von St. Georg und St. Wilhelm, und brach in hellen Haufen gegen die Bauern auf. Aber die Eidgenossen weigerten sich, den Appenzellern Hülfe zu senden, weil sie sonst von Oesterreich des Friedensbruches hätten beschuldigt und in einen allgemeinen Krieg verwickelt werden können. Bei Bregenz, das die Appenzeller vergeblich belagerten, überfiel sie plötzlich mitten im Winter das Heer der Ritter und besiegte sie nach hartem Streite durch Uebermacht, 1407. Die Appenzeller gingen unverfolgt in ihr Land zurück, und behaupteten dort die Freiheit, indem sie endlich Aufnahme in das Landrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft fanden. Die übrigen Bauern verliefen sich, und schmiegten sich, der Freiheit ungewohnt, wieder in das Joch der Unterthänigkeit.

Capitel 296.

Der deutsche Orden. Die Schlacht bei Tannenberg.

Der deutsche Ritterorden war schon unter dem berühmten Großmeister Hermann von Salza 1228 durch den polnischen Herzog Conrad von Masovien nach Preußen gerufen worden, und hatte sich mit dem schon in Liefland bestehenden, die deutsche Colonisation beschützenden und heidenbekehrenden Schwertorden vereinigt. Der erste Landmeister in Preußen, Hermann Balk, baute Thorn, das Thor zum Preußenlande. Die christlichen Fürsten von Polen, Pommern, Sachsen, Meißen halfen den Rittern, und eine Menge deutscher Colonisten strömte ihnen zu. So verschanzten sie sich zuerst in einer Menge von Burgen. Der Landmeister Poppo von Osterna kämpfte mit gegen die Mongolen bei Liegnitz. Der Böhmenkönig Ottokar half dem Orden sehr auf durch seine siegreichen Züge gegen die Litthauer. Von ihm wurde 1255 Königsberg erbaut. Der pommersche Herzog Suantopel wurde auf den Orden eifersüchtig, und kämpfte mit ihm bis 1268. Dann konnten die Ritter wieder alle ihre Kraft gegen die heidnischen Preußen wenden, die sich mit bewundernswürdiger Ausdauer schlugen. In mehreren großen Schlachten, 1259 bei Durben, 1262 bei Lobau, 1279 bei Ascherode, wo der Landmeister Walther von Nordeck fiel, siegten die Heiden, aber im kleinen Kriege und vorzüglich durch das Erbauen fester Burgen behielten die Ritter doch immer die Oberhand, und erweiterten ihr Gebiet, bis sie Preußen ganz unterwarfen. Im Jahre 1303 machte der, auch durch seine „gemeine Willkür" als Gesetzgeber berühmte Siegfried von Feuchtwangen die Stadt Marienburg zum Hauptsitze des Ordens. Die wachsende Macht des Ordens trieb aber nicht nur die Litthauer, sondern jetzt auch die eifersüchtig gewordenen Polen zu neuen Kriegen an, die jedoch dem Orden erst dann verderblich wurden, als Litthauen und Polen unter dem ersten Jagellonen vereinigt wurden. Im Jahre 1312 schleppten die Litthauer 1400 Jungfrauen aus Samland fort, aber der tapfere Ritter von Plotzke holte sie ein, die Jungfrauen bewaffneten sich selbst und halfen die Feinde schlagen. Im Jahre 1328 fiel Großfürst Gedimin vor Friedberg. Dann begann der polnische Krieg. In der Veste Pullen entleibten sich 4000 Polen, um nicht in die Hände der grausamen Ordensritter zu fallen. 1342 wurde Friede mit Polen, und 1347 kaufte der Orden dem Könige von Dänemark dessen Eroberungen in Esthland ab. Der Orden war auf dem Gipfel seiner Macht, und herrschte von der Neumark an bis Narva, und eine Zeit lang selbst über die Insel Gothland, die er sich von Schweden hatte verpfänden lassen. Die Litthauer wurden in allen Hauptschlachten besiegt. Heinrich Dusener von Aufsberg schlug den Großfürsten Oleg zweimal bei Onkaim und Labiau, Weinrich von Kniprode erfocht einen großen Sieg bei Rudan, worin 11,000 Litthauer erschlagen wurden, 1370. Die Schlacht schien schon verloren, als der verwundete Schuster Hans von Sagan das Panier ergriff und die Fliehenden sammelte.

Nun aber vereinigte Jagello die Kronen von Polen und Litthauen, und wurde dadurch ein so mächtiger Nachbar des Ordens, daß der kluge Hochmeister Conrad von Wallenrode jede Beleidigung desselben vermied, und einen beiden Mächten sehr heilsamen Frieden hielt. Unter ihm blühte der deutsche Orden am schönsten. Als aber sein Nachfolger, Ulrich von Jungingen, zur Regierung kam, wollte dieser kriegerische Herr sich mit dem Nachbar messen. Da rüstete Jagello ein für jene Zeit gewaltiges Heer von 160,000 Mann, worunter sich 21,000 deutsche und böhmische Söldner mit Schieß-

gewehr und 40,000 Russen und Tataren unter Witold befanden. Ulrich konnte ihm nur 83,000 Mann entgegenstellen. Bei Tannenberg trafen sich die Heere in einer mörderischen Schlacht; der tapfere Ulrich fiel, und der Orden erlitt eine furchtbare Niederlage, 1410. Doch behauptete der neue Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen Marienburg, und rettete den Orden, obgleich unter großem Verluste.

Ohne dieses Unglück hätte das seltsame Ritterreich im Osten seine Eroberungen wahrscheinlich fortgesetzt. Sobald es aber nach außen geschwächt war, zerfiel es auch in innerer Parteiung, und würde vielleicht Polen zur Beute geworden seyn, wenn es nicht schon eine zu zahlreiche deutsche Bevölkerung gehabt, und wenn nicht das benachbarte Brandenburg es in Schutz genommen hätte.

Der Ritterorden war eine Schule des Kriegs für ganz Deutschland. Weil er fast ununterbrochen kämpfen mußte, bildeten sich hier Regeln des Massengefechts und der Belagerungskunst aus, die sich nachher weiter verbreiteten. Sonst pflegten die Ritter der Bildung nicht. Nur ihre Tapferkeit und Ausdauer war bewundernswürdig; mit Verabscheuung aber sieht man sie im Blute eines unschuldigen Volkes baden, und ihm statt des Friedens und der Freiheit Christi nur eine schmutzige und brutale Leibeigenschaft bieten.

Dritter Theil.

Die neuere Zeit.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Erster Abschnitt.
Das Zeitalter der Reformation.

Vierzehntes Buch.
Die Hussitenkriege.

Capitel 297.

Nothwendigkeit der Reformation.

Wir beginnen den großen Zeitraum, da das morsche Reich des Mittelalters, von innen und außen erschüttert, in langen Stürmen zusammenbrach, da die Schuld der entarteten Kirche zu ungeheuerm Frevel anwuchs, und der Himmel die Schalen seines Zorns über Deutschland leerte, und, nach jahrhundertlanger Verwüstung, darin zwei Drittheile des Volkes vertilgt wurden, über den Trümmern des Mittelalters eine neue Zeit mit neuem Glauben, neuer Verfassung, neuen Sitten und Menschen hereinführte.

So wie einst der körperliche Uebermuth der Germanen in der kriegerischen Barbarei der Völkerwanderung sich ausgetobt und der Herrschaft des Herzens im Glauben, in der Minne, in der ritterlichen Großmuth Platz gemacht, so erreichte auch diese ihre Höhe nur, um übertrieben und mißbraucht zu werden und einer neuen Herrschaft des Verstandes Platz zu machen. Die fromme Einfalt und Treue der Völker wurde von den Päpsten und ihren Scholastikern je mehr und mehr und endlich mit solcher Unverschämtheit betrogen und unter heiligen Vorwänden zu Zwecken der gemeinsten Herrsch- und Habsucht ausgebeutet, daß die dem Menschen angeborne Urtheilskraft sich nicht länger durch die süße Gewohnheit des Glaubens beschwichtigen ließ. Was schon Arnold von Brescia und Petrus Waldus gedacht, das dachten jetzt immer mehr Menschen: die Kirche sey auf Abwege gerathen, sie müsse aus ihrer weltlichen Herrschsucht und Ueppigkeit und aus ihren scholastischen Lügen und Blendwerken zurückgeführt werden zur alten apostolischen Reinheit. Die Seele der damaligen Kirchenopposition oder Reformer-Partei war der gelehrte Engländer Wiklef. Auch in Deutschland häuften sich die Ketzer. In Augsburg wurden deren 200 verbrannt.

Die äußeren Umstände waren einer Reinigung der Kirche nicht ungünstig. Durch die ausdauernde Klugheit Kaiser Karls IV war der Papst vom französischen Bündniß getrennt, aus Avignon nach Rom zurückgeführt, und dort wieder isolirt

worden. Urban V ging zuerst wieder nach Rom nur zum Besuch, Gregor XI blieb für immer dort, gegen dessen Nachfolger Urban VI erhob aber die französische Partei einen Gegenpapst in Avignon, Clemens VII. Da entstand das große Schisma (Kirchentrennung). Die beiden Päpste zu Rom und Avignon thaten sich wechselseitig in den Bann, und spieen wie zwei Drachen Feuer gegen einander. In Rom folgten auf Urban VI die Päpste Bonifacius IX, Innocenz VII, Gregor XII, in Avignon wurde nach Clemens Tode Benedict XIII gewählt. Der päpstliche Stuhl verlor unter diesen Umständen viel von seiner Allgewalt. Jeder Papst mußte sich unter den Geistlichen und auf den gelehrten Universitäten Anhang zu verschaffen suchen, ihnen schmeicheln; mithin trat an die Stelle der von Innocenz IV eingeführten päpstlichen Despotie wieder eine kirchliche Demokratie. Die geistliche Heerde maßte sich an, den Streit ihrer Hirten zu schlichten, und auf dem Concilium zu Pisa 1410 waren die versammelten Bischöfe und Doctoren der Universitäten schon so kühn, beide Gegenpäpste, Gregor XII, und Benedict XIII abzusetzen, und einen neuen zu wählen, Alexander V, der aber noch in demselben Jahre starb, und durch Johann XXIII ersetzt wurde. Im Volk aber war das päpstliche Ansehen noch so tief gewurzelt, und das der Concilien noch so schwach, daß die abgesetzten Päpste sich neben dem neuen behaupteten, und so gab es jetzt drei Päpste, gleichsam zum Hohne der heiligen Dreieinigkeit. Unter diesen dreien war der jüngste Johann XXIII der abscheulichste, ein ehemaliger Seeräuber, abgefeimt in allen Lastern und unnatürlichen Wollüsten. Doch die Geistlichkeit war so verderbt, daß sie daran keinen Anstoß nahm, ja der Cardinal Peter d'Ailly sagte ausdrücklich: die Kirche sey so schlecht geworden, daß ein guter Papst gar nicht mehr mit ihr auskommen, daß sie nur noch durch Bösewichter regiert werden könne.

Capitel 298.

Kaiser Sigismund.

Nach dem Tode des Kaisers Ruprecht fiel das durch Theilung geschwächte Haus Wittelsbach wieder in Unthätigkeit, und das mächtige Haus Luxemburg behauptete die Krone. Unter drei Fürsten dieses Stammes, dem unwürdigen Wenzel von Böhmen, dessen Bruder Sigismund von Ungarn und deren Vetter Jodocus von Mähren, zwischen denen die Stimmen der Kurfürsten getheilt waren, erhielt Sigismund den Vorzug, da Jodocus starb, und Wenzel nach wie vor mit Böhmen sich begnügte, 1411.

Sigismund war verschlagen wie Karl IV, leichtsinnig wie König Johann, und sinnlich wie sein Bruder Wenzel, nur daß er ausschließlich der Venus, Wenzel aber dem Bacchus diente. Bei viel Schönheit, Beredsamkeit und Thätigkeit besaß er doch keine rechte Kraft, und nicht einmal Ueberlegung. Seine Politik war immer nur auf den Augenblick berechnet, und um sich für die nächste Stunde einen kleinen Vortheil zu sichern, gab er große Vortheile für alle Zukunft auf. Emsig webend, schien er nicht zu bemerken, daß, was er hinter sich gebracht, gleich wieder aufgetrennt wurde.

Er zeigte gleich Anfangs als Kaiser einen löblichen Eifer für Reich und Kirche. Um für diese Geschäfte freie Hand zu haben, opferte er sogar Privatvortheile. Die Türken drangen zum Glück nicht weiter in Ungarn vor, und Ladislaw von Neapel, der Sigismund die ungarische Krone streitig machte, starb; um aber auch die Polen als eifersüchtige Nachbarn zu beruhigen, trat ihnen Sigismund die Städte der Zips ab, ohne zu beachten, wie tief er dadurch die stolzen Ungarn beleidigte. Endlich verpfän-

dete er auch die Mark Brandenburg an seinen Freund Friedrich von Zollern, den Burggrafen von Nürnberg, um 100,000 Ducaten, und setzte ihn daselbst als Statthalter ein, 1411.

So, im Rücken frei, und mit Geld in der Hand, widmete sich der Kaiser ausschließlich der großen Kirchenfrage, und strebte nach dem Ruhme, wenn nicht der Reformator, doch der Ordner der Kirche zu werden. In dieser edlen Bemühung kam ihm ganz Europa entgegen. Jedermann fühlte das Unerträgliche des bisherigen Zustandes, und selbst die Geistlichen, weit entfernt eine Reformation zu wünschen, sehnten sich doch nach Beendigung des Schisma, und hofften auf einem großen Concilium ihre Talente auslegen, ihre Macht erweitern zu können. Sigismund fürchtete die Einseitigkeit der Geistlichen, suchte daher die Laien ins Interesse zu ziehen, und dem Concilium mehr das Ansehen eines allgemeinen europäischen Congresses zu geben, wobei nicht nach Ständen, sondern nach Nationen gestimmt werden sollte. Freiwillig gab er das längst zu einer Täuschung gewordene Vorrecht des römischen Kaisers auf, und stellte die römisch-deutsche Nation nicht mehr über, sondern nur neben die anderen, die alle auf dem großen zu Constanz am Bodensee ausgeschriebenen Concil vertreten werden sollten. Seinen rastlosen Bemühungen gelang es, alle weltlichen und geistlichen Mächte Europa's zu diesem Zwecke zu vereinigen, aber er war nicht muthig und geschickt genug, das Haupt dieser Versammlung zu seyn, benahm sich unwürdig dabei, zerstreute sich in Wollüsten, und vergaß da zu ernten, wo er gesäet hatte. Der Kaiser hatte sich nur herabgelassen, um dem Hohn der Kirche, dem Stolz der Fremden neue Nahrung zu geben.

Capitel 299.

Das Concilium zu Constanz.

Im Jahr 1414 constituirten sich zu Constanz, in Person oder durch Gesandtschaften vertreten, die geistlichen und weltlichen Mächte des katholischen Europa's in der Form einer großen Universitätsgemeinde, nach Landsmannschaften. Nach kurzem Streite wurde beschlossen, daß nicht nach Köpfen oder Ständen, sondern nach Nationen gestimmt werden sollte, und daß nicht bloß die Bischöfe, sondern in Angelegenheiten der Lehre auch die Doctoren der Universitäten, und in äußeren Angelegenheiten der Kirche auch die weltlichen Fürsten oder ihre Gesandten mitstimmen sollten.

Von weltlicher Seite waren der Kaiser, alle Kurfürsten, die meisten Reichsfürsten, ein zahlreicher Adel, die Gesandtschaften aller katholischen Könige, und selbst der Griechen und Russen in allerlei fremden Trachten gegenwärtig. Von geistlicher Seite erschienen 3 Patriarchen, 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Priester, 300 Doctoren, sehr viele Mönche. Doch schickten Gregor und Benedict nur ihre Legaten, Johann XXIII allein kam in Person. Unterwegs in den Alpen fiel sein Wagen in den Schnee, und er fluchte in des Teufels Namen zur großen Erbauung der frommen Arlberger Bauern. Als er Constanz von weitem sah, rief er aus: das ist eine Fuchsgrube. Außer den handelnden Personen kamen auch viele Zuschauer und anderes Volk nach Constanz, so daß bis auf 150,000 Menschen zusammenströmten. Darunter waren 700 fahrende Frauen oder liederliche Dirnen, deren Gesellschaft weder geistliche noch weltliche Herren entbehren konnten, und 346 Schauspieler, Gaukler und Narren. Die Schauspieler wurden von der englischen Geistlichkeit mitgebracht, und führten biblische Scenen auf. Daher nahm das deutsche Theater seinen Ursprung.

Anfangs, da die Spanier mit dem Papst Benedict XIII ausblieben, bildeten sich nur vier Nationen, die deutsche, italienische, französische und englische. Unter diesen traten zwei Parteien einander gegenüber, die italienische unter dem Papst Johann, den der Herzog Friedrich von Oesterreich mit seinem großen Gefolge unterstützte. Der Habsburger blieb hierin der alten Verbindung seines Hauses mit Rom und der alten Eifersucht gegen die Luxemburger treu, und hoffte, auf dem Concil eine Rolle zu spielen, da Constanz von seinen oberländischen Besitzungen umgeben war. Die andere Partei bildeten die Deutschen, Franzosen und Engländer. Die Franzosen konnten ihre Gewalt über den Papst noch nicht vergessen, und setzten insgeheim noch immer ihr Avignon der Stadt Rom entgegen; Deutsche und Engländer schlossen sich an die französische Partei an, um zunächst den ruchlosen Papst Johann zu stürzen, und wenigstens Einige hofften auf Reformen. Alle Nordländer insgesammt waren auf den bisherigen Vorzug der Italiener bei Besetzung geistlicher Würden eifersüchtig, und wollten sie jetzt dafür demüthigen. Ein Zeitgenosse schildert die vier Nationen also: die Deutschen seyen standhaft und ungestüm, die Franzosen prahlerisch und aufdringlich, die Engländer keck und scharfsinnig, die Italiener fein und parteiisch.

Nachdem die nordische Partei, deren Seele der französische Cardinal Peter d'Ailly und der berühmte Kanzler der Pariser Universität, Gerson, waren, und für die unter dem Einfluß des Kaisers auch die deutsche Geistlichkeit sehr thätig war, die Abstimmung nach Nationen durchgesetzt hatte (wodurch die große Mehrzahl der italienischen Cardinäle und Bischöfe ihren Einfluß auf die Stimmenzahl verlor), ging sie noch einen Schritt weiter, erklärte, das Concil stehe über dem Papst, und alle drei Päpste sollten freiwillig abdanken oder abgesetzt werden.

Vergeblich verlangte Röder, ein geborner Deutscher, aber Lehrer in Paris, das Geschäft der Reformation sollte zuerst vorgenommen werden. Die auf dem Concil herrschende Aristokratie der Geistlichen wollte nur dem Scandal der päpstlichen Dreiuneinigkeit eine Ende machen, und die äußere Würde der Kirche herstellen, keineswegs aber dem Bedürfniß der Völker durch eine innere Kirchenreform genügen.

Capitel 300.

Papst Johann und Friedrich von Oesterreich.

Papst Johann kam in große Bedrängniß, verstellte sich jedoch, und legte die päpstliche Würde nieder. Im ersten freien Augenblick aber floh er nach Schaffhausen, wo Herzog Friedrich sich für ihn rüstete, protestirte feierlich gegen seine Abdankung und erklärte das Concilium für ungültig. Nach einem kurzen Schrecken griff aber dieses zu dem kräftigen Entschluß, Friedrich in Acht und Bann zu thun, und da es der höchsten Eile bedurfte, um den mächtigen Herzog zu bewältigen, so rief Sigismund die nahen Schweizer zu Hülfe, und gab ihnen im voraus die österreichischen Länder, die sie erobern würden, zu Pfande, wobei er es zugleich als Luxemburger auf die Schmälerung des Hauses Habsburg absah. Die Waldstätte verweigerten sich, da sie Oesterreich Friede geschworen; doch Bern, stets gierig nach Eroberungen, brach den Schwur, und griff rasch an. Da wollten die von Zürich und in den Alpen Bern die große Beute nicht allein gönnen, und brachen auch gegen Oesterreich auf. Das überraschte Land war schnell unterworfen. Das alte Schloß Habsburg wurde niedergebrannt, und ebenso der Stein zu Baden, das prachtvolle Schloß des Herzogs, wo die Reuß und Limmat zur Aare fließen, und die Banner der Eidgenossen thalabwärts zusammentrafen. Jeder be-

hielt das Eroberte, Bern das Aargau, die übrigen Baden, Bremgarten und Mellingen, in deren Herrschaft sie fortan jährlich wechselten. Die siegreichen Bauern gönnten den Unterworfenen nicht jene Freiheit, die sie selbst sich einst erstritten, sondern gaben sie unter Vögte, die sie noch härter in der Knechtschaft hielten, als ehemals der Adel und die Fürsten gethan. Nur Uri, die alte Wiege der Freiheit, befleckte sich mit keiner ungerechten Eroberung, und verweigerte mit großem Edelmuth jeden Antheil der Beute, 1415.

Friedrich selbst mußte machtlos zusehen, denn alle seine Ritter fielen von ihm ab, und huldigten dem Concil. Niemand blieb ihm treu als die ehrlichen Bauern auf dem Schwarzwalde, die um keinen Preis von Habsburg lassen wollten. Er gab sich also gefangen und erhielt Verzeihung, mußte aber außer dem Verlust der Oberlande, noch eine Summe Geldes an den Kaiser zahlen. Auch die Stadt Schaffhausen machte sich damals von Habsburg unabhängig und reichsunmittelbar.

Der Papst Johann wurde nach Constanz ausgeliefert, um öffentlich vom Concil gerichtet zu werden. Da kam seine Schande an den Tag. Man beschuldigte ihn der Unzucht mit 300 Nonnen, die er alle nachher zu Aebtissinnen und Priorinnen gemacht habe, des Ehebruchs mit seiner Schwägerin, sogar der Sodomiterei und endlich, daß er den Papst Alexander V habe vergiften lassen, ungerechnet sein Fluchen und Schwören beim Teufel und andere gotteslästerliche Thaten. Trotz diesen Gräueln setzte man den Papst nur gefangen auf das Schloß Heidelberg, wo er bis 1418 blieb, um nach dieser Zeit wieder unter die Zahl der Cardinäle aufgenommen zu werden.

Der zweite Papst Gregor XII unterwarf sich dem Concil und blieb Cardinal. Nur der dritte, Benedict XIII, trotzte noch in Spanien.

Capitel 301.

Johann Huß.

Nachdem das Concil nach oben den Uebermuth der Päpste gedemüthigt hatte, wollte es sogleich auch nach unten den Reformationseifer im Volke dämpfen. Dazu gab ihm die große Ketzerei Anlaß, die durch Johann Huß in Böhmen angefacht worden.

Die Böhmen, ursprünglich ein schnellkräftiges, geistreiches Volk waren seit Karl IV an Bildung den Deutschen vorangeeilt. Die Universität Prag, mit den schönsten Freiheiten ausgestattet, versammelte die besten Köpfe, und erreichte den höchsten Ruhm der Gelehrsamkeit. Da geschah es, daß die Böhmen, als eine böhmische Prinzessin nach England heirathete, mit den Schriften Wiklefs bekannt wurden, der in dem entlegenen England die Mißbräuche der Kirche und die Tyrannei der Päpste mit ungemeiner Kühnheit seit 1360 ungestraft hatte angreifen dürfen. Johann Huß, der als ein geborner Leibeigener durch seine Talente zum Lehrer in Prag und zum Beichtvater der böhmischen Königin sich erhoben hatte, wurde von jenen Schriften lebhaft angeregt, auch in Prag gegen die Verderbniß des Papstthums zu eifern. Die böhmische Landsmannschaft an der Universität hing ihm bald an, die sächsische, bayerische und polnische verdammten jedoch seine Lehre und zwangen ihn Anfangs zur Nachgiebigkeit. Der Patriotismus der Böhmen war aber im Spiele, und Wenzel, der die Deutschen nie geliebt hatte, ließ sich bewegen, die drei Stimmen jener fremden Landsmannschaften auf eine herabzusetzen, und dagegen der einen böhmischen drei Stimmen zu geben.

Da wanderten alle Fremden aus, mehrere Tausend, Lehrer und Studenten, 1408. Die Sachsen gründeten die Universität Leipzig, die Bayern vergrößerten Ingolstadt, die Polen Krakau. In Prag aber wurde Huß im Triumph zum Rector ausgerufen.

Dadurch noch kühner gemacht, und weil die Untersuchung der zahllosen Kirchenübel, einmal angefangen, nothwendig immer weiter führen mußte, setzte Huß seine ketzerischen Predigten theils gegen die unbiblischen neuen Dogmen, theils gegen die weltliche Herrschaft der Kirche fort, trotzend dem Prager Erzbischof Sbinko, der ihn mit tödtlichem Hasse verfolgte. Ein kühner Freund des Huß, Hieronymus Faulfisch, zubenannt von Prag, nahm einen elenden Menschen, der öffentlich den päpstlichen Ablaß (Entsündigung und Befreiung von zeitlichen und ewigen Strafen gegen eine Summe Geldes) verkaufte, in Gesellschaft zweier liederlicher Dirnen gefangen, hing den Dirnen die Ablaßbriefe an die bloße Brust, und führte ihn in diesem Geleit öffentlich durch die Straßen von Prag. Dieses Aergerniß erbitterte aber die päpstliche Partei so sehr, daß selbst Wenzel seine Hand von den allzu kühnen Reformatoren abzog, und sie verbannte. Huß fand bei seinem ehemaligen Gutsherrn Hussinez eine Freistätte, 1411.

Die Predigten und Schriften des freisinnigen Böhmen hatten so allgemeines Aufsehen erregt, daß Johann XXIII ihn nach Rom citirte. Huß erschien aber nicht, sondern erst vor dem Concilium, das er allein anerkennen wollte, und von dem er um so weniger Gefahr besorgte, als Sigismund ihm ein freies Geleit zusicherte, 1414. Er kam aber dem Concilium äußerst ungelegen. Man wollte Frieden in der Christenheit, und Huß reizte die Gemüther zum Kampfe auf; man wollte, daß nur die Häupter der Christenheit über den Zustand der Kirche rathschlagen sollten, und Huß lehrte das gemeine Volk selbst urtheilen. Man glaubte an ihm ein Exempel statuiren zu müssen, um fernere Reformirer abzuschrecken, und das Concil hoffte dieß ohne Gefahr thun zu können, da ihm Huß lange nicht so bedeutend erschien, als er wirklich war. Die ausländischen Mitglieder des Concils kannten die Verhältnisse weniger, und die Deutschen waren gegen Huß eingenommen, und verkleinerten und verleumdeten ihn mit all der hämischen Bosheit, die zankenden Gelehrten und eifersüchtigen Universitätslehrern noch mehr als selbst Pfaffen eigen ist. Die aus Prag vertriebenen Scholastiker, die zum Theil neue Universitäten gegründet hatten, und bei ihren gelehrten deutschen Landsleuten überall Partei machten, logen ihm die unsinnigsten Ketzereien auf den Hals, woran Huß nie gedacht hatte, und das Concil beliebte, der Kürze wegen, dem Angeklagten keine Vertheidigung zu gestatten. Als Huß beschuldigt wurde, vier Götter behauptet zu haben, und er unwillkürlich lachen mußte, und sich rechtfertigen wollte, zwang man ihn zum Schweigen. Er sollte ohne weiteres widerrufen, weigerte sich aber, und verlangte ordentlich gehört, und wenn er irre, aus der Bibel widerlegt zu werden. Als er sich auf das freie Geleit berief, und den Kaiser ansah, wurde Sigismund roth, und konnte den Blick des edlen Böhmen nicht ertragen, denn um sich dem Concil gefällig zu zeigen, opferte er ihm Huß auf, brach sein kaiserliches Wort, und nahm die Zusicherung des freien Geleites zurück, weil man einem Ketzer Treue und Glauben nicht halten dürfe, und weil die weltliche Macht sich in Sachen der Lehre nicht zu mischen habe. In eine so unwürdige Stellung brachte sich der deutsche Kaiser dem Concil gegenüber, durch seine Schwäche, durch die Falschheit seiner Seele und durch die Zerstreuungen, die ihn in den Armen seiner Dirnen, sein Volk und das heilige Reich vergessen ließen. Die Fremden sahen in der Hinrichtung eines Ketzers etwas sehr Alltägliches, und die scholastischen Schreier unter den Deutschen drangen mit giftigem Haß auf Hussens Tod. Vergebens forderten die böhmischen Stände ihren Landsmann

zurück. Man sah darin nur eine unbedeutende Verwahrung der Rechtsform und der Nationaleitelkeit, ohne an die Folgen zu denken, und so wurde Huß, ungehört zum Feuertode verdammt, da er standhaft den Widerruf verweigerte. Eine mit Teufeln bemalte papierne Mütze auf dem Haupte, wurde er lebendig verbrannt, und starb mit lauter Stimme singend, 1415. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen, damit kein Böhme sie sammle. Vor seinem Tode soll er noch gesagt haben: heut bratet ihr eine Gans, doch in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet tödten können. (Huß heißt auf böhmisch eine Gans.)

Nach ihm wurde auch Hieronymus von Prag gefangen, und im folgenden Jahre gerichtet. Anfangs hatte er widerrufen, bald aber trotz seiner Leiden im Kerker sich ermannt, und wurde nun ebenfalls zum Scheiterhaufen geführt, obgleich Sigismunds berühmter Kanzler, Kaspar Schlick, aus Mitleid oder aus Besorgniß vor den Böhmen, einen schwachen Versuch zu seiner Rettung machte. Als er schon am Pfahle, einen Bauer eifrig Holz herbeischleppen sah, rief er: o du heilige Einfalt!

Capitel 302.

Martin V.

Während dieser abscheulichen Vorgänge in Constanz entfernte sich der Kaiser, um nach Spanien zu reisen und daselbst den Papst Benedict XIII persönlich zur Unterwerfung zu bewegen. Um die Kosten dieser seltsamen kaiserlichen Reise zu bestreiten, ließ er sich von Friedrich von Zollern abermals 300,000 Ducaten bezahlen, und trat ihm dafür die ganze Mark Brandenburg sammt der Kurwürde als Erbeigenthum ab. Gegen eine kleinere Summe erhob er die Truchsesse von Waldburg zu Reichsvögten in Schwaben. In Spanien angekommen, konnte er zwar den Papst Benedict nicht aussöhnen, brachte aber die Spanier dahin, demselben zu entsagen, und hatte somit die Freude, seinen Zweck zu erreichen, und auf dem Concil nun auch die fünfte Nation, die spanische Stimme, einzuführen.

Nun entstand ein heftiger Kampf in Constanz. Die Einen wollten jetzt, nachdem der Streit der Päpste, die Ketzerei beseitigt waren, eine zeitgemäße Abstellung der in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche; eben so eifrig aber suchten die Andern eine solche Reform zu verhüten, und drangen darauf, man müsse zuerst wieder einen Papst wählen. Unter den Rednern für die Reformation zeichnete sich der neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich von Zollern, rühmlich aus, und die meisten Deutschen und Engländer waren auf dieser Seite, obgleich sie keineswegs darüber einig waren, wie weit man gehen solle. An die Spitze der papistischen Partei, die es beim Alten lassen wollte, stellte sich dießmal Peter d'Ailly, und wußte der hohen Geistlichkeit leicht die bequemere Meinung beizubringen. Die Franzosen, Italiener, Spanier erklärten sich, alle Reformationsfragen sollten verschoben, und vor allen Dingen ein Papst gewählt werden. Die Engländer hielten noch eine Zeit lang bei den Deutschen aus, gingen aber am Ende zur Mehrheit über, und so mußten auch die Deutschen nachgeben, nachdem sie eine kräftige Protestation erlassen hatten. Peter d'Ailly mußte freilich Recht behalten, da er mit seiner gewohnten sarkastischen Freimüthigkeit der deutschen Geistlichkeit sagte: „Ihr wollt andere bessern, und wißt doch, daß ihr selber nichts taugt!" Von denen, welche die Macht haben, kann man nie verlangen, daß sie dem Mißbrauche der Macht freiwillig oder gründlich entsagen. Deßhalb war es ein großes Mißverständniß der Zeit, wenn sie die Reformation von einem Concilium erwartete.

Ein italienischer Cardinal wurde unter dem Namen Martin V zum Papst gewählt, 1417, und kaum trug er die dreifache Krone auf dem Haupte, als er augenblicklich nicht nur jede Reform zu hintertreiben, sondern auch das Concil selbst aufzulösen und bei der Uneinigkeit der Nationen dem päpstlichen Stuhl seine ganze frühere Gewalt wiederzuerobern suchte. Dieß erreichte er, indem er mit jeder Nation einzeln unterhandelte und besondere Concordate abschloß. Den Deutschen bewilligte er, daß bei Cardinalswahlen mehr als bisher auf ihre Landsleute Rücksicht genommen werden solle, daß er sich weniger als bisher in ihre Bischofswahlen mischen wolle und mehr dergleichen, wodurch er die hohe deutsche Geistlichkeit bestach. Von Reformen war nicht mehr die Rede, im Gegentheil sagten sich die Deutschen aufs förmlichste von den Böhmen los. Das Volk wurde nicht gefragt, der Kaiser hatte alle Thatkraft verloren; die Bischöfe und Doctoren allein handelten, und die ersten waren durch des Papstes Freundlichkeit, die andern dadurch bestochen, daß sie an Huß ihr Müthchen gekühlt hatten. Ein so erbärmliches Ende nahm das so viel versprechende Concil von Constanz, 1418.

Capitel 303.

Aufruhr in Prag. Kaiser Wenzels Tod.

Das Volk war in Constanz vergessen worden. Indem sie Hussens Asche in die leichte Welle des Rheins streuten, glaubten sie, seinen Namen ausgetilgt zu haben. Aber das Volk dachte seiner. In Böhmen war der Geist seiner Lehre tief eingedrungen. Er würde sich gewiß auch in Deutschland verbreitet haben, wenn nicht seit Kaiser Karl IV und Wenzel eine Spannung zwischen den Deutschen und den von jenen Kaisern zu sehr begünstigten Böhmen eingetreten wäre, wenn sich die Böhmen nicht öfters gegen die Deutschen übermüthig betragen hätten, und hauptsächlich wenn Huß nicht böhmisch, sondern deutsch gepredigt hätte. Dieß waren die Gründe, aus welchen seine Lehre auf Böhmen beschränkt blieb. Doch war auch vielleicht Deutschland damals noch nicht reif für eine solche Lehre, die Aufklärung, die Schulbildung war noch nicht so weit gediehen als in dem gesegneten Böhmerlande, und die deutschen Universitäten, weit entfernt Vernunft zu verbreiten, waren damals die finstersten Pfaffennester, von denen nur der Geist de Lüge und Verdummung ausging.

Nachdem die böhmischen Stände, geleitet durch Ulrich von Rosenberg, gegen die Treu- und Rechtslosigkeit in Hussens Proceß vergeblich protestirt hatten, beschlossen sie 1416, daß jeder Gutsherr in Böhmen befugt seyn solle, auf seinem Grund und Boden Hussens Lehre ferner predigen zu lassen. Dieß thaten sehr viele, Rosenberg an der Spitze. Die zahlreichen Anhänger des Märtyrers von Constanz nannten sich zu seiner Ehre Hussiten, und der Prediger Jakob von Mieß gab ihnen ein äußeres Abzeichen im Kelch, denn er lehrte, da der Geist Gottes nicht in den Priestern allein, sondern in der ganzen Gemeinde ruhe, so müsse auch wieder wie in den ersten christlichen Zeiten das Abendmahl dem Volk in beiderlei Gestalt (sub utraque), also nicht mehr bloß das Brod in der Monstranz, sondern auch der Wein im Kelch gereicht werden, welchen sich bisher die Priester allein vorbehalten. Daher wurden die Hussiten auch Utraquisten oder Calixtiner oder die Brüder vom Kelch genannt.

Das Volk beruhigte sich Anfangs bei der durch die Stände ausgesprochenen Freiheit des Predigens. Nur die Plünderung einiger Klöster durch Räuberbanden kündigten den tiefverborgenen Haß gegen die römische Geistlichkeit an.

Beim

Beim Schlusse des Constanzer Concils 1418 glaubte Papst Martin V die Sache noch mit einem Bannstrahl abthun zu können. Aber dieß war nur die Losung zum Kampfe. Kaum war die Bannbulle zu Prag angelangt, als die zahlreichen Hussiten daselbst einen feierlichen Umgang mit dem Kelch hielten. Als der alte Wenzel diese Eigenmächtigkeit der Prager erfuhr, wurde er böse, obgleich er sonst der hussitischen Sache nicht abgeneigt war, und befahl der Bürgerschaft, sie solle ihre Waffen auf das königliche Schloß Wisherad, unter dem Prag liegt, abliefern. Da stellte sich ein versuchter Kriegsheld, Johann Ziska von Trocznowo, der bei Tannenberg gegen die deutschen Ritter gefochten und ein Auge verloren hatte, an ihre Spitze, führte sie wohlgerüstet auf die Burg und sprach zu Wenzel: „Hier sind wir, berühmter gnädiger König, und harren, gegen welchen Feind du uns zu streiten gebieten wirst!" Wenzel erschrack, und wagte nicht, ihnen die Waffen abzufordern, rief auch nachher den einflußreichen Ziska oft an seinen Hof. Als Ziska aber immer eine finstere Miene zeigte, und ihn Wenzel frug, warum er so schwermüthig sey, sagte er: Huß ist verbrannt, und wir haben ihn noch nicht gerächt! Wenzel erwiederte im Scherz, er könne nichts dazu thun, Ziska möge es selbst versuchen. Dieser aber machte aus dem Scherz Ernst, erregte Tumult in Prag und warf 13 Rathsherren sammt dem Stadtrichter aus den Fenstern des Rathhauses. Als Wenzel dieß hörte, kam er so in Wuth, daß ihn der Schlag rührte, am 16 August 1418.

Sein Tod lös'te vollends alle Bande, und da Ziska um keinen Preis den treulosen und verhaßten Sigismund als Nachfolger Wenzels in Böhmen sehen wollte, so entfesselte er alle verschlossenen Leidenschaften der Menge, um den Bruch unheilbar zu machen. Schon am nächsten Tage wurden alle Klöster und Kirchen in Prag geplündert. Auch die Weiber waren dabei thätig, und stürmten ein Nonnenkloster, ihrer viele aber wurden von den einstürzenden Mauern erschlagen. Von der Pracht und dem Reichthum dieser Gebäude, so wie der damals noch verschonten königlichen Schlösser hat man jetzt keinen Begriff mehr. Karl IV und Wenzel hatten hier ein wahres Zauberreich geschaffen. Hoch von den Bergen herab über Prag ragten die wundervollen Kirchen und Paläste, im edelsten Style gebaut, voll von Werken der bildenden Kunst und Gold und Silber, und umgeben von eben so bewunderungswürdigen Gärten. Ein Zeitgenosse, Aeneas Sylvius, von dem wir noch mehr sprechen werden, gedenkt eines in jenen Schreckenstagen des August zerstörten Gartens an der königlichen Burg, auf dessen Mauern die ganze Bibel in mit der Höhe sich vergrößernden Buchstaben zu lesen gewesen sey.

In solcher Pracht nun ras'te der Zerstörungsgeist der Hussiten, während der Priester Matthias Toczenicze mitten auf der Straße auf drei Fässern, auf die er ein großes Tischblatt legte, einen Altar bildete, und den ganzen Tag das Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilte.

Capitel 304.

Bruder Ziska.

Ohne Säumen erließ Ziska einen Aufruf an die ganze böhmische Nation: alle sollen sich waffnen gegen die Feinde Gottes, wer nur einen Stein aufheben und einen Stock in der Hand halten könne. Da versammelte sich zu Pfingsten 1419 eine große Volksmenge auf dem Berge Hradistin im Bechiner Kreise, geleitet von Niklas von Hussinez. Sie nannten sich das Volk Gottes, tauften den Berg Tabor und wollten streiten wider die Moabiter, Amalekiter rc., denn so nannten

sie ihre katholischen Nachbarn. Zu ihrem obersten Anführer aber wählten sie den Ziska, der sich seitdem nannte: Johann Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten. Noch war aber die Schaar der Bewaffneten nicht groß, Ziska eilte durch das Land, es noch mehr aufzuregen und überall die Klöster zu zerstören, die Priester und Mönche zu ermorden. Man sagt, ein Priester habe Ziska's Schwester entehrt, und sich hinter die geistliche Unsträflichkeit zurückgezogen. Aus Rache habe nun Ziska alle Pfaffen in Pechtonnen verbrennen lassen und bei ihrem Geschrei gerufen: sie singen meiner Schwester Hochzeitlied! Kaiser Wenzels Wittwe, die Königin Sophie, die noch mit viel Kriegsvolk die königlichen Schlösser in und um Prag inne hatte, schickte sogleich den Herrn von Schwanberg mit zahlreicher Reiterei gegen den Ziska, ihn aufzufangen, bevor seine Macht wüchse. Bei Pilsen trafen sie sich. Ziska wurde mit seinem noch wenig zahlreichen Haufen, bei dem sich Weiber und Kinder befanden, auf offenem Felde umzingelt, aber schnell befahl er den Weibern, ihre Schleier abzuwerfen, in die sich nun die königlichen Rosse mit ihren Hufen verwickelten, wankten und stürzten, worauf Ziska rasch anstürmte und siegte. Zu gleicher Zeit versuchte die Königin mit Hülfe des Herrn Ulrich von Rosenberg, der zwar ein Hussit war, aber so weit nicht gehen wollte, die Ruhe in Prag mit Gewalt herzustellen. Aber die Prager blieben Sieger, und die Königin floh aus dem Lande, 1419.

Zu Anfang des nächsten Jahres sammelte Kaiser Sigismund ein Heer und begab sich zuerst nach Breslau, um Schlesien im Zaum zu halten, da es geneigt schien, den Hussiten beizutreten. Die Breslauer hatten auch ihre Rathsherren aus den Fenstern gestürzt und den Prager Priester Krasa bei sich predigen lassen. Diesen ließ Sigismund sogleich verbrennen und auch eine Anzahl Breslauer hinrichten. Auf seine Nähe bauend, übten die deutschen Bergleute in Kuttenberg einen grausamen Uebermuth an den hussitischen Einwohnern und stürzten sie in die Gruben. Dafür zur Rache verbrannten die Hussiten das Städtchen Aussig. Ein vorgeschobenes Corps der Kaiserlichen wurde schon im April bei Wozicza von Ziska geschlagen. Im Junius bewegte sich der Kaiser selbst gegen Prag, und ließ zum ersten Gruß 24 Hussiten in der Elbe ersäufen. Die Hussiten verfuhren eben so grausam und verbrannten ihre Gefangenen, besonders die Priester, in verpichten Fässern. Auch schnitten sie sich wechselseitig, die Kaiserlichen den Hussiten einen Kelch, und diese jenen ein Kreuz auf die Stirne 2c. Damals haßte man die Hussiten noch mehr, als man sie fürchtete. Nachdem sich der Kaiser mit dem Brandenburger Friedrich, mit Friedrich dem Streitbaren von Meißen und Albrecht von Oesterreich, als den nächsten Nachbarn Böhmens, vereinigt hatte, rückten sie mit 100,000 Mann vor Prag. Hier hatte sich Ziska auf dem Berge, der noch jetzt seinen Namen trägt, verschanzt. Als die Deutschen anstürmten, wurden sie zuerst von drei böhmischen Mädchen aufgehalten, die einen Zugang mit solcher Tapferkeit vertheidigten, daß sie nicht wichen, bis sie den Tod fanden. Da stutzten schon die Deutschen, aber als sie ferner den Ziska hart bedrängten und auf Einmal ein Priester mit dem Kelch aus den Prager Thoren hervorstürzte und hinter ihm das fanatisirte Volk, um Ziska zu entsetzen, da wichen sie. Nach einem langen heißen Kampf am 13 Julius mußten sie den Berg und die Stadt verlassen. Auf ähnliche Weise wurde Herr Ulrich von Rosenberg durch Hussinez vom Berge Tabor zurückgeschlagen.

Durch diese Siege wurde die Macht der Hussiten vermehrt. Ueberall stand das Landvolk auf und sammelte sich mit seinen Dreschflegeln zu der Fahne des Kelchs. Als Sigismund im Herbst mit einem schnell in Ungarn gesammelten Heere wiederkam, wurde er vor Prag von dem Prager Hauptmann Kruschina geschlagen. Der Wisherad konnte sich nicht länger halten, ergab sich und wurde

von den Hussiten in Brand gesteckt. In demselben Winter stürzte Hussinez mit dem Pferd und starb. Ein neuer Bauernhaufen sammelte sich bei Lebetz auf einem Berge, nannte denselben Horeb und sich die Horebiten. In Mähren aber entstand eine Secte, die, durch einen französischen Priester Picard verlockt, zur paradiesischen Einfalt zurückkehren wollte, nackt ging und durch ihren Unfug die Sache der Hussiten verächtlich und lächerlich machte. Sie nannten sich selbst Adamiten.

Unzufrieden mit den Pragern, die zur Mäßigkeit zurückkehrten und nicht alle ihre schönen Kirchen zerstören lassen wollten, zog im Frühjahr 1421 der grimmige Ziska auf das Land, brannte überall die Klöster nieder (in kurzer Zeit sanken deren 550 in Asche) und vertilgte zugleich die Adamiten, wo er sie fand, weil sie die reine Sache der Kelchbrüder beschimpften. Er ließ sie zu Hunderten verbrennen. Doch verlor er bei einer kleinen Belagerung sein zweites Auge und war nun völlig blind, aber in Böhmen so bekannt, daß er die Taboriten auch im Dunkeln führte. Als er einst, wie er pflegte, seine Leute Tag und Nacht marschiren ließ, und sie endlich ermüdeten und murrten, und ihm sagten: ihm sey wohl Tag und Nacht einerlei, weil er nicht sehen könne, aber nicht ihnen, — da sprach er: wie, ihr seht nicht? So zündet euch doch ein Paar Dörfer an! Neben ihm war der Priester Koranda in der Zerstörung der Kirchen am eifrigsten. Dieser kecke Böhme wurde von Ulrich von Rosenberg gefangen auf die Feste Pribienitz gebracht, und mit zwölf Gefährten in den Bock gespannt, riß sich aber los, überfiel die Besatzung und eroberte die Burg.

Capitel 305.

Die Prager Artikel. Ziska's Tod.

Die Prager und der Landadel strebten ernstlich, die Ruhe herzustellen; Ulrich von Rosenberg schloß sich wieder an das Volk an, um es zur Ordnung zurückzuführen. Diese gemäßigte Partei schrieb einen Landtag nach Czaslaw aus, wozu auch die Mähren berufen wurden, und sanctionirte hier die früher schon von den Pragern aufgestellten vier Artikel, 1421. Diese Artikel verlangten 1) freie Predigt, 2) das Abendmahl in beiderlei Gestalt, 3) Armuth der Priester und Einziehung aller geistlichen Güter, 4) die Ausrottung aller Sünden. Der letzte Satz sollte wahrscheinlich die Taboriten beschwichtigen, sich den Gemäßigten nicht zu widersetzen. Außerdem beschloß man zu Czaslaw, den Koribut, Sohn des litthauischen Großfürsten Witold, zum Könige zu wählen und ins Land zu rufen, obgleich Ziska erklärte: ein freies Volk brauche keinen König. Man hoffte durch ihn theils die Polen zu Bundesgenossen gegen den Kaiser zu erhalten, theils den unbändigen Taboriten und Horebiten, die eine reine Volksherrschaft verlangten, ein aristokratisch-monarchisches Gegengewicht zu geben. Sigismund schickte Gesandte nach Czaslaw, aber er vernahm dort nur die bittern Vorwürfe wegen seiner Treulosigkeit gegen Huß, und an Versöhnung war nicht zu denken. Aber auch die gemäßigte Partei täuschte sich. Als sie in Prag den fanatischen Priester Johann den Prämonstratenser, der sich eine Art Dictatur in der Stadt angemaßt und eben einen unschuldigen Edelmann umgebracht hatte, ergreifen und rasch hinrichten ließ, empörte sich der Pöbel, und noch viel weniger wollte Ziska, wollten die unaufhörlich mit ihren Wagen im Freien lagernden Taboriten und Horebiten, die als Brüder republicanisch lebten, von dem Adel etwas wissen. Dieser wandte sich also wieder vom Volk ab und begab sich nach Iglau, wo der Kaiser im Herbste sich einfand.

Mitten im Winter, im Januar 1422, bewegte sich der Kaiser gegen Ziska vor, der ihn aber bei Teutschbrod in die Flucht schlug und sein ganzes Lager eroberte. Unter den kaiserlichen Fahnen sitzend schlug der blinde Ziska am folgenden Tage die tapfersten Taboriten zu Rittern.

Sigismund fand den Krieg beschwerlich und lud ihn dem Herzog Albrecht von Oesterreich auf, den er zu seinem Eidam machte, mit der Aussicht, ihm einst das reiche luxemburgische Erbe zu hinterlassen. Albrecht erhielt vorläufig Mähren, und suchte es zu erobern, fand aber an dem Hussiten Procop (Rasus oder Holy, der Große zubenannt), der ein entsprungener Mönch war, einen geschickten Gegner. Zugleich betrieb Sigismund auf dem Reichstag zu Nürnberg eine Reichshülfe. Zum erstenmal beschloß man, Söldner zu werben und das Geld dazu auf die Reichsstände umzulegen. Diese langweiligen Berathungen wurden von den Hussiten verlacht, die im Frühjahr sowohl in Oesterreich als Brandenburg einfielen und schonungslos alles mit Feuer und Schwert verheerten.

Im Mai kam Koribut nach Prag, da er aber selbst kein großer Geist war und nur die schwächere Partei der Gemäßigten für sich hatte, so spielte er eine sehr unbedeutende Rolle, und begnügte sich, die schöne Burg Karlstein, den Lieblingsaufenthalt Karls IV, die noch immer eine kaiserliche Besatzung hatte, zu belagern. Er ließ 2000 Fässer Koth in die mit Malereien reich geschmückte Burg schleudern, konnte sie aber doch nicht einnehmen und überließ die Belagerung dem Prager Hauptmann Hedwika, der ursprünglich ein Schneider war. Als die Karlsteiner dieß merkten, schlachteten sie den einzigen Bock, den sie noch hatten, brateten ihn und schickten ihn dem Hauptmann zum Geschenk. Dieser glaubte, die Burg sey noch reich mit Lebensmitteln versehen und zog ab; daher werden bis auf diesen Tag die Schneider mit dem Geißbock vexirt.

Das mühsam aufgebrachte Reichsheer sammelte sich im Herbst bei Saatz. Die Deutschen wollten nicht gegen die Hussiten fechten, weil sie im Grunde den Krieg für ungerecht hielten. Deßhalb geschah eigentlich gar nichts. Der Reichsfeldherr Reuß von Plauen belagerte Saatz, und wollte die Stadt durch Sperlinge, an deren Schwänze er Brennmaterialien gebunden hatte, in Brand stecken, die böhmischen Spatzen aber kehrten um und steckten das deutsche Lager in Brand. Nun zog Reuß unverrichteter Dinge zurück.

Noch in demselbem Jahre kam es zu blutigen Händeln zwischen den Pragern und Taboriten. Ein Hauptmann der letztern, Bzdinka, schlich sich nach Prag und wollte die Stadt plündern, wurde aber herausgeschlagen. Das nächste Jahr 1423 gefiel sich Ziska in der Verheerung der adeligen Güter, um sich an den abtrünnigen böhmischen Herren zu rächen, und that dann noch einen Zug nach Mähren. Da unterdeß aber die Erbitterung zwischen den gemäßigten und monarchisch gesinnten Pragern und den republicanischen Taboriten immer höher gestiegen war, und im Augenblick kein äußerer Feind Böhmen bedrohte, so rückte der alte Ziska gegen Prag, schlug den ihm entgegenziehenden Koribut und belagerte die Stadt, 1424. Die Prager wehrten sich gut, und endlich murrten die Taboriten wider Ziska und wollten nicht länger gegen ihre Brüder in Prag fechten, die doch auch Hussiten seyen und oft mit ihnen gegen die Deutschen gefochten hätten. Da stieg der blinde Feldherr auf ein Faß und hielt eine Rede, worin er ihnen vorwarf, sie verstünden es nicht, Mäßigung, Schwäche sey ein innerer Feind, viel gefährlicher als der mächtigste Feind von außen, sie möchten aber thun, was sie nicht lassen könnten. So wurde denn der Friede zwischen den Parteien geschlossen.

Ziska überlebte diese trügerische Versöhnung nicht lange. Er starb am 11 October 1424 und verordnete, daß seine Haut (das Koller, das er unter dem Harnisch trug) auf eine Trommel gespannt und dem Heer vorangetragen werde. Ziska

war auf freiem Felde unter einer heilig verehrten Eiche geboren. So seltsam wie die Thaten dieses Helden war seine Gestalt, kurz und breitschulterig, der Kopf rund und groß und kahlgeschoren, über der Stirne eine krumme Linie, unter der Habichtsnase ein langer feuerrother Schnurrbart. Zu Czaslaw liegt er begraben. Als später Kaiser Ferdinand I einst dorthin kam und in der Kirche eine ungeheure eiserne Keule hängen sah, und hörte, daß dieß Ziska's Waffe sey, erschrack er, und rief: wie muß dieser lebend die Menschen geschreckt haben, da er noch als Todter uns solche Furcht einjagt. Kaiser Ferdinand II aber, die jesuitische Hyäne, die nicht nur unter den Lebendigen, sondern selbst unter den Gräbern wüthete, ließ Ziska's Grab wie alle andern rühmlichen Erinnerungen der Böhmen zerstören.

Capitel 306.

Procop Holy. Die großen Heldentage der Hussiten.

Nach Ziska's Tode blieben die königlichen Hussiten in Prag unter Leitung des Prinzen Koribut und des milden und edeln Priesters Johann Rokizana fortwährend von den republicanischen Hussiten im offenen Lande gesondert. Die letztern theilten sich in drei Haufen. Die Mehrheit der Taboriten wählte den heldenmüthigen Procop Holy zum Feldherrn an Ziska's Stelle. Die Minderheit der Taboriten dagegen sonderte sich ab, und beschloß, nach Ziska's Tode keinen Anführer mehr zu wählen und nie mehr unter Dach zu wohnen. Beständig lagerten sie auf freiem Felde in der Mitte ihrer Wagenburg und nannten sich die Waisen, d. h. die verwais'ten Kinder Ziska's. Indeß nöthigte sie der Krieg, sich doch unter einige Anführer zu stellen, und unter diesen zeichnetete sich Procop der Kleine am meisten aus. Die dritte Schaar bildeten die alten Horebiten unter Krusina, Hinko &c.

Zwischen den Pragern und Waisen brach sogleich ein neuer Zwist aus, weil die Prager einige fanatische Prediger der Waisen verhaftet hatten. Procop Holy aber führte sein Heer gegen den Herzog Albrecht in Mähren und schlug ihn, wie immer, 1425.

Koribut schrieb 1426 einen Landtag aus, die Parteien zu vereinigen und sich in seinem königlichen Ansehen zu befestigen. Aber ein neuer Reichskrieg unterbrach ihn. Sigismund hatte noch in Ziska's letzten Tagen mit diesem Helden unterhandelt, wahrscheinlich weil er ihn gegen Koribut zu benutzen hoffte, doch hatte der unbestechliche Ziska sich auf nichts eingelassen. Jetzt endlich brachten die Meißner ein neues stattliches Heer gegen Böhmen auf. Die hussitischen Parteien versöhnten sich bei dieser Nachricht plötzlich und standen wie Ein Mann zusammen. Bei Aussig hatten sie sich hinter einer stachlichten Wagenburg verschanzt und wurden am 16 Junius von den Meißnern, die von der Kurfürstin Katharina begeistert waren, scharf angegriffen. Nach einem großen Blutvergießen gelang es den Meißnern, durch die mit doppelten Ketten und Speeren bewaffneten Wagen der Hussiten einzubrechen, aber plötzlich fiel die böhmische Reiterei in ihren Rücken und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Auf der Flucht eingeholt, pflanzten 24 Grafen und Herren ihre Banner in die Mitte, knieten im Kreise umher und ergaben sich, wurden aber von den eisernen Dreschflegeln der Hussiten, die keinen Pardon gaben, erschlagen. Ein Birnbaum, der jährlich blüht, aber niemals Früchte trägt, bezeichnet noch die Stelle.

Nach diesen Siegen zog Procop Holy wieder in Mähren. Auf dem Schlosse zu Kemnitz widerstand ihm die tapfere Agnes, die junge Tochter Sezimas,

der ihr sterbend die Burg anvertraut. Dem furchtbaren Geschrei der Hussiten, die ihre Burg dicht umringten, antwortete sie mit edlem Gleichmuth. Als ihr Verwandter, der Herr von Neuhauß, sie entsetzen wollte und kaum der Gefangenschaft entging, fuhr sie immer heiter in der Vertheidigung fort, und erregte unter den Hussiten selbst solche Bewunderung, daß ihr Procop zuletzt, als sie sich nicht länger halten konnte, freien Abzug mit allen ihren Leuten gönnte und sie durch einen Edelmann geleiten ließ, wohin sie verlangte. So großmüthig dachte Procop, der dem Ziska an Kriegsgeschick nichts nachgab, und dessen Körper, weil er immer der Erste voran war, bald mit Wunden bedeckt wurde.

Da die Prager sahen, wie unnütz ihnen Koribut war, und wie er sie nur immer mit den republicanischen Hussiten entzweite, nahmen sie ihn zu Anfang des Jahres 1427 gefangen und schickten ihn aus dem Lande, um so lieber, als die Polen keinen Ernst zeigten, den Böhmen zu helfen.

In demselben Jahre predigte Papst Martin V noch einmal das Kreuz gegen die Hussiten und schickte den englischen Cardinal von Winchester, die Deutschen zu entflammen. Sigismund beschwor die Fürsten, die steigende Gefahr abzuwenden. So kam wieder ein gewaltiges Reichsheer zusammen, zu dem die Schwaben, Rheinländer und selbst die Hansestädte Leute schickten. Aber auch die Böhmen handelten einig; selbst einige böhmische Herren vergaßen ihren Groll und stießen wieder zu Procops Heer. Bei Dachau trafen sie auf den Feind, aber die Deutschen hatten schon eine solche Furcht vor den böhmischen Dreschflegeln und vor dem dämonischen Kriegsglück dieses Volkes, daß sie schon beim ersten Anblick der Hussiten in einen Wald flohen und ihrer 10,000 auf der Flucht erschlagen wurden, im Julius 1427.

Am Neujahr 1428 hielten die hussitischen Parteien ein Religionsgespräch zu Beraun, wobei Procop Holy sich auch als Theologe auszeichnete. Die Prager wünschten eine Aussöhnung mit der Kirche und wollten gerade ihre günstige Stellung als Sieger dazu benutzen. Sie schlugen daher vor, den Priesterstand als solchen, wenn er nur reformirt wäre, wieder anzuerkennen. Procop aber und die ganze alte republicanische Partei wollte nichts von Priestern wissen, und behauptete, daß jeder Mensch Messe lesen und Gottesdienst halten könnte, wie ihn der Geist triebe, auch ohne Kutte. Auch die Sacramente verwarfen sie und stritten noch in mehreren rein religiösen Punkten über den freien Willen und die Gnade 2c. Da man nun nicht einig wurde, so führte der kluge Procop, um den Ausbruch neuer Zwistigkeiten im Innern zu verhüten, die kriegerischen Brüder über die Gränze und verbreitete den Schrecken des hussitischen Namens nach Schlesien und Oesterreich. Die Waisen, die vorauszogen, wurden bei Brünn in Mähren und dann nochmals von den Schlesiern bei Chrastawa geschlagen, aber beidemal von Procop Holy gerettet und gerächt. Im Winter knüpfte Kaiser Sigismund neue Unterhandlungen mit Procop zu Preßburg an, man konnte sich aber nicht vereinigen, denn Sigismund wollte zu wenig nachgeben, und die Waisen erklärten, sie würden sich niemals einem König unterwerfen, wer er auch sey. Es blieb also beim Alten, und die Hussiten fielen 1429 in Meißen ein, drangen bis Torgau und Magdeburg, sengten und brannten, und fanden nur vor Bunzlau durch die Einwohner dieser Stadt einen tapfern Widerstand.

Da die deutschen Fürsten in der Nähe zu unmächtig, die in der Ferne zu egoistisch und träge, der Kaiser muthlos und von Wollüsten erschlafft, das deutsche Volk aber von Anfang an mit dem ungerechten Kriege unzufrieden war, so hatten die Hussiten ganz freie Hand, und verfehlten nicht, ihre Rache in ein System zu bringen. Am Neujahrstage 1430 versammelten sie all ihr Volk auf dem weißen Berge bei Prag und theilten sich in Rotten (mit sonderbaren Na-

men: Kneissler, Sammler, Hütchen, Vettern, die Wolfsrotte, die Hosenmännlein ꝛc.). Von da zogen sie aus, um zum zweiten Male den Meißnern, wegen des allzu hitzigen Eifers der Kurfürstin Katharina, ihre Rache fühlen zu lassen. Dießmal wütheten sie ärger als je zuvor, und brannten hundert Städte und Schlösser nieder, besonders Altenburg, Plauen, Culmbach, Baireuth. In der Regel wurden alle Einwohner ermordet, in Plauen wurden acht deutsche Ordensritter lebendig begraben. Als Altenburg brannte, jubelten die Hussiten, das sey die Antwort auf den Scheiterhaufen von Constanz, und wenn sie im deutschen Blute badeten, so hieß es nur: ihr habt eine Gans (Huß) gebraten, hier habt ihr auch die Brühe dazu! Ihre abgehärteten Gestalten, sonneverbrannten Gesichter, ihre furchtbaren eisernen Flegel, die langen Haken, mit denen sie die feindlichen Reiter vom Pferde zu ziehen pflegten, ihr Streitwagen, mit denen sie den Feind zuweilen im Halbkreis umzingelten und zermalmten, und ihre Gewohnheit, nie Pardon zu geben, sondern alles zu morden und niederzubrennen, jagte den Völkern einen unglaublichen Schrecken ein, und ließ sie als wahre Teufel erscheinen.

Um diese Zeit starb Papst Martin V. Sein Nachfolger Eugen IV wollte um jeden Preis diesen furchtbaren Krieg beendigen. Gewalt und Güte sollten zu gleicher Zeit angewendet werden. Auf den 19 Julius 1431 wurde ein neues großes Concilium nach Basel ausgeschrieben und mit den Hussiten unterhandelt, zugleich aber mußte Cardinal Julian in Deutschland einen neuen Kreuzzug wider die Hussiten betreiben, und Sigismund bewog die Fürsten und Stände des Reichs zu Nürnberg, dießmal alle ihre Kräfte anzustrengen. Sogar die berühmte und von ganz Europa als Heilige verehrte Jungfrau von Orleans, die eben damals Frankreich von den englischen Eroberern befreite, schrieb im Sinne der Kirche einen Mahnbrief an die Hussiten. Die Hussiten antworteten aber auf die vielen freundlichen Zuschriften des Papstes und der Fürsten: „ihr wisset wohl, was uns von euch trennt, ihr erweiset den christlichen Glauben allezeit nur mit dem Munde, und wir mit der That.“ Auf die Drohungen aber antworteten sie den Völkern: „gebt ihr euch den verführerischen Pfaffen hin, so wißt, daß wir uns Gott ergeben und mit seinem Arme streiten, so wird bei euch das Fleisch seyn, aber bei uns der Geist und die Kraft Gottes!“

Das Reichsheer, 130,000 Mann stark, geführt von dem Brandenburger Friedrich, dem der Cardinal Julian und eine Menge deutscher Fürsten folgten, traf am 14 August 1431 auf die Hussiten bei Tauß. Aber kaum sahen sie sich von ferne, so rissen die Deutschen trotz ihrer großen Uebermacht von panischem Schrecken ergriffen aus, zuerst die Bayern unter ihrem Herzog Heinrich, dann alle übrigen. Selbst der Reichsfeldherr Friedrich floh mit den Brandenburgern in einen Wald. Nur der Cardinal hielt Stand, und seinen Donnerworten gelang es, die Flüchtlinge einen Augenblick wieder zum Stehen zu bringen; kaum aber rückten ihnen die Hussiten nach, so zerstoben sie wieder in regelloser Flucht und ließen sich ohne Gegenwehr niedermetzeln, wo sie eingeholt wurden. Die Hussiten erbeuteten nicht weniger als 150 Kanonen und brannten zum Scherz alle Pulverwagen ab, um durch den ungeheuern Knall die Angst der Flüchtlinge zu vermehren.

Als Albrecht von Oesterreich, der in Mähren eingefallen war, diese Niederlage erfuhr, floh auch er, brannte aber alle Dörfer in der Runde nieder, um eine Wüste hinter sich zu lassen. Die Bayern, vom ganzen Reiche wegen ihrer feigen Flucht geschmäht, versuchten ihre Ehre durch einen Handstreich herzustellen, thaten mit den Meißnern und Thüringern vereinigt einen neuen Einfall in Böhmen, waren aber bei Taucha, als sie auf die Hussiten stießen, wieder die ersten, welch flohen. Dagegen wurden die Hussiten, als sie im folgenden Jahre nach Ungarn zogen, zurückgetrieben. In dasselbe Jahr wird auch die Rettung der Stadt Naum

burg versetzt. Die Hussiten, nochmals in Meißen einfallend, wollten diese Stadt mit Mann und Maus vernichten, als ein Schlosser, Namens Wolf, die Kinder der Stadt ins Lager hinausführte, und durch ihre rührenden Bitten das Herz Procops erweichte.

Capitel 307.

Das Concilium zu Basel.

Nach so furchtbaren Unfällen erklärte Sigismund geradezu, das Heldenvolk der Böhmen könne nur durch sich selbst bezwungen werden, man müsse um jeden Preis mit ihnen Frieden machen, und von der Zeit erwarten, daß sie sich durch innere Streitigkeiten aufrieben. Er nahm daher eine sehr demüthige Miene gegen sie an und schrieb ihnen heuchlerisch, es sey ihm gewiß nie eingefallen, sie mißhandeln zu wollen, er habe es immer gut mit ihnen gemeint, und böte ihnen gerne die Hand. Sie aber antworteten, er wolle sie nur von der Wahrheit abbringen. Da er sah, welchen Groll sie noch gegen ihn hegten, so überließ er die Unterhandlungen dem Concil von Basel und zog sich selbst zurück.

Das Concil, geleitet von geistlichen und weltlichen Fürsten, die wohl wußten, was auf dem Spiele stand, wollte ebenfalls um jeden Preis Frieden haben, und war daher zu viel größerer Nachgiebigkeit geneigt, als der Papst, der sich nichts vergeben wollte, und dem es am Ende recht war, wenn Andere für ihn die Demüthigungen des Friedens übernahmen. Das Concil handelte also für sich ohne den Papst, und um sich eine ehrenvolle Beschäftigung zu geben, führten Papst und Kaiser in Italien die Komödie der Kaiserkrönung auf, während in Basel die wichtigsten Verhandlungen gepflogen wurden. Der Kaiser blieb die ganze Zeit in Italien, mit Liebeshändeln beschäftigt, obgleich er schon 63 Jahre alt war. Endlich nach vielen absichtlichen Verzögerungen ließ der Papst seinen Unmuth über alles, was vorging, an ihm aus, indem er ihm bei der Krönung 1433 die Krone nicht selbst aufsetzte, sondern sie ihm durch einen Andern schief aufsetzen ließ und sie ihm dann mit dem Fuße, da der Kaiser vor ihm kniete, wieder zurecht schob.

Diese Jämmerlichkeiten trugen sich in Italien zu. In Basel unterdeß handelte man. Der Cardinal Julian, vertraut mit der hussitischen Sache, leitete das Concil, auf dem auch Friedrich von Brandenburg seine gewichtige Stimme zu Gunsten der Hussiten ertönen ließ. Man lud die Böhmen nicht nur in einem sehr ehrerbietigen Schreiben nach Basel ein, sondern nahm auch alle ihre stolzen Bedingungen an. Die Böhmen erhielten freies Geleit, durften unterwegs und auf dem Concil selbst ihren Gottesdienst frei üben, niemand sollte sich unterstehen, darauf zu schmähen, das Concil mußte seine Verhandlungen aussetzen, bis die Böhmen eintrafen, und der Papst mußte als dem Concil untergeordnet betrachtet werden. Dieß alles scheint darauf berechnet gewesen zu seyn, dem Stolze Procops und der Republicaner zu schmeicheln, um sie zu einer Friedenshandlung zu verlocken, von der sie nimmermehr etwas Gutes hoffen konnten, da es offenbar nur auf eine Versöhnung der Gemäßigten mit dem Feinde und dann auf ihren eigenen Untergang abgesehen war. Der erste Geistliche Prags, Johann Rokizana, scheint im Plane des Concils gewesen zu seyn, und mochte glauben, daß kein Augenblick günstiger sey, durch einen ehrenvollen Frieden die Religionsfreiheit Böhmens zu befestigen, als gerade der damalige, weil er gewiß wußte, daß Böhmen zu ermüden, nach Ruhe sich zu sehnen anfange, und daß die gemäßigte Partei ins-

geheim gewachsen sey. Man versicherte sich des Procop, indem man ihm die erste Rolle bei der Gesandtschaft nach Basel übertrug, man ermüdete und trennte die republicanischen Brüder, indem man sie auf neue Raubzüge nach Meißen, Schlesien, Brandenburg, Ungarn, und einen Theil der Waisen unter Czapek sogar nach Preußen schickte, um dort den Polen gegen die deutschen Ritter beizustehen, wofür dann die Polen wieder zu Basel die Sache der Hussiten eifrig vertheidigten. So wurden die Brüder unvermerkt getäuscht.

Am 9 Januar 1433 ritten die Böhmen auf 300 Rossen in Basel ein, unter ungeheurem Zulauf des Volks. Voran Procop Holy mit seinem schwarzen, die Kinder auf den Gassen schreckenden Gesicht, und Biscupek, der Taboritenprediger, Ulrich der Waisenprediger, Johann Rokizana u. s. w., also Stellvertreter aller Hussitischen Parteien. Das Concil emfing sie mit großer Höflichkeit, hörte geduldig alle ihre groben Wahrheiten an, mit denen besonders Procop sehr freigebig war, und eilte nur, den Frieden zu schließen. Eine Gesandtschaft des Concils nach Prag diente nur, denselben noch solenner und ehrenvoller zu machen, aber der Vertrag war sehr trügerisch gestellt, und wenn er zunächst dem allgemeinen Bedürfniß nach Ruhe entsprach, so ließ er sich doch später so oder anders auslegen. In den sogenannten Compactaten wurden die vier Prager Artikel in der Art modificirt, daß 1) das Abendmahl unter beiderlei, aber auch unter einerlei Gestalt geduldet werden solle, daß 2) zwar frei, aber nur von verordneten Priestern gepredigt werden dürfe, daß 3) die Geistlichkeit zwar keine Güter besitzen, aber doch verwalten dürfe, und daß 4) die Sünden zwar ausgerottet werden sollten, aber nur von der gesetzlichen Obrigkeit.

Capitel 308.

Das Ende der Hussitenkriege.

Da aber nach so langen und furchtbaren Stürmen nur überhaupt ein Frieden, und ein äußerlich ehrenvoller Frieden angekündigt wurde, so übte dieß einen magischen Einfluß auf die Menge. Dazu kam, daß die republicanischen Hussiten in Abwesenheit des großen Procop und vereinzelt sich einigemal hatten schlagen lassen, die Taboriten in Bayern und die Waisen vor der Stadt Pilsen, die seit Anfang der Hussitenkriege immer königlich geblieben war. Die Pilsener nahmen den Waisen ein Kameel ab, das diese mit sich zu führen pflegten, und setzten es in ihr Stadtwappen. Auch der von Basel zurückkehrende Procop konnte Pilsen nicht erobern. Unter diesen Umständen wuchs die Partei der Gemäßigten und Friedensfreunde mächtig an, und die Republicaner erlitten manchen Abfall und Verrath. Nun trat auch der böhmische Adel wieder hervor, verband sich mit Johann Rokizana und eröffnete 1434 einen Landtag in Prag. Da ergrimmten die Taboriten und kämpften, unterstützt von der Prager Neustadt, mitten in den Straßen gegen den Adel und die Altstädter, wurden aber von der Uebermacht geschlagen. Gleich darauf zog Meinhard von Neuhauß an der Spitze der Friedensarmee gegen Procop Holy, der noch vor Pilsen stand und auf den sich alle Reste seiner Partei zurückzogen. Da kam es am 28 Mai bei Hrziby zur Entscheidungsschlacht. Czapek, jüngst erst aus Preußen zurückgekehrt, floh und riß die Seinen ins Verderben. Nach heldenmüthigem Kampfe fielen beide Procope, einer an des andern Seite. Der Herr von Neuhauß, uneingedenk der Großmuth Procops gegen die junge Agnes, ließ alle Gefangenen, obgleich er ihnen das Leben zugesichert, zwei Tage nach der Schlacht in Scheunen sperren und elendiglich verbrennen, um die

Race der Unbändigen auszutilgen. Die Geflüchteten stellten sich noch einmal bei Comnieze, erlagen wieder, flohen mit Czapek auf Tabor und mußten sich hier nach kurzer Vertheidigung ergeben.

Der Adel stellte sich nun an die Spitze der Geschäfte, unterstützt von Johann Rokizana, dem man auf jede Weise schmeichelte, und der ohne Bedenken die politische Freiheit opferte, um die des Glaubens zu befestigen, wie er meinte. Der kluge Canzler des Kaisers Sigismund, Caspar Schlik, that das Uebrige, und so kam durch diese Herren schon 1435 ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen Sigismund als böhmischer König anerkannt, Böhmen vom päpstlichen Banne befreit, die Compactaten bestätigt, Johann Rokizana zum Erzbischof von Prag ernannt und der Hussitische Gottesdienst dergestalt dem katholischen übergeordnet wurde, daß Sigismund sogar an seinem Hofe Hussitische Prediger halten sollte.

Der Kaiser, falsch wie immer, nahm diese Bedingungen an, kaum aber war er 1436 unter großem Gepränge in Prag eingezogen, als er die Maske abwarf, neben dem hussitischen Gottesdienst auch den katholischen wieder einführte, und den Johann Rokizana, dem er eigentlich die böhmische Krone verdankte, nicht nur absetzte, sondern auch verbannte. Der Sieg Ulrichs von Rosenberg über die noch einmal aufgestandenen Taboriten scheint ihn so kühn gemacht zu haben; allein derselbe Adel, durch den er unterstützt wurde, bedeutete ihm ernstlich, daß er nicht wagen dürfe, den religiösen Fanatismus der Böhmen wieder aufzuregen, da auch die Gemäßigten dem Kelch nicht entsagen wollten, und so gab der Kaiser wieder nach und verfuhr gelind. Im Ganzen erreichte Johann Rokizana seine Absicht, die Böhmen behielten die Freiheit, zu predigen wie Huß, das Abendmahl zu empfangen, wie Jakob von Mieß, außerdem aber blieb ihr politischer Zustand, wie er vor den Kriegen gewesen war.

Capitel 309.

Friedrich von Hohenzollern.

Deutschland war damals sehr arm an Männern, unter allen aber ragte der Burggraf von Nürnberg hervor, Friedrich von Hohenzollern, dem Sigismund die Mark Brandenburg erst verpfändete, dann verkaufte. In der Zwischenzeit, seitdem Brandenburg aus den Händen der Wittelsbacher in die der Luxemburger gekommen und schlecht verwaltet worden war, hatte der Adel daselbst große Macht erlangt. Als nun der Kaiser einen Burggrafen von Nürnberg ins Land schickte, um es zu regieren, wollten sich dieß die stolzen Ritter nicht gefallen lassen. Dietrich von Quitzow sagte, wenn es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnete, sollten sie doch in der Mark nicht gedeihen. Mit ihm verbanden sich die Herren von Putlitz, Bredow, Arnim, Alvensleben, Rochow, Holzendorf &c., sie zogen die Kammergüter und Regalien ein, und schlugen den Grafen von Hohenlohe, den ihnen Friedrich entgegengeschickt hatte, auf dem Cremmer Damm, 1413. Nun erschien aber Friedrich selbst, und seiner Tapferkeit, insbesondere aber seiner ungeheuren Kanone, welche man die faule Grete hieß, gelang es nach und nach, die Burgen des Adels zu brechen. Alle unterwarfen sich, außer Quitzow, der sich freiwillig verbannte.

Friedrich stellte die Ordnung in der Mark her, führte eine regelmäßige Verwaltung ein und suchte sich auf jede Weise in der Liebe seines neuen Landes zu befestigen und sein Besitzthum zu erweitern. Sein Geschlecht, ein Nebenzweig der schwäbischen Grafen von Hohenzollern, war 1281 durch Rudolph von Habsburg

zum Erbbesitz der Reichsvogtei oder des Burggrafenthums in Nürnberg gelangt und hatte sich, während die Stadt Reichsfreiheit genoß, in der Umgegend ein kleines fränkisches Gebiet (Ansbach und Bayreuth) erworben und erweitert. Friedrich behielt dieß neben Brandenburg, und hoffte, sein durch Habsburg erhobenes Geschlecht auch nach Habsburgs Beispiel zu vergrößern. Er hatte daher ein Auge auf den deutschen Ritterorden, in den fortan immer ein jüngerer Sohn seines Hauses eintreten sollte. Schon Sigismund hatte dem König von Polen vorgeschlagen, das Ordensland zu theilen, unter der Bedingung, daß er den Hussiten nicht helfe, man dachte also damals schon an eine Usurpation Preußens. Mit Schmerz sah Friedrich den Kampf in Deutschland, der seine Friedenspolitik beständig störte, und den er vielleicht auch aus Gerechtigkeitsgefühl mißbilligte, denn schon zu Constanz, wie nachher zu Basel, nahm er sich der Reform an, und sprach ernstlich gegen die Mißbräuche des Papstthums. Daraus erklärt sich auch seine Lauigkeit in den Hussitenkriegen.

Im Jahre 1422 starb der Kurfürst Albrecht von Sachsen-Wittenberg ohne Kinder. Obgleich nun sein ascanischer Vetter, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, ein näheres Erbrecht hatte, so wußte sich doch der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, Sohn Friedrichs des Ernsten und Enkel des Gebissenen, indem er den allezeit geldbedürftigen Kaiser Sigismund bestach, das Erbe und damit zugleich die sächsische Kurwürde zu erschleichen. Der Streitbare hieß er, weil er eine Fehde mit der Stadt Nürnberg bestanden, in Preußen und gegen die Hussiten mitgefochten, obgleich er sich im letzten Kriege keine Lorbeern erworben. Friedrich von Brandenburg, dessen Sohn Johann eine Tochter jenes Albrecht geheirathet hatte, und der das ascanische Erbe auch gern gehabt hätte, mußte sich erinnern, daß Sigismund ihm schon genug geschenkt habe.

In Bayern dauerten die traurigen Spaltungen fort. Zwischen Stephans Söhnen, Ludwig dem Bärtigen und Heinrich von Landshut, herrschte tödtlicher Haß. Heinrich wollte schon auf dem Concil zu Constanz seinen Bruder niederstechen und entging der Acht nur durch Fürsprache des Brandenburger Friedrich. Gegen Heinrich verband sich 1420 der Adel, von Caspar dem Thorringer geführt, der den Herzog sogar vor das Fehmgericht lud, bald darauf aber auf unerklärbare Weise verschwand. Ludwig zog mit der ganzen Macht des bayerischen Adels gegen Heinrich, diesem standen aber seine Vettern Ernst und Wilhelm von München bei, und die Tapferkeit der Münchener Bürger unter Hans Barths Führung schlug bei Alling den Adel aus dem Felde, 1422.

Aehnliche Fehden walteten am Rhein. Bernhard von Baden, der sich auszubreiten suchte, wurde von seinen Nachbarn, und der Erzbischof Siegfried von Köln von den Kölnern in Schranken gehalten.

Ganz abgesondert trieb damals die Hansa ihr Wesen. Noch blühte ihre Macht, trotz der Vereinigung Dänemarks mit Schweden in der Union von Kalmar 1397. Die mächtigen Kaufleute erwehrten sich noch der Niederländer und Engländer, die mit ihnen zu wetteifern anfingen, besiegten auch einige Empörungen der Handwerker und gemeinen Bürger (Menheit), ließen durch den Freibeuter Bort 1429 Bergen in Norwegen abbrennen und sammelten während dieser kleinen Vorgänge ungeheure Schätze durch den Handel. Nicht uninteressant sind auch ihre damaligen Kämpfe mit den Seeräubern (Vitalienbrüder) und mit den Friesen, die den Seeraub begünstigten. 1402 wurde der berühmte Räuber Klaus Stürzebecher, der einen riesenhaften Humpen auf Einen Zug leeren konnte, hingerichtet. 1418 nahmen die Bremer zwei Friesen, den Gerold Lübben und seinen Bruder Dibbe, gefangen und führten sie aufs Blutgerüst. Gerold küßte das abgeschlagene Haupt seines Bruders. Da wurden die Bremer gerührt

und wollten ihm das Leben schenken, wenn er sich in Bremen verheirathen wolle. Er aber rief: ich bin ein edler freier Friese und mag eure Pelzer- und Schusterstöchter nicht! da schlug man auch ihm den Kopf ab.

Capitel 310.

Albrecht II. Erbe der Luxemburger.

Kaum hatte sich der alte Sigismund in Böhmen festgesetzt, als er krank wurde. Seine ruchlose Gemahlin Barbara von Cilly, die in Wollüsten mit ihm wetteiferte, machte den Plan, sich mit Wladislaw von Polen zu vermählen und ihm die böhmische und ungarische Krone zuzubringen zum Nachtheil des Habsburger Albrecht, der als Sigismunds Eidam auch dessen Erbe seyn sollte. Sie suchte die Hussiten auf ihre Seite zu bringen, da Albrecht als ein Habsburger streng katholisch war und dem böhmischen Kelch nicht wohlwollte, aber sie war auch den Hussiten ein Gräuel wegen ihrer Laster. Man entdeckte ihren Plan und nahm sie gefangen. Kurz darauf wurde Sigismund immer kränker, ließ sich mit dem kaiserlichen Ornat bekleiden und starb sitzend „als Herr der Welt," wie er selbstgefällig sagte, 1437.

Albrecht von Oesterreich, vermählt mit Elisabeth, Sigismunds Tochter aus erster Ehe, erbte alle luxemburgischen Länder und vereinigte sie mit den habsburgischen. Er war ein sehr ansehnlicher Herr, groß und stark, ernst und enthaltsam. Man machte ihm die deutsche Krone nicht streitig, und er gab seinen guten Willen zu erkennen, indem er 1438 auf dem Reichstag zu Nürnberg eine neue Landfriedensordnung festsetzte. Mit Ausnahme der kaiserlichen und kurfürstlichen Erblande nämlich wurden alle übrigen Reichsländer in vier Kreise getheilt, in den fränkisch-bayerischen, rheinisch-schwäbischen, westphälisch-niederländischen und sächsischen, deren Glieder sich zu Aufrechthaltung des Friedens verbanden.

Indessen fand Albrecht in seinen neuerworbenen Ländern viel zu thun. Die Ungarn nahmen ihn gern zum König an, damit er ihnen gegen die Türken helfe, die ihr Land schwer bedrängten. Die Böhmen trennten sich wieder. Albrecht hatte die Ketzer und Juden in Oesterreich blutig verfolgt und verhehlte seinen katholischen Fanatismus nicht. Deßhalb konnte seinem schlauen Unterhändler, dem Caspar Schlik, der unter ihm wie unter Sigismund der eigentliche Regent war, die Beschwichtigung der Böhmen nur halb gelingen. Die Hussiten oder Utraquisten trennten sich von den Katholischen oder Unaquisten. An die Spitze der erstern traten Ptaczek (Ptarsko) von Rattay und Girschik (Georg) von Podiebrad, die sich auf dem Berge Tabor verschanzten, und Casimir, den Bruder des Königs von Polen, zum König ausriefen. Als aber Albrecht während seiner Rüstungen gegen die Türken in Ungarn starb, 1439, und seine Gemahlin Elisabeth erst nach seinem Tode einen Sohn, den jungen Ladislaw, gebar, da vereinten sich alle Böhmen, dieses Kind anzuerkennen, und die Mutter bewilligte ihnen, was sie wollten. Die Vereinigung geschah auf einem großen Landtag zu Prag 1440. Auch Johann Rokizana kehrte zurück, und unter seiner Leitung wurde die böhmische Confession verfaßt, die den ganzen Glauben der Hussiten enthielt. Die beiden Häupter der versöhnten Parteien aber, Meinhard von Neuhauß, Haupt der Prager und des Adels, und Ptaczek, Haupt der alten Taboriten, wurden zu Statthaltern Böhmens im Namen des jungen Königs ernannt.

Das Baseler Concil dauerte fort. Nachdem die böhmische Frage erledigt war, handelte es sich davon, ob nicht auch in andern Theilen des Reichs die längstgewünschte Reform eintreten und die schreiendsten kirchlichen Mißbräuche abgeschafft werden sollten. Das Beispiel der Hussiten ließ die versammelten Väter wohl fühlen, daß etwas geschehen müsse, wenn nicht am Ende alle Völker unzufrieden werden sollten. Man schaffte also die öffentliche Liederlichkeit der Pfaffen ab (eine Hauptklage der Hussiten, daher sie die Sünden, welche die Kirche in Schutz nahm, aus freier Hand bestraft wissen wollten), ferner die Entweihung der Kirchen durch Gelage, Märkte und sittenlose Namensfeste, endlich auch die offenkundigsten Geldprellereien des Papstes, die Annaten, Palliengelder &c. Diese schon 1435 vom Concil gefaßten Beschlüsse wurden vom deutschen Reichstag durch die Mainzer Acceptationsurkunde 1439 bestätigt, Papst Eugen IV wollte zwar nichts davon wissen und trat in offenen Widerspruch mit dem Concil; dieses aber setzte ihn ab und wählte Felix V. Ein tüchtiger Kaiser hätte sich die günstige Stimmung des Concils wohl zu Nutzen machen können, ein Hohenstaufe würde unter diesen Umständen vielleicht eine unblutige Reformation der ganzen Kirche durchgesetzt haben, aber die deutsche Kaiserkrone wurde um diese Zeit in eine Schlafmütze verwandelt, das schlaue Rom feierte noch einmal seinen Triumph, und die schreckliche Hussitenzeit schien spurlos vorübergegangen.

Capitel 311.

Friedrichs III lange Regierung.

Albrecht II hinterließ einen kaum gebornen Sohn als Erben von Oesterreich, Böhmen und Ungarn, den jungen Ladislaw, und einen Neffen, der nur Steyermark besaß, den Herzog Friedrich. Das Haus Habsburg war zwischen diesen beiden getheilt, Böhmen trachtete nach Unabhängigkeit, Ungarn wählte den polnischen Wladislaw zum König und ging einstweilen für die Habsburger verloren; es hätte sich also wohl ein anderer deutscher Fürst zum Kaiser erheben und durch eine Reformation die Völker für sich gewinnen können. Das geschah aber nicht. Es war kein einziger großer Mann unter diesen Fürsten, alle dachten engherzig nur an ihr Ländchen, und scheuten die Last einer Krone, deren Werth sie bei der Gunst der Zeiten nicht zu schätzen wußten. Sie überließen sie also dem Erben des vorigen Besitzers, und zwar dem ältern Friedrich, da Ladislaw noch in den Windeln lag.

Friedrich III besann sich 11 Wochen, bevor er die Krone annahm. Er war ein langsamer, gravitätischer Herr mit einer weit vorstehenden Unterlippe, in allen Dingen mäßig und gesetzt, allen großen Thaten und Leidenschaften feind und nur in gelehrten Spielereien lebend. Ein wenig Sterndeuterei und Goldscheidekunst, die Pflege seines Gartens und kleine Sylbenstechereien (daher seine Lieblingsphrase A. E. J. O. U. alles Erdreich ist Oesterreich unterthan) waren sein Element. Gleichwohl regierte dieser unfähige Herr 53 Jahre lang über Deutschland in einer Zeit der verhängnißvollsten Krisis. Zwar stand auch ihm, wie seinen beiden Vorgängern, noch immer Caspar Schlik zur Seite und besorgte die Geschäfte, aber dieser Mann, dessen Verdienst tief unter seinem Rufe steht, hat nie etwas Großes durchgesetzt, nie seine Zeit, nie die großen Aufgaben des Kaisers verstanden, sondern immer nur die Blößen seiner drei Herren mit einigem Anstand zugedeckt und durch trügerische Vermittelungen die Entscheidung der Zeitfragen etwas weiter hinausgeschoben.

Während des langen, nur wenig gestörten Friedens gewann zwar Deutschland Zeit zu innern Entwicklungen, die in Beziehung auf bürgerlichen Wohlstand und Kunstfleiß segensreich waren, und selbst die Reichsverfassung ordnete sich einigermaßen, das Föderativsystem, die Vereinigung der kleineren und größeren Reichsstände in Kreisen, dann wieder die des geistlichen, Ritter- und Bürgerstandes in den Landständen, die Staatsverwaltung in den geschlossenen kurfürstlichen und herzoglichen Territorien, das neue Gerichts- und Proceßwesen, und endlich die Zunftverfassung in den Städten bildeten sich aus; allein man darf eine Zeit nicht rühmen, in der so vielfach unnatürliche Verhältnisse den Deutschen zur andern Natur wurden, in der das Reich zu einer unbehülflichen, unaufhörlich in ihrem Gange stockenden Maschine wurde, von der man nie mehr hoffen konnte, daß sie verbessert, sondern nur daß sie zerstört werde. So lange die Reichsstände in ihrer zufälligen Stellung gegen einander noch schwankten, so lange es noch möglich schien, daß diese enorme Masse von geistlichen und weltlichen, großen, kleinen und kleinsten Reichsgliedern noch so tüchtig konnte durcheinandergeschüttelt werden, um am Ende eine Masse zu bilden, oder sich wenigstens nach den ursprünglichen Stammunterschieden in wenigen geschlossenen Massen zu conföderiren, so lange war selbst die wildeste Fehdezeit noch nicht hoffnungslos; als aber die Reichsglieder in dieser bunten Unordnung, groß und klein durch einander, gleichsam versteinerten, da wurde aus einer acuten Krankheit des Reichs eine chronische, ein vorübergehendes Uebel wurde zu einem bleibenden, scheinbar natürlichen Zustande, und wie ein unheilbar Gelähmter den Tod, so hatte unser heiliges Reich nur noch seine Auflösung zu wünschen.

Capitel 312.

Bereitlung der Reformation. - Aeneas Sylvius.

Auf seinem ersten Reichstage zu Frankfurt am Main krönte der Kaiser Friedrich III den Aeneas Sylvius Piccolomini, einen geistreichen Mann aus Toscana, der sich durch Gedichte und als Geheimschreiber des Concils ausgezeichnet hatte, feierlich zum Dichter. Kaspar Schlik war sein Freund, und er beschrieb dessen Liebesabenteuer zu Siena in einem rührenden Roman: Curialus und Lucretia. Das Concil beauftragte ihn, mit Friedrich III zu unterhandeln. Er ging aber aus den Diensten des Concils in die des Kaisers über, wurde dessen Geheimschreiber, und beschrieb auch nachher sein Leben. Der Kaiser schickte ihn nach Rom, mit Eugen IV zu unterhandeln und ihn zu bewegen, sich dem Baseler Concil zu unterwerfen. aber hier ging er zum zweitenmale über, wurde des Papstes Geheimschreiber, trat zugleich in den geistlichen Stand, und verfocht seitdem mit großem Talent die Sache des Papstes sowohl gegen das Concil, als gegen den Kaiser, und suchte den letztern, der ohnehin sehr bigott war, für den Papst zu gewinnen. Caspar Schlik war mit im Plane, und so konnte es nicht fehlen, daß die Verbindung des Papstes und Kaisers das ohnehin müde, und immer nur lau für eine Reformation gestimmte Concil entwaffnete. Der sonst energische Cardinal Julian fiel ab, ihm folgten eine Menge andere. Nur die weltlichen deutschen Fürsten bestanden noch auf der Aufrechterhaltung der früheren Concilienbeschlüsse, die das Reich zu Mainz acceptirt hatte, und warnten vor der Gefahr, wenn alle alten Mißbräuche zurückkehrten, und die Völker aufs neue empört würden. Der wackere Georg von Heimburg wurde von den Kurfürsten nach Rom gesandt, sprach höchst kräftig, nannte den Papst sogar „die babylonische Hure," und bot alles auf, ihn dem Concil zu unterwerfen. Aber er wurde nur ausgelacht, denn während er in Rom polterte, schli-

chen die Agenten des Aeneas Sylvius in Deutschland umher, bestachen die Räthe der Fürsten mit vielem Gelde, und demoralisirten das Concil so, daß sein Widerstand bald völlig entkräftet war. Da unterwarfen sich die Fürsten in dem sogenannten Fürstenconcordate dem Papst Eugen, und erklärten, die Mainzer Acceptation zwar aufrecht erhalten zu wollen, aber den Papst dafür zu entschädigen. Eugen starb damals gerade, und sein Nachfolger Nicolaus V blieb bei diesen Vorgängen nicht stehen, sondern schloß im folgenden Jahre, 1448, noch ein besonderes, das sogenannte Wiener Concordat, mit dem Kaiser, dem die Fürsten nicht offen auf dem Reichstag, sondern erst nachher einzeln, wie sie gewonnen wurden, beistimmten, und worin ganz einfach alle Beschlüsse des Baseler Concils, die sich auf Einschränkung päpstlicher Mißbräuche bezogen, zurückgenommen wurden.

So wagte es eine gottlose Diplomatie, die Völker zu täuschen, und die Warnungen der Geschichte, die große Lehre, die in den Hussitenkriegen lag, zu verachten. Aber eben zu jener Zeit, da die Hoffnung der Völker auf eine Verbesserung von oben zerstört wurde, erstand eine neue Macht von unten aus dem Volke selbst. Johann Guttenberg erfand die Buchdruckerkunst.

Im Jahr 1452 zog der Kaiser nach Rom, um der Welt sein gutes Einverständniß mit dem Papste zu zeigen, und sich krönen zu lassen. Damals hatte ein kühner Soldat, Sforza, nach dem Aussterben der Visconti, Mailand gewonnen; Friedrich ließ es geschehen, belehnte ihn aber nicht. In Venedig wurde der Kaiser artig von den Bürgern empfangen, da sie ihm aber ein prächtiges Glasservice schenkten, ließ er es durch seinen Hofnarren umstoßen, daß es zerbrach, und äußerte ganz unbefangen: wenn es von Gold gewesen wäre, so wäre es nicht zerbrochen.

Capitel 313.

Die Züricher Fehde.

Wo eine frische Kraft war, mußte sie wohl in dieser trägen Zeit um sich greifen. So wuchs der Bund der Schweizer. Die Urner nahmen die Bauern des Livinerthals jenseits des Gotthards in ihre Botmäßigkeit, und behaupteten sie mit den Waffen gegen Mailand. Bei einem Kampf im Wallis, da die Bauern das Adelsgeschlecht von Raron aus dem Lande trieben, traten die Eidgenossen als Schiedsrichter auf, 1420.

Auch die Bauern der rhätischen Alpen machten sich frei. Sie standen unter dem Bischof von Chur, den Aebten von Pfäffers und Disentis und vielem mächtigen Adel. Nothwehr führte zum Siege wie am Vierwaldstättersee. Der Burgvogt von Gardovall verlangte von Adam, einem Landmann aus Camogask, dessen schöne Tochter. Adam führte sie ihm wie eine Braut geschmückt auf die Burg, stach ihn aber nieder, so wie er sie berührte. Ein anderer adeliger Tyrann, der Herr von Fardun, spie dem Landmann Chaldar, als er ihn beim Essen antraf, in die Speise. Da packte ihn dieser, und stieß ihm den Kopf in die Schüssel mit den Worten: „Da friß den Brei, den du gewürzt hast." Das Volk stand auf, mehrere Burgen loderten in Brand auf. Der fromme Bischof Hartmann von Chur, der den freien Sinn des Volkes kannte, führte in seinem Gebiet aus eignem Antrieb die Republik ein, und trat mit seinen Bauern in ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Uebermuth des Adels. Dem Bischof zu Ehren hieß die neue Vereinigung der Gotteshausbund, 1396. Darauf kamen auch die Bauern des Oberlandes heimlich zusammen, und stifteten einen zweiten Bund. Der Abt von Disentis

bewog den Adel, den ungleichen Kampf zu vermeiden, und den Bauern nachzugeben. Da schlossen sie zu Truns den obern Bund, den man auch den grauen nannte, weil die Bauern graue Kittel trugen. Davon bekam das ganze Land den Namen, 1424. Als aber 1436 der letzte Graf von Toggenburg starb, traten die Bauern, die ihm unterthan gewesen, so weit sie noch jetzt zu Graubündten gehören, in den dritten Bund der zehn Gerichte.

Auf die Herrschaft der übrigen Grafschaft Toggenburg machten Zürich und Schwyz, bei denen der letzte Graf Bürger gewesen, zugleich Anspruch; die Toggenburger selbst aber wollten als freie Männer in die Eidgenossenschaft aufgenommen seyn. Schwyz unterwarf sich dem Ausspruch der Eidgenossen, das stolze Zürich aber nahm ihn nicht an, und behauptete, die Toggenburger müßten in jedem Falle seine Unterthanen werden. Der kühne Bürgermeister der Stadt, Rudolf Stüßi, trotzte der ganzen Eidgenossenschaft und griff zum Schwerte. Da zogen die Schweizer gegen Zürich und siegten am Etzelberg, 1440. Zürich mußte Toggenburg entsagen. Stüßi aber ruhte nicht, sondern machte Bund mit Oesterreich, dem verhaßten Feinde der Schweizer, und erneuerte den Kampf. Da zogen die Eidgenossen noch einmal über Zürich, und schlugen vor den Thoren der Stadt eine harte Schlacht, darin der tapfre Stüßi sein Leben verlor; die Stadt selbst aber konnten sie nicht gewinnen, 1443. Der Kaiser wollte die Gelegenheit benutzen, den Schweizern die verlornen österreichischen Länder wieder zu entreißen, und bediente sich dazu einer List, die ihn als Kaiser schändete. Der Adel im Aargau ward gegen Bern gewonnen, und Thomas von Falkenstein überfiel die Bernische Stadt Brugg durch Verrath, und legte sie in Asche. Als aber die Wachsamkeit der Eidgenossen diesen Handstreich vereitelte, berief der Kaiser eine Schaar französischer Söldner, die man nach dem Namen ihres Anführers Armagnak nannte, um die Schweizer anzugreifen. Der Papst war mit im Spiele, denn er wollte durch die Armagnaken zugleich das Baseler Concil sprengen lassen. Statt 4000 kamen aber 30,000 Franzosen, ihren Dauphin Ludwig an der Spitze, denn sie wollten nicht den Deutschen helfen, sondern selbst erobern. Als die Schweizer im Lager vor Zürich die Ankunft der Franzosen erfuhren, spotteten sie über die „armen Gecken," und sandten nur 1500 Mann voraus gen Basel. Diese wurden unfern der Stadt am Spital zu St. Jacob von der ganzen Macht des Feindes überrascht, standen jedoch ohne Wank felsenfest, und stritten den ganzen Tag wie Löwen, bis sie alle Mann bei Mann erschlagen wurden. Ihr Heldentod war der glänzendste Sieg, denn der Verlust und Schrecken der Feinde war so groß, daß sie das Hauptheer der Schweizer nicht abwarteten, sondern eilfertig Frieden schlossen und davon zogen. Zehn Eidgenossen, die dem Blutbade von St. Jacob durch die Flucht entronnen waren, wurden von ihren Landsleuten mit Schande gebrandmarkt und ausgestoßen, 1444. Noch einmal wagten die Oesterreicher, Zürich beizustehn, wurden aber bei Ragaz geschlagen, 1446. Da schloß Zürich Frieden und entsagte dem Bunde mit dem Kaiser. Die Eidgenossenschaft genoß wohlverdienten Ruhm, Kaiser und Reich aber trugen wenig Ehre davon. Toggenburg kam durch Erbrecht an die Familie Raron, die es 1469 an St. Gallen verkaufte.

Die Eidgenossen zerstörten hierauf viele Burgen des österreichischen Adels, vorzüglich Falkenstein, und machten sich allen Nachbarn furchtbar. Sie halfen Straßburg gegen den Raubgrafen von Thengen, dessen Schlösser sie brachen. Zur Siegesfeier fuhren die Züricher mit einem Hirsbrei von der Limmat in den Rhein, und brachten ihn noch an demselben Tage warm nach Straßburg, 1457. Die Stadt Mühlhausen im Elsaß wurde von den Schweizern gegen den Adel vertheidigt. Der österreichische Thurgau trat in die Eidgenossenschaft, ohne daß der Kaiser es zu hin-

hindern vermochte, 1460. Unabhängig von der Eidgenossenschaft wird aber auch Graubündten mächtig. Dort traten die Ritter, die der Bauern Herrschaft nicht verschmerzen konnten, in einen schwarzen Bund zusammen, 1450, wurden aber überwunden, und die drei ältern Bünde der Bauern traten in einen großen Bund von Graubündten, 1571.

Die schwäbischen Städte hatten bei diesen Schweizerkriegen eine zweideutige Neutralität behauptet, weil sie sich ebenso vor den Schweizer Bauern wie vor den Fürsten scheuten und keinem beistanden. Dieß machte ihnen beide zu Feinden. In dem sogenannten Plapperkriege mußte es Constanz schwer büßen, daß es die Schweizermünze Kuhplappert geheißen hatte. Auf der andern Seite plagte Ulrich von Würtemberg die Stadt Eßlingen, und Nürnberg hatte eine schwere Fehde zu bestehen wider den Markgrafen Albrecht von Bayreuth, den jüngern Sohn des 1437 verstorbenen Brandenburger Friedrich. Der Bund der Städte löste sich immer mehr auf; da war keine Energie mehr, keine Einheit. In kleinlichem Egoismus befangen, zankten die Städte um die Kosten ihrer gemeinschaftlichen Unternehmungen, die nicht zu Stande kamen.

Capitel 314.

Die Türken in Deutschland.

In demselben Jahre, in welchem die Schweizer so ruhmvoll bei St Jacob stritten, 1444, erlag der polnische und ungarische König Wladislaw der ungeheuren Uebermacht der Türken bei Varna, und fand den Tod. Bald darauf wälzten sich die türkischen Schaaren bis nach Oesterreich, unternahmen jedoch nur Raubzüge, und kehrten mit Beute und Sklaven wieder zurück, hinter sich rauchende Trümmer und Leichen. Friedrich III rührte sich nicht, sie abzuwehren. Ruhig beschäftigte er sich in seinem Garten, während 1446 die Türken ihm schon ganz nahe waren, und es fiel ihm nicht ein, dem Johann Hunyadi beizustehen, der an der Spitze der Ungarn allein mit unsterblichem Ruhme wider die Türken focht.

Er konnte sich daher auch im alten Erbe der Luxemburger nicht beliebt machen. Weder die Ungarn noch Böhmen wollten etwas von ihm wissen, selbst die Oesterreicher wurden ihm böse. Zwischen Böhmen und Ungarn bildete sich eine Zeit lang ein kühner Häuptling, Giskra, ein kleines unabhängiges Reich. In Böhmen riß Girschik von Podiebrad nach Ptaczeks Tode die Gewalt an sich, überfiel Prag, setzte den Herrn von Neuhaus gefangen, und machte sich zum alleinigen Statthalter im Namen des jungen Ladislaw. Auch die Ungarn erkannten Ladislaw als ihren Herrn, und die Oesterreicher säumten länger nicht, denselben jungen Prinzen auch zum ihrigen zu machen. Eytzinger an der Spitze der österreichischen Stände überfiel 1452 den Kaiser in Neustadt, und zwang ihn, den jungen Ladislaw, den er bisher unter seiner Aufsicht gehalten, herauszugeben.

Im Jahre 1453 eroberte der Türkensultan Muhamed II die große Stadt Constantinopel, und machte dem griechischen Kaiserthum ein Ende. Da erschrack die ganze Christenheit. Papst Nicolaus V predigte das Kreuz, Aeneas Sylvius hielt feurige Reden, und gab sich die äußerste Mühe, die Völker gegen die Türken zu begeistern, um durch neue Kreuzzüge dem päpstlichen Stuhle neue Vortheile, eine neue Allgewalt über die Gemüther zu verschaffen. Aber die Zeit der wahren Begeisterung war vorüber. Die Völker wollten schon nicht mehr für einen Glauben streiten, der durch die Kirche selbst so oft entheiligt worden war. Die Fürsten wollten noch weniger ein Opfer bringen. Friedrich III hielt einige

Reichstage. Man bewilligte Anfangs mit Widerstreben 20,000 Mann, dann schränkte man diese Zahl auf 10,000 ein, und endlich stellte man auch nicht Einen. Man begnügte sich, zu beten, und die sogenannte Türkenglocke zu läuten.

Der schwere Kampf blieb den Ungarn allein überlassen. Johann Hunyadi that Wunder der Tapferkeit, und der Mönch Johann Capistranus feuerte sein Heer durch begeisternde Predigten an. Nachdem er Belgrad erobert, und die Türken über die Donau zurückgeschlagen, starb der alte Held Johann, 1456. Einer seiner Söhne Ladislaw ermordete am Hofe des jungen Königs Ladislaw den Grafen Cilly, der die Hunyaden verderben wollte, und den König überhaupt mißleitete. Der Mörder wurde hingerichtet. Sein Bruder Matthias Corvinus aber erneuerte den Glanz seines Hauses, denn als König Ladislaw 1457 ebenfalls starb, wurde er selbst von den Ungarn zum König gewählt, weil man den trägen Friedrich III um keinen Preis mochte.

Die Böhmen verschmähten den Kaiser ebenfalls, und wählten ihren Girschik zum König, dessen schöne Tochter Matthias heirathete. Friedrich III machte keinen Lärm im Reich, denn die Ungarn zahlten ihm 60,000 Ducaten. Dieß und die Selbstzufriedenheit, mit der er allen seinen männlichen Verwandten und Nachkommen den Titel Erzherzog beilegte, genügte ihm. Der Papst aber war mit diesen Ereignissen keineswegs zufrieden. Aeneas Sylvius erreichte endlich das Ziel seines Ehrgeizes und bestieg als Pius II den römischen Stuhl, 1458. Nachdem er durch das Wiener Concordat jede Reform in Deutschland hintertrieben hatte, war es ihm höchst ärgerlich, daß ein Utraquist in Böhmen König seyn solle, er intriguirte daher mit aller ihm eignen Arglist gegen Girschik. Anfangs wurde die Eifersucht der Schlesier gegen ihn benutzt, und die Stadt Breslau leistete ihm einen unbesiegbaren Widerstand.

Capitel 315.

Der böse Fritz.

Der sächsisch-wendische Norden und der fränkisch-schwäbisch-bayerische Süden traten während des faulen Reichsregiments in einen merkwürdigen Gegensatz. Im Norden ließ sich alles zur Ruhe, zur Befestigung der Landeshoheit an, denn dort unter die germanisirten Staaten waren nur wenige Elemente der deutschen Freiheit gekommen; im Süden dagegen hatte das Volk, in eine Menge kleine Fürsten, Adelsgesellschaften und Städte zersplittert, seinen alten deutschen Stolz und Freiheitstrotz bewahrt, und hier herrschten immer neue Fehden.

Da die Reichsstädte sich in der letzten Zeit nicht sehr kräftig benommen hatten, gingen die Fürsten in ihren Anmaßungen etwas weiter, und 1458 gab Ludwig von Bayern das erste Beispiel, eine Reichsstadt (Donauwerth) zu erobern, und in eine Landstadt unter seiner Hoheit umzuwandeln. Der Kaiser erklärte sogleich den Reichskrieg gegen ihn, um sich die Städte wieder zu befreunden, aber Pius II war viel zu klug, um nicht einzusehn, daß sich die Bayern mit den Böhmen verbinden würden, wenn man zu hart mit ihnen umginge, er vermittelte also, und Donauwerth wurde wieder frei.

Allein der Papst hatte sich doch verrechnet. Ludwigs Verwandter, der rheinische Pfalzgraf Friedrich, von seinen Feinden der böse Fritz genannt, war ein wilder durchgreifender Charakter, und theilte den Haß der Ober-Deutschen gegen den Markgraf Albrecht von Bayreuth, der sich immer an die Spitze der Reichsarmee drängte, und es stets mit Papst und Kaiser hielt. Gegen diesen erhob er Fehde.

Zugleich aber trat der Mainzer Erzbischof, Dietrich von Isenburg, kräftig gegen den Papst auf, und eröffnete einer Versammlung zu Mainz, der Papst habe ihm das Doppelte der bisherigen Annaten abgefordert, und die Unverschämtheit des päpstlichen Stuhls gegen die Deutschen sey nicht länger zu dulden. Der Pfälzer Fritz trat ihm bei, ebenso Ludwig. Der alte Georg von Heimburg war sehr thätig, eine Verbindung gegen den Papst zu Stande zu bringen, da er aber von dem Kaiser, den er „den trägen Sardanapal" nannte, nichs hoffte, so dachte er an Girschik. Man kam zu Eger zusammen, und es war sogar davon die Rede, den edlen Girschik zum Kaiser zu wählen, doch unterblieb dieß, weil die Deutschen zu eifersüchtig waren.

Eine heftige Fehde entbrannte nun, der sogenannte Pfälzerkrieg. Der böse Fritz baute zu Heidelberg einen Thurm, den er den Trutz-Kaiser nannte. Der Papst aber schickte den Bann und einen neuen Erzbischof nach Mainz, Adolf von Nassau, der Kaiser schickte die Reichsacht und ein Heer unter Albrecht von Bayreuth, zu dem sich auch Baden, Würtemberg und alle Nachbarn von Mainz und der Pfalz gesellten, um die Beute zu theilen. Diether unterlag, Adolf nahm Mainz durch Verrath ein, und ließ die Stadt plündern. Dagegen erfocht der böse Fritz einen glänzenden Sieg bei Seckenheim, und nahm den Markgrafen Karl von Baden, den Grafen Ulrich von Würtemberg und den Bischof von Metz gefangen, und ebenso glücklich war Ludwig von Bayern bei Giengen, wo er den Albrecht aufs Haupt schlug, und sogar das Reichsbanner eroberte, 1462. Die Verwirrung wurde noch ärger, als des Kaisers Bruder Albrecht, der bei der Theilung der habsburgischen Länder zu kurz gekommen, sich ebenfalls empörte, und von dem übermüthigen österreichischen Adel unterstützt wurde. Endlich empörte sich auch die Stadt Wien gegen Friedrich, als dessen Söldner umherstreiften und plünderten. Ein gemeiner Mann, Holzer, machte sich zum Herrn von Wien, und belagerte den Kaiser in seiner Burg. Friedrich III gerieth so in Zorn, daß er zum ersten Mal Eifer und Tapferkeit zeigte. Endlich befreite ihn König Girschik, damals noch in der Hoffnung, ihn von seinem Bündniß mit dem Papst abzubringen, 1463. Alle Parteien söhnten sich aus, aber nur der Papst erreichte seinen Zweck, nicht die Verbündeten.

Man weiß nicht, aus welchen Ursachen der Pfälzer Fritz und der oberländische Fürstenbund die Böhmen im Stich ließ, vielleicht gerade, weil sich Girschik dem Kaiser geneigt zeigte, oder wegen der alten Eifersucht zwischen Böhmen und Deutschen. Aber auch Dietrich von Mainz und Georg von Heimburg wurden aufgeopfert. Der böse Fritz scheint den letztern nie begriffen, die Wichtigkeit einer Opposition gegen den Papst nie eingesehen zu haben. Diether verlor Mainz an Adolf, und Heimburg, der im Bann blieb, fand für sein greises Haupt keinen Schutz, außer bei König Girschik.

Gegen diesen brach nun der ganze Zorn des Papstes los, dem der undankbare Kaiser beipflichtete. Paul II that ihn in den Bann, und ließ das Kreuz gegen Böhmen predigen. Vergeblich erbot sich der edle König Girschik, gegen die Türken zu streiten, vergeblich stellte er dem Papst und Kaiser vor, daß man ihn durch so thörichte Angriffe auf sein Land nur abhalte, den gemeinsamen Feind der Christenheit im Osten zu bekämpfen, daß man es durch solche Zerwürfniß dem Sultan nur leicht mache, immer weiter vorzudringen. Man hörte ihn nicht, der Haß gegen die Hussiten und die Hoffnung, jetzt, nachdem der Fanatismus in Böhmen erloschen sey, die neue Secte ganz austilgen zu können, überwog jedes vernünftige Bedenken. Girschik aber hielt sich tapfer, und schlug die Papisten bei Tauß, 1466. Nun hetzte ihm der wüthende Papst den König Matthias von Ungarn auf den Hals. Matthias ließ sich berücken, um Böhmen zu erobern, aber Girschik

jagte den undankbaren Eidam wieder über die Gränze. Die Türken kamen 1469 bis nach Krain, ohne daß man ihnen Widerstand leistete. Der Kaiser blieb wieder ganz ruhig sitzen, Girschik war im Bann, und hatte sich des Matthias zu erwehren. Erst zwei Jahre nachher hielt der Kaiser einen Reichstag in Regensburg, um wegen der Türkengefahr zu berathen, schlief aber schon bei der ersten Sitzung ein, und brachte nichts zu Stande.

Der böse Fritz machte sich nur noch dadurch bemerklich, daß er den Geburtsvorurtheilen zum Trotz die wunderschöne Clara Dettin, ein bürgerliches Mädchen von Augsburg, die zugleich eine berühmte Sängerin war, zur Ehe nahm. Ihre Kinder mußten zwar die Rheinpfalz an Bayern verlieren, wurden aber Grafen von Löwenstein, von denen die heutigen Fürsten dieses Namens stammen. Schauderhaft ist dagegen die Art, wie Ernst von Bayern die Mißheirath seines Sohnes Albrecht strafte. Dieser hatte die schöne Agnes Bernauerin, eines Baders Tochter von Biberach, heimlich geheirathet, Ernst aber ließ sie, als er es erfuhr, aufgreifen, und bei Straubing in der Donau ertränken, 1435.

Capitel 316.

Befestigung der Fürstengewalt im sächsisch-slavischen Norden.

Aus den alten Marken Nord- und Ostsachsen, den ersten den Slaven entrissenen Eroberungen, hatten sich unter den Häusern Wettin und Hohenzollern zwei ansehnliche kurfürstliche Territorien, Meißen und Brandenburg, gebildet, die sich dadurch auszeichneten, daß ihre Verfassung ursprünglich nicht auf Freiheit, sondern auf Sklaverei gegründet war. Die unterworfenen Slaven waren eben Sklaven, und nur in geringem Maaße war durch deutsche Colonisten in die verhältnißmäßig kleinen Landstädte deutscher Bürgersinn gedrungen. Die Fürsten hatten es also hier nur mit dem Adel zu thun, den sie demüthigten oder auf ihre Seite brachten. Das monarchische Element erhielt hier vom Anfang an ein starkes Uebergewicht über das aristokratische.

In Meißen wurden 1428 die noch nicht sehr bedeutenden Städte zu den Landständen gezogen, um dem Adel ein Gegengewicht zu geben. Friedrich der Sanfte, des Streitbaren Sohn, heilte die Wunden des Hussitenkriegs und ordnete sein Land wohl, erregte aber eben deßhalb den Haß des Adels. Ein von ihm beleidigter Ritter, Kunz von Kaufungen, der die Nürnberger gegen Albrecht von Bayreuth angeführt hatte, und ein Fürstenfeind überhaupt war, verband sich mit mehreren andern, stieg in der Nacht auf das hohe Schloß von Altenburg, das der Kurfürst nach dem großen Brande in der Hussitenzeit gebaut hatte, und raubte die beiden Prinzen Ernst und Albrecht von der Seite der Mutter. Mit Ernst ließ er seine Gefährten auf einem andern Wege flüchten, er aber jagte allein mit dem jungen Albrecht Böhmen zu. Im Wald aber, da den Knaben dürstete, stieg Kunz ab, und wollte ihm Beeren pflücken. Da kam ein Köhler, dem Albrecht sogleich zurief: ich bin der Prinz von Sachsen, rette mich! Kunz wollte zufahren, verwickelte sich aber mit den Sporen im Gesträuch, und der Köhler schlug ihn mit seinem Stock nieder, nahm ihn gefangen, und führte ihn mit dem Prinzen unter großem Jubel zu seinen Eltern. Ernst wurde von Kunzens Gefährten freiwillig ausgeliefert, Kunz aber enthauptet, 1445. Der sanfte Friedrich starb 1464, sein Bruder Wilhelm regierte in Thüringen bis 1482, berüchtigt durch seine Hartherzigkeit gegen seine Gemahlin Anna, die Tochter Kaisers Albrecht II. Verachtet wegen seiner Buhlerin „der schönen Käthe," träumte sie einst, ihr Gatte wende sich ihr freundlich wieder zu, und dem Traume glaubend, reis'te sie zu ihm, wurde aber

von ihm mit einem Holzschuh so derb ins Gesicht geschlagen, daß sie bald darauf starb. Da er keine Kinder bekam, so behielten die beiden Söhne des sanften Friedrich alle wettinischen Länder, und nahmen damit 1485 die Leipziger Theilung vor. Ernst behielt Meißen mit der Kur (Kursachsen), Albrecht behielt Thüringen. Diese Linien blieben bis auf den heutigen Tag getrennt. In Meißen kamen damals die Bergwerke sehr in Flor.

In Brandenburg folgte dem ersten Friedrich aus dem Hause Hohenzollern sein Sohn Friedrich der Eiserne (seit 1437). In Brandenburg überwog das monarchische Princip noch mehr wie in Sachsen. Besonders wurde es Regel, keine städtische Freiheit zu dulden. Der Kurfürst dämpfte 1442 einen Aufruhr der Berliner Bürger mit Gewalt, und baute sich ein festes Schloß mitten in der Stadt. Durch diese Ungnade gegen die Bürger gewann er den Adel, den er überhaupt auf jede Weise mit dem Hofe zu verschmelzen suchte. Zu diesem Zwecke stiftete er schon im nächsten Jahr 1443 den Schwanenorden, nicht nur für Ritter, sondern auch für Damen, und verlieh denselben allen Adeligen, die sich ihrer ländlichen Wildheit entschlugen, und zu zahmen Sitten, besonders aber zur Unterthänigkeit bei Hofe bequemten. Künste und Wissenschaften mußten damals schon in Berlin (wie erst viel später in Paris unter Ludwig XIV) dem Hofe ihren Tribut zollen, und eine Art feiner Bildung, von den Universitäten entlehnt, aber zu den Zwecken des Hofes benutzt, kam zuerst hier auf. Als der Kurfürst 1471 kinderlos starb, folgte ihm sein Neffe Albrecht Achilles, der unterdeß Anspach und Bayreuth verwaltet hatte. Dieser war mehr Krieger, als feiner Kopf, er hatte sich mit den Nürnbergern in neun Schlachten herumgeschlagen, und war einer der berühmtesten Turnierhelden seiner Zeit, aber die feinen Berliner gaben ihm den classischen Namen Achilles, und diese Berliner Schule blieb so in Thätigkeit, daß des Achilles Sohn und Nachfolger (seit 1486) Kurfürst Johann, wegen seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit den Namen Cicero erhielt. Dieser fuhr im System seines Großoheims fort, saugte die Städte aus, besiegte eine deßhalb ausgebrochene blutige Empörung der Altmärker Städte, und verband sich den Adel aufs neue, indem er ihn, so wie den geistlichen Stand für steuernfrei erklärte, alle Last nur den Bürgern aufwälzend. Seine Brüder theilten Anspach und Bayreuth. Sein Sohn und Nachfolger (seit 1499) Joachim, Nestor zubenannt, war eben so gelehrt, beschämte selbst die Geistlichen durch sein gründliches Latein, und trieb besonders geheime Wissenschaften.

So bereiteten sich die Häuser Wettin und Hohenzollern eine fast souveraine Gewalt im Innern wie nach außen, und waren in dieser Beziehung weit glücklicher, als die übrigen deutschen Fürsten, die viel mehr mit der Aristokratie der Ritter und Städte zu kämpfen hatten, und von den Landständen sich viel mehr gefallen lassen mußten.

Auch auf Preußen legte um diese Zeit das Haus Brandenburg seine Hand. Der unglückliche deutsche Orden hatte sich seit der Schlacht bei Tannenberg nicht mehr erholt. Gegen den edlen Reuß von Plauen, den Retter des Ordens, hatte der verrätherische Kuchenmeister von Sternberg rebellirt und ihn im Kerker umkommen lassen, 1414. Bald darauf erhoben sich die Städte und das Land gegen die drückende Tyrannei des Ordens, 1415, kämpften gegen den Hochmeister von Ellrichshausen und riefen die Polen zu Hülfe. Noch einmal bewährte der Orden den Ruhm seiner alten Tapferkeit, erlag aber endlich der Uebermacht, und mußte im Frieden zu Thorn 1466 Polens Vasall werden. Seitdem bot sich Brandenburg dem hartbedrängten Preußen als Stütze an, schickte seine jüngern Söhne in den Orden, und machte sie bald daselbst herrschend.

Capitel. 317.

Karl der Kühne.

Ein Zweig der französischen Königsfamilie von Valois hatte durch Heirath im 14ten Jahrhundert die Grafschaft Burgund gewonnen, und durch Glück und Talent sich rasch zu einer schwindelnden Höhe gehoben. Dazu wirkte hauptsächlich der englisch-französische Krieg auf der einen, der hussitische auf der andern Seite, die es hier Frankreich, dort Deutschland unmöglich machten, sich viel um die Umgriffe des in der Mitte liegenden Burgunds zu kümmern, oder ihnen zu wehren. Ferner kam dazu, daß damals eine Menge Familien ausstarben, die Burgund beerbte. Herzog Philipp der Gute, der erst für England gegen Frankreich, dann für dieses gegen jenes stritt, gewann durch beide, und wurde durch Anmaßung der alten luxemburgisch-holländischen Erbschaft, die ihm die unglückliche Jacobea abtreten mußte, so übermüthig, daß er sich nicht einmal mehr vom Reich belehnen lassen wollte, sondern sich als selbstständiger Herrscher betrachtete. Sein Sohn Karl der Kühne erwarb noch Geldern und Zütphen durch Erbschaft, so daß Burgund von Holland herauf bis in die Alpen die ganze Mitte zwischen dem französischen und deutschen Reich beherrschte. Da erhielt es endlich auch noch von Oesterreich die Reichsvogtei im Elsaß, 1468, als eine Lockung, mit den Schweizern Händel anzufangen, an denen Habsburg sich gern durch einen Andern rächen wollte, da es sich selbst zu schwach fühlte. Auch hatte Friedrich III dabei die Absicht, Karls einzige Tochter Maria mit seinem Sohne Maximilian zu vermählen, und dadurch das reiche burgundische Erbe zu gewinnen.

Karl der Kühne nahm alles, was sich ihm bot, und wollte nur immer noch mehr. Auch eine Königskrone verlangte er vom Kaiser, seltsam genug, da er sich sie selbst, wie einst Boso, hätte aufsetzen können. Der Kaiser kam zu ihm nach Trier, ihm die Krone zu geben, und dafür die junge Marie zu empfangen. Aber Karl hielt ihn nur hin, da er auch den König Ludwig XI von Frankreich mit derselben Lockspeise zu fangen gedachte, und doch keineswegs im Sinne hatte, seine Tochter dem einen oder andern zu geben. Als der Kaiser dieß merkte, verließ er ihn plötzlich, und die Krönung unterblieb wie die Hochzeit, 1473. Aber bei diesem Anlaß hatte die schöne Marie von Burgund den jungen Max gesehen, und sich von Herzen in ihn verliebt, denn es war der schönste Jüngling und stärkste Ritter seiner Zeit.

Aus Aerger über des Kaisers raschen Aufbruch, und aus Lust am Kriege, mischte sich Karl bald darauf in einen Streit des Kölner Domcapitels gegen den Kurfürst-Erzbischof Ruprecht, half dem letztern, wurde aber von den tapfern Bürgern der Stadt Neuß in 26 Stürmen zurückgeschlagen.

Von da zog Karl der Kühne nach Hochburgund, um größere Dinge zu thun. Seinen Hochmuth konnten die Bauern nicht vertragen. Er sprach verächtlich von den Schweizern, und sie vergalten es ihm mit Spott. Ludwig XI von Frankreich und Kaiser Friedrich III schürten das Feuer. Jener hätte gern das mächtige Burgund, das er selbst anzugreifen sich scheute, vernichtet gesehn; dieser hoffte umgekehrt, Burgund werde die wehrhaften Schweizer unterjochen. Eine sogenannte ewige Richtung, ein Friedensvertrag, den der Kaiser 1475 mit der Schweiz abschloß, deckte nur die geheimen Wünsche zu, und sicherte Habsburg vor Rache, wenn ja in diesem Kriege die Schweizer wieder siegen sollten.

Schon seit einiger Zeit waren beide Theile gegen einander erbittert, und die kampflustigen Schweizer zauderten nicht, den ersten Schlag zu thun, und den Eigenmächtigkeiten des Herzogs in ihrer Nachbarschaft zu steuern. Karl vertrieb den

jungen René, Herzog von Lothringen, und ließ seinen Vogt, Peter Hagenbach, im Elsaß so grausam walten, wie einst Geßler. Da empörten sich die Elsässer, die Schweizer halfen, und zu Basel wurde Hagenbach hingerichtet. Auch zur lothringischen Hülfe rüsteten die Schweizer. Karl brach zornig mit einem großen Heere auf, zog über den Jura, und ließ die ersten Schweizer, die er im Schlosse Granson fing, reihenweise aufhängen, 1476. Da zogen die Fahnen der Eidgenossen unter Hans von Hallwyl zur Rache heran, und schlugen bei Granson den Herzog in blutiger Schlacht aus dem Felde. Obgleich sein ganzes Lager erbeutet worden, und die Niederlage vollständig war, zog der kühne Herzog doch noch in demselben Jahre mit einem neuen mächtigen Heer über die Schweiz. Bei Murten trafen sich die erbitterten Gegner. Die Eidgenossen beteten knieend vor der Schlacht um Sieg, denn überwunden wären sie und ihre Freiheit der grausamsten Fürstenrache heimgefallen. Und sie siegten in der alten Kraft, und der größte Theil der Burgunder blieb auf der Wahlstatt. Ihre Gebeine wurden gesammelt, und das Beinhaus von Murten blieb geraume Zeit ein heiliges Ehrendenkmal. Da der Herzog aber noch nicht ruhte und Lothringen hart bedrängte, zogen die Schweizer noch im Winter dem armen René zu Hülfe. Bei Nancy geschah der letzte blutige Kampf. Die Burgunder wurden völlig geschlagen, und der Herzog verlor in einem Sumpf sein wildes Leben. Die Schweizer nahmen ein großes Lösegeld und zogen mit unermeßlicher Beute davon. Das Land aber überließen sie den Franzosen und dem Kaiser, die sich darum zanken mochten, 1477.

Schon im nächsten Jahre bestanden die Eidgenossen eine neue Fehde mit Mailand wegen Gränzverletzung. Als aber bei Giornico 600 Schweizer unter Frischhans Theiling von Luzern 10,000 Mailänder siegreich aus dem Felde schlugen, erkaufte der mailändische Herzog den Frieden. Durch diese Thaten erwarben die Schweizer den höchsten Ruhm der Tapferkeit, aber mit dem Glück schlich auch das Verderben bei ihnen ein. Schon über die Theilung der burgundischen Beute geriethen sie in heftigen Streit, und als Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen seyn wollten, fürchteten die Hirten nicht ohne Grund ein Uebergewicht der Städte, und setzten sich trotzig dagegen. Auf der Tagsatzung zu Stanz war man schon im Begriff zum Schwert zu greifen, als der fromme Einsiedler Niclaus von der Flue die Erbitterten zur Einigkeit und Liebe der gemeinsamen Freiheit ermahnte, und bald durch seiner Rede Kraft und Milde alle Herzen versöhnte, auch den beiden neuen Städten den Zutritt verschaffte, 1481. Die bösen Folgen des raschen Glückes, Uebermuth und Geiz, blieben jedoch nicht aus. An die Ehre des Kriegs gewöhnt, scheute das junge Volk die Arbeit. Man zählte in einem Jahre 1500 Räuber und Mörder, die in der Eidgenossenschaft hingerichtet wurden. Das größte Verderben aber brachte das sogenannte Reislaufen, der fremde Dienst, zu dem die jungen Bursche durch glänzende Belohnungen vorzüglich nach Frankreich gelockt wurden, denn sie brachten nur Faulheit und Sittenlosigkeit zurück. Auch im Inneren wurde die Freiheit durch Stolz und Ueppigkeit gefährdet. Der Unterschied zwischen den Reichen und Armen, den herrschenden Geschlechtern in den Städten und den Unterthanen auf dem Lande, den alten freien Bauern und den neuen, in ihren bürgerlichen Rechten sehr eingeschränkten Hintersassen wurde immer greller. In Zürich sah man sogar den Versuch zu einer Dictatur. Der Bürgermeister Waldmann begann mit eiserner Strenge zu herrschen, das Volk zu drücken. Doch erst als er den edlen Frischhans Theiling von Luzern, der ihn wegen seiner Anhänglichkeit an Mailand haßte, hinterlistig gefangen nehmen und hinrichten ließ, erhob sich das Volk in Masse wider ihn, und ließ ihm gleiches Schicksal widerfahren, 1489.

Capitel 318.

Das burgundische Erbe.

Die burgundischen Stände kamen zwischen Frankreich und Oesterreich ins Gedränge. König Ludwig wollte seinen Sohn, der Kaiser seinen Mar mit der Erbin Maria vermählen. Die Stände wurden durch Ludwig bestochen, aber durch dessen Stolz beleidigt, und da Maria freimüthig erklärte, sie liebe den jungen Mar, so entschieden sie sich für Oesterreich. Mar eilte sogleich nach den Niederlanden, und wurde mit der reizenden Braut vermählt, 1477. Die Franzosen griffen zu den Waffen, Mar besiegte sie bald bei Teroanne und bei Guinegast. Die schöne Maria starb aber, nachdem sie Mar zwei Kinder geboren, Margaretha und Philipp. Seitdem sahen die stolzen Niederländer den Oesterreicher ungern unter sich. König Ludwig gewann wieder Einfluß, und erhielt den vortheilhaften Frieden von Arras, worin beschlossen wurde, daß der Dauphin von Frankreich die junge Margaretha dereinst heirathen, und zur Mitgift die Grafschaften Burgund und Artois erhalten solle, 1482. Die Niederländer waren aber immer noch mit der österreichischen Herrschaft unzufrieden, und Mar konnte sich trotz seiner Tapferkeit und Liebenswürdigkeit nicht gleich heimisch machen. Das Volk erregte sogar einen Auflauf, und nahm den Prinzen eine kurze Zeit in Brügge gefangen. Dieser Trotz aber sicherte den Niederländern ihre großen Freiheiten.

Unterdeß haus'te König Matthias mit seinem grausamen Heere, das er die schwarze Legion nannte, in Schlesien und Mähren, konnte jedoch die starken Böhmen nicht bezwingen. Da Girschik starb, wählten die Böhmen den polnischen König Wladislaw zu ihrem Herrn. Dieß erbitterte den stolzen Matthias noch mehr. Während er aber mit Böhmen sich beschäftigte, bekamen die Türken freie Hand. Sie fielen daher in kühnen Streifzügen mehrere Jahre hintereinander in Dalmatien, Kärnthen und Krain ein, und drangen sogar bis ins Salzburgische. Die Deutschen hielten zwar wieder Reichstage, aber auch diese dringende Gefahr förderte die Reichshülfe nicht. Man ließ die Türken gehen und kommen. Der Kaiser dagegen, dessen österreichische Staaten am meisten gefährdet waren, brach mit dem lässigen Matthias und bestätigte seinen Gegner Wladislaw in Böhmen. Dieser fiel ihm sogleich ins Land, eroberte Wien 1485 und jagte ihn aus seiner Ruhe. Friedrich III konnte keine Reichshülfe zusammenbringen, benutzte jedoch die Gelegenheit, seinen Sohn Mar in Aachen zum Nachfolger im Reiche krönen zu lassen. Da endlich Herzog Albrecht von Meißen dem Kaiser zu Hülfe kam, trat Matthias Oesterreich wieder ab, bis auf einen Theil, das er zu Pfand behielt. Als indeß Matthias 1490 starb, so trieb Mar, der aus den Niederlanden heimkehrte, die Ungarn vollends aus dem Lande, mit Hülfe schwäbischer Söldner unter dem langen Conrad, der so grausam wüthen ließ, daß einer seiner Schwaben sich rühmte, bei der Eroberung von Stuhl-Weissenburg allein 300 Menschen ermordet zu haben. Man vertrug sich endlich dahin, daß der polnisch-böhmische Wladislaw Ungarn behielt.

Man hatte sich auf verschiedenen Reichstagen bemüht, den Landfrieden herzustellen, und eine bessere Reichsordnung einzuführen, indeß kam man damit noch lange nicht vollkommen zu Stande. In Schwaben aber, wo bei zahllosen Herrschaften kleiner Fürsten, Herren, Bischöfe, Aebte und Städte das Bedürfniß einer Einigung am lebhaftesten gefühlt wurde, und wo man besonders ein Interesse hatte, die Uebermacht der Schweizer und des Hauses Wittelsbach zu verhüten, wurde 1488 eine große Einigung, der schwäbische Bund, geschlossen, der nach außen und im Innern den Landfrieden beschirmen sollte.

Der Dauphin, dem einst Mar die burgundische Braut entrissen, war als

Karl

Karl VIII König von Frankreich geworden, und spielte nun das Widerspiel; denn als Max zum zweitenmal Anna, die Erbin von Bretagne, heirathen wollte, entriß ihm Karl die Braut mit Gewalt und vermählte sich selbst mit ihr. Max erhielt von den Deutschen keine Hülfe, mußte daher im Frieden von Senlis 1492 der Bretagne entsagen, wogegen Burgund und Artois, die früher zur Mitgift der jungen Margaretha bestimmt gewesen, bei Oesterreich blieben. In dem Augenblick, da das Reich ein wenig in Ruhe kam, starb der alte Friedrich 1493. Kein Kaiser hat so lange regiert und doch so viel versäumt. Von einer Reform der Kirche, die in seiner Hand lag, als er die Regierung antrat, war jetzt keine Rede mehr. Doch unter der Asche glimmte das Feuer fort. So sehr auch die Geister an Gehorsam gewöhnt waren, und so streng auch die Pfaffen wachten, standen doch immer wieder einzelne Bekenner der Wahrheit auf, um als Märtyrer zu sterben. Selbst bei den freien Dithmarsen wurde ein Prediger, der sich zu Hussens Lehre bekannte, erschlagen. Diese einzelnen Stimmen erstickten, aber die Buchdruckerkunst und der indirecte Angriff, den die sogenannten Humanisten oder Freunde der weltlichen Bildung und Wiedererwecker der alten griechischen und römischen Literatur auf die finstern Scholastiker und Papisten machten, bereiteten unaufhaltsam eine neue Entwicklung der Dinge vor.

Capitel 319.

Maximilian I.

Der junge Max war persönlich ein Held, dazu ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig, gut unterrichtet und voll Geist und Witz, an Lebhaftigkeit durchaus das Gegentheil seines pedantischen Vaters. Aber er hatte dessen Kleinigkeitskrämerei geerbt, seinen Gedanken wie seinen Thaten fehlte die Größe, nicht selten die Würde. Immer beschäftigt, brachte er doch nie etwas Tüchtiges zu Stande. Immer die Miene des genialen Selbstherrschers behauptend, ließ er sich doch von jedermann herumholen. Schon Macchiavelli, der größte politische Kopf jener Zeit, sagt von ihm, er glaube alles selbst zu thun, und lasse sich doch immer vom ersten besten Eindruck verleiten, er hege allerlei Plane, aber wenn sie zu Tage kommen, gerathe ihm doch alles anders, als er gewollt habe. Eigentlich war er im Reichsrath und im Felde nie auf seinem Platze, taugte nie für große Geschäfte. Nur da gefiel er sich und zeichnete sich aus, wo er durch persönliche Tapferkeit oder Galanterie gleich einem gemeinen Ritter glänzen konnte. Und nur solche Thaten hat er auch von sich berichtet und gepriesen, als er unter seinen Augen seine Lebensgeschichte niederschreiben ließ. Daß er den Ritter Barre aus Frankreich, der die ganze deutsche Ritterschaft herausforderte, im Zweikampf niederwarf, daß er in jedem Turnier siegte, daß er als der kühnste Gemsenjäger in den Alpen gepriesen wurde (noch zeigt man die steile Martinswand in Tyrol, auf die er sich bei der Jagd verstiegen, und von der ihn ein Engel herabgeführt haben soll), daß er auf dem Thurmgeländer des neugebauten Ulmer Doms mit einem Fuß stehend, den andern in die Luft hinausstreckte, solche Beweise von Athletenkraft und Tollkühnheit waren ihm mehr werth, als Beweise von großer Regentenkraft, ja nicht selten versäumte er über solchen Spielereien die Reichsgeschäfte und ließ sich die Feinde über den Kopf wachsen. Während er sich allerdings durch seine Herablassung beliebt machte, vergab er sich doch zugleich sehr viel von seinem Ansehen, und verläugnete ganz die dem Kaiser des h. römischen Reichs zuständige Würde, weßhalb ihn sein lustiger Hofnarr, Kunz von der Rosen, zuweilen aufzog. Einst verehrten ihm die Juden einen Korb mit goldnen

Eiern, da ließ sie Max festnehmen, denn solche Hennen, sagte er, müssen mir noch mehr legen. In Ulm beredete er die Frauen zu einer neuen Mode, in Nürnberg ließ er sich von den Frauen entwaffnen und gefangen nehmen, um noch einige Tage länger mit ihnen zu tanzen. In Regensburg ritt er einst zum Reichstag ein, indem er einen ganzen Zug von fahrenden Frauen am Schweife seines Rosses nach sich zog. Die freie Reichsstadt hatte nämlich den liederlichen Weibern den Eintritt versagt, aber der Kaiser schmuggelte sie in eigner Person unter großem Gelächter ein. So war der Kaiser, und so war jene Zeit. Man besitzt noch ein Tagebuch, was Max eigenhändig geschrieben. Darin sind unzählige kleine Notizen enthalten, wie ein gewisser Fisch gefangen oder gebraten wird, wie eine gewisse Waffe geschmiedet wird, wie viel der Vogt einer entlegenen kaiserlichen Burg zu seinem Unterhalt braucht, auch wohl, wo eine hübsche Historie zu lesen ist — nur nichts von den großen Fragen der Kirche und des Reichs. Seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein hat er selbst seine Lebensbeschreibung in die Feder dictirt, unter dem allegorischen Titel: Der weiß König. Außerdem hat der Nürnberger Melchior Pfinzing sein Leben in Reimen beschrieben, unter dem Titel Theuerdank, d. h. der auf Abenteuer denkt. Das sind Lebensbeschreibungen eines Ritters, aber nicht eines Kaisers.

Er hat das Gute gewollt, er entflammte sich zuweilen plötzlich für eine große Unternehmung im Sinn der alten Hohenstaufen. So wollte er gegen die Türken ziehen, Italien dem Reich wieder einverleiben, Frankreichs Uebermuth bestrafen, kurz als ein großer deutscher Kaiser handeln, aber er wußte es nicht anzufangen, und die ersten Schwierigkeiten ließen seinen Eifer auf einmal wieder erkalten. Immer zu kecken Ideen aufgelegt, wollte er gegen das Ende seines Lebens sogar Papst werden, und dieß ist das einzige Zeichen, woraus man schließen kann, daß ihm die eigentliche Frage der Zeit, der der Kirchenreform, nicht ganz fremd geblieben, — aber je abenteuerlicher zuweilen seine Phantasien waren, desto weniger kam es bei ihm zu irgend einem Handeln. Freilich waren die Schwierigkeiten seiner Lage ungeheuer, er war mitten unter den Waffen Deutschlands gefesselt, mitten unter den Reichthümern Deutschlands ein Bettler; die in den schmachvollsten Egoismus versunkenen Reichsglieder rührten sich nicht, den Kaiser irgendwo zu unterstützen, und ließen ihn dem Ausland zum Gelächter werden. Aber wenn nur Max die Einsicht gehabt hätte, würde er im Volk, bei dem er hinlänglich beliebt war, und in dem Bedürfniß der Reformation Mittel gefunden haben, sich der alle seine Bewegungen lähmenden Reichsaristokratie zu erwehren.

Capitel 320.

Wachsthum der französischen und spanischen Macht.

Bereits auf dem Concilium zu Constanz hatte das deutsche Reich seine Oberherrlichkeit und seinen Vorrang in Europa feierlich aufgegeben, indem die italienische, französische, spanische und englische Nation ein gleiches Stimmrecht mit der deutschen erhielt. Dieß Verhältniß der Nebenordnung lag in der Natur der Sache. Das deutsche Reich wurde immer schwächer, die fremden Staaten kräftiger, und so wurden sie an Macht und Rang einander allmählich gleich. Deutschland, in so viele Fürstenhäuser getheilt, hatte die alte Schwerkraft verloren, die das Ganze zusammenhielt, und die äußern Theile hatten sich allmählich abgelöst, Böhmen, Ungarn, Italien.

Vorzüglich kamen Frankreich und Spanien zur Blüthe. Die Franzosen

hatten ihre Kriege mit den Engländern glücklich vollendet, und daraus einen muthigen, unternehmenden Geist zurückbehalten. Zugleich war die Vormauer des Reichs, das mächtige Burgund, gesunken, und die Schweizer, die sich an den Meistbietenden verkauften, und gern von dem Reich völlig unabhängig gewesen wären, so wie die Italiener, die den Deutschen nie wohl wollten, eröffneten den Franzosen eine neue Bahn, auf welcher sie ihre schnell gewachsenen Kräfte mit dem alten Reiche messen, und ihr junges Glück versuchen konnten. Ihre Macht war aber den Deutschen vorzüglich deßwegen furchtbar, weil sie von jetzt an immer einig waren. Es gab keine französischen Herzoge mehr, welche die Macht des Königs im Zaum hielten und Uneinigkeiten nährten. Die französischen Könige hatten die Großen und den Adel ihres Landes unterworfen, und herrschten beinahe unumschränkt in den weiten und reichen Provinzen des schönen Frankreich. In Deutschland war es gerade umgekehrt, denn hier hatten die Großen des Landes den Kaiser unterdrückt, und war auch Deutschland an Umfang größer, das Volk kräftiger, der Wohlstand damals noch blühender, so war es doch in sich zerfallen und getheilt, und darum verhältnißmäßig schwächer als das kleinere, aber einige Frankreich. Der Hof des französischen Königs begann den des deutschen Kaisers an Glanz zu überstrahlen, seine Schatzkammer war durch die erzwungenen Steuern des Landes stets gefüllt, während der deutsche Kaiser fast immer ein Bettler war, und auf den Wink des Königs, und von seinem Sold unterhalten, wurden zahlreiche Armeen aufgestellt, denen der deutsche Kaiser selten einen Mann entgegen setzen konnte, da die Vasallen des Reichs dem Heerbann nicht folgten, und der Kaiser zu arm war, um Truppen zu besolden. Vorzüglich das Geld war es, was den Franzosen ein so großes Uebergewicht gab, denn seit der Einführung des Geschützes und Pulvers, die viel kosteten, konnte man keinen Krieg ohne Geld führen, und das Geld konnte man nur durch Steuern herbeitreiben. Dem König von Frankreich aber wurde gesteuert, dem deutschen Kaiser nicht.

Die Spanier erlangten um dieselbe Zeit ein fast noch größeres Uebergewicht. Auch sie vereinigten sich, gleich den Franzosen, zu einem einigen Staate; denn die letzten Sprossen der alten kleinen Könige des Landes, Ferdinand von Arragonien und Isabelle von Castilien, vermählten sich, und trieben die letzten Araber aus dem Lande, 1492. Zugleich wußten auch sie die Macht der Stände zu beugen und die königliche Gewalt wie in Frankreich empor zu bringen. Kriegerischen Unternehmungsgeist hatten ihnen die langen Kämpfe gegen die Araber eingeflößt, und Geld strömte ihnen in großen Massen zu, denn sie entdeckten in eben derselben Zeit einen neuen Welttheil, das gold- und silberreiche Amerika, 1492.

Capitel 321.

Die Franzosen in Italien.

Italien war damals sich selbst überlassen, da der deutsche Kaiser zu wenig Macht und Zeit besaß, sich ernsthaft damit zu beschäftigen. Der römische Hof befand sich in einem beklagenswerthen Zustande. Hier herrschte der sogenannte Nepotismus, das Familienverhältniß der Päpste, vermöge dessen sie ihren Nepoten, Anverwandten und unehelichen Söhnen große Reichthümer und wohl gar italienische Fürstenthümer zu erwerben trachteten. Diese liederlichen Familien plünderten den päpstlichen Stuhl, um ihren zahllosen Lüsten zu fröhnen, und der Papst mußte deßfalls die Christenheit plündern, um Geld herbei zu schaffen. Dieß geschah durch Ausdehnung der Kirchensteuern, der Ceremonien und besonders des Ablasses, wo-

durch hinwiederum der Aberglaube und die fromme Dummheit auf den Gipfel getrieben wurden. Der damalige Papst hieß Alexander VI, der schlimmste unter allen, ein grausamer Wollüstling, der den päpstlichen Stuhl mit Geld an sich gekauft hatte, und durch jedes Laster schändete, bis er 1503 an Gift starb. Mit seiner eigenen Tochter Lucretia lebte er in Blutschande. In seinem Palast feierte er Orgien, und sah von einem Balkon herab auf die nackten Tänze und Scenen, die er aufführen ließ. So etwas duldete damals die Christenheit an ihrem Haupte, weil sie es auch an den Gliedern sah, denn die Bischöfe und selbst die Priester, so wie die Mönche, trieben es nicht viel besser, und es bestätigte sich von neuem, was Peter d'Ailly gesagt hatte, die Kirche könne nur noch von Bösewichtern regiert werden. Süditalien gehorchte nach Vertreibung des Hauses Anjou dem schon früher in Sicilien herrschenden aragonischen (spanischen) Königshause. In Oberitalien hatte sich neben den alten Republiken Venedig und Genua und den Fürstenthümern Mailand, Ferrara auch Florenz, halb Republik, halb schon Fürstenthum des Hauses Medicis, erhoben.

Das emporstrebende Frankreich ergriff die erste Gelegenheit, sich in die italienischen Händel zu mischen. In Mailand war auf die Visconti's das Geschlecht der Sforza gefolgt. Der junge Herzog Johann Galeazzo Sforza wurde von seinem Oheim Ludwig umgebracht, welcher sich selbst des Herzogthums bemächtigte. König Ferdinand von Neapel, der mit Galeazzo verschwägert war, erklärte sich gegen den Mörder; Ludwig rief aber die Franzosen zu Hülfe. Der unternehmende König von Frankreich, Karl VIII, versprach ihn zu schützen, und sprach sogar den Besitz von Neapel selbst an, weil es früher dem französischen Hause Anjou gehörte. Er rückte sofort mit großer Heeresmacht in Italien, 1494. warf unversehens alles nieder, und eroberte Neapel. Kaum aber sahen die Italiener seine Ueberlegenheit, als sie schon darauf bedacht waren, ihn wieder zu entfernen. Mailand selbst zitterte vor dem zudringlichen Freunde, und ging mit dem Papst, dem Kaiser, Spanien und Neapel einen Bund ein, die Franzosen aus Italien zurückzutreiben. Alexander VI gab damals der Christenheit das unerhörte Schauspiel, sich mit dem Erzfeind der Christenheit, dem türkischen Sultan selber gegen den König von Frankreich zu verbinden, den man den „allerchristlichsten" König nannte. Karl VIII wich aber dem Sturm aus, der ihn bedrohte, und kehrte freiwillig in sein Land zurück, 1495. Max hatte das Wenigste dazu thun können, und war nicht einmal nach Italien gekommen, denn ihm fehlte Geld. Er konnte nur 3000 Mann stellen. Doch sicherte er sich durch eine Heirath mit Blanca Maria, der Schwester des Galeazzo Sforza, die Verbindung mit Italien.

Capitel 322.

Neue Reichsordnung.

Max war 1495 auf dem Reichstag zu Worms emsig beschäftigt, den schwerfälligen deutschen Reichskörper in eine gewisse regelmäßige Bewegung zu bringen. Aber der zähe träge Stoff widerstand ihm, er konnte nur die Unbehülflichkeit in ein System bringen, und da sie vorher gleichsam nur zufällig war, durch Reichsgesetze sanctioniren, die äußere Schwäche und innere Unvernunft der Reichsverfassung förmlich decretiren. Man nennt das ein Ordnen, was nur ein Verewigen der Unordnung war. Nach außen wollten die Fürsten auch nicht das Mindeste thun. Frankreich erneute den Plan, den einst das Haus Anjou so weit verfolgt, und den nur die schlaue Politik Kaiser Karls IV vereitelt hatte. Von

neuem griff Frankreich nach Italien, und Deutschland war jetzt schon schwächer, als unter den Luxemburgern, die Gefahr dringender. Aber die Fürsten rührten sich nicht gegen die Franzosen, ja nicht einmal gegen die Türken. Nach innen war beinahe noch mehr zu thun, vor allem in Bezug auf die Kirchenreformation, aber davon sprach man gar nicht mehr. Man begnügte sich, nach höchst langweiligen Unterhandlungen, einen sogenannten ewigen Landfrieden zu verabschieden, durch den alle künftigen Fehden beigelegt seyn sollten, den aber jeder nur so weit zu halten gedachte, als es ihm belieben würde. Selbst die näheren Bestimmungen, durch welche man den Landfrieden wirklich ewig zu machen trachtete, konnten deßwegen nicht genügen, weil man die Reichsglieder nicht mehr unter einander gleich, den Großen kleiner, den Kleinen größer, machen konnte. Alle Conföderationen waren trügerisch, so lange der eine schwach, der andere stark blieb. Es war die Conföderation der Thiere. Schaf und Esel konnten wohl nicht ewig neben dem Wolf und Tiger und Löwen bestehen, wenn sich auch die letztern wechselseitig lange Zeit in Zaum hielten.

Ueberall waren in Deutschland Kurfürstenthümer, Grafschaften, Bisthümer, Abteien, Reichsstädte und Rittersitze durch einander gemischt, die, größer oder kleiner, einander nichts nachgeben wollten, und sehr eifersüchtig auf ihre Selbstständigkeit hielten. Keiner war mächtig genug, die Ordnung mit Gewalt zu erhalten, und keinem erwies man Vertrauen genug, um ihm die Gewalt zu geben. Die Ordnung konnte daher nur aus dem wechselseitigen Bedürfniß und aus einem freien Vertrage Aller entspringen. Das erste Beispiel hatte der schwäbische Bund gegeben, der aus allen Ständen Schwabens zusammengesetzt, einen freien Verein zu Schutz und Trutz bildete. Dieses Beispiel wurde jetzt auf das ganze Reich angewandt, indem man es in zehn Kreise theilte, davon jeder einen Bund gleich dem schwäbischen bilden sollte. Diese Kreise waren: der schwäbische, bayerische, fränkische, oberrheinische, westphälische, niedersächsische, österreichische, burgundische, kurrheinische und obersächsische. Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und Preußen waren nicht darin begriffen.

Es bedurfte aber eines allgemeinen Bandes, welches diese zehn Kreise fest zusammenhielt. Max verlangte die Einsetzung eines Regiments oder beständigen Reichsrathes, dessen Vorsitzer der Kaiser seyn sollte, der aber auch in des Kaisers Abwesenheit regieren, und der die höchste ausübende Gewalt im Reich verwalten sollte. Die Fürsten scheuten sich aber vor einem Auge, das sie beständig bewachen, vor einem Arm, der über sie gebieten sollte, und die alte Verwirrung, die beständige Verlegenheit eines unmächtigen Kaisers war ihnen lieber, als ein mächtiges Reichsregiment, es kam also niemals zu Stande.

Die richterliche Gewalt im Reich sollte von der ausübenden getrennt werden, und es wurde ein beständiges Reichskammergericht mit besoldeten Räthen besetzt, doch fehlte auch ihm die Macht, seine Richtersprüche geltend zu machen.

Das Einkommen des Reichs zu regeln, war um so nothwendiger, als das Geld immer mehr der allgemeine Hebel der Dinge zu werden begann. Ohne Geld konnte der Kaiser gar nichts mehr ausrichten, und das Reich mußte nothwendig eine allgemeine Schatzkammer haben, um allgemeine Ausgaben daraus zu bestreiten. Die meisten der ehemals kaiserlichen Einkünfte waren aber von den Ständen an sich gerissen worden. Es bedurfte daher einer neuen Besteurung, wie in Frankreich. Indeß die Stände wollten nichts zahlen oder zankten sich über die Vertheilung der Beiträge, und mit genauer Noth erlangte Max die Bewilligung des gemeinen Pfennigs auf vier Jahre, d. h. alle Genossen des Reichs sollten je von tausend Pfennigen ihres Vermögens einen, also ein Zehntel Procent zur Er-

haltung des Staats beitragen. So gering diese Steuer war, so ging sie doch selten richtig ein, und der Kaiser kam aus seiner Armuth nie heraus.

Endlich sollte noch die Errichtung des Postwesens die allgemeine Communication erleichtern. Den Grafen von Thurn und Taxis wurde das Reichspostmeisteramt verliehen, doch erst nach drei Jahrhunderten wurde der Zweck dieser weisen Einrichtung vollkommen erreicht, denn bis dahin blieben die Wege in Deutschland noch so schlecht, daß das Postwesen keine großen Fortschritte machen konnte.

Es ist nicht zu läugnen, daß durch die Föderation der Kleinen und Großen auch die Kleinen ihre Vertretung beim Reichstag erhielten. Nicht mehr die großen Herzoge leiteten allein das Ganze, neben den Kurfürsten machten sich die übrigen Reichsfürsten, neben diesen die Grafen und Herren, die Prälaten, selbst die Reichsritter, und vor allem die Städte geltend. Dadurch kam allerdings mancher Mann und mancher Gedanke auf den Reichstag, der von einem fürstlichen Hofe nicht zu erwarten war; allein der beste Gedanke und der redlichste Wille, mochte er zu oberst vom Kaiser oder zu unterst von einer kleinen Reichsstadt ausgehen, scheiterte an der Unmöglichkeit, so viele entgegengesetzte Interessen auszugleichen. Man konnte wegen der kleinen Interessen der Einzelnen nie das des ganzen Reichs ins Auge fassen, man konnte vor Bäumen den Wald nicht sehen. Dazu kam die Weitschweifigkeit in allen Verhandlungen. Man stritt schon um den Sitz und Titel, ehe man nur zur Sache selber kam. Zu Worms wurde Eberhard im Bart, Graf von Würtemberg, von Max zum Herzog ernannt. Dieser kräftige und edle Fürst, der von sich rühmen konnte, daß er ohne Wache im Schooße eines jeden seiner Bauern ruhig schlafen könne, erklärte dem Reichstag, es sey ihm nicht um die Ehre des Sitzes, sondern nur um den Nutzen der Berathungen zu thun, und er wolle gern hinter dem Ofen sitzen, wenn nur die Sache, über die man sitze, zu Stande käme. Derselbe stiftete die Universität Tübingen, 1477, starb aber schon binnen Jahresfrist. Sein Nachfolger, Eberhard II, machte sich durch Habgier verhaßt, und wurde 1498 feierlich von den Landständen abgesetzt, „weil er die beschwornen Verträge nicht gehalten und ein unumschränkter Herr im Lande habe seyn wollen." Ihm folgte sein wilder Sohn Ulrich, der gleiches Schicksal haben sollte.

Capitel 323.

Trennung der Schweizer vom Reich.

Wie bei des Baumes Hinsterben allemal die höchste Krone zuerst abwelkt, so ging unter allen Landschaften, wo deutsch gesprochen wird, zuerst die erhabenste für uns verloren, so fiel des Reiches heiliges Banner zuerst von den Bollwerken nieder, die uns die Natur gebaut hat, von den höchsten Eisthürmen und Schneemauern, von denen einst die siegenden Germanen niederschauten in das schöne Wälschland. Mochten Slaven und Wälsche vom Reich abfallen, traurig war das Beispiel, das die Schweizer den deutschredenden Stämmen gaben. Die Zeit erklärt und entschuldigt ihren Abfall. Doch wäre es schöner gewesen, wenn sie wenigstens den Versuch gemacht hätten, ob gerade durch sie, durch die mächtige Vertretung des Bauernstandes, nicht noch manches Gute im Reich zu bewirken gewesen wäre.

Man hatte die Schweizer Eidgenossenschaft dem schwäbischen Kreise einverleibt, aber sie weigerte sich, diese Verbindung einzugehen. Sie mißtraute den schwäbischen Städten, die stets eine falsche Neutralität gegen sie beobachtet hatten,

und noch mehr den Fürsten und Rittern, ihren Erbfeinden. Ueberdieß war sie mächtig genug, auf eigenen Füßen zu stehen, und voll Uebermuth seit den Burgunderkriegen. Endlich lag ihr Frankreich beständig im Ohr, sich vom Reiche abzulösen. Frankreich holte seine Söldner aus der Schweiz, bezahlte gut, und schmeichelte den Alpensöhnen mit königlicher Vertraulichkeit, während die unklugen Fürsten in Deutschland, und selbst der Kaiser, noch immer verächtlich auf diese Bauern herabsahen und einen hohen Ton gegen sie anstimmten. So blieb die Schweiz abgesondert. Nun geriethen die Graubündtner mit den Oesterreich gehorchenden Tyrolern in Gränzstreitigkeiten, in deren Folge sie in die Eidgenossenschaft traten, 1498. Dieß gab den Ausschlag. Der erzürnte Kaiser erklärte den Schweizern den Krieg. Er selbst rüstete in Tyrol, der schwäbische Bund aber im Namen des Reichs unter den Grafen von Fürstenberg am Rhein. Die Bündischen prahlten vorlaut, sie würden im Kühland einen Brand machen, daß Gott im Himmel die Füße an sich ziehen sollte. So schnell war das Beispiel der Burgunder vergessen. Die Schweizer, noch in voller Blüthe ihrer Heldenkraft, fielen aus ihren Gränzen, schlugen die Tyroler auf der Walserhaide und die Bündischen im Bruderholz bei Basel, und noch einmal bei Dornach, nachdem Max von mehreren Fürsten, „die ihre Ehre gegen Bauern nicht aufs Spiel setzen wollten," bei Constanz schmählich verlassen worden war, 1499. Da schloß das heilige römische Reich mit den Bauern Frieden, sagte sie vom Reichsverbande los, und mußte zusehen, wie sie ihre Eidgenossenschaft noch weiter ausbreiteten, denn außer den Städten Basel und Schaffhausen trat 1513 auch Appenzell in ihren Bund.

Capitel 324.

Die Heldentage der Dithmarschen.

Während die Freiheit der Bauern in den Alpen sich befestigte, ging sie in den Marschländern der Nordsee bei Friesen und Dithmarschen unter.

Die Ostfriesen fielen unter die oligarchische Gewalt einiger ihrer Familien, die sich allmählich zu Häuptlingen aufwarfen, Burgen bauten und an die auswärtige Aristokratie anschlossen. Endlich erlangte der Häuptling Ulrich Cirksena die Oberherrschaft über alle, und wurde vom Kaiser Friedrich III zum Reichsgrafen von Norden erhoben, 1454. Nur die Gemeinden der Budjädinger behaupteten ihre Freiheit, bis auch sie 1499 den Grafen von Oldenburg unterworfen wurden.

Die Dithmarschen blieben lange Zeit ungestört, obgleich Friedrich III den König von Dänemark mit ihrem Lande belehnt hatte. So machte dieser unredliche Kaiser mit einem deutschen freien Stamme einem fremden König gleichsam ein freundliches Geschenk. Der Dänenkönig wagte aber lange nicht von diesem Geschenk Gebrauch zu machen. Erst im Jahre 1500 brachte König Johann ein Heer von 30,000 Mann zusammen, dessen Kern ein berüchtigter Söldnerhaufe, die schwarze Garde, bildete, deren Führer Junker Slenz von Köln war. Mit diesem trefflich gerüsteten Heere brach der König in das offene und ebene Land der Dithmarschen ein, deren ganze wehrhafte Bevölkerung nicht den dritten Theil seiner Truppen betrug. Des Sieges gewiß, führte er eine Menge Wagen mit sich, die Beute der wohlhabenden Dithmarschen darauf zu packen. Im ersten dithmarsischen Dorfe feierte man ganz ruhig eine Hochzeit, als der Feind anrückte. Die übrigen Dörfer aber wurden leer gefunden, die Bauern zogen sich in den Moor zurück, uneins, rathlos. Da warf einer unter ihnen, Wolf Isebrand, auf eigene Gefahr in der Nacht eine Schanze auf, mit 300

Gefährten entschlossen, hinter derselben zu sterben, und einer reinen Jungfrau, der Telse aus dem Dorfe Oldenwörden, vertrauten sie ihre Fahne an, denn seit dem Erscheinen der Jungfrau von Orleans hoffte man den Sieg von den reinen Jungfrauen. Muthig blieb das Mädchen bei ihnen und gelobte sich zu Christi Braut, wenn sie siegen würden. Am andern Tage zogen die 30,000 Mann des Königs heran und stürzten sich auf die Schanze unter dem jubelnden Geschrei: wahr di Buer, de Garde de kumt! Aber Wolf Isebrand mit seinen 300 hielt aus und mordete Schuß auf Schuß unter den Garden, die im tiefen Kothe vor der Schanze stecken blieben. Bald kam Verwirrung unter die Königlichen; da wagte es Wolf Isebrand, einen Ausfall zu thun und die Garden schneller, als er schießen konnte, mit den Handwaffen niederzustoßen. Schrecklich wurde in Schlamm und Blut gewürgt, es kamen aber immer mehr Bauern herbei mit dem Geschrei: wahr di Garde, de Buer de kumt! Schon hatte Wolf die Kanonen der Königlichen genommen, schon war Junker Slenz nach verzweifelter Gegenwehr gefallen, schon wandte sich das große Heer des Königs zur Flucht, als die Bauern einen Damm durchstachen, das Meer hereinließen und den fliehenden Feind überschwemmten, der, des Terrains unkundig, in die Gräben und Tiefen stürzte und ertrank. Mitten im Wasser folgten ihnen die Bauern, unaufhörlich unter ihnen schlachtend. Erst riefen sie: sla de Perde und schone de Man! um die starken Rosse, die ihnen im Handgemenge hinderlicher waren, als die Reiter, zu beseitigen. Bald aber schrieen sie: sla de Man und schone de Perde! um die Pferde als Beute zu behalten, da ihr Sieg schon entschieden war. Gegen 20,000 Dänen wurden erschlagen, König Johann rettete sich nur durch die schnellste Flucht. Die Dithmarschen hatten nur 60 Mann verloren. Ihre Beute war unermeßlich, denn der König und die Ritter waren wie zu einem Fest ausgezogen, angethan mit Gold und Schmuck. Die dänische Reichsfahne (Danebrog), die sie auch erbeutet hatten, wurde der Telse zu Ehren in der Kirche ihres Geburtsorts Oldenwörden aufgehangen. Mit den Todten verfuhren die Bauern auf eigene Weise. Die Gemeinen begruben sie ehrlich, alle Ritter und Adeligen aber ließen sie unbegraben liegen und auf dem Felde verfaulen, mit wie hohen Summen auch ihre Familien, z. B. die Grafen von Oldenburg, die Herren von Ranzau, von Ahlefeld die Leichen der Ihrigen zu lösen sich erboten. Die Bauern hatten also wohl noch nicht vergessen, daß Heinrich der Löwe einst ihrer 2000 ebenfalls unbegraben liegen ließ, und rächten sich dafür nach mehr als drei Jahrhunderten.

Diese Bauern aber hielten nicht zusammen, wie die Schweizer. Als die Budjädinger sich 1514 befreien wollten, half ihnen niemand.

Aber auch den stolzen Dithmarschen schlug ihre Stunde. Ihr Sieg und ein langer Frieden machte sie so reich, daß man von ihnen sagte, sie ließen ihre Schweine aus silbernen Trögen fressen. Der Reichthum aber machte sie übermüthig und uneins. Da zog 1559 König Friedrich von Dänemark mit einem großen Heer über sie, umging ihre Schanzen, preßte durch unerhörte Martern den Einwohnern das Geständniß ab, wie stark die Bauern und welches ihr Vertheidigungsplan sey, und führte sie durch verstellte Angriffe irre, so daß sie sich theilten, weil sie bald da, bald dort den Hauptschlag erwarteten. Vieles verdarben auch die Hanseaten, die hier eine eben so feige und treulose Rolle spielten, wie die schwäbischen Städte in den Schweizerkriegen. Anstatt den Bauern gegen die auch der Hansa immer mehr über den Kopf wachsenden Fürsten zu helfen, schickte Lübeck seine Boten, um zwischen den zwei feindlichen Heeren unmittelbar vor der Schlacht einen ungeschickten Vermittelungsversuch zu machen, der nur den kriegerischen Eifer der Bauern lähmte und dem Dänenkönig Vorschub that. Umsonst beschwor der tapfere Bauer Junge Rhode die Seinen, rasch mit gesammter Kraft auf die

Dä-

Dänen zu fallen, die Bauern anderer Dörfer wollten ihm aus alter Eifersucht nicht gehorchen und theilten sich. Ein Haufe wurde geschlagen, ein anderer wollte sich ergeben, da wurden die Weiber wüthend und trieben die Männer aufs neue in den Kampf. Aber sie fochten vereinzelt. Bei Haide stritten die Tapfersten, einer gegen zehn, des alten Ruhmes würdig, aber eine in der Nähe stehende Schaar von Bauern aus andern Dörfern eilte ihnen aus Trotz nicht zu Hülfe, ihr Anführer Reimer Grote verweigerte sich den dringendsten Bitten, und so erlag endlich der muthige Rhode, und die Dithmarschen wurden so geschwächt, daß sie ihre Prediger mit weißen Stäben in des Königs Lager sandten und sich ergaben. Weislich, um sie zu schonen und zu gewinnen, erließ man ihnen jede Kriegssteuer, legte auch keine Festungen im Lande an, und ließ ihnen ihre eigene Gerichtsbarkeit.

Das Marschland ist keine Schweiz, aber wenn die Friesen und Dithmarschen auch Festen und Gebirge zur Schutzwehr gehabt hätten, sie wären dennoch unterlegen, weil sie nicht verstanden einig zu seyn.

Capitel 325.

Die Mailänder-Kriege.

In Frankreich war auf Karl der eben so unternehmende Ludwig XII gefolgt, der den Plan auf Italien sogleich erneuerte. Er behauptete, Mailand stehe ihm zu, weil seine Großmutter eine geborne Visconti gewesen, und die mächtige Republik Venedig, die mit Mailand in Gränzstreit lebte, bot ihm willig die Hand. Auch Papst Alexander VI hielt es mit den Franzosen, weil er durch sie seinem Sohne Cäsar Borgia ein italienisches Fürstenthum zu verschaffen hoffte. Ludwig überfiel Italien im Jahre 1500 mit großer Macht, und eroberte Mailand. Sforza nahm aber 8000 schweizerische Söldlinge in seine Dienste und eroberte sein Herzogthum wieder. Da wendete auch Ludwig sich an die Schweizer, und sie stellten ihm 10,000 Mann, mit denen er Sforza in Novara einschloß. Schweizer standen Schweizern gegenüber, man wollte nicht kämpfen und gestattete daher des Herzogs Söldnern freien Abzug. Sforza zog als Schweizer gekleidet mit aus den Thoren, aber ein Mann aus Uri verrieth ihn an die Franzosen um Geld, und der unglückliche Herzog wurde nach Frankreich ins Gefängniß geschleppt. Die Eidgenossenschaft ließ zwar den verrätherischen Urner hinrichten, aber der gute Ruf der Schweizer kam seitdem in Abnahme.

Max sah in unmächtigem Zorne den italienischen Händeln zu, und hielt einen Reichstag um den andern, konnte jedoch weder Geld noch Truppen erhalten. König Ludwig wirthschaftete in Italien nach Gefallen, und richtete seine Waffen nun auch gegen Neapel, wobei ihm der habsüchtige König Ferdinand von Spanien beistand, obgleich Ferdinand von Neapel sein Vetter war. Frankreich und Spanien theilten sich in den Besitz von Neapel, und der rechtmäßige König wurde in Frankreich wie Sforza gefangen gehalten. Doch wurden Ferdinand und Ludwig bald uneins, und der tapfere Feldherr des erstern, Gonsalvo, erhielt den Spaniern das Uebergewicht.

So hausten die Fremden in Italien, und der arme Kaiser Max glaubte endlich wohl gar noch seine Ehre zu retten, wenn er Frankreich mit dem Herzogthum seines Schwagers Sforza belehnte. Mochte Frankreich das Wesen, den Besitz haben, wenn Deutschland nur den Schein, die Lehnsherrlichkeit hatte. Im Vertrag von Blois trat Max das schöne Mailand an Ludwig, den König von

Frankreich, ab, und ließ sich 200,000 Franken dafür schenken. Außerdem sollte Marens Enkel, Karl, später Ludwigs Tochter Claudia heirathen, und Mailand als Mitgift zurück erhalten, und wenn Frankreich dieser Heirath ein Hinderniß in den Weg legen würde, sollte Mailand sogleich dem Habsburgischen Hause wieder anheimfallen.

Nachher wollte Max wider die Türken ziehen, aber die Reichsstände stellten ihm keinen Mann, besonders da im Reich selbst wieder eine kleine Fehde ausbrach. Die verschiedenen Zweige des Hauses Wittelsbach stritten um den Besitz von Bayern-Landshut, dessen Herzoge 1503 ausstarben. Kurfürst Ruprecht von der Pfalz behauptete sich mit Hülfe der Böhmen, starb aber schon 1504. Max schlug die Böhmen selbst bei Regensburg aus dem Felde, und theilte das Herzogthum unter die bayerischen Vettern, so daß die Söhne Ruprechts nur Neuburg erhielten.

Capitel 326.

Die venetianischen Kriege.

Marens Sohn Philipp war mit Johanna, der Tochter Ferdinands und Isabellens von Spanien, vermählt, und erhielt von ihr zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und zugleich die Anwartschaft auf Castilien, Isabellens angebornes Erbe; ja er hatte die Aussicht, ganz Spanien zu erben, da Ferdinand von Isabellen keinen Sohn hatte. Isabelle starb 1504 und Philipp sollte Castilien erben, Ferdinand wollte aber das Haus Habsburg in Spanien nicht dulden, und verband sich deßhalb mit dem auf Habsburgs Macht so eifersüchtigen Frankreich, welches sogleich den Vertrag von Blois brach. Der alte Ferdinand heirathete eine Nichte Ludwigs, um wo möglich noch einen männlichen Erben zu erhalten, und Claudia wurde an Franz von Anjou vermählt, der Ludwigs Nachfolger in Frankreich seyn sollte. Da nun Frankreich die Ehe Karls und Claudiens verhindert hatte, so fiel Mailand nach dem Vertrage an Max zurück. Dieser bot auch sogleich eine kleine Mannschaft auf und zog über die Alpen, aber die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm spöttisch den Durchzug, und schlugen ihn bei Cadore. Max mußte sich schlagen lassen; er hatte zu wenig Truppen, und kehrte traurig nach Deutschland zurück. Die übermüthigen Venetianer gingen aber weiter und eroberten Triest und Fiume.

Dieser Umstand unterbrach eine zeitlang die Politik der europäischen Mächte. Alle sahen auf das gewaltige Venedig, das, ein neues Rom, seine Gränzen erweiterte und allen trotzte. Max war von dieser Stadt beleidigt und beraubt; Ludwig hielt sie für eine gefährliche Nachbarin seines mühsam errungenen Herzogthums Mailand; Ferdinand, der Papst und die übrigen italienischen Staaten hatten ein gleiches Interesse. Sie alle ließen daher ihren eigenen Streit einen Augenblick ruhen, und verbanden sich gemeinschaftlich, das unwillkommene Venedig in seine Schranken zurückzuweisen. Zu dem Ende schlossen sie die Ligue von Cambrai, 1508. An der Spitze stand Papst Julius II, Nachfolger Alexanders VI, ein so kriegslustiger Fürst, der so sehr nach dem Ruhm eines Feldherrn und überhaupt eines weltlichen Herrschers strebte, daß man sich nicht wundern darf, wenn umgekehrt der alte Max damals den Gedanken faßte, Papst zu werden. Die Verbündeten rückten vor. Max konnte nur ein kleines Corps aufbringen, was die Venetianer in Friaul zusammenhieben. Die Franzosen aber, denen die Schweizer zuliefen, siegten bei Agnadello. Dadurch erst wieder kühn gemacht, brachte auch Max wieder etwas mehr Leute auf und rückte vor. Als er aber die

venetianische Stadt Padua angriff, weigerten sich die deutschen Ritter von den Rossen zu steigen und zu stürmen, weil sie kein gemeines Volk seyen, was „zu Fuß diene." So wurde Max zum zweitenmal, wie bei Constanz, verrathen, und mußte beschämt zurückziehen. Sein General, der Fürst von Anhalt, der noch einmal das Feld hielt, beging eine Greuelthat, die ich mich fast schäme von einem Deutschen zu erzählen. Bei Vicenza hatten sich viele Einwohner in eine tiefe Grotte geflüchtet. Vor dieser Grotte ließ der deutsche Fürst ein Feuer anzünden und die Unglücklichen in der Höhle ersticken, 1510.

Max schämte sich nicht, die Schmach von Blois zu wiederholen. Er verkaufte sich den Venetianern für 50,000 Gulden, machte Frieden und ließ seine Bundesgenossen im Stich. Der Papst kehrte auch das Blatt um, aber als ächter Italiener. Schnell wieder mit Venedig verbunden, hetzte er ganz Italien gegen die Franzosen, die aber in einer großen Schlacht bei Ravenna siegten, 1512. Dennoch erholte sich der italienische Bund, indem er die Schweizer, trotz ihrer Vorliebe für das französische Geld, durch den schlauen Matthäus Schinner, Bischof von Sitten in Wallis, auf seine Seite brachte. Die Schweizer jagten sofort die Franzosen aus Italien, und der junge Max Sforza, Sohn des gefangenen Herzogs, erhielt Mailand wieder. Man nannte die Schweizer spöttisch die Kühmelker, sie antworteten aber, wir melken abwechselnd zwei fette Kühe, den römischen Kaiser und den König von Frankreich. Die Gier nach fremdem Gelde war damals so allgemein in der Schweiz, daß das niedere Volk zu Luzern und an mehrern andern Orten gegen die Geschlechter, die allen fremden Sold in ihre Taschen zu spielen wußten, und die man daher „Kronenfresser" nannte, Aufruhr erhob. Dieser Krieg hieß der Zwiebelkrieg, weil das Volk bei der Belagerung auf dem Felde Zwiebeln aß, 1513.

In demselben Jahre erneuerten zwar die Franzosen und Venetianer den Krieg, sie wurden aber nochmals von den Schweizern und Spaniern vertrieben. Das Glück wendete sich indeß plötzlich, als 1515 Ludwig starb, und Franz I, ein ritterlicher Held und Liebling der Franzosen, zur Regierung kam. Dieser zog noch in demselben Jahre mit überlegenen Streitkräften und voll Muth und Ehrgeiz nach Italien, und schlug die bisher unbesiegten Schweizer in einer großen Schlacht bei Marignano. Dadurch ward er Herr von Italien, und seine gefährlichsten Gegner, die Schweizer, wenn sie den Schimpf von Marignano hätten rächen wollen, gewann er durch Bestechung. Zu Freiburg im Uechtlande schütteten seine Gesandten das Geld in Haufen auf den Boden und riefen: Nicht wahr, das klingt besser als des Kaisers leeres Wort? Da lachten die alten Schweizer und schlossen ein ewiges Bündniß mit Frankreich. Max hatte wie immer die Hände gebunden, und trat Mailand gutwillig an Franz ab, da er es doch nicht retten konnte. Noch in seinem hohen Alter betrieb er eifrig den Türkenkrieg, aber die Fürsten saßen ruhig, und im Volk begann die erste Bewegung der Reformation. Nicht gegen die Türken, schrieb Ulrich von Hutten, sondern gegen den Papst laßt uns ziehn!

Fünfzehntes Buch.

Die Reformation.

Capitel 327.

Gräuel des Papstthums.

Rom war alles Uebels Quelle. Von hier ging die Fäulniß der Kirche, von hier ging auch die Vergiftung der weltlichen Politik aus. Wie nach einer alten Sage das Gespenst des Ermordeten sich noch rächt am Mörder, so schien das alte untergegangene Rom durch die dämonische Bezauberung, mit welcher das neue Rom uns umfing, an seinen nordischen Ueberwindern sich rächen zu wollen. Kräftig hatte der alte Römer mit dem alten Germanen gerungen, aber sein Schatten hing jetzt wie ein Vampyr, einschläfernd, blutsaugend, mit Todtengeruch und Verwesung über dem jungen Deutschland.

Längst hatten Arnold von Brescia, Petrus Waldus, Wiklef, Huß, die wenigen wachen Geister, die dem Tag voreilenden Morgensterne, dieß ausgesprochen. Der im Geisteskampf ergraute, im Bann gestorbene theure Held Georg von Heimburg, der einzige wahrhaft deutsche Ritter des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte laut schon jenes Rom die große babylonische Hure genannt, und unter diesem apokalyptischen Bilde erschien Rom den erwachenden Völkern immer deutlicher. Seit man Böhmen, nach Sigismunds Rath, durch sich selbst besiegt und durch das Wiener Concordat jede weitere Reformforderung abgeschnitten hatte, glaubte sich Rom ganz sicher. Die Völker schwiegen, und die Päpste verdoppelten ihre Anmaßungen und trugen ihre Laster nur noch offener zur Schau. Nachdem Pius II (Aeneas Sylvius) der Welt gezeigt hatte, daß Treulosigkeit die beste Empfehlung zum heiligen Stuhle sey, bewies Paul II durch seine alles verhöhnende Brutalität, Kleiderpracht und Hoffahrt, daß er den Sieg seines Vorgängers bis zum äußersten Mißbrauch treiben könne, und sein Ingrimm gegen die Böhmen ließ die Unversöhnlichkeit einer Kirche erkennen, die sich die Mutter der Völker nannte. Sixtus IV gab den Spaniern das höllische Institut der Inquisition, und seiner Hauptstadt Rom öffentliche Bordelle. Innocenz VIII stattete seine 16 unehelichen Kinder aus dem vom Schweiße der Gläubigen zusammengetragenen Schatz St. Peters aus, und erklärte offen: Gott wolle nicht die Strafe des Sünders, sondern nur daß er bezahle. Von Alexander VI, dem ruchlosesten von allen, ist oben schon das Nöthige gesagt. Welches Verbrechen wäre übrig, womit dieser nicht den heiligen Stuhl geschändet hätte! Meuchler, Blutschänder, zuchtloser Schwelger, Verräther und Betrüger gegen Freund und Feind, starb er endlich an dem eigenen Gifte, das er seinen Cardinälen hatte reichen wollen. Julius II deckte ähnliche Laster des Fleisches und der Falschheit durch seine Kriegslust zu, die dem damals noch ritterlichen Zeitalter selbst an einem Papste nicht gerade mißfiel, so weit sie auch von der Würde eines Seelenhirten entfernt war. Leo X, der die Reihe dieser unmittelbar der Reformation vorangehenden Päpste schloß, war zwar persönlich nicht lasterhaft, sorgte aber viel zu weltlich für seine Familie, und übertraf an Pracht und Ueppigkeit alle seine Vorgänger. Deßhalb und weil er die bildenden Künste und die Wiedererweckung der altrömischen und griechischen Bildung beförderte, hieß man ihn den

heidnischen Papst. So viel Verdienst er sich um Kunst und Alterthümer erwarb, so mußte es doch allerdings befremden, einen Papst von heidnischen Göttern und Bildern von sehr weltlicher und sinnlicher Natur umringt zu sehen. Vorzüglich durch die riesengroße St. Peterskirche in Rom wollte er sich ein Denkmal setzen, und die ungeheuren Summen, die zu diesem Baue wie zu seinen übrigen Verschwendungen nöthig waren, mußten die Völker, namentlich die Deutschen, herbeischaffen. Der Ablaßkram, den schon Hieronymus von Prag gerügt, nahm reißend überhand. In Rom saß der große Kaufmann der Seligkeit und schickte seine Unterhändler in alle Länder, wo sie ihre Bude mit Ablaßzetteln aufschlugen. Da verkaufte man Ablaß für die Verstorbenen und für die Lebenden, für schon begangene oder noch zu begehende, für große und kleine Sünden nach jedem Schnitt und Format, wenn es nur Geld eintrug. Daß ein Mensch durch eigene Buße selig werden könne, ohne den päpstlichen Ablaß, das zu glauben war die einzige unverzeihliche Sünde, jede andere, auch die ärgste, konnte für einige Gulden getilgt werden. Die Ablaßkrämer lockten überdieß das Volk durch marktschreierische Possen, wiesen Leuten Bilder vor, worauf der Teufel abgemalt war, wie er die arme Seele in der Hölle quält und bratet, und sangen dazu:

Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seel' aus dem Fegfeuer springt.

Capitel 328.

Die wälsche Praktik.

Mit dem Namen der wälschen Praktik bezeichneten die in ihrer Treuherzigkeit doch endlich erbitterten Deutschen die neue in Italien und namentlich am römischen Hofe zuerst ausgebildete Politik, von der auch die weltlichen Mächte wie von einer moralischen Seuche angesteckt wurden. Die Päpste waren die ersten Meister in der Kunst der politischen Lüge, der diplomatischen Falschheit, der hinterlistigen Bündnisse, des Freundesverraths nach außen, und der systematischen Tyrannei, schlauen oder gewaltsamen Unterdrückung jeder alten Freiheit nach innen. Ihre ersten Schüler in dieser Kunst waren die Könige von Frankreich. Indem beide sich zur Uebung dieser Kunst verbanden, stürzten sie die Hohenstaufen und überflügelten Deutschland, bis die deutschen Kaiser selbst in diese Kunst eingeweiht waren und Karl IV an diplomatischer List seine Lehrer in Paris und Avignon übertraf. Die nachfolgenden einfältigen und schwachen Kaiser hatten die Zügel der geheimen Leitung Europa's wieder verloren, und Frankreich und die Päpste hatten sich derselben abermals bemächtigt, waren aber, zum Glück für Deutschland, darüber in Streit gerathen. Die Franzosen wollten Italien haben, aber der Papst fühlte je mehr und mehr, daß er Italien von Fremden rein halten und Italiens Sache zur seinigen machen müsse, um die Italiener stets als eine Schutzmauer gegen die Anmaßungen theils der Kaiser und Könige, theils der reformsüchtigen Völker brauchen zu können. So stritten Frankreich und der Papst um das Primat in Italien. Die kleinern italienischen Republiken und Herzogthümer aber, die wieder ihrerseits nach Unabhängigkeit trachteten, hielten sich bald zum Papst, bald zu Frankreich, und suchten zu verhindern, daß weder der Eine noch der Andere ganz Herr werde. Zugleich kämpften überall die einzelnen Gewalthaber, die alte republicanische Freiheit im Innern der italienischen Staaten zu ersticken und dem Nachbar einen Vortheil zu entreißen. Es war der geheime Krieg Aller gegen

Alle, wenn auch beständig trügerische Freundschaften geschlossen wurden. Ueber die Moral hatte man sich in Italien längst hinausgesetzt, der Papst hatte durch sein Beispiel alle Laien der Scham überhoben. Der Papst Julius nahm Türken in seinen Dienst, troz dem, daß einst Kaiser Friedrich II wegen des gleichen Umstandes von den Päpsten der gräßlichsten Sünde wider Gott gezeiht wurde. Verrath, Meuchelmord, Gift waren in Rom ganz gleichgültige Dinge geworden. Alle italienischen Staaten wetteiferten hierin mit Rom, und Frankreich nicht weniger. Nur die Deutschen zeigten sich gegen dieses moralische Verderben noch ziemlich ungelehrig. Sigismund erröthete noch, als er dem Huß die Treue brach, das Concordat von Wien war mehr ein italienisches als deutsches Werk, Max verkaufte sich ein Paar Mal für Geld, wobei er aber wie ein lustiger Student durch die Noth entschuldigt scheint, und selbst der Mordbrenner von Vicenza konnte sich mit der Rohheit der Kriegssitte entschuldigen. Diese kleinen Versuche, die Diabolität der Wälschen nachzuahmen, blieben zur Ehre der Deutschen sehr weit hinter ihren Vorbildern zurück, und kommen nicht in Betracht gegen die Masse von Ehrlichkeit und gutem Glauben im deutschen Volke, was auch niemand mehr anerkannte, als eben damals die Italiener, die sich beständig über die deutsche Leichtgläubigkeit lustig machten, und es recht eigentlich darauf anlegten, uns auszubeuten.

Den Inbegriff dieser ganzen wälschen Praktik hat damals der tiefsinnige Italiener Machiavelli in seiner Schrift vom Fürsten zusammengetragen. Der Zweck ist unumschränkte Despotie, die Mittel sind Soldaten zum Erobern und Unterdrücken, Geld um Soldaten zu werben und Feinde zu bestechen, Meuchelmord, Verrath, Lüge, um den Gegner aus dem Wege zu schaffen oder zu täuschen, diplomatische Spione, Gesandte als Horcher bei allen Mächten (das Muster dieser Gesandtschaften waren die päpstlichen Legaten), Verdummung des Volks durch Aberglauben, durch die Bettelmönche, durch Unterdrückung jeder freien Lehre, durch Possenspiele und zerstreuende Feste (worin selbst der Freistaat Venedig mit dem Papst wetteiferte), um die bürgerliche Freiheit zu unterdrücken.

Capitel 329.

Die Humanisten.

Die Deutschen würden sich tapferer gegen die Hussiten geschlagen haben, wenn sie nicht ein Gefühl von der Gerechtigkeit der hussitischen Sache gehabt hätten. Aber sie stimmten den Hussiten nicht bei, Anfangs aus Nationaleifersucht, und nachher, weil keiner, der die Hussitenkriege gesehen, sie erneuert wünschte. Gewiß hatte nur der Anblick so vieler rauchenden Städte und blutigen Schlachtfelder das deutsche Volk in jene Friedensliebe eingewiegt, die das Wiener Concordat möglich machte. Die Menschen, welche den Hussitenkrieg gesehen, mußten erst sterben, ehe sich dem jungen Geschlecht diese Eindrücke verwischten.

Auch von den Gebildeten war in dieser langen Zwischenzeit kein Widerstand zu erwarten. Die ältern und die seit der Auswanderung der deutschen Professoren und Studenten aus Prag neu entstandenen deutschen Universitäten bevölkerten sich mit entschiedenen Feinden der böhmischen Sache, und ihre Doctoren waren es, die am wüthendsten auf dem Concil von Constanz gegen Huß schrieen. Dieser Geist blieb allen Universitäten treu, von denen im fünfzehnten Jahrhundert neu entstanden waren Leipzig 1409, Würzburg 1410, Rostock 1419, Lö-

wen 1126, Trier und Greifswalde 1456, Basel und Freiburg im Breisgau 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Hier haus'ten die Söldner Roms, Sophisten, bodenlose Scholastiker, welche jede Wahrheit in Lüge, jeden Schimmer von Vernunft in der dicken Finsterniß ihrer schwülstigen Philosophie und ihres unverschämten Aberglaubens erstickten. Der Papst war ihr Abgott, und alles, was er wollte, wurde von ihnen als unfehlbar, als unmittelbarer göttlicher Wille mit eben so lautem Geschrei als hirnverrückter Beweisführung vertheidigt. Es gab keine Dummheit und keinen Unsinn, der damals nicht mit Hülfe der sonderbaren Sylbenstecherei und scholastischen Logik bewiesen worden wäre.

Die auf solche Weise zum Servilismus erniedrigte Wissenschaft rächte sich aber an ihren unwürdigen Bekennern. Diese geschornen Dummköpfe, die sich für Professoren und Doctoren ausgaben, waren zu faul, um nur ordentlich Latein zu lernen, und so gelang es den vernünftigen Männern, ganz allmählich unter dem unverdächtigen Vorwande, nur die Sprache der Universitäten zu verbessern, auch den Geist derselben zu veredeln. Der erste große Sprachkenner war Johann Wessel, deßhalb lux mundi genannt († 1489), der einige Zeit in Heidelberg lehrte, sich stark gegen die Mißbräuche der Kirche aussprach und das Studium der Bibel empfahl. Weniger Ruhm als Freund der Reform, aber desto größern als Sprachforscher erwarb Rudolph Agricola, und neben ihm als lateinischer Dichter und Liebhaber der alten Literatur Conrad Celtes, den Friedrich III zum Poeten krönte, beide auch in Heidelberg. Man nannte die neuen Sprachstudien Humaniora, weil durch die Uebung in der Sprache überhaupt, so wie durch die Kenntniß der alten Griechen und Römer, eine allgemein menschliche (geschichtlich-ästhetisch-philosophische) Bildung gegenüber der bisher ausschließlich theologischen Bildung eingeführt wurde. Die Kirche nahm Anfangs keinen Anstoß daran, denn die Humanisten verbesserten nur das Kirchenlatein, und das Studium der alten Heiden schien die Leute angenehm zu zerstreuen und von der strengen Moral der Reformfreunde abzubringen. Das reine Sprachstudium wurde außer in Heidelberg auch in Erfurt vorzüglich begünstigt. Seine größten Beförderer aber wurden am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Erasmus von Rotterdam in Basel und Reuchlin von Pforzheim in Tübingen, deren verschiedene Aussprache des Altgriechischen noch jetzt die Schulen trennt. Erasmus besaß alle Feinheit, Reuchlin alle Gründlichkeit geistiger Forschungen, beide leuchteten als Muster deutscher Gelehrsamkeit allen folgenden Jahrhunderten wie dem ihrigen voran.

Die bisher als unschuldig erachteten Sprachstudien wurden aber bald verdächtig, als man von der lateinischen und griechischen Sprache auch auf die hebräische überging. Die Heiden sollte man studiren dürfen, nur nicht den Bibeltext, denn das konnte wieder zu Zweifeln an der Unfehlbarkeit der päpstlichen Satzungen führen. Als daher Burchard von Oberwesel behauptete, man müsse die Bibel hebräisch lesen, wurde er für diesen Frevel lebenslänglich eingesperrt, 1479. Später glaubte ein getaufter Jude, Pfefferkorn von Köln, aus einem allen Renegaten eigenen Servilismus, die Verbrennung aller jüdischen Bücher anrathen zu müssen. Der Dominicaner Hochstraaten, eine Art von geistlichem Kettenhunde, ging begierig darauf ein, und schon hatte man den Juden eine Menge Bücher weggenommen, als man den Reuchlin, als einen Sachverständigen und persönlichen Freund des allgemein geachteten Herzogs Eberhard von Würtemberg, darüber zu Rathe zog. Dieser sagte, es werde zwar um einige unvernünftige Bücher des jüdischen Talmud nicht Schade seyn, wenn man sie verbrenne, aber was gut sey in hebräischer Schrift, solle man bestehen lassen, wie in jeder andern Schrift. Zum großen Aerger der Servilen erklärte Papst Leo X sich in demselben Sinne wie Reuchlin, denn er begünstigte die Wissenschaften.

Die Kölner und andere Finsterlinge, besonders am Rhein (Kaiser Max nannte den Rhein nur die Pfaffengasse) ruhten nicht, sondern fuhren fort, gegen die Humanisten zu schreien. Da trat auch der hochgebildete Ritter **Ulrich von Hutten** aus Schwaben gegen sie auf und schrieb mit einigen Freunden die epistolae obscurorum virorum (Briefe der dunkeln Männer), worin er die Dummheit und Bosheit der Pfaffen aufs witzigste geißelte, ein Buch, das überall mit Lust gelesen wurde.

Zum erstenmale übte die **Presse** ihre Macht. Die Buchdruckerkunst war zu Mainz von Joh. Guttenberg erfunden, von Joh. Faust und Peter Schoeffer daselbst weiter ausgebildet, 1454 das erste Buch, die lateinischen Psalmen, gedruckt worden. Außer theologischen Schriften hatte man seitdem auch schon manche humanistische gedruckt, die aber auf den Gang der Politik keinen Einfluß übten. Erst jetzt bewies die weite Verbreitung einer Spottschrift, welche Waffen Johann Guttenberg denen in die Hand gegeben, die sie zu gebrauchen wußten. Zwar blieb auch jetzt noch die Wirkung der Presse nur auf die Gelehrten eingeschränkt, und der ganze Streit der Humanisten wurde lateinisch geführt; aber die Mönche witterten die Gefahr und gaben die Buchdruckerkunst für eine Erfindung des Teufels aus, und so entstand allmählich die berühmte Sage von Dr. Faust, in dessen Namen der Mainzer Buchdrucker nicht zu verkennen ist.

Einen großen Aufschwung nahm der Humanismus, als der sächsische Kurfürst **Friedrich der Weise** 1502 die neue Universität **Wittenberg** gründete. Hier waltete der freisinnige Staupitz als Lehrer der Theologie und zog durchgängig junge aufgeklärte Leute an sich. Reuchlin schickte den jungen **Philipp Melanchthon** (Schwarzerde) dahin, der die Gründlichkeit Reuchlins mit der Feinheit des Erasmus verband und beide an Wärme für das Gute übertraf, da er nicht bloß Gelehrter, sondern auch Mensch und Deutscher war. Dagegen stiftete der Brandenburger Kurfürst **Joachim** 1506 die Universität Frankfurt an der Oder, mit serviler und papistischer Tendenz.

Daß gerade damals der Seeweg nach Ostindien und America entdeckt wurde, trug ebenfalls zur Aufklärung der Köpfe bei. Man lernte eine fremde **Natur** kennen, wie durch das Studium der Alten eine fremde **Geschichte**, und beides bereicherte und lichtete die Begriffe des Zeitalters, und vor so vielen **Thatsachen** konnten die scholastischen Blendwerke und Trugschlüsse nicht lange mehr bestehen.

Allein wenn allerdings die Gelehrten fortschritten, so blieb doch das **Volk**, das nicht lateinisch lesen konnte und wenig von der Gelehrsamkeit erfuhr, in seiner Finsterniß; und wenn die Gelehrten auch oft sehr freisinnig dachten, so fehlte es ihnen doch an Kraft und Muth, auch frei zu reden.

Capitel 330.

Luther.

Die Deutschen ließen sich Anfangs noch verführen, und die Ablaßkrämer machten fast überall gute Geschäfte, denn der rohe Mensch ist leichtgläubig, und am meisten, wenn es ihm große Vortheile verspricht. Wer des Betrugs nicht ganz gewiß war, gab lieber sein Geld selbst aufs Ungewisse her, denn er konnte doch hoffen, daß es ihm vielleicht helfen würde. Das Bewußtseyn der Schuld, die Furcht vor der Strafe, die Hoffnung auf Gnade bethört oft selbst den Klugen. Doch gab es in Deutschland eine Menge rechtlicher und verständiger Männer, wel-

welche dem frechen Handel mit Unwillen zusahen, und selbst das rohe Volk wurde an vielen Orten durch die Unverschämtheit der Ablaßkrämer empört und enttäuscht. Endlich waren sowohl die einheimischen Geistlichen als auch die Fürsten und Herren sehr unzufrieden damit, daß man ihren Untergebenen das Geld abforderte, dessen sie selbst benöthigt waren.

Die allgemeine Hochachtung und Furcht vor dem päpstlichen Ansehen hielt aber die Unwilligen im Zaume, bis ein Mann aus dem niedern Volk in großherziger Entschließung ein Beispiel gab und den Mächtigen selbst erst Muth machte. Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns in Sachsen, Augustinermönch, Doctor und Professor der Theologie auf der neuen Universität Wittenberg, ein feuriger und tapferer Geist, wie es wenige gegeben hat, ein Held in der Kutte des Mönchs, entschloß sich, die Ueberzeugung, die er mit Andern theilte, doch ohne Furcht allein mit eigner Gefahr auszusprechen. Noch war nicht alles klar in seiner Seele, noch keine Ahnung seines künftigen Berufs, noch kein Ziel des Ehrgeizes in ihm aufgedämmert. Nur die Gegenwart riß ihn mit sich fort, als er den schamlosen Unfug sah, welchen Johann Tezel, der Ablaßkrämer, in Sachsen trieb. Er wurde davon überrascht, kein überdachter Plan, nur die Gewalt des Augenblicks beherrschte seine Seele. Jenes Zornfeuer ergriff ihn, von dem edle, kühne Menschen entflammen, wenn sie plötzlich Andere ein großes Unrecht thun oder leiden sehen. Solche Menschen können sich nicht zurückhalten, sie müssen Theil nehmen. So geschah es dem starken Augustinermönch. Der Anblick jenes ehrlosen Handels empörte sein Innerstes, und wenn Alle schwiegen, er mußte reden.

Am 31 October 1517 schlug Luther öffentlich an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses oder Lehrsätze gegen den Ablaß an. Es war unter den Gelehrten der damaligen Zeit gewöhnlich, irgend einen Satz aufzustellen, und jedermann zum Streit darüber auszufordern. Man wählte jedoch Gegenstände, welche mit den Kirchengeboten verträglich waren. Jetzt aber trat Luther mit einem Satz gegen die Kirche auf, und wagte die Lehre des Papstes zu bezweifeln und eine entgegengesetzte Lehre zu behaupten, und erbot sich in öffentlichen Disputationen gegen jedermann seine Meinung zu vertheidigen, um Andere davon zu überzeugen, oder selbst eines Bessern von Andern belehrt zu werden. Der Hauptsatz aber, den er aufstellte, war: nur innere Reue und Buße können Vergebung der Sünden nach sich ziehen, nicht eine Geldbezahlung, und eben darum habe der Papst kein Recht, Ablaß für Geld zu ertheilen; überhaupt aber sey der Papst nur Statthalter Gottes auf Erden, und könne nur äußere irdische Kirchenstrafen erlassen, nicht ewige Strafen nach dem Tode.

Diese kühne Behauptung Luthers war ein Funke, der in entzündbaren Stoff fiel, eine große Lohe aufschlug, die alte Nacht erhellte, den alten Wust und Gräuel verzehrte. Was Tausende heimlich gedacht, wagten sie jetzt auszusprechen, weil Einer es vor ihnen gewagt. Was Hunderttausende nur dunkel geahnet, wußten sie jetzt klar. In unzähligen Abschriften flogen die Lutherischen Theses durch ganz Deutschland, durch Europa, und wie verabredet rauschte dem kühnen Mönch von allen Seiten Beifall zu. Der Grundfels der alten Kirche wankte. Jetzt ward es offenbar, daß ihn hier der arbeitsame Verstand, dort die faulende Verderbniß schon längst untergraben.

Capitel 331.

Erste Fortschritte der Reformation.

Luthers einfache Worte drangen wie ein scharfes Schwert ins Herz der Christenheit, und zerspalteten die alte große Gemeinde in zwei entgegengesetzte Parteien. Alles war für oder wider Luther, hier sammelten sich Freunde, dort Feinde. Die schriftfertigsten Theologen, die alten Gegner der Humanisten, nahmen sogleich den Fehdehandschuh auf, den Luther hingeworfen, und suchten seine Theses in zahlreichen Flugschriften zu widerlegen. Da sie sich aber auf die Wahrheit nicht berufen konnten, so beriefen sie sich auf das Ansehen des Papstes. Da sie Luther nicht überzeugen konnten, so suchten sie ihn zu verderben, und wandten den Streit von der gelehrten Seite geschickt auf die politische. Sie stellten Luther so dar, als habe er weniger eine Lehre, als vielmehr die Macht des Papstes angegriffen, und machten ihn zu einem Empörer, um ihn desto leichter zur Strafe ziehn zu können. Aber gerade dadurch schadeten sie sich selbst am meisten, sie selbst zeigten Luthern den Weg und nöthigten ihn, weiter zu gehen, als er Anfangs im Sinne gehabt. Sie vertheidigten den Ablaß, indem sie ihn auf andere Kirchenlehren und auf die Gewalt des Papstes stützten. Luther folgte ihnen und betrachtete nun auch diese andern Lehren, nun auch diese Gewalt des Papstes, und sah überall das gleiche Gewebe von Trug und Aberglauben, Tyrannei und Knechtschaft, und keck, unverdrossen, wie er einen Auswuchs des Papismus angegriffen, griff er bald alle an, und seine Gegner gebrauchten keine Waffe, die er nicht augenblicklich gegen ihre eigne Brust gekehrt hätte.

Das Glück war mit ihm, wie es gern die großen Geister begünstigt. Er gewann Zeit, er blieb persönlich unangetastet, und seine Freunde konnten sich sammeln, bevor seine Gegner einen entscheidenden Streich gegen ihn ausführten. Dieses Glück vergönnten ihm die Politik und der Zufall. Das Augenmerk des Papstes und aller weltlichen Mächte war damals auf die Politik und namentlich auf die neue Kaiserwahl nach dem Tode des alten Max gerichtet. Der Papst vergaß darüber den lutherischen Streit und hielt ihn für einen gewöhnlichen Zank der Gelehrten. Als er aber aufmerksamer wurde, und Luthern nach Rom citiren ließ, um Rechenschaft abzulegen, kam diesem der günstige Zufall zu Statten, daß sein Landesfürst ein freisinniger und herzhafter Mann war. Friedrich der Weise weigerte sich, seinen Luther auszuliefern, denn er liebte seine neue Universität Wittenberg, und betrachtete Luthern als die größte Zierde derselben. Da aber der Papst die Freundschaft des Kurfürsten zu erhalten wünschte, weil dieser nach Maxens Tode Reichsverweser wurde und selbst Anwartschaft auf die Kaiserwürde hatte, oder wenigstens die gewichtigste Stimme bei der neuen Wahl behauptete, so wurde nicht weiter auf Luthers Auslieferung gedrungen. Indeß sandte der Papst den Cardinal Cajetan nach Augsburg, wohin auch Luther berufen wurde. Der Cardinal verlangte Widerruf, ohne Luthern widerlegen zu wollen. Luther weigerte sich stolz, und kehrte wie im Triumph nach Wittenberg heim. Nochmals hielt Luther eine Disputation mit seinem heftigsten Gegner, Dr. Eck, die aber eben so fruchtlos ablief und seinen Ruhm nur noch mehr verbreitete. Endlich erließ der Papst, auf dringendes Anrathen der deutschen Theologen, welche die Gefahr in der Nähe sahen, die donnernde Bulle Exurge domine, worin Luthers Lehre verdammt und er selbst zum unbedingten Widerruf aufgefordert wurde. Cardinal Aleander brachte die Bulle nach Deutschland, war aber kaum seines Lebens sicher, da fast alles für Luther war. Auf der papistischen Universität Löwen in den Niederlanden verbrannte man zwar Luthers Schriften auf offenem Markte, Luther wurde aber durch den Beifall des übrigen Deutschlands so kühn gemacht,

daß er einen entscheidenden Schritt that, und sich feierlich vom Gehorsam gegen den Papst und von dem Zwange der alten Kirche lossagte. Er berief die Lehrer und Studenten Wittenbergs vor das Elsterthor, und überlieferte daselbst auf einem offenen Platze die **Bulle** des Papstes und die canonischen Rechtsbücher dem Feuer, am 11 December 1520.

Capitel 332.

Die reformirte Partei.

Der Feuerherd der Reformation blieb Wittenberg, wo Luther rastlos dem herbeiströmenden Volk Predigten hielt und Streitschriften erließ. Neben ihm wirkte der sanfte und gelehrte **Melanchthon**, der feurige und schwärmerische **Karlstadt**. An sie schlossen sich alle, die der neuen Lehre huldigten. Am meisten Eingang fand sie im nördlichen Deutschland, von wo sie nach England und Skandinavien hinüber drang. Die Rauhigkeit des Nordens macht die Gemüther nüchterner, verständiger, und entfremdet sie dem allzu sinnlichen Papismus. Darum warfen die Nordländer den katholischen Gottesdienst zuerst wieder von sich, wie sie ihn am spätesten angenommen.

Aber auch im südlichen Deutschland hallte Luthers kräftige Stimme wieder. Auch in der **Schweiz** trieb man unverschämten Ablaßkram, und wie Luther in Wittenberg, so trat der Prediger **Ulrich Zwingli** in Zürich dagegen auf, 1519. Wie Luther vom sächsischen Kurfürsten, so wurde Zwingli von dem Rath der Stadt Zürich gegen den Papst in Schutz genommen, und bald huldigten die meisten *Städte und Landschaften* der niedern Schweiz der neuen Lehre, während die *alten Hirtenvölker* im Hochgebirge noch fest und treu dem alten Glauben anhingen. Zwingli war besonnen, verständig, kalt, Luther hitzig und gewaltthätig. Beide haben sich nie befreundet, doch jeder hat an seinem Platz nach allen Kräften gegen die alten Mißbräuche gewirkt.

Die Prediger und Schriftsteller thaten das Meiste für die Reformation, und allen voran stand **Luther**, der begeisterte Redner. Jedes Wort dieses Helden war ein Flammenschwert, ein Blitz, und traf das Innerste des Gegners, wie des Zweifelhaften. Nach allen Seiten waren seine Blicke gerichtet, er schrieb an den Papst, an den Kaiser, an den Adel, an das Volk, jeglichen mahnend an seine Pflicht in dieser aufgeregten Zeit, von jedem fordernd, der Christenheit und dem deutschen Vaterlande eine bessere Zukunft zu gründen. Christliche Freiheit und Ehre der deutschen Nation waren die Wahlsprüche, die er dem Volke gab. Er schrieb lateinisch an die Mächtigen und Gelehrten, **deutsch** an das Volk. Nie hatte man so gewaltigen Klang aus deutscher Brust vernommen, nie war der Strom der Volkssprache so voll, reich, klar und stürmisch geflossen. Luthers Begeisterung erhob die seit der schwäbischen Zeit ermattete deutsche Sprache plötzlich wieder, und begründete zuerst das Hochdeutsch der neuern Zeit. Diese Sprache Luthers aber wirkte mit Zaubergewalt auf die Seelen. Er verglich sie selbst mit einer großen Posaune, womit er die papiernen Mauern Roms umblasen wollte.

Gelehrte hatten den Ton angegeben, und das Volk stimmte ein. Die gedrückten Bauern hofften von der neuen christlichen Freiheit ein glücklicheres, ehrenvolleres Loos, die Bürger waren bereits aufgeklärt genug, um mit Ueberzeugung Luthern beizustimmen. Die Ritter, der niedere Adel sah in der Reformation ein Mittel, wieder zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Sie haßten Fürsten und Geistliche, von denen sie unterdrückt wurden, und in Franken und Schwaben,

wo sie noch ein großes Uebergewicht hatten, erhoben sich ihrer viele und boten Luthern ihr Schwert an, vor allen Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten. Selbst von den Geistlichen waren viele der Reformation geneigt, weil sie dadurch dem Klosterzwang und Cölibat zu entkommen hofften. Kurz alle niedern Stände, das eigentliche Volk, war größtentheils für Luthern. Der päpstliche Gesandte selbst schrieb, er habe auf seinem ganzen Wege durch Deutschland immer drei Stimmen für und nur Eine gegen die neue Lehre vernommen.

Die Fürsten nahmen Anfangs keinen thätigen Antheil an der Reformation. Ihre Stellung erlaubte ihnen nicht, rasch zu handeln. Die Politik gebot ihnen, erst die Ereignisse abzuwarten, um dann Vortheil daraus zu ziehen. Ueberhaupt aber wurden sie von keinem innern Drange der Wahrheitsliebe oder Frömmigkeit getrieben. Sie lebten ruhig im alten Glauben, ihr Hauptinteresse war die Politik, und die übrige Zeit widmeten sie der Jagd und andern Vergnügungen. Erst als die Reformation einen bedenklichen Fortgang nahm, wurden einige Fürsten im Herzen ergriffen und verwandelt, und erklärten sich aus Ueberzeugung für Luther, und andere thaten dasselbe aus Politik.

Capitel 333.

Karl V.

Während das Volk auf diese Weise mit der Reformation beschäftigt war, lag der Politik der großen Mächte nichts Dringenderes ob, als die neue Kaiserwahl, weil davon das europäische Gleichgewicht abhing.

Das mächtigste Haus der Christenheit war Habsburg geworden. Max starb 1519, sein einziger Sohn Philipp schon 1506. Dieser hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, wovon der älteste nach dem Recht der Erstgeburt alle habsburgischen Länder erbte. Da aber auch Ferdinand der katholische 1516 kinderlos gestorben war, so erbte Karl zugleich ganz Spanien und Neapel, denn er war der Sohn Philipps und Johannens, der Tochter Ferdinands und Isabellens. Und da die Spanier um diese Zeit in America große Eroberungen machten, so herrschte Karl auch in dem neuen Welttheile jenseits des atlantischen Oceans, und rühmte von sich, daß die Sonne in seinen Reichen niemals unterginge. Nichts war natürlicher, als daß er nach der Kaiserkrone strebte, die sein Großvater getragen. Er war aber noch jung, und klug genug, einzusehen, daß sein Glück Neid und Furcht erwecken und die Politik aller andern europäischen Mächte gegen ihn waffnen müßte. In den Niederlanden erzogen, war er sowohl den Deutschen als den Spaniern noch neu, und er mußte sich erst in der Meinung seiner eignen Unterthanen befestigen. Von Natur mit einem feinen Verstande begabt, und über seine Jahre zurückhaltend und besonnen, beschloß er vorsichtig zu Werke zu gehen, und sein Wahlspruch war: nondum, noch nicht! Dahinter verbarg er aber weitaussehende Plane des Ehrgeizes. Die Oberherrschaft in Europa war das Ziel, das er verfolgte.

Franz I, schon ein Held, als Karl kaum dem Knabenalter entwuchs, eben so ehrgeizig, doch minder besonnen und minder mächtig, trat Anfangs mit Habsburg kühn in die Schranken, und strebte selbst nach der Kaiserwürde. Lag die deutsche Krone in seiner Wagschale, so konnte er Habsburg das Gleichgewicht halten. Als ihm dieß aber mißlang, sah er sich in der Mitte zwischen Deutschland und Spanien, von Habsburg wie von einem Riesen umschlungen, und auf bloße Vertheidigung beschränkt.

Die Deutschen harrten auf einen neuen Kaiser. Ueberall waren Unruhen ausgebrochen, der Fehdegeist erwachte, die Willkür hatte keinen Zügel. Die wichtigsten Fehden waren die des Bischofs von Hildesheim und des Herzogs Ulrich von Würtemberg gegen ihre Landstände, da diese sich gegen ihre tyrannische Gewalt empört hatten. Der Bischof bezwang seinen Adel. Der Herzog Ulrich aber, der es sogar wagte, die Reichsstadt Reutlingen zu seinem Herzogthum zu schlagen, wurde vom schwäbischen Bund überwunden und aus dem Lande gejagt. Dieser Wütherich hat drei Landtagsdeputirte, die ihn an seine Pflicht mahnten, die Brüder Breuning und Voigt, aufs grausamste foltern lassen, und den Ritter Hans von Hutten, dessen Frau er zuvor verführt, auf der Jagd mit eigner Hand erstochen. Außerdem verlangten die Unruhen der Reformation nicht minder einen kaiserlichen Schiedsrichter, und alle Parteien, die politischen wie die religiösen, waren auf den Ausgang der Kaiserwahl höchst gespannt.

Jeder suchte die Wahl zu seinem Vortheile zu leiten, da der Ausgang aber ungewiß war, so suchte sich jeder auch im Fall des Mißlingens den Rücken zu decken. Der Papst fürchtete Karls Uebermacht und arbeitete gegen ihn, hütete sich aber doch, ihn zum offenbaren Feinde zu machen. Die Kurfürsten hatten gleiche Ursache, sich vor Franz wie vor Karl zu fürchten, weil jeder von beiden Kronbewerbern stärker war, als sie. Sie trugen daher dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen den kaiserlichen Purpur an; dieser aber war zu verständig, um nicht einzusehen, daß die schwache Macht seines Hauses Karln und Franz gegenüber ihn an einer würdigen und kraftvollen Handhabung des Reichsregiments verhindern würde, und er schlug die Krone standhaft aus. Franz wurde verworfen, weil er zu ehrgeizig schien und kein Deutscher war, und so fiel die Wahl auf Karl, zumal da er sich ziemlich demüthig bezeigte und sich eine strenge Capitulation gefallen ließ, worin die Fürsten ihre Rechte gegen den Kaiser sorgfältig verwahrten. Karl V wurde gewählt 1519, er konnte aber erst 1521 aus Spanien nach Deutschland kommen.

Capitel 334.

Der Reichstag in Worms.

Den neuen Kaiser zu empfangen, die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen, und hauptsächlich auch die lutherische Sache zu entscheiden, wurde nach Worms 1521 ein großer Reichstag ausgeschrieben, auf dem alle Fürsten und Stände des Reichs und zahllose Volksmassen zusammenströmten. Karl V erschien und flößte durch sein stolzes und gnädiges Aeußere, durch hohen und milden Ernst, durch überlegenen Verstand und freundliche Herablassung eine allgemeine Ehrfurcht ein. Da die Spanier gegen die Herrschaft des deutschen Fremdlings schwürig waren, und sein zurückgesetzter Nebenbuhler Franz sich feindlich rüstete, war Karln alles daran gelegen, das Vertrauen der Deutschen zu gewinnen, und im Reich Frieden und Einigkeit zu erhalten. Der neue Religionsstreit kam daher sehr ungelegen. Er glaubte die lutherische Ketzerei leicht ersticken zu können, da er sah, daß die Mächtigen des Reichs noch keinen Antheil daran genommen hatten, und er durfte zugleich hoffen, sich durch Unterdrückung der Ketzerei den Papst zu befreunden. So wenig erkannte der sonst sinnreiche Kaiser seine Zeit. Hätte Karl in die Geschichte zurückgeblickt, sich der langen Kämpfe gegen die Hierarchie und zuletzt hauptsächlich der Hussiten erinnert, hätte er die Stimmung der Völker beachtet, so hätte es ihm klar werden müssen, daß die Reformation unvermeidlich sey, und

anstatt sich in ein Bündniß mit dem Papst gegen die Reformation einzulassen, hätte er sich nur selbst an die Spitze der Reformation stellen dürfen, um zu seiner ungeheuer ausgedehnten Hausmacht auch noch die Liebe der Völker zu gewinnen, und das in Wahrheit zu werden, was er werden wollte, ein neuer Karl der Große.

Der Kaiser gedachte die lutherische Sache ohne Aufsehen zu beseitigen. Er wollte es mit dem sächsischen Kurfürsten nicht verderben, und glaubte, der unbedeutende Mönch werde vor der stolzen Reichsversammlung von selbst in sein Nichts zurückschwinden. Darum wurde Luther nach Worms beschieden.

Seine Freunde warnten ihn, er aber ging getrost und dichtete unterwegs das schöne Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!" Als er Worms von ferne sah und man ihn noch einmal zurückhalten wollte, rief er: „Und wenn so viel Teufel darin wären, als Ziegel auf den Dächern, so ginge ich doch hinein!" Seine Reise und seine Ankunft in Worms glich einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und hörte seine Predigten. In Worms selbst erregte seine fromme und begeisterte Zuversicht eine lebhafte Bewunderung. Man sah ihn von Gefahren umringt, man dachte an Huß, und er gewann unvermerkt die Herzen. Besonders gefiel den Rittern sein tapferer Muth, und selbst die Fürsten versagten ihm ihre Theilnahme nicht, während sie im Begriff waren, ihn der Politik zu opfern.

Luther mußte vor die glänzende Reichsversammlung allein hineintreten und sich vertheidigen. Er that es mit Bescheidenheit und Würde. Er wollte seinen Lehren abschwören, wenn man sie aus der heiligen Schrift widerlegen könnte; könne man aber dieß nicht, so sey seine Lehre auch die wahre christliche, die er ewig bekennen werde. Die Versammlung ließ sich aber darauf nicht ein, sondern verlangte unbedingten Widerruf. Es lag ihr alles daran, die lästige Sache so schnell als möglich abzuthun, und da Luther den Widerruf unerschrocken verweigerte, so beschloß man, ihn sofort in Acht und Bann zu thun. Dieses Verfahren erregte aber einige Gährung, über Nacht fand man einen Zettel in der Stadt angeschlagen, worin gedroht wurde, 400 Ritter hätten geschworen, Luthern zu rächen. Dieß trug dazu bei, die Versammlung zu bewegen, daß sie Luthern nochmals anhörte. Man drohte Luthern, man wollte ihn bestechen, man legte ihm ans Herz, wie viel sein Widerruf zum Frieden des Reichs beitragen würde, aber Luther blieb standhaft. Seine letzten Worte in der Reichsversammlung lauteten: „es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Concilium, noch dem Papst allein nicht, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widerlegt haben), und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

Zwar wurde nun Luther wirklich in Acht und Bann gethan, doch das kaiserliche Geleit wurde nicht gebrochen, und er konnte Worms frei verlassen. Der Eindruck aber, den sein Heldenmuth auf alle Gemüther gemacht war mächtiger als Acht und Bann. Selbst viele Fürsten fühlten sich ergriffen, und dachten jetzt erst der neuen Lehre nach und wurden bald ihre eifrigsten Anhänger. Friedrich der Weise that aber das Beste für Luther, indem er ihn unterwegs gefangen nahm und auf sein festes Schloß, die Wartburg, führen ließ, um ihn den Nachstellungen aller seiner Feinde zu entziehen.

Auf demselben Wormser Reichstag hatten die Fürsten **hundert Beschwerden deutscher Nation** gegen den Papst vorgelegt, aber solche fürstliche Refor-

mationen fielen immer zwischen zwei Stühlen durch, weil sie das Uebel nicht bei der Wurzel angriffen. Zu stolz, um sich Luthern anzuschließen, mußten sie sich gefallen lassen, daß ihre Beschwerden verlacht wurden. Jetzt zumal verband sich der Kaiser mit dem Papst gegen Frankreich, und wollte mithin seinem Bundesgenossen nichts geschehen lassen. Dagegen legte der Kaiser dem Reichstag den Entwurf seiner neuen peinlichen Halsgerichtsordnung (die sogenannte Carolina) vor, und kaufte dem schwäbischen Bund, der seine Kriegskosten gern bezahlt gehabt hätte, Würtemberg um 220,000 Gulden ab. Auch wurden auf diesem Reichstage die sogenannten Römermonate oder das dem Kaiser (unter dem alten Titel der Römerfahrten) von den Reichsgliedern zu stellende Contingent bestimmt.

Während seiner Anwesenheit in Deutschland verheirathete der Kaiser seine Schwester Maria mit dem jungen König Ludwig von Ungarn und Böhmen, den Sohn des Wladislaw, und seinen Bruder Ferdinand, der in Deutschland zurückblieb, mit Ludwigs Schwester Anna. Ludwig hoffte dadurch den Beistand des mächtigen Kaisers gegen die Türken, der Kaiser aber hoffte, falls Ludwig keine Kinder hinterließe, Ungarn und Böhmen wieder mit Habsburg zu vereinigen.

Capitel. 335.

Karls V Uebergewicht in Italien.

Von Worms eilte der Kaiser nach Spanien, wo ein großer Volksaufstand ausgebrochen war, weil die Spanier sich an das habsburgische Regiment und an den Einfluß der von Karl mitgebrachten Niederländer nicht gewöhnen konnten.

Sodann schloß Karl ein Bündniß mit Heinrich VIII von England, und ließ die Franzosen zugleich von England und Italien aus angreifen. Franz I verlor seinen tapfern Feldherrn Bayard durch den Tod, und einen andern, seinen Vetter, den Connetable Karl von Bourbon wußte er nicht zu schätzen, mißhandelte ihn durch Hofintriguen und machte, daß er endlich zum Kaiser überging. Auch brachte Karl V damals seinen Lehrer Adrian von Utrecht unter dem Namen Adrian VI auf den päpstlichen Stuhl. Dieser aber lebte nicht lange, sein Nachfolger Clemens VII hielt sich neutral, und die übrigen italienischen Staaten fürchteten sich ebenfalls mehr vor dem starken Kaiser, als vor dem König von Frankreich. Dieß kam Franz I zu Statten, und an der Spitze der allzeit kriegslustigen französischen Jugend und der tapfern Schweizer kam er 1525 nach Italien. Der Kaiser hatte den Angriff nicht erwartet, es stand nur ein wenig zahlreiches Heer in Ober-Italien, Spanier unter Pescara, deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg. Die Franzosen waren viel stärker. Der Kaiser selbst war entfernt und auch Bourbon damals nach Deutschland gegangen. Dennoch griffen die Kaiserlichen muthig an. Bei Pavia kam es am 21 Februar 1525 zu einer großen Schlacht, worin die 15,000 deutschen Landsknechte den Sieg erfochten. Sie schlugen zum ersten Mal die Schweizer aus dem Felde, und als diese geflohen waren, wurde unter den Franzosen ein Blutbad angerichtet, das um so fürchterlicher war, als König Franz aus Ehrgeiz nicht fliehen wollte. Er wurde daher zuletzt selbst gefangen genommen.

Dieser glänzende Sieg aber stürzte Karln in neue Gefahren. Alles fürchtete jetzt mehr als je seine Uebermacht, und arbeitete ihm entgegen. Heinrich VIII verließ ihn, und verband sich mit Frankreich; die Italiener, den Papst an der Spitze, ja selbst Franz Sforza, den Karl in Mailand hergestellt, alle handelten gegen Karl,

und suchten sogar den treuen Pescara zum Abfall mit dem ganzen Heere zu verlocken. Karl hielt es unter diesen Umständen für gerathen, sich den Frieden durch eine Versöhnung mit dem gefangenen Franz zu sichern. Er schloß mit ihm den Frieden zu Madrid, 1526, worin Franz seinen Ansprüchen auf Italien entsagte, Ruhe gelobte, und dagegen die Freiheit erhielt. Da der Papst aber noch fortfuhr, feindselig zu handeln, so traf ihn eine schwere Rache. Das kaiserliche Heer unter Bourbon und Frundsberg war gegen den Papst erbittert, und es mangelte ihm an Sold. Darum zog es, ohne Karls ausdrücklichen Befehl abzuwarten gegen Rom, um den Papst zu züchtigen und gute Beute zu machen. Rom wurde mit Sturm genommen, dabei aber Bourbon erschossen. Die Soldaten plünderten die Stadt, doch rühmen italienische Geschichtschreiber das Betragen der Lutheraner, die im Heer waren. Der Papst floh in die feste Engelsburg, wo er eingeschlossen blieb, bis er sich mit einer großen Geldsumme loskaufte, 1527.

Mittlerweile brach der König Franz sein Wort, verband sich mit England gegen Karl, und schickte ein neues Heer nach Oberitalien und eine Flotte unter dem mit ihm verbundenen Dogen der Republik Genua, Andreas Doria, gegen Neapel. Das durch Ausschweifung und Seuchen geschwächte kaiserliche Heer unterlag, plötzlich aber ging Doria zu Karl über, weil er es für Genua vortheilhafter achtete, mit dem mächtigen Kaiser, als mit Frankreich verbunden zu seyn. Die Franzosen wurden aus Italien vertrieben, und Franz sah sich abermals zu einem Frieden in Cambray gezwungen, 1529.

Capitel 366.

Unruhen in Deutschland.

Während Karls Abwesenheit gerieth Deutschland in gewaltige Gährung. Das Edict des Wormser Reichstags hatte die Reformation verdammt, und Luther war verschwunden. Doch war seine Partei schon so zahlreich und mächtig, daß man sich sogar nicht scheute, in Worms selbst noch in des Kaisers Gegenwart Luthers verbotene Schriften zu drucken. Seine Freunde hielten ihn für verloren, doch nicht sein Werk, und setzten es eifrig fort. Da ihnen aber das Haupt fehlte, und die neue Lehre noch nicht genug ausgebildet war, und jeder sie nach seiner Fähigkeit und Meinung auslegte, alle insgesammt aber in Erwartung großer Dinge begeistert und erhitzt waren, so entstand ein allgemeines wildes Durcheinanderwogen und Rauschen in Deutschland, wie wenn der Sturm beginnt den Spiegel des Meeres zu brechen, und noch keine regelmäßige Strömung erfolgt.

Die Gelehrten suchten der neuen lutherischen Lehre Uebersicht und Klarheit zu geben, und die verworrenen Begriffe des Volks darüber aufzuklären. Melanchthon verfaßte die Hauptartikel der christlichen Lehre, die sehr viel zum Einverständniß der Partei beitrugen, und eine Grundlage ihres Systems bildeten, die sogenannten loci communes. Ulrich von Hutten fuhr fort gegen den Papst zu schreiben. Luther selbst aber that das Meiste. Auf der Wartburg unter dem Namen eines Ritter Georg lebend, und zuweilen in der Umgegend jagend, verwandte er seine beste Zeit auf seine deutsche Bibelübersetzung, die nicht nur die heilige Schrift allem Volk zugänglich machte, und die Sache der Reformation unermeßlich förderte, sondern auch für alle Zeiten ein unsterbliches Sprachwerk bleiben wird, und auf die unsre ganze neuere hochdeutsche Literatur gebaut ist. Dieses deutsche Bibelwerk wurde der Fels, auf dem die neue Kirche sich gründete.

Die

Die Schwärmer und Ungelehrten wollten noch viel weiter gehen als Luther, den Katholicismus nicht reformiren, sondern ausrotten, und die kirchliche Freiheit auch auf die politische ausdehnen. Im Hintergrund lag die durch die Apokalypse verheißene Zerstörung der großen Babel (die Kirche) und der Untergang der vielen Könige (die weltlichen Herren), an deren Stelle das neue Jerusalem und das tausendjährige Reich der Heiligen, ein Reich der brüderlichen Eintracht kommen sollte. Solche Schwärmer erhoben sich zuerst in Zwickau unter den dortigen Handwerkern, sie kamen aber bald auch nach Wittenberg, und an ihrer Spitze begann Karlstadt den Bildersturm und zerstörte alle Bilder und allen Schmuck der katholischen Kirchen. Auch Thomas Münzer predigte damals schon sein neues Reich.

Luther fürchtete, der Unfug dieser Menschen werde seine Lehre vergiften, die Vernünftigen von ihr abwenden, und ihren Gegnern Vorschub leisten. Er verließ also die Wartburg und trat unerwartet in Wittenberg auf, wo der Herd der Unruhen war. Acht Tage lang hielt er donnernde Reden von der Kanzel, und stillte die Unruhen durch den Sieg seines Wortes, 1522. Dadurch gewann die gemäßigte Partei wieder die Oberhand, Luther blieb am Ruder der Reformation und setzte sein Werk rüstig fort. Die Gewalt, die er über das Volk ausübte, und seine Mäßigung befreundete ihm die Fürsten, und machte sie immer geneigter, an seiner Hand thätig in die Reformation einzugreifen.

Die Unruhen waren aber nur beschwichtigt, und brachen an einem andern Ort wieder aus. Eine so gewaltige Gährung der Gemüther konnte durch Worte nicht besänftigt werden, sie mußte in Thaten sich austoben, zumal da die Politik mit ins Spiel kam. Die Ritter strebten gegen die Fürstenmacht an, und sahen in der Reformation ein Mittel sich zu verstärken. In der allgemeinen Unruhe sammelten sich leicht die Unzufriedenen unter die Fahne eines kühnen Ritters oder Priesters, und wer ein Parteigänger seyn wollte, fand überall Anhang, so Karlstadt und Thomas Münzer. Unter den Rittern aber war es vorzüglich Franz von Sickingen, der, von glühendem Fürstenhaß beseelt, 12,000 Krieger zusammenbrachte, und das Kurfürstenthum Trier eroberte. Aber sein Handstreich war voreilig, und die verbündeten rheinischen Fürsten schlugen ihn, und schlossen ihn auf seiner festen Burg Landstuhl ein, wo er in der Vertheidigung umkam, 1523. Da wurden seine Schlösser gebrochen, die er selber die Burgen der Gerechtigkeit genannt hatte. Aber die Fürsten von Hessen, Pfalz und Trier begnügten sich damit nicht, sondern fielen auch über die Burgen des mit Sickingen verbündeten fränkischen Adels her, und vernichteten die Macht desselben für immer. Ruhig sah der schwäbische Adel, ruhig sahen die Städte zu.

Auch in Norddeutschland erhob 1528 ein kühner Ritter, von Minkwitz, gegen den Bischof von Lebus eine blutige Fehde, und ein Berliner Bürger, Kohlhaas, der von den Fürsten beleidigt worden war, stellte sich an die Spitze einer Bande, und bekriegte auf eigene Faust den sächsischen Kurfürsten, 1523. Ein brandenburgischer Ritter, von Hacke, hatte sich nicht lange vorher den Spaß gemacht, sich von Tilemon, einem Unterbedienten des Ablaßkrämers Tetzel, der mit einer schweren Casse aus Berlin kam, einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde geben zu lassen, hatte ihn dann unterwegs überfallen, ihm die Casse geraubt und gesagt: das sey eben die Sünde, die er habe begehen wollen.

Capitel 337.

Aufstände der schwäbischen und fränkischen Bauern.

Nachdem der Adel vereinzelt gegen die Fürsten gekämpft, erhoben sich ebenso vereinzelt die Bauern. Auch sie waren durch die Bewegung der Zeit aufgerüttelt. Sie hörten Luthern von christlicher Freiheit reden, und verstanden darunter nicht bloß die Glaubensfreiheit, sondern auch die politische. Ihre Lage hatte sich seit einem Jahrhundert sehr verschlimmert. Der Adel hatte sein Bestes der Kirche vergabt, und war durch den Hofdienst und zunehmenden Luxus zu größern Ausgaben genöthigt. Für alles dieß entschädigte er sich beim Bauer durch Vermehrung der Feudallasten aller Art. Dazu kamen die Mißhandlungen durch die Landsknechte und Söldner, die von der Bauern Gut lebten, ferner der Wildschaden, die Verheerung der Felder durch die unvernünftige Jagdlust, und endlich noch die Plackerei der neuen Amtsstuben, der langwierigen papiernen Rechtspflege, der Aussaugung durch Processe. Auch die Behandlung der Bauern hatte sich verschlimmert, der Stolz der Ritter auf ihre Tapferkeit ging je mehr und mehr in einen Hochmuth des Adels auf seine Geburt über, und hatte man früher den Bauer noch als einen dienenden Bruder, als einen Landsmann, nur von niedrerem Range betrachtet, so sah ihn der Adel jetzt schon als ein fremdes Wesen, mit dem er nichts gemein habe, und nicht selten als ein bloßes Vieh an. Die allgemeine Sittenrohheit des Zeitalters machte diesen Hochmuth vollends unerträglich. Diese Rohheit war aber eine Wirkung der wälschen Praktik und römischen Verderbniß, welche die Deutschen auf linkische Weise nachzuahmen strebten, eine gewisse Modesucht, die sich in Brutalität gefiel, und die Folge der Vergessenheit aller großen vaterländischen Ideen und Interessen. Wen der große Gedanke des Vaterlandes nicht aufrecht erhält, wer einseitig nur auf seinen Stand, auf seine Privatbeschäftigung gewiesen ist, wie sollte der nicht zum Barbaren werden! Selbst wenn er gebildet ist, fällt er den egoistischen Lastern der Civilisation anheim. Ohne Vaterland gibt es keine edle Gesittung.

So wurde der deutsche Bauer, der Nachkomme des freien stolzen Germanen, zu einer dem Zustande des Thiers sich nähernden Sklaverei und Verächtlichkeit herabgedrückt, und es war ihm nicht einmal mehr gegönnt, sich in die Städte zu flüchten, denn die Annahme neuer Pfahlbürger war aufs strengste untersagt, und die Städte waren bereits in die Trägheit des Reichthums versunken, und anstatt den Bauern beizustehen, äfften sie dem Adel nach, und sahen hoffärtig auf sie herab.

Die Klagen der Bauern wurden überall auf fränkischer und schwäbischer Erde laut, sey es, daß hier die größere Zahl der kleinen Herren die Knechtschaft noch drückender machte, sey es, daß hier unter den Bauern selbst noch mehr altgermanischer Geist lebte. Vor allem scheint die Nähe der Schweiz auf sie gewirkt zu haben. Seit dem Aufstande der Bauern gegen den Abt von Kempten 1460 waren noch viel ähnliche gefolgt, 1471 im Bisthum Würzburg, wo Pfeifer Häns lein allen Unterschied der Stände aufheben, und die Menschen zu Brüdern machen wollte, aber ergriffen und verbrannt wurde; 1492 in den Niederlanden, wo 40,000 Bauern sich erhoben, in ihren Fahnen einen Käse und ein Brod führten (daher sie Käsebröder hießen), aber vom Adel besiegt wurden; in demselben Jahr abermals in Kempten; 1500 in der Abtei Ochsenhausen; 1502 im Bisthum Speier, wo der Bauernschuh im Gegensatz gegen den ritterlichen Stiefel zum ersten Mal zum Feldzeichen erhoben und der Bundschuh genannt wurde, mit der Losung: „Was ist das für ein Wesen? wir können vor

den Pfaffen nicht genesen;" 1505 bei Bruchsal; 1515 bei Freiburg im Breisgau, wo die Bauern erklärten, sie wollten außer Papst und Kaiser keinen Herrn; 1514 im Remsthal, wo die Bauern gegen die Bedrückungen des Herzog Ulrich von Würtemberg den Bund des armen Konrad (d. h. der Bauern, die keinen Rath mehr wissen) stifteten. Zu Beutelspach nahmen sie das neue Maaß und Gewicht, das der Herzog zu ihrem Schaden verringert, trugen es ans Wasser, und ließen ein Gottesurtheil entscheiden: Hat der Herzog Recht, so sollen die bleiernen Gewichte oben schwimmen, hat er Unrecht, so sollen sie untersinken. Darauf erhob sich ein blutiger Aufstand im ganzen Lande, der aber wie die frühern von der Herrenmacht mit jeder erdenklichen Grausamkeit und Härte unterdrückt wurde, worauf das Loos der Bauern sich nur noch verschlimmerte. Im folgenden Jahr 1515 standen auch die Bauern in Kärnthen auf, doch alle diese Empörungen wurden unterdrückt.

Als die Reformation ausbrach, lag der Gedanke sehr nahe, daß der Sturz der Hierarchie auch den des Feudalsystems nach sich ziehen müsse. Papst Adrian VI sprach dieß geradezu aus: „mit der geistlichen Obrigkeit wird man anfangen, und mit der weltlichen beschließen." Die Geschichte rechnet in solchen Dingen nach Jahrhunderten, die Menschen aber wollen ungeduldig schon beim ersten Keime die Frucht pflücken. Es scheint nicht möglich, daß zwei so ungeheure Emancipationen, die kirchliche und politische, zugleich hätten zu Stande gebracht werden können. Wenn die ganze Kraft des Jahrhunderts auf Einen Gegenstand gerichtet ist, muß sie den zweiten nothwendig vernachlässigen. Die Bauern wurden im Stich gelassen, weil die Reformatoren es für eine Verunreinigung ihres heiligen Werkes hielten, die Fragen des ewigen Heils mit denen des zeitlichen zu vermischen, oder vielleicht, weil sie fürchteten, das Volk könnte ihnen die Reformation ganz aus den Händen winden und in eine Revolution verwandeln, wobei sie dann nichts mehr zu thun gehabt hätten. Die Bauern wurden ferner in Stich gelassen von den Städten, weil die Bürger damals fast ausschließlich mit der kirchlichen Frage beschäftigt waren, weil sie selbst in politischer Hinsicht wenig zu klagen hatten, und weil die Standesvorurtheile damals viel verbreiteter waren, als irgend eine politische Einsicht oder Voraussicht. Von diesen beiden Seiten verlassen, in Dummheit und Rohheit aufgezogen, in Waffen ungeübt, was konnten die Bauern der mächtigen Aristokratie und ihren Landsknechten gegenüber Großes ausrichten? Man darf nicht vergessen, daß die zahlreich um Sold dienenden Landsknechte, obgleich selbst ursprünglich Bauernjungen, sich für viel vornehmer hielten als die Bauern, und ihren Stolz darein setzten, sie zu mißhandeln.

Indeß, die Bauern drückte ihr Schuh, und sie erhoben ihn zum Feldzeichen, hoffend, daß ihre ungeheure Masse ersetzen werde, was ihnen an Geschick abginge. Zuerst 1522 standen sie im Hegau auf, den goldnen Schuh im Banner mit dem Wahlspruch: „Wer frei will seyn, der folge diesem Sonnenschein." Sie wurden überwunden, und noch einmal 1524, aber im folgenden Jahre wurde der Aufstand allgemein.

Capitel 338.

Die zwölf Artikel der Bauern.

Im Frühjahre 1525 erneuerten zuerst die Bauern der Abtei Kempten, dann die in Algau und Hegau die Empörung, und sammelten sich 18,000 Mann unter Baldringer. Der vertriebene Herzog Ulrich wollte diese Gelegenheit be-

nutzen, sein Land wiederzuerobern, und warb 15,000 Schweizer, aber der schwäbische Bund erkannte sogleich die Gefahr, und ließ es sich viel kosten, um die Verbindung der Schweizer mit den Bauern zu verhindern. Die Schweizer nahmen das Geld und ließen den Herzog im Stich. Es war ihnen kein Ernst, den schwäbischen Bauern zu helfen, denn auch sie, obgleich selbst Bauern, machten aus ihrer Freiheit bereits ein Monopol und gönnten sie ihren Nachbarn nicht. Dieß war ganz im Geiste der Zeit, in der man sich des Egoismus nicht einmal schämte, weil es an Einsicht fehlte, die Dinge aus einem größeren Gesichtspunkt anzusehen.

Der schwäbische Bund machte große Rüstungen unter Anführung des Georg Truchseß von Waldburg, eines eingefleischten Bauernfeinds, und dabei sehr bigotten Papisten. Aber in ganz Oberschwaben standen die Bauern auf, und schlossen sein noch nicht zahlreiches Heer bei Weingarten so ein, daß er, um nur davonzukommen, ihre Treuherzigkeit mißbrauchte, und sie durch trügerische Versprechungen zu einem Vertrage brachte. Sie zeigten sich sehr mäßig, sandten ihre Forderungen in 12 Artikeln ein, und wählten ein Schiedsgericht, das aus dem Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, dem Kurfürsten von Sachsen, Luther, Melanchthon und einigen Predigern bestehen, und dem ihre Klage vorgelegt werden sollte.

Die 12 Artikel verlangten 1) die Bauern sollen sich ihre Pfarrer selbst wählen, und diese sollen das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern sollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben, und von dessen Ueberschuß das gemeine Wesen und die Armen versorgt werden sollen; 3) die Leibeigenschaft soll als gottlos für immer abgeschafft seyn; 4) Jagd, Vogel- und Fischfang soll frei seyn wie die Luft; 5) der Wald und das Holz soll dem Bauer ebenfalls frei stehn; 6) die Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden; 7) der Bauer soll dem Herrn nur durch einen freien und festen Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet seyn; 8) der Zins von den Lehngütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit an den Herrn abgeben und umsonst arbeiten müsse; 9) das Recht soll nach einem festen, alten Gesetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindgüter an sich gerissen, soll sie dem gemeinen Wesen zurückstellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen soll gänzlich aufgehoben seyn, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) diese Artikel soll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen.

Die Fürsten lachten natürlich über die Einfalt der Bauern, die ein Schiedsgericht für möglich hielten, worin Luther neben dem Erzherzog Ferdinand sitzen sollte. Luther selbst wollte nichts von den Bauern wissen. Er theilte ein wenig die Abneigung emporgekommener Männer gegen ihren frühern Stand. Gegen einen Herrn von Einsiedel, der sich in seinem Gewissen bewogen fand, ihn zu fragen, ob denn nicht die Bauernschinderei wirklich eine Sünde sey, äußerte er ganz offen: „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen seyn, sonst werde er übermüthig." Vielleicht ging aber diese Härte weniger aus seinem Gemüth, als aus seiner Politik hervor. Er glaubte, die Reformation durch die Fürsten eher durchsetzen zu können, als durch den rohen Pöbel, und darum ergriff er jede Gelegenheit, um in demselben Grad gegen die Fürsten servil zu erscheinen, in welchem er der Kirche gegenüber liberal war. Als nun die armen Bauern in ihrer dummen Ehrlichkeit sich an ihn wandten, erklärte er ihnen: „daß die Oberkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keinen Rotterei noch Aufruhr, denn die Bosheit zu strafen gebührt nicht einem Jeglichen, sondern nur

der Oberkeit." Man weiß nicht, was die Bauern dieser Logik entgegengesetzt haben. Anstatt aber, wie er sie schließlich ermahnte, den linken Backen darzureichen, nachdem sie auf den rechten geschlagen worden, machte sie so viel Hohn wüthend, und der Aufruhr entbrannte in noch weit größerm Umfang als zuvor.

Capitel 339.

Der helle Haufen.

Kaum war ein Monat seit dem falschen Friedensschlusse des Truchseß verflossen, so standen die Bauern in der ganzen Runde von Schwaben und Franken auf bis nach Lothringen westlich, und Salzburg östlich. Im März erschien der bekannte Karlstadt in Rothenburg an der Tauber, und sogleich erhoben sich die Bauern. Mergentheim, der Sitz der sehr unpopulären deutschen Ordensritter, wurde geplündert. Die Grafen von Hohenlohe wurden gezwungen, sich den Bauern anzuschließen, die zu ihnen sagten: Bruder Albrecht und Bruder Georg, ihr seyd nimmer Herren, sondern Bauern, wir sind die Herren von Hohenlohe! Den großen fränkischen Bauernhaufen führte Ritter Geyer. — Gleichzeitig bildete der Schenkwirth Metzler im Odenwalde ein „christlich evangelisches Heer," und ein ähnliches Jäcklein Rohrbach bei Heilbronn. Diese zogen zusammen und nannten sich „den hellen Haufen Odenwalds und Neckarthals." Viele Herren und Ritter traten zum Schein zu ihnen über, um Leben und Güter zu retten. Wer es nicht that, dessen Schloß wurde geplündert und eingeäschert. Die erbitterten Bauern sagten, wenn sie die Schlösser und Klöster beraubten: „haben wir lange genug hineingeführt, können wir auch einmal herausführen." Eine Menge Herren hatten sich in die Stadt Weinsberg geworfen, und wollten weiter fliehen, als die Bauern mit Macht heranrückten. Die Bürger aber ließen sie nicht heraus, sondern schrieen: „wollt ihr uns allein in der Brühe stecken lassen?" Ein Theil der Bürger scheint mit den Bauern einverstanden gewesen zu seyn, denn die Vertheidigung war so lässig, daß die Bauern bald eindrangen, einige der Ritter erschlugen, und die übrigen gefangen nahmen. Viele fremde Bauern wollten menschlich seyn, halfen auch einigen Gefangenen insgeheim durch, aber die Bauern der Umgegend, die unmittelbar unter jenen Herren gestanden hatten, wollten ihre Rache sättigen, Jäcklein Rohrbach und sein Haufe gaben keine Gnade. „Die Müßiggänger sollen nicht leben" hieß es, und so wurde der Graf von Helfenstein mit 70 Edeln „durch die Spieße gejagt," wozu ein Pfeifer aufspielte.

Als Luther diese Gräuelthat erfuhr, schrieb er „wider die stürmenden Bauern" eine Schrift, darin er alle Welt aufforderte, die Bauern „zu würgen, zu stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtschlagen muß." Erasmus in Basel war der Einzige, der damals an Luther zu schreiben wagte: „du erkennst die Bauern nicht an, und doch ist ihr Aufruhr dein Werk." Dafür übergoß ihn aber Luther mit Hohnreden.

Unterdeß brach Metzler gegen den Main auf, und zwang den Kurfürsten Albrecht von Mainz, die 12 Artikel anzunehmen. Dann vereinigte sich der helle Haufe mit den Franken in Würzburg am 7 Mai, und während sie das feste Schloß dieser Stadt belagerten, traten ihre Häupter zusammen, um über die Zukunft zu berathen. Der helle Haufen hatte unterwegs den Ritter Götz von Berlichingen aufgehoben, und mit Gewalt zum Feldherrn gemacht. Götz mit der eisernen Hand (die er so gut wie eine von Fleisch und Beinen brauchte)

war Sickingens Freund gewesen, ein Todfeind der Fürsten, aber zu adelig, um es mit den Bauern gut zu meinen. Karlstadt, der Bilderstürmer von Wittenberg, war zwar anwesend, wurde aber von den Bauern wenig geachtet. Metzler hatte gesunden Verstand, Geyer war brutal. Der klügste von allen war Wendel Hipler, früher in Diensten des Hauses Hohenlohe, von dem er Unrecht gelitten zu haben glaubte. Dieser Mann hatte hohe Ideen und praktisches Talent, aber eben deßhalb war er dem rohen Bauernvolke schon zu vornehm. Vergeblich suchte er, von Götz und Metzler unterstützt, die Bauern zu bewegen, die Capitulation der Würzburger Veste anzunehmen. Dadurch hätten sie sich eine langwierige Belagerung ersparen, und den Fürsten, die ringsumher rüsteten, zuvorkommen können. Aber Geyer wollte der Besatzung keine Gnade geben, und die Masse der Bauern gefiel sich, einstweilen von der Beute der Schlösser und Klöster zu prassen. Daher war es auch umsonst, daß ein großer Bauernrath zu Heilbronn niedergesetzt wurde. Man faßte hier allerdings weitaussehende Plane. Hipler, Locher und Schikner entwarfen eine neue Reichsverfassung, voll Mäßigung und weiser Verfügungen. Die Kirche sollte bestehen, aber reformirt werden. Das Reich sollte bestehen, aber es sollte der Bauernstand auch eine Stimme neben dem Bürgerstand, Herrenstand und geistlichen Stand erhalten. Die Feudallasten sollten abgeschafft und die Herren dafür durch die geistlichen Güter reichlich entschädigt werden. Maaß und Gewicht sollte im ganzen Reich gleich, die Zölle ermäßigt, der Verkehr möglichst frei werden. Endlich sollte die gänzlich verkümmerte und entartete Rechtspflege im Reich gründlich gebessert werden. Dieß war der höchst billige und weise Vorschlag, der von den Repräsentanten des Bauernstandes in Heilbronn ausging.

Aber die Bauern erkannten ihre eigenen Deputirten nicht an, und folgten keinem ihrer Rathschläge. Leicht gelang es bösen Buben, sich der rohen Menge zu bemeistern. Schon seit Jahrhunderten zur Bestialität erzogen, brach diese in ihrer ganzen Unbändigkeit hervor. Rieth Hipler, so wurde ihm thierisch ins Gesicht gelacht, befahl Götz, so gehorchte man nicht, denn der Bauer wollte selbst Herr seyn. Sie ließen sich weder schaaren, noch in den Waffen üben. Die Bauern jedes Dorfes blieben beisammen, um zu plündern und zu schwelgen. Das erbeutete Geschütz konnte nicht bedient werden. Die wenigen verständigen Anführer verloren zuletzt alle Geduld mit diesem Volk. So sehr waren die Enkel der tapfern Alemannen entartet, daß sie in ungeheurer Anzahl und zum Kühnsten entschlossen, doch nur einen blinden, unbehülflichen, beinahe wehrlosen Haufen bildeten. Sie stehen nur darum in der Geschichte so tief unter den Hussiten, weil sie sich keiner militärischen Zucht unterwarfen.

Capitel 340.

Niederlage der Bauern.

Außer dem großen Heere, das vor dem Würzburger Schlosse lag, hatten sich noch eine Menge anderer Bauernheere gebildet. Kaum war der erste Haufen des Neckarthals nach Franken abgezogen, so bildete der Bauer Feuerbacher einen neuen aus 25,000 Mann. Er zwang sogar Stuttgart, ihm Mannschaft zu stellen, und als die geängstigte österreichische Regierung in Würtemberg einen Landtag versprach, wies er dieß höhnisch zurück: „auf Landtagen landtage man nit, als daß man Geld geben müsse.“ Diese Bauern waren sehr wild,

tanzten im Meßgewand um die Altäre, und zerstörten unter vielen andern Schlössern auch den ehrwürdigen Hohenstaufen. Andere Haufen bildeten sich im Bisthum Speier, wo die Weine des Bischofs ausgetrunken wurden, und in der Rheinpfalz, wo Neustadt an der Hardt von den Bauern mit gewaffneter Hand genommen wurde. Kurfürst Ludwig fand für gut, ihnen nachzugeben, hielt persönlich in dem Dorfe Forst eine Zusammenkunft mit ihnen, und versprach ihnen die Abstellung aller ihrer gerechten Beschwerden auf einem Landtage, worauf sie friedlich auseinander gingen. Aber die Bauern trauten den fürstlichen Worten nicht durchaus, im Craichgau bildete der Pfarrer Eisenhut einen neuen Haufen, der sich durch keine Unterhandlungen auflösen lassen wollte, sondern ins Elsaß den dort aufgestandnen Bauern zu Hülfe zog.

Herzog Anton von Lothringen war einer der ersten unter den Fürsten, welcher sich gegen die Bauern waffnete, und im Namen der Religion ein Glaubensheer gegen sie aufbrachte, das aber gerade aus den ruchlosesten Buben, nämlich aus den damals müßigen Söldnern bestand, welche die französisch-englischen Kriege ausgefochten hatten. Ein Haufen von 30,000 Elsaßer Bauern hatten den Bischof von Straßburg aus seinem Schloß Zabern vertrieben, dahin richtete Anton seinen fanatischen Zug; 6000 Bauern, die ihm begegneten, wurden nach einem verzweifelten ungleichen Kampfe geschlagen, die übrigen schloß Anton in Zabern ein. Unvermögend sich hier zu halten, handelten die Bauern um freien Abzug. Sie erhielten ihn, und mußten dagegen ihre Waffen niederlegen. Als sie aber aus den Thoren zogen, fielen die beutelustigen Söldner treulos über sie her, unter dem Vorwande, Ketzern und Aufrührern dürfe man das Wort nicht halten. Da wurden 18,000 wehrlose Bauern niedergestochen. Diese Schandthat empörte selbst die übrigen Fürsten, und sie weigerten sich, mit Anton gemeine Sache zu machen. Der Herzog ging also in sein Land zurück, aber 26,000 Bauern verrannten ihm bei Saarweiler den Paß, und er mußte sich mit großer Anstrengung durch die erbitterten Landbewohner durchschlagen.

Mitterweile rückte der zornmüthige Truchseß mit dem Aufgebot des schwäbischen Bundes von der Donau heran, und schlug die würtembergischen Bauern, die sich unter Anführung des Schenk von Winterstetten gesammelt hatten, bei Böblingen, wobei ihrer 8000 erschlagen wurden. Dann zog er gen Weinsberg, steckte die Stadt und mehrere Dörfer sogleich in Brand und nahm furchtbare Rache an den Einwohnern und Gefangenen. Unter einer Menge Hinrichtungen war die schrecklichste die des Pfeifers, der den 70 Rittern bei ihrer Hinrichtung aufgespielt hatte. Der Truchseß ließ ihn mit einer langen Kette an einen Baum binden, und trug eigenhändig Holz herbei, das in einem weiten Kranz um den Baum gelegt wurde, und durch dessen langsames Feuer der Gequälte erst nach vielen Stunden sein Leben endigte.

Die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier, an die sich alle geflüchteten Bischöfe und Herren anschlossen, besiegten die rheinischen Bauern, die nach der Niederlage der Elsäßer entmuthigt waren. Dann zog dieses Heer eilig herbei, sich mit dem Truchseß zu vereinigen und Würzburg zu entsetzen. Bei Königshofen trafen sie ein kleines Bauernheer, das sich aber sehr tapfer wehrte, wobei der Truchseß selbst verwundet wurde. Tausend Bauern von Götzens Armee kamen diesem zu spät zu Hülfe, verschanzten sich aber in einer alten Burg, und widerstanden mit dem kühnsten Heldenmuth, bis sie alle unter den Streichen des überlegnen Bundesheeres fielen. Dann zogen die Fürsten weiter gegen Würzburg, aber hier hatte die Nachricht von so vielen Niederlagen, der Zwist und die Unentschlossenheit der Anführer, und die feige Flucht Götzens, der aus Scham oder Ueberdruß, weil er die Bauern verachtete, bei Nacht davon ging, bereits

allen Widerstand vereitelt. Die Bauern zerstreuten sich wie eine Heerde ohne Hirten, und ließen sich einzeln morden, wo man sie antraf. Die Edelleute verließen sie alle, bis auf den Ritter Geyer, der allein aushielt, und bei Würzburg auf dem Felde das Leben ließ. Die Fürsten zogen in Würzburg ein, und unterwarfen ganz Franken. Ueberall traf die Bauern die grausamste Rache. Vor allen that sich der Bischof von Würzburg hervor, der in eigner Person, von Scharfrichtern umgeben, durch sein Land zog, und die Empörer schaarenweise köpfen ließ. Auf ähnliche Weise verfuhr der Deutschmeister in Mergentheim, der den Scharfrichter aus Heidelberg (weil der mildere Kurfürst Ludwig ihn nicht brauchte) in Sold nahm.

Noch aber war nicht alles gethan. Die kräftigen Bergbewohner am Bodensee und im Bisthum Salzburg waren auch aufgestanden, und noch unbesiegt. Rasch wandte sich der Truchseß gegen das Oberland, aber bei Kempten umzingelten ihn die Bauern in einem Engpaß, und hätten ihn vielleicht vernichtet, wenn ihm nicht der kaiserliche Feldherr Frundsberg mit einem frischen Heere zu Hülfe gekommen wäre, und wenn die Bauern nicht Mangel an Waffen gelitten hätten. Sie unterwarfen sich daher freiwillig, und erhielten gute Bedingungen.

Im Salzburgischen gelang es den Bauern, unter der Anführung des tapfern Gaismaier, den Grafen von Dietrichsstein mit 5000 Oesterreichern in Schlamingen zu überrumpeln und niederzumachen, als aber die Herzoge von Bayern und Frundsberg gegen sie zogen, wurden sie endlich überwunden. Gaismaier entkam über die Alpen, und wurde mit einer Schaar seiner Getreuen von den Venetianern aufgenommen, die übrigen aber litten das traurigste Schicksal. Der Erzbischof von Salzburg, wie denn die Geistlichen am grausamsten sich zeigten, ließ die Bauern theils hinrichten, theils mit unerschwinglichen Abgaben belasten, und um nur eins anzuführen, jedem, der nicht acht Gulden zahlen konnte, was für einen Bauer der damaligen Zeit viel war, das Haus über dem Kopfe anzünden.

Capitel 341.

Thomas Münzer.

Zu gleicher Zeit, alles im Sommer 1525, war auch Thüringen in Aufruhr, doch hatte hier die Bauernempörung einen andern, mehr religiösen Charakter, als im Oberlande. Thomas Münzer trat als Prophet auf, und behauptete, wie Moses mit Gott selbst Unterhaltungen zu haben. Er wollte das Volk Gottes herstellen und predigte vollkommne Gleichheit der Rechte und des Besitzes unter allen Menschen, weil alle Brüder seyen. Dieß bewirkte, daß ihm viel armes Volk zulief, und es gelang ihm, sich zum Meister der Stadt Mühlhausen zu machen, von wo aus er seine Welteroberung beginnen wollte, als ihm, wie er vorgab, Gott befahl, ins Feld zu rücken. Ganz Thüringen und Hessen ließ sich von ihm bethören, die niederdeutschen Fürsten aber, und vor allen der tapfre Landgraf Philipp von Hessen rüsteten mit Macht, und boten bei Frankenhausen den Münzerischen eine Schlacht. Münzer versicherte die Bauern, indem er auf einen Regenbogen am Himmel wies, ein Wunder werde geschehen, und Gott selbst den Feind verderben; darum standen die Bauern fest und wichen nicht, indem sie sich morden ließen, und immer noch auf das Wunder warteten. Als es aber nicht erschien, und sie ihren Propheten, der sich für unverletzlich ausgegeben, verwundet sahen, flohen sie davon, und gegen 5000 blieben auf dem Platz. Münzer selbst wurde gefangen und nebst den Haupträdelsführern hingerich-

richtet. Auf dem Blutgerüst beschwor er noch die Fürsten, milde gegen die Bauern zu verfahren. In einem zu Mühlhausen gedruckten Manifest nannte er sich Thomas Münzer „mit dem Hammer“ und forderte das Volk auf: „liebe Gesellen, laßt uns das Loch weiter machen, auf daß alle Welt sehen und greifen mög, wer unsere großen Hansen sind, die Gott also lästerlich zum gemalten Männlein gemacht haben.“ Er war weit entfernt von der Mäßigung und den praktischen Forderungen der oberdeutschen Bauern, und hätte, wenn die Bauern gesiegt hätten, wahrscheinlich eine Partei gebildet, wie die Waisen im Hussitenkriege, denn Ausrottung aller Sünden und ein Regiment der Heiligen bei vollkommen brüderlicher Gleichheit war sein Ziel.

Die Folgen des Bauernkrieges waren sehr traurig. Ueber 100,000 Bauern wurden erschlagen oder hingerichtet, und die Knechtschaft, aus der sie sich hatten befreien wollen, wurde seitdem noch viel drückender. Man saugte sie systematisch aus und drückte sie in noch härtere Leibeigenschaft hinab, um ihnen für immer den Muth zu nehmen. Vergeblich hatten sie einen zeitgemäßen Vorschlag gemacht, die Feudallasten abzulösen und die Herren vermittelst des Kirchenguts zu entschädigen. Die Herren raubten das Kirchengut, aber die Bauern behielten ihre Lasten. Wendel Hipler, eines bessern Looses würdig und einer der besten Köpfe des Jahrhunderts, starb im Kerker.

Capitel 342.

Einmischung der Politik in die Reformation.

Während jener Bauernkämpfe war ganz Deutschland in Gährung, aber zum Theil von ganz andern Gedanken bewegt. Die Pfaffen und Gelehrten zankten sich um den Glauben, die Fürsten dachten darüber nach und beriethen sich, welche politischen Vortheile sie aus dem Anschließen an die Reformation oder aus dem Kampfe gegen dieselbe ziehen könnten.

Als bloße Nebensache ist der Federkrieg Luthers gegen den König von England, Heinrich VIII, und gegen Erasmus zu betrachten. Heinrich wollte gelehrt scheinen, trotz seines Schimpfens aber, was Luther noch gröber erwiderte, reformirte er doch sein eigenes England. Erasmus, obgleich ein großer Förderer der Reformation, hatte einen solchen ästhetischen Ekel vor der Grobheit Luthers, und wurde von diesem so beleidigt, daß er endlich gegen ihn schrieb, wodurch er sich aber in den Augen der reformirten Partei sehr herabsetzte. Endlich muß auch der edelmüthige Versuch des Papstes **Adrian VI**, eine Reform der Kirche von oben einzuführen, als bloße Nebensache angesehen werden, denn der gute Papst starb bald, und hätte auch, wenn er leben geblieben wäre, die von Grund aus verdorbene Kirche nicht bessern können.

Die Hauptsache, um die sich alles in jener Zeit drehte, war die **Politik Luthers**. Indem der große Reformator mit Beseitigung des Volks **die Reformation lediglich zu einer Sache der Fürsten machte**, drückte er derselben einen ganz eigenthümlichen Stempel auf. Er vermied dadurch die demokratischen Ausschweifungen, welche der hussitischen Sache den Untergang gebracht hatten, er verschaffte, da die Fürstenmacht gegenüber sowohl dem Volk nach unten, als dem Kaiser nach oben schon befestigt war, der Reformation leichtern Eingang; aber er unterwarf sie zugleich auch allen Wechselfällen der Politik, und entweihte sie durch die Einmischung der wälschen Praktik, die sich der religiösen Aufregung als einer neuen Waffe in ihrem Sinn bediente. Die Religion **hörte**

auf Zweck zu seyn, sie wurde Mittel der weltlichen Politik. Als Luther 1522 von der Wartburg zurückkehrte, fand er in Wittenberg eine ausschweifende Menge, gegen die er predigen mußte, und die ihm eine gerechte Besorgniß vor der Zukunft einflößte, wenn die Reformation nur in die Hände des Pöbels und einiger Fanatiker, wie Karlstadt und Münzer fallen sollte. Als in demselben Jahre auch der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, ihn freundschaftlich besuchte und ihm entdeckte, daß er, um sich zum erblichen Herzog von Preußen zu machen, den Orden aufheben und lutherisch werden wollte, da sah Luther, wie viel für seine Sache durch die Fürsten auf die leichteste Weise zu erringen sey, und von dem wilden Volkshaufen abgestoßen, von den gnädigen Fürsten angezogen, entschied er sich ehrlich und mit der ganzen Energie seines Charakters für die Sache der letztern, wie er im Bauernkriege und nachher bei jeder Gelegenheit bewährte.

Viele Fürsten mußten bei der Reformation ihren Vortheil finden. Die Einziehung der Kirchengüter war eine große Lockung. Ueberdieß entzogen sie sich dadurch nicht nur der kostspieligen Vormundschaft Roms, sondern gewannen auch einen neuen Stützpunkt gegen den Kaiser. Endlich war es klug, da die Sache schon so weit gediehen war, die Reform zu fördern und eine Bewegung, die man nicht mehr hemmem konnte, wenigstens zum eignen Vortheil zu leiten. Nur Eine Furcht hielt die Fürsten zurück, nämlich die Furcht vor dem Volk und seinem Freiheitsschwindel. Sobald ihnen aber Luther seine Garantie gab, daß sie davon nichts zu besorgen hätten, sobald Luther das weltliche Fürsteninteresse mit derselben Wärme vertheidigte wie seine Glaubenssache, entschloß sich bald ein großer Theil, die Reformation anzunehmen. Als Clemens VII 1524 den Cardinal Campeggio nach Deutschland schickte, um den Geist Luthers zu beschwören, wurde er vom Volk verhöhnt. Die Stimmung war überall der Sache Luthers günstig, und die Fürsten, die sich schnell dafür entschieden, gewannen die Liebe des Volks.

Der Kaiser war damals noch mit den italienischen Händeln beschäftigt, wozu noch ein neuer großer Angriff der Türken kam. In der blutigen Schlacht bei Mohacz 1526 fiel König Ludwig von Ungarn. (Unter den Gefangenen wurde ein Herr von Löwenstein mit seinem Diener, einem treuen Ungarn, zusammengekettet, und der letztere hieb sich den gefesselten Fuß ab, daß sein Herr leichter fliehen könnte.) Der Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder, erbte vertragsmäßig die ungarische und böhmische Krone. Die neue Sorge des Hauses Habsburg, sich der Türken zu erwehren, hinderte den Kaiser, sich der Reformation in Deutschland ernsthaft zu widersetzen. Er mußte den Fürsten schmeicheln, daß sie seinen Bruder unterstützten, und sofern er den Papst ganz in seine Hand bekommen wollte, war ihm die Reformation als ein Mittel, den Papst beständig zu schrecken, sogar nicht ungelegen.

Capitel 343.

Die neue Kirche.

Nachdem Luther sich entschieden von der römischen Kirche losgerissen, stiftete er eine neue abgesonderte Kirche und gab ihr eine bestimmte Form. Vor allem hob er die Trennung der Priester von den Laien auf, im Sinne der Hussiten, ließ das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen, und befähigte jeden Laien zum Priesteramt, doch nicht ohne vorhergehenden theologischen Unterricht und obrigkeit-

liche Bestätigung. Auch die Ohrenbeichte und alle aristokratischen Monopole der Pfaffen hob er auf und vergönnte ihnen dagegen wieder die Freiheit, die sie so lange entbehrt hatten, durch Aufhebung des Cölibats. Im Sinne der deutschen Bischöfe aus Heinrichs IV Zeit erklärte er die Ehelosigkeit für natur- und schriftwidrig, und gab den Geistlichen das Beispiel, indem er 1525 eine liebenswürdige junge Nonne, die Katharina von Bora, zur ehelichen Hausfrau nahm. Durch eine große Kirchenvisitation in Kursachsen reinigte er die Klerisei, durch seinen berühmten Catechismus half er den ersten Bedürfnissen der damals unglaublich unwissenden Lehrer und Schüler ab, durch eine Sammlung von Kirchenliedern gab er der neuen Kirche einen musikalischen Schmuck, und ersetzte dadurch, was er ihr an Bildern und äußerer Pracht entriß. An die Stelle der vielen Ceremonien setzte er die Predigt, als die Hauptsache des Gottesdienstes.

Als Friedrich der Weise, der ihn immer hatte gewähren lassen, ohne sich persönlich der neuen lutherischen Form zu fügen, 1525 starb, nahm dessen Bruder und Nachfolger, Kurfürst Johann, öffentlich die neue Lehre an. Dasselbe that der feurige Landgraf Philipp von Hessen, dessen Beispiel und Aufmunterung bald viele andere Fürsten nach sich zog. Nun erklärte sich auch der Hochmeister Albrecht öffentlich für die Reformation, und ihm folgten seine Vettern Georg und Casimir in der fränkischen Markgrafschaft, während der Kurfürst Joachim von Brandenburg fest an Rom hing und durch den gelehrten Wimpina von Frankfurt an der Oder aus gegen Luther eifern ließ. Zugleich nahmen die Städte Nürnberg, Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Frankfurt a. M., Straßburg Luthers Lehre an. Dann folgten die Herzoge Barnim von Pommern und Heinrich von Mecklenburg, die welfischen Herzoge Philipp, Otto, Ernst und Franz von Braunschweig, mit Ausnahme des eifrig papistischen Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel, der Ascanier Wolfgang von Anhalt, und die Grafen von Mansfeld. Alle diese deutschen Fürsten und Städte schlossen zu Torgau 1526 ein Schutzbündniß. Auch Schweden nahm schon 1527 die Reformation an, da der tapfere Gustav Wasa dieses Land von der Tyrannei des Dänenkönigs, Christian des Bösen, befreite. Bald darauf wurde dieser Wütherich auch von den Dänen entsetzt, worauf auch hier 1537 die Reformation eingeführt wurde. In England geschah das Nämliche, nur in eigenthümlicher Form, die neue sogenannte anglicanische Kirche behielt äußerlich die bischöfliche Hierarchie bei, in welcher nur der König die Stelle des Papstes vertrat, nahm aber dabei die lutherischen Dogmen an.

Dieß waren durchaus nordische Fürsten und Völker. Dieselben Völker, die am spätesten Rom unterworfen worden waren, rissen sich auch wieder am frühesten davon los. Hierbei hat die kältere, verständigere Natur der Nordländer unstreitig mitgewirkt, sodann aber auch die Entfernung von Rom, die es den abfallenden Fürsten leichter machte, ihre politischen Zwecke durch den Uebertritt zu erreichen. Je näher an Rom, je schwieriger war es, sich davon loszureißen.

Da diese Zwecke der Fürsten sehr verschieden waren, so bestand freilich unter ihnen noch kein Zusammenhang. England, Schweden, Dänemark handelten für sich. Selbst unter den deutschen Fürsten herrschte noch keine Einigkeit. Philipp von Hessen wollte eine große politische Rolle spielen, wollte erobern, dem Kaiser das Widerspiel auf deutschem Boden halten, und hätte sich recht gut zu einem reformirten Gegenkaiser geeignet. Aber in Sachsen widerrieth Luther jede Feindseligkeit gegen den Kaiser, weil er wohl voraussah, daß Uneinigkeit unter den weltlichen Fürsten dem Papst nützen würde, und weil er hoffte,

der Kaiser werde endlich doch den Vortheil einsehen, den ihm die Reformation gewährte, sobald er sich an die Spitze derselben stellen wollte.

Capitel 344.

Trennung der monarchischen Lutheraner von den republicanischen Reformirten.

Die Partei der Reformation zerspaltete sich in dem Augenblick, da Luthers Politik entschieden war. Alle wollten eine Kirchenverbesserung, aber Luther wollte neben der geistigen Freiheit keine bürgerliche aufkommen lassen, und das unterschied ihn von den Schweizern, die sich zuerst unter Zwingli in Zürich, dann unter Calvin in Genf erhoben hatten, so wie in den vielen kleinern Secten der Karlstadt, Münzer, der Wiedertäufer rc., die alle unter der christlichen Freiheit auch die politische verstanden. Der Streit über einzelne Dogmen, z. B. über das Abendmahl, wobei Luther an eine wirkliche Gegenwart des Fleisches und Blutes Christi, die Schweizer aber nur an eine symbolische Andeutung desselben glaubten rc., war im Grunde nur Nebensache, der eigentliche Unterschied war der politische. Luther wollte die Monarchie, jene wollten die Republik. Die freiere Denkweise in Glaubenssachen war den Schweizern, als einem freien Volke, natürlich, Luther aber bildete sich im Gegentheil ein, der politische Freiheitssinn sey nur eine Ausgeburt religiöser Irrlehren, ausschweifender Freigeisterei, mithin ein Werk des Teufels. Es ist merkwürdig, daß Zwingli und Calvin ihn sehr gut verstanden und seinem Verdienst volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, während Luther sie allezeit mißverstand und mißhandelte. Diese ganze Schweizerpartei, an die sich viele oberdeutsche Städte anschlossen, und die in den Niederlanden und Frankreich stark um sich griff, ging für Luther verloren, weil er sie zurückstieß, und eben so wenig konnte die große Theilnahme, welche sich für die Reformation in Böhmen, wo der alte hussitische Geist fortwirkte, in Polen, Ungarn und in allen süddeutschen Landschaften regte, seiner Sache nützen, weil es hier nur die Völker und nicht zugleich die Fürsten waren, welche reformirten, und weil Luther sich nicht mit Volksparteien, sondern nur mit Fürsten alliirte.

Da so viele norddeutsche Fürsten zu Luther übertraten, und man bei ihnen ein größeres Einverständniß vermuthete, als es wirklich der Fall war, so beriethen sich auch die katholischen Fürsten unter einander. Einer der eifrigsten Feinde Luthers war Herzog Georg von der albertinischen Linie in Thüringen. Der Canzler derselben, Herr von Pack, ein heimlicher Lutheraner, vertraute 1528 dem Landgrafen Philipp, die katholischen Fürsten hätten zu Breslau einen Bund geschlossen. Der hitzige Philipp brannte augenblicklich auf, sammelte ein Heer und wollte schon losbrechen, als ihn der bedächtigere Kurfürst Johann zurückhielt. Die Sache wurde inzwischen bekannt, die katholischen Fürsten läugneten alles, Pack scheint aber doch die Wahrheit gesagt zu haben, denn Philipp bestrafte ihn nicht, sondern entließ ihn in Gnaden, Georg aber ließ ihm auflauern, ihn foltern und enthaupten.

Im folgenden Jahre 1529 sollte der Reichstag zu Speier die Lutheraner schrecken. Die katholischen Fürsten nahmen eine sehr trotzige Miene an, und da sie die Stimmenmehrheit hatten, so setzten sie den Beschluß durch, daß alles weitere Reformiren untersagt sey, und alles in Kirchensachen in statu quo bleiben solle, bis zu einem künftigen Concilium. Die lutherischen Fürsten sahen sich dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, ihre Partei zu verstärken, legten also eine bündige Protestation ein, von welcher sie und die ganze lutherische Partei

den Namen der **Protestanten** erhielten, 19 April 1529. Der in Italien abwesende Kaiser ließ die Gesandten, die ihm diese Protestation überreichten, ins Gefängniß werfen.

Niemand verstand den Augenblick so gut als Landgraf **Philipp**. Erstaunt über die Langsamkeit, mit welcher die Reformation trotz der ihr so günstigen Stimmung fortschritt, und voll Zorn über die Bedenklichkeiten Luthers und des Kurfürsten, wollte er eine große Vereinigung **aller** Reformirten zu Stande bringen und dann rasch angreifen, überzeugt, daß ihm die Völker überall zujauchzen, daß die katholischen Fürsten gezwungen nachgeben würden. Aber sein Plan fand unüberwindliche Schwierigkeiten bei seiner eigenen Partei. Luther wollte um jeden Preis die Schweizer aus dem Bunde ausschließen. Vergebens verschwendete Philipp alle Vernunftgründe, vergebens veranstaltete er eine **Zusammenkunft Luthers mit Zwingli zu Marburg**, 1529. Mit Thränen in den Augen schied Zwingli von dem harten Sachsen, der entschieden dieses Bündniß zurückwies, wie es schien, bloß der Abendmahlslehre wegen, wahrscheinlich aber auch noch aus einem tiefern Grunde. Es ist bekannt, daß Luther ein Bündniß gegen den Kaiser aufs bestimmteste widerrieth, und vielmehr ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Rom noch immer hoffte. Er erklärte dem Kurfürsten Johann ausdrücklich: „Der Kaiser sey seine Oberkeit, und der dürfe man sich nach der Schrift nicht entgegensetzen." Darum billigte er auch sehr, daß der Kurfürst eifrig eine Vermählung seines Sohnes mit der Schwester des Kaisers, Katharina, betrieb.

Capitel 345.

Die Augsburgische Confession.

Karl V hatte nach dem Siege von Pavia und der Eroberung Roms die Angelegenheiten Italiens geordnet, sich zu Bologna (da Rom verwüstet war) krönen lassen, und sich mit dem Papst dergestalt vertragen, daß er den natürlichen Sohn desselben, Alexander von Medicis, mit seiner natürlichen Tochter Margaretha vermählte und zum Herzog von Florenz erhob. Mailand ließ er dem Franz Sforza. Die Franzosen schienen besiegt, nur die Türken droheten mit ernsten Gefahren, denn 1529 drang ihr Sultan **Soliman II bis vor Wien**, konnte aber die von ihren tapfern Bürgern vertheidigte Stadt nicht erobern. Der Kaiser erhob sich nun wieder nach Deutschland, um die Türkenhülfe anzusprechen. Auch dießmal also mischte sich wieder die Politik der Glaubenssache bei, und der neue **Reichstag zu Augsburg** 1530 versprach bei diesen getheilten Interessen keine gründlichere Entscheidung als der frühere von Worms.

Die Hoffnung Luthers und des sächsischen Kurfürsten wurde vollständig getäuscht, denn da der Kaiser sah, daß er ihnen nur zum Werkzeug dienen solle, so zeigte er sich sehr spröde, und verweigerte dem Kurfürsten nicht nur die Heirath, sondern sogar die übliche Belehnung mit der Kur. Luther, als noch in Acht und Bann befindlich, durfte nicht in Augsburg erscheinen. Dagegen ließ sich der Kaiser den Widerspruch der lutherischen Partei auch dießmal, wie einst zu Worms, gefallen, weil er die Zustimmung aller Fürsten zur Türkenhülfe brauchte. Die Protestanten trugen daher öffentlich vor dem Kaiser ihr von Melanchthon, eben so klar und kräftig, als mäßig und vorsichtig abgefaßtes Glaubensbekenntniß, die sogenannte **Augsburgische Confession** vor; die oberdeutschen Städte, die sich zu Zwingli bekannten, mußten ihr Glaubensbekenntniß abgesondert eingeben. Die Folge war, daß Graf **Wilhelm von Nassau** sich sogleich den Protestanten

anschloß, sobald er ihre Grundsätze kennen gelernt hatte, und daß der Kaiser selbst nur eine sehr schwache Gegenerklärung, eine sogenannte Confutation, zu Stande brachte, da es unmöglich war, trotz aller scholastischen Trugschlüsse und Redekünste, etwas Erhebliches gegen die Wahrheiten jenes Bekenntnisses zu sagen.

Da die Protestanten sahen, daß der Kaiser für ihre Sache nicht zu gewinnen sey, machten sie den sonderbaren Versuch, den Papst selbst auf ihre Seite zu bringen. Man kann aus diesem Schritte schließen, wie sehr es vorher den Sachsen Ernst gewesen war, sich des Kaisers zu versichern, denn wohl nur der Aerger über einen mißlungenen Versuch konnte diesen zweiten so ganz verzweifelten eingeben. Luther selbst ging so weit, dem Papst sagen zu lassen, er (Luther) wolle sein (des Papstes) Ansehen besser schützen, als der Kaiser, wenn er sich mit ihm vereinigen wolle. Aber Adrian VI hatte schon bewiesen, daß eine Reform von oben unausführbar sey, und wie einst Peter d'Ailly, so frug jetzt der Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang: „was wollt ihr an uns Pfaffen bessern, wir sind nie gut gewesen.“ Auch hielt der Cardinal Campeggio, als päpstlicher Unterhändler, die Protestanten nur hin, und diese sahen sich bald wieder auf sich selbst zurückgewiesen.

Landgraf Philipp, dem diese Besprechungen mit Kaiser und Papst gleich zuwider waren, weil er wußte, daß die Deutschen sich hinlänglich selber helfen könnten, wenn sie nur ein Herz faßten, verließ den Reichstag heimlich voller Ingrimm über seine schwachen Freunde, die zur Schwäche noch den Verrath fügten, indem sie den Reichstagsbeschluß, der die Zwinglianer ächtete, mit unterschrieben. Doch hatte er die Freude zu erleben, daß die beabsichtigte Versöhnung nicht zu Stande kam, denn nachdem die Protestanten lange genug vergeblich die Anerkennung ihrer Confession von Seite des Kaisers verlangt hatten, versagten sie auch ihm die Türkenhülfe, und der Reichstag ging in Feindschaft auseinander.

Nun traten 7 protestirende Fürsten, 2 Grafen und 11 Städte zu Schmalkalden in ein Bündniß zusammen, um sich gegen jeglichen Angriff mit den Waffen zu vertheidigen, 1531. Mehr als dieß aber bewog ein geheimes Einverständniß Bayerns mit Frankreich den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Karl wollte seinen Bruder zum deutschen König wählen lassen, und Bayern legte deßfalls seine alte Eifersucht gegen Habsburg an den Tag. Der Kaiser näherte sich nun wieder den Protestanten, und sobald Luther dieß sah, nahm er seinen alten Plan auf, ihn zu gewinnen, und rieth, ihm die Bedingungen so bequem als möglich zu stellen. So kam denn 1532 der Religionsfriede zu Nürnberg zu Stande, worin der Kaiser zwar den Protestantismus in statu quo anerkannte, aber nur bis zu einer künftigen Ausgleichung (wobei er sich also die Reaction und Unterdrückung noch immer vorbehielt), und mit strengem Verbot jedes künftigen neuen Reformirens, so wie endlich mit Ausschluß der Zwinglianer, die nochmals von ihren lutherischen Brüdern geächtet wurden. Damit zufrieden, leisteten die Protestanten die Türkenhülfe.

Capitel 346.

Glaubenskrieg in der Schweiz. Restauration Würtembergs.

In der Schweiz kam es mittlerweile zu heftigem Kampfe. Die Reformirten hatten ihren Hauptsitz in Zürich und Bern, und suchten die neue Lehre in den Alpen auszubreiten, die Hirtenvölker auf den Höhen aber hielten am alten Glauben fest, und das bisher treu verbündete Brudervolk trennte sich in blutigem Reli-

gionshaß. Auch hier ging es wie im übrigen Deutschland. Anfangs war die Reformation im Vortheil, dann faßten die Katholiken wieder Muth und gingen angriffsweise zu Werke. Die alten Kantone Schwyz, Unterwalden, Uri, Luzern und Zug rotteten sich zusammen und überfielen Zürich. Alle Bürger Zürichs, Zwingli selbst, eilten ihnen entgegen, aber bei Kappel siegten die Katholischen, und der edle Zwingli fiel in der Schlacht. „Welch ein Unfall ist dieß, rief er sterbend, doch wohlan, sie tödten den Leib und nicht die Seele!" Ein trügerischer Friede stillte diese erste Wuth. Glücklicher war Bern. Das ganze Waadtland verließ den alten Glauben, fiel von den Herzogen von Savoyen ab und begab sich in den Schutz der Stadt und Republik Bern, die es auch mit den Waffen siegreich behauptete, 1536. Zugleich wurde Genf durch Johannes Calvin reformirt und eine freie Stadt. Von hier aus drang die neue Lehre nach Frankreich, und ihre Anhänger daselbst wurden Hugenotten (Eidgenossen, Schweizer) genannt. Diese Hugenotten stürzten Frankreich in ungeheure Unruhen und Kämpfe, blieben aber zuletzt in der Minderheit und Frankreich blieb katholisch.

Höchst unzufrieden mit dem Nürnberger Vertrage, und nicht gemeint ihn lange zu halten, dachte Landgraf Philipp von Hessen nur auf eine Gelegenheit, einen Handstreich gegen die Katholischen auszuführen. Würtemberg gab sie ihm. Dieses im Bauernkriege arg mißhandelte, zum Lutherthum geneigte, aber von Oesterreich niedergehaltene Land hatte die Tyrannei des Herzogs Ulrich vergessen und wünschte ihn zurück, um wenigstens freie Religionsübung zu haben. Der hoffnungsvolle Sohn des vertriebenen Herzogs, Christoph, den der Erzherzog Ferdinand als Geißel mit sich führte, der mit gegen die Türken gefochten, und der jetzt nach Spanien gebracht werden sollte, damit Würtemberg desto sicherer bei Oesterreich bleibe, entfloh in den Tyroler Gebirgen mit Hülfe seines Lehrers Bifferuus und reclamirte aus einem sichern Versteck das Herzogthum seines Vaters. Der Vater selbst aber wurde vom Landgraf Philipp von Hessen in Schutz genommen. Dieser, zu einer That entschlossen, und seinen sächsischen Freunden mißtrauend, versicherte sich zuerst in einer Zusammenkunft mit Franz I zu Bar le Duc im Nothfall des französischen Schutzes, und brach sodann mit seinem Heer auf, den Herzog Ulrich in sein Herzogthum wieder einzusetzen. Der schwäbische Bund hatte sich eben damals aufgelös't, theils wegen der religiösen Zerwürfnisse, theils wegen des österreichischen Uebergewichts in Schwaben. Dieß kam dem Landgrafen zu statten, denn er hatte es nur mit den im Lande selbst sehr verhaßten Kaiserlichen zu thun. Als er hörte, dieselben seyen in Laufen (dem Städtchen), rief er lachend, wenn sie schon im Laufen sind, so werden wir bald fertig werden. Rasch griff er sie an und schlug sie. Herzog Ulrich zog in Stuttgart ein, 1534. Der Kaiser und Erzherzog Ferdinand wollten es nicht auf einen allgemeinen Krieg ankommen lassen, gaben also nach unter der Bedingung, daß der letztere als römischer König anerkannt würde, und daß Würtemberg ein österreichisches Lehen bleibe. Dieß wurde im Vertrage zu Kadan in Ungarn beschlossen. Durch einen andern Vertrag zu Linz söhnte sich auch Bayern mit der neuen Königswahl aus.

Da Würtemberg sich sogleich den Protestanten anschloß, und eine natürliche Verbindung zwischen den Lutheranern im Norden und den Schweizern bildete, so gaben sich der Landgraf, Melanchthon und die Baseler aufs neue alle Mühe, die in Marburg abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen und wo möglich alle Reformirten in einer großen Partei zu vereinigen. Dießmal war Luther nachgiebiger und billigte die von Melanchthon aufgesetzte Wittenberger Concordienformel, worin die Schweizer und Lutheraner sich in den wesentlichsten Punkten versöhnten. Doch blieb immer noch ein geheimer Groll zurück, und hatten die Zwinglianer nachgegeben, so traten die Calvinisten jetzt in desto schär-

fern Gegensatz mit den Lutheranern, und brachten alle freiern Geister, die sich nicht an die Satzungen Luthers binden ließen, auf ihre Seite, und bei diesen trat die politische Tendenz in ihrem Republicanismus entschieden hervor.

Capitel 347.

Städtische Unruhen. Die Wiedertäufer.

Alle Stände nach einander sollten an die Reihe kommen. Der geistliche Stand hatte die Reformation begonnen und in seinen eigenen Eingeweiden gewüthet, der Adel hatte sie einzeln für sich benützen wollen und war geschlagen worden, die Bauern hatten sie einzeln benützen wollen und waren geschlagen worden; die Städte, in denen die Gährungen nach Raum und Zeit noch mehr vereinzelt erschienen, mußten nun ebenfalls ihre Niederlage erleiden, denn es stand geschrieben, daß von allen Ständen die Fürsten allein die Vortheile der Reformation ernten sollten.

Nicht gerade in demselben Jahre, aber doch in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, brachen in vielen deutschen Städten Empörungen aus, wodurch hier das alte Geschlechterregiment durch Zunftherrschaft, dort aber schon wieder das Zunftregiment durch eine fanatische Demokratie des Pöbels ersetzt wurde. An einigen Orten, wie z. B. in Erfurt bei dem großen Aufruhr gegen den zu tyrannischer Gewalt gelangten Rathsherrn Kellner 1510 (das tolle Jahr genannt), und zu Lübeck 1537, wo der Bürgermeister Wollenweber hingerichtet wurde, weil er der schönen Königin von Dänemark die Insel Bornholm für einen Tanz hingab, hatten die Unruhen zwar eine locale und zufällige Veranlassung, im Allgemeinen aber war die ärmere Bürgerschaft und der Pöbel jetzt mehr als je zuvor zu Umwälzungen geneigt. Die Handwerker und der Pöbel in Gent erregten 1539 einen großen Aufruhr, den Karl V stillte. Die Einführung der Reformation ging in den meisten Städten mit einer Absetzung der Geschlechter oder oligarchischen Stadträthe und Einführung einer mehr demokratischen Vertretung Hand in Hand, daher auch später, als es zum Kriege kam, der Kaiser in allen unterworfenen Städten die Geschlechter wieder einsetzte.

Handwerker sind bei ihrer sitzenden Lebensweise mehr zur religiösen Schwärmerei geneigt, als alle andern Stände, daher gingen die Fanatiker immer von den Städten aus, zuerst 1521 von Zwickau in Sachsen, von wo sie nach Wittenberg drangen und sich dort mit Karlstadt verbanden, aber durch Luther ausgetrieben wurden. Dann sammelten sie sich unter Thomas Münzer in Mühlhausen und Frankenhausen. Auch hier ausgerottet, tauchte gleichwohl die Schwärmerei an vielen Orten wieder auf. Wie in der Schweiz durch Hubmaier, so vorzüglich in den Niederlanden breiteten sich die Wiedertäufer aus, welche die Taufe der unwissenden Kinder verwarfen, und erst durch eine zweite Taufe bei reifem Verstande geistig wiedergeboren zu werden, den „alten Adam" abzulegen und den „Gott im Fleisch" oder den „neuen Menschen" anzuziehen glaubten. Diese Wiedergeburt dehnten sie bald auch von Individuen auf die Gattung aus und verlangten eine gänzliche Umwälzung der Gesellschaft, ein Reich Gottes auf Erden, ein „neues Jerusalem." Daraus gingen die wahnsinnigen Gräuelscenen in Münster hervor.

Die Stadt Münster in Westphalen hatte sich schon 1525 der Reformation sehr geneigt gezeigt. Das Volk war wegen Schulden seines verstorbenen Bischofs gebrandschatzt worden; nun zog es in Masse vor das Rathhaus, verlangend, wenn nicht

nicht das Land, sondern nur der neue Bischof des alten Reichthümer erbe, so solle auch nicht das Land, sondern der neue Bischof die Schulden des alten übernehmen. Damals wurde der Tumult beschwichtigt, allein der Unfriede dauerte heimlich fort, und aus Haß gegen den Bischof hing das Volk gern jedem neuen Prediger an, der nach Münster kam; besonders erhielt der kraftvolle und beredte Rottmann großen Zulauf und gewann den größten Theil der Bürgerschaft für die Reformation, damals noch von dem Beifall des hessischen Landgrafen und der Wittenberger unterstützt. Der Bischof Erich befahl ihm, rein katholisch zu lehren, Rottmann ahmte aber Luther nach und sprach, ich werde fortpredigen, es sey denn, daß man mich aus der Schrift widerlege.

Da versammelten sich zu seiner Hülfe die Zünfte unter Knipperdolling, setzten die dem Bischof günstigen Geschlechter ab und einen neuen Rath von gemäßigten Männern ein, und führten Rottmanns Gottesdienst in allen Kirchen ein, 1532. Der Bischof sammelte neue Truppen und legte sich vor die Stadt. Die Nachbarn suchten Frieden zu stiften, besonders Philipp von Hessen hätte gern die Reformation in Münster siegen sehen, aber Luther hatte schon in Rottmanns Lehren etwas Schweizerisches ausgewittert, und gab die Münsterer auf, wie vorher die Bauern. In seinem Abrathungsschreiben grollt er über die „Zwinglianer, die sich immer in die politischen Sachen mischen und keck regieren wollen." Sobald Rottmanns Reformation den Charakter eines Widerstandes gegen die Obrigkeit annahm, verwarf er sie. Aber die Münsterer hatten damals, als er schrieb, am Thomastage 1532, noch keinen Exceß begangen. Erst als er sie aufgab und ihnen durch sein mächtiges Wort den Beistand der ganzen protestantischen Partei entzog, brachte sie die Verzweiflung zu Ausschweifungen. Die Mehrheit der Zünfte und der gemäßigte Rath erklärte dem Bischof noch einmal, die Stadt wolle, wenn sie irre, sich gern belehren lassen, aber man solle sie auch hören und unparteiisch richten. Das aber wollte der Bischof eben nicht. Vielmehr legte er die Münsterer, die er außerhalb der Stadt aufgriff, in Fesseln und trieb ihnen das Vieh weg. Da erst predigte Rottmann: „Legt die Werke der Finsterniß ab und die Waffen des Lichts an!" Die Bürger waffneten sich, und durch einen raschen Ueberfall bei Nacht nahmen sie fast alle Domherren, die in dem benachbarten Telgt schliefen, gefangen.

Nun war der Krieg offen erklärt. Man zerstörte den Schmuck der Kirchen, die Gemäßigten konnten wenig mehr ausrichten, die Schwärmer ergriffen das Ruder. Viel fremdes Volk, namentlich Wiedertäufer aus den Niederlanden, strömten herein, ein neugewählter Rath wurde das Werkzeug derselben, und bald ging alles bunt über, 1533.

Capitel 348.

Johann von Leyden.

Unter den in Münster eingewanderten Niederländern war Johann Bockelson, ein Schneider von Leyden, der neben seinem Handwerk die Dichtkunst getrieben, und viele Verse und Fastnachtsspiele verfertigt, dazu ein wollüstiges Leben geführt hatte, nachher aber ein fanatischer Wiedertäufer geworden war, und durch eine eben so reiche als verkehrte Phantasie vor allen seinen Genossen hervorragte. Dieser und der wilde Knipperdolling, der in Münster einheimisch war, rannten wie wahnsinnig durch die Gassen und schrien: Buße, Buße, Buße! Ihre Begeisterung theilte sich der Menge mit, überall standen Propheten auf und ent=

zückte Mädchen, die den Himmel offen und die Engel herabsteigen sahen (verführt durch den Glanz der goldenen Wetterfahnen auf den zahlreichen Thürmen der engen alten Stadt). Die Weiber tobten in Masse auf den öffentlichen Plätzen umher, alle in Verzückung aufjauchzend, in rasenden Tänzen oder wie todt dahingestreckt; besonders zeichneten sich dabei die Nonnen aus, die ihre Klöster verlassen hatten und sogleich die eifrigsten Wiedertäuferinnen geworden waren. Man sah unter ihnen Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern Westphalens, die von ihren Eltern und Verwandten vergeblich zur Rückkehr aufgefordert wurden. „Ihr seyd nicht unsere Eltern, riefen sie, denn ihr habt uns in die Häuser des Todes und der Hölle (die Klöster) begraben." Der Taumel der Weiber war so ansteckend, daß selbst Edelfrauen und Töchter der Umgegend ihre Männer und Väter verließen und nach Münster eilten, namentlich eine Frau von der Recke mit drei Töchtern. Dagegen flohen alle reichen Bürger und Altgläubigen aus der Stadt, unaufgehalten, mit Ausnahme des Stadtsyndicus Wyk, den man für den Rathgeber des Bischofs hielt, und als er fliehen wollte, hinrichtete. Matthison, der sich vorzugsweise das Prophetenamt anmaßte, wollte alle umbringen lassen, die nicht Wiedertäufer seyen, und nur Knipperdollings Fürsprache rettete sie. Nun wurden aber alle, die nicht schon geflüchtet waren, verjagt und ihre Güter eingezogen. Der Bischof rächte sich, indem er alle Wiedertäufer hinrichten und alle auswärtigen Güter der Münsterer einziehen ließ, so weit er sie habhaft werden konnte. Auch bekam er Hülfe von den benachbarten Fürsten und vermehrte sein Heer, die Münsterer aber rüsteten sich alle, selbst die kleinen Knaben übten sich täglich in den Waffen und thaten dem Bischof durch häufige Ausfälle Schaden.

Matthison, aus Harlem gebürtig, bekam eine himmlische Eingebung, daß alle Güter gemeinschaftlich seyen und von sieben Männern verwaltet werden sollten. Diese wurden gewählt, der alte Rath aufgelöſ't, und Einer, der zu murren wagte, sogleich hingerichtet. Alles Geld und Gut wurde nun zusammengeschleppt und zur Verfügung der heiligen Gemeinde gestellt; die eingelieferten Bücher ließ Matthison alle, mit einziger Ausnahme der Bibeln, verbrennen. Dann hatte dieser Narr den Einfall, allein vor das Thor zu gehen und die ganze feindliche Armee bloß durch die in ihm wirkende Allmacht Gottes zu schlagen; kaum aber erreichte er des Bischofs Soldaten, als ihn diese niederstießen, 1534.

Nun übernahm Johann von Leyden das Prophetenamt, und die Herrschaft. Knipperdolling wurde darüber eifersüchtig und bekam auch eine Vision „alles Hohe müsse erniedrigt werden." Sogleich trug man alle Kirchthürme ab, da die Arbeit aber gar zu schwierig war, ließ man es bei den Thurmspitzen bewenden und pflanzte auf den Kranz der abgekuppten Thürme Kanonen, die den Belagerern bedeutenden Schaden zufügten. Johann, um den Knipperdolling zu demüthigen, befahl ihm aus Auftrag des Himmels, der Scharfrichter der Gemeinde zu werden, und dieser mußte sich fügen. Dann ernannte er 12 Aelteste des Volks Gottes und organisirte die Gemeinde. Genuß und Arbeit wurde gleichmäßig vertheilt. Jedem war seiner Fähigkeit angemessen ein Tagewerk aufgelegt, und dafür ging er an den großen öffentlichen Tisch, der für beide Geschlechter abgesondert aufgeschlagen war, und holte sich Kleider, Schuhe und was er bedurfte bei den über alle Vorräthe wachenden Aeltesten. Jeder mußte gut gekleidet und gespeiſ't seyn, Bettler durfte es so wenig geben als Unthätige. Die Gemeinde zeigte den größten Eifer, besonders bei der Vertheidigung. Mehrere Stürme wurden abgeschlagen und glückliche Ausfälle gemacht. Einmal bestreueten sie den Boden heimlich mit Pulver und sprengten die Soldaten des

Bischofs in die Luft. Hilla, ein sehr schönes Mädchen, wollte die Judith nachahmen und ging allein hinaus, den Bischof umzubringen, wurde aber vor der That entdeckt und hingerichtet.

Die Weiber waren nicht nur am eifrigsten, sondern auch am zahlreichsten. Man zählte sechsmal mehr Weiber als Männer in der Stadt, so sehr waren sie von allen Seiten dem neuen wunderbaren Reich in Münster zugelaufen. Da fielen die Häupter der Gemeinde plötzlich auf den Gedanken der Vielweiberei, und Johann, Knipperdolling und selbst Rottmann predigten sie einstimmig, indem sie an das Beispiel des Abraham, David und Salomo erinnerten. Sie erklärten alle bisherigen Ehen für aufgelös't, und erlaubten jedem so viele Frauen zu nehmen, als er wollte. Das empörte alle, die ihre Weiber liebten und an die Heiligkeit der Ehe glaubten. Der Bürger Mollenheck stellte sich an die Spitze einer großen Partei und nahm die falschen Propheten gefangen; aber von allen Seiten liefen die Wollüstigen und besonders die Weiber herbei, und ihr Haufe wurde so groß, daß Mollenhecks Anhang fliehen mußte, und nach einer tapfern Gegenwehr im Rathhause gänzlich unterdrückt wurde. Knipperdolling schlug 66 Köpfe derselben ab. Johann von Leyden nahm aber sogleich drei, nachher 16 Weiber, unter denen die schöne und stolze Divara, Matthisons Wittwe, den meisten Einfluß übte. Nicht alle Ehefrauen wollten sich die neuen Nebenbuhlerinnen gefallen lassen, aber sobald eine murrte, wurde ihr der Kopf abgeschlagen, 1534.

Bald darauf erhob sich ein neuer Prophet, Dusentschuer, und kündigte Befehle des Himmels an, Johann von Leyden solle König über den ganzen Erdkreis werden. Niemand wagte zu widersprechen, und der Schneider nahm die neue Würde an und nannte sich den „König der Gerechtigkeit überall." Sein erstes Werk war, die Stadt gegen den wiederholten Sturm des durch viele katholische und lutherische Fürsten vermehrten Feindes zu vertheidigen. Die Herren und Ritter eilten in Masse herbei, den lustigen Feldzug gegen die Wiedertäufer mitzumachen, aber Johann von Leyden schickte sie mit blutigen Köpfen zurück. Auf den Wällen standen die Knaben zwischen den Männern und schossen so gut als diese, und die Weiber gossen heißen Kalk und brennendes Pech auf die Stürmenden, die eine große Niederlage erlitten. Nachher wurde in der Stadt ein großes Abendmahl gehalten, wobei Johann in königlichem Ornat das Brod, Divara aber als Königin den Wein austheilte. Dann schickte man Prediger nach allen Himmelsgegenden aus, um den Erdkreis zu bekehren, aber sie wurden natürlich von den Feinden aufgefangen und hingerichtet. Nur einer, Gräß, ging aus Todesfurcht zum Bischof über und wurde dessen Spion. Doch ließ sich der König der Gerechtigkeit nicht irre machen, sondern ernannte zwölf Herzoge und vertheilte Deutschland unter sie.

Da die Feinde aber wuchsen und die Stadt enger eingeschlossen wurde, so gingen ihr bald die Lebensmittel aus. Es fehlte nicht an auswärtigen Freunden, die sie entsetzen wollten, denn der Anhang der Wiedertäufer war groß. In Holland und Friesland lief ein nicht unansehnliches Heer derselben zusammen unter ihrem Propheten Schomaker, aber da sie schlecht bewaffnet waren, wurden sie vom kaiserlichen Statthalter Schenk von Teutenburg geschlagen und viele sammt dem Propheten hingerichtet. Ein anderer großer Schwarm, der sich auf Schiffe geworfen hatte, wurde eingeholt und ersäuft. Noch im Mai 1535 erhoben die Wiedertäufer in Amsterdam großen Aufruhr, um den Münsterern zu Hülfe zu eilen, aber auch sie wurden überwältigt. — So blieben die in Münster ohne Hülfe, und eine furchtbare Hungersnoth entkräftete sie und lichtete ihre Reihen. Alle alten Männer und Weiber, die nicht zur Vertheidigung

taugten, wurden aus der Stadt gejagt, aber der Bischof ließ sie lange auf freiem Felde warten, ehe er sie aufnahm, dann ließ er einen Theil derselben hinrichten und gab dem andern Theil nur unter der Bedingung Brod, daß sie wieder katholisch wurden. Elisabeth, eine von den vielen Frauen des Königs, gab ihm ihr kostbares Geschmeide zurück, und bat ihn, mit allen, die den Jammer nicht länger ertragen könnten, die Stadt verlassen zu dürfen, aber der wahnsinnige König schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab und tanzte auf offenem Markte mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Dennoch konnte er das Volk nicht mehr ermuthigen, es entspann sich Verrath in der Stadt, und ein kühner Soldat, Hensel Eck von Langenstraaten, führte 400 Mann während eines nächtlichen Gewitters auf heimlichem Wege mitten in die Stadt. Die Wiedertäufer, obgleich in den Betten überrascht, rafften sich auf, umzingelten den Feind, drängten ihn in eine enge Gasse zusammen und schlossen hinter ihm alle Thore, während ihre Weiber von den Wällen ins feindliche Lager schrieen, daß Hensel mit allen seinen Leuten gefangen sey. Aber durch Verrath erfuhr der Bischof, daß sich Hensel noch immer vertheidige, und durch Verrath wurde bei anbrechendem Tage dem ganzen übrigen Heere des Bischofs der Weg geöffnet. Die Soldaten wälzten sich in die Stadt und die Sache der durch Hunger abgematteten Wiedertäufer war verloren. Die meisten fanden den Tod mit den Waffen in der Hand, so auch Rottmann, der sich wie zu einem Hochzeitsfeste mit den schönsten seidenen Kleidern angethan hatte und so lange focht, bis er sein muthiges Leben aushauchte. Die andern Häupter benahmen sich feig. Der König, Knipperdolling und Knechting wurden aus ihrem Versteck hervorgezogen und nach furchtbaren Martern in eisernen Käfigen am Lambertusthurme aufgehangen. Die Königin Divara und die übrigen Haupttheilnehmer wurden einfach geköpft. Die katholische Reaction war von der Art, daß Münster seit dieser Zeit den Charakter des finstersten Papismus annahm.

Capitel 349.

Türken- und Franzosen-Kriege.

Nach der Schlacht bei Mohacz 1526 hatte sich Johann Zapolya unter türkischem Schutz zum ungarischen König aufgeworfen, und der kriegerische Sultan Soliman II kam mit seinem unermeßlichen Heere bis Wien, um Ferdinand zu schrecken. Graf Solm an der Spitze der Wiener Bürger vertheidigte die Stadt, 1529. Soliman hätte ohne Hinderniß weiter im Reiche vordringen können, denn wo war das Heer, das sich ihm widersetzt hätte? Aber es war ihm an dem Besitz Ungarns genug, darum zog er wieder ab. Erst als Ferdinand ernsthaft Anstalt machte, Ungarn zu behaupten, kam der Sultan wieder. Ein Reiterhaufen von 16,000 Mann drang bis Steyermark, wurde aber hier von den Kaiserlichen unter dem Hauptmann Schertlin von Burtenbach abgeschnitten und gänzlich aufgerieben, 1532. Gleichwohl war Ferdinand von Deutschland nicht hinreichend unterstützt und in einer so schwierigen Lage, daß er sich vor dem Sultan demüthigte und Frieden machte, um ihn nur einstweilen vom Halse zu haben. Zapolya's Umtriebe aber und der Uebermuth der Befehlshaber an der Gränze erneuerten den Krieg. Ein bedeutendes kaiserliches Heer unter Katzianer wurde 1537 von den Türken überfallen und vernichtet. Zapolya starb, sein junger Sohn behauptete seine Ansprüche, Soliman kam aber 1542 nochmals nach Ungarn, jagte das Reichsheer unter dem feigen Joachim II, Kurfürsten von Brandenburg, von dannen und begann Ungarn ganz auf türkischen Fuß einzurichten. Es wurde in Sandschaks getheilt, und Ofen

war die türkische Hauptstadt. Was hielt den mächtigen Herrscher des Morgenlandes ab, sich auch des zerrissenen Deutschlands zu bemächtigen? Fürchtete er durch ein solches Unternehmen die Deutschen etwa wieder zu vereinigen und zu erstarken?

Zugleich machten sich die Türken zur See furchtbar. Im Norden Afrika's bildeten sie jene Raubstaaten, unter dem Schutze des Sultans, die noch jetzt bestehen, und die man Barbaresken nennt. Haraddin Barbarossa, ein Seeräuber, hatte sich in Algier ein Reich gegründet und war wegen seiner Tapferkeit von Soliman selbst zum türkischen Großadmiral ernannt worden. Derselbe eroberte Tunis und vertrieb den König dieses Staates. Mit seinen Schiffen aber kam er an die Küsten Italiens und Spaniens, und ängstigte die Christen, oder nahm ihnen auf dem Meere ihre Handelsschiffe. Diesen Frevel zu rächen, entschloß sich Kaiser Karl selbst, mit seinem Admiral Doria nach Afrika überzuschiffen. Er that diesen abenteuerlichen Zug 1535, und eroberte Tunis. Indem er von außen stürmte, befreiten sich in der Stadt die vielen christlichen Sklaven und halfen den Sieg erringen. Doch konnte Karl die entlegene Eroberung nicht behaupten, und die Seeräubereien dauerten fort. Karl unternahm daher 1541 noch einmal einen Seezug gegen Algier, wurde aber zurückgeschlagen, und ein Sturm zerstreute seine Flotte.

Auch der Krieg mit Frankreich entflammte immer von Neuem. Franz I konnte nicht ruhen, ohne sich zu rächen, und der wälschen Praktik fiel es leicht, den Frieden von Cambray zu brechen. Nicht genug, daß er die Türken beständig anreizte, und sich mit den Protestanten gegen den Kaiser in Verbindung setzte, er fing auch selbst den Krieg wieder an. Karl behielt aber auch dießmal die Oberhand, und obgleich er bei seinem Einfall in die Provence Marseille nicht erobern konnte und zurückzog, zwang er doch Frankreich nochmals, Frieden zu machen und sich wieder ruhig zu verhalten, 1536.

Als er drei Jahre später aus Spanien nach den Niederlanden und zu König Heinrich VIII von England reisen wollte, hatte er die Kühnheit, den Weg durch Frankreich einzuschlagen. Franz I vergaß in diesem Augenblicke die wälsche Praktik und handelte als ein Ritter. Karl wurde mit kaiserlicher Pracht empfangen, alle französischen Städte, durch die er zog, überreichten ihm ihre Schlüssel. In Paris selbst machte man ihm keine Zumuthungen, noch weniger hielt man ihn fest. Franz erschöpfte sich vielmehr in Ehrenbezeugungen und begleitete seinen Gast bis an die Gränze, obgleich er von allen Seiten bestürmt wurde, den Kaiser gefangen zu nehmen. Man sagt, der Kaiser habe einen unschätzbaren Diamantring in das Waschbecken fallen lassen, das ihm eine dem König theure Dame überreichte, und dadurch die ihm so gefährlichen Intriguen der königlichen Rathgeber beseitigt. Ein Spanier sagte ihm, daß er reise, sey eine Thorheit, wenn ihn Franz aber durchlasse, werde das eine noch größere seyn. Lächelnd antwortete Karl: ich halte ihn in der That für einen größern Thoren als mich. Als ihm Franz alle königlichen Schätze und Herrlichkeiten in Paris zeigte, äußerte Karl: „Ich habe in Augsburg einen Weber (Fugger), der alles das baar bezahlen kann."

Capitel 350.

Das Concilium von Trident.

Man hatte die Entscheidung des Glaubensstreites immer hinausgeschoben bis zu einer Ausgleichung, die nur ein Concilium gewähren konnte. Aber Anfangs hatte sich der Papst einem solchen Concil aufs heftigste widersetzt, erst jetzt, als er sah,

wie durch die Dämpfung aller Volksbewegungen und durch die getheilte Politik der protestantischen Fürsten der erste Rausch der neuen Glaubensfreiheit verschwunden war, und wie die katholischen Fürsten unter der Leitung des Kaisers sich kräftigten und der Reformation ein Bollwerk entgegensetzten, jetzt hielt er den Zeitpunkt für günstig, um ein Concil in seinem Sinne zu berufen und die Protestanten entweder auf demselben zu überwinden, oder, wenn sie nicht darauf erschienen, den Vorwurf der Unversöhnlichkeit, den sie ihm bisher gemacht hatten, auf sie zu wälzen, sie zu isoliren und die ganze übrige Christenheit gegen sie zu hetzen.

Die Protestanten hatten inzwischen einen Zuwachs erhalten. Als Joachim I von Brandenburg 1539 starb, wurde sein Sohn und Nachfolger Joachim II lutherisch, aber er und der neue Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der 1532 seinem Vater Johann gefolgt war, besaßen nicht das Feuer des hessischen Landgrafen und hemmten je länger je mehr dessen Plane. Auch die rheinischen Pfalzgrafen Ludwig und Otto Heinrich traten um diese Zeit in den lutherischen Bund, deßgleichen die Städte Hamburg, Hannover, Augsburg, Halberstadt. Auch die nordischen Bischöfe von Lübeck, Camin und Schwerin traten über. Endlich starb auch der alte böse Georg in Leipzig, dessen Bruder Heinrich auch im Albertinischen Theile Sachsens die Reformation einführte.

Die auf diese Weise verstärkte protestantische Partei verweigerte das Concil von Trident, weil sie ein Concil diesseits der Alpen und ohne den Papst verlangte, und im Grunde einsah, daß überhaupt jetzt kein Concil mehr helfen könnte. Nun traten die katholischen Fürsten offen in einen sogenannten heiligen Bund, der dem schmalkaldischen Bunde entgegengesetzt wurde, 1538. Beide Vereinigungen beobachteten sich aber nur, jeder scheute sich, den Kampf zu beginnen. Die Gemäßigten versuchten daher noch einmal mit Hülfe des Kaisers ohne den Papst eine Ausgleichung. Philipp von Hessen befand sich aber damals in einer Art von Verzweiflung; getrennt von seiner liebenswürdigen Gemahlin, lebte er in wilder Ehe mit dem Fräulein Margaretha von der Saal und zog sich dadurch die grausamsten Verdammungsurtheile seiner eigenen Partei zu. Besonders empörten sich die lutherischen Prediger über ihn, und Sachsen ließ ihn ganz im Stich. So war dieser heftige Mann gebeugt und ließ es geschehen, daß man wieder einmal eine richtige Mitte zwischen Katholicismus und Protestantismus suchte und dieselbe in dem Regensburgischen Interim gefunden zu haben glaubte. Aber der Name zeigte schon, daß es nur einstweilen gelten sollte, 1541.

Sehr bald entstanden neue Händel. Kurfürst Johann setzte einen Protestanten in das Bisthum Naumburg, und man zankte sich, ob er das Recht dazu habe, da Naumburgs Verhältnisse zum Territorium Kursachsens zweifelhaft waren. Noch heftiger war der Streit, den Heinrich von Braunschweig veranlaßte. Dieser war unter den nordischen Fürsten allein noch papistisch und gab dadurch und durch die Hitze seines Eifers den Protestanten am meisten Anstoß. Anfangs schrieb man nur wider einander. Johann Friedrich erließ eine Schrift „wider den verfluchten Ehrenschänder und hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig" und dieser antwortete „dem verruchten Kirchenräuber und vermaledeiten boshaftigen Hurenwirth von Sachsen." Das war die Sprache jener Zeit, von den Kölner Finsterlingen gegen die Humanisten zuerst gebraucht und von Luther zur Classicität der Grobheit ausgebildet. Von Worten kam man endlich zu Schlägen. Der schmalkaldische Bund rüstete sich und vertrieb den schwachen Herzog Heinrich von Land und Leuten, 1542. Dieser Fürst lebte wie Landgraf Philipp in wilder Ehe, wußte die Sache aber besser geheim zu halten, indem er seine Geliebte, die schöne

Eva von Trott, zum Schein sterben und begraben ließ, aber die Todtgeglaubte frisch und gesund auf sein Schloß Staufenberg entführte, wo niemand sie entdeckte.

Im nächsten Jahre hielt Kaiser Karl wieder in Person einen Reichstag zu Speier, zeigte sich freundlicher denn je, und gewann den schmalkaldischen Bund, ihm seine Waffen gegen Frankreich zu leihen, denn eben hatte Franz I wieder Krieg angefangen. Der Kurfürst von Sachsen erhielt den Oberbefehl, und die Protestanten ließen sich wirklich täuschen und halfen dem Kaiser nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen den Herzog von Cleve, der sich mit Franz verbunden hatte, und der den Protestanten selbst die besten Dienste hätte leisten können. Das deutsche Heer rückte bis in die Nähe von Paris. Da schloß der Kaiser plötzlich mit Franz den Frieden von Crespy ab, weil sein Zweck, Frankreich zu schrecken, erreicht war, und er jetzt eben so schnell und geschickt die Protestanten selbst demüthigen wollte. Er trat jetzt wieder auf die Seite des Papstes und der katholischen Fürsten, und betrieb zugleich das Concil und ernsthafte Maßregeln gegen die wachsende Macht des schmalkaldischen Bundes.

Dieser Bund benutzte jedoch weder seine vortheilhafte Stellung und Rüstung, noch sah er die List des Kaisers ein. Er unterhielt vielmehr das gute Vernehmen mit Karl, und blieb unthätig, auch wo es ihm den größten Nachtheil brachte. Das Einzige, was er that, war, daß er den Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher einen Versuch machte, sein Land wieder zu erobern, bei Nordheim schlug und gefangen nahm, 1545. Auch wurde der Kurfürst von der Pfalz in den Bund aufgenommen. Dagegen versäumten die Protestanten die günstige Gelegenheit, die sich ihnen darbot, die ganzen Rheinlande für sich zu gewinnen. Kurfürst Albrecht von Mainz war der Reformation geneigt, und Kurfürst Hermann von Köln erklärte sich öffentlich für sie, ward aber, da ihn die Protestanten nicht unterstützten, in den Bann gethan und abgesetzt. Auch die oberschwäbischen Ritter wollten in den Bund treten, aber die Fürsten wiesen sie aus Eifersucht und Hochmuth ab, weil sie sich mit bloßen Rittern nicht gemein machen wollten. Aus demselben Grunde bestand auch kein festes Band zwischen den Fürsten und den Städten. Kurfürst Johann Friedrich war ganz dem Kaiser ergeben, da ihm dieser versprochen hatte, seinen Sohn mit des römischen Königs Tochter zu vermählen. So wurde Johann Friedrich mit derselben Hoffnung hingehalten, wie einst sein Vater.

Der Papst eröffnete 1545 das Tridentiner Concil, und der Kaiser berief einen neuen Reichstag auf das folgende Jahr nach Regensburg, um die bethörten Protestanten entweder mit List vollends zu umgarnen, oder mit Gewalt niederzuschlagen, da er sich jetzt stark genug fühlte. Bevor dieser denkwürdige Reichstag begann, starb der alte Luther, am 18 Februar 1546. Obgleich das große und heilige Werk, das er begonnen, zum Theil durch seine eigenen Fehler verkleinert und entwürdigt, obgleich die Reformation der Kirche zu einem dienenden Werkzeug einer in ihrem innersten Wesen unchristlichen Politik geworden war, so sollten doch nur diese Mißbräuche der guten Sache vorübergehend seyn, die Sache selbst aber dauern. Der Samen, den Luther gesäet, trug ihm selbst und den nächsten Jahrhunderten nur Dornen, aber die Rosen kamen nachher dennoch hervor. Alle Aufklärung und humane Bildung der neuern Zeiten ist nur eine Folge der allmählich ihrer Stürme beruhigenden, von ihren Schlacken sich reinigenden Reformation. Wie Herkules im vergifteten Kleide starb, so Luther in der Umgarnung der weltlichen Politik, aber des Helden Werke haben seine Täuschung überlebt.

Capitel 351.

Aechtung der Protestanten.

Frankreich war gedemüthigt, England gewonnen, der Sultan durch Ungarns Besitz befriedigt; Papst und Kaiser konnten sich nun mit aller Macht auf die Protestanten werfen.

Der Papst machte starke Rüstungen. Seit 1540 hatte er einen in Spanien neu entstandenen Mönchsorden, die Jesuiten, in seinen Sold genommen und ihnen vorzugsweise die Bestimmung gegeben, vermittelst der wälschen Praktik, die seitdem in die Jesuitenmoral überging, die Ketzerei auszurotten. Der Wahlspruch dieses neuen Ordens war: der Zweck heiligt die Mittel. Auf dem Concil zu Trident traten die Jesuiten das erstemal auf, von ihren fernern Thaten werden wir hören. Nächstdem rüstete der Papst eine neue Kreuzbulle zu, um sie loszulassen, wann der schickliche Augenblick da sey.

Der Kaiser wollte nicht eher Gewalt brauchen, bis ihm die letzte List fehlgeschlagen seyn würde. Er erklärte den Protestanten auf dem Reichstag zu Regensburg 1546, sie sollten das Concil anerkennen, oder er würde sie als widerspenstige Reichsglieder betrachten. Er drohte, aber er versicherte sie zugleich, daß er ihre Religion nicht antasten wolle; es sey ihm nur darum zu thun, Frieden und Ordnung im Reiche zu handhaben. Dieß war sehr schlau, denn er nährte dadurch das Vertrauen, als sey er der Reformation günstig. Kam es zum Kriege, so konnten ihn die Protestanten nicht als Religionskrieg, sondern nur als einen Krieg ungehorsamer Fürsten gegen den Kaiser führen, was sie sehr in Nachtheil brachte. Wenn Karl aber siegte, so konnte er wieder allein daraus Nutzen ziehen, indem er die Fürsten demüthigte, die Reformation aber wiederum als Mittel gegen den Papst und die katholischen Fürsten gebrauchte. Um aber auch den Papst sicher zu machen, so versprach er diesem heimlich, sobald es zum Kriege käme, die lutherische Ketzerei auszurotten. Der Papst wußte wohl, daß es dem Kaiser damit nicht Ernst sey, und betrog ihn wieder, denn zu Karls großem Verdruß ließ er dessen heimliches Versprechen sogleich in ganz Deutschland bekannt machen.

Nun sahen auch die Protestanten den Lug und Betrug des Kaisers ein und geriethen in gerechten Zorn. Der Kaiser aber brauchte auch jetzt noch eine neue List, und suchte die Protestanten zu trennen, indem er nur den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen in die Reichsacht that, die andern Bundesgenossen aber verschonte, ja mit einigen sich insgeheim verständigte, nämlich mit Joachim II von Brandenburg, der immer lau war, und mit Moriz, der seinem Vater Heinrich in Thüringen gefolgt war. Dieser Jüngling war Protestant, aber viel zu klug, als daß er nicht die schmalkaldischen Bundesgenossen hätte verachten müssen. Da er an Jahren jung und nur im Besitz eines kleinen Herzogthums war, so galt seine Stimme bei den Protestanten nicht viel, und sein Vetter, der Kurfürst von Sachsen, der älter und mächtiger, aber viel eingeschränkter an Verstand war, stand ihm besonders im Wege, und verhehlte nicht, daß er ihn nicht leiden könne. Moriz schloß sich daher einstweilen an den Kaiser an, dem er schon gegen die Türken gedient und dessen Liebling er geworden war, weil Karl einen feinen Verstand zu schätzen wußte. Er that es heimlich. Niemand ahnte seinen Verrath, obgleich sein flammendes Auge und ein ihm eigner Blick die nicht gemeinen Gedanken seines Geistes verkündigte. Philipp hatte ihm seine Tochter zur Ehe gegeben.

Die Kreuzbulle und die Reichsacht weckten indeß auch die Einfältigsten im schmalkaldischen Bunde aus ihrem bisherigen Schlafe, und der Aerger, betrogen wor-

worden zu seyn, entflammte sie im ersten Augenblicke zu großer Thatkraft. Der tapfere Schertlin von Burtenbach sammelte im Dienste der Stadt Augsburg und der übrigen oberdeutschen Städte ein Heer, der Landgraf Philipp jauchzte, daß endlich Blut fließen sollte, und selbst der schwerbeleibte sächsische Kurfürst stieg frommen Muthes auf das Schlachtroß.

Capitel 352.

Der schmalkaldische Krieg.

Karl V hatte diese Raschheit nicht erwartet. Seine Truppen waren noch nicht beisammen. Er selbst hatte bei Regensburg nur 9000 Mann (dabei 2000 Spanier) und erwartete erst seine ansehnlichen Heere, die ihm der Papst aus Italien schicken und der Graf von Büren aus den Niederlanden zuführen sollte. Der schmalkaldische Bund kam ihm aber zuvor, bei Donanwörth im August 1546 trafen die Fürsten von Sachsen und Hessen mit den oberdeutschen Städten und Würtembergern unter Schertlin und Heideck zusammen, 47,000 Mann stark, und konnten ihn erdrücken; aber da zeigte sich gleich wieder der alte Schaden. Der bedächtige Kurfürst wollte nicht zugeben, daß man in Bayern einfiele, weil er sich einbildete, die Bayern, die sich nur neutral stellten, würden es bleiben. Vergeblich protestirten der Landgraf und Schertlin, man ließ den Kaiser entwischen und sich mit 20,000 Mann, die aus Italien kamen, bei Landshut vereinigen. Darauf verschanzte sich der Kaiser bei Ingolstadt, und noch immer waren die Protestanten stärker als er, aber ihre Uneinigkeit war zu groß; sie beschossen Ingolstadt von ferne und zogen bald wieder ab, um den Grafen von Büren aufzufangen, aber dieser umging sie und führte dem Kaiser 15,000 Mann zu. So hatte denn der Bund die günstige Gelegenheit versäumt, und mit allen seinen Mitteln gar nichts gethan, als sich selbst entzweit und entmuthigt. Die Städte waren wüthend über die Fürsten.

So war der Winter herangekommen, als plötzlich Moritz die Maske abwarf und in Kursachsen einfiel, um die Reichsacht an seinem Vetter zu vollziehen. Der Kurfürst Johann Friedrich, der längst einen Groll auf diesen Moritz hatte, verließ augenblicklich das Bundesheer in Oberdeutschland und jagte seinen treulosen Vetter ingrimmig wieder aus dem Lande. Dieser aber entwich nach Böhmen, verband sich im Frühjahr mit dem Kaiser und fiel so plötzlich in Sachsen ein, daß der Kurfürst nicht eher etwas davon merkte, als bis er bei Mühlberg, wo er mit nur 9000 Mann stand, von der ganzen kaiserlichen Macht überfallen wurde. Er wollte fliehen, aber auf der Lochauer Haide holte man ihn ein. Nun stand er und wehrte sich mit dem Degen in der Faust wie ein Löwe, bis er verwundet und gefangen wurde, am 24 April 1547. Wittenberg widerstand noch dem Kaiser, aber die Drohung, den Kurfürsten enthaupten zu lassen, öffnete ihm die Thore. Da zog Karl V in Luthers Stadt ein. Der Anführer seiner Spanier, der finstere Herzog von Alba, rieth ihm, Luthers Grab zu zerstören, aber edel antwortete der Kaiser: „Ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten." Er befahl sogar, daß der lutherische Gottesdienst nicht unterbrochen werde, wahrscheinlich um den Papst ein wenig damit zu ärgern. Der Kurfürst mußte die Kurlande an Moritz abtreten, erhielt dafür dessen kleineres thüringisches Herzogthum und mußte überdieß dem Kaiser als Gefangener folgen. Er blieb standhaft und ließ sich in Religionssachen trotz aller Drohungen nichts abzwingen. Der edle Maler Lucas Cranach, schon lange sein Freund, theilte freiwillig seinen Kerker.

Der Kaiser verfolgte seinen Sieg. Schon vor der Mühlberger Schlacht hatten sich im Winter alle schmalkaldischen Bundestruppen zerstreut. Nur Graf Albrecht von Mansfeld hatte im März noch ein glückliches Gefecht wider die Kaiserlichen bestanden. Philipp von Hessen verlor den Kopf. Er wagte weder, sich von neuem zu rüsten, noch zu fliehen, sondern unterhandelte. Der Kaiser ließ ihm ausdrücklich versprechen, daß er nicht gefangen werden solle, kaum aber kam Philipp nach Halle, um vor dem Kaiser Abbitte zu leisten, so brach dieser sein Wort und ließ den Landgrafen nicht nur in den Kerker werfen, sondern noch überdieß von der spanischen Wache hart behandeln, was der muthige Philipp drei Jahre lang ertrug. Nicht minder streng verfuhr der Kaiser mit den übrigen schmalkaldischen Genossen. Alle unterwarfen sich. Die Augsburger baten mit Thränen in den Augen den tapfern Schertlin, ihre Stadt zu verlassen, um sie nicht der Rache des Kaisers auszusetzen. Er floh wie Ulrich von Hutten in die Schweiz. Auch Wolfgang von Anhalt verließ sein Land.

Indeß unterdrückte der Kaiser den protestantischen Gottesdienst bei den Reichsständen nicht, um sie durch diese Gnade zu gewinnen, und besonders auch, weil es Moritz ihm rieth, den er jetzt nicht mehr entbehren konnte. Der sanfte Melanchthon wagte es, eine kühne Schrift Luthers gerade in diesem Zeitpunkte wieder abdrucken und verbreiten zu lassen, und Karl V verlangte seine Auslieferung, Moritz aber verweigerte sie, und der Kaiser ging nicht weiter.

In seinen eigenen Erblanden dagegen verfuhr der Kaiser mit grausamer Härte gegen die Ketzer. In den Niederlanden erließ er die sogenannten Placate, worin er befahl, alle nicht gut katholischen Männer zu verbrennen, die Weiber aber lebendig zu begraben. Während der Regierung Karls V sollen nach diesen Placaten 50,000 Menschen hingerichtet worden seyn. In Böhmen haus'te des Kaisers Bruder Ferdinand. Die Böhmen hatten Miene gemacht, sich dem schmalkaldischen Bund anzuschließen, und die Stände dieses Königreichs hatten sich offen zu Gunsten der neuen Lehre ausgesprochen. Dafür hielt Ferdinand nach der Mühlberger Schlacht den blutigen Landtag in Prag. Zwar wurden nur zwei Ritter und zwei Prager Rathsherren öffentlich hingerichtet, desto mehr aber verschmachteten in den Gefängnissen oder mußten auswandern. Alle noch übrigen Hussiten flohen nach Böhmen. Alle Freiheiten der Böhmen wurden vernichtet und eine unzählige Menge Güter eingezogen.

Merkwürdig war der Befehl Karls, nach welchem in Augsburg, Ulm und allen Reichsstädten die Zunftverfassung abgeschafft und die Aristokratie der Geschlechter wieder eingesetzt wurde.

Niemand in ganz Deutschland widerstand dem Kaiser; nur die Gräfin Katharina von Schwarzburg trotzte dem Herzog von Alba, als dieser das Vieh von ihren Gütern treiben ließ. Sie umringte den auf ihrem Schlosse frühstückenden Herzog mit ihren bewaffneten Dienern, drohte ihm mit den Worten: „Fürstenblut für Ochsenblut!" und hätte ihn niederstechen lassen, wenn er ihr nicht das geraubte Vieh wiedergegeben hätte.

Capitel 353.

Das Interim. Moritz.

Der Kaiser versuchte noch einmal eine Vermittlung ohne den Papst, den er gern bei Seite gelassen hätte. Auch waren die Protestanten jetzt mürbe gemacht. Zu Augsburg ließ er durch einige katholische Theologen, bei denen der einzige Prote-

stant Agricola, der geschmeidige Hofprediger des geschmeidigen Kurfürsten von Brandenburg, sich befand, das sogenannte Interim aufsetzen, worin das Lutherthum beinahe ganz wieder zum Papstthum zurückgeführt wurde. Das sollten die Protestanten annehmen. Die Fürsten alle unterwarfen sich, der gefangene Philipp, Ulrich von Würtemberg, Friedrich von der Pfalz, der Brandenburger Kurfürst Joachim ohnedieß. Nur der abwesende Anhaltiner und der gefangene Johann Friedrich verwarfen das Interim. Melanchthon commentirte es und schrieb ein sogenanntes Leipziger Interim nieder, das er jenem Augsburger so ziemlich näherte, das aber so viel Schwäche und eine solche Niederlage des lutherischen Geistes verrieth, daß der kraftvolle Flacius in Leipzig die Schande nicht mehr aushalten konnte und sich nach Magdeburg flüchtete, dessen kühne Bürger in ganz Deutschland allein noch dem Papst und Kaiser trotzten und ihre Mauern zum Asyl der Freiheit machten.

Der Papst wollte auch nicht dahinten bleiben, sondern forderte die Protestanten auf das Concil, und der Kaiser gab nach, da er sah, mit welchem Widerwillen sein Interim aufgenommen worden war. Das Volk urtheilte: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm.“ So mußten denn die Protestanten ihre Kummerboten nach Trident schicken. Der Brandenburger Kurfürst demüthigte sich am tiefsten und versprach als guter Sohn der Kirche alle Beschlüsse des Concils zu halten und zu vertheidigen. Aber dem Kaiser war diese Unterwürfigkeit nicht gelegen, da er dem Papst nicht zu große Macht einräumen wollte, und so wäre er es vielleicht gewesen, der die Protestanten besser, als sie sich selbst, vertheidigt hätte, wenn nicht dieses ganze Gewebe von Schwachheit und Trug plötzlich durch eine kühne That zerrissen worden wäre.

Unter dem Vorwande, Magdeburg zu belagern, unterhielt Moritz eine starke Armee und zog im Stillen immer mehr Leute an sich, vertheilte auch viele und versteckte sie auf den Dörfern, ohne daß sie von einander wußten. Sein Plan aber war, sich unerwartet an die Spitze der Protestanten zu stellen, den Kaiser zu überraschen und ihm den Frieden vorzuschreiben, den er Deutschland geben wollte. Um aber bei einem Wechselfall einen Rückhalt zu haben, verband er sich mit dem neuen König von Frankreich, Heinrich II, und versprach demselben die Abtretung der Bisthümer Metz, Toul und Verdun, so weit dort französisch und nicht deutsch gesprochen werde. So sehr achtete man damals noch den deutschen Namen, daß der französische König sich rühmte, von den Deutschen abzustammen, wodurch er übrigens andeutete, daß er es sich nicht übel nehmen würde, wenn er etwa später auch noch deutschredende Länder vom Reiche abreißen könnte. Nachdem Moritz sich auch mit den protestantischen Fürsten und Städten insgeheim verständigt, 4000 Würtemberger unter dem vom Kaiser geächteten Heideck an sich gezogen und den Magdeburgern guten Frieden gegeben, brach er plötzlich gegen den Kaiser auf. Dieser war zwar von Alba gewarnt, aber von Moritz mit solcher Kunst getäuscht worden, daß er sich eher des Himmels Einfall vermuthet hätte, als diesen Abfall. Moritz hatte des Kaisers Spionen, die er wohl kannte, falsche Briefe vorgelegt und sie so, ohne daß sie es ahnten, auf ganz andere Fährten gelockt.

Am 20 März brach Moritz mit seinem Heer auf und erließ ein Manifest, worin er sich als Retter des Protestantismus und der Freiheit ankündigte, da der Kaiser nicht nur die Reformation vereiteln, sondern auch die Deutschen in ein „viehisches erbliches Servitut“ bringen wolle. In der That hatte der Kaiser immer nur scheinbar, und bloß so weit er den Papst dadurch schrecken wollte, die protestantische Sache geschützt, und das Schicksal der habsburgischen Erblande bewies, was auch das übrige Reich zuletzt zu erwarten habe, wenn es seine Freiheit nicht kräftiger schirme als bisher. Moritz diente also wirklich einer guten Sache,

obwohl durch schlechte Mittel. Er war ein protestantischer Jesuit und befolgte im Grunde nur das Beispiel Kaiser Karls IV, der durch ähnliche verrätherische Handlungsweise große und für Deutschland heilsame Zwecke erreichte. War es mit dem Reiche nicht beinahe so weit gekommen, wie mit der Kirche, und mußte man nicht wie Peter d'Ailly sagen: „es kann nur noch durch schlechte Streiche gerettet werden?" Das Volk nimmt aber solche Wohlthaten an, ohne dafür zu danken. Moritz wurde nie populär.

Der überraschte Kaiser schickte diesem neuen und gefährlichen Gegner den König Ferdinand entgegen, um zu unterhandeln. Zu Passau sollte getagt werden. Aber Moritz ließ sich seinen Vortheil nicht entgehen, sondern stürmte die Ehrenberger Clause, und hätte den Kaiser sicher in Innsbruck aufgehoben, wenn ihn nicht die Empörung seiner eigenen Söldner, die in diesem wichtigen Augenblicke Geld haben wollten, einen Tag aufgehalten hätte. Der Kaiser konnte sich trotz seiner Gichtschmerzen flüchten und ließ sich in einer Sänfte weit über das rauhe Gebirge bis nach Villach in Kärnthen tragen, 1552.

Capitel 354.

Der Religionsfriede zu Augsburg.

Moritz dictirte nun den Passauer Vertrag, worin der Kaiser sich bequemte, die gefangenen Fürsten frei zu geben. Die Religionsfrage sollte durch einen bald zu haltenden Reichstag entschieden werden, bis dahin sollte alles bleiben, wie es sey. Karl legte Papiere vor, welche das Einverständniß Frankreichs mit den Türken bewiesen, und Moritz mußte der allgemeinen Abneigung gegen Frankreich nachgeben und sich von diesem Bündnisse losreißen; auch unternahm er einen Zug gegen die Türken, um zu beweisen, daß er Deutschland nach außen nicht verrathen, sondern vertheidigen wolle. Diese patriotische Stimmung machte sich Karl V zu Nutzen, ein ansehnliches Heer gegen Frankreich zu führen, um die lothringischen Bisthümer wieder zu erobern, aber an Metz scheiterte sein Glück (wie früher vor Magdeburg), daher das Sprüchwort: „die Metz und die Magd haben Kaiser Karln den Tanz versagt." Moritz kehrte aus Ungarn zurück und blieb unter den Waffen, da er Karln nicht traute, und da Johann Friedrich, obgleich in dem ehemals albertinischen Sachsen mit Enthusiasmus empfangen, sich doch sehr nach der ernestinischen Kur zurücksehnte. Um seine Soldaten beisammen und in der Uebung zu halten, übernahm Moritz die Vollziehung der Reichsacht gegen seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Culmbach (Nebenlinie von Baireuth), der noch mit Frankreich im Bunde stand und einen wilden Rachekrieg gegen seine Nachbarn, die fränkischen Bisthümer, führte. Moritz jagte ihn nach Niedersachsen und schlug ihn bei Sivershausen, ihn selbst aber traf eine tödtliche Kugel. So endete dieser erst 33jährige Fürst in der Mitte seiner vielversprechenden Laufbahn, 1553. Einer Sage zufolge soll er durch einen Verräther meuchlings erschossen worden seyn.

Sein Bruder und Nachfolger August, der würtembergische Herzog Christoph, der seines Landes Wunden zu heilen suchte, der alte Philipp von Hessen und sein Sohn Wilhelm, der gebeugte Johann Friedrich, sie alle waren zum Frieden geneigt, und der Kaiser selbst war seines intriguenreichen und doch eigentlich erfolglosen Lebens satt. Ein Friede unter diesen Umständen konnte aber nur ein einstweiliges politisches Uebereinkommen der Fürsten seyn und verdient den Namen eines Religionsfriedens nicht. Das Volk wurde

dabei nicht gefragt, denn Ritter, Bürger, Bauern schmiegten sich, seitdem ihre Kräfte einzeln an der Macht der Fürsten gebrochen worden waren. Nur daraus erklärt es sich, wie auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 ein Vertrag geschlossen werden konnte, der unter allen, die jemals in Deutschland verabredet wurden, offenbar der ruchloseste war, und der mit nichts zu vergleichen ist, als mit dem Triumvirat im alten Rom, bei dessen Abschluß die drei römischen Tyrannen sich wechselsweise ihre Anhänger aufopferten und zur Schlachtbank lieferten.

Auf diesem ewig mit dem Fluch der Geschichte gebrandmarkten Reichstage wurde der Grundsatz aufgestellt: cujus regio, ejus religio, d. h. welchem Glauben der Fürst folgt, demselben Glauben soll auch das Volk folgen. Dadurch wurden nicht nur alle reformirten Unterthanen katholischer Herren der grausamsten Rache preisgegeben, sondern die Religion eines jeden Landes hing auch von jetzt an von der Laune des jeweiligen Fürsten ab. Gefiel es diesem, überzutreten, so mußte das ganze Land übertreten, und die Pfalz liefert ein Beispiel, wie auf diese Weise wirklich ein Land seinen Glauben viermal wechseln mußte, wobei das Sträuben der Natur und Vernunft durch Kerker, Henker, Brand und Verwüstung besiegt wurde. Doch war dieser Grundsatz nur eine Folge der bekannten Politik Luthers, daher er den Zeitgenossen weit weniger auffiel, als er uns jetzt auffällt. Aber was war das für eine Glaubensfreiheit, die sich nur auf die Reichsunmittelbaren, also auf die wenigen Fürsten, reichsfreien Herren, Ritter und Stadträthe, nicht aber auf die Reichsmittelbaren, also auf die Millionen des Volkes selbst ausdehnte? Die Glaubensfreiheit wurde das Monopol von höchstens 20,000 Berechtigten, wenn man auch alle armen Ritter und die Oligarchen der kleinsten Reichsstädte dazu rechnet, und schlägt man die damalige Einwohnerzahl des Reichs nur zu 20 Millionen an, so folgt, daß von tausend Deutschen immer nur Einer seine Religion selbst wählen durfte.

Nur die geistlichen Fürsten sollten, und zwar zum Nachtheil der Reformation, eine Ausnahme machen. Vermöge des sogenannten geistlichen Vorbehalts wurde ihnen zwar gestattet, für ihre Person die Religion zu ändern, alsdann aber sollten sie ihre Würde und ihre Ansprüche auf das Land verlieren.

Sechszehntes Buch.

Der niederländische und der dreissigjährige Krieg.

Capitel 355.

Uebergewicht der Spanier und Jesuiten.

Gleich nach dem falschen Friedensschlusse zu Augsburg legte Karl V seine vielen Kronen nieder und vertheilte sie an seinen Sohn und Bruder. Er hätte gern seinen Sohn Philipp zum Kaiser gemacht, aber dieser in Spanien erzogene, finstere und bigotte Prinz war den Deutschen so zuwider, als sie ihm, und Ferdinand, Karls Bruder, hatte sich mit den deutschen Fürsten besser zu stellen gewußt. Dennoch ging die Vorliebe Karls für seinen Sohn so weit, daß er es nicht unterlassen konnte, ihm außer Spanien, Neapel und Westindien (Amerika) wenigstens noch eine deutsche Provinz, die Niederlande, zu geben. Ferdinand behielt die übrigen habsburgischen Erbländer in Deutschland, dazu Böhmen und Ungarn. Nach dieser Theilung ging der alte Kaiser nach Spanien und lebte daselbst noch zwei Jahre als Mönch im Kloster Justi. Unter Anderm beschäftigte er sich mit Uhren, die er aber so wenig, wie die Menschen, in gleichen Gang bringen konnte. Einst fiel es ihm ein, lebendig sein eigenes Begräbniß zu feiern, da er sich aber bei dieser Ceremonie im Sarge erkältete, starb er nach einigen Tagen wirklich, 1558. Dieser ungewöhnliche Herrscher war von seiner Mutter, der spanischen Johanna, bei einem großen Hoffeste zu Gent unerwartet und auf dem Abtritt geboren worden, um der Herrscher zweier Welten zu werden, denn er herrschte über den größten Theil des damaligen gebildeten Europa und über die großen Eroberungen seines Feldherrn Cortes in America, und führte daher auch zwei Weltkugeln im Wappen. Bei sehr viel Klugheit in kleinen Intriguen fehlte es ihm doch an Tiefblick, um seine Zeit zu verstehen, und bei viel Großmuth in einzelnen kleinen Fällen hatte er doch die Größe des Charakters nicht, um seine Zeit zu beherrschen, wie Karl der Große. Er hätte noch mehr thun können, als dieser, die halbe Welt war sein Erbe, eine große Reform bot sich ihm an, um unter seiner Hand zu werden, was er daraus machen wollte, dreißig Jahre wurden ihm Zeit dazu gegeben, und doch hinterließ er nur ein elendes Flickwerk in der Kirche wie im Staat, und eine weit größere Unordnung, als er gefunden hatte. Friedrich III war zu dumm, die Welt zu beherrschen, von Karl V kann man sagen, daß er fast zu klug dazu war, indem er immer den großen natürlichen Vortheil aus der Hand ließ, um einen kleinen künstlichen zu erreichen.

Der römische König, jetzt Kaiser Ferdinand I, war in einer schwierigen Stellung. Wegen seines Friedens mit den Protestanten erkannte ihn der Papst nicht an, in Ungarn walteten die Türken, Böhmen gehorchte ihm nur murrend, in Oesterreich war das Volk sehr lutherisch gesinnt. Wenn er selbst Lutheraner geworden wäre, hätte er des Volkes Liebe und die mächtige Unterstützung von ganz Deutschland gewonnen, aber er war dazu noch weniger fähig als sein weit geistreicherer Bruder, und die Jesuiten, deren einer, Bobadilla, sein Beichtvater und Rathgeber war, sorgten bald dafür, ihn mit dem Papst auszusöhnen. Pius IV erkannte ihn an, unter der Bedingung, daß er sich aus allen Kräften den Prote-

stanten widersetze und die Wiener Universität den Jesuiten übergebe. Zugleich löste der Papst das unnütz gewordene Concilium von Trident auf, 1563. Einige Mißbräuche, besonders die Sittlichkeit betreffend, und vor allen der Ablaßkram, die zu sehr in die Augen fielen und die Vorwürfe der Protestanten rechtfertigten, wurden auf diesem Concil wirklich abgeschafft, dagegen aber auch die Bande des Glaubens um die einfältiglichen Seelen schärfer als je gezogen.

Die deutschen Habsburger, ursprünglich als Guelfen durch die Päpste gehoben und groß gezogen, sollten ihnen jetzt den Dank dafür abtragen. Um sie aber in dieser Richtung zu erhalten, mußten die spanischen Verwandten und die Jesuiten auf sie wirken. Die erstern mußten ihnen von Italien und den Niederlanden her mit Truppen und mit americanischem Golde zu Diensten stehen, und die letztern mußten sie daheim bearbeiten, als Gewissensräthe. Um die alte Eifersucht der Wittelsbacher in Bayern einzuschläfern und dieses katholische Haus in der gleichen Richtung mit Habsburg zu halten, wurde hier die Schwäche des Herzogs Wilhelm benutzt, die Universität Ingolstadt zur jesuitischen Mutterschule und Nestheke in Deutschland zu machen. Hier operirte der Jesuit Canisius vierzig Jahre lang mit solchem Erfolge, daß am rechten Donauufer bald jede letzte Regung eines freien Gedankens erstarrte.

Capitel 356.

Maximilians II schwankendes Benehmen.

Ferdinand I starb schon 1564 und hinterließ das Reich seinem Sohne Maximilian II, dem alle Deutschen wohlwollten, weil er schon als Prinz sich den Lutherischen sehr geneigt gezeigt hatte. Allein er schwankte, er wollte und wollte wieder nicht. Er that genug, um die Katholischen zu erbittern, zu wenig, um sie zu entwaffnen, genug, um die Protestanten zu befreunden, zu wenig, um ihnen zu helfen. Sein größter Fehler aber war, daß er seinen Unterthanen Religionsfreiheit gestattete, ohne selbst lutherisch zu werden, denn dadurch setzte er sie der furchtbarsten Verfolgung unter seinem Nachfolger aus. Niemand bewies besser, wie viel gefährlicher halbe Freundschaft, als ganze Feindschaft ist.

Nach außen genoß damals das Reich Ruhe. Frankreich war mit sich selbst beschäftigt, zwischen Katholiken und Hugenotten getheilt, die sich wüthend bekämpften. Der alternde Sultan Soliman wurde dadurch beschwichtigt, daß ihm Max alle Eroberungen in Ungarn und dem jungen Zapolya Siebenbürgen garantirte, dazu noch einen jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden zahlte. Wozu, darf man fragen, ein so entehrender Friede, wenn Max nicht gesonnen war, diesen Frieden so zum Heile des Reichs zu benutzen, wie einst der große Kaiser Heinrich I seinen Frieden mit den Magyaren? Zwar brach der Sultan den Frieden, aber die Ruhe Deutschlands wurde dadurch nicht gestört, denn gleich beim ersten Einfalle in Ungarn starb der graue Türkenkaiser vor Sigeth, das der tapfere Ungar Niklas Zriny zum unsterblichen Ruhme seines Volks vertheidigte, 1566. Nach des großen Sultans Tode zogen die Türken zurück.

Max II verstand aber den Frieden nicht zu benutzen. Er ließ nur geschehen, handelte aber nicht selbst. Er that nur leise Schritte, die wieder zurückgethan werden konnten. Er leitete viel Gutes ein, versäumte aber, es ganz durchzuführen und mit seiner kaiserlichen Autorität zu besiegeln und festzustellen, damit es von seinen Nachfolgern nicht gleich wieder umgeworfen würde. Er bewilligte 1568 dem österreichischen Ritterstande förmlich und den Städten wenigstens un-

ter der Hand freie Religionsübung, und duldete, daß Chiträus von Rostock die neue protestantische Kirche in Oesterreich einrichtete. Später ließ er sogar für die Slaven in Krain, Kärnthen und Steyermark die Bibel übersetzen, und selbst in Wien schützte er neben den Jesuiten die Protestanten und gab einst seinem Sohne, dem nachherigen Kaiser Rudolph II, eine Ohrfeige, weil dieser, von den Jesuiten angestiftet, eine lutherische Kirche überfiel. Aber solche halbe Maßregeln mußten gerade den jungen Rudolph reizen, sich nach seines Vaters Tode zu rächen. Nur wenn der Kaiser selbst lutherisch geworden wäre, oder wenigstens die Glaubensfreiheit auf alle Stände ausgedehnt, durch einen feierlichen Act sanctionirt und unter die Garantie des übrigen protestantischen Deutschlands gestellt hätte, wären seine Concessionen segensreich und von Dauer gewesen. So aber gereichten sie dem Volke nur zum Fluche, denn die, welche unter seinem Schutz ihre wahre Gesinnung an den Tag gelegt und sich der Kirchenfreiheit bedient hatten, wurden dadurch nur seinem fanatischen Sohn als Opfer bezeichnet. Ueberhaupt duldete er in seinem nächsten Familienkreise den krassesten Papismus. Seine Gemahlin Maria, Karls V Tochter, theilte ganz die Gesinnung ihres Bruders Philipp und erzog darin auch ihren Sohn. Seine Brüder Ferdinand und Karl waren eifrige Jesuitenschüler. Endlich vermählte Max seine beiden Töchter an die blutgierigsten Ketzerverfolger Europa's, die Anna an Philipp II von Spanien, die Elisabeth an Karl IX von Frankreich. Der letztere lud die Hugenotten nach Paris ein, um bei der Hochzeit eines ihrer Parteihäupter, des jungen Heinrich von Bourbon, eine allgemeine Aussöhnung mit den Katholiken zu feiern, ließ sie aber in der Bartholomäusnacht 1572 von den Katholischen überfallen und alle umbringen. Er selbst schoß aus den Fenstern seines Palastes auf die Vorüberfliehenden. Das war die Pariser Bluthochzeit, durch welche der Katholicismus in Frankreich sich befestigte. Nicht besser als Karl IX war Philipp II, von dem wir bald mehr hören.

Ein schöner Zug ist die Vermählung Ferdinands von Tyrol mit der liebreizenden Philippine Welser, einer protestantischen Bürgerstochter aus Augsburg. „Sie hatte einen so zarten Teint, daß man ihr den rothen Wein, den sie trank, durch den Hals gleiten sah.“ Kaiser Ferdinand I nahm sie nach einigen Schwierigkeiten als seine Tochter an, sobald er sie persönlich kennen gelernt hatte, und der Papst gewann durch seine Zustimmung an Ferdinand einen eifrigen Anhänger. Die Kinder dieser Ehe wurden Markgrafen von Burgau.

Unter Maximilians Regierung wurde die äußere Ruhe nicht gestört, außer durch die Grumbachische Fehde. Melchior, Bischof von Würzburg, hatte den Ritter Wilhelm von Grumbach in der Fehde gegen Albrecht von Culmbach gedungen, aber nicht bezahlt, ihn sogar mit seiner kranken Frau von Haus und Hof gejagt. Da sammelte Grumbach eine Rotte und überfiel den Bischof, der im Gefecht erschossen wurde. Grumbach floh zum Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, dem Sohne des unglücklichen durch Moritz vertriebenen Kurfürsten, der sein eingetauschtes Herzogthum unter seine drei Söhne getheilt hatte, wovon der älteste Gotha, der zweite Weimar und der dritte Eisenach erhielt. Der Herzog von Gotha stand dem Ritter Grumbach bei, und hielt treulich mit ihm aus, als ihn die Reichsacht traf. Beide wurden aber vom Kaiser streng verfolgt und besiegt, Grumbach hingerichtet, der Herzog aber gefangen gesetzt, 1567.

Ca-

Capitel 357.

Höfische Sittenverderbniß.

Auch die Protestanten wußten die Zeit nicht zu benützen, so viel sie auch durch Maximilian II hätten durchsetzen können, wenn sie einig und kräftig gehandelt hätten. Aeußerlich erhielten sie Zuwachs, aber innerlich zerfielen sie desto mehr unter einander, und keine Erbärmlichkeit blieb ihnen fremd.

Die letzten noch übrigen deutschen Fürsten traten bis auf drei zum Lutherthum über, Karl und Ernst von Baden, Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, des wilden Heinrichs Sohn. Nur Oesterreich, Bayern und das im Stillen reich gewordene Haus Jülich waren noch katholisch. Damals wurde auch Kurland unter polnischem Schutz ein erbliches protestantisches Herzogthum, wie früher schon Preußen. Liefland, unter einem besondern Heermeister des deutschen Ordens, war von Preußen getrennt geblieben. Jetzt durch die Russen gedrängt, begab sich der letzte Heermeister Kettler unter polnischen Schutz, und erhielt Kurland als Herzogthum, 1559. In die Schweiz wanderten viele gewerbsame Familien aus Italien ein, wo sie des Glaubens wegen in Masse gemordet oder vertrieben wurden. Daher kamen so viele italienische Namen nach Graubündten, Zürich und Luzern.

Aber die reformirte Partei war ohne Kraft und Einheit. Ein Gefühl von Schuld drückte sie, nicht die Schuld, daß sie von der alten Kirche abgefallen, sondern die Schuld, daß sie die Reformation nicht gründlich und würdig durchgeführt, vielmehr sie mißbraucht und entheiligt hatten. Oder sollte ein solcher Zustand, wie er jetzt war, wohl je das Ziel einer religiösen Emancipation, wohl je einer heiligen Begeisterung werth gewesen seyn? Statt eines Papstes hatten die Protestanten jetzt deren eine Menge, denn jeder Fürst war auf seinem Territorium ein unumschränkter Papst geworden; und statt der Jesuiten hatten die Protestanten ihre Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, die eben so giftigen Hasses voll wie die Jesuiten, fast eben so schlechte Mittel zu ihrem Zweck gebrauchten, und wenn nicht immer dümmer, doch gewiß roher waren, als die Jesuiten. Es trat eine ganz neue Barbarei an den Höfen und auf den Universitäten der Protestanten ein. Von wo das Licht und die Humanität ausgehen sollte, ging nur Finsterniß und rohe Bestialität aus. Die lutherischen Hofpfaffen theilten ihren Einfluß auf die Fürsten mit Buhlerinnen, Sauf- und Jagdgenossen, Sterndeutern, Goldmachern und Juden. Das ehebrecherische Beispiel Kaiser Sigismunds war schon zuweilen von den Fürsten nachgeahmt worden, doch immer noch in Schranken. Herzog Ulrich von Würtemberg verlor hauptsächlich wegen seines Ehebruchs alles Ansehn im Lande, und Landgraf Philipp von Hessen konnte sich der Vorwürfe kaum erwehren, Herzog Heinrich von Wolfenbüttel mußte seine Eva geheim halten. Nur die katholischen Fürsten achteten noch auf Anstand. Wie Ferdinand von Tyrol die schöne Welserin, so nahm Wilhelm von Bayern die Maria Pettenbek zur ehelichen Hausfrau. Der letzte Herzog Johann Wilhelm von Jülich ließ seine ehebrecherische Gemahlin Jacobea von Baden in Düsseldorf öffentlich hinrichten, 1597. Die protestantischen Fürsten aber verloren alle Scheu und Scham, da sie sich durch den Augsburger Religionsfrieden innerhalb ihrer Territorien zu kleinen Päpsten, zu unumschränkten Dictatoren über Glauben und Sitten gesetzt sahen. Wie hätten sie sich ihrer Willkür nicht bedienen sollen? Weder Brandenburg noch das fromme Sachsen widerstanden der Versuchung. Kurfürst Joachim II von Brandenburg hielt eine Menge Maitressen, neben den Juden, mit denen er Wucher trieb, und baute mitten in

dieser traurigen Zeit eine große Anzahl Lustschlösser, auf denen er seine Orgien feierte, auf Kosten des hartgedrückten Landmanns. In Sachsen wirkte Luthers sittliche Strenge länger auf den Hof ein, aber im Anfange des neuen Jahrhunderts fiel Kurfürst Christian II tief in die Arme des Lasters, so daß er fast immer betrunken, und durch Wollust ganz verkrüppelt war. Umgeben von rohen Junkern, Stallmeistern, Hofnarren, die fast nur in Zoten sprachen, und mißgestalteten Kammerzwergen, wetteiferten die Fürsten, wer den Andern im Zechen überbot. Diese Unterhaltungen traten jetzt allgemein an die Stelle der alten edeln und galanten Turniere. Die Brutalität wurde Mode, und man rechnete es sich zur Ehre, das Meiste darin zu thun. Beinahe ohne Ausnahme waren alle Höfe der viehischsten Trinksucht ergeben. Selbst Ludwig, Christophs Sohn, von Würtemberg, der so gut war, daß man sagte, er könne Gottes Stelle vertreten, wenn Gott je abhanden käme, war doch fast immer betrunken, geschweige die andern meist bösen oder falschen Fürsten. Das Ausland nahm großes Aergerniß an diesen, der alten Ritterlichkeit so sehr widersprechenden Sitte, und es wurde zum Sprüchwort: „ein deutsches Schwein." Dieses Trinken wurde sogar (wie auch das gotteslästerliche Fluchen) Gegenstand einer Reichstagsverhandlung 1577, wobei man beschloß „alle Kurfürsten, Fürsten und Stände sollen ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken vermeiden." Damals wurde auch die Jagdwuth erst recht ins Große getrieben. Die Fürsten legten ungeheure Wildgehege an, und bei Besuchen und festlichen Gelegenheiten wurde gehetzt, wobei die Bauern in der Frohne helfen, und ihre eignen Saaten zertreten mußten. Nicht das schlimmste Uebel aber waren die Juden und Goldmacher (Alchymisten), die damals an allen Höfen Mode wurden, weil alle Höfe Geld brauchten. Herzog Friedrich von Würtemberg ließ zwei derselben aufhängen, weil sie das versprochene Gold nicht lieferten. Wenn man aber auch kein Gold erfand, so doch die Kunst, es den Unterthanen abzupressen. Der Kanzler desselben Herzog Friedrich, Enslin, tyrannisirte das Land, wurde dafür aber 1606 zu Urach enthauptet, als die Landstände kräftig sich erhoben. Auch drei badische Markgrafen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, Philipp II, Christoph II und Eduard zeichneten sich durch Verschwendungen und Schulden aus. — Die Sterndeuter (Astrologen) wären eine ziemlich unschuldige Spielerei gewesen, wenn sie nicht an der dicken Finsterniß der Zeit, und besonders der Höfe hätten mitarbeiten helfen. Aus den falschen Vorstellungen von geheimen Naturkräften und Teufelswirkungen floß der Glaube an die Hexen und die blutige Verfolgung derselben. Wie hätten aber die Protestanten nicht an den Teufel glauben sollen, da Luther selbst sein Daseyn laut gepredigt, und sogar auf der Wartburg einmal sein Dintenfaß nach ihm geworfen hatte.

Capitel 358.

Philipp II in den Niederlanden.

Karl V. hatte in den Niederlanden gegen die Ketzer grausam gewüthet. Aus der alten mystischen und nach und nach entarteten Schule des Gerhard de Groote waren Schwärmer hervorgegangen, ähnlich den Adamiten in der Hussitenzeit und den Wiedertäufern in Münster. Man sah in Amsterdam nackte Jünger des Paradieses umherlaufen. Loy behauptete, diese Welt sey die Hölle, und es gebe keine Zukunft, außer für die sündenlose Seele, die unmittelbar nach dem Tode in Gott übergehe. Er wurde 1546 hingerichtet. Sanfter und glücklicher war David

Jovis, ein sehr edler Geist, der ganz im Sinne des Tauler, Gerhard und Thomas von Kempis statt des Buchstabenglaubens nur Liebe predigte, und der durch die Flucht entkam. Eben so Menno, dessen wiedertäuferische Secte sich weit in den Niederlanden ausbreitete. Im Anfange der Reformation hatten die Augustinermönche in den Niederlanden nach Luthers Beispiel gepredigt, aber ein ganzes Kloster derselben wurde zerstört, die Mönche hingerichtet, 1522. Außerdem waren viel Calvinisten von Frankreich her und durch den lebhaften Handelsverkehr eingedrungen. Gegen alle diese wütheten die Placate, und glaubhafte Schriftsteller zählten 50,000 Hinrichtungen in den Niederlanden unter Karl V. Dieser Kaiser milderte aber zuletzt die Strenge der Placate, weil ihm die Kaufleute vorstellten, daß der Handel doch zuletzt darunter leiden müsse.

Alle diese Opfer waren meist Arme und Fremde, und da sie in einer langen Regierung nur nach und nach und an verschiedenen Orten fielen, so verloren sie sich in der ungeheuren Bevölkerung der Niederlande, und Karl V that auf der andern Seite für diese Provinzen so viel Gutes, daß man ihm im Ganzen dort nicht übel wollte. Er selbst trug sich flamändisch, sprach am liebsten niederdeutsch, und begünstigte die Niederländer in Aemtern und beim Heere auch außer Landes, während er ihre besondern weltlichen Freiheiten und ihren Handel auf jede Weise schützte. Die Niederländer waren stolz und freisinnig wie die Schweizer. Bewohner einer niedrigen, sandigen oder sumpfigen Küste mußten sie dem rastlos eindringenden Meere durch Dünen, Dämme, Kanäle und Mauern mühselig das arme Erdreich abgewinnen, aber im Kampf mit den Elementen stählte sich ihre Kraft, und der Erfolg ihres Fleißes machte sie zuversichtlich und stolz. Durch ihre Lage zum Seehandel aufgefordert, erhoben sie sich in demselben Maaße, als die Hansa verfiel. Antwerpen, Brügge und Gent liefen bald Hamburg, Lübeck und Bremen den Rang ab. Spanier und Italiener brachten vom Süden, die Hanseaten vom Norden ihre Waaren nach den Niederlanden, welche der allgemeine Stapelplatz für Europa wurden, und wie auf dem Meere die Schifffahrt, so blühte auf dem Lande das Fabrikwesen der Niederländer, und die halbe Welt wurde mit den feinen und dauerhaften Waaren aus Brüssel oder Antwerpen versorgt. An das Gewerbe schloß sich, wie immer, die Kunst an, und in den Niederlanden blühte eine Malerschule, die mit der italienischen wetteiferte. Die Betriebsamkeit des Volks wurde durch unermeßliche Reichthümer belohnt, und Brüssel, die Hauptstadt der Niederlande, gab halb Europa die Gesetze des Luxus und der Mode. Kraftgefühl, Reichthum und nicht weniger die große Menschenmenge, welche Handel und Arbeit auf diesen kleinen Punkt der Erde zusammengeführt hatten, gaben den Niederländern ein stolzes Vertrauen. Die Leibeigenschaft war hier längst aufgehoben, die Westfriesen hatten ihre alten Rechte mitgebracht, 350 Städte, darunter nicht wenige von der ersten Größe, genossen die ausgedehntesten Privilegien. Die gesammten Niederlande bestanden aus folgenden einzelnen Staaten, den Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, und den Herrlichkeiten Westfriesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Gröningen, wovon jede ihre eigne Verfassung hatte, und welche insgesammt Vertreter zu einer allgemeinen Staatenversammlung der Niederlande stellten, den Landständen, die in Brüssel residirten.

Dieses schöne und ächtdeutsche Land nun wurde durch Karls V Testament willkürlich von Deutschland losgerissen, und zu einem Bollwerk für die Spanier gemacht, von wo aus sein Sohn Philipp II den Protestanten nöthigenfalls in den Rücken fallen, und die deutschen Habsburger unterstützen konnte. Hier zeigte sich recht die Unnatur, die in solchen gezwungenen politischen Ehen, in der Vereinigung ganz entgegengesetzter Völker unter Einem Herrn liegt. Die Spanier wie

die Niederländer, jedes dieser beiden Völker für sich, war edel und großherzig, und nur in ihrer widernatürlichen Verkuppelung verschlechterten sie sich.

Philipp II empfing gleich Anfangs von den Niederländern die glänzendsten Beweise der Treue, denn sie kämpften gegen die Franzosen, die 1557 den Krieg erneuert hatten, mit großer Aufopferung, und ihr Feldherr Graf Egmont erzwang durch die zwei siegreichen Schlachten von St. Quintin und Gravelingen den für Philipp sehr günstigen Frieden von Chateau Cambresis, 1559. Doch regte sich in Philipps Brust keine Dankbarkeit, überhaupt kein menschliches Gefühl. Dieser steife und kalte Tyrann hing immer mit düsterer Minne völkermörderischen Phantasien nach, und man weiß nicht, ob er so grausam aus Fanatismus, oder ob er nur so fanatisch aus angebornem Blutdurst war.

Capitel 359.

Die Geusen.

Als Philipp nach Spanien ging, ließ er seine Halbschwester, eine natürliche Tochter Karls V, Margaretha von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden, und setzte derselben den Cardinal Granvella, einen eben so schlauen als kräftigen und ihm blindlings ergebnen Mann zur Seite. Schon dieß beleidigte die Niederländer, die einen Statthalter aus ihrer Mitte, den Prinzen Wilhelm von Oranien oder den Grafen Egmont, gewünscht hätten, und jetzt von einem Fremden ohne Herkunft regiert wurden. Es war unklug von Philipp, daß er den Adel des Landes gegen sich aufbrachte, anstatt sich desselben gegen die untern Stände zu bedienen, aber er traute nicht, und wollte lieber mit Gewalt sicher, als gleich seinem Vater mit List unsicher herrschen. Um der Ketzerei sogleich einen festen Damm entgegen zu setzen, befahl er, die vier Bisthümer, die bisher in den gesammten Niederlanden bestanden, bis auf dreizehn zu erhöhen. Dieß war gegen das Herkommen und die Verfassung, und erregte allgemeines Mißfallen; beim Adel, der durch so viele neue Geistliche seinen Einfluß verlieren mußte, beim Volk, das schon großentheils heimlich zu reformirten Grundsätzen sich bekannte, und bei den Geistlichen selbst, welche mit den neuen Ankömmlingen ihr altes Besitzthum theilen sollten. Trotz aller Vorstellungen und Bitten drang aber Granvella mit Gewalt durch, errichtete die neuen Bisthümer, und verfolgte zugleich die Ketzer mit unerbittlicher Strenge. Die Niederländer traten zwar nicht aus den Schranken des Gehorsams gegen den König, rächten sich aber an dem Cardinal durch Spott, Carricaturen rc., und machten es ihm selber wünschenswerth, abzureisen, was er endlich 1561 that.

Nun wären die Niederlande ohne Zweifel ruhig geblieben. Sie nahmen die unnützen Bisthümer, die verschärften Placate, die neuen Tridentiner Beschlüsse geduldig an. Aber als der König nun auch die spanische Inquisition einführen wollte, da begann ihr Widerstand ernsthaft zu werden. Der bloße Name dieses gräßlichen Ketzergerichts machte alle Herzen eiskalt. Man wußte, wie es in Amerika unter den Indianern arbeitete, wie dort Tausende und aber Tausende den christlichen Götzen der Spanier als Opfer bluten mußten, und noch ganz neu war der Eindruck, den einige bald hinter einander in Spanien abgehaltene Autodafes auf Europa gemacht hatten. Dieß waren große Hinrichtungsfeste, bei denen tausend Ketzer auf Einmal lebendig verbrannt wurden, und denen König Philipp in vollem Ornat von Anfang bis zu Ende zusah. Alles wollte der Niederländer dulden, nur die Inquisition nicht. „Wir sind keine dummen Mexicaner“ riefen sie, und stütz-

ten sich auf ihre alten Freiheiten, mit denen sich ein so willkürliches, heimlich anklagendes und heimlich mordendes Gericht auf keine Weise vertrug.

Der Adel trat zusammen, und unterzeichnete 1566 das sogenannte Compromiß, eine förmliche Protestation gegen die Inquisition, und brachte sie in Form einer Bittschrift an die Regentin. Die Herren zogen in feierlicher Procession paarweise auf das Schloß, Graf Brederode an der Spitze. Als der Herzog von Barlaimont, ein eifriger Anhänger Philipps, sie kommen sah, rief er: „ce n'est qu'un tas de gueux (das ist nur ein Haufen Bettler)!" Margarethe empfing sie gütig, konnte aber ohne Philipp nichts entscheiden, und versprach an diesen zu schreiben. Als darauf der Adel bei einem Gastmahle sich versammelte, und Barlaimonts Aeußerung herumgetragen wurde, ließ Brederode lachend einen Bettelsack und einen hölzernen Becher bringen, und die Reihe herumgehen mit dem Toast: vivent les gueux! Davon nannten sich nachher alle niederländischen Patrioten Geusen oder Bettler.

Philipp aber ließ mit der Antwort auf sich warten, und der durch diesen königlichen Hohn aufs neue beleidigte Adel wagte es, ihm einen Termin zu setzen. Zugleich brach ein großer Volkstumult aus, an welchem der Adel nicht ganz ohne Antheil war, denn man wollte Philipp durch die Enthüllung eines revolutionären Abgrunds schrecken, nicht wissend, wie wenig sich dieser König schrecken lasse. Ein Haufen zusammengelaufenes Gesindel, von einigen vertriebenen Predigern gehetzt, begann den Bildersturm, die Zerstörung der schönen katholischen Kirchen, die gerade in den Niederlanden wie früher in Böhmen von der Kunst am reichsten ausgeschmückt waren. Die schrecklichste Verwüstung traf die herrlichen Kirchen Antwerpens, auch Amsterdam, Leyden, Utrecht, Mecheln, Delft, Oudenarde, Tournay, Valenciennes, Ypern ꝛc. erlitten ein ähnliches Schicksal, und nur mit Mühe wurde Gent und Brügge gerettet. Endlich that der Adel Einhalt, aber erst, als er die Regentin zu einem Vertrage gezwungen hatte. Die Calvinisten wehrten sich nur in Valenciennes und Tournay, wurden aber zur Uebergabe genöthigt.

Philipp bestätigte den Ausgleichungsvertrag nicht, erklärte sich aber auch nicht dagegen, sondern ließ durch die Regentin eine allgemeine Amnestie versprechen, und in den wohlwollendsten Ausdrücken ankündigen, daß er selbst bald nach den Niederlanden kommen, und alle Wünsche befriedigen werde. Mit Absicht wurde der sanfteste Ton angestimmt, um durch diese Heuchelei die Niederländer einzuschläfern.

Capitel 360.

Herzog Alba.

Auf einmal erfuhr man, nicht der König komme im Friedenskleide, sondern sein grausamer Feldherr, der Herzog von Alba, mit einem Kriegsheer. Sogleich riethen die Muthigsten vom Adel, man solle zu den Waffen greifen und die Spanier um keinen Preis ins Land lassen; aber die Gemäßigten erwiederten, man wisse ja nicht, ob es der König nicht dennoch gnädig meine man könne doch nicht auf einen bloßen Verdacht hin rebelliren ꝛc. Wilhelm von Oranien, ein geborner Graf von Nassau, aber durch das Erbe von Chalons-Orange in Frankreich und den Niederlanden reich begütert, und Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, war ein Liebling Karls V gewesen, wegen seines großen Verstandes, und wurde der Schweigsame genannt, weil

er mehr dachte, als sprach. Dieser kluge Prinz hatte seine Spione in Spanien und Frankreich, und Philipps grausame Absichten waren ihm klar, doch vergeblich warnte er die Freunde. Graf Egmont und der eben so tapfere Graf Horn wollten ihm nicht glauben. Da es nicht möglich war, die Staaten zu entschlossenem Widerstande zu bringen, bevor der König die Maske hatte fallen lassen, entschloß sich Wilhelm zur Flucht. Traurig sprach er beim Abschied zu Graf Egmont: „Ich fürchte, Sie werden der Erste seyn, über dessen Leiche der Spanier einziehen wird." Andre spotteten über Wilhelm, und riefen ihm nach „Adieu, Prinz ohne Land!" Er aber erwiderte: „Adieu, ihr Herren ohne Kopf!" Viele Anhänger des neuen Glaubens und wohlhabende Gewerbsleute, die das Ihrige in Sicherheit bringen wollten, verließen die Niederlande ebenfalls, und gingen größtentheils nach England, es wanderten 100,000 Menschen aus, die mehr als hinreichend waren, die Spanier zurückzujagen, wenn die Staaten einig und entschlossen gewesen wären.

Im Sommer 1567 zog der von Angesicht und Seele gleich häßliche Alba in Brüssel ein, an der Spitze von nur 12,000 Spaniern, die aber aus den besten Kerntruppen bestanden, und die er noch mit deutschen und andern Truppen auf seinem Zuge aus Mailand vermehrt hatte. Anfangs trug er ganz wie Philipps Briefe, die größte Milde zur Schau, empfing Egmont und den ganzen Adel mit offenen Armen und einem Strom von Artigkeiten, zog niemand zur Verantwortung, unternahm sogar nichts, ohne die Stände zu Rathe zu ziehen, und machte die Niederländer so sicher, daß viele Aengstliche es bereuten, nicht getraut zu haben, und aus ihrem Versteck nach Brüssel zurückkehrten. Nach drei Wochen aber, da er Vögel genug im Netz sah, und Gewißheit hatte, daß Oranien doch nicht kommen würde, lud er die Grafen Egmont und Horn zu sich ein, sprach aufs freundlichste mit ihnen, und ließ sie plötzlich mitten im Gespräch festnehmen, am 9 September 1567. Von diesem Angenblick an warf er die Scheide von sich, um sein Schwert im Blute der arglosen Niederländer zu baden.

Geheime Befehle vorweisend, entfernte er die Regentin Margaretha, und setzte einen Blutrath nieder, der über alle Niederländer richten sollte, die sich zur Ketzerei bekannt, das Compromiß unterschrieben oder an den Unruhen Theil genommen hatten. Dieser Blutrath bestand aus Spaniern, und nur einige niederländische Verräther dienten dabei als Spione und Angeber, z. B. Hassels und der Graf von Barlaimont. Diesem Rathe kam es nicht sowohl auf die Hinrichtungen, als auf die Einziehung der Güter an; daher wurde mancher reiche Mann angeklagt und geköpft, der die Spanier nicht einmal beleidigt hatte. Man bediente sich der furchtbarsten Martern, um die Angabe verborgener Schätze zu erpressen, und hatte der Unglückliche bekannt, so fiel er dem Henker anheim. So wurden in kurzer Zeit 18,000 Hinrichtungen vollzogen, unter denen die der Grafen Egmont und Horn die vornehmste war. Mit diesen beiden wurde auch dem Bürgermeister von Antwerpen, bloß seines großen Reichthums wegen, der Kopf abgeschlagen, am 5 Junius 1568. Zu gleicher Zeit ließ König Philipp in Spanien selbst zwei edle Niederländer, die als Gesandte zu ihm geschickt worden waren, den Herrn von Bergen vergiften, den Herrn von Montmorency-Montigny heimlich im Kerker enthaupten.

Capitel 361.

Wilhelm von Oranien.

Wilhelm sammelte, von Maximilian II ungehindert, an den deutschen Gränzen ein Heer, aus niederländischen Flüchtlingen, deutschen Protestanten, Hugenotten und Engländern, während Brederode, über des Oraniers größern Einfluß eifersüchtig, sich ganz zurückzog. Alba ließ dafür den ältesten Sohn Wilhelms, der zu Löwen studirte, aufgreifen, und nach Spanien schicken. Schon 1568 brachen vier kleine Heere unter Wilhelms Leitung in die Niederlande, und erfochten einen glänzenden Sieg über die Spanier bei Winschooten; bald aber siegten die Spanier wieder bei Embden, und Wilhelm war vorsichtig genug, einer neuen Schlacht auszuweichen, um seine Partei zu verstärken, und die Spanier abzumatten.

Zu gleicher Zeit warfen sich versprengte Haufen in die Wälder, und führten von da aus einen kleinen mörderischen Krieg mit den Spaniern. Man nannte sie die Waldgeusen. Andre warfen sich aufs Meer, und beunruhigten die Küsten und die spanischen Schiffe. Man hieß sie Wassergeusen, und im Besitz des Meeres wurden sie den Spaniern bald noch furchtbarer, als selbst Wilhelm.

Alba behauptete sich indeß das ganze Jahr 1569 und schrieb, da nichts mehr zu confisciren übrig war, erst den hundertsten, dann den zehnten, und noch einmal den zwanzigsten Pfennig aus, sich rühmend, daß er aus den Niederlanden mehr Gold ziehen wolle als aus Peru. Und dennoch zahlte er seinen eignen Soldaten den Sold nicht aus, um sie noch wüthender zum Raube anzufeuern.

Erst 1572 kam Wilhelm wieder zu Kräften, und begann mit Hülfe der Wassergeusen den Kampf von neuem. Es fehlte ihm nicht an Menschen, aber sie waren schlecht bewaffnet und ungeübt, Alba's kriegsgewohnten Banden nicht gemessen. Nur zur See war etwas zu erreichen. Wilhelm von der Mark, Graf von Lumay, Egmonts Freund, der sich das Haar nicht kämmte noch schor, bis er Egmont gerochen haben würde, zubenannt der Eber des Ardennenwaldes, warf sich jetzt aus den Wäldern auf das Meer, stellte sich an die Spitze der Wassergeusen, und nahm die Stadt Briel ein. Als Alba dieß erfuhr, sagte er nach seiner höhnischen Gewohnheit no es nata (es ist nichts)! Die Geusen aber setzten diese Worte nebst einer Brille (Briel) in ihre Fahnen. Sobald ein fester Ort in ihren Händen war, faßte ganz Holland ein Herz, der Pfarrer von Vließingen predigte von der Kanzel herab seinen Bürgern Muth zu, und überall wurden die Spanier aus Nord- und Südholland vertrieben, nur in Middelburg hielten sie sich. Das Landheer war unglücklicher, Ludwig von Nassau eroberte Bergen, verlor es aber wieder. Alba's Sohn, Ferdinand, zog nun über Holland, nahm Harlem ein, und wüthete dort aufs grausamste; das bewog aber die übrigen Holländer zu desto muthvollerem Widerstand, und unterdeß erfochten die Wassergeusen immer neue Vortheile, indem sie alle Schiffe und Flotten, welche die Spanier abschickten, um Middelburg zu entsetzen, vernichteten oder erbeuteten. Schon zählten diese Geusen 150 wohlbewaffnete Schiffe.

Der spanische Hof sah jetzt endlich den Fehler ein, den er durch seine grausame Strenge begangen hatte, und rief den furchtbaren Alba zurück. An seine Stelle kam Requesens, 1574, der mit großer Milde verfuhr und Frieden suchte. Die Niederländer trauten aber den treulosen Spaniern nicht mehr, und setzten den Krieg fort. Middelburg fiel in ihre Hände, nachdem sie abermals eine spanische Flotte, die zum Entsatz herbei eilte, vernichtet hatten; aber noch in demselben Jahre wurden die Prinzen in offener Feldschlacht auf der Mookerheide bei Nimwegen geschla-

gen, wobei Ludwig das Leben verlor, und Requesens erhielt wieder die Oberhand. Seine wegen des Soldes schwierigen Soldaten wurden mit den Schätzen Leydens getröstet, und belagerten die Stadt mit großem Eifer. Als die furchtbarste Hungersnoth die Bürger drängte, trat ihr Bürgermeister Van der Werf hervor und verlangte, sie sollten ihn zuerst schlachten, wenn sie essen wollten, nur nicht sich ergeben. Sein Beispiel flößte ihnen neuen Muth ein, und endlich wagten sie das Aeußerste, durchstachen die Dämme, und ließen das Meer herein, daß es das Land zehn Meilen weit verwüstete, aber auch das spanische Lager überschwemmte, 1000 Spanier, die sich nicht schnell genug retten konnten, ersäufte, und den Wassergeusen vergönnte, bis an die Stadt zu fahren, und sie mit Lebensmitteln zu versorgen.

Requesens starb plötzlich, 1576, und dieß hatte wichtige Folgen. Die herrenlosen spanischen Soldaten zogen beutegierig wie Räuber durch das Land; die bisher den Spaniern noch treuen Stände zu Brüssel aber benutzten den Augenblick, mit Wilhelm von Oranien und den Geusen sich zu vertragen, und schlossen mit ihnen den Frieden von Gent. Hier ward ausgemacht, alles Bisherige zu vergessen, die zügellosen spanischen Banden aus dem Lande zu treiben, übrigens aber dem König von Spanien als rechtmäßigem Herrn getreu zu bleiben. Während dieß in Gent geschah, zogen sich die spanischen Truppen von allen Seiten her nach Antwerpen zusammen, um diese reiche Stadt zu plündern, und sich für so viele Mühseligkeit bezahlt zu machen, und ehe die Bürger an Gegenwehr denken konnten, war der Streich ausgeführt, und die Soldaten machten unermeßliche Beute. Gleich darauf langte der neue von Philipp gesandte Statthalter an. Es war Don Juan, ebenfalls ein natürlicher Sohn Karls V (von der Barbara Blumberger, einer schönen Regensburgerin), und weltberühmt durch den großen Sieg, den er 1571 über die Flotte der Türken bei Lepanto erfochten hatte. Sobald er in den Niederlanden erschien, unterwarfen sich ihm die empörten Soldaten, die Stände drangen aber darauf, daß er im Namen des Königs Philipp den Genter Frieden bestätigen sollte. Don Juan that es, und zog darauf in Brüssel ein, 1577. Zufolge dieses Friedens mußten die spanischen Truppen entfernt werden, und Don Juan entließ sie wirklich; als er aber sah, daß er sich dadurch alles Ansehns beraube, und gänzlich von der Willkür der Niederländer abhängig mache, besann er sich eines Andern, verließ Brüssel heimlich, und warf sich in die feste Stadt Namur, von wo aus er schnell die Truppen zurück rief. Ueber diese Treulosigkeit empört, entsetzten ihn die Stände zu Brüssel eigenmächtig der Statthalterschaft, und Wilhelm von Oranien trat an die Spitze der Geschäfte. Da aber die andern niederländischen Großen auf diesen einflußreichen Mann eifersüchtig waren, und Wilhelm selbst mehr des Landes Wohl als seine eigne Person bedachte, so ließ er einen andern Statthalter wählen, den Erzherzog Matthias, zweiten Sohn Kaiser Maximilians II, der als ein Habsburger zugleich ein nahes Recht auf diese Würde hatte. Matthias kam sehr bereitwillig, und feierte schon in Brüssel große Feste, 1578, als die Nachricht eintraf, daß das ständische Heer bei Gemblours von Don Juan geschlagen sey. Matthias hielt nun nicht aus, sondern verließ das Land. Don Juan selbst aber starb noch in demselben Jahre plötzlich.

Ea

Capitel 362.

Die Generalstaaten von Holland.

Die Niederlande befanden sich jetzt in der größten Verwirrung. Im Süden behauptete sich Alexander von Parma, Margarethens Sohn und Don Juans Neffe, an der Spitze der Spanier, aber diese waren geschmolzen und die ganzen Niederlande gegen sie in Waffen. In Brüssel war man unschlüssig, daher thaten die einzelnen Landschaften und Städte, was ihnen gut dünkte. Die nordischen Küstenbewohner, jene kühnen Wassergeusen, wollten auf jeden Fall ihre Freiheit behaupten, und waren unter sich einig. Darum traten sie zu Utrecht in ein festes und ewiges Bündniß zusammen, die Utrechter Union genannt, sagten sich völlig von der spanischen Herrschaft los, und gründeten eine vereinigte Republick von sieben freien Staaten, Geldern, Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Oberyssel und Gröningen, die Generalstaaten von Holland genannt, und zum obersten Generalstatthalter wählten sie Wilhelm von Oranien, 1579. Auf der andern Seite führte die allgemeine Verwirrung in Gent und der Umgegend eine wilde calvinistische Volksherrschaft herbei, doch aufgemuntert durch die entschlossene Haltung der Utrechter Union, traten ihr die meisten Stände der übrigen Niederlande bei, und man wählte endlich in Brüssel einen neuen Statthalter, Franz von Alençon, den Bruder König Heinrichs III von Frankreich, wodurch man diesen mächtigen Nachbarstaat, Spaniens alten Feind, zu gewinnen suchte, 1580. Franz wurde jedoch krank und kehrte bald wieder zurück.

Der Prinz von Parma zeigte sich eben so geschickt in der Politik als tapfer und unermüdet im Felde, und ihm allein verdankte König Philipp, daß nicht die ganzen Niederlande von ihm abfielen. In den südlichen wallonischen Provinzen hatte sich der Katholicismus erhalten, diese zeigten sich also den Spaniern günstiger, und als sie von den fanatischen Ketzern in Gent beunruhigt und mißhandelt wurden, gelang es dem Herzog von Parma durch gütliches Zureden, sie ganz für sich zu gewinnen. In Gent herrschten die beiden calvinistischen Demagogen Imbiz und Ryhow, die aus bloßem Muthwillen den flandrischen Statthalter, Herrn von Rastinghem, den die Wallonen sehr liebten, gefangen hielten. Das Beste, was diese Genter thaten, war die Bestrafung des Verräther Hassels, den sie an einen Baum hingen. Vergebens aber bemühte sich Wilhelm von Oranien, ihre Tollheit zu mäßigen und sie mit den Wallonen auszusöhnen.

Wilhelm selbst, dessen Wahlspruch war „in Stürmen ruhig", endete in dieser Zeit sein rühmliches Leben. Philipp II setzte einen Preis von 25,000 Goldgulden auf seinen Kopf, und versprach seinen Mörder in den Adelstand zu erheben. In dem Manifest, das er deßfalls erließ, wird dem Oranier allein die Schuld der ganzen Revolution aufgebürdet. Die Maxime aber, eine Revolution nur als eine Verschwörung, als das Werk nicht eines gekränkten Volkes, sondern nur eines oder weniger Uebelgesinnten darzustellen, ist nach Philipps Beispiel später noch sehr oft angewendet worden. Der König fand bald einen Banditen, der den Preis zu verdienen gedachte. Balthasar Gerard schlich sich als Bittender bei Wilhelm ein, erhielt wirklich ein stattliches Geschenk von ihm und schoß ihn dafür meuchlings mit drei Kugeln nieder. Sterbend rief der Prinz: „Gott erbarme dich meiner und dieses armen Volkes!" Die Gräuelthat geschah 1584. Zwölf Jahre vorher hatte seine letzte Gemahlin, Anna von Coligny, ihren berühmten Vater, den in der Pariser Bluthochzeit gemordeten Admiral Coligny, und ihren ersten Gemahl Teligny eben so blutend in ihren Armen sterben sehen. Gerard wurde geviertheilt, Philipp II aber erhob dessen Verwandte unter dem Titel „als

Tyrannenmörder" in den Adelstand, und ahmte darin den Papst nach, der bei der Nachricht der Pariser Bluthochzeit öffentliche Feste veranstaltet hatte.

Capitel 363.

Seemacht der Holländer.

Der Herzog von Parma bot nach Wilhelms Tode den Holländern Frieden, aber sie erklärten, Spanien sey ein treuloser Freund, mit dem sie auf Leben und Tod fortkämpfen würden. Parma befand sich indeß im Vortheil. Mit Hülfe der Wallonen nahm er Gent ein, da der 70jährige Imbiz zuvor von den Bürgern selbst hingerichtet worden war. Im folgenden Jahr 1585 gelang es ihm sogar, Antwerpen zu erobern und ganz Flandern und Brabant zu unterwerfen. Die Holländer richteten unter ihrem noch ungeübten neuen Statthalter, Moritz von Nassau, dem zweiten Sohn Wilhelms, anfangs wenig aus. Doch kam es ihnen zu statten, daß 1588 Philipp II die sogenannte unüberwindliche Armada, eine ungeheure Flotte, gegen die den Protestanten sehr geneigte Königin Elisabeth von England ausrüstete, welche Parma unterstützen mußte. Auch die Holländer halfen jetzt mit ihren Schiffen den Engländern, und diese unter den Admiralen Howard und Drake (der die ersten Kartoffeln aus America brachte) zerstörten die spanische Flotte völlig, so weit sie nicht schon der Sturm vernichtet oder zerstreut hatte.

Als hierauf Parma krank wurde, und der neue spanische Statthalter, Albert, auch ein Sohn Kaiser Maximilians II und vermählt mit Philipps Tochter Isabella, zum Frieden geneigt war, nahm der Krieg nur einen trägen Fortgang. Er wurde mit weniger Erbitterung und gleichsam nur mechanisch geführt, weil man zwar Frieden wollte, aber nicht darüber einig werden konnte. Daher waren es auch vorzüglich Fremde, Franzosen, Engländer und Ostdeutsche, welche diesen Krieg ausfochten, um ihre Kriegsschule zu machen, und die meisten Helden der folgenden großen Kriege sind in dieser Schule gebildet worden, so wie überhaupt die neuere Kriegskunst hier zuerst in allen Theilen erprobt wurde.

Die sieben Staaten erhielten sich allein frei, während die südlichen Provinzen wieder sämmtlich an Philipp zurück fielen, und seitdem die spanischen Niederlande hießen. Was Parma's Waffen wieder erobert hatten, befestigte das milde gütige Regiment Alberts, den selbst die Holländer schätzten. Endlich vollendeten die Jesuiten das schwierige Werk, die Niederlande an Spanien zu fesseln, indem sie die neue Generation in ihrem Sinne erzogen.

Holland kam durch seine Freiheit in den größten Flor. Die vielen calvinistischen Auswanderer bewirkten hier eine ungeheure Bevölkerung, die sich sofort auf das Meer warf, und in entfernten Welttheilen große Handelscolonien gründete. Amsterdam wurde der Sitz des Welthandels, seit Antwerpen in Verfall gekommen, und die ärmlichen Räuberschiffe der Wassergeusen wuchsen zu einer Seemacht an, die bald alle Meere beherrschte. Der Krieg mit den Spaniern war das Geringste, was diese großen und thätigen Volksmassen beschäftigte, Handel war ihre Hauptsache schon mitten im Kriege selbst. Während sie auf der Landseite fochten, liefen ihre Flotten schon in die fernsten Meere. Die Spanier selbst zeigten ihnen den Weg. Spanische Kaufleute standen längst mit holländischen in Handelsverbindung und setzten dieselbe auch während des Krieges heimlich fort, weil es ihnen Vortheil brachte. Mit holländischen Capitalien handelten sie nach Ostindien und America, und die Holländer erhielten davon ihren

Theil des Gewinns, den sie dann wieder zu Rüstungen gegen die spanischen Truppen verwandten, so daß sie ihre Kriegskosten aus Spanien selbst zogen. Als Philipp es endlich entdeckte, verbot er diesen Schleichhandel aufs strengste; die Holländer fuhren jetzt aber mit ihren Schiffen auf eigne Hand nach Ostindien, seit 1596, verjagten Spanier und Portugiesen, wo sie sie fanden, und legten selbst große Colonien an. Die wichtigsten wurden das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Insel Java mit der neuerrichteten holländischen Hauptstadt Batavia, die molukkischen Gewürzinseln, aus denen die Holländer ganz Europa mit edlen Gewürzen versorgten, und endlich der fünfte Welttheil, von seinen Entdeckern Neu-Holland genannt. Die 1602 gestiftete ostindische Handelscompagnie wuchs bald zu einer ungeheuern Macht an, und eine geraume Zeit siegten in allen Meeren die holländischen Waffen über die spanischen und portugiesischen.

Alle ihre Kraft auf die See werfend, führten sie den Landkrieg in den Niederlanden selbst nur lässig fort. Nur die dreijährige Belagerung Ostende's zeichnet sich in dieser langweiligen Kriegsgeschichte aus. Da auch die Spanier immer mehr an Eifer nachließen, schloß man endlich 1609 einen 12jährigen Waffenstillstand, setzte nachher aber den Krieg dennoch wieder fort, da er auch in Deutschland ausbrach.

Capitel 364.

Remonstranten. Cryptocalvinisten. Mystiker.

Moritz von Nassau begann nach unumschränkter Fürstengewalt zu streben, fand aber bei der republicanischen Partei unter Olden Barneveldt und dem gelehrten Hugo Grotius entschlossenen Widerstand. Unähnlich seinem edlen Vater, suchte er dem Volk die kaum errungene Freiheit nicht nur in politischem, sondern auch in kirchlichem Sinne wieder zu nehmen; denn um Barneveldt zu stürzen, hetzte er die reformirten Pfaffen gegen ihn auf, und begünstigte die Neigung derselben zu einer neuen Kirchentyrannei, die auch unter den Lutheranern überall hervortrat. In den Niederlanden wiederholte sich, was im Großen in Deutschland geschehen war. Wie Luther eine neue tyrannische Kirche geschaffen und die gemäßigten, freisinnigen Zwinglianer davon ausgeschlossen hatte, so schuf auch im Kleinen wieder der Pfaffe Gomar in den Niederlanden eine kleine tyrannische Kirche unter den Calvinisten, die sich für die allein seligmachende ausgab, und die sanften, freisinnigen Anhänger des Arminius von sich ausschloß. Die letztern legten eine Remonstration dagegen ein und hießen daher die Remonstranten. Barneveldt billigte ihre weit vernünftigern Grundsätze, dieß benützte aber Moritz zu seinem Verderben, rief 1618 eine Synode zu Dordrecht zusammen, ließ hier die Remonstranten verdammen und den ehrwürdigen alten Barneveldt in der Leidenschaft des Augenblicks mit Verletzung aller Rechtsformen enthaupten. Hugo Grotius wurde durch seine Frau in einem Bücherkasten aus dem Kerker gerettet. Doch glückte es dem falschen Moritz nicht, die Freiheiten Hollands zu unterdrücken, und sein Haus hätte wahrscheinlich die Statthalterschaft verloren, wenn sein Sohn Friedrich Heinrich sich nicht republicanischer benommen hätte.

In den deutschen Fürstenstaaten hatte die Verfolgung noch freiern Spielraum. Luther selbst hatte alle kleinen Seelen privilegirt, sich gegen die Anhänger Zwingli's und Calvins zu enthusiasmiren, und anstatt bei der wachsenden

Macht der Katholischen zusammenzuhalten, machten die lutherischen Fürsten und ihre Hofpfaffen die Kluft nur immer weiter. Besonders ehe die Dordrechter Synode ihnen den Beweis geliefert hatte, wie unfrei auch der Calvinismus werden könne, hatten sie vor demselben eine unüberwindliche, namentlich auch politische Abneigung, und je weniger auch wirklich geschah, desto mehr argwöhnten die Fürsten. Der Verdacht des Cryptocalvinismus oder der geheimen Neigung zu calvinischen Freiheitslehren griff an allen Höfen, auf allen Universitäten um sich, besonders in Sachsen hing Kurfürst August dieser bösen Grille nach. Kaum entging der greise Melanchthon der Gefahr, sein Schwiegersohn Peucer mußte fünf Jahre im Kerker schmachten, der edle Geheime Rath Krakau wurde zu Tode gefoltert. Da es einmal hieß cujus regio, ejus religio, so stand es auch beim Fürsten allein, die Lehrbegriffe der Religion zu bestimmen, und wer anders glaubte, als der Fürst wollte, der war nicht nur Ketzer, sondern auch Rebell. Kurfürst August ließ durch Andreä und Chemnitz die sogenannte Concordienformel für die orthodoxen (rechtgläubigen) Lutheraner aufsetzen, 1577, im entschiedenen Gegensatz gegen den Heidelberger Catechismus (1563), welcher den Glauben der sogenannten Reformirten oder der Schweizer enthielt. Seitdem haßten sich Lutheraner und Reformirte tödtlich, und besonders die erstern überboten sich in schwülstiger Scholastik und in einer ganz in Schmutz ersoffenen Sprache, um jene zu lästern und mehr als Papisten und Türken anzuschwärzen. Kursachsen fuhr fort, das Ketzerrichteramt zu verwalten, und Kurfürst Christian II ließ einen seiner ersten Staatsbeamten, den Canzler Crell, wegen Verdachts des Cryptocalvinismus, auf offenem Markt in Dresden enthaupten, 1601. Sogar in der streng calvinistischen Pfalz führte Kurfürst Ludwig (der Leichtsinnige genannt) die lutherische Lehre ein, und brachte wenigstens die Oberpfälzer dazu. Die Rheinpfälzer erhielten sich bei Calvin, setzten sich aber dadurch bald nachher den grausamsten Verfolgungen aus. In Brandenburg wirkte dagegen die Wuth, mit welcher der Dompropst Gedicke in Berlin unter Johann Georg die Calvinisten verfolgte, so sehr auf das Gemüth des Kurfürsten Johann Sigismund, daß derselbe sich gerade zu Calvins Lehre hingezogen fühlte, sie offen bekannte und in einem edeln Toleranzedict von 1614 den Lutheranern volle Freiheit versprach, sie aber auch zur Duldung der Calvinisten aufforderte. Seine Ansprüche auf Jülich und Cleve, und der Wunsch, den zahlreichen Calvinisten am Niederrhein zu gefallen, scheinen allerdings auch etwas zu dem Schritt des Kurfürsten beigetragen zu haben.

Aber auch unter den Lutheranern selbst war Uneinigkeit, und ihre Pfaffen verfolgten sich mit derselben Wuth, mit der sie gegen die Calvinisten stritten. Das Gezänk entstand hauptsächlich über die Gränzlinien zwischen dem Heil, was der Mensch durch seinen eigenen guten Willen, und dem, was er nur durch die göttliche Gnade erringen könne. Die ärgsten Schreier in diesem unnützen Zank waren Flacius in Jena und Osiander in Königsberg. Er führte zur alten Scholastik zurück. Sittlichkeit und Liebe, die Grundpfeiler des Christenthums, waren schon wieder vergessen, und man stritt nur noch um Denkbegriffe, um Glaubensformeln, um Buchstaben.

Dieser neuen Scholastik mußte nothwendig auch wieder eine neue Mystik gegenübertreten. Fromme und edle Gemüther mußten anderswo, als in diesem ruchlosen Wortgezänk das Heil suchen. So hatte schon zu Luthers Zeit der sanfte Schwenkfeld, ein schlesischer Edelmann, vor dem Wortkram gewarnt und das Christenthum in einem edlen Leben und in der Menschenliebe gesucht, war aber von Luther schändlich mißhandelt worden, der die liebenswürdigen Schriften Schwenkfelds ohne weiteres ein Gespei des Teufels nannte. Nachher

trat Valentin Weigel in Sachsen der scholastischen Begriffsverwirrung mit einem ungemein einfachen philosophischen System gegenüber, in dem die ganze spätere Lehre von Spinoza und Schelling im Keim enthalten ist, aber auch dieser edle Geist wurde verhöhnt und von so wenig Menschen verstanden, daß er lange nicht so berühmt wurde, als weit unwichtigere Schwärmer. Johann Arnd, der am Ende des 16ten Jahrhunderts ganz im Sinne Taulers predigte, und die Gemeinde von dem äußern Wortstreit zur innern Findung des göttlichen Geistes, nämlich zu dem, was die Alten die Gottesminne genannt hatten, zurückführte, erregte weniger Widerspruch, weil er kein eigentliches System aufstellte. Aber Jakob Böhme, der Schuster in Görlitz, der um dieselbe Zeit das prachtvolle Pfauenrad seiner Ideen aufschlug, mußte den Haß und die Verfolgung der lutherischen Pfaffen um so härter empfinden, denn je erhabener sein Geist war, desto mehr glaubten sie ihn seines Handwerks wegen in den Koth treten zu müssen. Es bedurfte einer solchen Nacht der Dummheit und Hoffahrt, damit ein so strahlendes Licht erscheine, wie Jakob Böhme's „Morgenröthe in Aufgang.“ Aus seiner unerreichten Geisteshöhe niederblickend auf die Händel seiner Zeit, urtheilte er: nächst der innern Kirche, zu der allein er sich bekenne, scheine ihm die türkische die vernünftigste, weil sie nur Einen Gott habe und ein Sittengesetz ohne Ablaß, dann folge dem Werthe nach die steinerne Kirche (die römische), aus der immer noch etwas zu machen sey, aber die verdorbenste von allen sey die Kirche der Zänker (die lutherische damals).

Ueberblickt man diesen Zustand der reformirten Kirchen, die, unter einander feindselig entzweit, zugleich im Innern demoralisirt und geistig verstockt waren, so darf man sich nicht wundern, daß es der Papst und die Jesuiten für möglich hielten, diese so ganz mißrathene Reformation wieder zu unterdrücken und auf ihren Anfangspunkt zurückzuführen.

So waren auch die Hexenprocesse, die grausame Tortur und Verbrennung alter Weiber, die man eines geheimen Umgangs mit dem Teufel beschuldigte, nirgends zahlreicher als in protestantischen Ländern, zum Beweise, daß der Aberglaube durch die sogenannte Glaubensfreiheit nur dicker und brutaler geworden war.

Capitel 365.

Kaiser Rudolph II.

Der kränkelnde Maximilian hinterließ das Reich seinem Sohn Rudolph, 1576. Man glaubt, sowohl er als die schöne Philippine Welser seyen von den Jesuiten vergiftet worden. Unter Rudolph erfolgte eine völlige Restauration. Er entzog den Bürgern sogleich die Glaubensfreiheit und jagte die lutherischen Prediger fort, nur der Adel durfte sie einstweilen behalten, doch gönnte er den Jesuiten völlig freien Spielraum. Er selbst lebte nur unter seinen schönen Pferden im Stalle und unter mathematischen und astronomischen Beschäftigungen, wobei er sich wenigstens das Verdienst erwarb, den großen Astronomen Kepler und den ebenfalls ausgezeichneten Tycho de Brahe zu unterstützen. Dem letztern bekam aber diese Gnade übel, denn als er einst mit dem Kaiser in demselben Wagen fuhr, und aus Respect ein natürliches Bedürfniß verhielt, traf ihn ein jäher Tod.

Um das Reich bekümmerte sich Rudolph gar nicht. Die sich selbst überlassenen Parteien geriethen daher bald an einander. Die ersten Händel erregte Kur-

fürst Gebhard von Köln. Dieser geistliche Fürst liebte eine Aebtissin, und lebte mit ihr in heimlicher Ehe. Ihre Brüder aber, die Grafen von Mansfeld, drohten ihm Rache, wenn er die Ehre ihrer Schwester nicht durch eine förmliche Heirath herstellen würde. Dieß konnte nur geschehen, wenn Gebhard den katholischen Glauben verließ. Er that es und wurde calvinistisch, wie seine Schwäger, 1582. Das Kölner Land weigerte sich aber, seinem Beispiel zu folgen, der Papst that ihn in Acht und Bann, und die protestantischen Fürsten ließen ihn im Stich, weil er ein Calvinist und kein Lutheraner war. Er wurde nun dem geistlichen Vorbehalt im Augsburger Frieden zufolge abgesetzt, und ein streng katholischer bayerischer Prinz, mit Hülfe spanischer Truppen, die aus den Niederlanden ins Kölnische einrückten, an seine Stelle gesetzt. Einen neuen Vortheil erlangten die Katholischen, indem sie 1592 auch im Bisthum Straßburg statt eines brandenburgischen Prinzen einen lothringischen einsetzten. Sie wurden nun immer kühner. In der protestantischen Reichsstadt Donauwörth waren Katholiken mißhandelt worden. Die katholischen Stände setzten eine Reichsacht durch, und Maximilian von Bayern sollte sie vollziehen. Diesem aber war die freie Reichsstadt eine längst ersehnte gute Beute, und er machte sie eigenmächtig zu einer bayerischen Landstadt, 1607.

Jetzt erst ermannten sich die Reformirten, angefeuert von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Aber nur die zum Heidelberger Catechismus sich bekennenden Fürsten von der Pfalz und von Hessen waren thätig für ein Bündniß, und von lutherischer Seite Würtemberg, Baden, die fränkischen Markgrafen und Anhalt; dagegen war Brandenburg (wo der Fürst reformirt, das Land aber lutherisch glaubte) sehr lau, und das streng lutherische Sachsen zog sich unter dem feigen und von Wollust aufgezehrten Christian II ganz zurück. So kam 1608 zu Anhausen in Franken eine protestantische Union zu Stande, der Brandenburg erst im folgenden Jahre beitrat. Da Friedrich von der Pfalz von dieser Seite wenig und von Sachsen gar keine Unterstützung fand, wandte er sich an Frankreich, dessen König, Heinrich IV, im Herzen ein Hugenotte, damals mit großen Planen umging, und aus Europa ein System verbundener Republiken machen wollte. Sobald aber die Jesuiten die Verbindung Frankreichs mit der rheinischen Union erkundschaftet hatten, schien ihnen die Gefahr so dringend, daß sie sogleich einen fanatischen Mörder dungen. Im Februar 1610 trat Heinrich IV mit der Union zusammen, und im März fiel er durch die Meuchlerhand Ravaillacs. Auch sein Vorgänger, Heinrich III, war auf ähnliche Art ermordet worden.

Jetzt waren die deutschen Protestanten wieder auf sich selbst beschränkt, und die Katholischen, die unter Leitung Maximilians 1609 der Union eine heilige Ligue entgegengesetzt hatten, wußten die Spaltungen ihrer Gegner gut zu benützen. Christian II von Sachsen wurde nach Prag gelockt und dort vom Kaiser so in edlem Ungarwein ersäuft, daß er selber rühmte: „er sey fast keine Stunde nüchtern gewesen." In diesem Zustande aber ließ er, das Haupt der Lutheraner, sich bewegen, zur katholischen Ligue zu schwören. Zwar starb er bald, aber sein Nachfolger Johann Georg war bei größerer Nüchternheit doch noch schwächer, feiger und falscher von Gemüth, und ließ sich ganz und gar von seinem Hofpfaffen Hoen von Hoenegg leiten, der unter Gebet und Andacht den Verräther spielte und sich von jeder Macht bestechen ließ, die ihm Geld geben wollte.

Des Kaisers Bruder Matthias sah ungern, wie die Leitung aller katholischen Angelegenheiten aus des schwachen Rudolphs Hand in die des bayerischen Maximilian überging, und die unruhige Stimmung der Protestanten in Böh-

men und Oesterreich, so wie die Auflehnung des neuen siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor (Gabriel Bathory) liehen ihm den Vorwand, in Uebereinstimmung mit den übrigen Habsburgischen Verwandten den unfähigen Kaiser zu entthronen. Rudolph floh zu den Böhmen, und konnte sich nur dadurch vor seinem Bruder schützen, daß er den Böhmen alle politischen und kirchlichen Freiheiten, die sie nur haben wollten, in dem sogenannten böhmischen Majestätsbrief sicherte. Matthias sah sich nun gezwungen, den Böhmen diese Freiheiten zu bestätigen, um sie für sich zu gewinnen, und brachte es dahin, daß sich Rudolph fügte, der nur den kaiserlichen Titel behielt und mitten in diesen Händeln starb, 1612. Matthias wurde Kaiser, aber er machte es nicht besser als sein Bruder, ergab sich dem Müßiggang unter Buhlerinnen, und überließ Böhmen seinem Vetter Ferdinand, Sohn des Karl von Steyermark (der zuerst die berühmte Militärgränze in Croatien und Slavonien einrichtete und Karlsstadt erbaute), und die Reichsstädte dem Cardinal Clesel (von dem der witzige Taubmann sagte, es stecken in ihm CL (150) Esel).

Um diese Zeit erhob sich in Norddeutschland ein Zank, der die Religionsparteien noch mehr gegen einander entflammte. Der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg war 1610 gestorben, und seine zahlreiche Verwandtschaft in den deutschen Fürstenhäusern stritt um das Erbe. Endlich behielten der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg den Vorrang, der ihnen zukam, und vereinigten sich über das Erbe gütlich, indem der Pfalzgraf eine Tochter des Kurfürsten heirathen sollte. Ein sonderbarer Vorfall aber trennte diese Verbindung. Der Kurfürst gab seinem Eidam in der Hitze des Gesprächs bei Tafel eine Ohrfeige; dieser trat nun beleidigt zurück und wurde katholisch, um den Beistand der Ligue und der Spanier zu erhalten. Der Kurfürst sah sich daher genöthigt, die benachbarten Holländer zu Hülfe zu rufen, und wurde zum Theil deßhalb reformirt. Schon sah man einen offenen Kampf voraus, als die Gegner sich doch eines Bessern besannen, und endlich mit einander das Herzogthum theilten, 1614. Man fürchtete sich vor dem Kriege, dessen Folgen bei der feindlichen Stellung der großen Religionsparteien unabsehbar waren. Aber ehe man es gewünscht und erwartet, brach er am andern Ende Deutschlands in hellen Flammen aus und riß bald alles mit sich fort.

Capitel 366.

Ferdinand II.

Ein Schauer des Todes ging durch das Böhmerland, da Ferdinand mit seinen Jesuiten in Prag sich niederließ. Von früher Kindheit an hatten die Römlinge ihm ewigen unversöhnlichen Haß gegen jede geistige wie bürgerliche Freiheit eingepflanzt, als zarter Jüngling schon hatte er in der heiligen Stadt Loretto in Italien vor dem Altar der Mutter Gottes einen feierlichen Eid geschworen, die Ketzer zu vertilgen, und sobald er Erzherzog in Steyer und Kärnthen geworden war, hatte er eigenmächtig alle Bewilligungen Maximilians II vollends vernichtet, die Religionsfreiheit völlig aufgehoben, und jeden, der sich nicht bekehren wollte, hinrichten, oder wenn er geflüchtet war, seine Güter confisciren lassen.

In Böhmen mußte er sich vorsichtiger benehmen, hielt es auch nicht lange unter diesem freiheitsstolzen Volke aus, sondern ließ nur ergebene Statthalter daselbst, die Herren von Slawata und Martinitz, diese aber mußten das

Volk drücken und durch einzelne Eingriffe in seine Freiheiten stufenweise zu noch größerer Knechtschaft vorbereiten. Man kannte sich wechselseitig, und die Erbitterung wuchs im Stillen, bis sie bei der ersten Gelegenheit in eine Gewaltthat ausbrach. Nur der Adel hatte Religionsfreiheit, daß ganze Land war aber so protestantisch gesinnt, daß sich auch die Bürger längst vermöge eines Gewohnheitsrechts jener Freiheit bedient hatten, besonders seit Rudolph II so nachgiebig geworden war. Als sie es aber wagten, zu Braunau und Klostergrab neue protestantische Kirchen zu errichten, befahl Ferdinand, dieselben augenblicklich niederzureißen.

Was der König in Steyermark und Kärnthen gethan, und was die Jesuiten stets im Munde führten, bewies den Böhmen klar, daß dieser Strafact nur der Anfang einer Verfolgung seyn werde, die nicht eher endigen sollte, als mit dem gänzlichen Untergang der Religionsfreiheit. Die Gesinnung Ferdinands war so deutlich ausgesprochen, daß auch nicht der mindeste Zweifel obwaltete (wie etwa früher bei den Protestanten, Karl V gegenüber), sondern daß alle Böhmen, Volk und Stände, sogleich ihren Entschluß faßten. Matthias, Graf von Thurn, stellte sich an die Spitze der Prager, überfiel die Herren Slawata und Martinitz im Rathhause und ließ sie nebst ihrem Schreiber Fabricius aus dem Fenster werfen. Sie fielen, obwohl 28 Ellen tief, doch nur auf einen Misthaufen und kamen mit gesunden Gliedern davon. Man sagt, der Schreiber habe, kaum aufgestanden, seine gnädigen Herren mit vielen Bücklingen um Verzeihung gebeten, daß er auf sie gefallen sey; so weit war man damals schon in der spanischen Etikette und Kriecherei gekommen. Dieß geschah am 23 Mai 1618, und von diesem Tage an datirt man den dreißigjährigen Krieg.

Die böhmischen Stände handelten einig mit dem Volk, setzten Ferdinand ab und ergriffen bis zu einer neuen böhmischen Königswahl die Zügel der Regierung selbst. Die schnell zusammengerafften kaiserlichen Truppen unter Bouquoi und Dampierre wurden aus Böhmen zurückgeschlagen, Graf Thurn zog im Triumph nach Mähren, wo man ihn als Befreier begrüßte. Auch Schlesien trat den Böhmen bei. Im Anfang des Jahres 1619 starb Matthias, und Ferdinand ward Alleinherr der Erblande, übernahm sie aber unter den ungünstigsten Umständen. Böhmen, Schlesien und Mähren waren abgefallen, Oesterreich schwierig, von Ungarn aus drohte Gabriel Bathory. Die katholische Ligue rührte sich nicht, denn Maximilian von Bayern wollte den Kaiser erst recht in Noth gerathen lassen, um dann selbst als Retter eine desto größere Rolle zu spielen. Aber auch die protestantische Union brauchte lange Zeit sich zu besinnen. Nur der rüstige Graf Mansfeld zog mit 4000 Mann den Böhmen zu Hülfe. Diese drangen nun bis nach Wien vor, und während sie die Stadt von außen belagerten, wurde in derselben Ferdinand von den österreichischen Landständen heftig bestürmt. Er blieb standhaft, und ein Zufall half ihm, denn eben zog ein Regiment Kürassiere durch das Burgthor ein, deren Trompeten seine Dränger erschreckten, und zugleich kam die Nachricht an, daß Mansfeld von Bouquoi geschlagen worden sey, worauf auch die Böhmen eilig abzogen.

Capitel 367.

Die Schlacht auf dem weißen Berge.

Ferdinand benützte die Kaiserwahl in Frankfurt, um die Ligue zu gewinnen. Da er sogar die sächsische Stimme erhielt, so wurde er Kaiser, und demüthigte sich so weit vor Maximilian, daß dieser ihm die Hülfe der Ligue sicherte.

Un-

Unterdeß nahmen die Böhmen auch ihre Königswahl vor, die unglücklicherweise auf den erst 23jährigen Kurfürsten **Friedrich** von der Pfalz fiel, der bei vielem Ehrgeiz doch wenig Fähigkeiten besaß. Da er aber das Haupt der Union war, so versprachen sie sich von ihm die beste Unterstützung gegen die Ligue. Auch Bethlen Gabor fing jetzt an, für sie zu handeln, ließ sich zu Preßburg zum ungarischen König krönen und drang gegen Wien vor. Bouquoi, der bisher noch in Böhmen gestanden, zog sich zurück, die Böhmen folgten ihm und drangen ebenfalls bis vor Wien, aber auch dießmal konnten sie die Stadt nicht einnehmen. Schlechte Witterung und Mangel zwangen sie zur Umkehr, und Gabriel wollte sein Heer nicht unnütz aufreiben, sondern es lieber benützen, seine Herrschaft in Ungarn zu befestigen.

Von nun an wandte sich das Blatt. Aus den Niederlanden fielen 20,000 Spanier unter **Spinola** in die Pfalz ein, die Ligue rüstete mit Macht, Maximilian an der Spitze von 30,000 Mann vereinigte sich mit Bouquoi und fiel in Böhmen ein, während auch der **lutherische** Kurfürst von Sachsen, **Johann Georg**, 15,000 Mann schickte, die Ligue zu unterstützen. Er entschuldigte sich in seinem Gewissen damit, daß es ja einem calvinistischen Fürsten gelte; die Hauptursache dieser Verrätherei war aber der Hofpfaffe Hoe, der sich hatte bestechen lassen.

Dieser großen Macht hatte Friedrich nur die Böhmen, wenige Deutsche unter Mansfeld und einige ungarische Hülfsvölker entgegenzustellen. Die Union selbst ließ ihn im Stich, Brandenburg rührte sich nicht, nur die kleinsten und ärmsten Fürsten und Grafen standen ihm bei, schadeten ihm aber weit mehr, als sie ihm nützten, da er sie unklug dem böhmischen Adel vorzog und diesen dadurch beleidigte. Zudem verstand er vom Kriege nichts, ließ alles an sich kommen und lebte lustig und in Freuden zu Prag, während seine thätigen Gegner das Netz um ihn zogen. Auch das böhmische Volk beleidigte er durch unzeitige Versuche, die böhmischen Utraquisten zu Calvinisten zu verwandeln.

Die **Oberösterreicher**, im richtigen Gefühle, daß die Entscheidung da sey, und jetzt alles gewonnen oder verloren werden müsse, machten eine Diversion zu Gunsten der Böhmen. Schon belagerten sie Linz, unter des tapfern **Stephan Fadingers** Anführung, aber von dem unthätigen Friedrich ununterstützt, erlagen sie bald der Uebermacht Maximilians, der die Anführer hinrichten ließ. An Fadingers Stelle trat **Willinger**, und erhob aufs neue das Panier der Freiheit, doch auch ihn erreichte das Henkerbeil. Gleichzeitig erhoben sich auch die Steyrer, wurden aber durch den Grafen von Schwarzenberg unter ungeheuren Grausamkeiten besiegt und darauf jede Spur von Glaubensfreiheit unter den härtesten Strafdrohungen vollends ausgetilgt. Vor jedem Dorfe war ein Galgen für die Ketzer aufgerichtet.

Dann kam die Reihe an die Böhmen. Friedrich ließ das liguistische Heer bis dicht vor Prag rücken. Er selbst saß in der Stadt beim Schmause, während seine Truppen, 20,000 Mann stark, im Halbzirkel auf dem **weißen Berge** aufgestellt, von dem überlegenen Feinde angegriffen wurden. Einheit, Muth, das Gefühl des Sieges fehlte mit dem König. Die Ungarn machten sich zuerst davon, dann flohen auch die Böhmen, nur Graf Thurn und Graf Schlik (ein Nachkomme Caspar Schliks) behaupteten an der Spitze der tapfern **Mähren** das Schlachtfeld bis auf den letzten Mann, fast alle Mähren wurden erschlagen, Schlik gefangen, Thurn aber entkam. Die Prager Bürger, der hussitischen Zeiten eingedenk, flößten dem geflüchteten Heere Muth ein, und wollten die Stadt so brav vertheidigen, wie einst unter dem Ziska; aber Friedrich ließ das Volk undankbar

im Stich, und floh so schnell, daß er sogar seine Krone und das ganze Archiv der Union zurückließ.

Capitel 368.

Ferdinands Wütherei.

Prag und ganz Böhmen unterwarf sich dem Sieger um so williger, als Ferdinand eine sehr gnädige Miene zeigte, und drei Monate lang nicht die mindeste Anstalt zur Bestrafung und Rache traf. Aber dieß war nur jene grausame Heuchelei, die er dem Herzog Alba abgelernt. Sie sollte nur dienen, die Böhmen sicher zu machen, zu entwaffnen, und die Schuldigen, die geflohen waren, ins Garn zu locken. Als der Kaiser diesen Zweck erreicht, und der dritte Monat verflossen war, brach plötzlich an einem Tage, ja in einer Stunde, in ganz Böhmen die schauderhafte längst verabredete Rache los, am 20 Februar 1621. Alle Häupter des Volks wurden verhaftet, 27 vom höchsten Adel, darunter der gefangene Graf Schlik, enthauptet. Dem Rector der Universität Prag schnitt man die Zunge aus, der gelehrte Lomnitzki starb unter Stockprügeln; 728 Edelleute wurden ganz oder zum Theil ihrer Güter beraubt. Die Confiscationen betrugen die für jene Zeit große Summe von 40 Millionen. Viele büßten im Kerker, nicht weniger als 500 adelige Geschlechter und 30,000 Bürger wanderten in fremde Länder aus. Böhmen verlor alle seine alten Freiheiten. Mit eigener Hand zerschnitt Ferdinand den Majestätsbrief. Sein Hofpfaffe, der Jesuit und Beichtvater Lamormain (Lämmermann), ließ alle ketzerischen, namentlich auch die alten hussitischen Schriften aufsuchen und verbrennen. Selbst die Gräber wurden nicht verschont, Rokyzana's Leichnam wurde ausgegraben und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Ziska's Denkmal, jede sichtbare Erinnerung an die böhmische Heldenzeit vertilgt. Alle und jede Freiheit in religiöser Hinsicht wurde für immer und radical ausgerottet. Anfangs wollte Maximilian, wollten selbst die Spanier und der Papst die Lutheraner geschont wissen, um desto sicherer Kursachsen auf ihrer Seite zu behalten: aber Ferdinand erklärte, sein Gewissen verbinde ihn, alle Ketzer auszurotten, und so durfte sich auch kein Lutherischer mehr in Böhmen blicken lassen, so wenig wie ein Calvinist oder Hussit. Alle Kirchen wurden wieder katholisch geweiht, und gleichsam vom alten ketzerischen Unrath gesäubert. Die schönsten der eingezogenen Güter wurden den Jesuiten angewiesen und diese im Triumph zurückgeführt, um das todtwunde und gefesselte Volk vollends durch ein langsames Gift einzuschläfern. Ihre Zucht schlug auch so trefflich an, daß man nach einem Menschenalter das kühne, geistreiche Volk der Böhmen nicht mehr wieder erkannte, und daß sie bis auf den heutigen Tag bedeutungslos in der Geschichte fortvegetiren.

Noch schauderhafter, als in Böhmen, wüthete Ferdinand in seinen österreichischen Erblanden, nachdem er den Bethlen Gabor durch einige abgetretene Landstrecken in Ungarn und durch den Schrecken seiner Waffen zur Ruhe gebracht hatte. Weil er die Protestanten in Ungarn nicht unterdrücken konnte, verordnete er wenigstens eine Handelssperre, durch welche seine Erblande vor jeder Ansteckung gesichert wurden, und um die zahllosen Unterthanen, die doch nicht alle auswandern konnten und sich auch nicht gleich bekehren wollten, zu unterwerfen, ließ man sie durch Einquartierung aussaugen, und griff endlich zu einem, erst wieder in neuester Zeit nachgeahmten Mittel, man raubte nämlich den Eltern ihre Kinder, theils um die Eltern durch diese Seelenmarter zu bekehren, theils um die Kinder desto sicherer jesuitisch erziehen zu lassen, und selbst wenn die Eltern

auswandern wollten, hielt man ihnen mit Gewalt ihre Kinder zurück. Einem geflüchteten Edelmann, Friedrich von Roggendorf, versprach der Kaiser Gnade, wenn er wiederkäme; er antwortete aber: „was für eine Gnade? eine böhmische? Kopf ab. Eine mährische? ewiger Kerker. Eine österreichische? Raub aller Güter."

Alle diese Gräuel befahl Ferdinand selbst, doch unter Leitung seines Pater Lamormain, der sich selbst in Bezug auf die ungeheuern Confiscationen den „Fiscal Gottes" nannte.

Nach den kaiserlichen Ländern kamen alsbald auch die der besiegten Fürsten an die Reihe. Spinola wüthete mit den Spaniern in der Pfalz, von Maximilian unterstützt, der das Land seines Vetters gern ganz für sich behalten hätte. Auch hier mußte alles auswandern, was sich nicht bekehrte, und die Jesuiten erhielten das beste Theil der Beute. Dasselbe geschah in Baden, weil es der Markgraf mit dem Pfälzer Friedrich gehalten, und endlich in Jülich, wo die Protestanten bisher noch einige Duldung genossen hatten.

Wenn der Tigergrimm des Siegers noch durch etwas übertroffen werden konnte, so war es die Feigheit und Verrätherei der protestantischen Fürsten. Anstatt als die natürlichen Beschützer der Glaubensfreiheit jetzt muthig hervorzutreten, anstatt dem Gott zu dienen, den ihre Pfaffen stets im Munde führten, anstatt bei dem Anblick der Hinrichtungen und Plünderungen, bei dem Jammer der Auswanderer und der ihrer Kinder beraubten Mütter eine menschliche Regung zu fühlen und zu einem edlen Muth begeistert zu werden, wußten sie sich vor Angst nicht zu fassen und verriethen sich wechselseitig, um vor dem Sieger zu kriechen und für sich seine Gnade zu erbetteln. Der sächsische Kurfürst ließ sich durch die Oberlausitz, die ihm der Kaiser verpfändete, bewegen, nach wie vor mit ihm gemeine Sache zu machen. Aber auch die Union benahm sich nicht besser. Anstatt jetzt erst alle ihre Kräfte anzustrengen, lös'te sie sich freiwillig auf, 1621, daher das Volk sie in Spottliedern höhnte:

Der Unirten Treu' ging ganz verlorn,
Kroch endlich in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgends findt.

Capitel 369.

Graf Mansfeld.

Bei der Stimmung des Volks, die trotz aller Siege der Ligue und trotz der Verrätherei der Fürsten der Glaubensfreiheit getreu blieb, wurde es einzelnen, an sich unmächtigen kleinen Herrn möglich, durch großen Zulauf von Soldaten das Feld zu halten. Darum blieb Graf Mansfeld ungebeugt. In diesem kleinen, blonden, verwachsenen und im Gesicht durch eine Hasenscharte entstellten Manne wohnte eine kühne Seele. Während der Schlacht am weißen Berge hatte er bei Pilsen gestanden, und war nachher von Tilly, dem Obergeneral der Ligue, verfolgt worden, hatte sich aber glücklich zurückgezogen und überall kriegslustige Protestanten an sich gezogen, so daß er schon im Herbst 1621 im Elsaß 20,000 Mann beisammen hatte. Aber von allen mächtigen Fürsten verlassen, wie sollte er die Truppen ernähren? Wie ein Räuber. Die treulosen Fürsten ließen ihm keine andere Wahl übrig, in ihren Händen allein war Geld und Macht, aber sie hielten damit zurück, und so wurde Mansfeld gezwungen, ein Beispiel zu geben, das nach ihm alle Feldherren dieses gräßlichen Krieges nachahmten. Im nächsten

Frühjahre eröffnete der muthvolle Mansfeld den Feldzug gegen Tilly. Während des Winters hatten nur zwei kleine Fürsten es gewagt, ihm beizuspringen, der Markgraf Georg Friedrich von Baden und der Herzog Christian von Braunschweig (beide nur Nebenlinien ihrer Häuser angehörend, daher sehr schwach). Der letztere war ein Abenteurer, der sich in Elisabeth, die Tochter König Jakobs I von England und Gemahlin des Pfälzer Kurfürsten und vertriebenen Böhmenkönigs Friedrich, verliebt hatte, ihren Handschuh auf dem Hute trug und „alles für Gott und sie" that. Er trat in Westphalen auf, plünderte die katholischen Klöster und Kirchen, und ließ unter andern in der Stadt Münster zwölf silberne Apostel in Geld ausprägen mit den Worten der Schrift: „gehet hin in alle Welt."

Der Markgraf von Baden beging den Fehler, sich von Mansfeld zu trennen, und ließ sich bei Wimpfen von Tilly schlagen. Hier fielen 400 Bürger von Pforzheim mit ihrem Bürgermeister Deimling für den Glauben. Mansfeld dagegen schlug den Tilly bei Wisloch, als aber Christian von Braunschweig sich mit ihm vereinigen wollte, wandte sich Tilly gegen diesen und schlug ihn bei Höchst. Mansfeld hätte es wohl noch länger mit Tilly aufgenommen, wenn die Fürsten nicht auf den Ruhm und die Macht dieses Grafen eifersüchtig geworden wären. Der vertriebene Böhmenkönig Friedrich, in dessen Namen Mansfeld gehandelt, und den dieser sogar in sein Lager aufgenommen hatte, trieb jetzt in seiner leichtsinnigen und feigen Weise ein diplomatisches Spiel, bat beim Kaiser um Gnade, und versicherte den Mansfelder, es werde alles einen guten Ausgang nehmen, wenn er nur das Feld räumen wolle. Da ließ sich der treuherzige Graf bereden, dankte ab, und zog mit dem Kern seiner Getreuen nach Holland, nachdem er sich bei Fleurus noch durch die Spanier hatte durchschlagen müssen.

Kaum hatte Tilly durch diese arglistige Unterhandlung freie Hand am Oberrhein bekommen, so ließ er das unglückliche Land seine schwere Rache fühlen. Heidelberg und Mannheim, die sich in Verzweiflung wehrten, wurden von seinen wilden Horden erstürmt, in Asche gelegt, die Einwohner schauderhaft mißhandelt und gemordet. In Heidelberg fiel ihm die kostbare Bibliothek in die Hände, und Maximilian machte sich ein Vergnügen daraus, sie dem Papst Gregor XV zu schenken, bei dem er sich um so mehr in Gunst zu erhalten suchte, als Kaiser Ferdinand anfing, die bayerische Vormundschaft lästig zu finden. Durch eine gütige Fügung des Himmels wurden damals die kostbaren altdeutschen Manuscripte, welche die Heidelberger Bibliothek enthielt, nach Rom in Sicherheit gebracht und vom Untergang gerettet, dem sie unfehlbar in den spätern Kriegen nicht entgangen wären, da das Heidelberger Schloß, in dem sie aufbewahrt gewesen, in Flammen aufging. Von Rom sind sie nach den großen Kriegen im Jahre 1815 nach Heidelberg zurückgebracht worden.

Capitel 370.

Wallenstein.

Um durch Unterhandlungen und neue Gesetze fortzuführen, was er mit Gewalt begonnen hatte, berief Ferdinand die Kurfürsten nach Regensburg, 1623. Es war kein eigentlicher Reichstag, sondern nur ein Fürstentag, denn willkürlich, und in dieser Schreckenszeit auch ohne Widerspruch, schloß der Kaiser die übrigen Reichsstände aus, hoffend, mit den Fürsten allein alle seine Plane durchzusetzen.

Er verfuhr sehr schlau. Sein erstes Werk war, Bayern abzufinden, um sich dann selbst an die Spitze der katholischen Partei zu stellen.

Maximilian von Bayern war in kirchlicher Beziehung vollkommen einig mit dem Kaiser, aber da er in politischer Beziehung als Wittelsbacher und als Fürst den übermächtigen Einfluß des Hauses Habsburg und des Kaisers einschränken wollte, so suchte er diesen letztern Zweck dadurch zu erreichen, daß er sich an die Spitze der Ligue stellte, daß er in dem Religionskrieg die größte Thatkraft entwickelte, den größten Ruhm einerntete. Die Eifersucht zwischen Habsburg und Wittelsbach war eine alte. Schon Kaiser Maximilian I pflegte zu scherzen: „thut man österreichisch und bayrisch Fleisch in einen Topf, so macht eines, daß das andere herausspringen muß." Maximilian von Bayern hatte, seitdem die getheilten bayerischen Linien durch Aussterben der Nebenzweige 1545 wieder vereinigt waren, den Plan gefaßt, auch die Pfalz wieder zu Bayern zu bringen, und da sein wittelsbachischer Vetter, Friedrich von der Pfalz, vertrieben war, so stand der Ausführung nicht mehr viel im Wege. Der Kaiser wollte großmüthig gegen seinen Vetter Maximilian erscheinen, und verlieh ihm die Oberpfalz mit der Kurwürde. Die ganze Pfalz aber ließ er ihm nicht, unter dem passenden Vorwande, daß dadurch der König von England, Friedrichs Schwiegervater, zu sehr beleidigt und zur Unterstützung der Reformirten geneigt werden würde, wie auch wirklich geschah.

Ferdinand glaubte nun die Schuld der Dankbarkeit an Bayern abgetragen zu haben und traf Anstalten, sich eine eigene unabhängige Macht neben der Ligue zu gründen, um diese und den bayerischen Einfluß mit guter Art bei Seite zu stellen. Er scheint besonders gefürchtet zu haben, Bayern möchte sich mit den übrigen Fürsten verständigen und ohne ihn einen Frieden schließen. Er selbst aber wollte keinen Frieden, sondern den Sieg bis aufs äußerste treiben. Die neue Kriegsrüstung der Reformirten bot ihm Gelegenheit, eine neue große Armee zu werben. Frankreich konnte sich damals noch wenig in die deutschen Händel mischen, da es in sich selbst noch nicht beruhigt war. England aber bot Geld, um den Pfälzern zu helfen; der niedersächsische Kreis, der dem Kaiser am fernsten lag, zeigte sich geneigt, den Krieg wieder zu beginnen, und endlich wurde der Dänenkönig, Christian IV, durch englisches Geld bewogen, sich als Herzog von Holstein und Reichsstand an die Spitze der Kreisbewaffnung zu stellen, 1625.

Zum großen Mißvergnügen Bayerns schuf sich nun Ferdinand ein eigenes, von der Ligue unabhängiges Heer. Mancherlei Plane dazu waren entworfen worden, bis ein böhmischer Edelmann, Albrecht von Wallenstein (eigentlich Waldstein), den seinigen durchsetzte, und durch sein Genie und Glück des Kaisers Erwartungen weit übertraf. Dieser Böhme war als Protestant geboren und erzogen. In der gelehrten Schule zu Goldberg in Schlesien, die damals großen Ruf genoß, hatte er wenig gelernt, aber einst geträumt, daß Lehrer und Schüler, und selbst die Bäume sich vor ihm neigten, worüber sein Cantor Fechner ihn verspottet. Nachher kam er als Page an den katholischen Hof von Burgau. Hier fiel er im Schlafe von einem hohen Fenster des Schlosses herab, ohne sich zu beschädigen. Dann studirte er in Italien geheime Wissenschaften, besonders Astrologie, und las in den Gestirnen den hohen Beruf, der seiner träumerischen Seele von Kindheit an vorgeschwebt hatte. Nur der Krieg konnte ihn groß machen, er trat in des Kaisers Dienst und focht in Ungarn gegen die Türken. Dann heirathete ihn eine alte sehr reiche Wittwe, die ihm durch einen Liebestrank beinahe den Tod gebracht hätte. Von ihrem Gelde aber stellte er dem Kaiser ein Kürassierregiment, und hatte sich beim Ausbruch der Prager Unruhen schon so bekannt und beliebt

gemacht, daß ihn die Böhmen zu ihrem General machen wollten. Er blieb aber beim Kaiser, denn sein dämonischer Geist vertrug sich mit keiner gerechten Sache. Im Felde zeichnete er sich besonders gegen Mansfeld und Bethlen Gabor aus. Durch eine zweite eben so reiche Heirath, durch des Kaisers Gnade, der ihm Friedland und die Reichsgrafenwürde schenkte, hauptsächlich aber durch den Aufkauf zahlloser Güter, die durch die vielen Confiscationen und Auswanderungen in Böhmen um ein Spottgeld zu haben waren, kam Wallenstein in den Besitz der ungeheuersten Schätze und wurde der reichste Mann nächst dem Kaiser selbst. An diesen wandte man sich nun, er sollte ein Heer von 20,000 Mann werben. Er schlug es aus, aber 50,000 Mann wollte er stellen, weil er dann nicht zu sorgen brauche, von was sie leben sollten, „eine Armee von 50,000 Mann wisse sich überall selbst zu ernähren.“ So wurde Wallenstein zum Herzog von Friedland und Generalissimus der kaiserlichen Truppen ernannt. Er ließ die Trommel rühren, und in wenig Monaten war sein Heer beisammen, gelockt durch den Ruf seines Namens und seiner Grundsätze, denn er nahm jeden auf ohne Unterschied des Glaubens, duldete keinen Pfaffen im Heer, gönnte den Soldaten ein lustiges Leben, sah allen Ausschweifungen durch die Finger, wenn der Dienst nur pünktlich beobachtet wurde, belohnte fürstlich, ließ den gemeinsten Soldaten zu den höchsten Stellen avanciren, wenn er sich auszeichnete, und verbreitete um seine Person den Zauber des Geheimnisses, als ob er mit dunkeln Mächten im Bunde stehe, keinen Hahn könne krähen hören, unverwundbar sey, und das Kriegsglück an seine Fahnen banne. Die Fortuna war seine Göttin und wurde der Wahlspruch des ganzen Heeres.

Mit ihm trat also eine dritte Macht in die Kämpfe der Zeit ein. Neben der Religion, die nur noch Vorwand war, hatte sich längst die Fürstenpolitik als die Lenkerin der Dinge herausgestellt, indem diese aber die Soldaten als ein Mittel für ihre Zwecke brauchen wollte, konnte sie nicht hindern, daß diese wieder ihr Soldatenglück zu ihrem eigenen Zwecke machten, und am Ende die Politik der Fürsten eben so durchkreuzten und vereitelten, als die Fürsten früher die reinen Interessen der Religion.

Capitel 371.

Der dänische Feldzug.

Tilly beeilte sich, aus Eifersucht gegen Wallenstein, diesem bei der Unterwerfung des niedersächsischen Kreises zuvorzukommen. Schon im Spätherbst 1625 trieb er die Dänen zurück, überwinterte in Braunschweig, und würde den ganzen Krieg beendigt haben, wenn Maximilian von Bayern einen klugen Frieden hätte schließen wollen, aber er forderte zu viel, schob die Sache hinaus, und die Räubereien der liguistischen Soldaten brachten Heere und Volk in Niedersachsen zur Verzweiflung. So rüstete sich der Dänenkönig von neuem, und auch Mansfeld und Christian von Braunschweig brachten in Holland 20,000 Mann auf.

Im Frühjahr 1626 setzte Tilly mit doppeltem Eifer seine Operationen fort, da Wallenstein hinter ihm war. Christian IV war nichts weniger als ein Feldherr, und obgleich sich die Dänen und Sachsen bei Lutter mit großer Erbitterung schlugen, erlitten sie doch eine totale Niederlage.

Mansfeld versuchte mit seiner kleinen Schaar den Friedländer aufzuhalten, der mit 60,000 Mann kriegslustiger Söldner heranzog, und dessen Uebermacht er an der Dessauer Brücke nach blutigem Gemetzel erlag. Mit den Trümmern

seiner getreuen Schaar floh er nach Schlesien und Ungarn, um hier den Gabriel Bathori zu einer Diversion zu vermögen; doch dieß gelang ihm nicht und Kummer und Strapazen verzehrten ihn. Auf türkischem Boden starb er, nachdem er sich noch einmal hatte den Harnisch anlegen lassen, aufrecht stehend zwischen seinen Officieren.

Nachdem der alte vertriebene Markgraf Georg Friedrich von Baden sich noch einmal mit einem Haufen tapferer deutscher Protestanten dem gewaltigen Tilly entgegengeworfen hatte, doch geschlagen worden war, und Wallenstein das Meer, das ihm den fliehenden Dänenkönig entführte, mit glühenden Kugeln bestraft hatte, vertrugen sich die beiden siegreichen Feldherren dahin, daß Tilly die Seite gegen Holland decken und nebenbei die reichsten Gegenden Niedersachsens und Bremen ausplündern, Wallenstein aber in die dänische Halbinsel eindringen solle. Der Letztere hatte schon 100,000 Mann beisammen, und da er die Plünderungen ins Große trieb, und die Fürsten so wenig als das Volk, die Katholischen so wenig als die Lutherischen schonte, so hatte er Geld im Ueberfluß, um das junge Volk zu seinen Fahnen zu locken. Der Anblick der See scheint große Plane in ihm hervorgerufen zu haben. Gründete er sich hier im Norden ein Reich, so gewann er eine unabhängige Stellung und konnte nöthigenfalls mit Hülfe der Protestanten dem Kaiser Gesetze vorschreiben. Darum legte er den größten Werth auf den persönlichen Besitz von Mecklenburg, und zwang den Kaiser, trotz aller Klagen der Fürsten, ihn mit diesem Herzogthum zu belehnen. Zu dem gleichen Zwecke glaubte er sich mit Dänemark befreunden und den wichtigen Seehafen von Stralsund gewinnen zu müssen. Das erste gelang ihm. Nachdem er bis tief in Jütland vorgedrungen war, zwang er den König Christian zum Nachgeben und sicherte ihm gute Friedensbedingungen zu. Aber das letztere mißlang ihm völlig. Stralsund, von seinen Bürgern unter dem Bürgermeister Steinweg trefflich vertheidigt, spottete aller seiner Anstrengungen. Der Kaiser selbst forderte ihn auf, die Stadt zu schonen, wahrscheinlich, damit sie in der Noth nicht die Schweden herbeirufen möchte; aber Wallenstein setzte eigenmächtig die Belagerung fort und schwur: „er müsse Stralsund haben, und wenn es mit eisernen Ketten am Himmel hinge." Nun riefen die Bürger wirklich die Schweden zu Hülfe, die ihnen Lebensmittel und Proviant, auch den Oberst Wrangel mit 600 Mann schickten. So trotzten sie mit frischem Muth dem Friedländer, der endlich beschämt abziehen mußte, nachdem er 12,000 Mann nutzlos eingebüßt hatte.

Der Friede mit Dänemark wurde 1629 zu Lübeck abgeschlossen. Christian IV behielt das Seinige, versprach aber, kein Bündniß mit deutschen Ständen weiter einzugehn. Wallenstein wies die schwedischen Gesandten, die an der Unterhandlung Theil nehmen wollten, höhnisch fort.

Konnte der kühne Feldherr sich dießmal noch keine ganz unabhängige Stellung verschaffen, so that er wenigstens alles, um die Dinge zu verwirren und dann im Trüben zu fischen. Man hörte ihn nicht nur sagen: „wir brauchen keine Fürsten, es ist an Einem in Deutschland genug," sondern sah ihn auch darnach handeln, denn mit unerbittlicher Härte, zu der er den Spott der Verachtung hinzufügte, plünderte er die Fürsten aus, oder jagte sie davon, wie die Mecklenburger. Keine Klage der Kleinen, kein Einfluß der Großen half, Brandenburg wurde so gut mitgenommen, wie jede Hansestadt. Selbst Maximilian von Bayern wurde vom Friedländer verhöhnt; der ganzen deutschen Aristokratie ohne Ausnahme war er eine schreckliche Zuchtruthe, aber immer unter dem Vorwande, dem Kaiser und der so ersprießlichen Einheit des Reichs zu dienen. Nie waren die Fürsten tiefer gedemüthigt worden, nie hatte ein deutscher Kaiser bequemere Gelegenheit, sich, wie Philipp der Schöne in Frankreich, zum Alleinherrn zu machen;

aber es fehlten zwei Dinge dazu, einmal das Vertrauen, denn der Kaiser traute seinem Feldherrn nicht ganz, und zweitens das Volk, denn wäre das Volk auch damals, trotz seiner schon zur Gewohnheit gewordenen ständischen Absonderung und Kleinstaaterei, für die Idee eines großen einigen Deutschlands empfänglich gewesen, so hätte doch kein Räuber und Leuteschinder diese Lehre predigen müssen. Die furchtbaren Ausschweifungen der friedländischen Soldaten, das raffinirte Brandschatzungssystem des Herzogs selbst übertrafen weit die frühern Plackereien der einheimischen Herren, und bewirkten nicht, daß sich der Bürger und Landmann nach der verheißenen Einheit des Reichs sehnte, sondern daß er im Gegentheil das alte Joch der kleinen Herren erträglicher fand, als vorher. Wallenstein hat also der Aristokratie nur gedient, indem er sie bekämpfte.

Capitel 372.

Das Restitutionsedict.

Der Kaiser glaubte nunmehr die Protestanten hinlänglich mürbe gemacht zu haben, um eine allgemeine Maßregel durchzusetzen, durch welche ihnen alle ihre seit beinahe hundert Jahren errungenen Vortheile mit einem Mal wieder entrissen werden sollten. Daß der deutsche Kaiser um des deutschen Volkes willen da sey und daß es des Kaisers Beruf sey, dieses große und edle Volk in seinen wahren und dauernden Interessen zu befriedigen, dieser Gedanke kam nie in Ferdinands Seele. Er verfolgte nur den finstern Racheplan seiner italienischen Jesuiten. Der Friede lag in seiner Hand, er wählte von neuem den blutigen Vertilgungskrieg.

Im Felde gebot Wallenstein in des Kaisers Namen unumschränkt und auf deutscher Erde zuckte kein Schwert mehr gegen den Gewaltigen. Im Rathe standen dem Kaiser alle Kurstimmen zu Gebot, seitdem die pfälzische Kur an Bayern übertragen war und Sachsen und Brandenburg mit schlauer Feigheit diplomatisirten. Ferdinand setzte also nur einen unmächtigen Widerstand voraus, als er 1629 das berühmte Restitutionsedict erließ, in welchem er die Zurückgabe aller seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter befahl, das fernere Einziehen derselben durch protestantische Obrigkeiten verbot, dagegen aber den katholischen Obrigkeiten die weiteste Ausdehnung des cujus regio, ejus religio gestattete und empfahl, und den Rest der Garantien, den sonach die Protestanten behielten, auch nur den Lutheranern gönnte, alle andern Glaubensgenossen aber davon ausschloß und als Sectirer zu verfolgen befahl.

Die Härte dieses Edicts wurde durch die Art der Ausführung noch übertroffen. Unterstützt von den friedländischen und liguistischen Banden stellten die kaiserlichen Commissarien zuerst in allen Reichsstädten den katholischen Gottesdienst wieder her, selbst da, wo er, wie z. B. in Augsburg, schon lange vor dem Passauer Vertrage abgeschafft und durch den lutherischen ersetzt worden war. Jeder Widerspruch wurde durch brutale Gewalt zum Schweigen gebracht. Der Kaiser verfehlte nicht, seinem eigenen Hause den besten Theil der Beute zuzuwenden, und gab ein erstaunenswürdiges Beispiel von Aemtercumulation, indem er seinen Sohn Leopold zu gleicher Zeit zum Erzbischof und Bischof von Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Passau, Straßburg, und zum Abt in Hersfeld machte, wodurch alle diese reichen geistlichen Gebiete unmittelbar in seine Hände kamen. Während er also nur die Religion allein gegen den politischen Eigennutz der protestantischen Fürsten zu vertheidigen schien, wetteiferte er mit ihnen im Kir-

chen-

chenraube. Nächst ihm nahmen sich die Jesuiten ihr Theil. Es war nicht davon die Rede, ein seit achtzig Jahren aufgehobenes Kloster den Benedictinern oder Augustinern, die es einst besessen, wiederzugeben, sondern man schlug das confiscirte Klostergut ohne Umstände zur großen Masse des Jesuitenguts.

Der Raub betraf aber nicht bloß ehemalige Kirchengüter, er erstreckte sich auch auf die Güter der Laien. Welcher Edelmann dem Pfälzer Friedrich, dem Mansfelder, dem Braunschweiger oder den Dänen gedient, dessen Hab und Gut wurde confiscirt, und unter dem Vorwande, zu wachen, daß das Restitutionsedict vollzogen werde, lagen die kaiserlichen und liguistischen Truppen fortwährend in den protestantischen Ländern und raubten sie privatim aus. Jede Beschwerde wurde mit Hohn beantwortet. In einer Stadt bekam der Magistrat, weil er klagte, Prügel, in einer andern wurden die Bürger, damit sie doch einen Grund zu klagen hätten, nackend ausgezogen, in einer dritten hieß es: „der Kaiser will lieber, daß die Deutschen Bettler, als daß sie Rebellen sind!“

Kein einziger protestantischer Fürst rührte sich, um diesen Gräueln zu begegnen. Nur die tapfere Stadt Magdeburg bewährte ihren alten Ruhm. Sie allein widerstand der ganzen Macht des Kaisers. Halberstadt war nicht so glücklich, es wehrte sich zwar, wurde aber von Wallenstein und Tilly erobert.

Die Fürsten dachten nicht an die Religion, die immer nur Nebensache war, wohl aber an ihre Politik, und bewiesen, daß sie hiefür einen starken Schritt zu thun wohl im Stande seyen. Es galt, den allgefürchteten Wallenstein zu stürzen. Maximilian von Bayern intriguirte mit dem Cardinal Richelieu, dem Minister Frankreichs, der nach Beendigung der innern Unruhen in diesem Lande jetzt seine gewandten diplomatischen Künste gegen das deutsche Reich spielen ließ. Um Wallenstein zu entfernen, verständigte sich Max sogar mit den protestantischen Fürsten, und die Jesuiten, die jetzt auch ohne Wallenstein triumphiren zu können glaubten und die ihn sehr fürchteten, halfen hetzen. Schlau brachte man es dahin, den Kern der friedländischen Armee, 20,000 Mann unter Gallas, Altringer, Colalto nach Italien zu schicken, um in dem Erbfolgestreit des kleinen Herzogthums Modena zu Gunsten des Kaisers zu entscheiden. Diese Horden verübten nach dem Sturm von Modena unmenschliche Grausamkeiten, 1630. Durch ihre Entfernung war aber Wallenstein geschwächt, und man wagte nun den Hauptangriff auf ihn. Von allen Seiten wurden die Klagen gegen ihn gesammelt, seine Räubereien in den schwärzesten Farben geschildert, insbesondere aber seine Verachtung der fürstlichen Privilegien hervorgehoben. Hierin stimmten katholische und protestantische Fürsten zusammen, man drohte mit dem französischen Bündniß, man weigerte sich, des Kaisers Sohn Ferdinand zum römischen König zu wählen, man flößte dem Kaiser selbst Verdacht gegen den allzu kühnen Ehrgeiz seines Feldherrn ein, und so brachte man es dahin, daß Ferdinand II sich von aller Schuld des Raubes freisprach, sie auf die Schultern Wallensteins abwälzte, und den Mann, dem er alles verdankte, feierlich absetzte, 1630.

Ehe dieser Fürstentag zu Regensburg auseinander ging, glaubten die feigen protestantischen Fürsten doch etwas für ihre unterdrückte Religion thun zu müssen, und protestirten daher — gegen den verbesserten gregorianischen Kalender, vor dessen vernünftigen Neuerungen sie einen weit größern Abscheu an den Tag legten, als vor dem Restitutionsedict.

Capitel 373.

Gustav Adolph.

Von Holland bis hinauf zu den krainischen Gebirgen, und von Preußen bis zu den Berner Alpen, so weit deutsch gesprochen wurde, waren Luthers und Calvins Lehren gedrungen und hatten sich der Herzen alles Volks bemächtigt. Bayern und Tyrol allein ausgenommen, hatten alle diese deutschen Länder nach einander für die Glaubensfreiheit gekämpft, die Oberösterreicher nicht minder wie die Niedersachsen, und dennoch war dieses große deutsche Volk, trotz seiner einstimmigen Hinneigung zur Reformation, um dieselbe betrogen worden. Was das Restitutionsedict davon übrig ließ, schien dem nächsten kaiserlichen Edict vollends zum Opfer werden zu müssen, denn es regte sich kein Widerstand mehr, außer allein in dem jungfräulichen Magdeburg, der festen Burg des reinen unbestochenen Muthes.

In Schweden aber regierte damals König Gustav Adolph, ein frommer und begeisterter Anhänger der Reformation. Lange schon hatte er mit trauerndem Herzen der Niederlage seiner Glaubensbrüder in Deutschland zugesehen. Er konnte nicht helfen, weil ihn hier die Dänen, dort die Polen beschäftigten, die ihm den Besitz seines Reiches streitig machten. Aber in diesen Kriegen bildete sich sein großes Feldherrntalent, und seine Schweden wurden die trefflichsten und furchtbarsten Soldaten der damaligen Zeit, kriegslustig von Natur, abgehärtet durch ihr rauhes Klima, gehorsam durch strenge Kriegszucht, geübt in Schlachten, tollkühn durch Siege, vor allem aber hochbegeistert durch den Glauben und durch das fromme Beispiel ihres Königs, in dem sie nicht nur einen Gebieter, sondern einen Heiligen, einen unüberwindlichen Streiter Gottes verehrten. Als nun dieser König theils durch seine Siege, theils durch die Vermittlung der Franzosen, welche die Macht Oesterreichs durch die Protestanten stürzen, das deutsche Reich zu ihrem eigenen Vortheil entzweien und durch sich selbst ruiniren wollten, von Dänemark und Polen einen ehrenvollen Frieden zugesichert erhalten hatte, sah er sich endlich im Stande, den deutschen Protestanten beizustehn.

Aber gerade damals hatten sich alle protestantischen Fürsten dem Kaiser unterworfen, und niemand verlangte die Hülfe der Schweden. Auch kannte Gustav die eigennützige Politik Sachsens und Brandenburgs, und durfte nur auf die kleinern Fürsten und besonders auf die Städte zählen, wenn er in Deutschland erschien. Aber er wollte ja nicht von den Deutschen Hülfe haben, sondern ihnen selbst helfen, und ihre Uneinigkeit und Schwäche schreckte ihn nicht ab, sondern forderte ihn im Gegentheil dringend auf, sich ihrer anzunehmen, sich an die Spitze der Unterdrückten zu stellen, und die Böswilligen zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu zwingen. Er war überdem vom Kaiser öfters beleidigt worden. Oesterreicher hatten in Polen gegen ihn gefochten, und Wallenstein hatte seine Gesandten mißhandelt, ohne daß der stolze Kaiser ihm eine Genugthuung gegeben hatte. Er konnte daher einen Krieg gegen den Kaiser unternehmen, ohne von den Protestanten dazu aufgefordert worden zu seyn. Man hat den König auch beschuldigt, er habe die französische Politik nachahmen und Deutschland in die höchste Verwirrung stürzen wollen, um ein Stück davon zu erobern. Andere meinen, er habe ganz Deutschland protestantisch und sich dann zum Kaiser machen wollen. Aber wenn er das auch gethan hätte, so müssen wir wenigstens bekennen, daß er ein besserer Kaiser gewesen wäre, als irgend einer der damaligen Fürsten Deutschlands.

Gustav Adolph landete bei Usedom in Pommern am Jahrstage der Augsburgischen Confession, 1630. Sobald er die deutsche Erde berührte, kniete er nieder

und rief: „Du weißt es, Gott, daß dieser Zug nicht auf meine, sondern allein auf deine Ehre abgesehen ist!“ Sein Heer bestand nur aus 16,000 Mann, und kein deutscher Fürst, außer Wilhelm von Hessen, war ihm geneigt. Man hatte eine so geringe Vorstellung von seiner Macht, daß Kaiser Ferdinand mitleidig ausrief: „da haben wir halt a Feindl mehr,“ und die Wiener ihn nur den Schneekönig nannten, der bald schmelzen werde, wenn er weiter nach Süden hinab komme. Die gläubigen Protestanten aber nannten ihn wegen seines blonden Haares den Goldkönig, und in allegorischen Anspielungen den Löwen aus Mitternacht. Er war von riesenhafter Größe, sein Auge blau und groß, sein Anstand gebieterisch und edel, doch seine Miene mild. Seine ganze Erscheinung trug den Ausdruck der unverstellten Offenheit, der graden Redlichkeit, und er war hierin ganz das Gegentheil von dem lauernden Kaiser, von dem bis zur Koketterie geheimnißvollen Wallenstein, und von den Fürsten, die ihren Egoismus hinter tausend Winkelzügen verbargen. Nur der sächsische Kurfürst, der versteckteste von allen, affectirte eine offene Seele und sprach in seinen diplomatischen Noten gar oft von „deutschem Gemüth,“ um den langen Mißbrauch dieses Wortes einzuweihen.

Capitel 374.

Die Zerstörung Magdeburgs.

Gustav wagte sich mit seiner geringen Mannschaft nicht gleich in das Innere eines Landes, wo ihn nur Feinde und mißtrauische oder schwache Freunde erwarteten. Er suchte zuerst nur in Pommern und Mecklenburg festen Fuß zu gewinnen, um sich für seine weitern Unternehmungen den Rücken zu decken. Den Herzog Bogislav von Pommern zwang er, auf seine Seite zu treten, und die kaiserlichen Besatzungen schlug er auf allen Punkten zurück, oder nahm sie in den Städten gefangen. Die Belagerung der von den Kaiserlichen besetzten Städte, und die Unterhandlungen mit den protestantischen Fürsten hielten ihn aber geraume Zeit auf. Nur der mit ihm verbündete Herzog von Lauenburg wagte bis an die Elbe vorzudringen, ward aber von dem tapfern Pappenheim, dem Vorläufer von Tilly's Armee, zurückgeschlagen. Die Stadt Magdeburg trat mit Gustav in ein enges Bündniß, aber der König war noch weit entfernt, und Tilly zog mit seiner ganzen Macht heran. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen wußten, wie viel sowohl dem Kaiser als den Schweden daran gelegen seyn mußte, sich mit ihnen zu verbinden, aber sie schwankten, mit wem sie es halten sollten, theils aus Ungewißheit, wer Sieger bleiben würde, theils aus Eigennutz, um von beiden Parteien Vortheile zu ziehen. Sie versuchten zwischen beiden eine Mittelmacht aufzustellen, und hielten deßhalb zu Leipzig einen Fürstentag, da sie sich aber auch zu keinem kräftigen Handeln entschließen konnten. Georg Wilhelm von Brandenburg wurde von Graf Schwarzenberg geleitet, der in österreichischem Solde stand, aber auf der andern Seite drängte der Schwede, und man konnte sich doch nicht offenbar mit dem Kaiser gegen die eigenen Glaubensgenossen verbinden. Johann Georg von Sachsen wurde von seinem Beichtvater Hoe geleitet, der zum Glück für die Protestanten nicht bloß von den Jesuiten, sondern auch von Frankreich Geld empfing, daher in seiner krummen Hand das Schicksal Deutschlands noch bedächtig abwog, bevor er sich fest entschied. Eine bewaffnete Neutralität sollte einstweilen sowohl dem Kaiser als den Schweden imponiren. Gustav aber wollte nicht geradezu Gewalt brauchen, um den Kurfürsten nicht einen Vorwand zu leihen, sich förmlich dem Kaiser anzuschließen. So be-

gannen höchst schwierige und umständliche Unterhandlungen, und Magdeburg ging darüber verloren.

Gustavs Vorposten schlugen alle kaiserlichen Besatzungen aus Pommern, Mecklenburg und bald auch aus einem Theile der Mark heraus. Die Fliehenden rächten sich durch eine Grausamkeit gegen die Einwohner, die bei der Soldateska dieses Kriegs von Jahr zu Jahre stieg, um endlich einen Grad von Barbarei zu erreichen, wie ihn selbst die Türken nicht kannten. Damals schon ließ unter Andern der kaiserliche Obrist Götz die Stadt Pasewalk beim Abzug ausplündern, wobei nicht nur alles geraubt oder zerstört, sondern auch die Einwohner theils getödtet, theils mit allen ersinnlichen Martern zur Angabe ihres verborgenen Geldes genöthigt wurden. Mit den Frauen trieben die Soldaten jeden Muthwillen, und banden die schönsten an ihre Rosse, um sie im Lager zu verkaufen. Kleine Kinder quälten sie auf verschiedene Art zu Tode, um sich an ihrem Anblick zu kurzweilen rc.

Die Bürger Magdeburgs hielten sich wacker. Statt des kaiserlichen Bruders Leopold hatten sie den vertriebenen Christian Wilhelm von Braunschweig als Administrator ihres Erzbisthums wieder bei sich aufgenommen, und Gustav Adolph hatte ihnen den Oberst Falkenberg, einen tapfern schwedischen Officier, zum Commandanten geschickt. Derselbe sollte auch die Fürsten von Hessen und Weimar zur Rüstung aufmuntern, diese wurden aber durch Tilly's Uebermacht in Schranken gehalten. Vergnügt über das Zögern der Kurfürsten, warf sich Tilly mit seiner ganzen Macht auf Magdeburg und bedrängte die edle Stadt so heftig, daß sie nach einander alle Außenwerke verlor. Da unternahm der kaiserliche General Graf Pappenheim, ohne Tilly's Befehl abzuwarten, mitten in der Nacht einen Sturm auf die Stadt, weil er fürchtete, Tilly möchte eine Capitulation annehmen und die gehoffte Plünderung und reiche Beute für die Soldaten verloren gehen. Die Bürger wehrten sich verzweifelt, aber Falkenberg fiel, Christian Wilhelm wurde verwundet, die von den Feinden in Brand gesteckte Stadt fing an allen Ecken an aufzuflammen, und so wurde unter einstürzenden Häusern, Feuersgluth und Rauch zugleich gekämpft, geplündert, geschändet, gesoffen. Vier Tage lang dauerten diese gräßlichen Scenen, so lange gestattete Tilly die Plünderung, dann zog er selbst in die Stadt ein und gebot Ordnung. Man sah ihn, eine hagere Figur auf hohem Rosse, einen spitzen mit bunten Federn gezierten Hut auf dem Kopfe, unter einer aufgerunzelten Stirne große grelle Augen, unter der spitzigen Nase einen starrenden Schnurrbart, steif, gespenstig, hohlwangig, mit einem gewissen wahnsinnigen Ausdruck, der jedoch bei seiner Eitelkeit nur erkünstelt schien. Man glaubt, er habe sich etwas darauf eingebildet, so schrecklich auszusehen wie Alba. So stand er auf den Trümmern von Magdeburg, stolz herabschauend auf die 30,000 Leichen der ruhmvoll gefallenen oder schändlich gemordeten Einwohner, am 14 Mai 1631.

Capitel 375.

Die Schlacht bei Leipzig.

Gustav Adolph vernahm die Unglückskunde mit tiefem Jammer und wollte jetzt die Kurfürsten, die durch ihre Unentschlossenheit an dem so wichtigen Verlust der treuen und mächtigen Stadt Schuld waren, nicht länger schonen, was auch daraus entstehen möchte. Wahrscheinlich rechnete er darauf, daß das Volk selbst, bei dem Magdeburgs Zerstörung eine große Wirkung gethan hatte, ihm helfen würde,

falls die Fürsten noch länger zauderten. Er rückte also in der Mark vorwärts, umringte Berlin und forderte am 11 Junius vor den Thoren dieser Stadt mit dem Degen in der Hand eine bestimmte Erklärung. Da endlich gelobte der Kurfürst, sein Bundesgenosse werden zu wollen.

Der sächsische Kurfürst hätte sich wohl noch länger besonnen, wenn ihn nicht Tilly getrieben hätte. Siegestrunken verlangte nämlich dieser von ihm jetzt eine eben so bestimmte Erklärung, wie Gustav vom Brandenburger, und fing damit an, sein wüthendes Heer nach Sachsen zu wälzen. Da kam von der andern Seite der Schwede, und der Kurfürst, obgleich er kurz vorher dem Kaiser seine aufrichtigste Treue versichert hatte, entschloß sich in dieser Noth, doch lieber mit dem Schweden zu halten, was natürlich das lutherische Volk und Heer von Sachsen längst gewünscht hatte. Gustav Adolph kam von Berlin nach Wittenberg, und sagte dort den Studenten: „Von hier ist das Licht zu uns gekommen, weil es aber bei euch verdunkelt worden ist, müssen wir nun zu euch kommen, es wieder anzuzünden.“ Bei Düben in der Haide kamen 18,000 Sachsen unter großem Jubel zu den Schweden, und nun ging es gegen Leipzig, das Tilly so eben belagerte.

Hier stießen zum erstenmal die Schweden und Kaiserlichen auf einander, die Schweden in langen blauen Jacken, mit leichtem Geschütz, ohne Harnisch, in Regimenter vertheilt, davon jedes seinen Feldprediger hatte und täglich mehrmals gemeinschaftlich mit dem frommen König sang und betete, alle zu strenger Sittlichkeit gewöhnt, mäßig, gütig gegen den wehrlosen Bürger, sittsam bei Weibern, eine Truppe, die allgemein, wo sie hinkam, Bewunderung und Liebe fand; die Kaiserlichen dagegen in kurzer enganschließender meist gelber Jacke, Aermel und Hosen weit, in Helm und Küraß mit Beinschienen, mit unbehülflichem grobem Geschütz, einer Menge Troß und Beutewagen, zu jeder Ausschweifung und Grausamkeit gewöhnt, gottlosem Fluchen, Trinken, Huren ergeben, eine Truppe, die überall, wo sie hinkam, Schrecken und Jammer verbreitete.

Tilly wollte die Schlacht nicht wagen, aber Pappenheim riß ihn fort. Bei Breitenfeld in der großen Ebene Leipzigs entfalteten sich die Heere. Gustav Adolph, in einem einfachen grauen Ueberrock, mit grüner Feder auf weißem Hute, ritt vor die Schweden und ermahnte sie, tapfer zu streiten. Den rechten Flügel bildeten die Schweden, den linken die Sachsen. Pappenheim warf sich mit seinen furchtbaren Kürassieren siebenmal auf die Schweden, wurde aber jedesmal zurückgeschlagen. Tilly warf sich auf die Sachsen und siegte; nun kamen ihm aber die Schweden in die Flanke, eroberten sein Geschütz, richteten es gegen ihn selbst und zwangen auch ihn wie Pappenheim zur Flucht, am 7 September 1631.

Diese Niederlage Tilly's erfüllte das Volk mit solcher Freude und solchem Vertrauen zu den Schweden, daß sich die sächsischen Bauern ringsum erhoben, alle Kaiserlichen, die sie auf der Flucht erhaschen konnten, todtschlugen und sich zu Gustavs Fahnen schaarten, so daß dieser in wenigen Tagen stärker war, als er vor der Schlacht gewesen.

Auch die Fürsten faßten jetzt ein Vertrauen, die kleinen kamen alle herbei zu helfen, nur die großen, namentlich Sachsen, intriguirten wieder, um eine Mittelmacht zu bilden, und lähmten dadurch die Verfolgung des Sieges. Gustav hatte die Wahl, entweder rasch nach Wien vorzudringen und den Kaiser im Mittelpunkte seiner Macht anzugreifen, oder den ganzen Westen des Reichs vom Feinde zu säubern und hier die Verstärkungen an sich zu ziehen, die ihm für die Fortdauer des Krieges nöthig waren. That er jenes, so mußte er den Westen des Reichs dem fliehenden Tilly und dem Maximilian von Bayern oder der treulosen Politik Sachsens überlassen und war im Rücken gefährdet; that er dieses, so konnte Sach-

sen vielleicht mit Österreich sich verständigen, Gustav aber hatte das ganze übrige Reich für sich gewonnen und die Liga zerstört, dem Kaiser gleichsam die Flügel beschnitten. Er wählte das letztere. Während Wilhelm von Hessen den Rhein säuberte, drang Gustav Adolph selbst in Franken ein, eroberte Würzburg und bald auch Mainz. Diese geistlichen Länder betrachtete er einstweilen als sein Eigenthum, ließ sie der Krone Schweden huldigen und schickte die kostbare Bibliothek von Mainz, die älteste und reichste in ganz Deutschland, nach Schweden, unterwegs aber wurde das Schiff, das sie trug, bei einem heftigen Sturm von der Ostsee verschlungen. Nachdem Gustav die protestantischen Stände befreit, die katholischen gedemüthigt, zog er vom Main an den Neckar, vom Neckar an den Lech. Hier stand Tilly bei der Stadt Rain mit einem frischen Heere, aber Gustav erzwang den Uebergang unter einem mörderischen Feuer, worin Tilly selbst tödtlich getroffen wurde. Dann befreite Gustav die Stadt Augsburg und zog triumphirend in München ein; Max war geflohen, nur seine zurückgelassenen Ducaten fand man in einer großen Kanone. Maximilian hatte eine sehr zweideutige Rolle gespielt und den Schweden Frieden angeboten. Auch er wäre gar gern, wie vorher der sächsische Kurfürst, neutral geblieben; aber Gustav Adolph ließ ihm sagen: „Er kenne den Herzog von Bayern und seine Pfaffen, er trägt eine doppelte Kasake und kehrt bald das Blaue, bald das Rothe heraus. Wenn man die Laus loben will, kann man wohl sagen, was für ein nützlich und getreues Thier sie sey, die uns das böse Blut abzapfe; aber mich soll er nicht betrügen, weil ich sein falsches Gemüth schon kenne." Dasselbe hätte er auch den nordischen Kurfürsten sagen können.

Capitel 376.

Wallensteins zweites Commando.

Die Sachsen unter General Arnim waren unterdeß in Böhmen eingerückt und hatten die wenig zahlreichen kaiserlichen Besatzungen überall, selbst aus Prag, vertrieben. Hier aber wurden nichtswürdige Intrignen angesponnen. Wallenstein lebte seit seiner Entsetzung in königlicher Ueppigkeit in Prag und besoldete noch immer viele seiner besten Officiere, die sich mit ihm zurückgezogen hatten. Wenn er der von dem sächsischen Kurfürsten projectirten Mittelmacht hätte dienen wollen, so würde er sehr willkommen gewesen seyn. Aber er wußte wohl, daß er nicht an der Spitze einer protestantischen Partei neben Gustav stehen könne, weil sich gewiß alle Herzen zu Gustav gewendet haben würden. Er blieb also auf der katholischen Seite, und bediente sich der geheimen Unterhandlungen nur, um sich dadurch in den Augen des Kaisers noch wichtiger und unentbehrlicher zu machen.

Der Kaiser war seinem Untergange nahe. Seine Truppen waren überall zerstreut und geschlagen, er hatte nur noch wenige Tausende, um Oesterreich zu schützen, und diese standen unter unzuverlässigen, oft besiegten Generalen. Von Bayern aus drohte Gustav, von Böhmen aus Arnim, von Ungarn aus Ragoczi, Bathori's Nachfolger, gegen Wien vorzudringen, und nur der Winter verzögerte noch den allgemeinen Angriff, dem er in dieser Lage nothwendig unterliegen mußte. Die Noth zwang ihn also, das letzte Rettungsmittel zu ergreifen. Nur Wallenstein konnte helfen, und der Kaiser erniedrigte sich, den mit Undank belohnten, schwer beleidigten Mann um seinen Beistand wie um eine unverdiente Gnade anzuflehen. Wallenstein handelte nicht großmüthig, begegnete vielmehr dem Bittenden mit Hohn und Verachtung, und zwang ihn durch scheinbare Wei-

gerung zu immer schimpflichern Demüthigungen. Auf die Einladung dem Erzherzog Ferdinand dem Namen nach das Obercommando zu lassen, antwortete er mit dem ihm eignen Stolze: „Ich würde unter Gott selber nicht dienen." Endlich gab er die Erklärung: er sey bereit, wieder ein Heer zu stellen, wenn der Kaiser sich durch einen bündigen Vertrag verpflichten wolle. In diesem Vertrag war seine Forderung: 1) alle kaiserlichen Truppen auf deutschem Boden sollten niemandes Befehl unterworfen seyn, als allein dem seinigen, und selbst der Kaiser sollte sich in keiner Hinsicht in die Angelegenheiten der Armee mischen dürfen; 2) alle Eroberungen, die er machen würde, sollten allein unter seine Verfügung gestellt werden, so daß kein anderer, auch der Kaiser nicht, darein zu reden hätte; 3) sollte der Kaiser ihm zum Lohn eines der österreichischen Erbländer und außerdem noch ein andres Land förmlich abtreten; 4) sollte Wallenstein zur Unterhaltung seiner Armee confisciren dürfen, was und wo und wie er wollte. Dem Kaiser blieb keine Wahl. Die Jesuiten dachten: kommt Zeit, kommt Rath! und so wurden dem gefürchteten Feldherrn alle seine Forderungen zugestanden, an demselben Tage da sein Nebenbuhler Tilly starb, im April 1632. Da ließ er seine Werbetrommeln wieder rühren in Stadt und Land, und in wenig Monaten stand er schon wieder an der Spitze eines bedeutenden Heeres.

Wallenstein trieb die Sachsen bald aus Böhmen hinaus, und setzte sich in diesem Lande fest, als dessen Beherrscher er sich schon im Geist betrachtete. Vergeblich flehte Maximilian, bat der Kaiser, er möchte nun auch Bayern befreien; müßig blieb er in Böhmen liegen, und freute sich, seinen alten Feind Maximilian zu ängstigen, und die Wiener Jesuiten sich halb todt ärgern zu lassen. Endlich fand er es doch für nöthig, sich gegen Gustav zu wenden, und vereinigte sich mit dem Heere Maximilians, dieses mußte sich aber unter seine Befehle stellen. Seine ganze Macht belief sich jetzt auf 60,000 Mann, und Gustav zog sich schnell aus Bayern nach Franken zurück, um nicht im Rücken abgeschnitten zu werden. Da er sich durch Krieg und überall zurückgelassene Besatzungen geschwächt hatte, blieben ihm nur noch 16,000 Mann übrig, mit denen er sich nach Nürnberg warf. Diese feste, stark bevölkerte und eifrig protestantische Stadt bot ihm einen sichern Haltpunkt. Auch Wallenstein zog vor Nürnberg, und beide Heere blieben einander gegenüber wie eingewurzelt stehn. Gustav war zu schwach, den Feind jetzt schon anzugreifen, und Wallenstein hoffte ihn auszuhungern.

In dieser Lage verharrten sie beinahe drei Monate. Beide Heere hatten sich in festen und unbezwinglichen Lagern verschanzt. Aber nicht nur in Gustavs Heer, auch im Lager Wallensteins riß bald Noth und Mangel ein. Das Landvolk hatte sich vor den räuberischen Heeren nach allen Seiten geflüchtet, und die Soldaten selbst hatten überall schonungslos zerstört, was sie nicht mitgenommen. Es war also sehr schwierig, für zwei so ansehnliche Armeen auf diesem engen Raume Lebensmittel herbeizuschaffen. Ueberdem bestanden jene Heere nicht nur aus bewaffneten Soldaten, sondern außer diesen befanden sich noch Weiber und Kinder, Krämer und Mäkler aller Art dabei, und es waren förmlich wandernde Völker. Der Landsknecht oder Miethsoldat trieb den Krieg, wie irgend ein Handwerk, und ernährte seine Familie davon, die ihn daher im Feld begleitete. Bei Wallensteins Heer befanden sich nicht weniger als 15,000 Weiber. Es gelang den Schweden, sich eines großen Transports zu bemächtigen, der Wallenstein zugeführt wurde, und bald bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen. Gustavs Kanzler, Oxenstierna, der Herzog Bernhard von Weimar und General Banner zogen ihm mit einer großen Menge schwedischer und deutscher Truppen zu Hülfe, und sein Heer vermehrte sich auf 70,000 Mann, so daß es dem kaiserlichen gleich kam. Außerdem konnte die Stadt Nürnberg selbst damals 30,000 bewaffnete Männer stellen.

Aber auch jetzt kam es noch zu keiner Schlacht. Gustav wagte das unüberwindlich feste Lager Wallensteins nicht anzugreifen, und Wallenstein sah voraus, daß Mangel und Seuchen den Gegner sicherer vernichten würden, als eine Schlacht. Wirklich erreichte die Noth den äußersten Grad, und Gustavs Soldaten wurden schwierig. Da entschloß er sich endlich zu einem allgemeinen Angriff. Er führte seine Regimenter gegen die Schanzen Wallensteins, und ließ einen ganzen Tag stürmen, aber von den Feuerschlünden der Kaiserlichen niedergeschmettert, vergossen die Schweden fruchtlos ihr Blut. Gustav mußte sich zurückziehen, blieb noch vierzehn Tage kampfgerüstet stehn, und sah sich endlich gezwungen, da Wallenstein aus seiner festen Stellung nicht wich und wankte, den schrecklichen Ort des Hungers und des Todes zu verlassen. Er hatte 20,000 Mann verloren, und Nürnberg 10,000 seiner Einwohner. Aber fast noch ärger hatten die Seuchen in Wallensteins engem Lager gewüthet, und sein großes Heer war auf 24,000 Mann geschmolzen, im September 1632.

Capitel 377.

Die Schlacht bei Lützen.

Kaum war Gustav abgezogen, so verließ auch Wallenstein diese Gegend, nachdem er in der Runde von Nürnberg hundert Dörfer in Brand gesteckt. Er nahm seinen verheerenden Zug, rastlos sengend und brennend, plündernd und mordend, durch den Thüringer Wald in die Ebenen von Sachsen, um den Kurfürsten, der ohnehin immer wankte, zu einem Abfall von den Schweden zu zwingen.

Gustav wollte nach Bayern zurück, und hoffte mit Hülfe des protestantischen Landvolks von Oesterreich, das sich im Aufstande befand, selbst in Oesterreich vorzudringen. Als er aber Wallensteins Absicht merkte, und der feigen Politik seines sächsischen Bundesgenossen mißtraute, zog er eilends Wallenstein nach. Er kam durch die verödeten Länder, und das Landvolk drängte sich an ihn, als seinen Retter ihn begrüßend. Sein Heldenherz wurde zur edelsten Begeisterung entflammt, und die tapfern Schweden schnaubten nach Rache.

Wallenstein hatte schon in Sachsen die Winterquartiere bezogen, und die Verstärkungen, die er an sich gezogen, zum Theil wieder entlassen. Schon war Pappenheim mit einem Theil seines Heeres aufgebrochen, die Katholischen am Rhein zu unterstützen. Plötzlich aber erschien Gustav, und bot Wallenstein die entscheidende Schlacht an. Schnell wurde Pappenheim zurückgerufen, bevor er aber noch anlangen konnte, griffen die Schweden Wallenstein in den Ebenen von Leipzig bei der Stadt Lützen an, unfern von dem Schlachtfelde, wo Tilly geschlagen worden am 6 Nov. 1633. Von beiden Seiten wurde mit gränzenloser Wuth gefochten, und der Kampf war blutiger und fürchterlicher, als alle frühern. Wallenstein litt arg am Podagra, lenkte aber die Schlacht, indem er sich den Fuß dick hatte umwickeln lassen, und die Schmerzen überwindend, fest auf seinem Rosse saß. Der König von Schweden zeigte noch größern Muth, indem er an der Spitze seiner Reiter über einen furchtbar vertheidigten, immer wieder genommenen und wieder verlornen Graben setzte. Hier im Pulverdampf und Gedränge traf ihn eine feindliche Kugel, er stürzte vom Pferde, das ihn einige Schritte fortschleifte. Ein Page wollte ihm helfen, da kamen kaiserliche Reiter herbei, und schossen ihn vollends nieder, ohne ihn zu kennen, und raubten seine Leiche, so wie den todtwunden Pagen aus. Als Bernhard von Weimar, des Königs treuster Freund, dieses große Unglück erfuhr, stellte er sich an die Spitze der Schweden, und stach den ersten Ober-

Obersten, der seinen Oberbefehl nicht anerkennen wollte, über den Haufen. Die übrigen jauchzten ihm zu, und stürzten sich, ihren großen König zu rächen, aufs neue auf den Feind. Dieser war stärker als vorher. Schon früh waren Pappenheims Reiter zurückgekehrt, jetzt Nachmittags kam auch das Fußvolk, aber unwiderstehlich warf Bernhard alles vor sich nieder, auch Pappenheim wurde erschossen, und obgleich die Kaiserlichen mit unerhörter Ausdauer fochten, und ihr dreimal verlornes Geschütz dreimal wiedereroberten, mußten sie endlich der schwedischen Begeisterung erliegen, und Wallensteins finstrer Dämon wich vor dem lichten Engel des jungen Bernhard. Grollend floh der Friedländer mit seinem Podagra über die böhmischen Berge, und in wilder Flucht zerstreute sich sein brutales Heer. Als er aber die Trümmer desselben wieder sammelte, hielt er schreckliches Gericht, und ließ die Offiziere hinrichten, die zuerst geflohen waren.

Man fand des Königs blutige Leiche bei dem großen Steine, der noch jetzt der Schwedenstein heißt. Sein Tod brachte über alle Protestanten tiefe Trauer, denn wer sollte seinen Sieg verfolgen, da er nur eine unmündige Tochter, Christine, hinterließ, und die deutschen Fürsten mehr eifersüchtig auf die Schweden, als ihre Freunde waren? Daher versetzte umgekehrt die Schlacht bei Lützen trotz ihrer Niederlage die Kaiserlichen in großen Jubel. In Madrid gab man Freudenfeste, und stellte den Tod Gustav Adolfs zum Ergötzen der Gläubigen im Schauspiel dar. Kaiser Ferdinand wußte sein Glück besser zu schätzen, äußerte keine laute Freude, sondern dankte Gott in stillem Gebet, und zeigte sogar beim Anblick des blutigen Kollers, den Gustav Adolf getragen hatte, einiges Mitleid.

Capitel 378.

Oxenstierna.

Im Namen der jungen Königin Christine wurde mit allgemeinem Beifall der schwedischen Stände, des Volkes und des Heeres Gustav Adolfs treuster Freund und Minister, Axel Oxenstierna, zum Regenten von Schweden ernannt, und diesem gewandten und kräftigen Geist gelang es, das Werk seines unsterblichen Königs fortzusetzen. Allein er selbst war nur Staatsmann, nicht Feldherr; wenn er auch durch unendliche Klugheit und Ausdauer die Bündnisse erhielt oder neue anknüpfte, so entschlüpfte ihm doch die unmittelbare Leitung des Heeres, und die neuen schwedischen Generale wurden bald von der bequemen Moral der kaiserlichen angesteckt, die Schweden hörten auf, die Muster einer christlichen Soldateska zu seyn, sie fingen an zu plündern, wie ihre Feinde, und trieben es bald noch ärger. Die schwedischen Arme stritten noch so tapfer wie sonst, aber der edle Geist des Königs war aus ihrem Heer entflohen.

Es ist kaum glaublich, und dennoch gewiß, daß Kursachsen jetzt, anstatt sich an die Spitze der siegreichen Protestanten zu stellen, vielmehr Miene machte, sich an die Katholischen anzuschließen. Jetzt, da Gustavs Tod jede persönliche Eifersucht beseitigt hatte, konnte Sachsen und in Ermangelung Sachsens Brandenburg seine natürliche Stellung, als Haupt des protestantischen Bundes wieder einnehmen, und der Sieg bei Lützen verschaffte ihnen unermeßliche Vortheile. Aber ihre Feigheit sah schon wieder den Sieg des Kaisers voraus, und sie dachten nur, sich diesen wieder zu befreunden, und forderten Dänemark, Schwedens bittersten Feind, zu einer Friedensvermittlung auf. Als die Schweden nicht zugeben wollten, daß der Kurfürst von Sachsen die oberste Leitung des Bundes und sein General Arnim den

Oberbefehl über alle verbündeten Truppen erhalten sollte, so trennte sich der Kurfürst vom Bunde, und wollte nichts mehr von ihm wissen.

Sogar bei den oberdeutschen Ständen fand Oxenstierna Widerstand, obgleich vorauszusehen war, daß sie der ausgesuchtesten Rache der Katholischen würden Preis gegeben seyn, wenn die Schweden sie nicht schützten. Sie wollten nach damaliger deutscher Manier nur schriftlich und aufs weitschweifigste unterhandeln. Oxenstierna berief sie aber in Heilbronn zusammen, und bestand auf einer mündlichen und raschen Berathung, und sie fügten sich endlich, ihm die Leitung des Bundes und den Oberbefehl im Kriege zu überlassen, trotz der Intriguen Frankreichs, welches gern diese Leitung selbst erlangt, und die Schweden sich untergeordnet hätte.

Die Hauptstärke lag im Heere, und darauf kam alles an. Aber nach des großen Gustavs Tode desorganisirte sich sein treffliches Heer. Oxenstierna, der Eifersucht der schwedischen Officiere nachgebend, entriß dem tapfern Bernhard von Weimar das Obercommando. Dieser mußte es mit Horn, dem Schwiegersohn Oxenstierna's, theilen. Um diesen General Horn zu einem Fürsten zu machen, damit er den Deutschen mehr imponire, gab ihm Oxenstierna das Deutschmeisterthum Mergentheim, und Bernhard erhielt als Abfindung eine noch schönere Belohnung in dem Besitz der fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg unter dem neuen Titel eines Herzogthums Franken. Dieß Auskunftsmittel half aber nichts, Horn wurde bei den deutschen Truppen so wenig beliebt, als Bernhard seine Ansprüche auf den Oberbefehl über die schwedischen Truppen sich abkaufen ließ. Der gemeine Mann benutzte aber den Hader der Generale, wollte an ihren reichen Abfindungen auch Antheil haben, und erhob Aufruhr. Mit Noth wurde Oxenstierna des Heeres Meister, und nur dadurch, daß er zahllose Lehen aus Gütern der Geistlichen oder Geflüchteten an die schwedischen Soldaten austheilte, wovon diese freilich nichts zu genießen bekamen, da der blutige Vertilgungskrieg alle solche Belohnungen vereitelte.

Nachdem das Heer sich hatte beruhigen lassen, ward es getheilt. Bernhard zog wieder nach Bayern, schlug den bayerischen General Johann von Werth, und im November 1633 fiel Regensburg in seine Hände. Wallenstein, der diese wichtige Stadt hätte retten können, that es nicht, aus Haß gegen Maximilian von Bayern. So leistete den Schweden niemand Widerstand ausgenommen die bayerischen Bauern, die schon bei Gustav Adolfs erstem Zug, jeden Schweden, den sie einzeln antrafen, ermordet hatten, und die jetzt noch erbitterter zu den Waffen griffen, um sich für die Mißhandlungen der jetzt schon durch das böse Beispiel verdorbenen Schweden zu rächen. Sogar unter dem Vorwand, sich eine Sauvegarde zu erbitten, wurden schwedische Soldaten in die Dörfer gelockt, und dann grausam ermordet. Die Schweden brannten dafür aber auch wieder die bayerischen Dörfer nieder, und erschlugen gegen 2000 Bauern.

General Horn zog nach Oberschwaben bis Constanz, um ein unter Feria heranrückendes spanisch-italienisches Heer zurückzuschlagen, aber dieses Heer ging in der rauhen Witterung ohne Kampf zu Grunde.

Am Niederrhein hatte sich noch der kaiserliche General Gronsfeld mit geringer Macht behauptet; auch er wurde von den Hessen und Braunschweigern bei Limburg geschlagen.

Capitel 379.

Wallensteins Tod.

Ueberall hatten die Schweden die Oberhand, nur in Böhmen stand noch der Kern des kaiserlichen Heeres unter Wallenstein unbeweglich. Nur einen kleinen Ausflug hatte derselbe nach Schlesien gemacht, aber dort weniger gekämpft als mit Arnim intriguirt. Sächsische und kaiserliche Officiere besuchten sich wechselseitig, und schmaus'ten mit einander. Nach dem Abzug der Sachsen überfiel Wallenstein einen kleinen schwedischen Haufen bei Steinau, und nahm den Grafen Thurn gefangen, ließ diesen aber wieder frei, um die Wiener zu ärgern, und zugleich, um mit den Schweden Unterhandlungen anzuknüpfen, und kehrte wieder nach Böhmen zurück. Maximilian bat um Hülfe, Regensburg fiel, selbst der Kaiser drückte wiederholt die bescheidene Bitte aus, Wallenstein möchte doch etwas thun. Dieser aber ließ sich nicht bewegen.

Man weiß gewiß, daß er mit Sachsen und Brandenburg unterhandelte, und daß diese hofften, mit seiner Hülfe die längst beabsichtigte Mittelmacht zwischen dem Kaiser und Schweden herzustellen. Man weiß auch, daß Frankreich diese Intrigue begünstigte, und Wallenstein den Besitz Böhmens zusicherte, denn Frankreich wollte das Haus Habsburg schwächen, bei der allgemeinen Auflösung des Reichs sich selbst ein Stück wegreißen, und dabei wo möglich die zudringlichen Schweden nur als Mittel benützen, und sie dann heimschicken. Wenn Wallenstein zugleich mit Oxenstierna geheime Unterhandlungen pflog, so geschah es nur, um die Andern durch diese Alternative zu billigern Bedingungen zu zwingen; der Schwede glaubte nicht, daß es ihm Ernst sey. In der That mußten Frankreich, Wallenstein und die beiden Kurfürsten ganz in ihrem Interesse übereinstimmen; allein in Wallensteins Charakter war etwas, das jedes Vertrauen verhinderte, und überdieß wollte ihn niemand ohne sein Heer, und er selbst konnte nur durch sein Heer seine geheimen Plane durchsetzen. Aber die Umstände waren viel ungünstiger für ihn, als bei seinem ersten kühnen Auftreten in Mecklenburg. Er war nicht mehr der allein gebietende Feldherr, er war geschlagen worden, die früher von ihm gedemüthigten Fürsten hatten ihr Haupt wieder erhoben, und Schweden und Frankreich übten einen mächtigen Einfluß, dem zu dienen so schwierig war, als zu widerstehen. Nur damals als Wallenstein an der Spitze von mehr als 100,000 Mann allein in Deutschland gebot, hätte er vielleicht den zu Regensburg gegen ihn klagenden Fürsten Trotz bieten, und offen als Usurpator auftreten können. Jetzt konnte er nur noch unterhandeln, mußte sich auf fremde Hülfe stützen, und machte sich bei seinen eignen Soldaten verdächtig, als strebe er, der alte Podagrist, nur nach Ruhe und nach einem Frieden, der ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht sehr unwillkommen war. Die Jesuiten waren eifrig bemüht, diese Ansicht unter der verdorbenen Soldatenbrut zu verbreiten, während sie zugleich unter den bigotten Katholiken den Verdacht erweckten, der Friedländer wolle zu den Protestanten übertreten.

Diesen geheimen Umtrieben im Heere setzte Wallenstein andere entgegen. Er wollte oder konnte nicht eher mit des Kaisers Feinden einen bestimmten Vertrag eingehen, bis er seines Heeres gewiß war. Sobald er also die jesuitische List merkte, suchte er sie zu überlisten, indem er seine Entlassung forderte. Den äußern Vorwand dazu lieh ihm die Erklärung Spaniens, daß es seine Truppen nicht länger unter ihm dienen lassen wolle, und die Forderung, einen Theil seiner eignen Truppen dem neuen spanisch-italienischen Heer zu Hülfe zu schicken, das über die Alpen kommen sollte, nachdem Feria's Unternehmen gescheitert war. Das Benehmen der Armee schien Wallensteins Erwartungen zu entsprechen. Unter ihm

hatten diese wilden Soldaten, wenn nicht immer gesiegt, doch immer reiche Beute gemacht, Ehrenstellen und die freigebigsten Belohnungen erhalten, und überdieß das ungebundenste Leben geführt. Viele Officiere hatten noch Forderungen an den Kaiser zu machen, die sie nur durch Wallensteins mächtige Fürsprache durchsetzen konnten, viele andere hatten Wallensteins Trotz nachgeahmt, und waren bei Hofe übel angeschrieben. Es entstand also eine stürmische Bewegung im Heer, das ganze Corps der hohen Officiere verlangte von Wallenstein, er solle sie nicht verlassen. Er versprach das, wenn sie sich auch gegen ihn verbindlich machen wollten, ihn nicht zu verlassen. Bei einem Gastmahl seines Vertrauten, des Feldmarschalls Illo, ging eine Schrift um, in welcher diese ihre Verpflichtung ausdrückten, worin aber der dem Kaiser schuldige Gehorsam vorbehalten war. Als sie nun aber, vom Weine trunken, die Schrift unterzeichnen sollten, bemerkte einer, daß der Vorbehalt ausgelassen sey, und es entstand heftiger Streit, doch läugneten Illo und Terzky, Wallensteins Schwager, daß die Sache irgend verfänglich sey, da es des Vorbehalts, als etwas, was sich von selbst verstände, gar nicht bedürfe, und so unterzeichneten die meisten.

Wallenstein sah aus dieser Probe, daß er keineswegs, wenn er im Ernst vom Kaiser abfiele, Herr des Heeres bleiben werde, eben deßhalb aber drängte ihn jetzt die höchste Eile, denn die Jesuiten säumten nicht, den Vorfall zu benutzen, und den Kaiser zu überzeugen, daß Verrath im Werke sey. Darum war jetzt nicht mehr Zeit, mit dem fernen Frankreich oder dem bedächtigen Sachsen zu unterhandeln, Wallenstein mußte sich sogleich auf einen sichern und starken Freund zurückziehen können, der im Nothfall im Stande war, ihn selbst zu schützen. Und das war kein andrer, als Bernhard von Weimar, der Regensburg eingenommen hatte, und mit seinem siegreichen Heere ganz nahe stand. Diesen aber hoffte er durch die von 22 Regimentsobersten unterzeichnete Schrift gleichsam zu bestechen. Bernhard war erstaunt, sprach aber: „Wer an Gott nicht glaubt, dem kann auch der Mensch nicht trauen." Wallenstein war verrufen, als stehe er im Bunde mit dem Bösen. Auch glaubte Bernhard wirklich nicht, daß es jenem Ernst sey, bis es zu spät war.

Wallenstein schickte in dringender Eile einen Boten nach dem andern an Bernhard, und ließ inzwischen durch seine vertrautesten Freunde die gemeinen Soldaten bearbeiten. Octavio Piccolomini aber, den er durch große Wohlthaten verpflichtet, verrieth ihn, und wirkte eben so heimlich gegen ihn. Der Kaiser hatte ihn bereits dem Untergang geweiht, und dem Grafen Gallas heimlich ein Patent als Generalissimus gegeben, heuchelte aber noch drei Wochen lang, in vertrauten Briefen die alte Freundschaft und Gnade für Wallenstein. Dieser stand noch in der peinlichsten Erwartung in seinem Hauptquartier zu Pilsen, als Gallas und Piccolomini einen Theil des Heers gewannen, und gegen ihn marschirten. Mit wenigen treu gebliebenen Regimentern floh er nun nach Eger, wohin jetzt auch Bernhard sich in Bewegung setzte, nachdem er endlich die wahre Lage der Dinge begriffen hatte.

Aber Wallensteins Stunde war gekommen. Oberst Butler und die Officiere Lesley und Gordon, jene Beiden Irländer, dieser ein Schotte, verschworen sich, in der Hoffnung vom Kaiser reiche Belohnungen zu erhalten, gegen das Leben ihres großen Feldherrn und Wohlthäters. Vielleicht war alles schon vorher für diesen Fall mit den Jesuiten verabredet. Auch die gemeinen Soldaten, deren sich Butler bediente, waren lauter Irländer, zwei Schotten, ein Italiener, kein einziger Deutscher. In Eger überfielen sie plötzlich den Illo, Terzky, Kinsky und Hauptmann Neumann beim Gastmahl, und mordeten sie nach tapferm Widerstande. Dann brachen sie Wallensteins Thüren auf, dieser sprang im Hemde aus dem Bette, um zu sehen, was es gäbe; da schrie Deverour ihn an: „Bist du der Schelm, der

du das Heer zum Feinde überführen, und dem Kaiser die Krone vom Haupt reißen willst?" Wallenstein breitete ohne zu antworten, die Arme aus, und Deverour stieß ihm die Hellebarde tief in die Brust, am 25 Februar 1633.

Bernhard von Weimar fand Eger schon von den Kaiserlichen besetzt, und empfing die Todesbotschaft. Der Kaiser erhob die Mörder Butler und Lesley in den Grafenstand, drückte dem erstern freundlich die Hand, und beschenkte sie reichlich mit Gütern der Gemordeten. Deverour bekam eine Gnadenkette und Güter. Die reichen Besitzungen Wallensteins erhielten Gallas, Piccolomini, Colloredo, Altringer. Mehrere der treusten Anhänger Wallensteins wurden in seinen Fall gezogen und geächtet, so namentlich Graf Schafgotsch, der Hand und Haupt verlor, wie ihm vorher war geweissagt worden. Auf seinem Schlosse Kynast im Riesengebirge kam einst ein Wahrsager zu ihm, der ihm den Tod durch Henkershand verkündete, so gewiß als das Lamm, das vor ihm weidete, vom Wolf würde gefressen werden. Der Graf lachte, und ließ das Lamm sogleich schlachten, aber ein zahmer Wolf im Schlosse, der sonst nie etwas zu rauben pflegte, stahl den Braten weg, und verzehrte ihn. So die Sage.

Capitel 380.

Der Prager Frieden.

Wallensteins ganzes Heer blieb bis auf wenige Regimenter, die sich zerstreuten, und zu den Schweden oder Sachsen übergingen, dem Kaiser treu. Dieser gab den Oberbefehl seinem Sohn und Nachfolger Ferdinand III, unter dessen Namen aber Gallas alles leitete. Ein andres Heer führte der Cardinal Infant Don Fernando, Bruder Philipps IV von Spanien, über die Alpen. So von zwei Seiten gedrängt, eilte Bernhard nach Augsburg, um sich hier mit Horn zu vereinigen. Aber beide stritten um den Oberbefehl und vollbrachten nichts als die Erstürmung und grausame Mißhandlung der Stadt Landshut, zur Rache für Magdeburg. Regensburg ließen sie nach einer tapfern Vertheidigung den Kaiserlichen in die Hände fallen. Endlich, nachdem sie die Vereinigung der beiden feindlichen Heere nicht verhindert hatten, ließ sich Bernhard, Horns Widerrede zum Trotz, in einen ungleichen Kampf ein, und wurde bei Nördlingen geschlagen, Horn selbst gefangen, 1634.

Die Rache der Kaiserlichen war schrecklich, und Schwaben mußte alle die Gräuel entgelten, die vorher in Bayern waren begangen worden. Was fliehen konnte, floh. Herzog Eberhard III von Würtemberg vergaß die Noth seines Landes in den Armen der schönen Rheingräfin von Salm hinter den Mauern von Straßburg. Er war zur Unterwerfung geneigt, und nur wider seinen Willen vertheidigte der wackre Wiederhold die Feste Hohentwil. Das übrige Schwaben ergab sich ohne Widerstand, um die Sieger nicht zu reizen, die gleichwohl gräßlich wütheten. In Waiblingen wurden alle Einwohner bis auf 145 ermordet, in Nürtingen schleppten die Kroaten die greise Wittwe Herzog Ludwigs von Würtemberg bei den Haaren herum, und kaum wurde sie vor Schändung bewahrt. Durch jede Art von Mord und Mißhandlung wurde die Bevölkerung des Herzogthums Würtemberg von $^1/_2$ Millionen auf 48,000 Menschen heruntergebracht. Nicht der Herzog, nur seine thätigen und gewandten Räthe Löffler und Varnbühler retteten das Land. Sie hielten das Heilbronner Bündniß aufrecht, da die Versuche des Herzogs, des stolzen Kaisers Gnade zu gewinnen, vergeblich waren. Aber der Heilbronner Bund war jetzt durch die Niederlage der Schweden gezwungen, alle Bedingungen

Frankreichs anzunehmen. Cardinal Richelieu hatte jetzt freies Spiel und versprach dem Bunde 12,000 Mann, und eine halbe Million Livres, wogegen er sich alle festen Plätze am rechten Rheinufer von Breisach bis Constanz abtreten ließ.

Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg waren im Stande, das Unglück der Schweden wieder gut zu machen. Ein kleines schwedisches Heer unter General Banner, und die Sachsen unter Arnim hatten Schlesien wieder besetzt, und die Kaiserlichen bei Liegnitz geschlagen. Böhmen stand ihnen offen, aber anstatt ihren protestantischen Brüdern vom Heilbronner Bunde zu helfen, machten die Kurfürsten hinter dem Rücken derselben heimlich mit dem Kaiser Frieden, und gaben sie der ganzen Rache der Katholischen Preis! So lange die Schweden siegten, hatten die Kurfürsten einen so schamlosen Verrath nicht gewagt; jetzt glaubten sie ihn ungestraft üben zu können, und so schlossen sie den berüchtigten Frieden von Prag, 1635. Die falschen Zweizüngler verfehlten nicht, das dringende Bedürfniß des Friedens und die Ehre Deutschlands voranzustellen, als ob es ihnen nur darum zu thun wäre, das deutsche Volk glücklich zu machen, und die Fremden auszutreiben. Aber wenn sie als Deutsche und Protestanten hätten ehrlich handeln wollen, so hätten sie nicht heimlich für sich einige Concessionen erschlichen, sondern offen und im Verein mit ihren deutschen Glaubensbrüdern einen für alle gleich gerechten Frieden erkämpfen müssen. Sachsen behielt alles, was es durch das Restitutionsedict hätte verlieren sollen, und wurde erblich mit der früher schon ihm verpfändeten Oberlausitz belehnt. Brandenburg erhielt Anwartschaft auf Pommern, dessen Herzog Bogislaw alt und kinderlos war. (Man beschuldigte die schöne Sidonie von Bork, durch Zauberei die Ehe des Herzogs unfruchtbar gemacht zu haben, und sie wurde daher noch in ihrem 80sten Jahre zu Stettin öffentlich verbrannt, 1620.) Aus Furcht traten auch Mecklenburg, Lüneburg und Anhalt diesem Frieden bei, aber der ganze Westen des Reichs blieb davon ausgeschlossen, und wurde gezwungen, sich ganz den Fremden hinzugeben.

Hätte der Kaiser jetzt, da die Schweden geschwächt, die Franzosen noch nicht da, die Deutschen mehr als je zum Frieden geneigt waren, einen allgemeinen und billigen Frieden angeboten, so hätte er wenigstens einen Theil der Wunden heilen können, die seine blutgierige Politik dem Reiche schon geschlagen, aber der graue Wütherich faltete die Hände zum Gebet, und wollte noch mehr und immer wieder Blut. Er schloß keinen Frieden mit den Ketzern, sondern nur Frieden mit einem Theile der Ketzer, um desto gewisser den andern Theil zu verderben. Die letzte Gelegenheit, die fremden Räuber vom deutschen Boden zu entfernen, versäumte der Kaiser, indem er die Heilbronner Verbündeten von dem Prager Frieden ausschloß, und wenn diese in der Verzweiflung die Thore des Reichs den Franzosen öffneten, und die jahrhundertlange Franzosenherrschaft auf deutschem Boden einleiteten, so müssen wir weniger sie darum verdammen als jenen bösen Kaiser, der die heilige Krone deutscher Nation zu ihrem Verderben getragen hat, und jene Kurfürsten, die, um ihrem Hause einige Länderfetzen zu erwerben (die Oberlausitz und Pommern) ihre deutschen Glaubensbrüder verkauften, wie Judas Ischarioth den Gekreuzigten.

Oxenstierna eilte persönlich nach Paris, sich mit Richelieu zu verständigen, und dadurch dem Bunde des Kaisers mit den Sachsen und Brandenburgern ein Gegengewicht zu halten. Der arme Heilbronner Bund war aber in Paris wie zu Prag das Opfer. Schon verkaufte der Schwede dem Franzosen deutsche Landestheile im Elsaß, als Erstlinge des künftigen noch größern Raubes, und der einzige deutsche Mann, der in dieser traurigen Zeit für die Freiheit des Glaubens und für die deutsche Ehre zugleich zu streiten glühte, Bernhard von Weimar, mußte schmerzbewegt zusehen, wie Frankreich und Schweden sich zankten,

wem von beiden er und der Rest der deutschen Protestanten dienen solle. Einzelne Glieder des Heilbronner Bundes suchten in dieser Bedrängniß, sich dem Prager Frieden anzuschließen, z. B. Würtemberg, aber der Kaiser machte ihnen so ungerechte höhnische Bedingungen, daß sie den Dienst unter Frankreich und Schweden dem offenbaren Untergange vorzogen.

Während Bernhard am Oberrhein den Zuzug der Franzosen erwartete, schlug unterdeß der tapfere Banner mit seinem kleinen Heere sich durch die Sachsen durch, bei Dömitz, überfiel sie im Winter nochmals bei Kyritz, vereinigte sich im nächsten Jahre 1636 mit Wrangel (dem Vertheidiger Stralsunds), der ihm Verstärkung brachte, und schlug die Sachsen und Brandenburger in einer Hauptschlacht bei Wittstok. Dann fiel er verheerend in Sachsen ein, und erfüllte dieses arme Land mit Brand und Mord, um das Volk für die Sünde des Fürsten zu strafen. Im Winter ließ er sich von den Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz bei Torgau einschließen, entkam aber mit List und sagte: „sie haben mich im Sacke gehabt, aber vergessen, ihn zuzumachen."

Capitel 381.

Ferdinands II Tod. Pest. Hungersnoth.

Der alte Kaiser drückte endlich 1637 die Augen zu, die sich so lange an der Vertilgung der Völker geweidet hatten. Seine Handlungsweise ist übrigens nicht sowohl ein katholischer Kampf gegen die Ungläubigen im Sinne der Kreuzzüge gewesen, als vielmehr nur eine praktische Anwendung des erst durch das Lutherthum möglichen Grundsatzes cujus regio, ejus religio. Er sah nicht nur Land und Leute, sondern auch die Religion der Leute als sein erbliches Eigenthum an, und folgte in der That keiner andern Politik, als der, welche in Sachsen und Brandenburg schon seit beinahe hundert Jahren geübt wurde, nur daß er den schrecklichen Grundsatz etwas weiter ausdehnte, und nicht bloß ein Paar arme Cryptocalvinisten, sondern ganze Bevölkerungen hinschlachten ließ. Man sieht hieraus, wie viel sich im Katholicismus durch den Protestantismus verschlimmert hatte, sofern auch der katholische Glaube wie der protestantische jetzt Sache der Politik geworden war.

Ferdinand fand seine Staaten lutherisch, und hinterließ sie katholisch; erst in Steyer, Kärnthen, dann in Oesterreich und Böhmen hat er durch Blutgerichte und Krieg die Völker decimirt. Er war ein Alba im Großen, und die Folgen waren daher viel schrecklicher. In Böhmen lebten, da er mit seinen Jesuiten zum ersten Mal nach Prag kam, 3 Millionen reiche betriebsame Protestanten, und als er starb, nur noch 780,000 katholische Bettler. Seine Heere aber breiteten den Jammer über seine Erblande hinaus bis in die entferntesten Winkel des Reichs, und Deutschland blutete aus tausend offnen Wunden. Des Kaisers Gutheißen heiligte Wallensteins Raubsystem, und zwang die Soldaten, die eben auf andere Weise nichts zu leben hatten, sich ihren Unterhalt nach Gutdünken zu stehlen, und um in armen Ländern etwas herauszupressen, oder das verheimlichte Gut zu entdecken, die unerhörtesten Martern anzuwenden. Oft geschah dieß aus böser Lust von verwilderten Kriegsbuben, viel öfter aber aus Noth, wenn die großen Heere ohne Magazine den Strapazen und dem Hunger erlagen. Augenzeugen erzählen, in den meisten Fällen habe man nicht gewußt, wer Freund oder Feind sey, weil der Hunger und die Noth jeden zum Räuber am Andern gemacht habe, und selbst der Bürger sey über den Bürger hergefallen, um ihm das letzte Brod zu entreißen,

das die abziehenden Truppen übrig gelassen. Die Martern, die in jener Zeit gäng und gäbe und etwas Alltägliches waren, sind größtentheils so gräßlich, daß sich die Feder sträubt, sie zu beschreiben. Roh und viehisch war der Schwede mit seinem sogenannten Schwedentranke, Mistwasser, das den unglücklichen Einwohnern so lange in den Mund geschüttet wurde, bis sie gestanden, wo sie ihr Geld vergraben hatten. Raffinirt grausam dagegen waren die von den Spaniern und Italienern bei den Kaiserlichen eingeführten, zum Theil aus Westindien entlehnten Martern. Sie schossen z. B. dem Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, drei Kugeln ins Knie und drehten ihm den untern Theil des Beines ab, oder zersägten die Schienbeine, oder machten Schnitte in die Fußsohlen, thaten Salz hinein, und ließen es durch Ziegen ablecken, oder schnitten den Weibern die Brüste ab, oder Riemen aus dem Rücken, ungerechnet die gewöhnlichern Verstümmelungen und Qualen. Weiber und Mädchen trieben die Kaiserlichen heerdenweise in ihre Lager, wo sie nackt mit ihnen tanzen mußten. Kinder wurden in Menge in Backöfen geschoben, und die Soldateska erfreute sich des Geschrei's der kleinen Gebratenen, ungerechnet gewöhnliche Kindermartern.

In dem Jahre, in welchem der Kaiser endlich starb, 1637, kam zu den übrigen Gräueln noch eine furchtbare Hungersnoth, denn kaum wagte noch jemand, oder waren noch Arme genug, den Acker zu bestellen. Die Noth war so gräßlich, daß man die Leichen aus der Erde aufwühlte, daß Eltern ihre Kinder umbrachten, daß sich Menschenjäger bildeten, die auf Menschenfleisch ausgingen wie auf Wildpret. In Schlesien wurde ein Bauer hingerichtet, der allein über 300 Menschen, meist Soldaten, heimlich erschossen hatte, daher man ihn den Schützen-Melchior hieß. Die ekle Nahrung aber und der Jammer erzeugte ansteckende Seuchen, die im Volke wie unter den Soldaten wütheten, so daß Tausende auf offnem Felde und auf offner Gasse unbegraben liegen blieben. In Schwaben warfen die Kaiserlichen todte Thiere und sogar Arsenik in die Brunnen, um die Austilgung der Protestanten zu befördern.

Dieß war die Leichenfeier Kaiser Ferdinands II. Er verschied wie die Hyäne unter Knochen und Moder.

Capitel 382.

Bernhard von Weimar.

Um nur etwas für seine Glaubensgenossen zu thun, war der edle Bernhard zu der Rolle verdammt, das Werkzeug der französischen Politik zu werden. Die Franzosen, wie die Schweden, bedurften seines deutschen Namens, um in Deutschland fortwährend Anhang zu finden, ihre Politik bezweckte aber nur die Zerstücklung Deutschlands, während Bernhards treuer Glaubenseifer und Patriotismus die Herstellung eines großen, freien und protestantischen Deutschlands ersehnte. Wenn auch er, das Beispiel Wallensteins nachahmend, nicht nur ein Heer sich zuzuziehen, sondern auch im deutschen Westen ein Fürstenthum (das Elsaß zu Franken) sich gründen wollte, so würde er sich dieser Macht, wenn er sich ihrer je hätte ganz versichern können, doch gewiß zu einem edlern Zwecke bedient haben als Wallenstein, und selbst wenn er hätte nach der Dictatur in Deutschland streben dürfen, wer wäre der Kaiserkrone würdiger gewesen als er? Allein weil er für eine gute Sache stritt, fand er noch viel mehr Hindernisse als Wallenstein, der mit Hülfe der Bösen gesiegt hätte, wären nicht die Schlimmsten über ihn gekommen. So ganz verdorben war der deutsche Boden, daß das Gute nicht mehr auf ihm gedeihen konnte.

Bern-

Bernhard schloß in Paris mit dem Cardinal und dessen rechter Hand, dem Pater Joseph (denn in dieser Zeit regierten überall Priester) einen Vertrag ab, wornach Bernhard ein deutsches Heer in französischem Solde zwar im Namen Schwedens, insgeheim aber nach den Befehlen Frankreichs commandiren sollte. Bernhard ließ die Priester gewähren, wohl wissend, daß der Krieg sein eigner Herr sey, und nur als der Pater Joseph sogar eifrig den Feldzugsplan entwarf, und mit dem Finger auf die Landkarte wies, wo Bernhard einen Fluß überschreiten sollte, sagte dieser lächelnd: „aber Ihr Finger ist noch keine Brücke."

Unterdeß machten die Kaiserlichen einen combinirten Angriff auf Frankreich, um Bernhards Unternehmung im Keime zu ersticken. Gallas drang in Lothringen, Johann von Werth mit den Bayern, die sich seit Wallensteins Sturz wieder geltend machten, in der Champagne, und der Cardinal-Infant in der Picardie ein. Allein durch diese Trennungen geschwächt, und von schlechtem Wetter und Mangel heimgesucht, wurden sie alle zum Rückzuge genöthigt.

Im Frühjahre 1638 eröffnete Bernhard den Feldzug am Oberrhein durch die doppelte Schlacht bei Rheinfelden, am 18 und 21 Februar. Die erste blieb unentschieden, in der zweiten schlug er die Kaiserlichen, und nahm den tapfern Johann von Werth gefangen. Dann legte er sich vor Breisach, um diesen Schlüssel des Rheins, damals eine starke Festung, zu erobern. Dreimal rückten die Kaiserlichen zum Entsatz heran, unter Götz, Karl von Lothringen und Lamboi, wurden aber jedesmal geschlagen, doch erst im December ergab sich die tapfre Besatzung, die nur noch 450 ganz ausgehungerte Soldaten zählte, angeführt von dem Herrn von Reinach. Bernhard behandelte die Gefangenen großmüthig, vertraute Breisach dem Schweizer Erlach mit deutschen Truppen an, und ließ keine Franzosen hinein. Dieser Erlach aber verkaufte heimlich die Festung an Frankreich. Es liefen immer mehr Franzosen herüber. Als der edle Bernhard sah, wie sie ein deutsches Dorf plünderten, und er doch nicht offen mit Frankreich brechen wollte, rief er aus: „mich verdrießt u leben, ich kann bei solch gottlosem Wesen nicht länger bleiben." Dennoch überhäufte man ihn mit Ehren, das Volk sah in ihm noch den einzigen Retter. Aber wie Gustav Adolph vor der Schlacht bei Lützen, vom Volk angebetet, eine traurige Ahnung seines Todes gehabt hatte, so sagte auch Bernhard: „Ich fürchte, Gustavs Loos zu theilen," denn als das Volk ihn mehr als Gott ehrte, mußte er sterben. In Hüningen befiel ihn eine Krankheit, und am 8 Julius 1639 war er todt. Sein Heer wurde von Erlach an Frankreich verkauft, mit offner Verletzung der den Schweden zugesicherten Rechte, jedoch dem geheimen Vertrage mit Bernhard entsprechend. Indeß gingen die meisten Deutschen zu den Schweden über, oder schlugen sich, wie die gebornen Weimaraner, in ihre Heimath durch.

Capitel 383.

Banner. Torstenson.

In Norddeutschland hielt der tapfere, zwar immer betrunkene, aber dennoch sehr besonnene Banner das Feld gegen Gallas. Der letztere verstand nur, seinen Feldherrn Wallenstein zu verrathen, aber nicht zu ersetzen, und war bei seinen eignen Soldaten so wenig beliebt, daß diese schaarenweise zu den Schweden überliefen. Banner schlug ihn also zurück bei Elsterburg und Chemnitz, und drang in Böhmen ein, um dieses arme Land vollends zur Wüste zu machen. Man zählte in einer einzigen Nacht hundert brennende Dörfer. Des Kaisers Bruder,

Erzherzog Leopold, übernahm an Gallas Stelle das Commando und drängte Banner zurück. Dieser verband sich aber mit dem französischen Feldherrn Guebriant, der mit Bernhards Armee in Thüringen zu ihm stieß, 1640. Beide Heere nahmen ein Winterlager an der Weser, wo das Land noch nicht ganz verheert war. Als aber in demselben Winter der Kaiser einen Reichstag zusammenrief, auf welchem natürlich nur sein Anhang erschien, entschloß sich Banner durch einen kühnen Handstreich ihn zu überraschen, und vielleicht gefangen zu nehmen. Er umging das kaiserliche Heer und kam unbemerkt in Eilmärschen vor Regensburg. Aber eben war Thauwetter eingefallen, und die Donau so angeschwollen, daß Banner nicht über das Wasser konnte. Er mußte sich daher begnügen, die Stadt von ferne zu beschießen. Auch hinderte ihn Guebriant, etwas weiter zu unternehmen, da dieser Franzose sich fürchtete, die Armee Bernhards, die er führte, könne ihm abtrünnig werden, wenn er zu weit vom Rheine sich entfernte. Er trennte sich daher von Banner, und gab denselben der überlegenen Macht der Kaiserlichen Preis, die ihn rüstig verfolgten. Banner floh durch Böhmen nach Sachsen, und die heldenmüthige Aufopferung dreier schwedischer Regimenter bei Neukirch deckte seinen Rückzug. In Sachsen stieß er glücklich wieder mit Guebriant zusammen, aber seine Völlerei zog ihm in Halberstadt den Tod zu, 1641.

In Gustav Adolphs Heldenschule hatten sich indeß noch mehr tüchtige Feldherren gebildet. Leonhard Torstenson erhob sich von seinem Krankenlager in Schweden, um unsterbliche Thaten zu vollbringen. Er war so heftig vom Podagra geplagt, daß er nicht auf den Füßen stehen konnte, und beständig in einer Sänfte getragen werden mußte, doch war kein Feldherr so blitzesschnell, wie er. Im Jahre 1642 begann er den Feldzug, und drang unerwartet in Mähren ein, denn er hatte den Grundsatz, den Krieg so viel als möglich in Feindesland zu spielen, und dem Kaiser so nahe als möglich auf den Leib zu rücken. Außerdem aber war Mähren bisher vom Feinde verschont geblieben, und bot seinem Heere reichlichen Unterhalt und frische Beute. Er nahm Ollmütz und ließ seine Truppen sich erholen. Erzherzog Leopold aber und der schlaue Piccolomini zogen mit großer Macht gegen ihn, und drängten ihn wieder bis nach Sachsen zurück. Hier belagerte Torstenson Leipzig, wo er sich ebenfalls gute Beute versprach. Die Kaiserlichen eilten aber, die beste Stadt Sachsens zu retten, und auf denselben Feldern, die schon zweimal in diesem Kriege mit dem Blute der Parteien benetzt worden, wurde jetzt die dritte Hauptschlacht geschlagen. Und zum drittenmal siegten die Schweden, die Kaiserlichen erlitten eine blutige Niederlage, und Torstenson zog, nachdem er Leipzig genommen, sogleich wieder nach Mähren, wo er behaglich sein Winterquartier nahm.

In demselben Jahre drang Guebriant in Verbindung mit den Hessen ins Kölnische vor, und schlug den kaiserlichen General Hatzfeld bei Kempen. Er wollte sich darauf mit Torstenson vereinigen, fürchtete sich aber wieder, zu weit in Deutschland vorzudringen, und kehrte schon in Thüringen wieder um. Da verlegten ihm die thätigen Bayern unter ihren tapfern Generalen Mercy und Johann von Werth den Weg, und er entkam mit Noth mitten im Winter an den Rhein.

In dem nämlichen Jahre war auch Richelieu gestorben. Sein Nachfolger im Ministerium, Cardinal Mazarin, verfolgte mit derselben Kraft und Schlauigkeit denselben Plan, und schickte zu Anfang des folgenden Jahres ein neues französisches Heer, unter dem Prinzen Condé, Guebriant zu Hülfe. Beide Heere drangen in Schwaben ein, aber vor Rottweil fiel Guebriant, ihr bester General. Condé zog darauf nach Oberschwaben und lagerte in dem Thale von Tuttlingen in großer Sorglosigkeit. Unterdessen hatten sich aber die Bayern mit Hatz-

feld vereinigt und überfielen die Franzosen unerwartet. Mercy's überlegene Schlauigkeit und Johann von Werths Eifer, da er den Schimpf von Rheinfelden beinahe in derselben Gegend zu rächen hatte, bereiteten den Franzosen eine schmähliche Niederlage. Die Reiterei entfloh, das Fußvolk wurde niedergehauen oder gefangen.

Während dieß am Rhein verging, zog Torstenson im Frühjahre wieder schnell aus Mähren hinweg, und in gerader Linie nach Dänemark, denn er wollte die Dänen, die sich wieder zweideutig gegen die Schweden benahmen, nachdrücklich züchtigen, und zugleich das fette Land, das lange keinen Feind gesehen, zur Erholung seiner Truppen benutzen. Er zwang die Dänen ohne Mühe zum Frieden, unterdeß war ihm aber Gallas mit einem neuen Heere nachgerückt, und plötzlich fiel er wieder über diesen her, schlug ihn bei Jüterbock und Magdeburg, rieb sein Heer fast völlig auf, und stand, ehe man es sich versah, wieder in Böhmen. Hier trat ihm endlich 1645 der Kaiser selbst entgegen, um mit einem neuen ansehnlichen Heer den furchtbaren Feind zu entfernen. Aber bei Jankau schlug ihn Torstenson in einer großen Schlacht, wobei Hatzfeld in seine Hände fiel. Jetzt stand dem kühnen Sieger ganz Oesterreich offen, und unaufhaltsam drang er bis vor Wien. Da standen die Schweden nach sechszehnjährigem Kampfe zum erstenmal vor den Thürmen der Kaiserstadt. Aber hier war auch ihr Ziel. Torstenson vermochte diese feste Stadt nicht zu gewinnen, und Ragoczy, der aus Ungarn heranzog, ließ sich vom Kaiser durch Geld wieder zum Abzug bewegen. Wie einst die Böhmen, so wurden jetzt die Schweden durch Mangel genöthigt, wieder umzukehren. Sie gingen nach Mähren zurück, und nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Brünn verließen sie die Länder des Kaisers wieder. Der Kurfürst von Sachsen sah sich aber gezwungen, dem Prager Frieden zu entsagen, und mit den Schweden sich zu vertragen. Er hatte furchtbar für seinen Treubruch büßen müssen, denn Banner und Torstenson hatten sein Land völlig verödet. Torstenson aber trat vom Schauplatz, weil seine Krankheit sich verschlimmerte. Hinter sich ließ er ausgestorbene Gegenden, Trümmer und Leichen, mit sich nahm er unsterbliche Lorbeern.

Die Franzosen waren unterdeß im Jahre 1644 unter dem Herzog von Enghien und dem tapfern Turenne wieder in Deutschland eingefallen, aber noch einmal von Mercy geschlagen worden. Die Bayern thaten das Aeußerste, sich der überlegenen Gegner zu erwehren, und hatten die entschlossensten Führer. Aber ihre Siege selbst schwächten ihre geringe Macht. Noch einmal siegte Mercy über Turenne 1645; als aber dieser durch frische französische Truppen, und überdieß durch Schweden und Hessen verstärkt wurde, verlor der wackere Mercy bei Allersheim den Sieg und das Leben.

Capitel 384.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Auf Torstenson folgte Gustav Wrangel, ein nicht minder thätiger und kühner Feldherr der Schweden. Er verband sich in Hessen mit Turenne und den Franzosen, und eröffnete 1646 den neuen Feldzug. Leopold stellte sich ihm zwar mit den Kaiserlichen und Bayern entgegen, Wrangel umging sie aber listig, ließ sie in seinem Rücken stehn, und drang rasch in Bayern ein. Da schwankte zum erstenmal der alte Kurfürst Maximilian, nachdem er seit acht und zwanzig Jahren dem Kaiser treu geblieben. Er hatte seine Heere, seine besten Feld-

herren, Tilly, Pappenheim, Mercy fallen sehn; zum drittenmal erschien der Feind auf dem Boden seines Landes, auf Sieg war nicht länger zu hoffen, und wenn er seinen Unterthanen nicht das schreckliche Loos bereiten wollte, was die Sachsen erfahren, blieb ihm nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er that es mit bitterer Wehmuth, und reichte den Schweden die Hand der Versöhnung, 1647.

Jetzt war der Kaiser von Sachsen und Bayern verlassen, und sein Heer bestand nur noch aus 12,000 Mann, die ein hessischer Ueberläufer, Melander von Holzapfel, kaum zusammenhielt. Den siegreichen Waffen der Schweden schien nichts mehr widerstehn zu können, und sie waren im Begriff, die Eroberung von ganz Deutschland zu vollenden. Aber gerade diese Siege beunruhigten die Franzosen. Sie fürchteten, die Schweden möchten ein zu großes Uebergewicht erhalten, und ihre Politik gebot ihnen, den völligen Sieg einer Partei zu verhindern, damit in Deutschland ja keine Einigkeit hergestellt würde. Sie ließen also die Schweden plötzlich im Stich und zogen über den Rhein zurück. Wrangel ließ sich indeß nicht stören, sondern setzte mit den Schweden allein seine kühnen Unternehmungen fort, und belagerte Eger. Die Bayern benutzten aber den günstigen Augenblick und empörten sich unter Johann von Werth. Maximilian selbst billigte den Verrath und brach treulos den Frieden, durch den er sein Land gerettet hatte. Wrangel zog sich jetzt eilig zurück, verfolgt von Melander, der sein eigenes Vaterland Hessen grausam verwüstete. Da fürchteten die Franzosen, die vom Krieg ermatteten Schweden würden unterliegen, und der Kaiser würde wieder die Uebermacht bekommen, und um dieß zu verhüten, ließen sie Turenne wieder zu Wrangel stoßen. Die Kaiserlichen und Bayern wurden sofort bei Susmarshausen geschlagen, wobei Melander selber ums Leben kam. Die Sieger drangen den Besiegten rasch nach Bayern nach. Am Lech, an derselben Stelle, wo Gustav Adolph übergegangen, stellte sich Gronsfeld den Schweden entgegen, aber sie schlugen ihn zurück und betraten Bayern zum viertenmal. Jetzt nahmen sie aber für den Verrath schreckliche Rache und verheerten das Land, so weit es ihr Schwert erreichte. Zu gleicher Zeit war der schwedische General Königsmark in Böhmen eingefallen und hatte die Neustadt von Prag erobert. Mitten in den Feindseligkeiten erscholl aber plötzlich der Ruf, die Waffen sollten ruhen, denn der Friede sey geschlossen, 1648.

Capitel 385.

Der westphälische Frieden.

Schon seit 1644 hatten die kriegführenden Mächte in den westphälischen Städten Osnabrück und Münster Bevollmächtigte niedergesetzt, um einen Frieden zu stiften. Der Haß der Parteien hatte sich unvermerkt vermindert, jede suchte nur noch das Wenige zu retten, was ihr aus dem vernichtenden Kampf noch übrig war. Der Glaubenseifer war durch Jammer und Elend beim Volk, durch Sittenlosigkeit bei den Soldaten, durch Politik bei den Fürsten erkaltet. Der Blutdurst hatte sich in Blut gesättigt, und die Leidenschaften schliefen nach so furchtbaren Anstrengungen ein. Deutschland sehnte sich längst nach dem Frieden, und es waren ja nur noch die Fremden, die den Krieg auf deutschem Boden verlängerten. Aber die Schweden und Franzosen hatten gesiegt, und konnten jetzt einen Frieden dictiren, der ihnen alle Vortheile gewährte, die sie gesucht hatten. Es

dauerte indeß noch lange genug, bevor die eifersüchtigen Ansprüche aller bei dem Frieden Interessirten ausgeglichen waren.

Wenn man lieset, wie der Kaiser drei Vierteljahre wartete, bevor er nur seine Zustimmung zu der beabsichtigten Friedenshandlung gab, und wie hinwiederum der französische und schwedische Gesandte über ein Jahr auf sich warten ließen, wie man nachher beim Friedenscongreß selbst um den Titel, um den Vorsitz, um die Ehre der ersten Begrüßung, des Treppensteigens und Eingehens zur Thüre Monate, Jahre lang stritt, so darf man nicht glauben, daß dieß lediglich Pedanterei der Zeit, spanische Grandezza und deutsche Reichsweitschweifigkeit war, es war vielmehr Politik der kriegführenden Mächte, die Unterhandlungen so oft mit solchen Kleinigkeiten aufzuhalten, als sie einen neuen ihnen günstigen Erfolg von ihren Generalen erwarteten. Nur den kleinen deutschen Mächten war es mit diesen Cerimonien Ernst, und ihre Rolle war in jeder Hinsicht die betrübteste, da sie ihr Schicksal von der Gnade Schwedens und Frankreichs gewärtigen mußten.

Das neue Princip, nach welchem man handeln wollte, wurde in der berüchtigten Schrift über die deutsche Reichsverfassung von dem schwedischen Rathe Chemnitz (unter dem Namen Hippolytus a Lapide) vorgezeichnet. Hier war offen ausgesprochen, daß es sich nicht mehr um die Religion, sondern einzig und allein um die Fürstenpolitik handle. Mit jeder Art von Sophistik wurde die alte ehrwürdige Einheit des deutschen Reichs bespöttelt und als unhaltbar verworfen, und der Grundsatz aufgestellt, daß die Theile des Reichs nicht nur für sich selbstständig, sondern auch vom Reich ablösbar seyen. Diese Lehre, durch welche der Raub deutscher Provinzen durch Fremde beschönigt wurde, schmeichelte zugleich den kleinern deutschen Fürsten mit Souveränetät, mit einer eben so weltlichen Unabhängigkeit vom Kaiser, als die protestantischen Fürsten bereits geistlich vom Papst unabhängig waren. So widersetzte sich denn dieser Lehre niemand, als der weise und wohlmeinende kaiserliche Gesandte, Graf von Trautmansdorf, und die Welt sah das sonderbare Schauspiel, daß die Einheit des deutschen Reichs einzig nur von der Seite verfochten wurde, von wo aus sie zuerst zerstört worden war. Zu spät suchte Ferdinand III herzustellen, was Ferdinand II durch muthwillige Tyrannei verscherzt hatte. Es war jetzt nicht mehr möglich, die deutschen Stämme wieder unter den Fittigen des kaiserlichen Adlers zu sammeln. Das Mißtrauen der so oft mißhandelten Stände gegen den Kaiser war zu gerecht, als daß nicht wenigstens die protestantischen Stände ihren letzten Trost in der Unabhängigkeit und in der Unterstützung von außen hätten suchen müssen.

Es war daher ganz umsonst, daß der edle Wassenberg in einer ächt patriotischen Schrift die Deutschen an ihre verlorene Ehre mahnte und sie beschwor, das köstliche Gut der Einheit zu bewahren und sich mit vereinter Kraft den Fremden zu widersetzen, und prophetisch ausrief: Nimmer werden uns Fremde etwas Gutes bringen, Deutschland kann nur durch sich selbst wiedergeboren werden! Das war damals tauben Ohren gepredigt. Nur der junge Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, glühte für diese Idee, aber er fand keinen Anklang bei den übrigen Fürsten. Mehr noch als die protestantischen Fürsten, die wenigstens die Glaubensfreiheit zum Vorwand ihrer Opposition gegen den Kaiser nehmen konnten, war Bayern für die Zerstücklung des Reichs. Niemand unterstützte die räuberischen Absichten Frankreichs so thätig, als der alte Maximilian. Von solchen Deutschen unterstützt, konnte Frankreich schon zugreifen.

So wurde denn das Elend des Kriegs durch die Schande des Friedens wo möglich noch überboten. In derselben Gegend, wo Varus einst die

römischen Legionen geschlagen, fügte jetzt Deutschland seinen Nacken unter fremdes Joch.

Zu Münster schloß Spanien mit Holland Frieden. Die Unabhängigkeit sowohl Hollands als der spanischen Niederlande und ihre Lostrennung vom Reich wurde anerkannt, und Deutschland verlor dadurch nicht nur eines seiner schönsten Länder, eine seiner thätigsten Völkerschaften, sondern auch die freie Rheinschiffahrt, womit der Ruin aller Rheinstädte entschieden war. Eben so wurde die Lostrennung der Schweiz vom Reich hier feierlich sanctionirt.

Zu Münster schloß auch das Reich mit Frankreich ab. Man mußte den Franzosen die Herrschaft über Metz, Toul und Verdun feierlich bestätigen, und ihnen zugleich ganz Elsaß einräumen, mit Ausnahme Straßburgs, der Reichsstädte und der Reichsritterschaft in diesem Lande. Dagegen erhielten die Franzosen noch die Festung Philippsburg, den Schlüssel zu Oberdeutschland. Dadurch wurde nicht nur wiederum eines der schönsten Gränzländer vom Reich abgerissen, sondern auch den Franzosen das Thor zu Deutschland offen gelassen. Fortan hatten die kleinen Fürsten Süddeutschlands keine Schutzwehr mehr gegen Frankreich, und kamen demzufolge mehr unter französischen Einfluß.

Der Frieden mit den Schweden wurde zu Osnabrück abgeschlossen. Man mußte den Schweden die Bisthümer Bremen und Verden, die Stadt Wismar in Mecklenburg, die Insel Rügen, Stralsund, ganz Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern, also alle wichtigen Punkte an der Ost- und Nordsee einräumen.

So wurde das heilige deutsche Reich zerrissen, und ein Stück nach dem andern den Feinden zur Beute hingeworfen. Was übrig blieb, hielt in den alten Formen nur noch kümmerlich als ein Ganzes zusammen, um beim nächsten Sturm vollends aus einander zu fallen. Man ließ zwar das alte Reich bestehen, aber die größeren Fürsten theilten sich dergestalt in die Macht, daß jeder für sich fast völlig selbstständig wurde, und die Oberherrlichkeit des Kaisers und mit ihr die Einheit des Reichskörpers zu einem Schatten herabsank. Jedes Reichsglied erhielt die Freiheit Krieg zu führen, Frieden und Bündnisse zu schließen, mit wem es wolle, nur nicht gegen das Reich. Jeder Fürst erhielt auch nach unten beinahe unumschränkte Gewalt, und der Kaiser behielt sich nur unbedeutende Rechte vor, sogenannte Reservaten. Nur noch die kleinen Fürsten, Grafen, Ritter und Städte blieben im Interesse des Kaisers, damit er sie gegen die um sich greifende Gewalt der großen Fürsten beschütze. Doch warfen auch sie sich bald lieber den Franzosen in die Arme, da die meisten der kleinen Reichsglieder den Westen Deutschlands erfüllten.

Die Religionsparteien wurden auf völlig gleichen Fuß gestellt, da es sich in dem langen Kampfe hinlänglich ausgewiesen hatte, daß sie einander an Macht gleich kamen, und da man sich allmählich besänftigt hatte. Das Reichskammergericht wurde zu gleichen Theilen von Katholiken und Protestanten besetzt. Um auch die Kurstimmen auszugleichen, wurde die rheinische Pfalz mit der Kurwürde ihren rechtmäßigen Besitzern wieder eingeräumt, doch behielt auch Bayern seine Kur, und überdem die Oberpfalz. Bald darauf erhielt auch Braunschweig eine protestantische Kurstimme. Alle Kirchengüter, welche die Protestanten eingezogen oder säcularisirt hatten, blieben denselben. Der Kaiser und die katholischen Fürsten mußten diese Säcularisationen theils zugeben, weil sie sie nicht ändern konnten, theils begannen sie den großen Vortheil einzusehn, welcher daraus für die weltlichen Fürsten erwuchs, und die Zeit war nicht fern, da sie das lockende Beispiel nachahmen sollten. Der Papst erklärte sich natürlich heftig gegen die Säcularisationen. Innocenz X erließ eine eigene Bulle gegen den weſt-

phälischen Frieden. Da indeß der Religionseifer auch bei den Katholiken erkaltet war, und nur von den Jesuiten kümmerlich erhitzt wurde, so ließen sich die Fürsten gänzlich von der Politik beherrschen, und durch sie verlor der Papst nach der Reformation eben so viel, als während der Reformation durch den Religionseifer. Sein Ansehn sank wie das des Kaisers zu einem Schatten herab.

Uebrigens beseitigten die Protestanten nun auch unter sich selbst die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten, und waren so vernünftig, das hirnlose Gesetz aufzuheben, vermöge dessen jedes Land den Glauben seines Fürsten annehmen müsse.

Capitel 386.

Deutschlands Zustand nach dem Kriege.

Nach dreißig Jahren voll Schlachten, Brand, Mord und Seuchen, sah sich Deutschland nicht mehr ähnlich. Die stolze Nation war in ein ärmliches Geschlecht von Bettlern und Räubern verwandelt. Verhungerte Bauern, feige Bürger, liederliche Soldaten, grollende Pfaffen, mattherzige Höflinge, waren der Rest des großen Geschlechts, das untergegangen. Konnten sie aber besser seyn? Die Fürsten selbst gaben das Beispiel feiger Treulosigkeit, die Pfaffen aller Farben entflammten zu wüthendem schonungslosem Hasse, die Feldherren suchten sich zu bereichern, die Soldaten, die zuletzt allein herrschten, wurden entmenscht und aller Bande ledig. Alle Teufel des politischen Verrathes, des religiösen Fanatismus, der Habsucht der Emporkömmlinge und der viehischen Gier der Soldaten wurden auf das Volk, den Bürger und Bauer angehetzt. Von Haus und Hof vertrieben. oder in ewiger Angst vor den Soldaten, ohne allen Unterricht, was blieb dem neu aufwachsenden Geschlecht Anderes übrig, als feige Niederträchtigkeit, und jene schändliche Sittenlosigkeit, die es von den Soldaten gelernt?

Man rechnet, daß Deutschland im dreißigjährigen Kriege die Hälfte, ja Einige behaupten, daß es zwei Drittel seiner ganzen Bevölkerung verloren hat. In Sachsen kamen allein binnen zwei Jahren 900,000 Menschen um; in Böhmen war die Einwohnerzahl schon bei Ferdinands II Tode, bevor noch Banner und Torstenson ihre letzten verheerenden Einfälle thaten, auf ein Viertel herabgesunken. Augsburg hatte sonst 80,000 Einwohner, jetzt nur noch 18,000, und so nach Verhältniß in ganz Deutschland. Der Wohlstand war auf lange Zeit ruinirt. Nicht nur fehlten die Hände, lagen die Werkstätten in Asche, sondern der Gewerbfleiß und Handel waren auch in andere Hände gekommen. Die Oberdeutschen standen jetzt weit hinter Italienern und Schweizern, die Niederdeutschen weit hinter Holländern und Engländern zurück.

Auch der letzten Reste politischer Freiheit ging das deutsche Volk in jener Kriegszeit verlustig, weil die Stände ausgeplündert und ihrer materiellen Kraft beraubt wurden. Der Adel konnte nur noch im Fürstendienst etwas gelten, die Reichsstädte fristeten ein unmächtiges Daseyn fort, der Bauer war durch die Soldatenherrschaft vollends demoralisirt und durch und durch ein Knecht. Auch die Landstände verloren überall ihre Bedeutung, weil sie nur gegen kleine Fürsten einen schwachen Schutz beim Kaiser fanden, aber nie mehr gegen große. Im damaligen Würtemberg oder Braunschweig konnte sich der Kaiser wohl noch einmischen, aber nicht in Bayern, Sachsen oder Brandenburg.

Der Glaube zersetzte sich durch den Kampf in Aberglauben und Unglauben. Der Bürger, in steter Todesangst schwebend, sah überall Teufel und Gespenster; der Soldat, durch die Art, wie er focht, mit Verachtung erfüllt gegen das, wo-

für er focht, war nicht mehr katholisch noch lutherisch, sondern prahlte mit der genialen Gleichgültigkeit Wallensteins und sagte, wenn er beten sollte, spöttisch das A B C her, „in dem steckten schon alle Gebete.“

Die frühere Bildung Deutschlands artete in eine völlige Barbarei aus. Auf den Universitäten lehrten nur noch die crassesten Pedanten in allen drei Facultäten, mit sehr wenigen Ausnahmen. Die gelehrte Sprache, die seit Luther je mehr und mehr deutsch zu werden anfing, wurde wieder ausschließlich lateinisch. Die Volkssprache aber nahm von den vielen fremden Soldaten eine unglaubliche Menge spanische, italienische, französische Wörter an, und dieser Mischmasch wurde so sehr mode, daß man es für die höchste Eleganz hielt, so viel als möglich ausländische Wörter mit deutschen Endungen zu gebrauchen. Eben so buntscheckig ahmte man die fremden Trachten nach.

Doch war es eine gute Vorbedeutung, daß in Nürnberg, wo 1650 ein kaiserlicher Commissair die letzte Ausgleichung der Parteien und ihrer Forderungen betrieb, wo die letzten Gefangenen freigegeben wurden, und endlich die Friedenssonne heiter aus den langen Nebeln aufstieg, plötzlich alle Knaben sich auf Steckenpferde setzten und dem grauen Verräther Octavio Piccolomini — denn das war der Commissair — ihren heitern Gruß brachten, was durch eine Denkmünze verewigt wurde. Deutschland hatte alles verloren, nur nicht seine Jugend, seine Zukunft.

Sie=

Siebenzehntes Buch.

Der innere Zustand Deutschlands während der Reformation.

Capitel 387.

Charakter der Reformation.

Was die edelsten Geister von einer allgemeinen Kirchenreform gehofft und erwartet, das leistete diese Reformation freilich nicht, denn sie befreite äußerlich nicht das ganze, sondern nur den nordischen Theil des Kirchengebiets, und die Befreiung war innerlich eben so wenig vollständig; die neue Kirche behielt noch genug vom alten Aberglauben und Glaubenszwang übrig, und die sehr materielle Abendmahlslehre, der Glaube an den Teufel und die Teufelswirkungen auf Erden, der Hexen- und Gespensterglaube, der Glaube an die ewigen Höllenstrafen, an die willenlosen Gnadenwirkungen, so wie die blutige Verfolgung der Andersdenkenden, diese Dinge waren es nicht, um derentwillen edle Geister den zweihundertjährigen menschenvertilgenden Kampf begonnen hätten.

Aber die Reformation hat dennoch den naturgemäßen Gang verfolgt. Nicht auf Einmal, nur durch schreckliche Erschütterungen, in sehr unähnlichen Verwandlungen, anfangs durchaus entstellt, allmählich aber immer reiner sich gestaltend, geht eine Idee ins Leben über. Je wahrer und dauernder eine Umbildung in der ganzen Denk- und Lebensweise der Völker seyn soll, um so gewisser wird sie den furchtbarsten Widerstand, jede böse Kraft im Menschen gegen sich waffnen, anfangs allemal, nach einem ewigen geschichtlichen Gesetz, statt zu ihrem vorgesteckten Ziele, gerade zum Gegentheil, eine Verbesserung zur Entartung, eine Befreiung zur Tyrannei führen; aber diese Reaction ist eben so nothwendig nur vorübergehend, nur ein kritischer Krankheitsübergang, dem die Genesung folgen muß. Bei uns ist sie erfolgt, und das Ideal einer geistigen Emancipation ist unmerklich seiner Verwirklichung immer näher gekommen. Dieselbe so engherzig und politisch verdorbene Reformation, die wir vom Augsburger bis zum westphälischen Frieden verdammen mußten, warf nur gleichsam die harte Schale oder die unreine Schlacke von sich, und wer muß jetzt nicht sagen, daß Luthers Samen schönere Blüthen und Früchte getragen hat, als er selber je vermuthet? Das ist der Gang der Geschichte bei kirchlichen wie bei politischen Reformen.

Der Süden Europa's blieb ganz katholisch, der Norden wurde ganz lutherisch. Deutschland blieb getheilt. Dieß war in politischer Hinsicht sehr zu beklagen, nicht aber in Bezug auf Religion und Cultur. Gerade weil die alte Kirche nicht ganz unterging, diente das Schlechte in ihr fortwährend zur Warnung, und das Gute in ihr gewann Zeit, die protestantischen Vorurtheile zu überwinden und sich wieder geltend zu machen; die Protestanten wurden durch diese beständige katholische Nachbarschaft munter erhalten und zuletzt zur Billigkeit gemahnt. Das Gute beider Glaubensbekenntnisse mußte endlich erkannt und vom Schlechten in beiden geschieden werden, da man im Gegentheil bisher alles für gut bei der einen, und alles für schlecht bei der andern Partei gehalten hatte. Die katholische Kirche bewahrte bei aller Entartung doch noch immer die alte große Idee einer allgemein christlichen Kirche, und wollte mit Recht die Religion, die über allem

stehn, und alle Völker umfassen soll, nicht zum knechtischen Dienst in einzelnen kleinen getrennten Landeskirchen herabwürdigen lassen. Sie bewahrte ferner die Idee von der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, und wollte mit Recht die ehrwürdigen Priester des höchsten Herrn nicht in die Staatslivree kleiner weltlicher Herren stecken lassen. Sie bewahrte endlich die Idee eines schönen, die ganze Seele ergreifenden Gottesdienstes, und einer religiösen Kunst, die als die höchste Blüthe des Völkerlebens zugleich der Gottheit am würdigsten sey, und sie tadelte mit Recht die Verbannung alles Schönen aus dem protestantischen Gottesdienste. Die protestantische Kirche hatte dagegen nicht minder große Vorzüge aufzuweisen. Sie machte den Grundsatz geltend, daß die Diener Gottes keine weltliche Herrschaft ausüben sollten, und empörte sich mit Recht gegen die Hierarchie. Sie verlangte ein frommes und sittliches Leben der Priester, und verdammte mit Recht die Völlerei und die Unzucht, die aus dem Cölibat hervorging. Sie verlangte, daß man über religiöse Gegenstände wie über alles Andere frei nachdenken dürfe, weil der Verstand nicht die letzte Gabe Gottes sey, die man zu seiner Ehre wuchern lassen müsse, und weil der Verstand allein vor den Verirrungen sichern könne, in welche die katholische Kirche so tief versunken war, und mit Recht trat sie der teuflischen Lehre in den Weg, die keine Gedankenfreiheit gestattete, die hellen Geister verfolgte und die Völker in finsterer Dummheit niederhielt.

Wenn auch Luther selbst, indem er den Glaubenszwang der alten Kirche verwarf, einen neuen gegen alle die einführte, die anders dachten als er, so hinderte diese Einseitigkeit doch nicht, daß trotz Luther und gegen Luther die Glaubensfreiheit sich geltend machte. Luther war nicht die Reformation selbst, nur ihr Anfänger; das Lutherthum war nicht die Reformation selbst, sondern nur die erste Hülse ihres lebendigen Keimes. Das Princip der Reformation ist die Befreiung geblieben, wie viele einzelne Reformatoren auch zur Freiheit gesagt haben: bis hieher und nicht weiter!

Capitel 388.

Die katholische Kirche.

Die äußere Macht der Hierarchie erlitt durch den Abfall des ganzen Nordens von Europa den empfindlichsten Verlust. Allein dieß bewirkte, daß sie die ganze Kraft im Süden desto fester zusammendrängte. Die Völker dieses Südens sahen im Norden nur ein neues Reich der Ungläubigen, und die Leidenschaft der Kreuzzüge flammte wenigstens bei den Spaniern wieder auf. Die Fürsten aber schlossen sich aus Politik an das Interesse der alten Kirche, so lange hier die ketzerischen Unterthanen, dort die andersgläubigen Fürsten ihre Macht, ja ihr Daseyn bedrohten. Die steigende Noth trieb die Katholiken zur Einigkeit und zu außerordentlichen Maßregeln. Um alle diese mannichfaltigen Bestandtheile äußerlich zusammenzuhalten, und von Rom aus ein dreifaches eisenfestes Band um die katholischen Höfe, um die Priester und Gelehrten und um die Laien zu legen, und um zugleich innerlich das Interesse der Politik mit dem des Glaubens innig zu verschmelzen, war eine vermittelnde Macht nöthig, und man schuf sie in dem Orden der Jesuiten.

Die Reformation übte mächtigen Einfluß auch auf die, welche sie bekämpften. Die gröbsten Unsittlichkeiten sowohl am römischen Hofe als beim Clerus nahmen ein Ende. Man fühlte den gerechten Vorwurf der Reformatoren, und besserte

sich oder nahm wenigstens den Schein davon an. Nie ist seitdem in Rom wieder solcher Unfug getrieben worden, als unter Alexander VI. Die Päpste behaupteten wieder ein strenges ehrwürdiges Aeußere. Es war überhaupt nicht mehr Zeit in Ruhe zu schwelgen. Die Kirche bedurfte gewandter Streiter und durfte nicht ermangeln, der Masse von Gelehrsamkeit unter den Protestanten gleiche Waffen entgegen zu setzen. Aber schon dadurch, daß sie sich der Waffen der Gegner bedienen, und dem Verstande die Vertheidigung ihres Systems anvertrauen mußte, das sich nur auf einen Glauben des Herzens begründete, veränderte sie ihren alten Standpunkt. Der Katholicismus der Jesuitenzeit war bei aller äußeren Aehnlichkeit doch völlig verschieden von dem des Mittelalters. Auch in seinen Uebertreibungen war er bisher Natur, eine übertriebene Anstrengung, ein Mißbrauch der Natur gewesen, aber jetzt wurde er Kunst, ein Erzeugniß jesuitischer Ueberlegung. Vorher waren die Völker einfältig gewesen, und man hatte sie natürlich dabei gelassen, und auf diese Einfalt hin sogar zu sündigen, war noch entschuldbar. Aber jetzt waren die Völker klug geworden, und die Jesuiten brauchten Kunst, um sie wieder dumm zu machen. Das war der eigentliche Unterschied der neuen Zeit von der alten.

Trotz der frommen Künste der Jesuiten, bemerken wir aber auch unter den Katholischen am Ende der Reformationszeit einen Uebergang zu religiöser Gleichgültigkeit. Sie erzeugte sich zuerst in Frankreich. Hier hatte sich die weltliche Politik anfangs wie in Deutschland mit der Religion verbunden, nach dem Siege jedoch sich wieder von ihr getrennt und sie völlig beherrscht. Die Könige von Frankreich hatten kaum die Reformation in ihrem eigenen Lande unterdrückt, als sie sich mit fremden Reformirten, mit den Schweden und deutschen Protestanten und Holländern, ja sogar mit den Türken gegen den Kaiser verbanden, der doch ächt katholisch war, wie sie selbst. Nachher verband sich der Kaiser mit den lutherischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und endlich machten alle weltlichen Fürsten Frieden, ohne auf den Papst zu achten, und opferten die Religion ihren politischen Vortheilen. Diese Gleichgültigkeit der Fürsten steckte bald auch die Völker an, und wieder zuerst in Frankreich. Hier siegte bald die wissenschaftliche Aufklärung über die Jesuiten, und in Deutschland begann sie wenigstens allmählich dagegen anzukämpfen, und die Jesuiten kamen zwischen den Fürsten, denen die Abhängigkeit von Rom, nachdem die Gefahr vorüber war, lästig wurde, und die zum Theil nach den geistlichen Gütern gelüsteten, und zwischen dem Volk, das begierig die Aufklärung der Protestanten zu theilen wünschte, gewaltig ins Gedränge.

Capitel 389.

Die Jesuiten.

Die Gesellschaft Jesu war von Ignaz Loyola, einem schwärmerischen Spanier, anfangs nur zu Zwecken frommer Buße gestiftet worden. In einer so ketzerischen Zeit machte sie es sich aber bald zum Geschäft, die wankenden Gemüther im altkatholischen Glauben zu befestigen, und sofort benutzte sie der Papst für seine Zwecke und gab ihr dazu die erforderliche Verfassung.

Der Zweck der Gesellschaft war, die unumschränkte Hierarchie herzustellen. Ihre Talente und Umtriebe wirkten vorzüglich auf dem Concilium zu Trient einer allgemeinen Kirchenverbesserung entgegen, und hier sprachen die Jesuiten offen ihren Grundsatz aus: die Kirche sey eine Sklavin des Papstes.

Die Mittel für diesen Zweck waren unstreitig die klügsten. Man verschmähte nämlich kein einziges Mittel, was zum Zweck führen konnte, und machte deßfalls den berühmten Grundsatz geltend: der Zweck heiligt die Mittel.

Die Verfassung des Ordens mußte zuerst so eingerichtet werden, daß in seinem Innern selbst nie ein Hinderniß sich erzeugen könne, und man nahm deßhalb ein warnendes Beispiel an den Franciscanern, deren allzu freie Verfassung der Hierarchie einst gefährlich geworden war. Man suchte zunächst je die besten Köpfe in dem Orden zu vereinigen, und darin einen Adel des Geistes und der Talente zu begründen, während das übrige Volk in desto tieferer Dummheit niedergehalten wurde. Diese guten Köpfe wurden von Kindheit auf in Schulen herangebildet und bloß für das Interesse des Ordens erzogen. Die Fähigsten wurden dann mit der Herrschaft belohnt. Damit aber kein Mitglied den Orden jemals verrathen könne, ward es gänzlich zum Sklaven desselben gemacht. Niemand konnte jemals wieder den Orden verlassen. Die Häupter der Gesellschaft hatten unbedingte Macht, die Mitglieder zu versetzen, zu strafen, zu morden, wie sie wollten, wobei niemals Appellation stattfand. Gehorsam war ihr erstes Gelübde, und wer es nicht hielt, war rettungslos verloren. Je einer war des andern heimlicher Spion, und der bloße Verdacht zog schon das Verderben nach sich. Die Mitglieder waren in Grade getheilt, und die höchste Classe, die Professen, wählten das Oberhaupt oder den General des ganzen Ordens, der in Rom saß und eine unumschränkte Herrschaft über alle Glieder übte. Um die Zwecke des Ordens nicht zu verrathen, und die Mitglieder durch Furcht im unterthänigsten Gehorsam zu erhalten, wurde von den höhern Graden gegen die niedern ein beständiges Geheimniß beobachtet, und die letztern waren nur blinde Werkzeuge der erstern.

Damit der Orden in seinem Wirken nirgends von außen gehemmt werde, gab ihm der Papst die ausgedehntesten Privilegien, und verwandte sein ganzes Ansehn für denselben. Ueberall durften die Jesuiten, durch den Papst beschützt, in die Wirksamkeit des Clerus und aller übrigen Orden sich eindrängen, und die Erziehung der Jugend ward ihnen fast ausschließlich anvertraut.

Auf das Volk wirkten sie am mächtigsten zunächst durch den äußern Schein der sogenannten geistlichen Uebungen. Sie gebärdeten sich aufs heiligste und hörten nicht auf mit Gebeten, Bußübungen und allerlei frommem Spectakel. Sie vermehrten das ohnehin schon so sehr überladene Ceremoniell der katholischen Kirche bis ins Lächerliche, ließen Messe lesen und Rosenkränze beten zu Tausenden nach einander, hielten geistlichen Kram mit Reliquien, Schutz- und Heilmitteln, Ignatiuswasser und dergleichen, so daß das Volk unter der Last von Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten im Gottesdienst die wahre innere Andacht und den großen Sinn gänzlich verlor. Die Andacht bestand nur noch darin, dreißig oder hundertmal ein lateinisches Gebet hintereinander herzusagen, und sich dabei ja nicht zu verzählen. Die Kunst der Jesuiten bezweckte vorzüglich, das Volk in beständiger Spannung und Angst vor theils kirchlichen, theils göttlichen Strafen zu erhalten, und der Teufel war das letzte und wirksamste Schreckbild, was man den dummen und furchtsam gemachten Menschen vorhielt.

Der äußere Schein der Heiligkeit wurde noch durch das Missionsgeschäft der Jesuiten vermehrt. Sie machten es sich zur Pflicht, trotz aller Gefahren alle Arten von Ungläubigen zu bekehren, und wie sie in Europa den Ketzern entgegenarbeiteten, so gingen sie auch nach den fernsten Welttheilen, die Heiden zu bekehren. Dieß gab ihnen den Glanz neuer Apostel und Martyrer. Sie verbanden aber auch damit einen sehr weltlichen Zweck. Sie wollten sich nämlich durch ihre Missionen die Reichthümer der neuen Welt aneignen, und es gelang ihnen. Sie

brachten unermeßliche Schätze nach Europa, und benutzten dieselben, ihre Macht um so fester in einer Zeit zu gründen, in welcher man mit Geld schon beinahe alles ausrichten konnte.

Die Jesuiten wirkten auf das Volk nicht nur durch die gewöhnlichen geistlichen Mittel, sie traten ihm viel näher, als es bisher den Priestern gelungen war. Sie mischten sich in alle Angelegenheiten der Gemeinden und der Familien, und schlichen sich als Rathgeber, Beichtväter, Hausfreunde an allen Orten ein, spürten ihre heimlichen Gegner auf und verfolgten sie, bewachten das Leben und selbst die Gedanken der Menschen, und verschafften sich durch List und Gewalt, Erbschleichen und Drohen unermeßliche Vortheile. Besonders sahen sie es auf die Reichen ab, und mancher schenkte ihnen sein ganzes Vermögen, wogegen ihm die Jesuiten bis auf 180,000 Messen lesen und eben so viel Rosenkränze beten ließen.

Am thätigsten zeigten sich die Jesuiten aber an den Höfen, weil es ihr Grundsatz war, die Heerde in den Häuptern zu schlagen. Sie herrschten geraume Zeit an allen katholischen Fürstenhöfen, theils als Beichtväter und Erzieher der Fürsten, theils als Rathgeber und Unterhändler, weil ihre besten Köpfe ausdrücklich zu diesen politischen Geschäften abgerichtet wurden. Es gelang ihnen sogar, sich an protestantischen Höfen einzuschleichen, um die Fürsten zu bekehren oder ihre Räthe zu bestechen. Auf diese Weise bekehrten sie selbst des großen Gustav Adolphs Tochter, die Königin Christine von Schweden, welche katholisch wurde, aber auch die Krone niederlegte. Heimliche Jesuitenumtriebe an protestantischen Fürstenhöfen haben fortgedauert, und oft die wichtigsten Unternehmungen der Protestanten gelähmt. Die Jesuiten legten sich auch auf die Arzneiwissenschaft, um zugleich als Leibärzte das Leben der Mächtigen in ihre Gewalt zu bringen, und manche Vergiftung jener Zeit kommt auf ihre Rechnung, nicht weniger als mancher meuchelmörderische Dolchstich, wodurch sie sich der Häupter der Gegenpartei entledigten. Um versteckter wirken zu können, hatten die Jesuiten auch heimliche Mitglieder unter den Laien, und es befanden sich selbst Fürsten darunter.

Um sich der kommenden Geschlechter zu versichern, und den Völkern methodisch den Geist einzupflanzen, den sie brauchten, rissen die Jesuiten die Erziehung fast ausschließlich an sich. Auf ihren Schulen oder Collegien zogen sie sich dann die tüchtigsten Mitglieder ihres Ordens heran, und arbeiteten zugleich in Wissenschaft und Gelehrsamkeit den Protestanten entgegen. Sie schnitten jede Wissenschaft so zu, daß sie ihren Zwecken dienen mußte. Alles, was ihnen hinderlich war, wurde sorgfältig im Unterricht und in ihren Schriften vermieden, und sie wachten streng, daß keine protestantischen Bücher eindrangen. Es gab sehr gelehrte und scharfsinnige Köpfe unter den Jesuiten, da sie aber nicht die Wahrheit lehren durften oder wollten, so blieben ihre gelehrten Schulen und Universitäten weit hinter denen der Protestanten zurück.

Das waren die Jesuiten, welche den Geist und die Seele der alten großen Mutterkirche der Christenheit entheiligten, indem sie den Körper derselben, das morsche Gebäude der hierarchischen Tyrannei zu retten suchten. Eines ihrer Häupter hat ihnen selbst folgendes prophezeyt: Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns fortjagen, und wie Adler werden wir uns verjüngen.

Unter den jesuitischen Dogmatikern Deutschlands glänzte zur Zeit des 30jährigen Krieges Gretser, der sich selbst malleus haereticorum, d. i. den Ketzerhammer, nannte, und Tanner. In der Ruhe nach dem Kriege machten sich besonders die sogenannten Bollandisten in den Niederlanden durch ihr acta

sanctorum berühmt. Schon die fleißigen Benedictiner hatten eine Sammlung aller Heiligenlegenden angefangen; diese setzten nun die Jesuiten, vorzüglich Bolland, Papebrochius ꝛc., fort. Es erhob sich aber unter den Katholiken selbst eine Opposition von Gemäßigten gegen die Jesuiten. Das Haupt derselben war der Niederländer Jansen, dessen besonders in Frankreich weitverbreitete Schüler Jansenisten hießen und als Jesuitenfeinde und Begünstiger der Mystik berühmt wurden. Zu den sanftern Katholiken gehörte auch Leisentritt Juliusburg in Wien, der ein katholisches Gesangbuch dem von Luther an die Seite setzte.

Capitel. 390.

Die protestantischen Kirchen.

Die Reformirten theilten sich in demselben Maaß, als sich die Katholiken vereinigten. Der Lehre nach standen die Lutheraner oder Protestanten den Calvinisten oder Reformirten im engern Sinne gegenüber, und es gab noch wieder unter diesen Parteien. Der äußern Kirchenverfassung nach trennten sich aber diese neuen Glaubensgenossen nach der politischen Eintheilung, und es gab so viele neue Kirchen, als es Fürstenthümer oder Republiken unter ihnen gab.

Das Band der allgemeinen Kirche war also zerrissen, und es gab nur noch einzelne Landeskirchen. Damit war aber auch zugleich die Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche vernichtet, und statt der alten Hierarchie, die sich selbstständig über oder doch neben der weltlichen Gewalt behauptet hatte, gab es nur noch eine politische Kirche, welche der weltlichen Regierung jedes Landes unterworfen war. Die ganze hierarchische Gewalt ging auf die Fürsten über. Der Fürst erbte die geistlichen Güter, und zugleich die geistliche Macht und Gerichtsbarkeit. Den Priestern blieb nichts als das Lehramt und die Seelsorge. Sie wurden aber zugleich unter die Gewalt der Fürsten gestellt, und von den Fürsten hing es ab, ob ein Priester ein- oder abgesetzt werden, und was er lehren sollte. Die Priester wurden besoldete, von der Regierung völlig abhängige Staatsdiener. Diese Pfarrer wurden auf Schulen und Universitäten durch die theologischen Facultäten gleich den katholischen Priestern in einer vorgeschriebenen, von der Regierung befohlenen Lehre unterrichtet, und erst durch eine Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit zum Amte befähigt. Eine Anzahl Pfarrgemeinden stand unter einem Inspector oder Superintendenten oder Decan, nach dem Muster der katholischen Decanate. Alle aber standen unter dem Landesconsistorium, das aus geistlichen und weltlichen Räthen gemischt, eine Unterabtheilung der Landesregierung bildete, und vom Fürsten beherrscht und willkürlich geleitet wurde. Nur in den Ländern, wo der Fürst einem andern Glauben folgte, als das Land, behauptete das Consistorium seine Selbstständigkeit. In weltliche Sachen durfte sich dasselbe nicht mischen, ausgenommen in Ehesachen, worüber den Geistlichen nach alter Sitte noch einige Gewalt blieb, weil die Ehe nicht bloß eine bürgerliche Verbindung, sondern auch eine göttliche Anordnung war.

Im Anfang der Reformation hatten die protestantischen Geistlichen ein großes Gewicht bei den Fürsten, je mehr aber der Kampf nachließ, desto mehr unterwarf sich auch die Politik der Fürsten ihre Landeskirche und die so sehr abhängig gewordene Geistlichkeit, die am Hofe Amt und Brod betteln, und jeden wichtigern Einfluß erschleichen mußte. Die armen Landgeistlichen wurden meistens auch vom Adel abhängig, der das Patronatsrecht, d. h. die Befugniß hatte, unter den vom Consistorium geprüften Candidaten des Predigtamts für seine Dorfkirche einen

auszuwählen. Dieses Recht folgte einfach aus dem Eigenthumsrecht, denn dem Ritter gehörte das Dorf, wie dem Fürsten das Land, und schon zur Hussitenzeit hatte der Adel ausschließlich auf seinen Gütern Prediger bestellen können, welche er wollte. Nun mußten aber die armen Candidaten um die Gnade des Adels, von dem ihre Anstellung abhing, buhlen, und daraus entstand, als die Sittenverpestung von den Höfen auch allgemein auf den Adel überging, die Sitte der sogenannten Schürzenpfarreien, d. h. die liederlichen Edelleute, die einer alten Maitresse los werden wollten, gaben die Pfarre nur dem, der jene dazunahm, — ein Gebrauch, der bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in protestantischen Ländern allgemein verbreitet war.

Capitel 391.

Die Theologie.

Das ganze Zeitalter von Huß an war ein theologisches, die ganze Bewegung des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ging von Gottesgelehrten aus. Die Hauptsache des theologischen Streites ist daher so innig mit der großen Geschichte der Staaten und Völker verflochten, daß ich hier nur noch Nebenpartien auszumalen habe.

Als Huß auftrat, unterstützten ihn fast nur die Böhmen, Hieronymus von Prag, Jakob von Mieß 2c. Die deutschen Gelehrten steckten damals in der dicksten Finsterniß der wälschen Scholastik und wurden überdieß durch die Parteilichkeit, mit der sie in Prag mißhandelt worden, erbittert, daher sie sich auf dem Constanzer Concil rächten. Hussens heftigste Gegner waren Johann Hoffmann, ein Schlesier, von Prag vertrieben und erster Rector zu Leipzig, Zachariä, Professor in Erfurt, dem der Papst wegen seiner gegen Huß bewiesenen Wuth eine goldene Rose verehrte, und viele Andere, deren dunkle Namen kein Gedächtniß verdienen. Der berühmteste Scholastiker des fünfzehnten Jahrhunderts war Gabriel Biel, erster Theolog der neuen Universität Tübingen, ein sehr eifriger Papist. Die Reaction gegen die Böhmen erzeugte eine lange Ruhe, die erst durch Luther wieder unterbrochen wurde. Daher war es möglich, daß damals in Wien ein Professor der Theologie, Thomas Ebendorffer von Hasselbach, 22 Jahre lang bloß über das erste Capitel des Jesaias Vorlesungen hielt. So wiegte man die Theologie ein, die dennoch wie ein junger Herkules schon in der Wiege die Schlange erlegen sollte.

Es fehlte auch dieser vorbereitenden Periode nicht an gemäßigten Männern, die eine Reform auf milderm Wege herbeizuführen wünschten, so Theodorich von Niem, der Geschichtschreiber des Constanzer Concils, so Nicolaus de Cusa, thätig auf dem Baseler Concil, der aber aus Furcht bald den Mantel wendete. Nach dem Baseler Concil unterdrückten die Papisten jede Klage mit Gewalt. Der edle Georg von Heimburg schrieb und handelte umsonst, er starb als Flüchtling im Bann. Felix Hämmerlin in Zürich und Johann Rucherath von Oberwesel starben im Kerker, weil sie gegen die Verderbniß der Kirche geeifert. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts gelang es wieder einigen Gemäßigten, die überdieß durch den Ruf großer Gelehrsamkeit einigermaßen geschützt waren, in Betreff einer Kirchenverbesserung bescheidene Winke geben zu dürfen, so dem grundgelehrten Johann Wessel, einem Friesländer, der Professor in Paris wurde und wegen seiner großen scholastischen und philologischen Kenntnisse magister contradictionis oder lux mundi hieß, und dem Elsäßer Jakob Wimpheling.

Auf die Enthusiasten der hussitischen Zeit waren die Gemäßigten gefolgt, auf diese folgten die Spötter, hauptsächlich angeregt durch die Rohheit, mit welcher sich die finstern Pfaffen erst dem Bücherdruck und dann dem Studium der Alten widersetzt hatten. Erasmus fing an mit seiner Ironie so beißende Sachen zu schreiben, daß die Zeitgenossen behaupteten, er habe mit seinem Spaß dem Papste mehr Schaden gethan, als Luther mit seinem Ernst. Ulrich von Hutten schrieb seine berühmten Briefe der dunkeln Männer und noch manche deutsche Flugschrift voll vernichtenden Spottes. Ueberhaupt wurden durch den Druck nach und nach eine Menge deutscher Bücher unter das gemeine Volk gebracht, die nicht wenig dazu beitrugen, es aufzuklären und die lateinische Scholastik verhaßt zu machen. Dahin gehören die vortrefflichen deutschen Predigten, die Gailer von Kaisersberg († 1510) im Straßburger Münster hielt, die anonyme Schrift deutsche Theologia, die man einem Herrn vom deutschen Orden in Frankfurt a. M. zuschrieb, und die durch Reinigung der Seele auch die Kirche reinigen wollte ꝛc.

Nun trat Luther auf, seine Streitschriften, seine deutsche Bibel, sein Katechismus schufen die neue Kirche; der sanfte Melanchthon brachte ihre Lehren durch die loci communes und durch die Augsburgische Confession in ein System; der rastlos thätige Flacius, ein geborner Illyrier, berichtigte ihre Stellung zur Geschichte, indem er durch die von ihm begonnenen centuriae Magdeburgenses, eine große Kirchengeschichte, die Vergangenheit zum erstenmal unter den Gesichtspunkt der Reformation brachte und eine ganz veränderte Ansicht von der frühern Geschichte zur herrschenden erhob. Was die Kirche früher verdammt, erhielt jetzt eine späte Rechtfertigung; alle Betrügereien der Kirche, wie die falschen Decretalen des Isidor, wurden jetzt erst aufgedeckt.

Zugleich reformirte Zwingli in Zürich, Calvin in Genf. Unter den zahllosen Männern von Geist und Kraft, die jetzt plötzlich gleichsam aus der Erde aufstiegen, und die nach allen Richtungen hin die Reformation verbreiteten, zeichnete sich vorzüglich Oekolampadius in Basel, Brenz unter schwierigen Verhältnissen in Würtemberg, Bugenhagen in Dänemark aus. Ich will nicht mehr Namen nennen, sie haben alle gleiches Verdienst, ja viele würden ihre Sache zu einem bessern Ende geführt haben, wenn sie nicht alle unter dem lähmenden Einflusse Wittenbergs gestanden wären. Die Versuche, Luther mit Zwingli und später Luthers Schüler mit den Calvinisten auszusöhnen, waren ihr schönstes, obgleich erfolgloses Verdienst. Unter Luthers Gegnern ragen Dr. Eck, Cochläus und Wimpina hervor, diese hatten wenigstens Geistesgewandtheit, die übrigen wußten nur Unfläthereien auszuschütten und im buchstäblichen Sinne den Mund in seinen entgegengesetzten Pol umzukehren.

Die theologischen Schwankungen bei Abfassung des Interim, die Nachgiebigkeit Melanchthons und noch mehr Agricola's sind schon erwähnt, eben so die Trennung der strengen Lutheraner von den Schweizern und in Holland die der strengen Calvinisten von den Arminianern. Die Streitschriften dieser Parteien, so wie die der Jesuiten, nahmen fortan den breiten Raum der theologischen Literatur ein, dem alten scholastischen Schwulst neuen, den giftigsten Haß und vorzüglich eine ganz unsägliche Grobheit und Schmutzsprache hinzufügend. Wie ein ungeheurer Schwarm Raben um ein Aas, so zankten sich damals die von allen Winkeln Deutschlands auffliegenden Blätter um den faulen Ueberrest der Kirche. Für Deutschland und die Weiterbildung der protestantischen Lehre war der Streit der Lutheraner unter einander von vorzüglichem Interesse. Auch hier stritten eigentlich Alle gegen Alle, denn da das Alte gestürzt war, so glaubte jeder beim Bau des Neuen irgend etwas von seiner Eigenthümlichkeit anbringen zu müssen,

und vom wiedertäuferischen Weber bis zum orthodoxen Professer der Theologie wollte jeder etwas Besonderes haben. Ich hebe auch hier nur die Meinungen der einflußreichsten Hauptpersonen hervor. Gewiß war es charakteristisch, daß der große lutherische Diplomat, der aalglatte Agricola, das Orakel des wankelmüthigen Kurfürsten von Brandenburg, neben der bequemen Dialektik, mit der er das Interim als ein äußeres Vereinigungsmittel abfaßte, auch in Bezug auf die innere Lehre die bequeme Moral predigte, der Mensch müsse unter allen Umständen selig werden, wenn er nur an das Evangelium glaube. Das war doch höflich und politisch zugleich und konnte die Jesuiten beschämen. Nicht weit davon, in Königsberg, predigte Osiander dieselbe Lehre, nur mit etwas mehr Stolz, denn er schrieb unsere Rechtfertigung der in uns wohnenden Göttlichkeit zu. Daß der ehrliche Flacius sich darüber ärgerte, ist ihm kaum zu verdenken, aber er übertrieb wieder, und hatte jener die Moral und das Gewissen durch Beschönigung übertäubt, so machte es Flacius nicht viel besser, indem er die Berliner, die sich für zu gut hielten, und den Jenenser Strigel andonnerte: „Ihr seyd gar nicht im Stande, gut zu handeln, der Mensch ist schlecht von Haus aus, die Erbsünde ist seine eigentliche Substanz!"

Die theologische Barbarei beurkundet sich schon in den Namen. Welch eine Zeit, wo sich das deutsche Volk mußte in die Beichte nehmen lassen von Generalsuperintendenten, Consistorialräthen oder Hauptpastoren, die sich ihre ehrlichen Namen also vornehm latinisirt hatten: Affelmannus, Afhakelius, Bauschius, Bibantius, Bibliander, Bidembachius, Borremansius, Boxhornius, Brasiator, Cnollenius, Cothmannus, Dorncrellius, Essichius, Grübelius, Knipstrovius, Pfauzius, Poltzius, Quenstedtius, Raupius, Rudraufius, Sandphurdius, Schellenbaurius, Schnepffius, Stampelius, Struborgius, Tribbehornius, Werenfelsius, Wildersinnius, Wollebius, Wolzogenius, Zopfius? Oder sich criminaliter richten zu lassen von Juristen wie: Badehornus, Beyssclius, Bosius, Budelius, Cupinerius, Dauthius, Holtermannus, Lipstorpius, Carpzovius (dieser Gräßliche soll mehr als 20,000 Hinrichtungen begutachtet haben), Oldecopius, Oxius, Preibisius, Querinus, Rennekampfius, Ritterhusius, Sauromannus, Schnobelius, Schererius, Widmanstadius? Charakteristisch genug stechen gegen diese niederdeutschen Namen die meist oberdeutschen Jesuitennamen ab: Biegeisen, Bosendorf, Brandsack, Brilmaker, Busenbaum, Fisen, Grierbenger, Guttwitt, Habersak, Hanel, Laberhittel, Loscher, Mayrhofer, Kirwitzer, Krallius, Puttner, Reichenberger, Stapel, Störgler, Strein, Witweiler ꝛc. Solche Männer waren es, die sich damals um das Seelenheil des deutschen Volks herumschlugen.

Im dreißigjährigen Kriege kühlten sich die Leidenschaften wenigstens beim Volke ab. Wenn auch die Jesuiten gegen den Frieden schrieben, und wenn auch die orthodoxen Lutheraner in Sachsen selbst noch beim Friedensschlusse die Calvinisten ausschließen wollten, so wurde doch das Volk jenes Gezänkes auf Katheder und Kanzel überdrüssig, und erhob Theologen, wie den gelehrten Calixtus, der Sanftmuth predigte, und wandte sich in großer Menge zu den Mystikern und nachher sogenannten Pietisten.

Unter den witzigen Volksschriftstellern, die sich in die Reformationssache mischten, zeichnete sich vorzüglich Thomas Murner in Straßburg durch seine Ausfälle gegen Luther, und Erasmus Alberus in Neu-Brandenburg durch sein in lutherischem Sinne derbes Buch „der Barfüßer Mönch Eulenspiegel und Alcoran" aus. Auch die Juden fingen an, sich zu zanken. Ein bekehrter Jude, Brenz, schrieb 1614 „den abgestreiften jüdischen Schlangenbalg," den ein alter

Jude mit dem „jüdischen Theriak" beantwortete. Im Ganzen nahmen die Juden die neue christliche Kirche so wenig an, als die alte.

Capitel 392.

Die Mystiker.

Unter dem Volk hatte sich das Gefühl großer Versündigung und die Ahnung eines künftigen bessern Zustandes der Kirche fortgepflanzt. Auf die Waldenser und Albigenser waren im dreizehnten Jahrhundert an den Gräbern der Hohenstaufen die Flagellanten oder Geißler erstanden, und der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert hatte diese Secte erneuert, vermehrt, in viele Zweige verbreitet. Da sah man Apostoliker zu Köln, welche die Zeit der Apostel herstellen wollten, die Brüder und Schwestern des freien Geistes am Rhein, die Colandsbrüder, die an gewissen Tagen (calendis) Buße thaten, die Lollharde, welche Gebete lallten, die Beguinen oder Begebenen, die sich der Welt entschlagen, eine große Secte längs des Rheins, die verrückten St. Veitstänzer u. s. w. Dann folgten die Hussiten. Nachher ruhte der Geist des Aufruhrs. Nur zahllose Beguinen sah man in allen deutschen Städten friedlich in eignen Häusern der Kranken pflegen und beten. Die Reformation Luthers regte den Volksgeist wieder im tiefsten Grunde auf. Zuerst zu Zwickau in Sachsen erhoben sich die Bilderstürmer und Streiter Christi, die unter Karlstadts und Thomas Münzers Anführung später in Franken den Bauernkrieg entzündeten; dann die Wiedertäufer in Münster mit ihrem phantatischen König Johann, die Mennoniten in den Niederlanden, und eben daselbst zuletzt die Bilderstürmer, die Alba's Rachezug veranlaßten. Dazu trat eine Menge einzelner Schwärmer auf, die das tausendjährige Reich erwarteten, Lautensack, Meth, Kuhnrath, Stiefel und Hubmeier, Stifter der schweizerischen Wiedertäufer. Erst in der allgemeinen Entsittlichung während des dreißigjährigen Krieges ging auch der schwärmerische Eifer der Weltverbesserung beim gemeinen Volke unter.

Unabhängig von diesen wilden und zum Theil wahnsinnigen Volkssecten (wie die Adamiten und St. Veitstänzer) waren die tiefsinnigen Geister, die einzeln oder nur in kleinen stillen Gesellschaften die alte Gottesminne pflegten. Einsam erscheint im vierzehnten Jahrhundert Suso von Constanz, dessen deutsche Schriften von den göttlichen Dingen in so süßer Innigkeit und Trunkenheit reden wie von der Geliebten, und der die Gabe des innern Gesichts in hohem Grade besaß. Im fünfzehnten Jahrhundert lebte Niklas von der Flue, der die wegen der burgundischen Beute uneins gewordenen Schweizer durch seine Beredsamkeit versöhnte, als Einsiedler im Gebirge, wie es hieß, ohne Speise, und wurde unter die Heiligen aufgenommen. Jakob de Clusa in Erfurt schrieb ein mystisches Buch, worin er das Schicksal der verderbten Kirche aus der Apokalypse weissagte. Die meisten Mystiker aber lebten in den Niederlanden. Hier bildete sich schon im vierzehnten Jahrhundert die Schule des Gerhart de Grote, Tauler, Ruysbroch. Ihr berühmtester Sprößling wurde Thomas a Kempis († 1471), dessen Buch „von der Nachfolge Christi" bis auf den heutigen Tag in unzählbaren Abdrücken in allen Sprachen verbreitet ist, und worin die edelste Einfachheit des Lebens, nach Christi Beispiel, die Losreißung von allem sinnlichen Tand, die Weltentsagung und der stete Hinblick auf das Eine Höchste, das Insichversunkenseyn der liebenden Seele empfohlen wird. Im gleichen Jahre mit ihm starb zu Lüttich der Carthäusermönch Dionysius Rickel, wegen sei-

ner schwärmerischen Gottesminne der Doctor exstaticus genannt. Er wollte keine äußere Kirchenreform, sondern eine innere Reform der Seele (de reformatione interna). Damals schrieb auch der Minorit Heinrich von Erp in Mecheln niederdeutsche Bücher, worin er zur Buße und innern Beschaulichkeit ermahnte.

Luthers Weise konnte den sanftern und vorzüglich den freiern Gemüthern nicht genügen. Er war zu streitbar, um zu dulden, und zu einseitig, um den Glauben nicht in enge Formen einzuschnüren. Darum traten die Mystiker gegen ihn in eine doppelte Opposition, in die der Liebe und die des freien Gedankens. Caspar von Schwenkfeld war der Prediger der sanftesten Bruderliebe, und weit entfernt von Schwärmerei, fand er eben nur darum keinen Anklang bei den Zeitgenossen, weil er seine Ideen von dem künftigen christlichen Reiche nicht aus dem Wahnsinn erhitzter Leidenschaften, sondern aus den einfachsten Gesetzen der Moral und Vernunft schöpfte. Er war den Leuten nicht wunderbar genug. Weit größern Anhang fand ein Jahrhundert später Johann Arnd († 1621), dessen „wahres Christenthum" dem gemeinen Mann neben der Bibel zum hauptsächlichsten Erbauungsbuch diente. Auch Arnd ermahnt zur innern Andacht im Gegensatz gegen den Buchstabenkram, und zur Bruderliebe im Gegensatz gegen das erbitterte Gezänk der Theologen.

Die andere mystische Opposition ging von den Männern aus, die unter allen Umständen das Recht des freien Gedankens gegen den lutherischen Zwangsglauben sowohl als gegen den papistischen verfochten. Eben darum aber traten diese Männer aus den engen theologischen Schranken heraus und waren eigentlich Philosophen zu nennen, so fern sie neben der Betrachtung Gottes auch die der Natur und überhaupt ein unabhängiges Forschen über Ursprung und Wesen der Dinge geltend machten. Von diesen nachher, wenn wir zur weltlichen Wissenschaft des Zeitalters übergehen.

Capitel 393.

Das Reich.

Nur noch zum Spott nannte sich der Kaiser „Mehrer des Reichs." Außer den nicht deutschredenden Völkern, die früher unter des Reiches Oberhoheit gelebt, waren nun auch deutsche Stämme selbst abgefallen, die Schweizer und Holländer, um besondere Staaten zu bilden, die Niederländer an Spanien, ein Theil der Lothringer und Elsaßer an Frankreich, ein Theil der Niedersachsen an Dänemark, der Pommern an Schweden. Hatten die Deutschen seit der Völkerwanderung in immer steigender Fluth weit über ihre natürlichen Gränzen sich ausgebreitet, so war jetzt die Zeit der tiefen Ebbe gekommen, und der Fremde drang in die deutschen Gränzen ein. Vorher herrschte der Deutsche über Andere, jetzt herrschten Andere über ihn. „Wie furchtbar wären die Deutschen, schrieb Aeneas Sylvius, wenn sie einig wären!"

Im Innern selbst aber, in dem traurigen Ueberreste, den man noch das heilige deutsche Reich nannte, waren die Verhältnisse eben so verändert, als nach außen. In demselben Maaße, wie die auswärtigen Könige die Oberhoheit des Reichs nicht mehr anerkannten, erkannten auch im Innern die Fürsten die des Kaisers nicht mehr an. Nur zum Spott dauerte noch die alterthümliche Form der Einheit fort, während der Geist längst entwichen war. Der Kaiser war wesentlich nichts mehr als der Erbfürst von Oesterreich und Böhmen. In allen

Angelegenheiten des Reichs hing er von der Zustimmung oder dem Widerspruch des Reichstags ab, d. h. der allezeit auf ihn und unter sich selbst eifersüchtigen, nie das Ganze des Reichs, immer nur ihre Hausmacht berücksichtigenden Fürsten. Die Reichsversammlung theilte sich in drei Collegien oder Bänke, die Kurfürsten-, Fürsten- und Städtebank. Die mittlere Bank theilte sich wieder in Fürsten und Grafen, und diese wurden wieder unterschieden von den Reichsrittern. Außerdem waren die Bänke der Fürsten in geistliche und weltliche getrennt, und wiederum zerfiel die ganze Reichsversammlung nach der Glaubenstrennung in zwei Theile, das corpus Catholicorum und das corpus Evangelicorum. Natürlich hing aber alles von den größern Fürsten ab, die den Rittern und Städten durch ihre Privatmacht und dem Kaiser durch ihre Vereinigung überlegen waren. Hatte der Kaiser auch als Haupt des Reichs das Recht Steuern und Truppen auszuschreiben, so hing er doch darin wieder vom guten Willen der Fürsten ab. Die Steuern und Truppenlieferung ward an die Kreise vertheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, gewöhnlich den mächtigsten Fürsten im Umfang des Kreises. Hatte der Kaiser auch den Vorsitz im Reichskammergericht, dem höchsten Gerichtshof für das gesammte deutsche Volk, und im Reichshofrath, dem höchsten Gerichtshof für die Fürsten, so war er doch auch hier von der Zustimmung der Fürsten abhängig, und sobald er einen Fürsten zu verurtheilen wagte, fehlte die Macht, das Urtheil zu vollziehen. Dasselbe war in Rücksicht der Einziehung verfallener Reichslehen der Fall. Wer ein Erbrecht zu besitzen glaubte, machte dasselbe geltend, trotz dem Kaiser. Das ganze Ansehen des Kaisers beschränkte sich also darauf, Titel zu vergeben, und die minder mächtigen Stände zu beschützen und ihre Händel zu schlichten. Die mächtigen Fürsten thaten, was sie wollten, und der Kaiser mußte nur der Form wegen ihre Landesgesetze und Verfügungen bestätigen, ohne sie ändern zu können.

Auf diese Weise kamen natürlich die Reichstage sehr in Abnahme. Alle wichtigen Geschäfte wurden auf schriftlichem oder auf diplomatischem Wege durch Gesandte unter den Mächtigen des Reichs abgemacht, und die Schwachen mußten sich darein fügen, oder vermehrten nur durch ihre Vielstimmigkeit die Breite und Weitläuftigkeit der Unterhandlungen, ohne auf dieselben einen entscheidenden Einfluß zu üben. Selten kamen die Fürsten in Person, und die Gesandten der Fürsten und Herren wie der Städte pflegten jeden Gegenstand der Berathung erst hinter sich zu bringen, d. h. die Sache ihrem Hofe oder ihrer Stadt mitzutheilen und deren weitere Instructionen abzuwarten. Auf diese Weise brachte man alles hinter sich, aber nichts vor sich, und ehe die Instructionen einliefen, war gewöhnlich der Zeitpunkt versäumt. Aber das wollten eben die Reichsstände. Aus Eigennutz, aus Eifersucht gegen das Haus Habsburg wollten sie nirgends eine Reichshülfe leisten, wenn sie auch noch so dringend war.

Darum pflegte Sultan Soliman II zu sagen: „Die Deutschen berathen, ich handle!" Er durfte Ungarn wegnehmen, das heilige Kreuz schänden, und sogar Wien belagern, Steyermark verheeren und hunderttausend Deutsche als Sklaven wegführen, der Reichstag rathschlagte nur, that aber nichts. Spottend brauchte der alte Soliman ein biblisches Gleichniß: „Die deutschen Fürsten sind wie die Füchse Simsons, die mit ihren Köpfen jeder wo anders hinaus wollen, während sie mit den zusammengebundenen Schwänzen ihr eignes Reich in Brand stecken." Wenige Jahre darauf äußerte der Spanier Mendoza, „er wolle das ganze deutsche Reich mit 16,000 Mann erobern, denn bevor der Reichstag sich versammelt, die Reichshülfe beantragt, die Vorschläge hinter sich gebracht und die Antworten eingeholt hätte, müßte die ganze Eroberung schon vollbracht seyn." Der dreißigjährige Krieg hat die Wahrheit dieser Aeußerung bestätigt, denn Gustav Adolph

und Torstenson hatten kaum mehr Truppen, als Mendoza verlangte. Jene Worte hat uns Zinkgräf in seinen „scharpfsinnigen Sprüchen" aufbewahrt. Johann Fischart aber sang den Fürsten und dem Adel zum Trotz, die sich ihrer alten Abkunft rühmten:

Was Ruhm hat der jung Adler doch
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch
 Wie sie frei wohnten in Bergesklüften
 Und frei regierten in den Lüften,

Und er sizt gefesselt auf der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
 Also was ist dir für ein Ehr
 Wenn rühmst die alten Deutschen sehr;

Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
 Und du acht'st nicht der Freiheit dein,
 Kannst kaum in dei'm Land sicher seyn.

Läßt dir dein Nachbarn sein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
 Sollt auch solch feiger Art gebühren,
 Daß sie soll Kron und Scepter führen?

Ja ihr gebührt für den Königsstab
Ein hölzin Roß, welchs sie nur hab,
 Und führe für den Adler kühn,
 Ein bunte Atzel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball
Den man schlägt, wenn er hupft im Fall:
 Weil heut doch schier kein Ernst ist mehr
 Handzuhaben Freiheit und Ehr.

Capitel 394.

Die Fürstenhäuser.

In dem ganzen Zeitraum der Reformation bestimmten zwei Umstände das Emporkommen oder die Schwächung der bestehenden Fürstenhäuser, zunächst das System der Theilung oder der Erstgeburt, sodann die mehr oder minder thätige und glückliche Theilnahme an dem Religionskampfe. Einige Fürstenhäuser schwächten sich sehr durch Theilungen, andere gelangten zu großer Macht durch das Gesetz der Primogenitur, wodurch die ganze Ländermasse ungetheilt an den erstgebornen Prinzen überging. Zuletzt nahmen beinahe alle Fürstenhäuser dieses vortheilhafte System an. Einige schwächten sich ferner durch zu lässige Theilnahme an dem Kriege, wodurch sie gleichsam zwischen Hammer und Amboß kamen; andere gewannen durch große Thätigkeit, wie Bayern und Kursachsen, doch kam auch vieles auf das Glück an, denn die Pfalz war bei großer Theilnahme unglücklich, wie die Ernestinische Linie von Sachsen; Brandenburg bei weniger Theilnahme doch sehr glücklich.

Das Haus Habsburg erreichte während der Reformation durch Karl V den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms, und erhielt sich durch die außer-

ordentlichen Anstrengungen Ferdinands II wenigstens das Erbe des Hauses, wenn es auch die kaiserlichen Vorzüge großentheils einbüßte. Es verfügte 1621 die Untheilbarkeit seiner Länder. Im Kampf mit seinen eigenen Unterthanen erfocht es sich eine fast unumschränkte Macht im Innern, ausgenommen in Ungarn, das es noch immer nicht völlig den Türken und der antihabsburgischen Partei entreißen konnte.

Die Albertinische Linie in Sachsen erwarb sich durch Moritz die Kur und erhielt und vergrößerte sich durch die schlaue Politik Johann Georgs. Im Prager Frieden aber hatte sie das Vorrecht, Haupt der Protestanten zu seyn, verscherzt, und sie war in der Meinung gesunken, ein unschätzbarer Verlust, der ihr zum Theil den künftigen allmählichen Verfall zuzog.

Das Haus Hohenzollern erhob sich im Prager und westphälischen Frieden zu einer bedeutenden Macht und begann Sachsen zu überragen. Anfangs war ihm nur das Glück günstig. Durch Erbschaft und Verwandtschaft gewann es einen Theil des Herzogthums Cleve, einen Theil von Pommern und die Anwartschaft auf Preußen, Anspach, Baireuth und Jägerndorf in Schlesien, wo die markgräflichen Nebenlinien regierten, ferner durch Erbverbindung die Anwartschaft auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg, endlich durch Säcularisation das große Erzbisthum Magdeburg und andere geistliche Güter. Als aber im Jahr 1640 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, zur Regierung gelangte, kam zu dem Glücke dieses Hauses auch eine frische großartige Thätigkeit, und es wurde bald nächst Habsburg das mächtigste Fürstenhaus im Reiche und das Haupt der Protestanten.

Das Haus Wittelsbach in Bayern erwarb durch unermüdete Thätigkeit im Glaubenskriege die Kur und die Oberpfalz, und ward die zweite Hauptmacht im Süden neben Oesterreich. Seit 1545 war Bayern auch untheilbar, und der Kurfürst erlangte ziemlich unumschränkte Gewalt, da die Landstände durch die Noth der Zeit gänzlich in Verfall kamen, und 1669 ihren letzten Landtag hielten.

Die übrigen Fürstenhäuser waren minder mächtig.

Die Welfen in Braunschweig schwächten sich durch Theilung. Die Braunschweigische Linie starb 1634 aus. Die lüneburgische Linie trennte sich wieder in zwei Linien, Lüneburg und Wolfenbüttel, wovon die erstere 1692 zur Kurwürde gelangte.

Auch Hessen schwächte sich durch Theilung. Des berühmten und unglücklichen Philipps Söhne theilten sich 1567 in die Linien Cassel und Darmstadt, und die letztere wieder in die Linie Darmstadt und Homburg.

Würtemberg, seit 1495 ein Herzogthum, hatte sich durch die Thatkraft seiner Fürsten vor allen seinen schwäbischen Nebenbuhlern mächtig und gefürchtet gemacht, obgleich es an Umfang klein war. In der Reformation litt es durch Ulrichs Tyrannei, durch den Bauernkrieg, durch die österreichische Besatzung, dann durch den dreißigjährigen Krieg unermeßlich. Doch gab ihm schon Ulrichs Sohn, Herzog Christoph, 1568 eine gute Verfassung, und es erholte sich allmählich wieder.

Die Wittelsbacher in der Pfalz wurden auf gleiche Weise durch Theilungen und durch das Unglück des Kriegs geschwächt. Das Kurhaus verlor die Oberpfalz an Bayern, die Nebenlinie Pfalz-Neuburg theilte mit Brandenburg die Clevesche Erbschaft und kam 1666 wirklich in den Besitz von Berg und Jülich; 1685 trat sie auch an die Stelle der ausgestorbenen Kurlinie. Die andere Nebenlinie, Pfalz-Birkenfeld, überlebte in der folgenden Zeit alle übrigen Wittelsbacher und kam dadurch in den Besitz von Bayern.

Die Herzoge von Lothringen standen unter französischem oder österreichisch-spanischem Einfluß, so wie die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln.

Die Herzoge von **Holstein** waren Könige von Dänemark geworden, und Holstein wurde dann von einer Nebenlinie des königlichen Hauses, Holstein-Gottorp regiert.

Mecklenburg theilte sich in die Linien Schwerin und Güstrow, später Strelitz; **Baden** in Baden und Durlach; **Anhalt** in Dessau, Bernburg, Köthen und Zerbst. Die Ernestinische Linie von Sachsen theilte sich in sehr viele Linien, unter denen **Weimar** allein hervorragte. Eben so theilten sich die noch schwächern Häuser von Nassau, Hohenzollern in Schwaben, Hohenlohe, Schwarzburg, Lippe rc. Oldenburg starb später aus und kam an Holstein-Gottorp. Da die großen Fürsten die Primogenitur einführten, die kleinern aber fortwährend theilten, so wurde der Abstand zwischen beiden immer merklicher.

Capitel 395.

Die Landeshoheit.

Die Fürsten waren die einzigen, die durch den Verfall des Reichs gewannen. Vom Papst bis zum Bauer waren alle Stände während des Mittelalters mächtiger und glücklicher, nur die Fürsten waren minder mächtig gewesen. Jetzt war es umgekehrt. Alle hatten verloren, nur die Fürsten gewonnen. Der Papst hatte die geistliche Gewalt und die reichen Kirchengüter verloren an die Fürsten. Der Kaiser hatte die weltliche Gewalt und die Regalien verloren an die Fürsten. Die kleinen Herrn und der Adel hatten ihre Waffen verloren an die Fürsten. Die Städte waren ruinirt, und Reichthum herrschte nur noch an den Höfen. Die Bauern waren jetzt mehr als je gedrückt, weil sie eben diesen Reichthum schaffen mußten. Mit dem Mittelalter ging die Macht der Hierarchie, des Reiches und der Stände unter, und ihr gemeinschaftlicher Erbe waren die Fürsten.

Die Landeshoheit erweiterte sich nach außen, denn die meisten Fürsten vermehrten ihre Besitzungen durch Säcularisationen oder andere Erwerbungen, und sie befestigte sich im Innern durch der Umstände Gunst und der Fürsten Klugheit. Die **Einigkeit**, welche dem Reich mangelte, wurde desto glücklicher den Fürstenthümern zu Theil. Der gleiche Glauben verband im 16ten, und die gleiche Noth im 17ten Jahrhundert die Völker aufs innigste mit ihren Häuptern. Ueberdem verfielen die mächtigsten Stände, Adel und Städte, und ihr alter Zwist mit den Fürsten hörte von selbst auf, da sie zum Widerstand nicht mehr stark genug waren. Die Fürsten aber sicherten diese Einigkeit zuerst durch die Primogenitur und Untheilbarkeit, und dann durch ihre Regierung, die alle Kräfte des Landes auf Einen Punkt vereinigte. Alle kleinen Herrschaften und Gerichte verschwanden vor der gemeinsamen Landesregierung, alle besondern Rechte vor dem Landesgesetz; die Ritterburgen verschwanden vor der Hofburg, und die freien Städte vor der Residenzstadt. Alles drängte nach dem Einen Punkt des Hofes hin, von wo wieder alles Leben ausging.

Bisher hatten die Stände die unumschränkte Macht der Fürsten niemals anerkannt, noch geduldet, und sich derselben theils kämpfend und oft siegreich gegenüber gestellt, theils in den Landständen die Regierung mit ihnen getheilt. Jetzt aber verfielen alle diese Stände in Unmacht und wurden unterworfen. Die Fürsten machten sich den geistlichen Stand unterwürfig durch die Reformation, den **Adel** durch die neue Kriegführung, die Städte durch den Verfall des Handels und die **Bauern** im Bauernkrieg. Damit mußten auch die Landstände selbst fal-

len, denn ihr Ansehen begründete sich nur auf die alte Macht der Stände. Sie hörten entweder gänzlich auf, oder wurden ein blindes Werzeug der Regierungen.

Nur Würtemberg machte hievon eine Ausnahme. Schon Herzog Ulrich hatte 1514 durch den Tübinger Vertrag den Ständen (der Landschaft) die ausgedehntesten Rechte zugesichert und ihnen namentlich gelobt, ohne ihre Zustimmung keine Fehde anzufangen, kein Stück Land zu verpfänden, keine Steuer umzulegen, und allen den freien Zug zu gestatten, niemand ohne Urtel und Recht zu strafen ꝛc., wogegen sie ihm seine ungeheuern Schulden bezahlten. Christoph, sein Sohn, ordnete nun das Kirchenwesen durch Brenz und Andreä und zugleich die Landschaft, indem er den Städten und lutherischen Prälaten in derselben das Uebergewicht gab und einen ausschließlich aus diesen beiden Ständen besetzten permanenten Ausschuß zur beständigen Controle der Regierung zuließ. Dieß gab den würtembergischen Verhältnissen etwas sehr Eigenthümliches; die Monarchie wurde hier beschränkt durch eine halb weltliche, halb geistliche, und zwar lutherische Aristokratie, die sich zuletzt in vorzugsweise bürgerlichen, der Jurisprudenz und Theologie ausschließlich sich widmenden Familien concentrirte, vor Kaiser und Reich mehrmals schwere Processe mit der kleinen Monarchie führte, und ihre alten Rechte kraftvoll zu schirmen wußte bis zur Zeit Napoleons. So war Würtemberg ein kleines constitutionelles England mitten in Deutschland. — Die übrigen deutschen Landstände gingen entweder ein, oder blieben auf eine kleine Provinz beschränkt, so daß in einem Fürstenthum deren so viel, als einzelne nach und nach erworbene Provinzen bestanden, wie z. B. unter Habsburg und Hohenzollern, und diese Stände wurden nur zu sogenannten Postulatenlandtagen einberufen, um blind zu bewilligen, was man an Steuern von ihnen verlangte.

Capitel 396.

Die Regierungsart.

Die fürstlichen Regierungen bildeten sich alle nach dem Muster der französischen. Der König von Frankreich war durch List und Gewalt allmählich unumschränkter Herr in seinem Lande geworden, und hatte eine Regierungsform eingeführt, welche dieser Neuerung vollkommen entsprach. Bisher hatten alle germanischen Völker von uralten Zeiten her noch einen Antheil an der Regierung behauptet. In Frankreich zuerst kam die despotische Monarchie auf, so wie sie früher im altrömischen und griechischen Kaiserthum gewesen war, und wie sie noch unter den türkischen Kaisern war. Der Umschwung der Zeit und der Untergang der alten Reichseinrichtungen erhob auch die deutschen Fürsten zu einer fast unbeschränkten Macht. Dieß war etwas Neues, und man mußte das Muster dafür von Frankreich entlehnen.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Herrschaft bildete das Cabinet des Fürsten. Hier beschloß der Fürst allein oder mit seinen vertrautesten Räthen alle wichtigen Angelegenheiten des Staats, und sein Wille war das höchste Gesetz. Wenn er schwach war, so leiteten ihn seine Vertrauten, der Canzler, das Oberhaupt der Regierung, oder der Beichtvater, oder Jagdgenossen, und nicht selten auch Weiber. Daneben begannen die auswärtigen Gesandten einen großen Einfluß auf die Cabinette zu üben.

Der Hof diente nur dem größern Glanze und den Vergnügungen des Fürsten. Auch hierin ahmten die deutschen Fürsten bald den Königen von Frankreich nach. Schon unter den luxemburgischen Kaisern riß großer Luxus an den Höfen ein. Nach=

Nachher folgte während der Religionskriege eine rauhe barbarische Zeit, in welcher die Fürsten, wie oben schon erzählt wurde, sich ganz der Völlerei und dem Trunke ergaben. Nach dieser in jeder Hinsicht abscheulichen Periode aber machte sich die vom französischen Hofe geborgte anständige Feinheit geltend, hinter welcher dann freilich die alten Laster, nur raffinirter als vorher, sich verbargen. Bacchus machte der Venus Platz, das Saufgelag den galanten Lustschlössern. Die Höflinge, früher wilde Jäger, wurden jetzt zarte Schäfer.

Die Hauptstütze der Fürstenmacht waren die Söldner oder Soldaten. Mit dem Aufgebot der Lehnsträger ging es nicht mehr, seitdem die Erfindung des Schießpulvers Artillerie und eine künstlichere Waffenübung in Masse nothwendig gemacht hatte; auch fanden die Fürsten ihren Vortheil dabei, sich mit Söldnerschaaren als einer unmittelbaren Leibwacht zu umgeben, auf die sie sich besser verlassen konnten, als auf Lehnsmannen und Volksaufgebote. Söldner waren zu allen Zeiten bereit, nicht nur gegen äußere Feinde zu kämpfen, sondern auch im Innern die Freiheit zu unterdrücken. Anfangs besoldeten die Fürsten nur für die Dauer eines Kriegs die Landsknechte, die ungeheure Schwerter mit zwei Händen führten, und schwere Lanzen, Partisanen, Hellebarden, dann Hakenbüchsen. Seit dem dreißjährigen Kriege aber behielt man die Söldner als stehendes Heer auch im Frieden bei, und dem unbewaffneten Volke blieb nur übrig, sie zu bezahlen.

An der Spitze der Regierung stand unmittelbar unter dem Fürsten der Kanzler mit einigen geheimen Räthen. Im Lande aber walteten Amtmänner, die zugleich richteten und Steuern eintrieben. Der wichtigste Theil der Regierung war die Kammer, oder die höchste Behörde, welche die Einnahmen und Ausgaben des Staates besorgte. Sie bildete wie das Consistorium eine Unterabtheilung der großen Landesregierung, war aber die bedeutendste. Die neue große Staatsmaschine konnte nur durch Geld unterhalten werden. Geld brauchte der Hof zu seinem Glanze, zu seinen Ergötzlichkeiten, Geld brauchte das Cabinet, um Gesandte zu unterhalten, an fremden Höfen zu bestechen, Zwischenträger zu bezahlen ꝛc. Geld brauchte die Regierung, um das Kriegs- und Friedensheer zu besolden, öffentliche Anstalten zu gründen, und alle Staatsausgaben zu besorgen. Man mußte daher jede mögliche Geldquelle benutzen. Dieß geschah zunächst durch Ausdehnung der Regalien. Man nahm die Gemeindeverwaltung der Reichsstädte zum Muster, um darnach ein ganzes Land zu verwalten. Die Domainen des Fürsten, die eingezogenen geistlichen Güter oder verfallnen Lehne wurden gleich einem großen Landgute zum Vortheile des Herrn bewirthschaftet. Münze, Zölle, Bergbau dienten demselben Erwerb. Auch schuf man neue Regalien, indem man theils Privilegien, Aemter, Titel, sogar das Recht verkaufte, theils der Regierung selbst große Privilegien vorbehielt. Während man so das Vermögen und die Erwerbsrechte der Kammer ausdehnte, wurde zugleich das Volk mit drückenden Steuern belegt. Man schätzte das Vermögen der Unterthanen ab, und sah es als ein Capital an, das eigentlich dem Fürsten zugehörte, das die Unterthanen nur auf Borg besäßen, und wovon sie daher so viel Zinsen, als dem Verleiher beliebte, abzutragen hätten.

Capitel 397.

Das Recht.

Mit Franz von Sickingen und Wilhelm von Grumbach hatte das ritterliche Faustrecht aufgehört, und mit der festern Begründung der Fürstenmacht begann auch wieder eine regelmäßige Rechtspflege. Diese trug aber auch ganz das Gepräge der Barbarei, in welche jene Zeit versunken war. Sie erhob zum Gesetz, was früher nur rohe Willkür gewesen.

Die allgemeinen deutschen und Kaiserrechte kamen in Verfall, und nicht minder die vielen örtlichen und Personalrechte. An deren Stelle traten die Landrechte der einzelnen Fürstenthümer. Anfangs hielt es noch schwer, die vielen alten Gewohnheiten auszurotten; allmählich aber kam immer mehr alles wie unter Eine Macht, so unter Ein Gesetz, und die Unterschiede unter den Gegenden und Ständen glichen sich aus, weil, wo Einer Herr ist, die übrigen alle sich gleich, nämlich Knechte sind.

Schon längst hatte sich das römische Recht eingedrängt; jetzt ward es das herrschende, und bildete die Grundlage aller Landrechte. Alles, was im Rechtswesen noch herkömmlich deutsch war, kam in Verachtung.

Damit hörte zugleich das Volksgericht völlig auf. Nicht die Gemeinde durfte länger richten, noch ein aus der Gemeinde gewählter Richter, auch nicht mehr die Fehme, das letzte freie Volksgericht. Die ganze richterliche Gewalt kam in die Hände der Fürsten, und diese übertrugen sie einem eignen Stande, den Juristen, die auf Universitäten in dem römischen Recht unterwiesen, und dann vom Fürsten als Richter angestellt und besoldet wurden. Da niemand im Volk das römische Recht verstand, so war es sogar gezwungen, auch seine Klagen und Vertheidigungen vor Gericht einem besondern Stande, einem Nebenzweige der Juristen, den Fürsprechern oder Advocaten anzuvertrauen. Beide, Richter und Advocaten, hielten zusammen, und das arme Volk wurde von ihnen betrogen, wie es ihr Vortheil erheischte, und nach Willkür gerichtet.

Auch die Oeffentlichkeit des Gerichts nahm ein Ende. Man richtete nur noch in den Amtsstuben, und wo man auch die Thüren nicht verschloß, durfte doch das Volk nicht Theil nehmen, oder konnte nicht, weil es die Formen eines fremden lateinischen Rechts nicht verstand. Die neuen Gerichte hoben zwar die Fehme auf, aber sie behielten das Schlimmste von derselben bei, die Heimlichkeit.

Auch das mündliche Verfahren nahm ein Ende. Man führte die Rechtsstreitigkeiten oder Processe nur noch schriftlich, der größern Genauigkeit wegen, und um bei Appellationen dem höhern Gericht die Acten überliefern zu können.

Damit endete sich auch die Kürze des Rechtsverfahrens. Die genauen schriftlichen Verhandlungen erforderten Zeit, und Richter und Advocaten hatten ihren Vortheil dabei, wenn sie den Proceß in die Länge zogen, weil die streitenden Parteien die Proceßkosten zahlen mußten. Dieß war das Schlimmste von allem. Das Recht ward nicht mehr umsonst ertheilt. Das arme Volk mußte sich sein Recht kaufen, und die Juristen trieben einen förmlichen Handel damit.

Zu allem dem kam noch die Barbarei der römischen Gesetze. Schon längst waren die entehrenden und blutigen Strafen, welche die Römer in einer verderbten Zeit für Sklaven erfunden hatten, den freien deutschen Männern zuerkannt worden. Jetzt nahm man aus demselben fremden Gesetz auch noch die Folter oder Tortur auf, d. h. der Angeklagte durfte so lange gemartert werden, bis er gestand. Dieß traf den Unschuldigen wie den Schuldigen. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V oder die sogenannte Carolina, war der Inbegriff aller dieser barbarischen und himmelschreienden Neuerungen.

Was eine solche Rechtspflege in einer solchen Zeit des finstersten Fanatismus und Überglaubens für Verbrechen auf sich lud, zeigen am deutlichsten die berüchtigten Herenprocesse. Wie allmählich der heitere Geist des Mittelalters sich trübte, das Vertrauen sich vergiftete, und der Frohsinn der Angst und Sorge Platz machte, begann jener schreckliche Glauben an die Einwirkung des Teufels um sich zu greifen, und je mehr in den folgenden Kämpfen die Noth des Volkes stieg, desto blinder glaubte man an den Einfluß der bösen Macht. Da fiel der Argwohn auf die alten Weiber, die man als Heren betrachtete, in welchen der Teufel wirksam sey. Ihnen schrieb man jedes Unglück zu, ihre Zauberei oder Hererei sollte von allem die Schuld tragen. Man verfolgte sie zuerst vor den Ketzergerichten, und ließ sie schon im 15ten Jahrhundert gleich den Ketzern verbrennen. Der furchtbare Wahn nahm aber erst mit der Reformation und namentlich unter den Protestanten selbst überhand, und wüthete nach dem westphälischen Frieden am heftigsten. Man stellte die Heren vor das weltliche Gericht, und unterwarf sie der Tortur. Nur in höchst seltenen Fällen entging eins dieser unglücklichen Weiber dem Tode. Man warf sie ins Wasser, und sie gingen entweder unter, oder wenn sie zufällig oben schwammen, nahm man dieß als Zeichen an, daß sie Heren seyen, und ließ sie sofort verbrennen. So wurden ihrer viele tausend hingemordet, und der Gräuel dieser unvernünftigen Processe dauerte an manchen Orten noch bis tief ins 18te Jahrhundert.

Capitel 398.

Der Adel.

Der Adel hatte zur Zeit seiner höchsten Blüthe durch den Johanniter-, Tempelherren- und deutschen Orden eine selbstständige Herrschaft in Europa, durch die zahlreichen Bündnissen des 14ten Jahrhunderts aber in Deutschland zu gründen unternommen. Doch seine Kraft erschöpfte sich in langen Kriegen, und er trat vom großen Schauplatz ab in den Hintergrund der Fürstenmacht. Seine Zahl nahm ab. Man muß erstaunen über die Menge von Namen und Wappen, die seit den Kreuzzügen untergegangen sind und nicht ersetzt wurden, denn von dem Erbe vieler Kleinen wurde nur immer Einer groß. Mit der Anzahl verringerte sich auch die Macht des Adels, denn wer unter ihnen groß und reich geworden, trat aus ihrer Mitte bald heraus, und zu den Fürsten über. Die Erfindung des Pulvers, und die Errichtung von Söldnerheeren, die mit der Büchse von fern den Feind erlegten, machte die persönliche Tapferkeit der Ritter überflüssig. Der stärkste und geübteste Turnierheld konnte jetzt vom feigsten Schwächling erlegt werden. Die schwachen Burgen schützten vor Kanonen nicht mehr. So verlor der Adel die Hauptstütze seiner Macht. Er begab sich seitdem in den Hofdienst, und entnervte sich in Lüsten, oder lebte friedlich auf seinen Gütern, und wurde träge. Der Geist wich von ihm mit der Kraft, und auch die altritterliche Poesie verstummte völlig.

Die unmittelbaren Ritter, Baronen, Grafen und kleinen Fürsten übten die alte Gewalt in ihrem Gebiete. Die Mittelbaren behielten ebenfalls nach unten die alten Vorrechte über die Bauern, und erweiterten dieselben sogar, doch mußten sie leiden, daß die Amtleute, Richter, Schreiber und Zöllner des Staats die andre Hälfte von den Bauern nahmen. Ueberdieß war der Adel für sich selbst steuerfrei, auch dem gemeinen Gericht nicht unterworfen, und genoß den Vorzug im Staatsdienste, besonders bei der Besetzung der Officiersstellen.

Zwischen diesem alten Adel drängte sich allmählich auch ein neuer Adel empor, den die Fürsten aus ihren geschicktesten und treuesten Staatsdienern wählten. Aus Eifersucht gegen diese Neulinge machten die alten Adeligen das Vorrecht der Ahnen geltend. Der neue Adel hatte keine Ahnen, dieß sollte ihn in den den Augen des alten herabsetzen. Im Grunde hatte der Adel nur noch den alten Glanz und gewisse persönliche Vorrechte, die Macht aber war auf die Staatsdiener übergegangen. Es gab noch Grafen, aber nur dem Titel nach, das Amt des Grafen versah jetzt ein bürgerlicher Amtmann.

Wie der Adel von seinen stolzen Burgen niederstieg, den Harnisch abwarf, der ihn gegen Kugeln nicht mehr schützte, und das breite Schlachtschwert mit einem feinen Galanteriedegen vertauschte, veränderte sich auch gänzlich seine Sitte. Die alte Kraft versiegte in den Wollüsten der Höfe, und häufig setzten die stolzen Familien auch ihren alten Reichthum daran, und wurden durch Armuth noch abhängiger von der Gnade der Fürsten. Hofkabalen, Erschleichung von Stellen, Ehrentiteln, Gehalten, und die Ausbildung der vornehmen Etikette, welche sie vom gemeinen Manne unterscheiden sollte, bildeten jetzt das Hauptgeschäft der Adeligen. Nur in der übertriebenen Reizbarkeit des Ehrenpunktes und in den häufigen Zweikämpfen, so wie bei einigen Landjunkern von altem Schrot und Korn in tüchtiger Trink- und Jagdlust, in der Liebhaberei an Pferden und Hunden, erhielt sich noch etwas von der alten Ritterlichkeit. Im Allgemeinen aber trat an die Stelle der alten wilden Freiheit ein neuer zahmer Servilismus.

Capitel 399.

Städtewesen.

Das vierzehnte Jahrhundert war die Heldenzeit der Städte, im fünfzehnten erhielten sie sich auf ihrer Höhe, wurden aber schon uneins und träge, im sechszehnten litten sie durch die innern religiösen Parteiungen, durch die Angriffe der Fürsten und durch die Abnahme des Handels, dessen sich neben den Holländern vorzüglich die Engländer bemächtigten; der Hansa wurden auch die Russen verderblich, deren Czaar Ivan Wassiliewicz 1494 ihre reichen Niederlassungen in Nowogrod zerstörte; im dreißigjährigen Kriege endlich wurden die Städte ruinirt. Der rheinische und oberdeutsche Städtebund ging in die Kreisverfassung über, und behauptete zwar die Reichsunmittelbarkeit, die einzelnen Städte kamen aber ohne Ausnahme in Verfall, und erreichten nie wieder die vorige Einwohnerzahl und Macht, und die kleinern wurden sogar mit ihrem Reichsadler auf dem winzigen Thor, und mit ihrer zünftigen Spießbürgerlichkeit ein Spott. Die großen Städte am Rhein, Mainz und Köln, wurden ihren geistlichen Fürsten unterthan, was zum Emporkommen der freien Reichsstadt Frankfurt am Main nicht wenig beitrug. In dieser Stadt gab es 1614 einen großen Aufstand des gemeinen Volkes unter dem Lebküchler Fettmilch, der aber besiegt und hingerichtet wurde. Von den nordischen Hansestädten erhielten sich nur Hamburg, Bremen und Lübeck im altherkömmlichen Ansehn, die übrigen wurden halb, wie Braunschweig, oder ganz, wie Magdeburg und Stralsund, den nordischen Fürsten unterthan. In der Mitte des Reichs behauptete sich Nürnberg frei neben den kleinen fränkischen Fürsten; Leipzig hob sich durch die Gnade des sächsischen Kurfürsten, der hier eine große Messe für das ganze Reich in Aufnahme brachte, und Regensburg genoß eine anständige Neutralität als ein Hauptsitz für die Reichsverhandlungen. In Brandenburg, Sachsen, Bayern und Oesterreich aber wurden alle Städte (Wien, Prag, Breslau, Berlin, die altmärker Städte) nach heftigem Kampfe

den Fürsten dieser Länder unterworfen. Bayern machte sogar eine alte anerkannte Reichsstadt, Donauwörth, zu seiner Landstadt.

So wurden alle alten freien Städte entweder unfrei, oder sie fristeten in einem unmächtigen Daseyn ihre Freiheit nur noch durch die wechselseitige Eifersucht der Fürsten hin, um zuletzt doch dem einen oder andern derselben als Eigenthum zuzufallen. Neben diesen ältern erhoben sich aber durch die wachsende Fürstenmacht neue Städte, insbesondere die Residenzen der Fürsten und die Universitätsstädte.

Indem der Handel abnahm, zehrten die Städte noch geraume Zeit von ihrem gewonnenen Reichthum, und die Blüthe des städtischen Luxus fällt gerade in die Zeit des ersten Welkens der städtischen Macht. Man ruhte gleichsam auf den Lorbeern aus, die Kinder schwelgten von der Eltern Segen. Dieser Genußsucht kam das Beispiel der Höfe und die Ueberschwemmung Europa's mit den Colonialwaaren zu Statten. Der reiche Bürger wetteiferte mit den Hofjunkern oder wohl gar mit den Fürsten selbst an Pracht. Jene Fugger in Augsburg, die Karl V so gelobt hatte, wurden in den Grafen-, zuletzt in den Fürstenstand erhoben. Aber nicht bloß Einzelne wurden reich; durch eine treffliche Verwaltung des Stadtguts und durch den Gemeingeist der Zünfte dehnte sich der Wohlstand über alle aus. Der Italiener Machiavelli war noch im sechszehnten Jahrhundert von Bewunderung voll, als er dieses städtische Gemeinwesen in Deutschland sah. Aber der Reichthum verdarb die Bürger. Sie strebten dem Adel nach, und wurden übermüthig gegen den Bauer. Sie pflegten sorgfältig ihr Stadtgut, aber sie kümmerten sich nicht mehr um andere Städte. Sie stellten sich mehr zur Schau, hatten aber nicht mehr so viel innere Kraft als sonst. Statt der an der Wand rostenden Waffe wurde je mehr und mehr der silberne Humpen zur Hand genommen; statt des einfachen Harnisches kamen die tollsten Moden auf, Schnabelschuhe, unendlich weite Aermel und Hosen ꝛc., daher die Geistlichen von der Kanzel gegen den Hosenteufel predigten, und statt der bewaffneten Geleite, die so manche stolze Burg gebrochen, kamen Festzüge und Festspiele auf, bei denen die Zünfte ihren ganzen Pomp zur Schau legten. Nur die Schützengesellschaften erhielten noch die alte Kriegslust. Seit dem Constanzer Concil waren die Schauspiele aufgekommen, die man besonders zur Fastenzeit und bei Jahrmärkten gab. Man hieß sie daher Fastnachtsspiele oder Mummenschanz, weil die Schauspieler vermummt oder verkleidet waren. Wie sehr die Arbeit der Lust zu weichen anfing, geht aus der Sitte des blauen Montags hervor. In der Fastenzeit pflegten nämlich die Kirchen mit blauen Tüchern und Teppichen ausgeschmückt zu werden, und alsdann arbeitete man nicht, seitdem aber wetteiferten die Handwerker, sich auch ohne festliche Zeiten, namentlich zum Nachgenuß des Sonntags, noch einen blauen Tag zu machen. Zur Erhöhung der Lust hatten die Zünfte so gut ihren Hanswurst, wie die Fürsten ihre Hofnarren, und im Uebermuth der Launen fiel man auf phantastische Zunftmeisterstücke, man baute Riesenfässer, wie das zu Heidelberg, goß Riesenglocken, wie die zu Erfurt, machte eine Riesenwurst und Riesensemmeln wie zu Königsberg ꝛc.

Von dieser rauschenden Bürgerfreude erhielten sich nach dem dreißigjährigen Kriege freilich nur ärmliche Reste.

Capitel 400.

Die Bauern.

Wir haben gesehen, wie die sogenannte christliche Freiheit, welche durch die Reformation eingeführt werden sollte, die deutschen Bauern in eine noch viel schmählichere Sklaverei hinabstürzte, als in der sie je zuvor gewesen waren. Nur in der Schweiz genossen sie die volle Freiheit, die sie sich ruhmvoll erkämpft hatten; hier aber gaben sie sich auch einem kläglichen Egoismus hin, spielten die Herren und betrachteten die Bauern andrer Länder, ja ihre nächsten Nachbarn keineswegs als ihres Gleichen. Am andern Ende von Deutschland erhielten sich im Holländischen die Bauern ebenfalls frei, und in den Marschländern wurden sie wenigstens von ihren Herren geschont, so daß sich hier ein kräftiger Schlag Menschen erhielt, aber diese lebten nur ganz still, und von der übrigen Welt abgesondert, ihrer Viehzucht und ihrem Ackerbau in patriarchalischer Einfalt. Die breite Mitte und der ganze Osten Deutschlands war von Sklaven angefüllt, die weder Ehre, noch Reichthum, noch Bildung besaßen, die, was sie arbeiteten, sogleich vom Adel, der Geistlichkeit und der fürstlichen Kammer verschlungen sahen.

Da ging den Bauern die alte Kraft aus. In der bittersten Armuth, in elenden Hütten, bei der strengsten Feldarbeit, welche beständig mit Frohnen und Herrendienst abwechselte, und bei dürftiger Kost schrumpften die alten kräftigen Riesengestalten zusammen. In blutigen Kämpfen waren sie entwaffnet worden. Sie zogen nicht einmal mehr mit dem Ritter als Knappen und Reisige zu Felde. Nur noch mit dem Pfluge lebten sie gleich dem ins Joch gespannten Stiere. Auch die alten Freiheiten und Rechte, die Wahlen ihrer Vorsteher, die Theilnahme an den Volksgerichten hörte gänzlich auf. In diesem verachteten Zustande ehrten sie sich selbst nicht mehr, versanken in dem Schmutz der Armuth, und brüteten ihr kümmerliches Leben dumpf hin. In protestantischen Staaten geschah etwas für Dorfschulen, aber es dauerte noch geraume Zeit, bevor das Volk in größerer Anzahl lesen und schreiben lernte, und damit war ihm wenig geholfen. Der Unterricht beschränkte sich außerdem nur auf die nothwendigsten Religionslehren, die dem armen Bauer Trost gewährten, und seine Geduld stärkten, aber seine drückende Lage nicht änderten. Dennoch erhielt sich in diesem ursprünglich so guten, starken und edlen Volk eine seltne Treuherzigkeit und Redlichkeit, und je tiefer sie standen, desto weniger wurden sie von der Unnatur und den Lastern angesteckt, welche sich der höhern Stände bemeistert hatten. Auch schwand ihnen nicht ganz die gesunde Laune, der Mutterwitz und das Gefühl ihres bessern Werthes. In den niedern Hütten des verachteten Bauers erhielten sich die schönen Volkssagen, welche die höhern Stände in läppischer Aefferei der Ausländer vergessen hatten. Hier träumte man noch von der alten Wunderzeit, und das Zarteste und Erhabenste wurde noch kindlich verstanden und geliebt. Fern und vergessen von der sogenannten gebildeten Welt wohnte die schöne Sage noch unter den armen Kindern der Natur. Wo aber die Verachtung und der Druck der höhern Stände die Bauern hart und feindselig berührte, da entlud sich ihr bitterer Witz und Spott in Sprüchwörtern, Volksliedern und vor allem in ihrem derben, aber scharf treffenden Eulenspiegel, der zuerst im 15ten Jahrhundert erschien.

Capitel 401.

Universitäts-Gelehrsamkeit.

Der Segen der Reformation bewährte sich vorzüglich darin, daß man neben dem theologischen Gezänk ein ernstes und eifriges Studium der alten Sprachen trieb. Dadurch wurde der heitre Geist der griechischen Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber in Deutschland einheimisch, und diesem Licht mußten endlich die scholastischen Nebel weichen. Die sogenannten humanistischen Studien hatten, wie wir schon sahen, der Reformation den größten Vorschub geleistet, es war also natürlich, daß sie auf protestantischen Universitäten auch ferner gepflegt wurden. Die Stifter der ersten sprachgelehrten Schulen und humanistischen Verbindungen waren die schon genannten Rudolf Agricola in Heidelberg, Conrad Celtes, Wimpheling, Lange in Erfurt, Hegius, ihre berühmtesten Häupter Reuchlin und Erasmus, ihr geistvollster Streiter Ulrich von Hutten, ihr Vermittler mit der Reformation Luthers Philipp Melanchthon. Im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts zeichneten sich noch eine große Menge trefflicher Lehrer im Griechischen und Lateinischen, Grammatiker, Herausgeber der alten Schriftsteller, Kritiker ꝛc. aus, von denen ich nur einige nenne, Beatus Rhenanus, Conrad Geßner, Joachim Camerarius, Eoban Hessus, Gruterus, Crusius, Hermann von dem Busch, der witzige Bebel in Tübingen, der noch witzigere Taubmann in Wittenberg, der unglückliche Frischlin, der sich durch ein Gedicht über das Landleben den Haß des Adels zuzog, und als Gefangener vom Schloß Hohenurach, da er sich retten wollte, herabstürzte, der Pfälzer Scioppius, die Niederländer Justus Lipsius (der zweite Erasmus an Geist und Gelehrsamkeit), Meursius, Puteanus, Gerh. Vossius, die für Wissenschaft eifrigen Bürger Willbald Pirkheimer von Nürnberg und Peutinger von Augsburg, und noch viele mit latinisirten Namen prangende Professores, z. B. Aesticampius, Cäsarius, Murmellius ꝛc., die alle an verschiedenen Orten für Schulbildung thätig waren, und deren Gesammtverdienst unschätzbar ist, sofern durch sie jene Bildung in Masse möglich wurde, die das 18te oder philosophische Jahrhundert ausgezeichnet hat. Es war freilich seltsam, daß auf Einmal die Einbildungskraft von der Gegenwart abschweifte, und sich in die antike Welt versenkte, allein dieser Contrast war natürlich. Wer hätte sich nicht herausgesehnt aus dem theologischen Unwesen, das damals die Köpfe ausfüllte? Und wer hätte Trost in der ältern deutschen Geschichte suchen sollen, da man, wenn man rückwärts blickte, nur das verhaßte Papstthum sah? Damals also war es sehr verzeihlich, wenn sich die besten Köpfe in Deutschland in die heitere Welt der alten Griechen flüchteten. Ist diese Liebhaberei in ein Extrem ausgeartet, haben die Anhänger des classischen Alterthums die Ausbildung der deutschen Muttersprache vernachlässigt oder gar gehindert, so ist das eine natürliche, aber auch nur vorübergehende Folge der Liebe und Begeisterung gewesen, mit der man das schöne und lehrreiche Studium des Alterthums umfing. Der deutsche Eifer nimmt gern eine nützliche Sache für die einzig nothwendige, und indem er für das Eine mit aller Thatkraft wirkt, glaubt er das Andere ausschließen zu müssen, ja vermöge einer eigenthümlichen Schwärmerei sucht er das Heil oft unmittelbar in einer Sache, die doch nur mittelbar zum Ziele führt. So machte man es dem Deutschen zur höchsten Aufgabe, sich selbst zu vergessen, um sich in das alte Griechenland und Rom zu versetzen; aber nachdem er sich diesem Vergessen überließ, fand er sich gerade wieder. Am Muster der Alten bildete sich der Deutsche, bei ihnen lernte er durch Vergleichung sich selbst besser kennen.

Neben der Theologie und den alten Sprachen kam auf allen Universitäten die Jurisprudenz in Flor; auch sie entlehnte das Beispiel der Alten, aber indem sie das Recht der spätern verderbten römischen Kaiserzeit dem vordem freien Deutschland aufbürdete, wirkte sie geradezu dem Humanismus entgegen. Sie machte unfrei, während jener frei machte. Sie ging von der Autokratie, von der unumschränkten Herrschaft des römischen Kaisers aus, und trug dieselbe auf jeden kleinen Fürsten über, und machte den fürstlichen Eigenwillen zur alleinigen Rechtsquelle, während der Humanismus die Zeiten der griechischen und römischen Republik und ihrer Thaten für die Freiheit der deutschen Jugend unwillkürlich zu Mustern aufstellte. Unter jenen römischen Rechtslehrern glänzten im 16ten Jahrhunderte Holoander, Zasius, Henning von Göde, der sogenannte monarcha juris etc.

Auch fing man an, das Staatsrecht zu bearbeiten, und politische Schriften ausgehen zu lassen. Zuerst versuchte Peter von Andlau im 15ten Jahrhundert in einer Schrift über das deutsche Reich dessen Verfassung systematisch zu behandeln, dann am Anfang des 17ten Jahrhunderts lehrte Arumäus zu Jena öffentlich das Staatsrecht, das damals überall verletzt wurde. Den größten Ruhm aber erlangte Chemnitz (Hippolytus a Lapide) durch seine den westphälischen Frieden einleitende Schrift, welche Deutschlands Einheit lästerte, seine Theilung unter kleine Fürsten mit despotischer Willkür und unter fremde Räuber lobte, und jedes Recht in ein Unrecht, jede Ehre in eine Schande verkehrte, die undeutscheste Schrift, die je geschrieben wurde, und die doch nicht einmal von einem Jesuiten und Italiener, sondern von einem deutschen Protestanten verfaßt war. In Holland wurde das politische Studium viel eifriger getrieben, als im übrigen Deutschland, weil hier viel mehr Freisinn herrschte. Hugo Grotius wurde durch sein Schrift de jure belli et pacis der Begründer eines auf natürliches Recht, Vernunft, Sittlichkeit und Christenthum begründeten Völkerrechts. Deutsche Reichsstädter, z. B. Obrecht in Straßburg, versuchten sich in Systemen einer guten Staatsverwaltung.

Capitel 402.

Naturkunde.

Erst durch die Reformation kam die Naturkunde wieder zu Ehren. In der Zeit des katholischen Mittelalters betrachtete man die Dinge alle aus dem geistigen, oder göttlichen Standpunkt von oben herab. Die Natur war verachtet, als Werkzeug der Sünde, als Verführungsmittel oder höchstens geduldet als Kleid und Symbol der Gottheit. Selbst der Minnesang, der die Landschaft so hoch stellte, faßte die Natur doch nur von ihrer malerischen Seite auf. Das höchste Ziel des Christen war der Himmel, und hier auf Erden schon Weltentsagung, Cölibat, Fasten, jede Art von Entsinnlichung und Vergeistigung. Dieß ging aus dem ursprünglichen Gegensatze des Christenthums gegen die Naturvergötterung des Heidenthums hervor, und dieser Contrast war noch immer so wirksam, daß bei denen, die der alten Kirche untreu wurden, wie bei Kaiser Friedrich II, auch schon unwillkürlich wieder die Liebe zur Natur und ihrem Studium vorschlug. Dieß bewährte sich auch im Großen durch die Reformation. Kaum war der Zauber der Hierarchie gelöst, so regte sich überall die wissenschaftliche Naturkunde und die Magie, welche die Naturkräfte zu beherrschen trachtete.

In der scholastischen Zeit wurde die Natur vernachlässigt, weil die Scholastik papistisch war. Man trieb zu Salerno in Italien zwar die Arzneikunde nach

muha=

muhamedanischem Muster, aber man machte sie unfähig zu jeder Weiterbildung, indem man sie nicht den Weg der Erfahrung gehen ließ, sondern sie aus allgemeinen Denkbegriffen der Scholastik auf die bequemste Weise ableitete. Erst im Anfange des 15ten Jahrhunderts begann in seiner einsamen Zelle, durch eignes Genie angefacht, der Elsäßer Mönch Basilius Valentinus, wie er in seiner kräftig schönen Sprache selber sagt, „die Natur von einander zu legen." Seine ersten Versuche in der Chemie wurden die Grundlage für alle folgenden.

Doch verging noch beinah ein Jahrhundert, bevor es den Humanisten gelang, Aerzte nach dem Muster der alten Griechen und Römer, namentlich des Hippokrates und Galen zu bilden, durch welche endlich die alte scholastische Medizin gestürzt, und der Weg der Erfahrung betreten wurde. Unter diesen zeichneten sich als praktische Aerzte und zugleich als Uebersetzer und Erklärer der Alten Koch in Basel, Winther von Andernach, Hagenbuch, Fuchs, Lange, Zwinger ꝛc. aus. Den meisten Ruhm unter den humanistischen Naturforschern erlangte Conrad Geßner († 1565). Auch erschienen die ersten Versuche in der Botanik und Anatomie. Tabernämontanus schrieb im 15ten Jahrhundert ein berühmtes Kräuterbuch. Schon 1491 erschien das Kräuterbuch des Johann von Cube aus Mainz mit Holzschnitten, und Ketham verfertigte anatomische Holzschnitte für den Fürsten Wolfgang von Anhalt.

Eine ganz neue Bahn brach im 16ten Jahrhundert Theophrastus Paracelsus aus Einsiedeln in der Schweiz. Dieser große Arzt und Philosoph ging rein von der Naturerfahrung aus, suchte die einzelnen Erfahrungen aber unter einander und mit einer allgemeinen mystischen Weltansicht zu verbinden. Er wollte daher von den neuen humanistischen (hippokratischen) Aerzten so wenig etwas wissen, als von den alten scholastischen (muhamedanischen). Nicht auf alte Zeugnisse sollte man bauen, sondern auf eigne Erfahrung. Er erwarb sich durch das Glück seiner Heilungen, durch die Vereinfachung der Arzneimittel, durch Abstellung zahlloser Mißbräuche auf seinen immerwährenden Reisen durch ganz Deutschland beim Volk unermeßlichen Beifall, und bekam, trotz der Anfeindungen älterer Aerzte, einen großen Anhang unter den jungen. Er warf die ganze bisherige Naturansicht über den Haufen, und reducirte die bisher geltenden vier Elemente auf drei, entsprechend den drei chemischen Urstoffen Mercurius, Sulfur und Sal, so genannt nach den ihnen am meisten entsprechenden Stoffen Quecksilber, Schwefel und Salz. Darnach theilte er das ganze Naturreich ein; sofern er aber im Menschen den Spiegel oder kurzen Inbegriff und Auszug (Mikrokosmus) des ganzen Weltalls (Makrokosmus) sah, brachte er die Arzneikunde auf ein System von Correspondenzen oder Sympathien und Antipathien zurück. Jedes Ding in der Welt wirkte nach seiner Ansicht auf irgend einen Theil im Menschen nach Geist, Seele oder Leib, und es kam nur darauf an, das Schädliche oder Nützliche dieser Wirkungen in allen Fällen auszumitteln. So viel diese Lehre noch zu wünschen übrig ließ, so folgte doch daraus zunächst für die Heilkunde viel Gutes, nämlich erstens eine scharfe Naturbeobachtung und Vergleichung, zweitens Einfachheit der Arzneimittel (weil bei Vermischungen eine Wirkung die andre gestört hätte), und drittens eine allgemeine Richtschnur für die Wahl der Arzneimittel nach den Symptomen jeder Krankheit. Die Kunst war freilich noch so sehr in ihrer Kindheit, daß Paracelsus, weil er an allseitige Wirkungen in der Natur glaubte, auch den Sternen eine solche Wirkung zuschrieb, und daß einer seiner größten Schüler Crollius die äußere Aehnlichkeit des Arzneimittels mit dem Krankheitssymptome für ein Zeichen der innern Correspondenz nahm, und z. B. die Gelbsucht durch Safran, Hirnkrankheiten durch die dem Hirne ähnlich gezeichnete Knospe der Klatschrose ꝛc. heilen wollte; allein

diesen besondern Verirrungen lag doch eine allgemeine richtige Idee zu Grunde. Noch jetzt erkennen alle Aerzte an, daß Paracelsus ungemein viel geleistet hat, besonders durch die Anwendung der Bäder, des Quecksilbers ꝛc., viele seiner Lehren sind noch jetzt unumstößlich, viele seiner Mittel noch jetzt im allgemeinen Gebrauch. Er starb 1541 zu Salzburg; in der Kirche, wo sein Grabmal ist, sah ich noch jüngst zur Cholerazeit vieles Volk beten. Unter seinen vielen Schülern glänzte Thurneiser zum Thurn in Basel; unter seinen Gegnern Erast in Heidelberg. In Bezug auf die Geheimnisse der Natur folgte ihm der Holländer Levinus Lemnius.

Unbeschadet dieses Streites schritten die erfahrungsmäßigen Aerzte im Verlaufe des sechszehnten bis ins siebenzehnte Jahrhundert rüstig vorwärts, überall nur den eignen Augen trauend, und das Gute aufnehmend, wo sie es fanden. So Krato von Kraftheim, Schenk von Grafenberg, Plater, die Niederländer Foreest und Fyres, der große Anatom Vesalius in Brüssel, die ersten bedeutenden Chirurgen Braunschweig und Würz, der erste große Augenarzt Bartisch, der erste Accoucheur Rößlin. Wyerus erwarb sich großes Verdienst durch sein menschenfreundliches Werk gegen den Herenglauben. Georg Agricola wurde der erste Mineraloge in Sachsen, wo man eifrig die Bergwerke bearbeitete. In der Sternkunde zeichneten sich Joh. von Gmünden in Wien, seine Schüler Peurbach und Regiomontanus aus.

Unsterblichen Ruhm aber erwarb der große Kepler, ein Schwabe in Kaiser Rudolfs II Dienst. Nachdem schon vorher der Pole Kopernik († 1543) entdeckt hatte, daß die Sonne nicht um die Erde, sondern die Erde mit allen andern Planeten um die Sonne laufe, entdeckte Kepler die unter seinem Namen berühmten Gesetze, nach welchen die Abstände und Umlaufszeiten der Planeten sich ordnen. Auch schrieb er eine „Weltharmonie," worin er die Zahlen, Töne und Formen auf ein allgemeines Gesetz zurückführte. Die Mitwelt wußte diesen außerordentlichen Mann nicht gehörig zu schätzen. Er lebte arm und in Kummer, oft hintergangen und vernachlässigt. Kaum gelang es ihm, seine alte ehrwürdige Mutter, die in Leonberg in Schwaben als Here verbrannt werden sollte, durch eine schnelle Reise von Wien aus zu retten. — Für Mathematik und Mechanik war Regiomontanus im 15ten Jahrhundert, und der berühmte Maler Dürer thätig. Nachher bemächtigten sich dieser Wissenschaft vorzüglich die Jesuiten, um hier zu ersetzen, was ihnen in den Studien, welche ein freies Urtheil verlangen, abging. Für das Volk schrieb im 16ten Jahrhundert Adam Riese von Annaberg in Sachsen ein allgemein verbreitetes Rechenbuch.

Durch Erfindungen war die Reformationszeit merkwürdig ausgezeichnet. Kurz vorher war das Pulver erfunden worden, im 15ten Jahrhundert die Buchdruckerkunst, im 16ten die Uhren. In Nürnberg machte man zu Tausenden Taschenuhren, die sogenannten Nürnberger Eier. Homelius verfertigte dem Kaiser Karl V eine künstliche astronomische Uhr. Im Jahre 1600 wurden die Fernröhre Holland erfunden. Auch erfand Gemma († 1540) den Meßtisch.

Capitel 403.

Geheime Wissenschaften.

Längst schon hatte man an die Macht des Teufels auf Erden, an die Wirkungen dämonischer Wesen, Geister und geheimer Naturkräfte geglaubt, aber erst im Zeitalter der Reformation nahm dieser Glauben allgemein überhand, und wurde recht

eigentlich Angelegenheit des Zeitalters, Mode und Gewissenssache. Auch traten jetzt die ersten kühnen Versuche hervor, die Geister zu bannen, sich jener dämonischen Kräfte zu Erreichung menschlicher Zwecke zu bedienen, die Versuche in der Zauberei oder Magie. Durch die humanistischen Studien kam man zu genauerer Bekanntschaft mit ähnlichen Versuchen der Alten, und überhaupt zu einer gewissen Liebhaberei des Altheidnischen. Die Haupttriebfeder zu diesen geheimen Gelüsten lag aber in der Reformation. Der Blitz, den Luther auf St. Peters Tempel in Rom geschleudert, zersetzte die schwülen Elemente des damaligen Glaubens in zwei Extreme, in den heidnisch-philosophischen Unglauben bei kecken Kriegern und Gelehrten, und in den krassesten Aberglauben bei den gewöhnlichen Pfaffen und der Volksmasse. Diese beiden Extreme berührten sich aber. Der Unglaube und Aberglaube leisteten sich wechselseitig Vorschub. Der Teufel, die dunkeln Mächte, vor denen die Gläubigen entsetzt flohen, wurden desto eifriger von den Ungläubigen aufgesucht. Es gab freche Gesellen, die wirklich an den Teufel glaubten, aber ihn nicht flohen, sondern im Gegentheil sich ihm verschrieben, um ihrer Meinung nach, durch ihn zu großer irdischer Macht, zu großem Reichthume, zu Glück aller Art zu gelangen, oder vor Uebel gehütet zu werden. Daher bei den Soldaten die sogenannte Passauer Kunst, die unverwundbar machen sollte, das Gießen von Freikugeln, die überall hintrafen, wo man wollte, die Alraunwurzeln, die Geister in Krystall, die Heckepfennige, welche Glück brachten, die Liebestränke, durch welche man Gegenliebe erzwang, und vor allem die Hexensalbe, durch die sich die Weiber zum nächtlichen Ritt auf den Blocksberg und zum Hexentanz in der Waldburgisnacht bereiteten, bei welcher Gelegenheit sie, dem allgemeinen Glauben zufolge, dem Teufel den Hintern küßten, und dadurch seiner reichen Gnadenbezeugungen und aller möglichen irdischen Glückseligkeit theilhaftig wurden. Es ist nicht zu zweifeln, daß sehr viele als Hexen verurtheilte Weiber wirklich an allen diesen Unsinn geglaubt haben, und daß diese Vorstellungsart als eine Krankheit der Phantasie epidemisch unter ihnen gewüthet hat, wenn auch in den meisten Fällen ganz unschuldige Personen bloß durch den Verdacht der Hexerei dem Flammentod anheimfielen. Der schrecklichste Hexenverfolger war Sprenger, der im 15ten Jahrhundert allen Hexenaberglauben in dem Werk malleus maleficarum, d. i. Hexenhammer, zusammenfaßte.

Jener tollkühne Sinn, der den unbändigen Kriegsgesellen und das entartete Weib zur Buhlerei mit der Hölle trieb, um gemeine irdische Güter zu erjagen, nahm eine höhere Richtung bei den Gelehrten, und der bekannten Sage vom Doctor Faust liegt eine allgemeine Wahrheit zu Grunde. Es gab allerdings in jener wilden Zeit Denker, die den alten Offenbarungsglauben von sich werfend, nicht durch Vermittlung der heiligen Schrift, sondern unmittelbar durch eigne Fragen an die Geisterwelt und Natur das Räthsel der Welt lösen wollten. So Baco von Verulam in England, so Agrippa von Nettesheim in Deutschland. Theilten sie auch nicht den rohen Teufelsglauben, so hofften sie doch vermöge der Correspondenz zwischen dem Mikrokosmus (der kleinen Welt im Menschen) und dem Makrokosmus (der großen Welt, Natur und Geisterreich) von jenem aus diesen zu ergründen, und sey es durch hervorgelockte Geister, sey es durch Entdeckung der geheimsten Naturkräfte und Urstoffe zu erfahren, wie denn eigentlich das Ganze der Welt zusammenhänge. Aus solchen Bestrebungen, die beim Volk, und besonders bei der beleidigten, um ihren alten Credit gebrachten Geistlichkeit die abenteuerlichsten Vorstellungen erzeugten, hat sich denn die Sage von Faust gebildet, wobei offenbar der Haß der Mönche gegen den Entdecker der Buchdruckerkunst sich eingemischt hat, denn auch diese Kunst wurde für eine Zauberei ausgegeben.

Als man in der Naturkunde auf rein erfahrungsmäßigem Wege etwas weiter

fortschritt, ließ man freilich den Teufel und die Dämonen fallen, hoffte aber immer noch in der Materie der Natur selbst Geheimnisse ihrer ursprünglichen Verbindung zu entdecken, durch die es möglich werden könnte, auf eine gewissermaßen natürliche Weise zu zaubern, insbesondere Gold zu machen, und die Universalmedicin zu finden.

Die Alchymie oder Goldmacherkunst wurde schon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts von einigen Schülern des Basilius Valentinus getrieben. Sofern Basilius einen Urstoff, den sogenannten Stein der Weisen, aus dem alle andern Materien abgeleitet seyen, gesucht hatte, hoffte die Habgier, aus demselben Urstoff vor allen Dingen Gold machen zu können. Kaiser Sigismunds Gemahlin, die berüchtige Barbara, war die erste, die sich einen Hofalchymisten, den Johann von Laaz, hielt. Diesem Beispiele folgte der Brandenburger Kurfürst Johann und Albrecht Achilles in Bayreuth, die viel Gold nicht aus dem Tiegel heraus, sondern in den Tiegel hinein kochten, da man durch Schmelzen und Auflösen des wirklichen Goldes erst darauf zu kommen hoffte, was eigentlich der Urstoff des Goldes sey. Die Sache kam in die Mode. Fast alle Höfe nahmen Alchymisten an, bei dem Landgrafen Heinrich von Hessen, und noch unter dessen Sohne Wilhelm herrschte der Goldkocher Hans von Dörnberg mit unumschränkter Gewalt am Ende des 15ten Jahrhunderts. Aber auch Gelehrte nahmen sich der Sache an, so der berühmte Geschichtsforscher Trithemius, der Philosoph Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus, der zwar kein Gold, aber doch den Stein der Weisen suchte. Sogar die Dichtkunst bemächtigte sich dieses Stoffes. Es erschien ein „uralter Ritterkrieg," worin der chemische Proceß allegorisch als ein Heldenkampf dargestellt war. Durch Kaiser Rudolf II, den man den Fürsten der Alchymie nannte, wurde diese Kunst vollends in Deutschland allgemein. An Rudolfs Hofe sammelten sich die Adepten schaarenweise, und es entstand sogar ein Wetteifer unter den Fürsten, sich die Goldköche abzufangen. Nachdem Kurfürst August von Sachsen sein ganzes Leben lang vergeblich gekocht, zeigte Christian II denselben Eifer, und ließ den unglücklichen Setonius, von dem die Zeitgenossen allgemein glaubten, er besitze das Geheimniß, zu Tode foltern. Der Einzige, dem Setonius sich vertraut, Sendivogius, wurde nicht weniger von einem Hofe zum andern gehetzt. Herzog Friedrich von Würtemberg ließ ihn einkerkern, alle Fürsten wollten Gold haben, und die armen Charlatane waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Die große Menge Schriften über den Stein der Weisen will ich hier nicht aufzählen. Wie weit man in der Wuth das Geheimniß nicht entdecken zu können, zuweilen ging, ergibt sich z. B. daraus, daß ein gewisser Töpfer im Ernst behauptete, man müsse das Gold aus den Juden machen, aus 24 verbrannten Judenleibern werde man 1 Loth Gold erhalten. Nur ein kräftiger Gegner trat gegen die Goldmacher auf, Thomas Liber († 1583).

Natürlich bildeten sich auch alchymistische Gesellschaften, sey es um der Sache, sey es um des bloßen Scheines willen, denn das Geheimniß zog die Gemüther an. So existirt eine mystische Schrift, in welcher dargethan wird, daß der von Philipp von Burgund gestiftete Orden des goldnen Vließes ursprünglich alchymistische Zwecke und Symbole gehabt habe. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts aber gründete Valentin Andreä in Schwaben den Orden der Rosenkreuzer, in dem sich halb die alchymistische Praxis, halb die mystischen Ideen des Paracelsus fortpflanzten.

Nur nebenbei hofften einige Aerzte aus dem Stein der Weisen auch die Universalmedicin und das Lebenselixir zu erlangen. Im Allgemeinen dürstete man aber mehr nach Gold als Lebensverlängerung. Von dem Adepten Trautmans-

dorf († 1609) wurde behauptet, er habe sich 147 Jahre lang das Leben gefristet durch seine geheime Kunst.

Neben der Goldmacherkunst spielte die Sterndeuterei oder Astrologie die größte Rolle bei den Höfen. Rudolf II und Wallenstein waren ihre vorzüglichsten Förderer; Paracelsus glaubte unbedingt an die Einwirkung der Gestirne in allen Handlungen unsres Lebens, und selbst der große Kepler war nicht frei davon. Dieser Aberglaube hatte indeß das Gute, daß durch ihn die ächte Sternkunde gefördert wurde, besonders seitdem man 1600 in Holland die Fernröhre erfand.

Unter den übrigen geheimen Wissenschaften zeichnet sich die Chiromantie, das Wahrsagen aus den Linien der Hand, und die Heilung durch Sympathie vorzüglich aus. Jene Beobachtung der Handlinien, die mit physiognomischen Beobachtungen des ganzen übrigen Körpers gepaart waren, zeugen wenigstens von einem äußerst geschärften Blick, und von einem Sinne, den wir jetzt wieder verloren haben; und die sympathetischen Curen verdienen um so mehr Beachtung, als sie zum Theil ein Rest der altheidnischen, im gemeinen Volk noch erhaltenen Heilart waren, und zu dem in neuerer Zeit ausgebildeten Magnetismus hinüberleiten.

Capitel 404.

Mystische Naturphilosophie.

Indem zu der theologischen Aufregung der Zeit noch diese damals neue, und mit allem Zauber des Wunderbaren ausgeschmückte Naturforschung hinzukam, mußte sich eine neue Mystik bilden, die, ohne den ältern rein theosophischen Charakter zu verläugnen, doch die Gottheit mehr in die Natur herabzog oder aus der Natur entfaltete. Die Natur war jetzt nicht mehr zu umgehen. Nicolaus von Cusa aus der Gegend von Trier († 1462) bildete den Uebergang von der scholastischen Theosophie zur naturphilosophischen durch eine Zahlenmystik, durch ein Weltsystem, das harmonisch nach den Zahlen, als den Principien der Dinge, geordnet ist. Dann folgte der große Paracelsus, der dem leeren Zahlensystem des Cusanus eine innere Fülle gab, indem er die Principe zu Ausflüssen der Gottheit und lebendigen Kräften machte. Wie in der Eins alle Zahlen seyen, so sey in Gott die ganze Welt, wie alle Zahlen unter einander correspondiren, so auch die Dinge in der Welt. Aus der Einheit Gottes gehen aus die Urkräfte Mercurius, Sulphur und Sal, diese scheiden sich in eine unsinnliche und in eine sinnliche Seite, dort als Seele, Geist und Leib, hier als Wasser, Luft und Erde, beide Seiten aber entsprechen sich, und darum ist nichts im Menschen, das nicht sein großes Gegenbild in der Natur hätte rc. Den Begriff der Scheidung festhaltend, stellte der Sachse Valentin Weigel ein höchst einfaches System auf, dasselbe, was später erst Spinoza und Schelling ausbildeten, nämlich das Ineinanderseyn der beiden großen Weltgegensätze, des Geistes und Körpers, des Lichts und der Nacht, des Guten und Bösen rc., die nach außen stets feindselig sich trennend, nach innen in Gott doch Eins seyen. Weniger Klarheit und Tiefsinn ist bei den beiden Schwaben Sebastian Frank und Gutmann zu finden, von denen der eine ein Wiedertäufer, der andere ein Rosenkreuzer war, und so auch bei dem geheimnißsüchtigen Khunrath, der sich in die kabbalistischen Alterthümer der Juden verirrte. Dagegen zeichnete sich im 17ten Jahrhundert der Mähre Amos Comenius durch ein System aus, welches die Lehre Weigels wieder dem Paracelsismus näherte, indem es die beiden Weltgegensätze, Körper und Geist, durch ein drittes, nämlich durch das Licht zu verbinden strebte. Er war der Erste, der dem Licht, dem äußern

wie innern, seine große Bedeutung vindicirte. Auch verdanken wir ihm die Aufzeichnung einer höchst merkwürdigen Krankheitsgeschichte. Ein junges Mädchen in Böhmen, Christina Poniatovia, wurde somnambul und hatte Visionen, die der Berichterstatter mit solcher Treue aufgezeichnet hat, daß wir in derselben alle die Zustände genau wieder erkennen, welche dem erst in neuerer Zeit entdeckten Magnetismus angehören. In den Kreis dieser Naturphilosophen gehört auch der berühmte Arzt von Helmont in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, der die Natur als einen Ausfluß geistiger Kräfte, und in allen ihren Wirkungen eine rein geistige Ursache erkannte.

Ganz eigenthümlich steht Agrippa von Nettesheim da († 1535). Feind der Scholastik und dem theologischen Gezänk, ein fertiger Ungläubiger, hoffte er durch die Magie zu höhern Erkenntnissen zu gelangen, beschwor alle irdischen und unterirdischen Mächte, erhielt aber überall keine Antwort. Sein unruhiger Trieb jagte ihn in der Welt umher, er lernte alles, sah alles, wurde Doctor in allen Facultäten, war Theolog in Pavia, Advocat in Metz, Arzt in Freiburg in der Schweiz und Leibarzt der Königin von Frankreich, endlich Historiograph der Statthalterin Margaretha von den Niederlanden. Ganz Spanien, Italien, Frankreich, England durchreisend, fand er nirgends Ruhe, und schrieb endlich ein Werk „von der Ungewißheit und Eitelkeit aller Wissenschaften," womit er von der Welt Abschied nahm. Früher hatte er ein Werk „von der geheimen Philosophie" geschrieben, als er noch etwas von der Magie hoffte; wenn er aber zuletzt alles verachtete, so doch nicht die Damen, denn er hinterließ uns eine Schrift de nobilitate sexus foeminini.

Ganz anders, von Glück und Wissen verlassen, ohne Weltkenntniß, in niederer Hütte geboren und sein ganzes Leben lang darin festgehalten, im Dunkel einer kleinen Stadt und eines ärmlichen Berufes, hegte der Schuster von Görlitz, Jacob Böhme († 1624), ein himmlisches Vertrauen und rief die ewige Weisheit zu sich herein, der jener stolze Agrippa durch die ganze Welt vergeblich nachjagte. Seinem kindlichen Sinne ward offenbar, was dem größten Gelehrten entging. Er hatte ohne Bildung in seiner Natur eine Anlage zu den complicirtesten Anschauungen. Was er im Geiste sah und niederschrieb, vom Bau der Welt, ist ein so kunstreiches Bild, daß es die kühnste architektonische Einbildungskraft kaum zu fassen vermag, und doch in seinen Grundlinien so einfach, daß es dem, der es erst begriffen hat, den Eindruck der reinsten und lieblichsten Harmonie macht. Weitaus steht Jacob Böhme über allen Mystikern, und es gibt keinen Einzigen, dessen System er nicht in das seinige eingebaut hätte, sie alle umfassend, ihre Einseitigkeit im höhern Ganzen, ihre Dissonanz in vollkommenem Accord auflösend. Vor allem aber ist er der vollkommene Inbegriff der drei mystischen Erzväter aus dem zwölften Jahrhundert, denn der Heroismus der Sittlichkeit, das Ritterthum der sich opfernden Liebe (Hugo de S. Victore), die ewige Harmonie und Schönheit der Natur (Honorius Augustodunensis) und das große Weltschicksal, die Geschichte (Rupert von Duiz), sind bei ihm in die einfachste Verbindung gebracht. Auch den Paracelsus hat er ganz in sich aufgenommen, aber Gott nicht bloß in der Natur, sondern auch in der Geschichte gesehn, und dadurch die Weltansicht des Paracelsus auf eine weit höhere Stufe gehoben. Böhme ist so mährchenhaft reich an Ideen, daß selbst noch neuere Philosophen sich Stücke von seinem Wunderbau abgebrochen und als neue Systeme verarbeitet haben.

Capitel 405.

Die Meistersänger und gekrönten Poeten.

Nach dem Untergange der glorwürdigen Hohenstaufen konnte die Dichtkunst nicht mehr fröhlich fortleben, und der Minnesang starb wie eine Nachtigall auf dem Grabe des jungen Conradin. Wie hätte noch ein edler Gesang in einem Lande gedeihen können, wo keine schöne Begeisterung mehr zu finden war, wo Eigennutz und Politik alle reinen Gefühle der Vorzeit verdrängten? Deutschland trat seit dem Habsburger Rudolph in die Prosa des Lebens über.

Am Ende des 14ten Jahrhunderts sind die ritterlichen Minnesänger völlig verschwunden, und an ihre Stelle traten die bürgerlichen Meistersänger, die in den Städten die Versmacherei zünftig als Handwerk trieben und gewissen vorgeschriebenen Versmaaßen beliebige Texte unterlegten. Begreiflicherweise wurden nun die Verse hölzern, monoton, die Gedanken matt, die Worte langweilig gedehnt. Das charakteristische Kennzeichen aller Meisterlieder ist, daß sie um so hölzerner im Ton und abgeschmackter in Gedanken werden, je höhern Flug die Dichter nahmen, je erhabener die Spießbürger seyn wollten, während die Gedichte um so vortrefflicher sind, je mehr sie sich dem gemeinen Volkstone nähern. Die sogenannten Volkslieder, die man auf allen Straßen sang, und die hauptsächlich erst nach der Reformation entstanden, als die Meistersängerzunft sich aufzulösen anfing, diese oft pöbelhaften, oft aber unendlich zärtlichen und süßen Romanzen sind das Schönste, was die damalige Poesie der Deutschen darbot, aber die meisten dieser Lieder haben ganz unbekannte Verfasser, die wohl fahrende Studenten oder Soldaten seyn mochten, aber schwerlich zünftige Meistersänger. Dahin gehören auch die Laysen, welche die Geißler sangen, und manche von den Hussiten entlehnte, aus dem Lateinischen übersetzte oder neue Kirchenlieder, die Luther sammelte und mit eigenen herrlichen Gesängen vermehrte, und die alle über den engen Kreis der Zunft hinausliegen.

Die ersten Meistersänger waren Heinrich von Müglin und Muscablüt, denen eine Menge anderer folgten. Fast jede Stadt hatte ihre Sängerzunft, und die berühmtesten Meister erfanden besondere mit pomphaften Namen benannte Töne oder Versmaaße, z. B. des Regenbogen langer Ton ꝛc., wobei es immer nur auf richtiges Abmessen der Sylben, nicht aber auf die Gedanken und Bilder ankam. In diesen langweiligen Tönen wurden denn auch die Kriegsthaten der Zeit besungen, und selbst die herrlichsten Thaten, wie z. B. der Schweizer und Dithmarschen, wurden entstellt durch die steifen Lieder, die zu ihrem Ruhme gedichtet wurden. Nur selten schlug das gesunde kräftige Volksgefühl durch die steife Versform hindurch. Im Ganzen aber ist in der poetischen Begeisterung, oder vielmehr im Mangel derselben, kein Unterschied bei den Liedern auf die Sempacher Schlacht, oder bei den sächsischen Triumphliedern auf den Fang des Kunz von Kaufungen. Nur Veit Weber macht eine Ausnahme; in seinen schweizerischen Kriegsliedern weht die reine Luft des freien Gebirges, so wie auch in den spätern Liedern des Ulrich von Hutten, des Fischart ꝛc.

Was die Meistersänger in größern Heldengedichten leisteten, erhellt am besten aus dem Thewrdank des Melchior Pfinzing. Schon der Gedanke, den deutschen Kaiser, der sich unter den politischen Ränken der Zeit nicht zu rathen und zu helfen wußte, den guten Max, als einen Ritter aus der alten romantischen Fabelwelt zu zeichnen, war eine zeitwidrige abgeschmackte Affectation. Hier zum erstenmal wurde das falsche Erhabene in der deutschen Dichtkunst einheimisch. Wie prahlhaft und lächerlich steht der Thewrdank neben den einfachen und doch so großartigen Nibelungen! Auch der Bauernkrieg, die Nürnberger Fehden, die

Fehden Würtembergs wurden matt besungen. Besser waren die Sagen, in denen noch der Geist der Minnepoesie fortwirkte, z. B. der Appollonius von Tyrladt des Heinrich von Neustadt, die Königstochter von Frankreich des Bühler, die Mörin des Hermann von Sachsenheim rc., vor allem aber die Sammlung von anmuthigen Sagen unter dem Titel: die sieben weisen Meister, und die für dieses Zeitalter bedeutenden Sagen vom Dr. Faust, von Fortunatus und vom Venusberge. In den letztern Sagen ist die immer zunehmende Geldgier und Wollust der Menschen von der tragischen Seite trefflich aufgefaßt. Außerdem wurden viele ältere Sagen aus dem Heldenbuch vom heil. Graale rc. in Prosa bearbeitet, und in dieser Zeit entstanden alle die kleinern noch jetzt auf allen deutschen Jahrmärkten ausgebotenen Volksbücher, die in schlichter Prosa den Inhalt der schönsten alten Heldengedichte wiedergeben. Auch fand sich noch ein verspäteter Lyriker, der ganz im Geist der alten Minnesänger dichtete, Spée († 1635), dessen Trutznachtigall treffliche Gedichte enthält.

Abgesondert von dieser deutschen Bürger- und Volkspoesie ahmten die Humanisten die antike Poesie nach in Herametern und andern Versmaaßen. Diese lateinischen Universitäts- und Hofpoeten hielten sich für ungleich vornehmer als jene, und machten nach einer von Italien her entlehnten Sitte auf die Krönung mit dem Lorbeer Anspruch. Diese Krönung vollzog der Kaiser oder in dessen Namen der Pfalzgraf. Es gab aber nur sehr wenige gekrönte Poeten, welche diese Ehre verdienten. Selbst jener berühmte Celtes war mehr durch seine Begünstigung der antiken Studien, als durch seine eigene Poesie ausgezeichnet. Die übrigen Bekrönten sind sammt und sonders vergessen, und mit Recht. Wer kennt noch ihre Namen: Alischer, Artopöus, Bohemus, Bornmeister, Bruschius, Calagius, Clauderus, Eichler, Faber, Feigius, Frentzel, Heda, Heermanus, Hosmann, Maielerus, Mergiletus, Nolteniús, Polus, Regius, Reusnerus, Scharlachius, Schiebel, Stabius, Strubius, Stubriz, Velius, Virdungus, Vogel, Zamelius? Aller dieser Herren affectirte lateinische Verse wird niemand mehr lesen, und sie dienen nur zum Beweise, welche tiefe Kluft schon die vornehme Fürsten- und Universitätswelt von dem eigentlichen Volke trennte, und wie lächerlich es alle Zeit ist, wenn sich Fürsten anmaßen, Kränze des Ruhmes auszutheilen, die nur die öffentliche Meinung zu vergeben hat. Die gekrönten Poeten fühlten das Mißliche ihrer Stellung; sie sahen ein, daß sie sich dem Volke nähern müßten, sie fingen also unter dem berühmten Opitz an, wieder deutsch zu dichten, obgleich sie auch im Deutschen noch die antiken Formen, Gedanken und Bilder beibehielten. Dieß waren die Anfänge der modernen Poesie, auf die wir später zurückkommen. Nur Ein lateinischer Dichter, der Holländer Johannes Secundus († 1536), hat sich durch artige Verse im Geschmack des Ovid ausgezeichnet. Dagegen war einer der jämmerlichsten Pierius, der ein Gedicht auf Christus machte, worin alle Wörter mit C, und eines auf den Kaiser Max, worin alle Wörter mit M anfingen.

Capitel 406.

Die Spottgedichte.

Die besten unter allen Gedichten der Reformationszeit waren die Satyren gegen das Papstthum, gegen die wälsche Politik, gegen die Unflätherei der Sitten und gegen die Scheinheiligkeit. Edle Geister konnten fast nur noch zürnen und spotten, so sehr nahm überall das Schlechte und Gemeine überhand.

Einer

Einer der frühesten Spötter war der Meistersänger Hans Rosenplüt, der einen „König im Bade“ und einen „verliebten Pfaffen“ zeichnete. Ein sehr verbreitetes Buch, liber vagatorum, verhöhnte die Bettelmönche. Eine Sammlung von Schwänken des Pfaffs vom Kalenberge zeigte den Priester ganz als Menschen, und obendrein als einen lustigen Bruder. Nun kam die Reformation, und mit ihr wurden die Satyren gegen die Geistlichen noch kräftiger. Alberus schrieb den Alkoran der Barfüßermönche, Fischart den römischen Bienenkorb; auch übersetzte dieser den Rabelais aus dem Französischen mit vielen Zusätzen in einer originellen, mitten im Schwulst doch höchst genialen Sprache. Auch Ulrich von Hutten schrieb vortreffliche Spottschriften. Später aber riß die theologische Grobheit und Gemeinheit ein, da schrieb Albanus den Mönchsesel ꝛc., und die Reformatoren der zweiten Generation verloren das Recht zu spotten, da sie selbst des Spottes würdig waren.

Die Zeit zur politischen Satyre war noch nicht gekommen, denn nur die Fürsten beschäftigten sich ausschließlich mit der Politik, das Volk aber noch vorzugsweise mit der Religion und den Sitten. Daher hat das Zeitalter der Reformation nur Eine, aber eine unübertreffliche politische Satyre aufzuweisen, den berühmten Reinecke de Vos (Reinecke Fuchs), eine große Thierfabel, in welcher der König Löwe Hof hält, und der schlaue Fuchs (die wälsche Praktik) die Dinge so geschickt und malitiös zu leiten versteht, daß Recht und Unschuld überall unterdrückt werden, brutale Gewalt und Arglist überall triumphiren. Der Stoff zu dieser Fabel ist alt, man will noch heidnische Beziehungen darin finden, zuerst haben ihn die Franzosen schon im 13ten Jahrhundert als politische Satyre benutzt, und der Niederländer William die Matoc ist ihnen hierin gefolgt. Aus dieser ersten niederländischen Arbeit ist um das Ende des 15ten Jahrhunderts eine plattdeutsche Umarbeitung hervorgegangen, die man bald dem Heinrich von Alkmar, bald dem Nicolaus Baumann zuschreibt, deren naive und schlagende Sprache den allgemeinsten Beifall fand, und das Buch zu einem eigentlichen Volksbuch machte. Man sah gern das Treiben der Höfe in diesem Spiegel, aber die Fabel war den Fürsten beim Volke nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich, denn alle Schuld wurde dem Fuchse und nicht dem Löwen aufgebürdet, und so entstand ziemlich allgemein die Ansicht, alles Uebel an den Höfen rühre von einem schlauen Minister oder Höflinge her, der den Fürsten überliste, und nie vom Fürsten selbst, der immer gut sey.

Indem die Stände ihre allmählich geschmälerte reelle Macht durch desto mehr Eitelkeit ersetzten, und überall die frühere ritterliche und bürgerliche Ehrbarkeit in die beiden Extreme der offnen Unzucht und der Scheinheiligkeit sich zersetzte, wurden die Sitten und Charaktere ein vorzüglicher Gegenstand bald des losen Spottes, bald des ernsten Sarkasmus. Sebastian Brand führte alle Narrheiten des damaligen öffentlichen und Privatlebens in seinem berühmten „Narrenschiff“ ins heitere Land der Poesie, und Erasmus gab lateinisch ein geistreiches Lob der Narrheit heraus. In Niedersachsen erschien der Koker (Köcher voll Witzpfeile), und Burkhard Waldis schrieb ausgezeichnete Fabeln. Agricola in Berlin machte sich verdient durch eine ausgezeichnete Sammlung deutscher Sprüchwörter, die viele interessante Bemerkungen über seine Zeit enthalten. Durch die Humanisten kam auch die Nachahmung der antiken Satyre auf. So wurde der Frosch- und Mäusekrieg Homers durch Rollenhagens Froschmäusler und durch Schnurrs Ameisen- und Mückenkrieg copirt; so versuchte sich Rollenhagen auch in der „indianischen Reise“, einer Nachahmung der lügenhaften Erzählungen Lucians. Die mit dem Religionskampf wachsende Rohheit des 16ten Jahrhunderts tauchte nach und nach alle Satyre in Unflath, da erschien eine lateinische

„Flohiade" und deutsche „Flohhatz", ein „Eselkönig", ein „Eselsadel und der Säue Triumph" ꝛc. Am besten bezeichnet diese Periode die Satyre, welche damals Einer gegen die Grobheit selber schrieb, Dedekinds „Grobianus."

Die Bauern waren anfangs ein Gegenstand der Satyre. Rosenplüt, der bürgerliche Meistersänger, verspottete den „reichen Bauer", der höher hinauswollte, und Neithart gab seine lustigen „Schwänke mit den Bauern" heraus. Aber die Bauern kehrten den Scherz um, und in der Reaction des Bauernwitzes gegen die höhern Stände erzeugte sich das berühmte Volksbuch: der Eulenspiegel, im 15ten Jahrhundert, eine Sammlung witziger, derber, oft unfläthiger Anekdoten, die einem schalkhaften Bauern, zu dem sich irgendwo ein wirkliches Original gefunden haben mag, untergeschoben wurden. In dem natürlichen Verstande, der die Superklugheit der Kaufleute, Professoren, Aerzte, Richter, Pfaffen, Edelleute und Fürsten entlarvt und verhöhnt, beruht die Stärke dieser anspruchslosen aber tiefschneidenden Satyre, und was darin von schmutziger Bosheit sich findet, ist nur der natürliche Ausdruck eines Hasses, der bei dem mißhandelten Bauernstande damals sehr natürlich war.

Ueberhaupt kam ein scherzender Ton auf, der alte fromme Ernst entwich aus der Sprache aller Stände. Der Pfaffe scherzte von der Kanzel herab, daher die sogenannten Kapuzinaden, die lustigen Controverspredigten. Auch die Fürsten konnten nicht mehr ohne Hofnarren seyn, die ihnen die Zeit vertrieben. In dem Buche Klaus Narr wurden allerlei Schwänke zusammengetragen. Graf Adolph von Cleve stiftete 1381 sogar einen Narrenorden. In den Städten spielten die Hanswurste bei den Fastnachtsspielen die erste Rolle, und der Bauer lachte bei seinem Eulenspiegel. Im dreißigjährigen Kriege hörte zwar die eigentliche Lust auf, nicht aber die frivole Sprache, die im Gegentheil immer frecher wurde.

Capitel 407.

Die ersten deutschen Schauspiele.

Das alte römisch-griechische Theater war in der Völkerwanderung untergegangen, und erst später erzeugte sich im Müßiggang der Klöster die Lust, etwas Aehnliches anzufangen. Schon die Nonne Rhoswitha hatte sich mit Nachbildungen des römischen Lustspieldichters Terenz befaßt, doch war noch keine wirkliche Bühne entstanden. Erst im 14ten Jahrhundert führte man in englischen Klöstern biblische Geschichten oder mystische Allegorien, sogenannte Mysterien auf, und die englischen Bischöfe, die dem Concil von Constanz beiwohnten, brachten Schauspieler und Stücke mit. Seitdem übte man solche Spiele auch in Deutschland, und führte sie hauptsächlich bei den Fastnachtslustbarkeiten der Bürger ein, wo sie bald unter dem Namen der Fastnachtsspiele den geistlichen Charakter mit dem weltlichen vertauschten, und den Hanswurst, den öffentlichen Spaßmacher bei Processionen, Festen und Spielen der Zünfte, in sich aufnahmen.

Besonders zeichnete sich die Nürnberger Meistersängerzunft in Fastnachtsspielen aus. Hier blühte im 14ten Jahrhundert Hans Rosenplüt oder der Schnepperer, und Hans Volz. Alle andern aber übertraf der Nürnberger Schuster Hans Sachs († 1576), der vier Foliobände, größtentheils voll Gespräche, Komödien und Tragödien, hinterlassen hat. Er war ein Freund Luthers und ein freimüthiger edler Geist. Die ganze biblische und Weltgeschichte, die antike Mythologie und die deutsche Sagenwelt, das gemeine bürgerliche Leben und die

Welt der Allegorie ging seinem innern Gesichte vorüber, und alles gestaltete sich ihm zum Schauspiel; aber seine Form wurde dieser Fülle des Stoffes nicht mächtig. Schnell jagten sich die Scenen in seinen Stücken, es wurde verhältnißmäßig wenig gesprochen, und das Ganze glich mehr einem raschen Bilderwechsel vor den Augen der Zuschauer. Die kleinen, auf wenig Personen sich beschränkenden, und meistentheils vortrefflich durchgeführten Schwänke und Gespräche ausgenommen, sind alle seine größern historischen Stücke eigentlich nur Skizzen, sie erfreuten sich aber des größten Beifalls wegen ihrer glücklichen Wahl und Anordnung, und wegen des Reizes, der immer in dem Stoff unmittelbar liegt, mag die Form mehr oder weniger ausgearbeitet seyn. Durch Hans Sachs kam das Schauspiel erst eigentlich in Flor, und er fand zahllose Nachahmer, Probst, Gengenbach, Ham, Muschler, Graff, Paul Rebhun, Velten Veit, Betulejus, Naogeorgus, Wikram, Hans Pfriem, Meister Kek, Puschmann, Thomas Kirchmayer, Frischlin, Mauricius rc. Der talentvollste war am Ende des 16ten Jahrhunderts Jacob Ayrer in Nürnberg, und nächst ihm Hayneccius, aber sie waren bereits von der Rohheit und Schmutzsprache des Zeitalters angesteckt.

Die Gegenstände dieser Schauspiele waren sehr mannichfaltig, nach dem Beispiele des vielseitigen Hans Sachs. Fast die ganze Bibel wurde auf das Theater gebracht, von dem Falle Adams an bis zum jüngsten Gericht. Man stellte die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle dar, man führte alle göttlichen Personen, Erzengel und Engel und die Teufel redend ein. So wurde 1571 zu Stuttgart „das jüngste Gericht" aufgeführt, das Feuer der Hölle griff etwas zu weit um sich, die Teufel entflohen, und Gott der Vater fing im Himmel erbärmlich an zu schreien, aus Furcht verbrannt zu werden. In Lauingen wurde 1593 eine Tragico-comedia-apostolica aufgeführt, in der nicht weniger als 246 Personen spielten. Von dem biblischen Style ging man zur Allegorie über, man führte alle Tugenden und Laster redend ein und predigte Moral von der Bühne herab. Sodann brachte man die ganze weltliche Geschichte von Nimrod und der Semiramis an bis auf die jüngste Zeit, besonders biblische, griechische, römische und deutsche, doch bald auch italienische, englische, nordische, sogar türkische auf die Bühne, und eben so Gegenstände aus der Göttergeschichte und Sage. Durch die Bekanntschaft mit dem Römer Seneca nahmen die fünfactigen Tragödien schon sehr viel affectirte Würde und Steifheit an.

Dieß waren allgemeine Bühnenstoffe. Daneben aber brachte man auch sehr häufig die Gegenwart auf die Bretter, und es gab eine Menge politische, auf die Zeitumstände berechnete Stücke, wie die Theaterzettel des 16ten und 17ten Jahrhunderts zur Genüge ausweisen. Die Theatercensur war noch nicht eingeführt, die Reichsstädte wenigstens kümmerten sich nicht um das, was die Fürsten verboten. So spottete man über die Unzucht der Höfe in dem „Hofteufel", über die Scholastiker im „Schulteufel", über den Ablaßkram in der „Tetzelocramia", über die unfläthigen Sitten der damaligen Deutschen im „deutschen Schlemmer." Auch die vaterländische Geschichte kam auf das Theater. Man feierte nicht nur „die Weinsberger Belagerung" oder die Weibertreue, sondern man führte sogar „Luthers Lebenslauf", dann den „Clausensturm" oder den Sieg des Kurfürsten Moritz über den Kaiser, und ein Trauerspiel „Wallenstein und Gustav" auf. Die Lutheraner verhöhnten die Calvinisten in einem „calvinischen Postreuter". Während des 30jährigen Krieges suchte man auf die Einheit der Protestanten hinzuwirken durch eine „schwedische Concordia", und im Jahre 1647 wurde öffentlich aufgeführt „das friedewünschende Deutschland", eine Mahnung an die Gesandten in Osnabrück und Münster, das Friedenswerk zu fördern. Damals kam auch die Schäferpoesie, eine Nachahmung des Italieners Guarini, der selbst wieder

den altgriechischen Theokrit nachgeahmt hatte, allgemein in Flor, und besonders auf der Bühne, weil die nach Frieden sich sehnenden Gemüther gern vor der wilden Kriegsfurie, die sie im wirklichen Leben verfolgte, in die heitere poetische Unschuldswelt flüchteten.

Capitel 408.

Kunst.

Das 15te Jahrhundert zeigt den Uebergang von der Baukunst zur Malerei. Die gothische Baukunst gerieth ins Stocken wegen ihrer ungeheuern Kosten, welche das Zeitalter ferner zu übernehmen nicht mehr Lust hatte. Die religiöse Begeisterung war verschwunden, bevor die Wunderbauten ausgeführt waren. Darum blieb der herrliche Kölner Dom unvollendet stehn, vom Straßburger Münster wurde 1439 durch Johann Hülz nur ein Thurm fertig gemacht, am zweiten wurde zu bauen aufgehört. Dasselbe Schicksal hatte der Ulmer Dom. Nur die reichsten Städte, besonders in den Niederlanden, bauten ihre noch nicht fertigen Tempel vollends aus, und die frommen Habsburger ließen sogar den großen St. Stephansthurm in Wien durch Anton Pilgram erst 1407 beginnen.

Mit der Reformation verschwand die Baulust vollends; man eiferte eher Kirchen zu berauben und zu zerstören, als zu bauen, und eine Menge der erhabensten Werke der Kirchenbaukunst ging schon damals zu Grunde. Die Kirche wurde zur Sklavin der Höfe erniedrigt, und nur die getreuen Jesuiten sahen sich durch der Höfe Gunst in den Stand gesetzt, sich große Tempel und Paläste zu bauen, in einem verdorbenen italienischen Geschmack, der auf die Schlösser der Fürsten überging.

Je mehr aber die Baukunst verdarb, zu desto schönerer Blüthe entfaltete sich die Malerei. Dieser Uebergang lag in der Richtung der Zeit. Man wendete sich vom Göttlichen zum Menschlichen, vom Ueberirdischen zur Natur; daher behielt die Malerei anfangs noch die steifen architektonischen Formen bei, brachte dann immer mehr Leben und Bewegung in die Figuren, und schweifte endlich ins Sinnliche und gemein Natürliche aus.

Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts ragte in den Niederlanden Johann von Eyk, der Erfinder der Oelmalerei, mit seinem Bruder Hubert über alle Maler hervor. Wie er zuerst durch das Oel den Farben ihre tiefere Kraft, ihren einen Glanz verlieh, so gab er auch den Gestalten mehr Leben, den Gruppen mehr Reichthum. Diesen Brüdern folgte der treffliche Hans Hemling, dann im 16ten Jahrhundert Schoreel, Lucas von Leyden und Quintin Messis. Zugleich bildete sich eine oberdeutsche Malerschule, jenen Niederländern nahe verwandt, Herlein, Wolgemuth, Grünewald, Burgmaier rc., die aber der große Albrecht Dürer in Nürnberg († 1508), der nicht minder herrliche Hans Holbein in Basel († 1554), und der wackere und treue Freund des standhaften sächsischen Kurfürsten, der sanfte Lucas Cranach († 1553) an Ruhm übertrafen. In den Bildern aller dieser Maler spricht uns noch ein frommer Geist an, je älter, ein desto heiligeres Gepräge haben sie, aber auch die schon weltlichen und allegorischen Bilder Dürers und Holbeins sprechen immer noch den tiefen Ernst und die tüchtige Gesinnung einer frommen Zeit aus. Beinahe ausschließlich malten alle diese großen Meister für die Kirchen, also biblische Gegenstände oder Geschichten der Heiligen, und selbst der berühmte Todtentanz von Holbein und der dämonische Ritter von Dürer sind Erzeugnisse einer religiösen, nichts weniger als

frivolen Phantasie. Dennoch aber fehlt allen diesen Bildern das Liebliche nicht, denn die Maler faßten den kindlichen Glauben des dahin schwindenden Mittelalters noch im rechten Moment auf, und wußten nicht nur durch die anspruchslose Würde der Männer und durch die „süße Ehrbarkeit" der Frauen, sondern auch durch die naive Versetzung biblischer Scenen in das häusliche Leben und in das Costume der Gegenwart, oder in eine bunte und freundliche Landschaft, die heilige Strenge zu mildern, und das Erhabenste den Menschen auf eine vertrauliche Weise näher zu bringen.

Auch die Glasmalerei erreichte ihre Vollendung erst im 15ten Jahrhundert, und zwar ausschließlich in Deutschland, denn von hier aus wurden die Künstler in andere Länder, selbst nach Italien berufen, um die dunkeln Hallen der gothischen Dome mit jenem magischen Farbenlicht zu schmücken, das den Eindruck derselben zugleich wunderbarer macht und doch ihre Schauerlichkeit mildert. So wurde 1436 Franz von Lübeck nach Florenz gerufen, die dortigen Kirchen mit Glasmalereien zu versehen.

In jener Blüthenzeit der Kunst in Nürnberg, da Hans Sachs sang und Dürer malte, wurde auch die Bildhauerkunst durch Kraft und Peter Vischer zu einer vorher unbekannten Meisterschaft gebracht.

Die Religionskämpfe waren aber den Künsten nicht günstig. Was der Bildersturm verschont hatte, das wurde größtentheils von den Soldaten im 30jährigen Kriege vollends vernichtet. Die Schweden pflegten ihre Pferde in den katholischen Kirchen anzubinden und allen Schmuck derselben zu zerstören. Nachher waren die Städte zu arm, um der schönen Kunst zu huldigen. Dieß thaten nur Fürsten und Jesuiten, aber mehr um geschmacklose Feste für den Augenblick zu haben, als um Kunstwerke für eine lange Dauer aufzustellen. Nur die reichen Niederländer folgten ihrer kaum unterbrochenen Liebe zur Kunst, aber es waren nicht mehr heilige Gegenstände, welche sie darstellten, ihre Malerei nahm unter dem Namen der niederländischen Schule einen ganz weltlichen, zum Theil gemeinen Charakter an. Die Natur riß sich auf Einmal und kräftig von dem heiligen Zwange los, unter dem sie bisher gehalten worden war. Der große Peter Paul Rubens († 1640) gab seinen Bildern Fleisch und Bein und volles markiges Leben, und wählte mit Vorliebe Kampfsceuen und üppige sinnliche Lust. In ihm erst wurde der neue weltliche Sinn sich seiner selbst völlig bewußt. Weniger kräftig als Rubens huldigten doch seitdem alle neuern niederländischen Maler dieser weltlichen Richtung.

Die Kupferstecherkunst wurde um die Mitte des 15ten Jahrhunderts erfunden, doch ist es ungewiß, ob in Italien oder in Deutschland. Einer der ersten Kupferstecher war Israel von Mecheln, dann Martin Schön, einer der vorzüglichsten der berühmte Maler Albrecht Dürer, ferner Golzius, Müller, Vischer &c. und Merian.

Auch die Musik fand wie die Malerei in den Niederlanden eine Schule im 15ten Jahrhundert, welche der großen italienischen Schule des 16ten vorherging. Der größte niederländische Meister war Johann Ockeghem (Ockenheim), der 1513 in hohem Alter starb, und die contrapunktistische Compositon ungemein verbesserte und bereicherte. Neben ihm blühte Jacob Hobrecht und Bernhardt der Deutsche in Venedig, der 1470 das Pedal der Orgel erfand. Seitdem gingen viele niederländische und deutsche Tonkünstler über die Alpen und wurden die Meister der Italiener, so Heinrich der Deutsche (Arrigo Tedesco), der Capellmeister Maximilians I. In Deutschland glänzte Adam von Fulda, Hermann Fink und der blinde Paulmann in Nürnberg, der die Lauten-Tabulatur erfand. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts brachte der Niederländer Adrian Willaert

noch größeres Leben in die Musik, indem er zuerst für eine größere Anzahl Stimmen componirte und die Oper vorbereitete. Aber auch er wirkte nur in Italien, wo bald darauf der große Palestrina die Kirchenmusik und Montaverde die Opernmusik zu dem erhoben, was sie jetzt sind, und über deren Ruhm das Verdienst ihrer deutschen Lehrer vergessen wurde. Es fehlte indeß auch in Deutschland an guten Meistern nicht. Luther förderte den Gesang in der Kirche, und die Fürsten sorgten für Nachahmungen der italienischen Oper. Im Jahre 1628 componirte Sagittarius (Schütz) für den Kurfürsten von Sachsen die erste deutsche Oper, die Daphne, aus einem italienischen Text übersetzt. Es drängten sich aber schon eine Menge italienischer Sänger und Capellmeister bei den deutschen Höfen ein. Das Verhältniß kehrte sich im 17ten Jahrhundert völlig um. Nicht mehr die Deutschen brachten den Italienern, sondern die Italiener brachten uns die Musik.

Capitel 409.

Geschichtschreiber.

Schon im 15ten Jahrhundert begann mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die Geschichtschreibung ihren reichen Fächer auszubreiten. Nicht mehr in einsamer Zelle schrieb der Mönch allein, die Fürsten nahmen Historiographen an, um ihre Thaten oder den Glanz ihrer Familien zu schildern und ihre Ansprüche zu vertheidigen, die Städte schwelgten behaglich in ihren großen Erinnerungen, und auf den Universitäten fing man an, die Geschichte wissenschaftlich zu lehren.

Allgemeine Weltchroniken schrieben im 14ten Jahrhundert Johann von Wintherthur, im 15ten Engelhusen, Werner Rolewink, Johann ab Indagine (Hagen), Schedel, Steinhövel, Nauclerus, ein unbekannter Lübecker, Cuspinianus, im 16ten Amandus von Zirikſee und Sebastian Frank (der Wiedertäufer). Die letzte schrieb, mit Kupfern geziert, als beliebtes Volksbuch, Gottfried. Auch erschien das erste systematische Handbuch der Weltgeschichte, das berühmte Carionis Chronicon und ähnliche Handbücher von Helwing, Peter von Opmeer, Merula, Gassarus, Matthiä, Huber, Böcler und Micrälius. Megerlein in Basel behandelte die Weltgeschichte noch aus einem frommen, der Holländer Borhorn aber bereits aus einem politischen Gesichtspunkt. Reineccius in Helmstädt war der erste historische Kritiker und Begründer jener nachher allgemein gewordenen Geschichtschreibung, die den Text unter Noten und Citaten erdrückt.

Im demselben 16ten Jahrhundert begannen auch die Sammlungen älterer Geschichtswerke unter dem Namen der scriptores rerum germanicarum, die erste von dem Baseler Buchdrucker Hervagius 1532, dann die von Schardius, Reuberus, Pistorius, Urstisius (Wurstisen), Lindenbrog, im 17ten Jahrhundert die von Goldast (schwäbische Schriftsteller und Reichsverhandlungen) und Freher, der zugleich eine Uebersicht über alle deutschen Geschichtschreiber gab. Außerdem wurden einzelne Theile der ältern Geschichte bearbeitet. Herold in Basel schrieb über die alten Germanen, Schedius über die Götter der alten Germanen, Lazius in Wien und Turler über die Völkerwanderung, der berühmte Cochläus über Theodorich den Großen, Beatus Rhenanus über den Ursprung der Gothen und Anmerkungen zum Tacitus, der für Gelehrsamkeit sehr thätige Trithemius von Trittenheim bei Trier schrieb außer seiner großen Chronik, Chronicon Urspergense und vielen andern, die deutschen Alterthümer beleuchtenden Schriften, eine berühmte Schrift über die alten Fran-

ken; eben so Neuenaar über die alten Franken und Karl den Großen, Wagner über Karl den Großen, Adolphus über Friedrich Barbarossa, Vecerius über Kaiser Heinrich VII, Tentzel über Friedrich mit der gebissenen Wange, Geraldo über Ezzelino. Im 15ten Jahrhundert schrieb Rüxner das große Turnierbuch, eine Hauptquelle für die deutsche Adelsgeschichte, im sechszehnten Flacius nebst andern lutherischen Theologen das schon angeführte große kirchengeschichtliche Werk centuriae Magdeburgenses, im 17ten Zinkgreff die artige Sammlung geschichtlicher Anekdoten unter dem Namen Apophthegmata oder der Deutschen scharpffsinnige Sprüche.

Die Zeitgeschichte fand viele Bearbeiter, doch blieben zum Theil die wichtigsten Nachrichten schriftlich in den Archiven begraben und kamen damals noch nicht ans Tageslicht, so die geheimsten diplomatischen Verhandlungen und vieles, was sich auf den Hussiten- und Bauernkrieg bezog. Die Geschichte des Papstes Johann XXIII gab Theodor von Niem. Das Constanzer Concil beschrieb Ulrich von Reichenthal und Vrie, das Baseler Uttenheim, Sigismunds Leben Windeck, die böhmische Geschichte Boregk und Hageck, Petrus Abbas, de Weitmühl; den Hussitenkrieg insbesondere Theobald, Cochläus, Brzezina. Die Schriften des großen Aeneas Sylvius sind eine Hauptquelle für die Geschichte des 15ten Jahrhunderts, und besonders der langen Regierung Friedrichs III; über diesen Kaiser schrieb auch Grumbeck, über die venetianischen Kriege Eitelwolf von Stein. Als man ihm sagte, daß er diese Kriege so gut beschrieben habe, antwortete er: wenn sie nur besser geführt worden wären. Ueber den Schweizerkrieg schrieb Pirckheimer, über Max I Joachim Müller. Die Geschichte Karls V und der ersten Reformationszeit fand ihren tüchtigsten Schilderer in dem edeln Sleidanus von Sleida, außerdem schrieben darüber Antonius de Musica, Masenius, Seld, Brachel, Bremerus, Mameranus, Seawenberg. Cellarius besang die Heerfahrt des Kaisers nach Afrika. Den Augsburger Reichstag und die Geschichte der Augsburger Confession beschrieben Seckendorf, Chyträus, Cölestinus, den Antheil Sachsens an der Reformation Spalatinus und Dresser, das Leben des Kurfürsten Moritz aber Arnold und Serarius. Höchst merkwürdig ist das Leben des Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, das er selbst beschrieben hat. Auch das Leben Georgs von Frundsberg wurde von Reisner beschrieben. Ueber den Bauernkrieg schrieben Crinitus, Gnodalius; Frisius beschrieb den fränkischen Bauernkrieg und Atrocianus beklagte ihn in einer Elegie. Die genaue Geschichte jener Kämpfe hat man erst in neuerer Zeit aus den Archiven zusammengetragen. Für die Geschichte des 16ten Jahrhunderts überhaupt sind von Wichtigkeit Paulus Jovius, Perizonius, Surius und der berühmte Franzose Thuanus (du Thou). Der dreißigjährige Krieg setzte wieder viele Federn in Bewegung, doch auch hier blieb meist das Wissenswertheste verschwiegen, und mußte ebenfalls erst später aus zum Theil ausländischen Quellen ermittelt werden. Das Hauptwerk über den dreißigjährigen Krieg sind die Annales Ferdinandei des Grafen Khevenhiller, ferner Chemnitz (der bekannte Hippolytus a Lapide), das Theatrum Europaeum (angefangen von Gottfried), die historia persecutionis bohemicae, die „Geschichte der Ligá“, Belli Lorbeerkranz, Arlanisaei arma suecica, Gualdo, Lotichius, Lundorpius, Piasecius, Langwitzer und Wassenberg, der sich den deutschen Florus nannte. Ueber Friedrich von der Pfalz sehe man Eblanius und die französischen Memoiren von Fontenay, über Ferdinand II den status regni Ferd. und den Pater Lamormain; über Wallenstein Priorato und das Perduellionis chaos; über Tilly Liborius Vulturnus; über Gustav Adolph Burgus, Hallenberg und die dahin gehörigen schwedischen Geschichtswerke. Volmar schrieb das Diarium des westphälischen Friedens. Ve-

reits im 16ten Jahrhundert hatte Hasenmüller eine Geschichte der Jesuiten geschrieben. Dann wimmelte es von einzelnen Flugschriften. So edirte Thaddäus z. B. die Thränen Magdeburgs.

Bei weitem die meisten und zum Theil wichtigsten Schriften betrafen nur die Specialgeschichte. Ueber Oesterreich schrieben in 15ten Jahrhundert Albert von Bonstetten und Batzo, im 16ten de Roo, Velius, Candidus, Cuspinianus (Spießhammer), Eyting, Graf Pappenheim, Suntheim, Fugger (den österreichischen Ehrenspiegel), Pesel (die Belagerung Wiens), im 17ten Managetta; über Kärnthen: Unrest. — Ueber Bayern im 14ten Jahrhundert Volcmar, im 15ten Aventinus (Thurnmayer), Andreas Presbyter, ein unbekannter Chronist in Pollingen, ein Chronist von Tegernsee und Hoffmann, im 16ten Welser, Hund, Raderus (Bavaria sacra), im 17ten Brunner und Adlzreiter. — Ueber Schwaben erschienen außer der Sammlung alemannischer Schriftsteller von Goldast in Einzelnen, im 15ten Jahrhundert eine schwäbische Chronik von Leirer, eine Augsburgische von Gossenprot und eine der Stadt Ellwangen, im 16ten die große schwäbische Chronik von Crusius, eine Geschichte der Stadt Constanz von Manlius und Bebels Lob Schwabens, im 17ten Einiges über Würtemberg von Besoldus. — Ueber die Schweiz schrieben im 15ten Jahrhundert Hämmerlin und Etterlyn, Frickhard gab den Zwingherrnstreit, Schilling seine treffliche Geschichte des Burgunderkrieges, Justinger die Berner Chronik, fortgesetzt von Tschachtlam und Rüds; im 16ten Jahrhundert erschienen die großen meisterhaften Chroniken von Tschudi und Stumpf, eine Geschichte St. Gallens von Vadianus, Graubündtens von Anhorn, Pachaly und Guler von Weineck, und Basels von Wurstisen. — Zur fränkischen Geschichte erhielten wir im 15ten Jahrhundert zwei Nürnberger Chroniken von Meisterlein und Schedel, und das Leben des berühmten Diether von Mainz durch Wimpheling. Ueber Mainz ferner im 16ten Jahrhundert eine Schrift von Latonus, im 17ten von Hellwing, über Würzburg von Frisius und Bruschius, über Speier von Eisengrein und Simon, und im 17ten Jahrhundert die berühmte Speierer Chronik von Lehmann, über Trier von Browerus, Masenius, Conrad, Golscherns und Wiltheim, über Köln von Gelenius, und die berühmte Chronik van der hilliger Stadt van Cölle, gedruckt 1499. Ueber die Pfalz schrieb Freher und Thomas; über Lothringen Egmont de Dynter.

Zur Geschichte der Niederlande erschienen, zunächst über Burgund die Schriften des Olivier de la Marche, des Castellarius, Heuterus, Plancher; das große Chronicon belgicum; über Flandern: Andreas de Smet, Meyer, Sander, Sweyro, Uredius; über Brabant: Aegidius, Faber, van Dieve, Haräus; über Holland: Jan de Nåldwyk, Snoi, Scriverius; über Leyden: Geerbrand; Lüttich: Stabularius; Utrecht: Beka, Hortensius; Geldern: Aquilius. Die niederländischen Befreiungskriege beschrieben Meteren, van Hooft, Strada, Guicciardini, Bentivoglio, Viglius, Huyter, Adrian van der Goes, Bor. Unter den vielen Flugschriften zeichnet sich aus, die des Christoph von Carlowiz „gegen die Tyrannei der Spanier." — Ueber Friesland schrieben im 16ten Jahrhundert Fresinga, Hameonius, Suffridus Petri, Jdsart Gravius, Furmer, im 17ten Ubbo Emmius, Leo ab Aitzema und Siccama, der die altfriesischen Gesetze herausgab; über Dithmarschen im 16ten Jahrhundert Neocorus, im 17ten Sarius. Die Hauptwerke über Niedersachsen waren im 15ten Botho Chroniken der Sassen und Albert Crantz Saxonia und Vandalia, sodann schrieben über Westphalen Hammelmann, über Oldenburg derselbe und Schiphower, über Holstein ein Unbekannter des 15ten Jahrhunderts, und Angelus im 16ten; über Schleswig Boissen: über Cleve Teschenmacher, über Lübeck

im

im 14ten Detmar, im 15ten Krummendyk, über Bremen im 15ten Wolters, im 16ten Renner, über Osnabrück im 15ten Erdmann, über Braunschweig im 15ten Stadtwig von Propendyk und die berühmte Lüneburgische Chronik, im 16ten Bünting, über Corbey Letzner, über Schaumburg Lerbeke, über Minden derselbe und Wattenstedt; über Eimbeck Letzner. — Ueber Obersachsen schrieben Pomarius, Reineccius, Meibomius, über Meißen im 16ten Jahrhundert Albinus und Broutuff, über Mansfeld Spangenberg, über Magdeburg Torquatus und Pomarius (Baumgarten), über Zerbst Becker, über Leipzig Heidenreich, über Annaberg Janisius. Eine Geschichte Anhalts schrieb Anspach. — Im 15ten Jahrhundert erschien die treffliche thüringische Chronik von Rothe, eine andere thüringisch-hessische von Gerstenberger, eine dritte unbekannte, ferner eine Chronik von Erfurt und Eisenach, im 16ten eine Chronik von Zeiz durch Lange, von Schwarzburg durch Peckenstein, Jovius und Götz, und eine neue hessisch-thüringische Chronik von Saurus. Ueber die Lausitz schrieb im 16ten Manlius. Ueber Schlesien im 15ten der wackere Eisenloher in Breslau, Rosicius, Michael von Neisse, im sechszehnten Hessus, Rappold, Pohl, Curäus, Fischer, im siebzehnten Schickfuß, Henelius, Rhone, Möller, Tilesius, über Glatz Aelurius. Ueber Brandenburg im sechszehnten Leutinger, Entzelt, Hamarurgus, im siebzehnten Rittner und Bruchmann. Ueber Mecklenburg die Reimchronik des Ernst von Kirchberg im vierzehnten und die Geschichte von Mylius im sechszehnten Jahrhundert, so wie Heberichs Geschichte von Schwerin und Lindenbrogs von Rostock. Ueber Pommern im sechszehnten Jahrhundert die schöne Chronik von Kantzow, ein Werk von Bugenhagen, eine gute Chronik von Stralsund durch Berkmann, im siebzehnten die pommersche Geschichte von Micrälius und Rango, die Kirchengeschichte von Kramer, die Geschichte Stettins von Friedeborn. Ueber Preußen im fünfzehnten Jahrhundert Johann von Lindenblatt, im sechszehnten Runovius, Caspar Schütz und Lucas David; über Liefland schon im dreizehnten Jahrhundert Ditleb von Altneke, im sechszehnten Rüssowen, im siebzehnten Strauch und Menius.

Auch um die Geschichte des Auslands fing der Deutsche an sich zu bekümmern. Im fünfzehnten Jahrhundert schrieb Herzog Erich von Pommern eine Geschichte Dänemarks, im sechszehnten schrieb Turläus über die Normannenzüge, der kaiserliche Gesandte Hertenstein und Princius über Moskau und die Russen, Hermann und Laurentius Müller über Polen, Ortelius über Ungarn, Curio über die Sarazenen, im siebzehnten gab Freinsheim seine berühmten Supplemente zum römischen Geschichtschreiber Livius heraus, ein Meisterstück in der bereits von den Humanisten eingeübten Kunst, sich ganz in den Geist des Alterthums zu versetzen. In demselben Jahrhunderte schrieben Neugebaur und Pastorius ab Hirtenberg über Polen, Einhorn über den lettischen Völkerstamm und Strobelberger die Geschichte von Montpellier ꝛc. Die neuen antiquarischen Leistungen der Humanisten, besonders der Holländer, will ich hier übergehen.

Zuletzt wenden wir den Blick zu den deutschen Reisenden, die uns Kunde von den fernen Welttheilen gebracht. Anfangs pilgerte man noch eifrig nach dem heiligen Lande, daher die Reisebeschreibungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Margenthal, Breydenbach, Hans Tuchor, Faber, Anselm und Ludwig von Eib, aus dem sechszehnten von Tschudi, Merike, Melchior von Seidlitz, Fürer, Zur Lauben, Wankel, im siebzehnten von Schweigger und Cadoviciuș. Weitere orientalische Reisen, zum Theil bis nach Persien, machten im sechszehnten Jahrhundert Rauwolf, Baumgarten, Breuning von Buchenbach und Porsius, der einen persischen Krieg in Versen beschrieb, im siebzehnten

Gentius, der in Constantinopel alle Bibliotheken durchsuchte und zum erstenmal Saadi's Gulistan aus dem Persischen übersetzte, Olearius, der als Gesandter über Rußland nach Persien ging, Troilo und Strauß. Peter Heyling von Lübeck kam nach Abyssinien, heirathete dort eine nahe Verwandte des Königs und übersetzte 1647 das Evangelium Johannis ins Amharische. — Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts machten die Holländer ihre ersten Reisen um die Welt, 1598 Van Noort, 1615 Schouten 2c. Auch Deutsche schlossen sich an sie an und haben uns öfters ihre Reisen beschrieben, so 1614 Georg von Spielberg und 1626 Deker von Straßburg. Diese Reisen um die Welt wurden zu regelmäßigen Handelsreisen nach Ostindien. Dergleichen machten im siebzehnten Jahrhundert die Holländer Van den Brock, Matelief, Bonteku, Saar 2c. Aber auch eine Menge Deutscher begleitete sie und beschrieb ihre Reisen, so Wurfbain von Nürnberg, ein Herr von Mandelslohe aus Mecklenburg, von Boy von Frankfurt, Merklin, Kirwitzer, Vogel und Ziegenbalg. Sogar bis nach China drangen deutsche Reisende vor, und es waren namentlich deutsche Jesuiten, die in diesem entlegensten Osten die Heiden bekehrten und die Gunst der mächtigen Kaiser China's durch ihre Kunstfertigkeit erwarben. Der berühmteste unter denselben war der Pater Verbiest († 1668). Ein anderer, Pater Paulinus, beschrieb den Eroberungskrieg, durch den die jetzige Mandschu-Dynastie auf den chinesischen Thron kam, ein dritter hieß Götz. — Auch nach Amerika ging der Zug der Reisenden. Philipp von Hutten aus Schwaben half Mexico erobern, Schwindel von Straubing Buenos Ayres erbauen (1535), Aldenburg Brasilien erobern (1623). Marggravius beschrieb die Naturwunder Brasiliens († 1644) und Apollonius Florida und Peru.

Auch Europa wurde von den Deutschen näher untersucht und beschrieben, Neapel von Baccus, Malta von Breithaupt, Siebenbürgen durch Georg von Reichersdorf, Rußland durch Olearius, Herbenstein und Meyenburg, Lappland durch Scheffer, Spitzbergen durch den Holländer Hemskerk, der 1596 dort überwintern mußte, Grönland durch Martens.

Für Geographie überhaupt war im fünfzehnten Jahrhundert schon Martin Behaim von Nürnberg durch eine gute Landkarte (1484) und im sechszehnten Apianus (Bienewitz), Gemma, Loritus, Sebastian Münster, vor allen aber der Holländer Mercator thätig, der die Gradeintheilung auf den Landkarten einführte, wie sie noch jetzt üblich ist, dann im siebzehnten Jahrhundert Cluver aus Danzig, der auch die alte Geographie aufzuhellen strebte. Für die Topographie leistete das Meiste der ausgezeichnet fleißige Kupferstecher Merian in Basel († 1651), der ausführliche Beschreibungen der Hauptländer Europa's mit Kupfern herausgab.

Zweiter Abschnitt.
Das Zeitalter der Revolution.

Achtzehntes Buch.
Preußens Erhebung.

Capitel 410.

Alleinherrschaft der Politik.

Der westphälische Friede war die Leichenfeier der religiösen Interessen und setzte die wälsche Praktik, die sich bisher der kirchlichen Parteiung so gut zu ihrem Zwecke bedient hatte, zum Universalerben ein, zwang sie aber eben dadurch, jetzt ohne Maske aufzutreten.

Von nun an betrachtete man alle Dinge unter einem politischen Gesichtspunkte, zunächst zwar nur unter dem des fürstlichen Familieninteresse's, allmählich aber auch unter dem des Nationalinteresse's. Die Fürsten selbst waren Schuld, daß die Völker nicht mehr ausschließlich an das himmlische Heil bei diesem oder jenem Glaubensbekenntniß, sondern vielmehr an das irdische Heil bei dieser oder jener politischen Verfassung dachten, denn die Fürsten waren mit dem Beispiel ihrer Politik lange vorangegangen.

Nun traten allmählich auch alle die Bestrebungen von politischer Natur, die während der Religionskämpfe durch das vorherrschende kirchliche Interesse unterdrückt worden waren, wieder hervor, und zwar weit allgemeiner und bestimmter. Die ersten Versuche der Bauern, das Feudalsystem mit der Hierarchie zu stürzen, waren mißlungen, weil so große Dinge nie auf Einmal geschehen können, aber desto gewisser und nachdrücklicher mußte der Kampf gegen das Feudalsystem nach dem Sturze der Hierarchie wiederholt werden, und es mußte daraus ein Ringen nach allgemeiner politischer Befreiung in demselben Sinne entstehen, wie man seit Huß nach allgemeiner kirchlicher Befreiung getrachtet hatte. Der geistlichen Reformation mußte also die weltliche folgen, die man zum Unterschied die Revolution genannt hat.

Die Revolution war wesentlich gegen das Feudalwesen oder gegen das auf demselben ruhende weltliche Staatsgebäude des Mittelalters gerichtet, so wie die Reformation gegen die Kirche des Mittelalters. Die Revolution ging daher nicht von den Völkern, sondern ursprünglich von den Fürsten aus, weil diese es zuerst waren, die den alten künstlichen Bau des Reichs zerstörten; aber die Revolution hörte in dem Augenblicke auf, Sache der Fürsten zu seyn, da diese

sich aus den Trümmern des Reichs arrondirt hatten. Von da an wurde sie Sache der Völker.

Die Revolution ging auch nicht von Deutschland, sondern sie ging von Frankreich aus. Das große Reich der Karolinger umfaßte beide Länder, aber Odo war der erste treulose Vasalle, der sich vom Reichsverbande trennte und eine besondere Fürstenmacht neben dem Kaiser gründete. Dieser Odo gab allen folgenden Fürsten das Beispiel, so viel deren sich in das alte heilige Reich getheilt haben. Zugleich aber waren es diese neuen französischen Könige seit Odo, die auch nach unten zuerst die Macht der Stände brachen und dieselben ihrem Hofdespotismus unterwarfen, ein Beispiel, das eben so von allen später vom deutschen Reiche losgerissenen Fürsten nachgeahmt wurde. Es war mithin natürlich, daß auch in Frankreich zuerst wieder das Volk sich emancipirte und hierin den übrigen Völkern ein Beispiel gab.

So war die Reformation ausschließlich das Werk der Deutschen, aber die Revolution ist französischen Ursprungs.

Dieser Umstand erklärt es, warum seit dem westphälischen Frieden alles, was geschieht, in erster Linie in Frankreich und erst in zweiter in Deutschland geschieht. Mag sich unser Nationalstolz dagegen sträuben, so ist es dennoch wahr, daß die großen politischen Fehler wie die großen politischen Verbesserungen, die wir seit zwei Jahrhunderten erlebt haben, immer erst von Frankreich auf uns übergewandert sind, und daß die Initiative, welche die Franzosen in allen großen politischen Fragen ergriffen haben, uns immer unvorbereitet fand, uns die schmerzvollsten Wunden schlug, die härtesten Demüthigungen bereitete, bis wir ihnen endlich den Vortheil abgelernt hatten, und, wieder einmal in alter Kraft uns erhebend, Frankreichs Uebergriffe zurückschlugen. Zu dieser untergeordneten und defensiven Stellung gegen Frankreich werden wir wahrscheinlich noch so lange verdammt bleiben, bis der Kreislauf politischer Emancipationen in Frankreich, der diesem Lande so überwiegende Energie verleiht, durchlaufen ist und der unsrige culminirt.

Capitel 411.

Ludwig XIV.

Man nannte das Jahrhundert, das dem westphälischen Frieden folgte, le siècle de Louis quatorze, denn dieser französische König war die Sonne, die es erleuchtete und ihren Glanz auf alle europäischen Höfe als eben so viele Planeten und Monde ausgoß. In ihm war die erste Revolution gegen das Mittelalter vollendet, denn er hatte alle ständischen und aristokratischen Interessen seinem Despotismus unterworfen. Er war noch unumschränkter als selbst der, von strengen Gesetzen abhängige türkische Sultan, er durfte sagen l'état c'est moi, d. h. der Staat bin Ich, ganz Frankreich, Land und Leute, ihr Vermögen, ihre Arme und selbst ihr Gedanken sind mein! Sich dieser Macht zu bedienen, sie vor aller Welt zur Schau zu tragen, war sein einziges Augenmerk, und ihm nachzuahmen war das eifrige Bestreben aller europäischen, besonders auch der deutschen Fürsten.

Sofern Ludwig seine Person an die Stelle des ganzen Staats und Volks setzte, machte er auch seine persönlichen Zwecke zu Zwecken des Volks. Persönlich aber trachtete er nach dem möglichst wollüstigen Genuß seiner Allmacht, und das Volk hatte keinen höhern Zweck mehr, als für das Vergnügen des Königs zu arbeiten; car tel est notre plaisir, pflegte er seine Befehle zu unterzeichnen. Das prachtvolle Lustschloß Versailles sollte der irdische Himmel dieses irdischen Gottes werden, ungerechnet kleiner Nebenhimmel für besondere Vergnügungen der

Jagd und Wollust. Maitressen und eine unermeßliche Schaar von Augendienern bevölkerten dieses neue Himmelreich, belastet mit dem Golde, das man dem armen in tiefe Sklaverei herabgedrückten Volke auspreßte. Der Adel und die Geistlichkeit, längst dem Herrn unterworfen, wurden in die Liederlichkeit des Hofes hineingezogen, aus ihnen recrutirte sich das zahllose Hofgesinde; Bürger und Bauer allein wurden davon ausgeschlossen, und aus ihren Steuern wurden die Kosten bestritten. Erhoben sich gute Köpfe in diesen untern Ständen, so wurden sie ebenfalls als Gelehrte, Dichter und Künstler in den Venusberg des Hofes gezogen, und der König begünstigte auf die freigebigste Art jede Wissenschaft und Kunst, aber nur sofern sie sich erniedrigten, ihm zu schmeicheln.

Ein so glänzendes Beispiel wirkte magisch auf die übrigen Fürsten Europa's. Ludwig XIV wurde ihr Vorbild; so völlig ein Gott auf Erden zu seyn, wie er, wurde das Ziel, wonach die Meisten trachteten. Selbst das arme, im Glaubenskrieg verblutete Deutschland konnte diesem neuen Wahnsinn nicht entgehen. In dem gräßlich ausgebrannten und verhungerten Sachsen fing Kurfürst Johann Georg II 1656 an, den kleinen Ludwig XIV zu spielen. Eine prächtige Garde, eine große Erweiterung der Hofbediennungen, die rauschendsten Feste, große Jagden, sogar Löwenhetzen, Schauspiele, italienische Opern (eine neue Mode, daher die Sänger mit großen Kosten aus Italien berufen wurden), Schifffahrten und Feuerwerke auf der Elbe, die Anlegung theurer Kunstcabinette und Seltenheiten sollten den Ruhm des sächsischen Kurfürsten dem des großen Königs von Frankreich an die Seite stellen, und schon 1660 brach der Bankerott aus, aber die armen Landstände mußten das Volk zum Zahlen bringen. Der zweite Nachfolger dieses üppigen Herrn, Johann Georg IV, der bis 1694 regierte, nahm das Fräulein Sibylle von Neidschütz zur Maitresse und ließ sie und deren Mutter für sich regieren und das Land ausplündern. Beide aber übertraf sein Bruder und Nachfolger, der sogenannte starke Kurfürst, von dem nachher. — In Bayern hatte schon Herzog Wilhelm († 1626) das Land in tiefe Schulden gestürzt, durch eine übertriebene Kunstliebe, durch Prachtbauten für die Jesuiten ꝛc. Derselbe führte auch Castraten von Rom als Sänger ein, um Gott in den katholischen Kirchen zu loben. Max führte das Steuer unter furchtbaren Stürmen bis 1651. Sein Nachfolger Ferdinand Maria aber († 1679) ahmte den Sachsen nach. Was Bayern im dreißigjährigen Kriege gelitten, schien vergessen, der Kurfürst baute sich Schleisheim (das kleine Versailles) und Nymphenburg (das kleine Marly), und gab Schauspiele und Feste nach französischem Muster. — In Braunschweig-Wolfenbüttel baute Herzog Anton Ulrich 1691 das Lustschloß Salzdahlum ebenfalls nach dem Muster von Versailles, und erschöpfte die Landescasse gänzlich durch Opern, Maskeraden und Prunk aller Art. — In Braunschweig-Lüneburg bekam Herzog Ernst August eine solche Vorliebe für Italien, wohin er oft reis'te, daß er nicht nur, wie der Kurfürst in Dresden, eine italienische Oper und Capelle mitbrachte, sondern sogar dem italienischen Capellmeister Steffani die Regierungsgeschäfte anvertraute. Doch waren dieß nur die ersten Anfänge, die Nachahmung Ludwigs XIV sollte noch viel häufiger und ausschweifender wiederholt werden.

Während die meisten Fürsten dieser Gallomanie (Franzosenwuth) sich ergaben, ging es am kaiserlichen Hofe zu Wien noch immer still, spanisch, jesuitisch her. Sowohl Ferdinand III als sein Nachfolger Leopold I (zubenannt mit der dicken Lippe) waren schwache Fürsten, der letzte in seiner ungeheuren Allongeperrüke im höchsten Grade phlegmatisch.

Die rühmlichste Ausnahme in jener traurigen Fürstenzeit machte Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den das Volk nur den großen Kurfürsten

nannte. Dieser würdige Regent trieb gleich bei seinem Regierungsantritt das Gesindel, das seines Vaters Lüsten gedient hatte, von dannen und ließ den Grafen Schwarzenberg hinrichten. Gern hätte er Deutschlands Ehre im westphälischen Frieden gerettet, er that wenigstens alles, um nachher noch die beiden Völker, die sich räuberisch eingedrängt, ritterlich zu bekämpfen. Er that dieß im rein brandenburgischen Interesse gegen die Schweden, im deutschen gegen die Franzosen. Ein eben so großer Staatsmann als Kriegsheld, ächt deutsch, sittenrein, vom Volke warm geliebt, hätte er der deutsche Kaiser seyn sollen.

Capitel 412.

Der Schweizer Bauernkrieg.

Die ersten zwanzig Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege verflossen in tiefer Ruhe. Ganz Europa mußte sich nach so furchtbaren Anstrengungen erholen. Nur in der Schweiz, die während der allgemeinen Wirren sich der behaglichsten Sicherheit erfreut hatte, erhob sich plötzlich ein kleiner, aber interessanter Kampf.

Der dreißigjährige Krieg hatte die Leidenschaften der Schweizer aufgeregt, ohne sie zum Ausbruch kommen zu lassen. Zahllose deutsche Flüchtlinge, die ihre Reichthümer in den sichern Alpen bargen, hatten Geld ins Land gebracht, und dieser Geldstrom warf sich wie eine Scheidewand zwischen die armen und die reichen Schweizer, die Herren und die Bauern. Die speculativen Städter, Politik immer mit kaufmännischem Geiste verbindend, begünstigten den hereinbrechenden Luxus des Landvolks und verschafften ihm die Mittel dazu, indem sie ihm Geld auf seine Güter liehen. Das Landvolk konnte nun zechen und sich gütlich thun, die Städter aber hatten ihr Capitale sicher im Grund und Boden angelegt und zugleich die Bauern zu ihren Schuldnern gemacht, mithin deren politische Freiheit durch Privatabhängigkeit untergraben. Als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging und die Fremden die Schweiz verließen, das Geld sich verlief, wurde nach und nach den Bauern ihre neue Lage fühlbar. Jakob Wagenmann von Sursee schrieb gleichzeitig: „Also, zur Verzweiflung getrieben, dachten sie auf Krieg, als auf das letzte Hülfsmittel, durch welches auf Einmal alle Schulden völlig ausgetilgt würden. Es fehlte nur noch ein Vorwand, der aber, als die Verschuldeten sich zu versammeln anfingen, sogleich auch gefunden wurde. Sie erkannten und erklärten, daß die von der Regierung gesetzten Landvögte allzu strenge seyen (und zuweilen waren sie es auch), und daß die bestehenden Gesetze mehr die Habsucht und den Eigennutz der Regenten, als die Gerechtigkeit und den öffentlichen Wohlstand beförderten."

Zu den Reizmitteln der Unruhe gesellte sich noch das Beispiel der Freiheit. Es lag in der Natur der Sache, daß die von Luzern abhängigen Entlibucher, und die Bern gehorchenden Emmenthaler nur mit Eifersucht ihre nächsten Nachbarn in Unterwalden und Schwyz eine Freiheit genießen sahen, zu der sie durch gleiche Abstammung, gleiche Hanthierung und Nachbarschaft nicht minder berufen waren. Daß solche Gefühle im Volk lebendig wurden, erhellt schon aus den ersten Aufzügen der empörten Entlibucher, die drei starke Männer, in alte Tracht verkleidet, als Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal voranziehen ließen.

Im Jahre 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch, als Emmenegger daselbst gegen die Herabsetzung der Scheidemünze protestirte, und der Luzerner Rathsherr Krebsinger ihn anfuhr: „er werde den unruhigen Bauern 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schicken." Man muß nun bedenken, wie verhaßt

sich die Kriegsbanden im dreißigjährigen Kriege gemacht hatten, um zu begreifen, welchen Eindruck eine solche Drohung auf die Bauern machen mußte. Im ersten Zorn mißhandelten sie die Luzerner Schuldboten und jagten sie aus ihrem Thale. Dann bewaffneten sie sich und schreckten die Stadt, die sogleich Friedensboten hinaus sendete und ihnen vorstellen ließ, „die Obrigkeit sey von Gott." Da rief ihnen Krummenacher, ein riesengroßer Bauer, brüllend zu: „ja, ihr seyd von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seyd." Die Stadt machte einige Concessionen, und man versöhnte sich. Unterdeß hatte die wachsame Aristokratie von Bern schon Rüstungen gemacht, aber gerade diese zu große Vorsicht schadete ihr, denn das Bernische Aufgebot weigerte sich, gegen die Entlibucher zu fechten, und dieser Ungehorsam gab auch dem Berner Landvolk das Signal zur Empörung. Es theilte sich sofort in die Linden (Gemäßigten) und Harten (Radicalen). Die letztern versammelten sich zu einer Landsgemeinde und wählten den beredten Niklaus Leuenberg zu ihrem Haupte. Nun begingen die Baseler Aristokraten denselben Fehler. Sie schickten 500 Soldaten über den Jura nach Aarau; diese Zahl wurde durch das Gerücht vergrößert und ein so allgemeiner Schrecken vor hereinbrechenden wilden Soldatenhorden verbreitet, daß nun auch das zunächst bedrohte Aargau aufstand und die Soldaten mit leichter Mühe davon jagte. Doch glückte es der eidgenössischen Vermittlung, auch in Bern Frieden zu stiften. In Solothurn fielen ebenfalls Unruhen vor, hier war aber die Regierung noch mehr zu Concessionen geneigt. Auch Basel machte dem empörten Landvolke von Liestal Zugeständnisse, und so schien die Ruhe zu beiderseitiger Zufriedenheit hergestellt.

Der Kampf begann aber von frischem. Der den Bauern feindliche Wagenmann berichtet: „Die Dorfmagnaten im Entlibuch, die seit zwei Monaten regiert hatten, wollten sich nicht so leicht von ihrer Herrschaft verdrängen lassen. Die Willisauer behaupteten, daß sie den fünften Artikel, der die Besetzung der Aemter der Regierung zuspricht, beim Vorlesen nicht deutlich genug verstanden hätten; und dieß zu hindern, habe man während des Vorlesens die Trompeter blasen lassen." Zugleich erschien eine Proclamation der Tagsatzung, worin die Bauern als Rebellen bezeichnet und ihnen allein die Schuld beigemessen war. Diese Proclamation machte ihnen die Aufrichtigkeit ihrer Regierungen beim Abschlusse der Friedensartikel höchst verdächtig. Die Aristokraten aller Kantone schienen sich gegen sie verbündet zu haben, dem setzten sie also einen Bund aller Bauern entgegen, und luden ihre Genossen aus allen Kantonen, ohne Unterschied der Religion, nach Sumiswald im Bernischen auf den 23 April zu einer allgemeinen schweizerischen Landsgemeinde. Hier präsidirte Leuenberg, gegen seinen Willen, doch von den Bauern gezwungen.

Dieser Bauernbund suchte sich nun vor allem die alten Bauernbünde in den demokratischen Urkantonen zu befreunden, aber da kamen sie übel an, denn Bauernstolz geht über allen Stolz, und ein Bauer in Uri hielt sich für viel zu vornehm, um sich mit einem in Entlibuch gemein zu machen. Leuenbergs Depesche wurde von den Urnern mit Hohn zurückgesandt, „mit den rebellischen, aller Vernunft beraubten Bauern" wollen sie nichts zu schaffen haben.

Mehr als je war man nunmehr vor fremdem Kriegsvolk besorgt, und da die Bauern ein Schiff mit Eisenwaaren auf der Aar wegnahmen und darin auch Granaten fanden, so schrieen sie: „das sind also die Weinbeeren, die man uns schicken will," und alles griff zu den Waffen, sich gegen die eingebildete Gefahr zu vertheidigen.

Nunmehr dachten aber die Regierungen mit Ernst auf bewaffneten Widerstand. Es kam ihnen zu Statten, daß der französische Gesandte an Leuenberg

schrieb und ihn für das Vaterland verantwortlich machte, wenn er durch den Aufstand den Oesterreichern Gelegenheit gäbe, ins Land zu fallen. Diese Rücksicht wurde benutzt, um die bloß aristokratische innere Frage in eine patriotische äußere einzuhüllen und die Bauern als Feinde nicht nur der Aristokratie, sondern des Vaterlandes zu bezeichnen. Inzwischen machte das dunkle Bewußtseyn, überlistet zu werden, die Bauern nur noch wüthender, und der Kampf wurde unvermeidlich, als Bern, Luzern, Basel und selbst Zürich, das wegen seiner Seebauern besorgt war, mächtige Rüstungen machten.

Ein Zufall und eine Kriegslist öffneten den Regierungstruppen die von den Bauern besetzten Pässe und vereitelten deren Kriegsplan. Der Hofmeister eines Berner Aristokraten ließ sich durch Neugier verleiten, sich das Bauernwesen anzusehn, wurde gefangen, und hatte das Glück, in einem Nebenzimmer zuzuhören, wie sich Leuenberg mit dem bäuerischen Feldhauptmann Schybi berieth. Da man ihn nun wieder laufen ließ, verrieth er Schybi's gegen die Züricher sehr gut angelegten Schlachtplan, so daß die Züricher ihre Gegenoperationen machen konnten. Von Waadtland her kamen gegen 6000 Mann Bernische Truppen, aber Leuenberg ließ ihnen bei Gümmenen den Paß verlegen. Da ersann der Berner Landvogt Dürheim die List, auszusprengen, Leuenberg sey mit seinem ganzen Heere katholisch geworden, und der ganze Aufruhr habe nur den Zweck gehabt, die Berner zu verlocken und in die Gewalt des Papstes zu liefern. Diese Lüge reichte hin, die protestantischen Bauern, die den Paß hüteten, dergestalt zu entsetzen, daß sie auf und davon liefen, „als ob der Papst sie schon beim Halse gepackt hätte." So gewann Dürheim den wichtigen Paß. Mit nicht weniger List ließ sich die Regierung von Luzern, gegenüber ihren bigott katholischen Bauern, ein Zeugniß von der Geistlichkeit geben, daß ihr Krieg gegen die rebellischen Unterthanen von Gott erlaubt sey. Dadurch machte sie die frommen Seelen von den Bauern abwendig.

Endlich zog General Werdmüller von Zürich mit kriegsgeübten Regimentern, besonders mit Reiterei und Artillerie, den, wenn auch zahlreichen, doch schlecht bewaffneten Bauern entgegen. Bei Ortmarsingen unfern Lenzburg fand er ungefähr 1500 bewaffnete Bauern, die den Wald besetzt und sich hinter mühsam angelegten Verhauen tüchtig verschanzt hatten. Werdmüller stutzte und ließ seine Truppen hier Halt machen. Als einige Hauptleute der Bauern hervortraten, fragte sie der Generalmajor, warum sie denn die Waffen ergriffen hätten? Sie erwiederten: „Sie wünschen nichts so sehr, als den lieben Frieden. Sobald man ihnen die vor hundert Jahren genossenen Freiheiten und Rechte, die man ihnen geraubt, wieder zurückstelle, werden sie die Waffen niederlegen; aber eher nicht. Der Gewalt werden sie tapfern Widerstand entgegensetzen. Einmal müssen sie doch sterben." Wenige Tage darauf kam es bei Wohlenschwyl zu einer Hauptschlacht. Die Bauern kämpften in dem brennenden Dorfe unter dem Kanonenfeuer des Generals bis in die Nacht mit großer Tapferkeit; beide Heere zogen sich in ihre Lager zurück. Da die Bauern aber sahen, daß sie sich gegen die Kanonen nicht würden halten können, nahmen sie die Friedensvorschläge des Generals an, die trüglich genug abgefaßt waren: „was den Oberkeiten oder Unterthanen noch weiter möchte angelegen seyn, soll, in Ermanglung freundlichen Vergleichs, dem Rechten unterworfen werden." Dieser Artikel ließ den Bauern die Hoffnung eines freundlichen Vergleichs, die aber ganz eitel war, da er den Städtern zugleich das Ablehnen eines Vergleichs und das Recht, d. h. die Strafgewalt vorbehielt. Anfangs ging man auch mit den Bauern auf Freundesfuß um, und Leuenberg hielt mit dem General Werdmüller offene Tafel. Bald aber kam die Rache nach.

Die Entlibucher Bauern waren stolz genug, dem Frieden zu mißtrauen, sie rie-

riethen den Bernern davon ab, und zogen, da diese sich dennoch verführen ließen, allein von dannen. In Entlibuch, von allen Seiten umringt, wehrten sie sich zwar mit dem ausdauerndsten Heldenmuthe, wurden aber endlich besiegt und die Häupter gefangen.

Da nun einige Berner Bauern den Entlibuchern zu Hülfe gezogen waren, ohne jedoch am Kampfe Theil zu nehmen, so gab dieß den Regierungen abermals erwünschte Gelegenheit, den Frieden von Wohlenschwyl zu brechen und an den Bernern Rache zu üben, die jetzt nach dem Untergange der Entlibucher ebenfalls vereinzelt und zum Widerstande zu schwach waren. Um die Bauern recht zu schrecken, brach Herr von Erlach mit einem Heere von Bern nach Wangen auf, und ließ alles vor sich her verbrennen, morden, plündern, schänden, wie in den Zeiten der wildesten Barbarei. Leuenberg schrieb sogleich an Werdmüller, mahnte ihr, den Frieden von Wohlenschwyl aufrecht zu erhalten, und reinigte sich von der Schuld des neuen Kampfes, den nicht er, sondern Erlach und seine entmenschten Horden veranlaßten. Dann brach er an der Spitze von 5000 Emmenthalern gegen Erlach auf, da er aber zu schwach und schlecht bewaffnet war, erlitt er eine Niederlage, und fiel bald darauf durch Verrath eines Bauern, der sich dadurch Gnade auswirkte, in die Hände seiner Feinde.

Werdmüller gab sich alle Mühe, seinen zu Wohlenschwyl abgeschlossenen Frieden zu Gunsten der Bauern zu deuten; aber die Stadtjunker wollten keinen Vergleich, sondern nur Rache. Es begann nun in allen Orten, wo man die Bauern gefangen hatte, ein schreckliches Gericht. Foltern, Hängen, Köpfen, Rädern, Viertheilen, oder wenigstens Zungen- und Ohrenschlitzen, Verkaufen auf die venetianischen Galeeren, lange Kerker- und Arbeitsstrafen waren an der Tagesordnung. Am hartherzigsten verfuhren die Baseler, obgleich sie am wenigsten gefährdet gewesen waren. Die Solothurner verfuhren mit der meisten Gnade, aber nicht ohne niederträchtige Gesinnung, denn sie schonten das Leben der Bauern und thaten ihnen am Leibe nichts, legten ihnen aber große Geldstrafen auf. Diese gutmüthigen Junker von Solothurn dachten an nichts, als Geld zusammen zu scharren, daher sie auch damals ihr Separatbündniß mit Frankreich eingingen. An den Häuptern übte man besondere Grausamkeit. Der tapfere Schybi, ein schöner und starker Mann, duldete die härteste Folter, ohne das Geringste auszusagen. Leuenbergs Haupt wurde nebst dem Bundesbrief an den Galgen geheftet und sein geviertheilter Leib an vier Orten aufgehangen.

Ein eidgenössisches Schiedsgericht fand für gut, den Frieden von Wohlenschwyl wenigstens so weit anzuerkennen, um den Bauern einige wenige Concessionen zu sichern; aber die einzelnen Regierungen beeilten sich nicht, den Bauern dieß zu bestätigen. Vergeblich harrten die Entlibucher auf den schiedsrichterlichen Brief, und da er immer ausblieb, geriethen sie von neuem in die äußerste Wuth. Die drei sogenannten Tellen, d. h. die Männer, die bei dem ersten revolutionären Aufzuge im Entlibuch die drei alten Schweizer vom Grütli vorgestellt hatten, faßten den Entschluß, den alten Tell nachzuahmen, lauerten einigen Rathsherren von Luzern in einer hohlen Gasse auf, und tödteten den einen, verwundeten den andern. Als sie hierauf von Soldaten in ihrer Wohnung aufgesucht wurden, wehrten sie sich wie Verzweifelte, und der letzte hieb noch lange, auf dem Dache des Hauses sitzend, mit seinem großen Schwerte die Anstürmenden herunter, da man ihn gern lebendig gefangen hätte, bis auch er heruntergeschossen wurde. Ihr Tod hatte inzwischen zur Folge, daß Luzern endlich die stipulirten Concessionen dem Entlibuch verkündete.

Die siegreichen Städte wurden bald sehr übermüthig, und dehnten ihre Anmaßungen auch auf die freien Bauern der Urkantone aus. Es war nicht mehr

reines religiöses Interesse, als Zürich und Bern sich einiger um des Glaubens willen aus Schwyz vertriebener Familien annahmen, den Schwyzern deßhalb Gesetze vorschrieben und zuletzt sogar einen Krieg anfingen; der Glaubenseifer war nicht mehr so rege, der stolze Bürger wollte sich nur am Bauern reiben. Aber die Katholiken thaten sich zusammen, und schlugen die Reformirten bei Vilmergen, 1656. An demselben Orte wurde 1712 eine noch blutigere Schlacht zwischen denselben beiden Parteien geschlagen, da die katholischen Bauern und reformirten Städter sich um das gegen den harten Abt von St. Gallen empörte Toggenburg zankten. Dießmal siegten die Städter.

Capitel 413.

Ludwigs XIV Krieg gegen Holland.

Der stolze König von Frankreich sah rings um sich ermüdete Völker und schwache Fürsten. Die Macht, die er im Innern seines Reichs übte, auch nach außen auszudehnen, schien nicht schwer. Das Recht dazu nahm er sich selbst; er glaubte ein neuer Karl der Große zu seyn und fing ohne viel Umstände zu erobern an. Um aber mit größerer Sicherheit über die kleinen Staaten im Westen Deutschlands herfallen zu können, hetzte er zuvor die Türken gegen Oesterreich und die Schweden gegen Brandenburg auf.

In Schweden war nach Christinens Thronentsagung und Uebertritt zur katholischen Kirche (diese Tochter des großen Gustav Adolf war eine wollüstige Phantastin) ein Seitenverwandter aus einem Nebenzweige des Pfälzer Hauses, Karl Gustav von Zweibrücken-Birkenfeld, auf den Thron gelangt, und dieser junge König nahm nicht nur den polnischen Krieg wieder auf, sondern schien auch im Bunde mit Frankreich das alte Eroberungssystem in Deutschland fortsetzen zu wollen, daher schloß der wachsame Kurfürst von Brandenburg schon 1655 ein Gegenbündniß mit Dänemark ab.

Kaiser Ferdinand III starb 1657. Ein Jahr lang schwankten die Kurfürsten, bis sie seinen Sohn Leopold I wählten, doch blieb der Versuch Frankreichs, einen Rheinbund unter dem Protectorate Ludwigs XIV dem Hause Habsburg entgegenzusetzen, damals noch ohne Erfolg. Dagegen wurden die Türken aufgehetzt. Siebenbürgen, dieses merkwürdige Land, das nach und nach, vorzüglich unter dem altungarischen Könige Geisa II und Ademar II mit sächsischen Colonisten bevölkert und in der Reformationszeit lutherisch geworden war, in dem aber neben jenen deutschen Colonisten slavische, wallachische und ungarische Volksstämme lebten, hatte unter seinen letzten selbstständigen Herrschern, besonders unter Bethlen Gabor, eine große Rolle gespielt. Jetzt war sein Fürstenthum erledigt, und das Haus Habsburg stritt darum mit den Türken. Ein großes türkisches Heer fiel in Ungarn ein, aber das Glück gab dem Kaiser einen musterhaften Feldherrn, den Montecuculi, der die Türken in der Schlacht bei St. Gotthard schlug, 1664. Der Wahlspruch dieses Feldherrn war: „Zum Kriege braucht man drei Dinge, Geld, Geld, Geld!" Doch wußte er auch vom Gelde Gebrauch zu machen, denn stets war der Sieg mit ihm.

Immer lauernd, wie ein Hund, der den kranken Löwen angreifen will, und es doch nicht recht wagt, ging Ludwig XIV jetzt noch nicht auf das Reich unmittelbar los, sondern zunächst auf die davon abgerissenen Theile, die spanischen Niederlande und Holland. Spanien lag in tiefem Verfalle. Das System Philipps II trug seinem Nachfolger traurige Früchte. Die Könige schliefen unter Gebeten

ein, die Flotte verfaulte, die Armee zerlumpte; so konnte für die Niederlande nichts geschehen. Nur Holland, England und Schweden verbanden sich gegen Frankreich, blieben aber ruhig, als Ludwig sich im Frieden von Aachen mit der Besitznahme von zwölf festen Plätzen begnügte. Das Reich rührte sich nicht, 1668.

Ludwig hatte nun festen Fuß in den Niederlanden gefaßt, und fiel 1672 plötzlich über Holland her. Zwei deutsche Fürsten, der Kurfürst Joseph Clemens von Köln (Bruder des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern) und der Bischof von Münster, traten als eifrige Katholiken in ein offenes Bündniß mit Frankreich, um an dem Raube Theil zu nehmen, und sogar am kaiserlichen Hofe sah man gern, daß die übermüthigen Holländer bestraft würden. In Holland selbst sah es übel aus. Nach dem Tode Wilhelms II waren die Oranier von der Volkspartei beseitigt worden, und Jan de Wit stand seit 1650 an der Spitze der Geschäfte; dieser Mann war aber so wenig kriegerisch, daß er in Verzweiflung allen Widerstand aufgab, als Ludwig XIV mit 180,000 Franzosen in Holland einrückte. Kein Heer war gerüstet, die zahlreichen Festungen in schlechtem Stande, und schon hatte Ludwig vierzig feste Plätze weggenommen. Da machte das Volk in Amsterdam einen furchtbaren Aufstand, ermordete Jan de Wit und seinen Bruder Cornelius, und erhob Wilhelm III von Oranien zum Statthalter. Dieser, seinem Ahnherrn ähnlich an Geist und Muth, bewaffnete schnell das erbitterte Volk, ließ die Dämme des Meeres durchstechen, und zwang die Franzosen trotz ihrer Uebermacht zum Rückzuge, während der tapfere holländische Admiral de Ruyter sie zur See schlug.

Der große Kurfürst von Brandenburg betrieb aufs eifrigste die Reichshülfe, denn Ludwigs Uebergriffe ließen keinen Zweifel übrig, was er gegen das unbewaffnete Deutschland vorhabe. Der Kurfürst selbst rückte mit einem Heere nach Cleve, und bewog auch den Kaiser, zum Schirme des Reiches den wackern Montecuculi an den Rhein zu schicken. Diesem aber waren heimlich durch den kaiserlichen Hofkriegsrath in Wien die Hände gebunden. Ludwig hatte den Fürsten Lobkowitz, den mächtigsten Minister am Wiener Hofe, bestochen, und dieser wußte Montecuculi durch Befehle und Gegenbefehle für Ludwig unschädlich zu machen. Da der große Kurfürst das Feld nicht allein halten konnte, so schloß er unmuthig zu Vossem mit den Franzosen Frieden, 1673. Nun erst sah der Kaiser die Gefahr, Lobkowitz ward entfernt, und Montecuculi ging ernster zu Werke. Auch der große Kurfürst griff freudig wieder zu den Waffen, aber Ludwig hetzte die Schweden gegen ihn. Jetzt kämpfte Wilhelm III am Niederrheine gegen Condé, Montecuculi am Oberrheine gegen Turenne, der große Kurfürst in Brandenburg gegen die Schweden. Das Jahr 1675 rettete Deutschlands Ehre. Der Kurfürst schlug in einem wüthenden Angriffe der Reiterei, ohne nur das Fußvolk abzuwarten, die bisher so gefürchteten Schweden bei Fehrbellin, 1675. Hier war es, wo sein treuer Stallmeister Froben sich für ihn opferte, indem er anstatt des Kurfürsten dessen weißes von den Feinden aufs Korn genommene Pferd bestieg, und wenig Augenblicke darauf erschossen wurde. Auch Montecuculi siegte in demselben Jahre am Rhein; bei Saßbach unfern Straßburg fand Turenne, Ludwigs größter Feldherr, den Tod. Aus Rache verwüsteten die Franzosen die deutschen Gränzen an der Saar aufs schrecklichste, als aber auch ihre Flotte 1676 durch Ruyter an der Küste von Messina geschlagen wurde, obgleich dieser große Admiral dabei das Leben verlor, neigte sich Ludwig endlich zum Frieden. Er that es aber nur, um bei seinen uneinigen Gegnern durch schlaue Diplomatie wieder zu gewinnen, was er im Felde verloren hatte. In dem Frieden zu Nimwegen 1678 verstand er, alle seine Feinde zu isoliren, mit jedem einzeln abzuschließen, und so die Deutschen, trotz ihrem Siege, zu übertölpeln. Als Lud-

wig die zwölf niederländischen Festungen und noch dazu die Grafschaft Burgund (die Franche comté) von den Niederlanden abgetreten erhielt, glaubten Kaiser und Reich, dieser Verlust gehe ja nur Spanien an. Der große Kurfürst blickte tiefer, dachte patriotischer, aber alles wandte sich gegen ihn, er durfte nicht einmal Schwedisch-Pommern als Entschädigung für seine Anstrengungen und Siege behalten. Der Kaiser ließ ihn im Stiche, ganz mit Ludwig einverstanden, daß man keinen protestantischen Fürsten aufkommen lassen dürfe.

Capitel 414.

Die Türken vor Wien.

Während Ludwig im Westen um sich griff, bearbeiteten seine Gesandten in Constantinopel den Sultan unaufhörlich, den deutschen Kaiser im Rücken anzugreifen. Der Kaiser selbst aber gab dazu Veranlassung. Sein Walten in Ungarn war von der Art, daß es das mißhandelte Volk nicht länger ertragen konnte, und daß der ungarische Christ lieber den Türken um Hülfe rief, um seinen deutschen Henkern zu entgehen. Der stumpfsinnige Kaiser Leopold ließ die Jesuiten und die in ihrer Schule gebildeten Höflinge und italienischen Glücksritter walten. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte Pazman in Ungarn wie Canisius in Deutschland gewirthschaftet, und die Großen Ungarns durch jedes Mittel der Furcht und Bestechung, der Gewalt und Ueberredung vom Lutherthum zum Katholicismus zurückgebracht. Nur das gemeine Volk und seine Prediger hielten noch fest. Gegen diese wurde nun ein Staatsstreich unternommen. Zu Preßburg 1674 rief man alle lutherischen Geistlichen zusammen, beschuldigte sie ohne allen Grund einer Verschwörung, und ließ einen großen Theil derselben einkerkern, 29 auf die Galeeren schmieden. Zugleich vertheilte man die deutschen Soldaten, und begünstigte jede Ausschweifung derselben, um das Volk recht niederzuhalten. Gegen diese furchtbaren Bedrückungen und Plünderungen erhob endlich Tököly die Fahne des Aufruhrs, aber das unglückliche Volk hatte für seine gerechte Sache keinen andern Schutz, als die Türken, und diese brutalen Eroberer konnten nur Ketten für Ketten bieten.

Ludwig XIV sah diese Unruhen mit Freuden, verdoppelte seine Bemühungen am türkischen Hofe, und brachte es endlich dahin, daß die Türken unter ihrem Großvezier Kara Mustapha 280,000 Mann nach Ungarn schickten, während er selbst mit seinen Franzosen von Westen her ins Reich einfiel. Ein panischer Schrecken ging vor den Türken her, fast ohne Widerstand zogen sie durch ganz Ungarn, und lagerten sich vor den Thoren der Kaiserstadt Wien. Hier befehligte der tapfere Graf Rüdiger von Stahrenberg, während der geflüchtete Kaiser die Reichshülfe anrief. Zwei Monate lang widerstanden die Wiener, so grimmig auch die Türken anstürmten. Die Barbaren haus'ten schrecklich in der Umgegend, und schleppten 87,000 Menschen in die Sklaverei fort. Die so große und nahe Gefahr brachte schneller als gewöhnlich ein Reichsheer zusammen, der Kaiser hatte 20,000 Mann unter dem Herzoge Karl von Lothringen, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen kamen jeder mit etwa 12,000 Mann, Schwaben und Franken stellten 9000. Diese wenigen Truppen, die nicht einmal einen einigen und großen Feldherrn hatten, würden gewiß nichts gegen die ungeheure Uebermacht der Türken ausgerichtet haben, wenn ihnen der Himmel nicht den ritterlichen Polenkönig Johann Sobieski zu Hülfe geschickt hätte. Die Polen waren eifersüchtig auf Deutschland, besonders auf das Haus Habsburg, das

sich in Ungarn ausbreitete; auch suchte sie Ludwig XIV aufzuhetzen; aber sie waren zu gute Christen, um mit den Türken gegen die Deutschen zu fechten; Sobieski's Gemahlin, die Tochter eines französischen Edelmanns, war von Ludwig mit Hochmuth behandelt worden, und eiferte gegen ihn; Sobieski selbst aber folgte nur seinem edlen Gemüthe, seiner frommen, einer bessern Zeit würdigen Begeisterung. Er schwur, das Kreuz gegen den Halbmond zu schirmen, und gab sich diesem Berufe mit Aufopferung hin; nur 18,000 Polen folgten ihm, aber es waren Helden. Die deutschen Fürsten überließen ihm gern das gefährliche Commando, und am 12 September 1683 überfiel er die Türken in ihrem Lager vor Wien am Kalenberge. Sein Anruf an die Truppen war: „Ihr streitet für Gott, nicht für den König!" Seine polnischen Reiter wurden aber von den Türken zurückgeschlagen, da rief er mit lauter Stimme das deutsche Fußvolk herbei, das die Schlacht herstellte, dreimal der Türken Sturm aushielt, und dann mit den wieder gesammelten Polen unwiderstehlich vordrang. Die Türken hatten thörichter Weise ihre Streitkräfte zersplittert, indem sie den ganzen Tag hindurch während der Feldschlacht zugleich die Mauern von Wien stürmten. Hier wurden sie von den Kurfürsten, im Lager von den Polen angegriffen, und endlich in die Flucht geschlagen. Sobieski erbeutete die unermeßlichen Schätze des Lagers.

Am andern Tag ritt der Polenkönig in Wien ein, und das Volk strömte in Masse herzu und küßte ihm schweigend den Steigbügel, denn Leopold hatte jede laute Freudenbezeugung verboten, und die Beamten machten finstere Mienen, es erschien nicht einmal ein Priester, und der König selbst mußte den ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Der Kaiser blieb fern; anstatt seinem Retter in die Arme zu fliegen, überlegte er, wie er sich mit ihm becomplimentiren könne, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Endlich kam man überein, sich zu Pferde entgegen zu kommen. Leopold begrüßte den König, blieb aber dann steif auf seinem Rosse sitzen, und lüftete nicht einmal den Hut, als Sobieski's Sohn ihm die Hand küßte, und eben so wenig, als ihm die tapfern Polen, denen er die Rettung seiner Kaiserstadt verdankte, vorgestellt wurden. Ja so fühllos undankbar war dieser Kaiser, daß er nicht einmal für die Verpflegung der polnischen Armee sorgte. Die Polen waren wüthend und wollten fort, Sobieski aber sagte, er werde dennoch bleiben, bis er den Feind ganz unschädlich gemacht wisse, gesetzt auch, er solle allein zurückbleiben. So that er, verfolgte seinen Sieg bis Gran, und schied erst dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Niederlage der Türken vollständig sey.

Karl von Lothringen setzte nun den Krieg in Ungarn fort, siegte bei Neuhäusel und nahm nach einer langwierigen Belagerung, und nachdem die Türken mehrmals vergeblich zum Entsatze herangerückt waren, die Hauptstadt Ofen ein, 1687. Hatte der Kaiser den polnischen Rettern mit solchem Undank gelohnt, was mußten die unglücklichen Ungarn erwarten? General Caraffa eröffnete ein Blutgericht, die Fleischbank von Eperies genannt, und ließ jeden Ungar, der verdächtig war, es mit Tököly gehalten zu haben, einkerkern, aufs grausamste foltern und eine Menge hinrichten. Die furchtbarste Rache verfolgte jeden, der sich nicht blind an Oesterreich hingab, und unter diesen Umständen wurde das Wahlrecht der Nation aufgehoben und die Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn proclamirt. Karl von Lothringen schlug die Türken noch Einmal in demselben Jahre, 1687, bei Mohacz. Ihm folgte dann im Commando der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, der die Türken bei Szalankemen schlug, aber dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August Platz machen mußte. Als sich indeß dieser schlecht und ungeschickt benahm, gab der Kaiser das Commando endlich an den Prinzen Eugenius von Savoyen, den Ludwig XIV wegen seiner

kleinen Person verspottet hatte, und der jetzt in des Kaisers Dienst sein gefährlichster Feind wurde. Eugen, der sich mit seiner kleinen Figur, in einer ungeheuern Allongeperücke versteckt, auf hohem Rosse seltsam genug ausnahm, war gleichwohl einer der größten Generale aller Zeiten, erwarb sich die Liebe seiner Soldaten im höchsten Grade und führte sie immer zum Siege. In der Schlacht bei Zanta brach er die Macht der Türken völlig, eroberte Belgrad und erzwang den Frieden von Karlowitz, in welchem Oesterreich ganz Ungarn behielt, 1699. Später wagte Ragoczy noch einmal, die Ungarn zur Empörung zu rufen, allein auch er wurde besiegt, und der nachfolgende Kaiser Joseph I suchte die Ungarn durch eine glimpflichere Behandlung zu versöhnen.

Capitel 415.

Die Reunionskammern. Verheerung der Pfalz.

Weit entfernt, den Frieden zu halten, sann Ludwig nur auf neue Gewaltstreiche. Ein schlauer Kopf rieth ihm, er solle zu allen Erwerbungen, die er in Burgund, Lothringen und dem Elsaß gemacht, auch noch deren Dependenzen, d. h. alle die Länder, Städte, Güter und Rechte an sich reißen, die jemals damit zusammengehangen hätten. Ludwig ließ auch sogleich 1680 zu Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunions- oder Wiedervereinigungskammern niedersetzen, welche die alten Urkunden untersuchen und alle Dependenzen ausmitteln mußten. Man ging darin so weit, daß man unter andern das Kloster Weißenburg ansprach, weil es vom altfränkischen König Dagobert gestiftet sey. Sobald diese französischen Kammern erklärten, ein deutsches Gebiet gehöre zu Frankreich, alsobald eilten auch schon die französischen Truppen, es mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die westdeutschen kleinen Fürsten und Städte wurden überrascht, und waren zu unmächtig, sich zu widersetzen. Die wichtige Stadt Straßburg, der Schlüssel des Reichs, wurde mitten im Frieden von den Franzosen unter Louvois weggenommen, 1681.

Das Reich that nichts. Es berathschlagte und wechselte nur Schreiben, während Ludwig handelte. Zwar kam 1682 ein Bund des Reiches wider Frankreich zu Stande, Ludwig rief aber die Türken herbei, welche die ganze Macht der Deutschen im Osten beschäftigten. Zwar verbanden sich auch Spanien, Schweden und Holland wider Ludwig, diesem gelang es aber durch Unterhandlungen, den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Das Reich schloß mit ihm den schmählichen Waffenstillstand zu Regensburg 1685, worin man ihm Straßburg überließ. Durch Bestechung konnte Ludwig die Fürsten zu allem bringen, und Straßburg war ja nur eine den Fürsten verhaßte Reichsstadt; viele freuten sich, daß sie gedemüthigt wurde, und mancher dachte vielleicht, er könne auch seinen Theil gewinnen, wenn erst alle Reichsstädte gute Beute würden. Endlich entschuldigte man sich mit der Türkengefahr, uneingedenk der trefflichen Worte Karls V: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, so würde ich Wien fahren lassen und vor allen Dingen Straßburg zu retten suchen.“ Mit Straßburg ging des Reiches Bollwerk am Oberrhein verloren, wurde den Franzosen Thüre und Thor geöffnet, wurden die kleinen Staaten im Westen des Reiches jedem französischen Angriffe bloßgestellt und zum Abfalle gereizt. Von diesem Augenblicke an hingen sie mehr von der Gunst Frankreichs als von dem Schutze des Reiches ab. Und das war noch nicht alles. Straßburg selbst, das ganze Elsaß

wurde französisch, dem Einflusse französischer Sitten, Sprache, Bildung preisgegeben, und so viel, als die gute Natur zuließ, entdeutscht.

Ludwig lachte die einfältigen Deutschen aus, und gab den Reunionskammern eine noch weitere Ausdehnung. Im Jahre 1683 starb der letzte Kurfürst von der Pfalz aus der kurfürstlichen Linie, Karl. Da seine Schwester einen französischen Prinzen geheirathet hatte, sprach Ludwig sogleich einen unmäßigen Antheil des Erbes an. Das Reich erneuerte zwar 1686 zu Augsburg den Bund gegen Ludwig, that aber keinen ernsten Schritt. Da schickte Ludwig seinen Minister Louvois mit Heeresmacht in die Pfalz, und ließ dieß schöne Land zwei Jahre lang, 1688 und 1689, aufs grausamste verheeren. Die Residenz des Kurfürsten, das schöne Heidelberger Schloß, die Städte Mannheim, Worms, Speyer, Oppenheim, Kreuznach, Bruchsal, Baden, Rastadt und viele andere wurden in Asche gelegt, die Einwohner auf das französische Gebiet getrieben, und das Landvolk mit Gewalt zum katholischen Glauben gezwungen. Die Franzosen wiesen ein Verzeichniß von 1200 deutschen Städten und Dörfern vor, die noch zerstört werden sollten. In Speyer wurden die ehrwürdigen Gräber der deutschen Kaiser zerstört, und französische Buben kegelten mit den Todtenköpfen. Bis tief in den schwäbischen Kreis verbreitete der Mordbrenner Melac den Schrecken seines Namens, und fand nirgends tapfern Widerstand, außer in dem Städtchen Göppingen unter dem Hohenstaufen. Hier setzten sich, als die Männer voll Furcht waren, die Weiber zur Wehre, und retteten die Stadt unter Anführung der Bürgermeisterin Künklin.

Jetzt endlich rührte sich das Reich, rührten sich alle Nachbarn, die ein ähnliches Schicksal wie die Pfalz befürchteten. Die Hauptmächte schlossen zu Wien die große Allianz, 1689. Die Seele der ganzen Unternehmung war Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande, der ein Jahr vorher durch die Protestanten in England zum Könige dieses mächtigen Landes gewählt worden war. Spanien rüstete wegen der Niederlande, Savoyen wegen der Gefahr, in die es als Nachbarland Frankreichs ebenfalls gerieth, das ganze deutsche Reich endlich, um die angethane Schmach zu rächen. Der Krieg entbrannte an allen Gränzen Frankreichs zu Wasser und zu Lande. In den Niederlanden befehligte König Wilhelm, ward aber von dem überlegenen Feldherrn der Franzosen, dem Marschall von Luxemburg, mehrere Male geschlagen, bei Fleurus, Steenkecken, Neerwinden. Glücklicher behauptete sich Ludwig von Baden am Oberrhein, aber in Italien siegte Catinat über die Oesterreicher bei Staffarda und Marsiglia. Da machte man Frieden zu Ryswik 1697. Ludwig trug wieder allein den Vortheil davon. Er behielt alle seine Reunionen auf dem linken Rheinufer, und man gestand ihm zu, daß nahe an 2000 pfälzische Ortschaften, die früher reformirt gewesen, und während der französischen Besatzung gewaltsam katholisch gemacht worden waren, von nun an beständig katholisch bleiben sollten. Damit war der neue Kurfürst von der Pfalz, Karl Philipp, aus dem katholischen Hause Pfalz-Neuburg, einverstanden. Da zu gleicher Zeit die Protestanten in Frankreich aufs neue verfolgt wurden, so wanderten viele Tausend Franzosen und Pfälzer, die sogenannten Refugiés, nach Norddeutschland, wo sie von den protestantischen Fürsten, besonders in Brandenburg, aufgenommen wurden. Ein ganzer Stadttheil Berlins wurde von Franzosen bevölkert, was auf die Sitten und Bildung dieser Stadt nicht geringen Einfluß übte. Die Aufnahme der Flüchtlinge in protestantischen Ländern war aber auch das Einzige, was das corpus Evangelicorum für seine unterdrückten Glaubensgenossen that; und der alte Grundsatz: cujus regio, ejus religio, wurde erst jetzt recht eigentlich praktisch.

Capitel 416.

Deutsche Fürsten auf fremden Thronen. England und Holland.

Während Deutschland von äußern Feinden so hart gedrängt wurde, fügte es eine seltsame Laune des Schicksals, daß eine Menge auswärtiger Herrscherfamilien ausstarben, und ihre Throne deutschen Fürsten, ihren Anverwandten, hinterließen. Weit entfernt aber, daß dieß für das deutsche Reich vortheilhaft gewesen wäre, trug es vielmehr dazu bei, die einheimischen Fürsten uns zu entfremden, und die neu ererbten fremden Länder nicht von den deutschen Erblanden, sondern umgekehrt diese von jenen abhängig zu machen.

In kurzer Zeit nach einander wurden die Throne von Schweden, England, Polen und Spanien erledigt, und jeden derselben nahm ein deutscher Prinz ein, nur den letztern behauptete zuletzt ein französischer. Welcher Gewinn hätte dem Reiche werden können durch eine innigere Verbindung mit den nordischen Nachbarn, aber es trat gerade das Gegentheil ein.

Das pfälzische Haus, seit 1654 in Schweden, blieb isolirt, weil es in Deutschland selbst zu unmächtig war, und setzte nur die alte feindselige Politik Schwedens fort.

Das oranische Haus gelangte nur vorübergehend auf den englischen Thron. Wilhelm III erhielt ihn nur als Gemahl der Anna, einer Tochter des vertriebenen Jakobs I, 1688. Als er starb, 1702, regierte seine Gemahlin Anna fort, und nach deren Tode, 1714, folgte der nächste protestantische Anverwandte von weiblicher Seite, der Welfe Georg von Braunschweig-Hannover. Schon im Jahre 1692 hatte sich der lüneburgische Zweig des welfischen Hauses, mit Ausschluß des wolfenbüttelschen, die Kurwürde zu verschaffen gewußt, und seitdem bezeichnete man beide Linien, die kurfürstliche mit dem Namen Hannover, die herzogliche mit dem alten Namen Braunschweig. An Georgs Hofe waren mancherlei Umtriebe gemacht worden. Seine Gemahlin hatte mit einem Grafen Königsmark fliehen und katholisch werden wollen; der Graf wurde hingerichtet, sie lebenslänglich eingesperrt. Nachher gelangte der Kurfürst auf den englischen Thron, und gab sich klüglich ganz den Engländern hin, um sich bei ihnen beliebt zu machen. Hannover wurde darüber vernachlässigt, und blieb seitdem eine englische Provinz, eine Brücke Englands ins deutsche Reich, und durch den beständigen Hinblick auf England, durch die Nachahmung Englands isolirt und dem übrigen Deutschland in mancher Beziehung entfremdet. Es charakterisirt die Zeit, daß die Entfernung des Fürsten nicht dazu benutzt wurde, dem Volke Erleichterung zu verschaffen. Der Hofstaat war schon ein so unentbehrlicher Götze geworden, daß er in Hannover vollständig beibehalten wurde, obgleich der Kurfürst beständig abwesend war. Dieser Prunk diente dazu, das Volk in Respect zu halten und dem Adel einträgliche Stellen zu sichern. Das Schloß war nicht verödet, außer dem Kurfürsten fehlte auch nicht eine Hoffigur, nicht ein buntbetreßter Lakai, die Rosse stampften im Marstalle, ja man träumte sich so warm in die Fictionen der fürstlichen Gegenwart hinein, daß die Devotion und Titelwuth nirgends so hoch stieg, als gerade in dem fürstenleeren Hannover. Jeder Schuster wollte Hofschuster werden, und der Bürger war glücklich mit einem solchen Titel, während der Adel allein alle Gewalt im Staate an sich riß, und seinen Einfluß durch härtere Formen und eine ärgere Bauernunterdrückung als irgend anderswo in Deutschland beurkundete. In Hannover fehlte mit dem Fürsten die Milde und Gnade, die das Loos der Unterthanen in andern Staaten zu Zeiten immer wieder erleichterte. Daher der schroffe Hochmuth des Geburtsadels und die grausame Gesetzgebung, die noch bis auf unsere Tage die Tortur festhielt. — Auf der andern Seite aber wirkte die Verbin-

dung

dung mit England nicht unvortheilhaft. Der freiere Geist der Engländer wurde durch öftere Reisen und literarische Verbindungen in Deutschland bekannt, und fing in einiger Zeit an, den französischen in der Mode zu verdrängen. Auf die Gallomanie folgte die Anglomanie, und diese war uns sehr heilsam, weil sie unsre geschwächte und verderbte Bildung an dem Ernst und Verstande der Engländer erstarken ließ.

Um diese Zeit gab es auch noch einige andere kleine Regentenwechsel. Unbedeutend war das Aussterben der Herzoge von Oldenburg, 1667. Das kleine Land kam nach einigem Zank an die rechtmäßigen Erben, die Herzoge von Holstein-Gottorp.

Wichtiger wurde, wiewohl erst später, das Aussterben der letzten schlesischen Herzogsfamilie von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Durch einen alten Erbvertrag war Brandenburg der rechtmäßige Erbe dieser Herzogthümer, machte jedoch damals gegen Oesterreich seinen Anspruch noch nicht geltend, 1675.

Im Jahre 1685 starb die kurfürstliche Linie von der Pfalz aus, und ihr folgte die katholische Nebenlinie von Pfalz-Neuburg, wodurch dieses Land dem schon erwähnten gewaltsamen Glaubenswechsel ausgesetzt wurde.

Capitel 417.

Polen und Sachsen. Der starke August.

Friedrich August, der Bruder des Kurfürsten Johann Georg IV, ging als junger Prinz auf Reisen, und durchzog halb Europa als ein ritterlicher Abenteurer. Riesengroß und so stark, daß er Hufeisen und harte Thaler in der Hand zerbrechen konnte, gefiel er sich in allen Gefahren und Reizen der damaligen französischen Galanterie. Kaum in Madrid angekommen, mischte er sich unerkannt unter die Matadore bei einem spanischen Stiergefechte, und erlegte den wildesten Stier, ohne je diese Kunst vorher geübt zu haben. Jedes Weib, das ihm gefiel, verführend, bestand er alle Gefahren der Eifersucht in den südlichen Ländern, und kehrte endlich glücklich nach Sachsen zurück, um seinem Bruder als Kurfürst zu folgen, 1694.

Majestätisch von Aussehen, und durch seine Reisen mit aller Pracht fremder Höfe bekannt, glaubte er nun mehr als irgend jemand geeignet zu seyn, Ludwig XIV treu zu copiren, und mit Hülfe seines Günstlings, des zum Grafen erhobnen Flemming, begann er Sachsen um und um zu kehren. Die Verschwendungen seiner Vorgänger waren Sparsamkeit, ihre Pracht Armuth gegen die seinige. Eine Maitresse verdrängte bei ihm die andre, alle kosteten unermeßliche Summen, die er zu Festen für sie verschwendete, wenn sie selbst ihn nicht ausplünderten. Sein Hofstaat wurde ungeheuer vermehrt, Paläste, Kirchen, Lustschlösser (die durch wollüstige Feste berüchtigte Moritzburg, das sächsische Versaille) wurden erbaut, die kostbarsten Kunstwerke um viele Tonnen Goldes angekauft, das sogenannte grüne Gewölbe, eine Anhäufung von todten Schätzen, mit neuen Kostbarkeiten und Seltenheiten aller Art vermehrt. Und dieß alles mußte dieses kleine Land bezahlen. Das Volk murrte nicht, nur gegen Eine Maßregel erhob es offnen Aufruhr, als der Kurfürst nämlich ein zahlreiches stehendes Heer nicht mehr wie sonst aus Freiwilligen warb, sondern aus Landeskindern durch Zwang recrutirte. Der Aufruhr wurde aber mit Gewalt unterdrückt, und die Recruten auf der Folter gezwungen, den Fahneneid zu schwören, 1696.

Im folgenden Jahre errang der Kurfürst das Ziel seines Ehrgeizes. Er wurde König, und zwar von Polen, da er die immer uneinigen Wojewoden

dieses Landes bestochen, und die mächtigsten Nachbarn der Polen, Rußland und den deutschen Kaiser, für sich gewonnen hatte. In Rußland regierte Peter der Große, der mit gewaltiger Kraft seine wilde Nation bändigte, und sich eine Macht schuf, die dem übrigen Europa bald gefährlich werden sollte. Rußlands stärkster Feind waren damals noch die Schweden, und um den Einfluß derselben auf Polen zu lähmen, begünstigte Peter die Wahl des sächsischen Kurfürsten. Der Kaiser ließ sich dadurch gewinnen, daß August katholisch wurde. Welcher Triumph für die alte Kirche, daß die Nachkommen des standhaften Johann Friedrich in ihren Schooß zurückkehrten. Noch kurz zuvor hatte August in Wien mit Intriguen zu kämpfen, und er soll einer Geistererscheinung, die man dem Sohne des Kaisers, dem nachmaligen Kaiser Joseph I, vorgaukelte, aufgelauert und den Pfaffen, der sich als Geist verkleidet hatte, durch das Fenster in den Burgraum hinabgeworfen haben. Die Jesuiten wurden aber seine Freunde, sobald er sie in Polen begünstigte.

Im Jahre 1697 wurde der Kurfürst unter dem Namen August II von den Polen zum König gewählt; obgleich er aber mit einem Kleide prunkte, das mehr als eine Million Thaler werth war, so mußte er doch den Polen die für ihn sehr demüthigende pacta conventa beschwören, und durfte nicht einmal seine Gemahlin ins Land bringen, weil diese um keinen Preis katholisch werden wollte. Die Polen hatten sich ihre Rechte gesichert, das arme Sachsen allein mußte die Kosten bezahlen, und unaufhörlich Geld und Truppen nach Polen schicken. August ließ in Sachsen den katholischen Fürsten Egon von Fürstenberg als Statthalter zurück, um seine protestantischen Unterthanen auszusaugen. Das arme Volk erlag unter der Last neuer, besonders indirecter Steuern, doch da alles nicht ausreichte, mußten einzelne Herrschaften an die Nachbarn verkauft werden, und so kam sogar die alte Stammburg Wettin in fremde Hände. Endlich mußte der Kurfürst zu dem Mittel greifen, falsches Geld zu machen, 1702. Auch die Goldmacher wurden nicht vergessen. Einer derselben, Klettenberg, wurde enthauptet, weil er das Gold nicht erfinden konnte; ein andrer, Böttger, war glücklich genug, in seinem Gefängnisse zu Königstein wenigstens das Porzellan zu erfinden, durch dessen Fabrication der Kurfürst wirklich große Summen gewann.

Capitel 418.

Friedrich, der erste König von Preußen.

Das alte Land der deutschen Ordensritter, das Albrecht von Brandenburg reformirt, und zu seinem erblichen Herzogthume Preußen gemacht hatte, ging 1618 beim Tode des Herzogs Albert Friedrich an dessen Eidam und Stammverwandten, den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg über, aber erst der große Kurfürst machte es von der polnischen Lehnsherrlichkeit los, und souverain. Nach dem dreißigjährigen Kriege kam auch der größte Theil von Pommern, dessen letzter Herzog Bogislaw 1637 während des Krieges starb, durch Erbvertrag an Brandenburg, den andern Theil riß Schweden an sich. Den auf diese Weise erweiterten Länderbesitz hatte der große Kurfürst Friedrich Wilhelm durch eine gute Verwaltung geordnet, er hatte gespart, und die Herzen des Volks gewonnen durch Regententugenden wie durch Heldenruhm.

Als er aber 1688 starb, fiel sein Sohn Friedrich in die Fehler des Großvaters. Anfangs schämte sich derselbe noch, vom Beispiele seines Vaters abzuweichen, und sein Minister Danckelmann verwaltete das Land in der besten Art; bald aber gelang es einem listigen Hofschranzen, einem gewissen Kolb, den

Kurfürsten zu verführen, ihm die Scham auszureden, und zur rücksichtslosen Auslassung seiner wahren Neigungen Muth zu machen. Ein schönes Weib, das Kolbe zum Scheine heirathete, wurde des Kurfürsten Maitresse, und vollendete das Bubenstück. Der edle Danckelmann wurde plötzlich ergriffen, und in die Kerker von Spandau geworfen; an seine Stelle aber trat jener Kolbe unter dem Namen eines Grafen von Wartenberg als unumschränkter Minister. Unwissend und nichtswürdig, wie er war, wußte er sich anders nicht auf dieser Höhe zu erhalten, als durch immer neue Genüsse und Beschäftigungen der Eitelkeit, womit er den Kurfürsten umgab. Die Schwäche des letztern war Ehrgeiz; als nun Wilhelm von Oranien König von England, und endlich auch der benachbarte sächsische Kurfürst König von Polen wurde, so benutzte Kolbe geschickt die Eifersucht Friedrichs, und brachte ihm die Leidenschaft bei, um jeden Preis König werden zu wollen. Als Reichsfürst konnte er dieß nach damaligen Begriffen unmöglich werden, nur als Herzog in Preußen, denn dieses Herzogthum war unabhängig, seit es Polen nicht mehr lehenspflichtig war. Aber ein solches kleines Königreich war etwas ganz Neues; es war gar kein Grund zu einer solchen Schöpfung da, und da der Kurfürst nichts für sich thun konnte, sondern nothwendig erst die Anerkennung von Kaiser und Reich und den Nachbarn gewinnen mußte, so kostete die Sache viel Zeit und Mühe. Kolbe war rastlos thätig für seinen Herrn, denn dadurch sicherte er sich für immer dessen Gnade, und da man einerseits nichts Gefährliches darin sah, und andrerseits an allen Höfen krumme Hände zu finden waren, so gelang es dem Kolbe, vermittelst 6 Millionen preußischer Thaler, die Anerkennung des neuen Königthums zu erkaufen. Von dieser Summe erhielten die Jesuiten in Wien allein 200,000 Thaler. Sie lachten, aber Prinz Eugenius ahnte, daß kräftigere Nachfolger des neuen Königs größere Ansprüche geltend machen und Oesterreich sehr gefährlich werden würden, und sprach damals: „Die kaiserlichen Minister, welche den König in Preußen anerkannt haben, verdienen gehangen zu werden.“

Die feierliche Krönung erfolgte 1701 zu Königsberg. Friedrich setzte die Krone sich selbst, und dann seiner Gemahlin auf. Diese Dame hatte einige Neigung zu den Pietisten gefaßt, und den berühmten Frank, den Stifter des Waisenhauses in Halle, zu sich kommen lassen; der König jagte ihn aber davon, und hielt überhaupt so viel auf seine weltliche Würde, daß er die Seligkeit jenseits für ein nothwendiges Vorrecht der Könige erklärte, und deßhalb ganz unbekümmert war. Daher umgab er sich auch mit einem mehr dem spanischen als dem französischen Hofgebrauch ähnlichen äußerst steifen Ceremoniell; Schweizergarden umringten seine Person und seinen Palast, alles war an seinem Hofe abgemessen feierlich wie bei dem Altardienst in der katholischen Kirche, alles verkündete die Majestät der weltlichen Gottheit. Der König hielt mit der ängstlichsten Strenge auf diesen Hofdienst, und Kolbe hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Nur heimlich legte der König in einer abgesonderten „Tabaksstube“ die Majestät ab, und erfreute sich am Genusse des damals noch neuen Krautes.

Eine entfernte Erwerbung machte der König 1713 an dem kleinen französischen Fürstenthume Neufchatel und Valengin, an dessen Erbschaft zwar auch Andre Anspruch machten, die er aber durch die Thätigkeit seines Gesandten, des Grafen Metternich, behauptete.

Capitel 419.

Der nordische Krieg. Karl XII.

Als 1697 in Schweden der 17jährige Karl XII zur Regierung kam, glaubten alle Nachbarn Schwedens, es sey jetzt Zeit, dieses Reich zu demüthigen. Besonders aber betrieb Patkul, ein patriotischer, von den Schweden mißhandelter Liefländer, die Verbindung, die 1699 zwischen Rußland, Dänemark und Sachsen-Polen zu Stande kam. Man hatte sich aber in dem Jüngling verrechnet, Karl wartete den Angriff nicht ab, sondern fiel sogleich über Dänemark her, und zwang es zum Frieden, 1700. Dann noch in demselben Winter ging er nach Rußland, schlug mit seinen wenigen tapfern Schweden die russische Uebermacht in einer glänzenden Schlacht bei Narwa, und setzte sich in Polen fest. Umsonst brachte der wollüstige Riese von Sachsen ein Heer auf die Beine; versunken in weichlichen Genüssen verstand er es nicht anzuführen, und die edlen Polen konnten sich für den Schwelger nicht begeistern. So siegte Karl XII überall, 1702 bei Clissow, wo er 500 Damen vom Gefolge Augusts gefangen nahm, aber unversehrt heimschickte, 1704 bei Krakau und bei Punitz. Die Folge dieser Siege war die Absetzung Augusts, und die Wahl des Stanislaus Lesczinsky zum Könige Polens.

Noch einmal versuchte August mit russischer Hülfe sein Heil, wurde aber 1706 bei Fraustadt nochmals geschlagen, und während er selbst an die russische Gränze flüchtete, drang Karl rasch in Sachsen selbst ein. Da zitterte August für seine sächsische Residenz, und schickte die Räthe Imhof und Pfingsten mit unbedingter Vollmacht ab, um den Frieden abzuschließen. Selbst zur Abtretung Polens hatte er sich verstanden. Als nun aber dieser Friede zu Altranstädt 1706 wirklich abgeschlossen wurde, suchte sich August bei Rußland wegen dieses übereilten und einseitigen Friedens dadurch zu entschuldigen, daß er vorgab, er habe seinen Räthen keine Vollmacht gegeben, und ließ, um dieß wahrscheinlicher zu machen, Imhof und Pfingsten in den Kerker werfen, erkannte aber dennoch den Frieden an. Fast noch schmählicher handelte er, indem er den unglücklichen Patkul an den Schwedenkönig auslieferte, der ihn aufs grausamste rädern ließ. Inzwischen blieb Karl in Sachsen stehen, schrieb ungeheure Contributionen aus, und recrutirte sein Heer. Mit 16,000 Mann war er gekommen. Mit 44,000 ging er 1709 nach Rußland, und erlitt in einem der härtesten Winter bei Pultawa eine solche Niederlage, daß er in die Türkei flüchten mußte.

Kaum vernahm August diese Botschaft, als er sich sogleich wieder zum König von Polen erklärte, und mit Rußland und Dänemark im Bunde Schweden zu verderben trachtete. Zwar schlossen England, Holland und der Kaiser einen Gegenbund, das sogenannte Haager Concert, um den Frieden zu erhalten, und Schweden gegen seine Nachbarn zu schützen, doch leisteten sie keine thätige Hülfe. Der schwedische General Steenbock siegte Anfangs über die Dänen bei Gadebusch, wurde aber 1713 von den Dänen und Russen so eng eingeschlossen, daß er die Capitulation von Oldeswoth eingehn, und sich ergeben mußte. Karl XII eilte endlich allein und zu Pferde aus der Türkei herbei, wo er sich mit den Türken aus Wuth, weil sie ihm nicht beistanden, herumgeschlagen hatte. Jetzt schloß sich auch Preußen an die Schwedenfeinde an. Ein paar Monate lang behauptete Karl Stralsund, mußte es aber endlich aufgeben, und nach Schweden flüchten, 1715. Wenige Jahre darauf fiel er bei der Belagerung von Friedrichshall, 1718. Man nannte ihn die Eisenstirn wegen seines unbändigen Willens. Da er kinderlos starb, erbte das verwandte Haus Holstein-Gottorp den schwedischen Thron. Im

Frieden 1719 erhielt Schweden seinen pommerschen Antheil und Stralsund zurück, weil die andern Mächte es den Preußen nicht gönnten, aber die Bisthümer Bremen und Verden fielen an Hannover.

Die Russen blieben eine Zeit lang in Pommern stehen, und leisteten dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin Schergendienste, als derselbe den Adel seines Ländchens um seine politischen Rechte zu bringen trachtete. Russen wurden auf Execution in die adeligen Schlösser gelegt, und diese zuweilen sogar ausgeplündert, bis sich Kaiser und Reich ins Mittel legten, und hannöversche Soldaten einrückten, des Herzogs Tyrannei zu mäßigen, und die bärtigen Gäste zu verjagen, 1719.

Der Ausgang des nordischen Krieges führte eine traurige Reaction in Polen herbei. Durch die Uebermacht der Russen unterstützt, wurde August wieder Herr, und die Polen waren darüber so erbittert, daß sie die Sachsen überall heimlich verfolgten, und einmal 9 sächsischen Officieren Hände und Füße abhackten. August rächte sich durch andre Gewaltthaten, und gab insonderheit den Jesuiten große Vollmachten, das Volk zu knechten und zu verdummen. Als die Jesuiten 1724 in Thorn bei einer Procession die umherstehenden Bürger mit Gewalt zu Kniebeugungen zwingen wollten, ergrimmte der Pöbel, und zerstörte ihr Collegium. Da setzte August ein Blutgericht nieder, und ließ 9 Magistratspersonen hinrichten, und 80 Bürger einkerkern.

Capitel 420.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Gleichzeitig mit diesem nordischen Kriege, der Deutschland nur wenig berührte, ward am Rhein ein neuer Krieg mit Frankreich geführt, weit furchtbarer, als alle früheren. In Spanien war Karl II, der letzte König aus dem Habsburgischen Geschlecht, im Jahre 1700 gestorben. Sein Testament setzte den Prinzen von Anjou, Enkel Ludwigs XIV, zum Erben ein. Dieß Testament war aber durch die List des französischen Gesandten von dem schwachsinnigen Könige Karl erschlichen worden. Die Habsburger in Oesterreich erkannten es nicht an, denn sie waren die natürlichen nächsten Erben, weil sie in gerader Linie von Karl V, dem ersten Habsburgischen König von Spanien, abstammten. Ludwig XIV ließ aber diese ältere Abstammung nicht gelten, sondern behauptete, weil er Karls II ältere Schwester zur Gemahlin gehabt, Kaiser Leopold I aber nur die jüngere Schwester, so gebühre seinem Enkel Philipp das Erbe. Das spanische Volk selbst war bereits zu erschlafft, um seine eigne Stimme geltend zu machen, und ließ fremde Fürsten sich streiten, wer es beherrschen möge. Natürlich lag beiden Nebenbuhlern, Oesterreich und Frankreich, alles daran, ein so ansehnliches Land, als Spanien, wozu noch Neapel, Sicilien, Mailand, die Niederlande und ein großer Theil von Amerika gehörten, für sich zu gewinnen. Der Streit wurde daher bald sehr ernsthaft und blutig, und alle Mächte des europäischen Westens mischten sich darein, und traten zu der einen oder andern Partei, je nachdem es in ihrem Interesse lag, die Vergrößerung Frankreichs oder Oesterreichs zu verhindern. England und Holland waren entschieden gegen Frankreich, weil eine Vergrößerung dieses Nachbarstaates ihnen gefährlicher war, als die des mehr entfernten Oesterreich. Auch Preußen schloß sich treulich an Oesterreich, um die deutsche Sache und sein Cleve zu beschützen. Ludwig dagegen machte sich Savoyen zum Bundesgenossen, dessen ganze Politik darin bestand, sich dem Meistbietenden zu verkaufen. Aber auch

einige nicht unansehnliche deutsche Fürsten traten auf die Seite der Franzosen, wieder der Kölner Kurfürst, und jetzt auch der Kurfürst von Bayern, der aus dem traurigen Beispiel der Pfalz erkannt hatte, daß es vortheilhafter sey, mit den Franzosen zu streiten, als gegen sie. Auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel warb mitten in Deutschland Truppen für Ludwig, ward aber vom Kurfürsten von Hannover entwaffnet.

Zwei große Feldherren eröffneten den Krieg gegen die Franzosen. In Italien focht Prinz Eugen mit Oesterreichern und Preußen, und schlug 1701 die Franzosen unter Fermont bei Carpi, unter Villeroi bei Chiari, wo er diesen französischen Marschall selbst gefangen nahm. Glücklicher widerstanden ihm in den folgenden Jahren Vendome und Catinat. — In den Niederlanden focht seit dem Tode Wilhelms III und dem Regierungsantritte seiner Wittwe Anna deren begünstigter Feldherr Marlborough mit den Engländern, nächst Eugen der beste Feldherr seiner Zeit. Außerdem focht am Oberrhein Ludwig von Baden mit dem Reichsheer gegen Villars, konnte jedoch nicht verhindern, daß sich die Bayern mit den Franzosen vereinigten, nachdem der österreichische General Styrum bei Hochstädt geschlagen war, 1703.

Nunmehr wollte der bayerische Kurfürst Maximilian II mit 9000 Bayern und 2800 Franzosen durch Tyrol dem Prinzen Eugen in den Rücken fallen. Die Veste Kufstein, der Schlüssel zum Innthal, ergab sich, wobei die unglückliche Stadt mit allen ihren Bewohnern in Flammen aufging, weil der Commandant mit den Schlüsseln, die Thore zu öffnen, ausblieb. Als aber der Kurfürst weiter zog, sah er in der nächsten Nacht auf allen Bergen Feuerzeichen. Das wackre Volk der Tyroler stand auf, angeführt von Martin Sterzinger, dem Landrichter von Landeck, und von Heinl, Hafner (einem Würtemberger) und dem Gastwirth Lechner. Doch achtete der Kurfürst des gemeinen Bauernvolkes nicht, und rückte um so unbesorgter vor, als er bis jetzt noch nicht angegriffen war; aber da er Tyrols Gränze im wilden Finstermünzthal erreicht hatte, wälzten die versteckten Bauern plötzlich ungeheure Steinmassen von den Bergen herab, stürzten dann selbst mit ihren Büchsen hervor, und schlugen den Kurfürsten mit einem Verlust von 180 Officieren und 1200 Soldaten zurück. Umsonst versuchte er auf andern Punkten durchzudringen. Am Paß Lueg stand der Wirth Lechner mit den tapfern Bauern von Passeyr und von Meran; überall wo sie vorgingen, wurden die Bayern zurückgeschlagen, und Schritt vor Schritt verfolgt. An der Martinswand fiel Graf Arco an der Seite des Kurfürsten, mit dem ihn der Schütz nur verwechselt hatte, und der nur mit genauer Noth nach München entkam, nachdem er fast alle seine Soldaten auf dieser Flucht verloren hatte, im August 1703.

Obgleich der kaiserliche Hofkriegsrath durch den Grafen Mansfeld elend geleitet, und namentlich Ludwig von Baden in allen seinen Unternehmungen gehindert wurde, machte sich doch das Genie der Generale auf dem Felde selbst einigermaßen unabhängig, und wie beim Volk, so beim Soldaten zeigte sich etwas, das man Geist nennt, und das die Wiener Kriegskanzlei nicht dämpfen konnte. So folgte Sieg auf Sieg. Im nächsten Jahre 1704 fiel der Erzherzog Karl, zweiter Sohn Kaiser Leopolds, der von diesem zum König von Spanien bestimmt war, in Catalonien ein, und kämpfte siegreich gegen Philipp von Anjou, seinen Nebenbuhler. In demselben Jahre vereinigten sich auch Eugen aus Italien und Marlborough aus den Niederlanden, um Ludwig von Baden zu unterstützen, und in der Mitte Deutschlands die Franzosen und Bayern zu vernichten. Die Bayern wurden am Schellenberge geschlagen; da sie sich aber durch die Ankunft des französischen Marschalls Tallard mächtig verstärkten, kam es am 13ten August

bei Hochstädt in Schwaben zu einer Hauptschlacht, in welcher die Franzosen gänzlich überwunden, und ihrer 15,000 sammt ihrem Marschall gefangen wurden.

Im nächsten Jahre entschlief der Kaiser Leopold unter unverdienten Lorbeern. Sein Sohn Joseph I verfuhr klug in Ungarn, wo er Ragoczy's Aufruhr dämpfte, gegen das Volk sich mild benahm, aber unklug in Bayern, wo er in seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit gegen den abtrünnigen, mit dem Reichsfeind verbündeten Kurfürsten strenge Rache üben wollte. Aber der Kurfürst selbst war sicher beim Feinde, nur sein unglückliches Land mußte für ihn bluten. Um sich der Bedrückungen zu erwehren, und vorzüglich, um nicht unter die österreichischen Soldaten gesteckt zu werden, erhoben sich die bayerischen Landleute und die Jugend, bald 20,000 an der Zahl unter Meindl (einem Studenten), Plinganser, Dalmei, Jäger, Hoffmann. Schon wollten sie sich Münchens bemächtigen, als die Oesterreicher sie bei Sendling überfielen, und unter den schlecht bewaffneten Bauern ein furchtbares Blutbad anrichteten, am Neujahrstag 1706. Man zählte 3000 Todte, die Uebrigen unterwarfen sich noch nicht, wurden aber bei Vilshofen und Aitembach ebenfalls geschlagen und vernichtet. Etwas spät, aber desto feierlicher wurden die Kurfürsten von Bayern und Köln in des Reiches Acht gethan.

Der rastlos thätige Ludwig von Baden starb, und sein Nachfolger im Reichsheer war der Markgraf von Bayreuth, der sich bei Stollhofen schlagen ließ. Auf andern Punkten aber waren die großen Helden dieses Kriegs desto glücklicher. Erzherzog Karl zog als König in Madrid ein. Marlborough schlug den Marschall Villeroi bei Ramillies, Eugen aber gewann die große Schlacht bei Turin, worin sich von österreichischer Seite besonders der General Daun, und von preußischer der Fürst von Anhalt-Dessau, der sogenannte alte Dessauer, ein Liebling der Soldaten, auszeichneten. Durch diesen Sieg unterwarf Eugen sein Vaterland Savoyen. Dann nahm er 1707 auch das Königreich Neapel ein; dagegen wurde Karl in Spanien von Philipp bei Almanza wieder geschlagen.

Nachdem Eugen ganz Italien unterworfen, zog er 1708 Marlborough nach den Niederlanden zu Hülfe, und beide siegten in der großen Schlacht bei Oudenarde über Ludwigs Marschälle Vendome und Bourgogne. Jetzt wollte Ludwig Frieden haben, aber der Kaiser machte zu große Forderungen, und verlangte unter anderm, Ludwig solle selbst seinen Nepoten Philipp aus Spanien vertreiben helfen. Dieß empörte den französischen Nationalstolz, und noch einmal strengte Ludwig alle seine Kräfte an, aber nochmals wurde sein tapferer Marschall Villars bei Malplaquet von Eugen und Marlborough geschlagen, 1709, und Karl zog im folgenden Jahre wieder siegreich in Madrid ein, und wurde zum König von Spanien gekrönt.

Doch alle diese Siege blieben fruchtlos. In England wurde Marlborough gestürzt, und seiner Aemter entsetzt, weil seine Gemahlin ein paar schönere Handschuh angezogen hatte, als die eitle Königin Anna, 1711. In demselben Jahre starb Joseph I, und sein Bruder, der spanische König, ward unter dem Namen Karl VI deutscher Kaiser. Da auf diese Weise die deutsche und spanische Krone wieder auf Einem Haupte saßen, fürchteten selbst Oesterreichs bisherige Bundesgenossen das allzugroße Uebergewicht dieser Macht. Dieß lähmte den Krieg. England schloß mit Frankreich 1713 den Frieden von Utrecht ab, und im folgenden Jahre folgte Deutschland nach, weil es den Krieg unter so ungünstigen Umständen nicht allein fortsetzen wollte. Die Franzosen hatten sich dieses Zauderns zu Nutzen gemacht, waren in Schwaben eingedrungen, und hatten ungeheure Contributionen erhoben, während der Reichstag nicht einig werden konnte, nur 200,000 Thaler zu einer abwehrenden Reichshülfe zu stellen. Nach so langen

Kämpfen und glänzenden Siegen kam nun wieder ein elender Frieden zu Staude. Zu Rastadt und Baden, 1714, gab Karl VI seinen Anspruch auf Spanien auf, welches Philipp V, Ludwigs Enkel, jetzt in Besitz nahm. Dagegen behielt Oesterreich Neapel, Mailand und die Niederlande. Die Insel Sardinien gab Oesterreich ein Jahr später gegen Sicilien dem Herzog von Savoyen, der sich seitdem König von Sardinien nannte. Als Besitzer der Niederlande schloß nun der Kaiser mit Holland den sogenannten Barrieretractat ab, nach welchem die Gränzfestungen gegen Frankreich von Oesterreich und Holland gemeinschaftlich besetzt, und vertheidigt werden sollten. Preußen bekam Neufchatel in der Schweiz. ie geächteten Fürsten wurden wiederhergestellt. Noch in demselben Jahre gelangte nach dem Tode der Königin Anna der Kurfürst Georg von Hannover auf den Thron von England.

Capitel 421.

Karl VI.

Kaum war dieser Friede geschlossen, so brachen die Türken den ihrigen, und fielen wieder in Ungarn ein, 1716. Doch Eugens Tapferkeit überwand sie von neuem in den großen Schlachten bei Peterwardein und bei Belgrad. In dem Frieden zu Passarowitz mußten die Türken an Oesterreich auch noch Belgrad und einen Theil von Serbien und der Wallachei herausgeben, dagegen erhielten sie Morea von Venedig zurück, 1718.

Erst im Jahre 1733 kam mit einem neuen Erbstreit ein neuer Krieg. König August II von Polen starb. Da nun Polen ein Wahlreich war, so bemühten sich die Hauptmächte, die Wahl des neuen Königs zu leiten. Oesterreich suchte Sachsen im Besitze Polens zu erhalten, Frankreich dagegen wollte jetzt Stanislaus Lesczinsky zurückbringen. Aufs neue brach der Krieg in Italien und am Rhein aus, doch geschah kein entscheidender Schlag, und man machte nach zwei Jahren Frieden, indem man einen großen Ländertausch vornahm. Oesterreich trat Neapel an Karl, den Sohn Philipps V von Spanien, ab; doch sollten die Kronen Frankreich, Spanien und Neapel nie auf Einem Haupte vereinigt werden. Polen kam an August III von Sachsen, dagegen erhielt Stanislaus Lesczinsky Lothringen, und der Herzog Franz von Lothringen wurde mit Toscana entschädigt. Das häufige Aussterben der alten Fürstenhäuser hatte den Regentenwechsel schon zur Gewohnheit gemacht, und die Völker achteten es nicht einmal, daß sie als Waare verkauft und vertauscht, und gleich Ballen Tuch zerschnitten und zusammengeflickt wurden. Sonderbar genug war es, daß die von Neufchatel im äußersten Süden den Namen Preußen, und die Niederländer im äußersten Westen den Namen Oesterreicher erhielten. Das unglückliche deutsche Reich verlor bei diesem Anlaß wieder eine seiner wichtigsten Provinzen, denn Lothringen fiel nach Lesczinky's Tode an Frankreich. Doch hat dieser Pole, der einzige, der je über ein deutsches Land herrschte, sich den Namen des Wohlthätigen erworben, und ein schönes Andenken hinterlassen.

Im Jahr 1735 griff Oesterreich gemeinschaftlich mit Rußland die Türken an, in der Hoffnung, noch mehr erobern zu können. Doch Prinz Eugenius lebte nicht mehr. Die Kaiserlichen, von uneinigen Generalen und einem über allen Ausdruck pedantischen und kopflosen Hofkriegsrath von Wien aus geleitet, richteten unter Seckendorf, Königsmark und Karl von Lothringen nichts aus, und wurden unter Wallis und Neipperg sogar geschlagen. Die beiden letztern sich tödtlich hassenden Generale ließen einander im Stich und erlitten dadurch eine große Niederlage bei

Groß-

Grotzka. Das Ende war der schimpfliche Friede von Belgrad, in welchem Belgrad den Türken wieder abgetreten werden mußte, 1739.

Karl VI war der letzte Habsburger, denn er hatte keinen Sohn, und die spanische Nebenlinie des Hauses war ausgestorben. Er suchte nun sein reiches Erbe an seine Tochter Maria Theresia und deren Gemahl, den Herzog Franz von Toscana (ehemals Lothringen), zu bringen, und durch eine pragmatische Sanction sollten alle Mächte diese Verfügung anerkennen. Der Kaiser wußte wohl, wie viele böse Nachbarn die Hand nach Raub ausstrecken würden, wenn er stürbe, er suchte also den Sturm durch eine gesetzliche Vorkehrung zu beschwören, und wandte auf diese Sache so sehr alle Aufmerksamkeit, daß diesem Umstand ein Theil der Schmach von Belgrad zuzuschreiben ist. Mit vieler Mühe setzte er seinen Zweck durch, aber wie konnte er bei der damaligen politischen Treulosigkeit hoffen, daß man Verträge, die man vor seinem Tode beschworen, nach seinem Tode halten werde?

Er selbst war einer der schwächsten Regenten, und überließ die Geschäfte ausschließlich dem Grafen Sinzendorf, der ein vortrefflicher Koch, aber ein elender Minister war. Daher nahm auch die Verschwendung bei Hofe, besonders was Küche und Keller betraf, in einem ungeheuern Grade überhand. Der Kaiserin täglicher Schlaftrunk wurde zu 12 Maaß Ungarwein angesetzt, ihr Bad zu 15 Eimern, der Wein, um täglich den Papagaien das Brod einzuweichen, zu 2 Faß Tokaier &c. Zum Hofdienste (vom Staatsdienste unabhängig) gehörten damals 40,000 Personen.

Capitel 422.

Deutsches Hofleben nach französischem Muster.

Der starke August in Sachsen starb 1733. Er hinterließ 352 Kinder, unter denen Moritz, der sogenannte Marschall von Sachsen, den er mit der wunderschönen Gräfin Aurora von Königsmark gezeugt hatte, an Körperstärke ihm gleich, an Geist ihm überlegen war, und als französischer Feldherr gegen Deutschland alle die Talente brauchte, die er unter andern Umständen dem Dienst des Vaterlandes hätte widmen können. Auch der allmächtige Minister Flemming starb und hinterließ 16 Millionen Thaler, von denen seine Wittwe die Hälfte, als Raub vom Lande, wieder hergeben mußte. Die berüchtigtste Maitresse des Königs, die Gräfin Cosel, hatte ihm 20 Millionen abgelockt. In diesem Verhältniß hatten Huren und Buben das schöne Sachsenland geplündert. In dem „galanten Sachsen" des Freiherrn von Pöllnitz und in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth sind alle diese Schamlosigkeiten aufgezählt. Eine der schönsten Maitressen Augusts war seine eigene natürliche Tochter, die Orselska, die zugleich mit allen ihren vielen Brüdern buhlte, und in die sich auch der nachmalige König Friedrich II von Preußen als Prinz heftig verliebte. Wie König August schwelgte, mag man aus den Beschreibungen der Feste zu Moritzburg ersehen, die er seiner Aurora gab, oder der Feste, die er allemal gab, wenn ihn fremde Fürsten besuchten. Mythologische Scenen wurden da im Großen ausgeführt, Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Wäldern, Neptunsfeste auf der Elbe (wobei ein venetianischer Bucentauro, 12 Fregatten und jeder Schiffsknecht in Atlas und seidenen Strümpfen paradirte), Saturnusfeste in den sächsischen Bergwerken; ferner Türkenfeste, Bauernfeste, Jahrmärkte, Maskeraden und Verkleidungen aller Art, wobei immer der ganze Hof sammt der Armee thä-

tig war, und er in eigener Person alles dirigirte. Die Klagen des Landes wurden nicht gehört, von den Landständen blieb nur ein serviler Ausschuß thätig, und als August einmal recht gnädig seyn und sich für die ungeheuern Geldleistungen des Landes bedanken wollte, gab er nach 29jährigen Unterhandlungen dem allgemeinen Wunsche nach, und schuf eine neue reformirte Landtagsordnung, die allen Malcontenten den Mund stopfen sollte, die er aber mit offenem Hohn „aus landesväterlicher Autorität zu ändern und zu verbessern" sich vorbehielt.

Sein Sohn und Nachfolger in Polen und Sachsen, August III, war für seine Person enthaltsamer, gestattete aber seinem Günstling, dem zum Grafen erhobenen Brühl, das alte Verschwendungssystem fortzusetzen. Brühl zog 52,000 Thaler jährlichen fixen Gehalt, ungerechnet die großen Herrschaften, die er sich schenken ließ, und errichtete seinen Palast neben dem des Königs, ihn überstrahlend in jedem Luxus. Dazu war er ein Landesverräther von Profession, und verkaufte seinen Herrn und sein Land an den Meistbietenden, wie wir in der Kriegsgeschichte sehen werden. Damals starb auch die kleine sächsische Nebenlinie von Merseburg aus. Der letzte Herzog aus derselben war ein solcher Liebhaber von Baßgeigen, daß er immer einen ganzen Wagen voll bei sich hatte, und so blödsinnig, daß ihn seine üppige Gemahlin bei der Geburt eines Kindes, dessen Vater er nicht war, durch die Fabel beschwichtigte, das Kind habe ihm eine ungeheuer große Baßgeige mitgebracht, die man ihm wirklich hatte machen lassen.

In Bayern ging es auch nicht rühmlich zu. Hier schlief der Landtag ganz ein, nachdem er 1699 zum letztenmal versammelt gewesen, und Kurfürst Karl Albrecht schwelgte bei Festen, großen Jagden und Schauspielen in den Armen zweier Hoffräulein. Derselbe stiftete 1727 den Hausorden zum heiligen Georg.

In Baden-Durlach wurde die Unzucht am weitesten getrieben. Hier schuf der Markgraf Karl Wilhelm mitten in den Wäldern 1715 Karlsruh, und hielt sich daselbst nach dem Muster des berüchtigten französischen Hirschparks 160 Garten-Mägdlein, mit denen er unzählige Kinder zeugte, und denen er noch besondere Dienstmädchen beigab. Als zu viel Gerede darüber entstand, schickte er im Jahre 1722 alle fort, bis auf 60 oder 70 der schönsten, die er nicht entbehren konnte.

In Würtemberg stiftete Herzog Eberhard Ludwig 1702 den Hubertusorden, weil Hubertus für den Schutzheiligen der Jagd gehalten wird. Dann warf er sich in die Arme des Fräulein von Grävenitz, der „Landverderberin," die er zur Gräfin von Würben erhob und die ihn zu jeder Art von Verschwendung verleitete. Da sahen die schwäbischen Wälder die ersten Lustschlösser, Feste ꝛc. Sie häufte vom Raube des Landes ungeheure Schätze auf, besetzte die Aemter mit ihren Creaturen, präsidirte förmlich im Ministerrathe, verschaffte sich sogar als Reichsgräfin Sitz und Stimme auf der Grafenbank, verhöhnte öffentlich die rechtmäßige Gemahlin ihres Liebhabers, mißhandelte den Erbprinzen, und trieb dieses Unwesen auch dann noch fort, als sie schon alt und häßlich war. Nur der Geistliche Osiander wagte ihr zu sagen, als sie ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden verlangte: wir beten schon alle Tage: Herr, erlöse uns vom Uebel. Sonst war übel von ihr zu reden bei „empfindlicher" Strafe verboten. Die Landstände suchten sich der ungeheuern Ausgaben zu erwehren, aber der Herzog bedrohte die „Individuen," wenn die Corporation länger widerstrebe. In dem Hungerjahre 1713 mußten die Bauern gezwungen einen großen Theil ihrer Aecker mit Tabak bepflanzen. Da nun die Unzufriedenheit des Volks und der Stände zunahm und sich besonders laut in Stuttgart äußerte, verließ der Herzog diese Stadt und baute mit ungeheuren Kosten die neue Residenzstadt Ludwigsburg.

Bei der Grundsteinlegung 1716 ließ er so viel Brod unter das Volk auswerfen, daß mancher beinahe zu Tode geworfen wurde. Aber das stillte die Noth nicht, und 1717 sah man die erste große Auswanderung der Würtemberger nach Nordamerica, die sich bis auf unsere Zeiten so oft wiederholt hat. — Als dieser gewaltthätige Herzog endlich 1733 starb, folgte ihm Karl Alexander, der in österreichischem Dienst katholisch geworden war, und die ganze Regierung dem Juden Süß überließ, der sich jede Gewaltthat und Erpressung erlaubte. Als aber der Herzog einen geheimen Bund mit dem Bischof von Würzburg einging, um sein eigenes Land mit fremden Truppen zu überfallen und gewaltsam katholisch zu machen, fand er plötzlich den Tod, wie es hieß, durch Mord, 1737. Der Jude wurde in einem Käfig an einen hohen Galgen gehangen. Der neue Herzog Karl Eugen, damals noch sehr jung, ahmte nachher in allen Dingen den starken August nach, in verschwenderischer Pracht, Kunstliebe, Wollust und Tyrannei; doch gehört seine Geschichte der folgenden Zeit an, da er von 1737 an bis 1793 regierte.

In Baireuth machte der Markgraf Christian Ernst den Alchymisten Krohmann zu seinem Minister, ließ ihn aber an den Galgen hängen, da es mit dem Goldmachen nicht gehen wollte.

Liefland fiel um diese Zeit, da die Kettlersche Familie ausstarb, ganz in die Gewalt Rußlands und wurde von der wollüstigen Kaiserin Anna ihrem Liebling Byron zum Geschenk gemacht.

Von dem Ton, der an den Höfen herrschend war, hat man jetzt kaum mehr einen Begriff, und erstaunt immer von neuem, wenn man die Zeugnisse der Zeitgenossen lieset. Paris gab diesen Ton an. Hier, wo Prinzen, geistliche und weltliche Herren in jeder Ruchlosigkeit wetteiferten, hielten sich deutsche Prinzen als in einer Schule auf, und suchten in einer Art von kräftigem Nationalstolz ihre Meister zuweilen noch zu überbieten. So lesen wir bei Duclos Folgendes. Der Kurfürst von Köln, Bruder des Kurfürsten von Bayern, einer der ersten geistlichen Fürsten Deutschlands, hielt sich einen ganzen Winter in Paris auf, um mit dem hohen Adel Frankreichs in allen Lüsten sich zu wälzen. Dann auf der Rückreise kündigte er zu Valenciennes an, er werde daselbst am 1 April eine Messe lesen. Als nun das Volk zahlreich herbeiströmte, sich von dem deutschen Erzbischof segnen zu lassen, betrat er feierlich die Kanzel, machte ein Kreuz, schrie dann überlaut: „Zum April!" und stieg unter dem Schalle einer lustigen Jagdmusik, die er zu diesem Zwecke bestellt hatte, wieder herunter.

Capitel 423.

Die Salzburger Emigranten.

Tief in den Gebirgen Salzburgs hatte sich von den Zeiten der ersten Reformation und des Bauernkriegs her eine fromme Gemeinde erhalten, die im dunkelsten Geheimniß die deutsche Bibel las und einer reinen Lehre aus eignem Geist ohne Priester folgte. Aber da sie sich immer weiter ausbreitete, witterten sie endlich die Pfaffen aus, und im Tefferekerthale begann 1685 die erste grausame Verfolgung. Nach martervollen Versuchen, die armen Bauern dieses Thals zum Papismus zu bekehren, wurden dieselben von Haus und Hof in die weite Welt gejagt, und man ließ ihnen nicht einmal den Trost, ihre Kinder mitzunehmen, sondern behielt dieselben gewaltsam zurück, um sie von Jesuiten erziehen zu lassen.

Weit entfernt, daß dadurch die geheime Kirche in den Gebirgen zerstört worden wäre, fand sie im Gegentheil immer mehr Anhänger. Die Unschuld und Schönheit einer reinen Lehre, unentstellt durch Pfaffen, gewann die Herzen des kraftvollen und sittlichen Bergvolkes; die Verfolgungen, und was sie an dem geistlichen Hofe ihres fürstlichen Henkers sahen, die furchtbare Unsittlichkeit aller höhern Stände, der Pfaffen und der Soldaten, erfüllten sie mit Abscheu und machte ihnen ihr Geheimniß lieb und theuer. Nur in verschwiegener Nacht kamen sie zum Gottesdienste zusammen, oder im Dunkel des Waldes, auf abgelegenen Stellen des Gebirges. Auch ihre Bibeln hatten sie im Walde vergraben, und waren so vorsichtig, daß sie anfangs nicht einmal die Frauen und Mädchen Theil nehmen ließen. Aeußerlich hielten sie sich an die katholische Kirche, und so blieben sie lange trotz ihrer großen Anzahl unentdeckt. Endlich aber kam ihre Sache an den Tag. Es fiel Einem ein, daß es Sünde sey, den katholischen Gruß „gelobt sey Jesus Christus" liederlichen Gesellen beim Trinken und Spielen zu erwidern, weil der Name Jesu dadurch entheiligt wurde, und diese Weigerung des Grußes, die plötzlich bei allen Verbündeten allgemein wurde, führte auf die Entdeckung. Der brutale Erzbischof Leopold Anton von Firmian ließ sogleich die ersten, die den Gruß verweigerten, gräßlich zerprügeln, mit verrenkten Gliedern krumm schließen, bei strengem Winter Frost und Hunger leiden, um sie zum Widerruf zu zwingen. Sie blieben standhaft. Ein Bote, den sie in ihrer Noth an den Reichstag von Regensburg sandten, wurde auf der Rückkehr in den Kerker geworfen. Die armen Bauern bildeten sich ein, der Reichstag werde ihnen etwas helfen. Sie, Genossen des großen deutschen Volks, hofften noch, die Interessen dieses Volks würden auf dem Reichstag vertreten. So lange erhielt sich der gute Glaube, und der Reichstag schämte sich nicht einmal. Die Quälerei dauerte fort; als der Erzbischof mit körperlichen Martern nichts ausrichtete, glaubte er die Bauern beim Beutel fassen zu müssen, und legte ihnen ungeheure Geldstrafen auf. Aber auch das half nichts. Da schickte er endlich eine Commission, um zu erforschen, wie viel der Ketzer seyen, und siehe da, es meldeten sich über 20,000. „Thut nichts, sagte der Erzbischof, ich will die Ketzer aus dem Lande haben, und sollten künftig nur Dornen und Disteln darin wachsen." Die Commissaire frugen das Volk, ob es lutherisch oder zwinglianisch sey? Die guten Bauern wußten davon nichts, denn sie kannten nur die Bibel und sprachen: „wir sind evangelisch." Da war ihnen nicht zu helfen. Sie aber vertrauten auf Gott, und traten am 5 August 1731 in einen großen Bund zusammen und schworen, was auch kommen möge, eher das Leben als ihren Glauben zu lassen. Jeder steckte bei diesem Schwur seinen Finger in ein Salzfaß, und den Bund nannten sie den Salzbund Gottes, mit Anspielung auf den Namen ihres Landes, oder auf den Bibelspruch „ihr seyd das Salz der Erde", oder, was am wahrscheinlichsten ist, auf die Geheimlehre des in Salzburg verstorbenen Theophrastus Paracelsus, der im Salz eine göttliche Urkraft erkannt hatte.

Der Bund wäre wohl stark genug gewesen, zumal in den Gebirgen, sich des Erzbischofs und seiner Schergen zu erwehren; aber die Katholischen brauchten die List, diese Bauern, die weder Katholiken, noch Lutheraner, noch Zwinglianer waren, also zu keiner priviligirten Kirche gehörten, als weltliche Aufrührer zu verschreien, um ihnen den Schutz der protestantischen Fürsten zu entziehen, und hauptsächlich aus diesem Grunde, wenn nicht aus einer Schwärmerei religiöser Demuth, beschlossen sie, der Gewalt keine Gewalt entgegenzusetzen. Noch einmal aber vertrauten sie dem faulen Reichstag und schickten 21 Deputirte an ihn ab, aber der Kaiser, der geschworne Schirmer deutscher Nation, ließ sie in Linz auffangen und heimschicken, und in Salzburg warf man sie in tiefe Kerker. Gleich

darauf erließ der Kaiser, Karl VI, ein Patent, worin er den Salzburgern unbedingte Unterwerfung befahl, und ließ 6000 Mann in die Gebirge schicken, um den Befehl mit Gewalt zu vollziehen. Die Soldaten, von ihren Obern und von den Pfaffen gehetzt, fielen unter die Bauern, wie Jagdhunde unter das Wild. Sie schleppten sie nicht nur gefangen mit sich fort, sondern prügelten sie mit Weib und Kind aufs entsetzlichste durch und plünderten sie aus. Ueber einen Monat lang, im September und October 1731, ließ der Erzbischof diese Schandthaten andauern, indem er die Häupter der Gemeinden im Kerker quälte, während die Soldaten in den Dörfern selbst jeden Unfug trieben. Doch dieß alles beugte die Standhaftigkeit der Bauern nicht. Da befahl der zornige Erzbischof plötzlich, sie sollten sich alle aus dem Lande packen, und obgleich die Reichsgesetze den um des Glaubens willen Auswandernden freien Abzug mit allem Vermögen gestatteten, so kehrten sich doch weder der Erzbischof noch die kaiserlichen Truppen daran, und man unternahm ein allgemeines Treibjagen auf die Bauern. Wo man einen auf dem Felde traf, wurde er auf die Gränze gebracht und durfte nicht mehr sein eigenes Haus betreten, wenn er in bloßen Aermeln war, nicht einmal den Rock holen. So wurden Männer von ihren Weibern, Kinder von ihren Eltern getrennt. Heerdenweise trieb man sie zusammen, und Pfaffen, Soldaten und katholische Einwohner sammelten sich um sie, um sie auf jede erdenkliche Art zu verhöhnen. Außer daß sie alle ihre Güter mit dem Rücken ansehen mußten, nahmen ihnen die Commissaire auch noch alles Geld ab, das Einige bei sich trugen, und gaben ihnen nur so viel davon zurück, als ihnen beliebte, zur Bestreitung der Reise. Welche ungeheuren Gemeinheiten dabei vorgingen, mag daraus erhellen, daß allen Auswanderern ohne Ausnahme amtlich (keineswegs bloß einmal zum Scherz) zum Abschiede die Unflätherei gesagt wurde: „Luther steckt mit dem Kopf in der Hölle und kehrt den A.... in die Höhe, da fahret hinein." Ein Beamter schrie den Flehenden, die ihn beim Evangelium beschworen, laut zu: „Ich sch... was ins Evangelium." Das waren die Früchte der Jesuitenerziehung.

Gräßlicher als alles Andere war auch hier wieder der Kinderraub. An tausend Kinder wurden den verzweifelten Eltern mit Gewalt entrissen. Einigen Vätern und Müttern brach das Herz vor Jammer, sie vergaßen ihres Schwurs und wollten bleiben, um nur die Kinder nicht zu verlieren. Aber mit ausstudirter Grausamkeit prügelte man sie fort und gestattete ihnen das Dableiben nicht, ja einige Eltern mußten zusehen, wie man vor ihren Augen die Kinder schlug, zwickte und auf die boshafteste Weise mißhandelte. Keine Klage half. Der Kaiser, der Kaiser befiehlt es, schrie man die Jammernden an. Der edle König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, Nachfolger des eiteln Friedrich I, war der einzige deutsche Fürst, der sich kräftig der Salzburger annahm und dem Erzbischof sogar drohte, aber er war zu entfernt; die Barbarei des Kinderraubs, die nur Menschenfressern und wilden Karaiben, nimmer aber einer gebildeten Nation, am wenigsten den edelmüthigen Deutschen ziemte, erregte im Herzen des Königs einen solchen Unwillen, daß er einen eigenen Commissair nach Salzburg schickte, um unter seiner Autorität einige Kinder zu retten, aber man willfahrte ihm nicht. Doch gelang es einigen herzhaften Knaben, nachher den Jesuiten zu entspringen, um sich ihren fernhin gewanderten Eltern glücklich bis an die Ostsee nachzubetteln.

Den ersten Fortgetriebenen folgten bald große Haufen freiwilliger Auswanderer nach, namentlich aus Berchtesgaden. Ihr einziger Trost war der Schutz, den ihnen der König von Preußen gewährte. Zwar wurden sie unterwegs in katholischen Ländern noch überall gehöhnt und mißhandelt, aber schon in Würtem-

berg, Nürnberg und Hessen fanden sie freundliche Aufnahme. Ein Theil ging nach Holland und Nordamerika, die meisten aber, 16,500 an der Zahl, wandten sich nach Preußen und nahmen die neuen Wohnungen ein, die ihnen der König daselbst anwies.

Capitel 424.

Friedrich Wilhelm I von Preußen.

Der zweite König von Preußen war das Gegentheil seines Vaters, ein einfacher gerader Mann, der allen unnützen Prunk abschaffte, alle Eitelkeiten bei Seite setzte und nach seiner besten Ueberzeugung ernst und kräftig regierte. Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Gerechtigkeit waren ihm Gewissenssache, und obgleich er die Zügel der Alleinherrschaft, die ihm seine Vorfahren schon überliefert hatten, noch schärfer anzog, und als unumschränkter König gebot, so hielt er sich doch nur für einen Knecht Gottes und wollte der gute Hirt des Evangeliums seyn. Selber thätig, duldete er keinen wollüstigen Faullenzer, und brauchte zuweilen den Stock, wenn er einen Berliner Eckensteher nichts thun sah. Warme Sorgfalt hegte er für alle seine Glaubensgenossen, und bethätigte sie besonders in der Salzburger Sache. Obgleich König, war er doch im Haushalt bürgerlich sparsam, und selbst fremde Gesandte mußten es sich in seiner Tabakstube gefallen lassen, und er beschämte ihre übertriebene Delikatesse gern mit seiner bürgerlichen Derbheit. Durch diese Einfachheit ersparte er einen großen Schatz, der zwar todt liegen blieb, aber das Fundament wurde, auf dem sein genialer Sohn bauen konnte. Außerdem sorgte er, unter Leitung des tapfern Leopold von Dessau, hauptsächlich für ein zahlreiches und wohlgeübtes Heer, wodurch allein in der damaligen Zeit Ansehn erlangt und behauptet werden konnte. Er machte aus seinen Unterthanen ein Volk von Arbeitern und Soldaten, und flößte ihnen Frömmigkeit und einfache Sitten, kurz seinen eigenen Geist ein. Von Freiheit konnte in jener Periode überall nicht die Rede seyn, genug, wenn nur eine frische Kraft aufkam, und diese blühte gedeihlich in Preußen, während sonst fast überall nur Schwäche und faule Verderbniß zu finden war.

Dieser wackere König hatte nur zwei Fehler, die übertriebene Vorliebe für Riesen und die unnatürliche Abneigung gegen seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich. Er bildete sich eine Garde, die aus lauter Riesen bestand, deren keiner unter 6 Fuß haben durfte, und die er um große Summen warb, oder auch mit Gewalt im Ausland pressen ließ. So gerecht er sonst war, erlaubte er doch in diesem Punkte seinen Werbern jeden Schelmstreich. Mit England kam er bloß deßwegen eine geraume Zeit in Zwist, weil er ein paar lange Hannoveraner, die er hatte entführen lassen, um keinen Preis wieder herausgeben wollte. Daß er einen Goldmacher, den sogenannten Grafen Cajetano, in einem goldpapiernen Kleide hängen ließ, wurde ihm nicht als gewaltthätig ausgelegt, da dieser Mensch schon Viele arg betrogen hatte. Selbst daß er den Philosophen Wolf bei Strafe des Stranges aus Halle jagte, war in jenen bigotten Zeiten des finstersten Lutherthums nicht auffallend. Dagegen bedauerte jedermann die Mißhandlungen, denen der Kronprinz ausgesetzt war.

Der junge Friedrich, als Kind schön wie ein Engel mit großen strahlenden blauen Augen, entwickelte als Jüngling eine Fülle von seltenen Talenten für die Staats- und Kriegswissenschaften sowohl, als für Philosophie, Dichtkunst und Musik. Im elterlichen Hause streng und bigott nach lutherischer Form erzogen,

wandte er sich dahin, wo allein in jener Zeit feine Bildung zu suchen war; jemehr ihn der rauhe Ton seines Vaters anwiderte, um so leidenschaftlicher suchte er die geheimen Freuden, die ihm die französische Bildung gewährte. Sein Jugendfreund Katt weihte ihn in dieselben ein, und Friedrich nahm sie ganz in sich auf, mit ihren Lastern wie mit ihren Vorzügen. Gerade damals herrschte Voltaire über alle französischen Geister. Seine Ideen, sein Witz, seine Sprache bezauberten das Jahrhundert. Dieser Eine Mann ersetzte den Franzosen die ganze Reformation, denn er richtete ihre Geistlichkeit in der öffentlichen Meinung durch Spott zu Grunde. Seine Art, frei zu denken, übte aber noch einen viel weiter greifenden Einfluß. Er war der Prophet der Unsittlichkeit, und was das Beispiel der liederlichen Höfe noch nicht vermocht hatte, die Völker anzustecken, das vollendeten seine überall in der gebildeten Welt gelesenen Schriften. Aber er verbarg viele göttliche Wahrheiten unter seiner Teufelsmaske, und indem er die Menschen lehrte, frei zu denken und sich jedes Vorurtheils zu entschlagen, bewirkte er, daß Leute nach ihm kamen, die einen würdigern Gebrauch von den freien Gedanken machten. Von diesem Geiste nun, und von der französischen Cultur überhaupt fühlte sich der junge Friedrich unwiderstehlich angezogen, und während er sich, wie seine Schwester in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, den wildesten Ausschweifungen in der Liebe hingab, übte er sich zugleich in Versen und philosophischen Abhandlungen in französischer Sprache.

Als sein Vater dahinter kam, mißhandelte er ihn auf die roheste Weise mit dem Stock. Der königliche Jüngling wollte auf einer Reise durch Franken fliehen; der König von England, dessen Tochter er heirathen sollte, schien ihm die beste Zuflucht gewähren zu können; allein er wurde entdeckt, bei Frankfurt ergriffen und vor seinen Vater gebracht, der ihn furchtbar mißhandelte und schon den Degen zog, ihn zu durchbohren, als der General Mosel sich dazwischenwarf. Doch wurden der Prinz und Katt als Deserteure zum Tode verurtheilt, und nur die Vorstellungen der auswärtigen Höfe verhinderten die Vollziehung. Viele Wochen schmachtete Friedrich im Kerker, wobei man ihm nichts als die Bibel und ein Gesangbuch ließ. Dann auf einmal schlug man dicht vor seinem Fenster ein Schaffot auf, und er mußte zusehen, wie sein Freund Katt enthauptet wurde.

So handelte der Vater gegen seinen Sohn. Aber man kann sich einigermaßen diese Gewaltthat erklären, wenn man weiß, wie sehr der König die Franzosen und ihre vergiftete Politik haßte. Oft sagte er in Beziehung auf die überall in Deutschland aufkommenden französischen Moden und Hinneigung der deutschen Höfe zum französischen Interesse: „Ich will nicht französisch seyn!" Es war, als hätte er in seiner frommen Seele die unchristliche Politik seines Sohnes vorausgeahnet. Er hat gesagt: „ich bin gut deutsch und würde mich begnügen, wenn ich nur des Kaisers Kammerpräsident wäre!" und zu den Polen: „vivat respublica, vivat Piastus, wählt keinen Fremden, am wenigsten einen Russen, wählt euch einen Piast!" Wenn wir auch weiter nichts von Friedrich Wilhelm I wüßten, so würden diese Worte hinreichen, um darzuthum, wie sein einfacher frommer Sinn, der das Bedürfniß der Einheit für die Nationen erkannte, sich über die gepriesene Klugheit seiner nur auf Zwietracht und Länderraub sinnenden Zeit sich erhob. Darum ehre Deutschland diesen ehrlichen König!

Bei dem jungen Friedrich schlug die Cur gut an. Er mußte, aus dem Kerker entlassen, in der Kanzlei von der Pike herauf dienen und sich mit allen Staatsgeschäften bekannt machen. Dabei entwickelte er so viel Verstand, daß sich sein Vater vollständig mit ihm aussöhnte und ihm einen heitern Musensitz auf dem Schlosse Rheinsperg bereitete, von wo aus der Prinz, ohne die Staatswissenschaften zu vernachlässigen, zugleich eine Correspondenz mit Voltaire und an-

dern berühmten französischen Gelehrten und Dichtern anknüpfte. Beide, sein Vater und er, lernten sich schätzen, und als Friedrich nachher König wurde, hat er nie der frühern Mißhandlungen gedacht, sondern stets mit Ehrfurcht und Dankbarkeit von dem Vater gesprochen, der ihn für eine Zeit voller Gefahren so tüchtig ausrüstete.

Capitel 425.

Maria Theresia.

Karl VI starb 1740 als der letzte Habsburger. Wie wenig ihm die pragmatische Sanction genützt, zeigte sich sogleich, denn dieser heilig beschworne Vertrag wurde von allen den Fürsten gebrochen, die ein Interesse dabei hatten, und das Habsburgische Erbe wäre gänzlich zerrissen worden, wenn nicht Karls VI eben so schöne als charaktervolle Tochter, Maria Theresia, mehr Mannheit besessen hätte, als ihr Vater und mancher ihrer Ahnen.

Der wollüstige Kurfürst Karl Albrecht von Bayern entwand sich den Armen seiner Moravicka und der Gräfin Fugger, um das gesammte Erbe von Habsburg anzusprechen. Er behauptete nicht mit Unrecht, daß, wenn einmal eine Vererbung auf die weibliche Nachfolge statt finden sollte, seine Ansprüche als directer Nachfolger des bayerischen Herzogs Albrecht, der eine Tochter Ferdinands I geehelicht habe, älter seyen, als die der Maria Theresia. Um aber zu seinem Zwecke zu gelangen, verband er sich mit Frankreich, das schon längst, und mit Preußen, das erst in jüngster Zeit ein eifersüchtiger Nebenbuhler Habsburgs geworden war.

In demselben Jahre, 1740, war auch Friedrich Wilhelm I gestorben, und Friedrich II hatte dessen 30 Millionen Thaler im Schatz und ein treffliches Heer von 72,000 Mann geerbt. Sie zu nützen, war jetzt die beste Gelegenheit, und der junge Friedrich wartete die Bayern und Franzosen nicht ab, sondern fiel schon im Spätjahr auf eigene Hand in Schlesien ein, ein altes, bisher nicht benütztes Recht auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf, deren ausgestorbene Herzoge aus piastisch-polnischem Stamme einst mit Brandenburg erbverbrüdert gewesen, vorschützend. Die Oesterreicher waren nicht gefaßt auf einen so schnellen kräftigen Angriff, und ließen sich unter Neipperg bei Molwitz unfern Brieg durch den alten Dessauer und den Grafen Schwerin schlagen. Friedrich selbst war in dieser ersten Schlacht noch bloßer Zuschauer. Nach diesem ersten Erfolge schloß er mit Frankreich und Bayern, wozu auch Sachsen trat, ein Bündniß zu Nymphenburg, und der bayerische Kurfürst zog mit einem großen französischen Heere unter Belleisle, und einem sächsischen unter Rutowski (einem natürlichen Sohn des starken August) in Böhmen ein, und empfing zu Prag die Huldigung als König, da die Böhmen, wie Friedrich II sagte, diese Gelegenheit gern ergriffen hätten, sich von dem noch nicht populären Habsburgischen Regimente loszumachen, 1741.

Maria Theresia war in der größten Gefahr, mächtige Feinde standen mit Heeresmacht im Lande, ihr eigenes kleines Heer war geschlagen, Böhmen fiel ab. Es blieb ihr nichts, als jenes Ungarn, wo noch kurz vorher das Habsburgische Regiment nur durch das Blut der Schaffotte hatte befestigt werden können. Sie berief die stolzen Magnaten zum Reichstag, und erschien mitten unter ihnen in ungarischer Tracht, die heilige Krone auf dem Haupte, den Säbel umgegürtet, strahlend von Schönheit und Muth, und forderte sie bei ihrer Ritterpflicht auf,

ihr beizustehen. Da riefen sie, von der Schönheit hingerissen, mit Einem Munde: moriamur pro rege nostro Maria Theresia (laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!) und schwangen sich alle zu Rosse mit ihrem Volk, 30,000 Reiter, und wilde Horden von Panduren und Croaten. Dieses brausende Heer ließ die Franzosen in Prag stehen und wälzte sich nach Bayern. Eben war der Kurfürst in Frankfurt am Main, um sich als Karl VII zum deutschen Kaiser krönen zu lassen, und dieß feuerte die Ungarn noch mehr zur Rache an. Bayern wurde schrecklich verwüstet, besonders durch den Pandurenoberst Menzel, einen gebornen Sachsen, der alle Gräuel des 30jährigen Krieges wiederholte und unter Anderm gegen die Bayern, die sich in Masse zu erheben drohten, den Befehl erließ: „alle, die mit den Waffen ergriffen würden, sollten einander wechselseitig Nasen und Ohren abschneiden und dann gehangen werden," 1742.

Da nun aber Friedrich einen neuen Sieg über die Oesterreicher unter Karl von Lothringen bei Chotusiz erfocht, so faßte Maria Theresia einen raschen Entschluß, und überließ ihm Schlesien unter der Bedingung, daß er sich von dem Nymphenburger Bunde trenne. Er selbst wollte nichts weiter und schloß den Frieden zu Breslau, 1742. Auch Sachsen wurde dadurch von der klugen Maria Theresia gewonnen, daß sie dem Grafen Brühl reiche Güter in Böhmen schenkte.

Nun waren nur noch die Franzosen aus Prag zu entfernen. Belleisle wurde eng eingeschlossen. Ein neues französisches Heer unter Harcourt rückte heran, schlug die Oesterreicher aus Bayern heraus, erlag aber der Winterkälte und dem Hunger. Ein drittes Heer unter Maillebois kam bis nach Böhmen, ging aber zurück, weil es von dem kopflosen Weiberregiment aus Paris, unter Ludwig XV, den Befehl erhielt, nichts zu wagen. Durch Hunger aufs äußerste getrieben, machte endlich Belleisle einen Ausfall und schlug sich durch die Oesterreicher, seine Leute gingen aber auf der Flucht im kalten Winter fast alle zu Grunde.

Im nächsten Jahre, 1743, stieg das Glück der Maria Theresia noch höher, denn der König von England, Georg II, führte eine in Norddeutschland gesammelte sogenannte pragmatische Armee in Person zu ihrem Schutze herbei, aus doppelter Eifersucht wegen England gegen Frankreich, und wegen Hannover gegen Preußen. Ein so schlechter Feldherr er selber war, siegte er dennoch bei Dettingen, unfern von Aschaffenburg, über die noch schlechter geführten Franzosen unter Noailles. Nun ging im folgenden Jahre Karl von Lothringen mit der ganzen Macht der Oesterreicher über den Rhein und verheerte Elsaß und Lothringen.

Friedrich sah diesen Siegen nicht geduldig zu. Verfolgte Maria Theresia ihr Glück, so war es klar, daß sie ihm auch Schlesien wieder nehmen würde. In Oesterreich herrschte darüber nur Eine Stimme. Um dem vorzubeugen, griff er rasch wieder zu den Waffen. Maria Theresia wiederholte das vorige Spiel, ihre Feinde zu isoliren, und schloß mit Bayern den Frieden zu Füßen ab, aber sie war nicht im Stande, sich der Preußen zu erwehren. Friedrich siegte in der glänzenden Schlacht bei Hohenfriedberg in Schlesien und noch einmal bei Sorr in Böhmen, wo Fürst Lobkowitz drei österreichische Capitaine niederstieß, um die Flucht aufzuhalten, aber umgerissen und in einen Graben geworfen wurde. Noch einmal siegte der alte Dessauer bei Kesselsdorf in Sachsen. Da sah sich Maria Theresia gezwungen, im Frieden zu Dresden Schlesien noch einmal dem Sieger zu überlassen, 1745.

Der Kampf mit Frankreich dauerte fort. Dort herrschte die Marquise von Pompadour über den schwachen Ludwig XV, und gab der Armee Generale aus ihrem Schlafzimmer. Nach so vielen schlechten kam aber endlich durch Zufall ein guter an die Reihe, Moritz von Sachsen, des starken August und der schönen Aurora von Königsmark Sohn, der galant und ein Kriegsheld zugleich war. Er

führte im Lager ein Theater mit sich, unterbrach aber die Schauspiele nur durch Siege. Das Feld seiner Thaten waren die Niederlande. Hier schlug er die Kaiserlichen bei Fontenai und Raucour, und die Holländer und Engländer bei Lafeld. Auf Holland hatte dieser neue Angriff den Einfluß, daß Wilhelm IV von Oranien, den die Volkspartei nach seines Vaters Tod nicht zum Statthalter gewählt hatte, zu dieser Würde, und zwar erblich, erhoben wurde. In jeder Gefahr fühlten die Holländer das Bedürfniß der Monarchie.

Auch in Italien kämpften die Kaiserlichen mit den Franzosen und Spaniern. Diese wurden bei Piacenza geschlagen, und schon wollten jene in die Provence einfallen, als die Bevölkerung von Genua gegen den kaiserlichen Befehlshaber Botta, der den freien Italienern auf gut österreichisch Stockprügel geben ließ, und 25 Millionen so wie alle Waffen forderte, und gegen den feigen Senat, der darein willigte, sich erhob und unter Anführung eines Doria nach einer mehrtägigen Schlacht die Kaiserlichen aus der Stadt hinauswarf, im December 1746. Diesen Kämpfen machte endlich der Friede von Aachen ein Ende. Jeder behielt, was er gehabt, Maria Theresia trat nur Parma, Piacenza und Guastalla an einen spanischen Prinzen ab, mit Vorbehalt des Rückfalls, wenn derselbe kinderlos bliebe. Dagegen erkannten nun (weil Karl VI ohnehin 1740 gestorben war) alle Mächte ihren Gemahl, Franz I, als Kaiser an, 1748. Er hatte aber nur den Titel dieser Würde. Maria Theresia regierte mit ihrem schlauen Minister Kaunitz allein; Franz, der keinen Ehrgeiz, aber viel kaufmännischen Sinn besaß, vertrieb sich die Zeit mit geheimen Geldgeschäften.

Capitel 426.

Die Friedensjahre vor dem siebenjährigen Kriege.

Friedrich II hatte sich im zweiten schlesischen Kriege bereits als großer Feldherr bewährt, jetzt zeigte er sich der Welt als Staatsmann und schöner Geist. Im Einklang mit den strengen Regierungsgrundsätzen seines Vaters, setzte er dessen Autokratie fort, und richtete die von seinem Willen allein gelenkte Staatsmaschine immer vollkommener ein. Seine Verwaltung war musterhaft; Vermehrung des Reichthums durch Anbau wüsten Landes und durch Industrie, so wie Einschränkung der Ausgaben und größte Sparsamkeit und Ordnung waren seine Richtschnur. Gleiche Ordnung, Einfachheit und strenge Gerechtigkeit beabsichtigte er im Justizfach und ließ durch Coccezi schon 1746 das corpus juris Fridericiani, die Grundlage des preußischen Landrechts, fertigen. Die Zucht, unter der er die Beamten hielt, schmeichelte dem Volk eben so sehr, als des Königs Kriegsruhm und der Erwerb des schönen und reichen Schlesien. Friedrich war schon damals im höchsten Grade populär.

Und dennoch entzog er sich seinem Volk im Privatleben. In der schönen Einsamkeit von Sanssouci, das er sich nach eigenem Geschmack 1747 unfern von Berlin hatte bauen lassen, lebte er fast nur unter französischen Büchern und Menschen. Getrennt von seiner englischen Gemahlin, kinderlos, jeden weiblichen Umgang meidend (worüber die wunderlichsten Vermuthungen umliefen, von denen nur die gegründet erscheint, welche von den frühern Ausschweifungen des Königs und einer mißlungenen Cur spricht), lebte Friedrich ungetheilt dem Staat und der französischen Literatur. Außer seinen Generalen und Ministern, die aber nur die blinden Vollstrecker seines Willens waren, sah er fast nur Franzosen um sich. Er stiftete eine Akademie der Wissenschaften, deren Präsident Maupertuis, deren

Mitglieder fast nur Franzosen waren. Sein Liebling Voltaire besuchte ihn 1743 und nochmals 1750, um bei ihm zu bleiben, aber die beiden Philosophen hielten es nicht lange zusammen aus. Friedrich setzte den Anmaßungen des eiteln und bis zur Schmutzigkeit habsüchtigen Franzosen zuweilen eine Gränze. Gegen die Deutschen betrug sich derselbe so brutal, daß er einmal bei Tisch einen Pagen eine pommersche Bestie nannte. Dieser rächte sich dafür, denn als der König bald darauf nach Pommern reis'te, gab der Page den hintennach fahrenden Voltaire wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit für den Affen des Königs aus, und veranstaltete, daß die Bauern ihn nicht aus dem Wagen ließen und ihn wie einen wirklichen Affen neckten. Endlich entfloh Voltaire, nachdem er dem König einige interessante Papiere gestohlen hatte. Diese wurden ihm in Frankfurt am Main noch glücklich abgenommen, ihn selbst entließ man, und der König fuhr fort mit ihm zu correspondiren, denn er schätzte den Geist wieder, sobald die Person nicht mehr um ihn war. Friedrich schrieb und dichtete selbst, und zwar nur französisch. Außerdem spielte er sehr gut die Flöte.

Zu derselben Zeit, da Friedrich sein Preußen erhob, gab sich Brühl alle Mühe, das arme Sachsen vollends zu Grunde zu richten. Schon hatte er dem kleinen Lande 100 Millionen Thaler Schulden aufgebürdet, nun schuf er Papiergeld, stahl die Waisengelder aus den öffentlichen Cassen, zahlte zwei Jahre lang keine Gehalte mehr aus, und da auch das nicht ausreichte, verkaufte er sächsische Truppen an die Holländer und Engländer, um sie in deren Colonien zu gebrauchen — ein Beispiel, das nachher nur zu oft nachgeahmt wurde, 1751. Vier Jahre vorher wurde die sächsische Prinzessin Josepha mit dem Dauphin von Frankreich vermählt, dem sie drei Könige gebar, Ludwig XVI, Ludwig XVIII und Karl X. Konnte aus der Verbindung zweier Höfe, an denen eine Pompadour und ein Brühl herrschten, glücklichere Könige hervorgehen? Welches Fatum! — Die Unzufriedenen in Sachsen versenkte man in die tiefen Kerker des Königsteins, des Sonnensteins und der Pleißenburg, die ganz voll davon waren. Diese Gräuel veranlaßten den Grafen Zinzendorf, sich aus der verderbten Welt zurückzuziehen und in dem 1722 erbauten Herrnhut den gleichgesinnten Frommen ein Asyl zu öffnen. Er nannte sich selbst den „Seelensammler;" Brühl trieb ihn als Aufrührer aus dem Lande, er wurde aber 1747 als unschuldiger Schwärmer wieder zugelassen und trieb sein stilles Wesen fort.

Obgleich in jener Zeit alle Staaten nach französischem Muster zur absoluten Monarchie hinneigten, so erlangte doch gerade damals die Aristokratie eine große, wenn auch nur vorübergehende und bedingte Gewalt, sofern starke Monarchen sich des Adels bedienten, schwache aber unter des Adels Vormundschaft kamen. Wie in Frankreich und Spanien, so wurde der hohe Adel auch in Oesterreich, Sachsen, Bayern an den Hof gezogen und durch Begünstigungen servil gemacht. In Preußen herrschte der niedere Adel, den Friedrich dadurch an sich fesselte, daß er ihm ausschließlich alle Officiersstellen im Heere überließ. In Hannover blieb bei der Abwesenheit der Kurfürsten der Adel allein am Regiment. In England, Schweden und Polen mußten die neuen Könige dem Adel sich beugen, um ihn zu gewinnen, und selbst in der Despotie Rußlands erwarb der Adel den größten Einfluß, sofern er den Selbstherrschern, besonders den weiblichen, zu ihren Zwecken diente. Dazu kam die immer merklicher werdende Unterscheidung der Bildung. Die hoffähigen, galanten, französisch redenden, jede Mode mitmachenden, verschwendenden Edelleute traten in immer größern Abstand von dem armen, die Landessprache redenden, unbehülflichen, von Nahrungssorgen gedrückten Gelehrten, Bürger und Landmann. Was dem Adel an wahrer Macht fehlte, das ersetzte er durch die Sitte, durch den Schein.

Hieraus erklärt sich, warum auch in den republicanischen Städten überall die Geschlechter wieder aufkamen und den Fürstenadel in ihren Sitten und Ansprüchen nachahmten. In jeder Reichsstadt nahmen die herrschenden Räthe, selbst wenn sie aus den Zünften hervorgegangen waren, die Form einer Erbaristokratie an, indem sie alle Staatsämter nur ihren Familien vorbehielten, und zugleich führten sie alle Weichlichkeit, Ueppigkeit, Titelsucht und Mode-Eitelkeit der Höfe in den Städten ein. Dieß geschah sogar in der freien Schweiz. In Bern wurde die Aristokratie weniger Stadtfamilien immer härter. Neben dem wirklich regierenden Rath bestand ein anderer zum Schein, in welchem die jungen Patrizier alle Geschäfte vornahmen, wie in jenem, um dadurch das Regieren zu lernen; aber jeder andere Bürger war von Staatsangelegenheiten ausgeschlossen. Das Materielle wurde gut von der Aristokratie besorgt und kaum blühte ein Staat so reich wie Bern, aber der Geist wurde auf die illiberalste Weise in Fesseln geschlagen, und der Hochmuth der Patrizier und ihrer Weiber gegen die übrigen Bürger überstieg selbst die Brutalität der Jagdjunker und Weiberknechte an den schlimmsten Höfen. Da zettelte der Berner Hauptmann Henzi eine Verschwörung an, aber sie wurde entdeckt und er selbst nebst zwei Gefährten hingerichtet. Als der Scharfrichter ihn mehrmals in den Nacken hieb, schrie er noch: in dieser Republik ist alles schlecht, sogar der Henker! Seine Beschwerdeschrift, worin er die damalige Aristokratie beschreibt, ist meisterhaft, 1749. Er zeigt darin, wie abgeschmackt besonders die Hoffahrt der Weiber sey, und wie verächtlich der Servilismus der Geistlichen: „Himmel, welche Lobsprüche ertönen nicht alle Oster-Montage über die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit, die Klugheit und alle herrlichen Tugenden unseres Magistrats! Wenn dann der Pfarrer dem Regenten trefflich den Balg gestrichen hat, so wird er mit einem Faß Wein beschenkt. Rechtschaffene Bürger aber und Patrioten gehen selten in diese Predigten, damit ihre Herzen nicht mit so viel Galle, als die Canzeln mit Schmeicheleien angefüllt werden." Auch in diesen Republiken wurden die Pfarreien unter der Schürze vergeben, die Candidaten mußten die überflüssigen Töchter der Patrizier heirathen, wenn sie ein Amt haben wollten.

Capitel 427.

Der große Bund gegen Preußen.

Friedrich II ärgerte alle europäischen Mächte durch sein wachsendes Glück, noch mehr aber durch sein allen damaligen Staatsmännern weit überlegenes Genie und durch den Spott, womit er es sie fühlen ließ. Maria Theresia glühte vor Zorn oder weinte, wenn nur von Schlesien die Rede war, und ihr schlauer Kaunitz konnte sich nicht tiefer in ihre Gunst einschmeicheln, als wenn er Himmel und Erde bewegte, ihr das schöne Land wieder zu gewinnen. Auf seinen Rath ließ sie sich herab, die weltberühmte Hure und Landverderberin Pompadour in einem vertraulichen Handschreiben ihre Cousine zu nennen, und mehr bedurfte es nicht, um die tausendjährige Politik Frankreichs umzukehren und französische Heere zur Vergrößerung des Hauses Habsburg in Marsch zu setzen. Zu Versailles wurde der Bund geschlossen und der Plan zu einer Theilung Preußens entworfen, 1756. Ihm trat die Kaiserin Elisabeth von Rußland bei, über deren zügellose Wollüste Friedrich gespottet hatte, und die zugleich in dem Wachsthum der preußischen Macht einen gefährlichen Nebenbuhler sah. An diese trois cotillons, wie Friedrich die Beherrscherinnen der drei mächtigsten Staaten

Europa's nannte, schloß sich ferner Schweden an, um sich seinen Theil von Pommern sicher zu stellen, wenn es auch schon zu schwach war, um auf weitere Eroberungen auszugehen; sodann Polen-Sachsen unter August III oder vielmehr unter Brühl, von dessen Verschwendung und Unfähigkeit Friedrich mit der gebührenden Verachtung gesprochen hatte, der ihn daher tödtlich haßte und in der preußischen Beute eine neue Geldquelle zu finden hoffte. Auch unter den übrigen Reichsfürsten herrschte ein großer Neid gegen Friedrich. Georg II von England-Hannover war längst sein Feind und würde sich am liebsten dem Bunde von Versailles angeschlossen haben, wenn der Minister Pitt und das englische Parlament und Volk ihn nicht gezwungen hätten, gegen Frankreich für Preußen aufzutreten. Der Rest der Fürsten folgte blind der Mehrheit, mit Ausnahme der nordischen, die Preußen und Hannover zunächst wohnten. Bayern, durch Preußen kurz vorher gerettet, vergalt ihm jetzt mit Undank, denn der Kurfürst Max Joseph hielt sich still zu Oesterreich.

Friedrich, der ein wachsames Auge und überall Spione hatte, wurde durch den Canzlisten Menzel in Dresden, dem Brühls ganze Correspondenz offen stand, von allem unterrichtet und schaute seinen Feinden in die Karten, aber sein Spiel war darum nicht weniger gefährlich. England hatte sich noch nicht für ihn erklärt, noch stand er allein ganz Europa gegenüber. Er fühlte tief das Entsetzliche seiner Lage, und steckte Gift zu sich, das er den ganzen langen Krieg über mit sich trug, fest entschlossen, den Verlust seiner Länder nicht zu überleben. Gott und das heilige Recht anzurufen, war ihm versagt, denn er duldete nur, was er an andern verschuldet. Er hatte 1741 Oesterreich theilen wollen, warum sollte nicht 1756 Preußen eben so gut getheilt werden? Von Volksbegeisterung konnte vollends gar nicht die Rede seyn, denn die Völker waren Sklaven, und gewohnt, aus einer Hand in die andere überzugehn. So fand denn Friedrich keine Hülfe, außer in seinem Genie. Erst durch Thaten unsterblichen Ruhms konnte er eine Begeisterung für sich erwecken, erst durch Siege die Armee zu noch größern Siegen stärken. Wie Wallenstein mußte er all sein Glück auf die Spitze des Degens stellen. Dieß war ihm klar, und darum überraschte er die Feinde, und entfaltete muthvoll den schwarzen Adler auf seinen Fahnen, ehe noch Oesterreich gerüstet, ehe in Frankreich eine Trommel gerührt war. Ein Schwächerer hätte gezaudert, hätte noch gehofft, unterhandelt, einer so erdrückenden Uebermacht gegenüber Concessionen gemacht, Friedrich aber griff keck zuerst an und bewies der erstaunten Welt, daß Muth und Schnelligkeit uns aus der gefährlichsten Lage retten können. Alle Feinde Friedrichs wollten eine Macht von wenigstens 500,000 Mann gegen ihn aufstellen, ihn damit einschließen und zermalmen. Aber diese Macht war noch nicht beisammen, und Friedrichs ganze Politik bestand darin, sie nicht zusammenkommen zu lassen, seine vielen Gegner einzeln zu schlagen. Da er von dem Plan unterrichtet war, bevor er ausgeführt wurde, gewann er einen großen Vorsprung. Er selbst eignete sich nun alle Vortheile des ersten Angriffs zu, und warf sich mit überraschender Schnelligkeit sogleich auf den nächsten Gegner, um diesen zu vernichten, bevor die andern herbeikämen.

Noch in dem nämlichen Jahr 1756, in welchem der Bund gegen ihn geschlossen war, fiel er eben so geheim und plötzlich, als man gegen ihn hatte verfahren wollen, und ohne Kriegserklärung in Sachsen ein, nahm mit Blitzesschnelligkeit davon Besitz, und schloß das kleine Heer der Sachsen, das auf diesen Angriff nicht gefaßt war, an der Elbe bei Pirna ein. Die Oesterreicher, die ebenfalls noch nicht hinlänglich gerüstet waren, zogen unter Brown in aller Eile zu Hülfe, wurden aber am 1 October bei Lowositz geschlagen, und nun mußten sich auch die 14,000 Sachsen unter Rutowski bei Pirna ergeben, da ihnen alle Lebensmittel

ausgingen, und sie den damals schon bei der Armee eingeführten Haarpuder mit Schießpulver vermischt aufgezehrt hatten. August III und Brühl flohen so übereilt, daß Friedrich in Dresden noch die Originalurkunden, den Versailler Bund betreffend, vorfand. Vergeblich setzte sich die Kurfürstin vor den Schrank, in dem die Papiere waren, sie wurde von preußischen Grenadieren mit Gewalt entfernt, und Friedrich ließ den ganzen Plan seiner Feinde durch den Druck bekannt machen, um sein eigenes rasches Verfahren gegen Sachsen bündig zu rechtfertigen. Dann blieb er den ganzen Winter über in Sachsen und machte sich alle Hülfsquellen dieses Landes zu Nutzen. Sein Kammerdiener Glasau wollte ihn hier vergiften, aber ein fester Blick, den der König zufällig aus seinen großen Augen auf ihn warf, machte ihn zittern, er ließ die Tasse fallen und gestand dem erstaunten König sein Verbrechen, dessen nähere Veranlassung unbekannt blieb.

Capitel 428.

Die Heldentage der Preußen.

Der Bund war überrascht und erbittert, rüstete sich daher im Frühjahr 1757 mit verdoppelter Kraft. Eine halbe Million Soldaten wurde aufgeboten, davon stellten Oesterreich und Frankreich jedes ungefähr 150,000 Mann, Rußland 100,000, Schweden 20,000, das deutsche Reich 60,000. Aber diese Massen waren nicht gleich auf Einem Fleck beisammen, und überdieß schlecht geführt und lange nicht so militärisch geübt, als die 70,000 Preußen, die ihnen Friedrich entgegenstellte. Auch war der Krieg unpopulär, und den Protestanten im Reich sogar zuwider. Als Karl von Würtemberg zum Reichsheer abgehen wollte, empörten sich die Milizen, die er aus seinem Lande mitnehmen wollte, und obgleich sie bezwungen wurden, so blieb doch der Geist in der Reichsarmee so unkriegerisch, daß die Truppen meist davon liefen und eine Menge Protestanten zu Friedrichs Fahnen überging.

Auch dießmal griff Friedrich zuerst an und fiel im Frühjahr im Böhmen ein. Die Oesterreicher unter Karl von Lothringen standen vor Prag. Der König, um jeden Preis entschlossen zu siegen, trieb seine Regimenter auf sumpfigem Terrain in das furchtbarste Feuer des Feindes. Sein tapferer General Schwerin machte ihm Gegenvorstellungen. „Hat Er Furcht?" rief Friedrich. Da stieg Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne, stürmte voran und fand den Heldentod. Die Oesterreicher wurden vollständig geschlagen, aber in der Stadt Prag vertheidigten sie sich so lange, daß Daun, ein Günstling der Maria Theresia, Zeit bekam, ein neues kaiserliches Heer zu rüsten. Gegen dieses brach Friedrich von Prag auf und traf es bei Collin in einer sehr festen Stellung. Auch hier trieb er seine Leute ins schrecklichste Feuer und schrie ihnen wüthend zu, als sie zum drittenmal, furchtbar gelichtet, zurückwichen: „wollt ihr denn ewig leben?" Die ungeheuersten Anstrengungen halfen nichts, und als zuletzt Benkendorf mit vier sächsischen Regimentern, die von Rache und Branntwein glühten, in die weichenden Preußen einhieb, wurde die Niederlage vollendet. Hier verlor Friedrich seine herrliche Garde und sein ganzes Gepäck. Auf einem Brunnen sitzend und Figuren in den Sand zeichnend, überlegte er, wie er die fliehende Glücksgöttin noch einmal bannen könne.

Wenige Wochen darauf traf ihn neues Unglück. Die Engländer hatten sich für ihn erklärt, aber ihr ungeschickter Anführer, der Herzog von Cumberland, ließ sich von den Franzosen bei Hastenbek schlagen und unterzeichnete die schimpf-

liche Convention vom Kloster Seeven, wonach er sein Heer auflösen sollte, die aber der König von England nicht bestätigte. Zugleich wurde der preußische General Lehmann, der nur 20,000 Mann hatte, von den ihm weit überlegenen Russen unter Apraxin bei Groß-Jägerndorf geschlagen. Gegen die Schweden konnte Friedrich gar nur 4000 Mann stellen, die sich indeß glücklich genug hielten, da von dieser Seite der Angriff immer nur matt blieb.

Der Herbst war gekommen und mit den Blättern schien Friedrichs Glück zu welken, aber er hatte nur gewartet, um sein geschlagenes Heer einigermaßen zu ergänzen, war von dem säumigen Daun nicht verfolgt worden, und brach plötzlich gegen die Reichsarmee unter dem Herzog von Sachsen-Hildburghausen und die Franzosen auf, die unter Soubise heranzogen. In der weiten Ebene um Leipzig, unfern der großen alten Schlachtfelder, bei dem Dorfe Roßbach, trafen sie sich am 5 November. Die dreimal zahlreichern Feinde bildeten einen Halbcirkel, um Friedrichs kleines Lager einzuschließen, und waren des Siegs so gewiß, daß sie Weiber, Perükiers, Friseurs und Putzhändlerinnen von Paris in Menge bei sich hatten und aufs fröhlichste schwelgten. Anstatt aber zu fliehen oder sich zu ergeben, schickte Friedrich auf Einmal den General Seidlitz mit seiner Reiterei unter sie, und in einem Augenblick zerstoben sie nach allen Seiten, ohne sich nur zu wehren. Es war mehr eine Jagd, als eine Schlacht. Die Reichsarmee erhielt davon den Namen Reißausarmee. Friedrich scherzte: „Welcher deutsche Fürst hat die meiste Pracht?" Antwort: „Der von Hildburghausen, denn er hat 50,000 Laufer." Ludwig XV sagte: „Ja, ja, der König von Preußen versteht sich auf Schlachten, aber kann er auch Pastetchen backen?" 10,000 Franzosen wurden bei Roßbach gefangen, der Verlust der Preußen betrug nur 160 Mann. Die Beute bestand größtentheils aus Gegenständen der Galanterie, und man schien nicht ein Lager, sondern ein großes Boudoir erstürmt zu haben. Das französische Heer glich völlig der, die es geschickt hatte, der Pompadour. — Seidlitz, der hier den glänzendsten Ruhm davon trug, war der beste Reiter der damaligen Zeit. Er ritt einmal unter einem sausenden Windmühlenflügel hindurch. Als auf der Frankfurter Oderbrücke Friedrich ihn fragte: „Was würde Er thun, wenn der Feind hier hinter Ihm und vor Ihm wäre?" sprengte Seidlitz, ohne zu antworten, in die tiefe Oder hinab und schwamm ans Ufer. Unter Friedrichs Reiterei zeichneten sich besonders die schwarzen Husaren aus, die Todtenköpfe auf den Mützen trugen. Die Fourage aber bezog Friedrich aus Oesterreich durch den Kaiser selbst. Maria Theresia mußte erst dahinter kommen, daß ihr Gemahl diesen heimlichen Handel trieb.

In Friedrichs Rücken hatten die Oesterreicher unterdeß große Fortschritte gemacht, seinen Liebling, den General Winterfeld, bei Moys in Schlesien geschlagen, die wichtige Festung Schweidnitz und die Hauptstadt Breslau erobert, deren Commandant, der Herzog von Bevern, sich bei einer Recognoscirung gefangen nehmen ließ. Um hier wieder zu helfen, eilte Friedrich nach der Schlacht bei Roßbach sogleich zurück, und hatte die Freude, daß ihm in der Lausitz 2000 junge Schlesier begegneten, die in Schweidnitz gefangen worden waren, sich aber bei der Nachricht von der Roßbacher Schlacht selbst befreit und den Weg zu ihm eingeschlagen hatten. Heitern Geistes weiter eilend, traf und schlug der König die Oesterreicher unfern Breslau bei Leuthen in einer der glänzendsten Schlachten dieses Kriegs. In der Nacht recognoscirend, traf er, nur von einem Reitknecht begleitet, den ganzen österreichischen Generalstab auf einem Schlosse versammelt, öffnete die Thüre und trat mit den Worten unter sie: „Kann man auch noch mit unterkommen?" Sie gaben sich alle gefangen, obgleich seine Soldaten erst eine halbe Stunde nachher eintrafen. Karl von Lothringen, hier wie in so vielen andern Gefechten sieglos,

legte das Commando nieder, wurde Statthalter der Niederlande und machte sich als solcher beliebt. Bei Leuthen hatte Friedrich 21,000 Oesterreicher gefangen, in Breslau, das sich ihm bald ergab, nahm er noch 17,000, so daß die Zahl der Gefangenen größer war, als die seines eigenen damaligen Heeres.

Capitel 429.

Friedrichs Größe im Unglück.

Noch stand der tapfere König unerschüttert, aber neue schwere Gewitterwolken thürmten sich gegen ihn auf. Die Oesterreicher erhielten an dem scharfsinnigen und unermüdlichen Gideon Laudon, den Friedrich wegen seines häßlichen Gesichts nicht hatte in seinen Dienst nehmen wollen, einen trefflichen General, der alles that, sich am König zu rächen; und das gewaltige Heer der Russen, das bisher träge zurückgeblieben war, setzte sich jetzt erst eigentlich in Bewegung. Die Franzosen wurden zum Glück durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, Bruder des regierenden Herzogs, im Schach gehalten. Dieser hatte an Cumberlands Stelle den Befehl über die Hannoveraner und Hessen übernommen und siegte bei Crefeld. Unter ihm diente der jüngere Erbprinz Ferdinand von Braunschweig.

Im Frühjahr 1758 brach Friedrich nach Mähren auf und belagerte Ollmütz, aber vergebens; Laudon that ihm jeden Abbruch und nahm ihm eine Zufuhr von 3000 Wagen mit Proviant und Munition ab. Endlich mußte der König sich zurückziehen, denn die Russen gingen unter Fermor über die Oder, haus'ten barbarisch mit Sengen und Brennen und waren schon nahe bei Berlin. Da traf sie der erzürnte König bei Zorndorf. Obgleich nur halb so stark, als die Russen, schlug er sie dennoch, aber es kostete ihm 11,000 Todte, denn die Russen standen wie Mauern. Man focht mit der größten Erbitterung, es wurde kein Pardon gegeben, und man sah Verwundete, die sich noch auf dem Boden herumbissen. Einige gefangene Kosaken stellte der König einem seiner Freunde vor und sagte: „sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen."

Kaum aber hatte Friedrich von diesem blutigen Kampfe sich erholt, als er schon wieder gegen die Oesterreicher ziehen mußte, die unter Daun und Laudon mit großer Macht in der Lausitz eingefallen waren. Friedrich stand ihnen eine Zeit lang gegenüber und wagte noch keine Schlacht, hielt sie aber selbst für zu vorsichtig und furchtsam, als daß sie einen Streich gegen ihn unternehmen würden. Er betrog sich. Die Oesterreicher überfielen sein Lager bei Hochkirch mitten in der Nacht des 14 October. Die Preußen schliefen und wurden erst durch ihre eigenen Kanonen geweckt, welche Laudon bereits erobert und gegen das Innere ihres Lagers gerichtet hatte. Dennoch war das preußische Heer von einem solchen Geist der Ordnung beseelt, daß die Soldaten halb nackend und im Dunkeln sich unters Gewehr stellten, und so gelang dem König, obgleich mit großem Verlust, wenigstens ein wohlgeordneter Rückzug. Er verlor 9000 Mann, viele der tapfersten Officiere, und über hundert Geschütze. Doch die Hauptabsicht der Oesterreicher, den König zu fangen, oder sein Heer mit Einem Schlage zu vernichten, war vereitelt. Friedrich umging seine Feinde und war mit einem Schritte schon wieder in Schlesien, wo er den österreichischen General Harsch, welcher Neisse belagerte, über die Gebirge nach Böhmen jagte. Der Winter unterbrach die Feindseligkeiten.

Im nächsten Jahre 1759 rüsteten sich Friedrichs Feinde mit großer Sorgfalt. Die Franzosen verstärkten ihre Macht gegen den Herzog von Braunschweig und grif-

griffen ihn von zwei Seiten an, Broglio vom Main, Contades vom Niederrhein aus. Der Herzog wurde bei Bergen zurückgedrängt, doch gelang es ihm, das vereinigte Heer der Franzosen bei Minden glorreich zu schlagen. Von dieser Seite war also Friedrich wieder gesichert; desto gefährlicher wurden ihm die Russen und Oesterreicher, welche sich jetzt zu vereinigen strebten, weil sie endlich einsahen, daß der Hauptvortheil Friedrichs bisher darin bestanden hatte, seine Gegner immer von einander zu halten und einzeln zu schlagen. Die Russen zogen unter Soltikow in die Nähe der Oder. Friedrich hatte selbst alle Hände voll zu thun, durch geschickte Manövres die Hauptmacht der Oesterreicher unter Daun in Böhmen zu fesseln, doch Laudon war schon mit 20,000 Mann vorgedrungen, um sich an der Oder mit Soltikow zu verbinden. In dieser Noth schickte Friedrich den jungen General Wedel mit unumschränkter Vollmacht ab, alles anzuwenden, um die Russen zurückzuhalten. Doch bei dem Dorfe Kay ward er von der Uebermacht der Russen erdrückt, und die Vereinigung mit Laudon ging vor sich. Jetzt eilte Friedrich selbst herbei, und ließ seinen Bruder Heinrich gegen Daun zurück. Am Ufer der Oder bei Kunnersdorf, unfern Frankfurt, warf sich der König dem Feinde in den Weg, und hoffte durch ein kühnes Manövre ihn zu vernichten, doch es mißlang, und Friedrich erlitt die furchtbarste Niederlage des ganzen Krieges, am 12 August. Aus der Tiefe des Oderthales ließ er seine Regimenter einen von feindlichen Batterien bespickten Sandberg stürmen, aber sie blieben im Sande stecken, und wurden in Masse von den Kartätschen niedergeworfen. Den König selbst traf eine Flintenkugel, wurde aber durch ein Etui in seiner Westentasche aufgehalten. Fast mit Gewalt mußte man ihn aus dem Getümmel reißen, nachdem alles verloren war. Hier fiel auch der Dichter Kleist.

Obgleich Soltikow unbegreiflicher Weise den König nicht verfolgte, trafen diesen doch neue Unglücksfälle. Sein kluger Bruder, Prinz Heinrich, hatte in Dauns Rücken Magazine und Zufuhren abgefangen, und dadurch dessen Bewegungen gefesselt. Nun war dieß aber dem Könige noch nicht genug, er fürchtete ohne Noth, Daun werde sich dennoch mit Soltikow und Laudon vereinigen, und indem er seinen Bruder zurückzog, bewirkte er gerade, was er hatte verhindern wollen. Daun ging vorwärts, und General Fink, den ihm Friedrich mit 10,000 Mann entgegenschickte, fiel ihm und der Reichsarmee gerade in die Hände. Bei Maxen eingeschlossen und zu schwach, um durchzudringen, wurde das ganze Corps gefangen. Auch Dresden fiel; der preußische Commandant Schmettau hatte diese Stadt bisher mit geringer Macht wacker gehalten, aber nach so vielen Niederlagen glaubte er dem Könige wenigstens seine noch mit baaren drei Millionen Thalern gefüllte Kriegskasse ret en zu müssen, und capitulirte gegen freien Abzug. Friedrich gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und während seine Feinde in den Winterquartieren lagen, warf er sich auf Dresden, diese wichtige und ihm unentbehrliche Position, von wo aus er sich immer auf dem kürzesten Wege nach Böhmen, Schlesien, der Mark oder Sachsen bewegen konnte, wieder zu erobern. Trotz seines furchtbaren Bombardements aber gelang ihm sein Zweck nicht, und er ließ seine Wuth an dem tapfern Regimente Bernburg aus, dem er wegen seiner vergeblichen Anstrengungen alle militärischen Ehrenzeichen nahm. Die Nothwendigkeit, immer Geld zu haben, um die durch so viele Schlachten gelichteten Reihen seiner Krieger durch neue zu ergänzen, zwang ihn falsches Geld zu schlagen, denn die englischen Subsidien reichten nicht mehr aus, und seine vom Feinde besetzten Länder konnten ihm nicht mehr steuern. Berlin fiel in die Gewalt der Russen, die sich aber human betrugen. Nur die Sachsen zerstörten das Lustschloß Charlottenburg und die dort befindlichen herrlichen Antiken, ein unersetzlicher Verlust für die Kunst. Sie thaten dieß aus Rache, weil Friedrich die Lustpaläste des Brühl hätte verwüsten lassen. Sonst wurden

keine Kunstschätze geraubt, weder von Friedrich in dem hieran so reichen Dresden, noch von seinen Feinden in Berlin.

Capitel 430.

Ausdauernde Tapferkeit der Preußen.

Zu Anfang des nächsten Jahres 1760 dauerten die Unglücksfälle des Königs noch immer fort. Einer seiner Lieblinge, Fonquet, wurde mit 8000 Mann im Riesengebirge bei Landshut durch Laudon überfallen und gefangen, das Gebirgsland grausam verwüstet. Die wichtige Festung Glatz fiel, und Breslau wurde belagert. Hier aber befehligte der unerschrockene General Thauenzien, dessen Secretär damals der berühmte Lessing war. Mit nur 3000 Preußen sollte er die weitläuftige Stadt Breslau und die darin aufbewahrten 19,000 österreichischen Gefangenen hüten, aber er ließ sich nicht irre machen, und als Laudon drohte, er werde die Stadt stürmen und das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, antwortete Thauenzien: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“ Wirklich behauptete er die Stadt bis zu Friedrichs Ankunft.

Der König säumte nicht, Schlesien zu retten, wozu ihm Soltikows fortdauernde Trägheit Zeit ließ. Zwar hatte sich Daun mit Laudon bei Liegnitz vereinigt, aber ihre Lager waren abgesondert, und beide Feldherren vertrugen sich nicht zum besten. Friedrich rückte ihnen ganz nahe, und als ihn Laudon in der Nacht auf den 15 August eben wie bei Hochkirch heimlich überfallen wollte, rückte er demselben eben so heimlich entgegen, verblüffte ihn dadurch völlig und erfocht den ersten und glänzendsten Sieg über diesen seinen gefährlichsten Gegner. Da der Wind den Schall der Kanonen abwärts trieb, so erfuhr Daun von der Schlacht nicht eher etwas, als bis sie schon beendigt war, und zog sich vor dem Sieger in Eile nach Sachsen zurück. In dieser Schlacht zeichnete sich das Regiment Bernburg vorzüglich aus, darum trat ein alter Unterofficier aus der Fronte hervor, und forderte vom König die Zurückgabe der Ehrenzeichen, die Friedrich dankbar und mit Herzlichkeit gewährte.

Kaum aber hatte er Breslau entsetzt und Schlesien von Laudons wilden Schaaren gesäubert, so war in seinem Rücken in Sachsen Daun schon wieder zu der aufs neue zusammengetriebenen Reichsarmee gestoßen, und drohte sich mit den Russen, die ganz nahe in der Mark standen, zu vereinigen. Dieser ungeheuern Uebermacht hätte der König noch gewisser, als bei Kunnersdorf, unterliegen müssen, darum setzte er alles daran, Daun und die Reichsarmee noch vor der Vereinigung mit den Russen zu schlagen. Bei Torgau griff er sie an. Vor der Schlacht hielt er eine ernste Rede an die Officiere und weihte sich dem Tode, den er sich freiwillig gegeben hätte, wenn er hier geschlagen worden wäre. Der vorsichtige Daun wollte den Kampf natürlich eben so sehr vermeiden, als Friedrich ihn suchte, hatte sich daher wie bei Collin in eine äußerst feste Stellung zurückgezogen, und empfing die heranstürmenden Preußen mit einem Kanonendonner, wie man ihn nie vorher gehört hatte. Mit ungeheuerm Menschenverluste wurde den ganzen Tag hindurch gekämpft, bald wichen die Oesterreicher, bald wieder die Preußen, die trotz aller Anstrengung doch beim Anbruche der Nacht die feindliche Stellung noch nicht gewonnen hatten. Die Verwirrung war so allgemein, daß Preußen auf Preußen schossen, ganze Regimenter hatten sich aufgelöst, der König selbst war verwundet und erwartete den nächsten Tag in tiefster Sorge. Da auf einmal stürzte ihm der tapfere Husarengeneral Ziethen entgegen, der

noch in der Nacht in die eben so verwirrten Oesterreicher eingehauen und ihre Redouten auf den Höhen genommen hatte. Der König hatte oft über Ziethen gespottet, der allemal vor der Schlacht mit dem Säbel ein Kreuz in die Luft hieb, um sich Gottes Beistand zu empfehlen; jetzt fiel er tiefbewegt dem frommen Generale in die Arme, und sah am Lichte des Tages sein Werk. Die Oesterreicher waren im vollen Rückzuge. Das war der blutige 3 November 1760, der die preußische Monarchie rettete.

In demselben Jahre starb der König von England. Sein Nachfolger Georg III brachte statt Pitts den Lord Bute ans Ruder, der Preußen die so nöthigen Subsidien nicht mehr zahlte. Indeß behaupteten der Herzog und der Erbprinz von Braunschweig immer noch das Feld gegen die Franzosen, und deckten den König wenigstens auf dieser Seite. Dagegen kam die Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen 1761 dennoch zu Stande, und sie hätten, 130,000 Mann stark, Friedrichs Heer von nur 50,000 Mann vielleicht doch noch aufgerieben, wenn er sich nicht hinter die Festung Schweidnitz in die sehr feste Stellung bei Bunzelwitz gezogen hätte. Ueberdieß waren Laudon und der russische Feldherr Butturlin (die Russen wechselten gar oft mit ihren Anführern) uneins, und Mangel an Lebensmitteln trieb sie zum Rückzuge, ohne daß es zum Schlagen kam.

Im folgenden Jahre 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, und Peter III kam auf den russischen Thron. Dieser junge Monarch war einer der ehrfurchtsvollsten Bewunderer Friedrichs, und trat sogleich auf dessen Seite. Doch schon nach sechs Monaten ward er umgebracht, und seine Gemahlin Katharina II ergriff die Zügel der Herrschaft. Friedrich stand bei Reichenbach in Schlesien den Oesterreichern gegenüber, und die Russen waren unter Czernitschef unter seinem Befehle. Im Begriffe, eine Schlacht zu liefern, erfuhr er plötzlich den Tod seines Freundes und die feindliche Gesinnung der neuen Kaiserin. Sie schickte Czernitschef den Befehl zu, augenblicklich die Preußen zu verlassen. Friedrich aber übte so viele Gewalt über die Seele des russischen Feldherrn, daß dieser lieber sein Leben wagen, als den großen Friedrich in diesem wichtigen Augenblicke im Stiche lassen wollte. Er verschob die Bekanntmachung des ihm zugekommenen Befehls noch drei Tage, und blieb im Lager stehen. Diese Zeit benutzte Friedrich, die Oesterreicher zu schlagen, am 21 Julius. Eben so glücklich waren Prinz Heinrich, welcher die Reichsarmee bei Freiberg in Sachsen schlug, und Ferdinand von Braunschweig, der über die Franzosen mehrere kleine Siege, hauptsächlich bei Grebenstein und Lutterburg davontrug. Zugleich hatte Golz im Süden Rußlands die Tartaren aufgewiegelt, und war im Begriffe, mit 50,000 derselben zu Friedrichs Gunsten eine Diversion zu machen. Endlich ließ Friedrich den General Mayer mit einem fliegenden Corps in Franken einrücken, um das Reich zu schrecken, und wirklich erschien derselbe kaum in Bamberg, als der ganze Süden in Angst gerieth, und Herzog Karl in Stuttgart z. B. schon alles zur Flucht einpacken ließ.

Da sahen die Feinde Friedrichs endlich, daß sie ihn nicht überwinden konnten, und ihre Cassen waren zu erschöpft, als daß sie den kostspieligen Krieg weiter hätten fortsetzen können. Sie schlossen also auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg am 15 Februar 1763 Frieden. Friedrich blieb im Besitze aller seiner Länder, und der Anschlag gegen ihn war nicht nur völlig gescheitert, sondern Preußen ging sogar aus dem siebenjährigen Kriege stärker und glänzender als je hervor. Es hatte seine Kraft siegreich erprobt, sich einen furchtbaren Namen gemacht, und während es früher nur eine Hauptmacht in Deutschland gewesen, sich zu einer Hauptmacht in Europa gehoben.

Capitel 431.

Friedrich der Einzige.

Nach Sanssouci zurückgekehrt, wandte sich der geniale König, den man mit Recht den Einzigen nannte, wieder zu den Geschäften des Friedens, um auch hierin allen andern Fürsten ein Muster zu seyn. Alles gedieh unter seinen wachsamen Augen. Das Vertrauen zu ihm zog viele Fremde in seine Länder, er ließ wüste Gegenden urbar machen, eine Menge neue Dörfer anlegen, Straßen und Canäle bauen, Ackerbau und Fabrikwesen auf jede Weise durch Geldunterstützungen und Gesetze fördern. So erholte sich Preußen von den Leiden des Krieges schnell, und nicht nur des Königs Schatz, sondern auch das Vermögen des Volkes mehrte sich. Unter allen seinen ökonomischen Maßregeln tadelte man nur das Tabaks- und Kaffeemonopol. Allein zu seiner Zeit waren diese Artikel noch nicht allgemeines Bedürfniß geworden, nur noch ein Luxus, den der König gewissermaßen bestrafte. Man darf dagegen nicht vergessen, daß er die so nützlichen Kartoffeln, gegen die man allgemein im Volke ein Vorurtheil hatte, anzupflanzen befahl, und sie dadurch erst in ganz Deutschland einführte.

Die nächste Sorge widmete er der Armee. Im Frühling und Herbst machte er mit derselben große Manöuvres, um sie beständig in Uebung zu erhalten, und so lange er lebte, blieb sie sich äußerlich vollkommen ähnlich. Aber nach seinem Tode mußten die Gebrechen, an denen sie innerlich litt, an den Tag kommen. Friedrich beachtete zu wenig den Umschwung der Bildung in Deutschland, obgleich er selbst sehr viel dazu beitrug, und so entging es ihm, daß der beim Antritte seiner Regierung noch sehr verfinsterte und kleinmüthige Bürgerstand allmählich den größten Reichthum von Talenten entwickelte, während umgekehrt der in seiner Jugendzeit wenigstens in Preußen noch ziemlich einfache und tüchtige Adel allmählich üppig und für Arbeit und Nachdenken zu vornehm wurde. Daß Friedrich alle Officiersstellen im Heere ausschließlich Adeligen gab, war anfangs um so weniger zu verwundern, als die zu Recruten ausgehobenen Bauern auf dem Lande schon an das Commando ihrer adeligen Herren gewöhnt waren; aber daß er auch später den Bürgerstand ausschloß, hat großes Unglück über seine Nachfolger gebracht. Das Stocksystem hing damit zusammen. Strenge Strafen waren schon bei den alten Landsknechten üblich, weil der Söldner ohne Heimath immer leicht zu Ausschweifungen oder zur Desertion geneigt war; aber die Mißhandlung des Soldaten, die nicht bloß Strafe für ein bestimmtes Vergehen, sondern allgemeiner Ton in der Armee wurde, kam erst dann auf, als die leibeigenen Bauern in die Montur gesteckt wurden, man setzte nämlich alsdann die Prügelei, die auf allen Dörfern herrschte, nur fort im Heere. Daher kam der Stock auch nirgends anders auf, als eben in den alten längst an die tiefste Sklaverei gewöhnten Slavenmarken, in Preußen und Oesterreich. Von diesen Staaten nahmen ihn erst andere aus Nachahmungssucht an, doch wo noch ein Funke von Ehrgefühl im Volke glühte, konnte man ihn nicht durchsetzen. Ludwig XV wollte nach dem siebenjährigen Kriege das ganze preußische Heersystem, also auch den Stock, in Frankreich einführen, aber die Soldaten empörten sich, erschossen die Unterofficiere, die den Stock brauchen wollten, und einen der letztern sah man, der, als er commandirt wurde, einen Gemeinen zu fuchteln, sich selbst den Bauch aufriß. Der deutsche Schubart, einer der hellsten Köpfe der Zeit, erzählt es und schreibt: „welche Schande für Deutschland!" Endlich war es eine Bizarrerie Friedrichs, daß er die von seinem Vater eingeführte unzweckmäßige Tracht der Soldaten, den kopfzwängenden Zopf, Puder im Haare, enge Beinkleider ꝛc. beibehielt.

Einfache und strenge Rechtspflege war fortwährend des Königs Augen-

merk. Aus dem Codex Frid. entstand der Entwurf des preußischen Landrechts, das aber erst nach seinem Tode 1794 zur Verkündigung fertig wurde. Das Unrecht, das er in andern Ländern begehen sah, war ihm ein solcher Gräuel, daß man ihn nie zorniger sehen konnte, als wenn er glaubte, man habe seinen Namen gemißbraucht, um gegen seine Unterthanen ungerechte oder eigennützige Urtheile zu fällen. Unfern von Sanssouci stand ihm eine Windmühle sehr im Wege, aber da ihn der Müller bei seinem eigenen Kammergerichte zu verklagen drohte, ließ er sich lieber die Unbequemlichkeit gefallen, als daß er Gewalt gegen den Müller gebraucht hätte. Ein Anderer, der berüchtigte Müller Arnold, klagte gegen einen Edelmann, derselbe habe ihm das Wasser abgegraben. Friedrich schickte aus Eifer, ganz gerecht zu seyn, einen vertrauten Officier an Ort und Stelle; dieser berichtete aus Nachlässigkeit oder aus irgend einem Privatgrunde zu Gunsten des Müllers, obgleich dieser Unrecht hatte, und sogleich setzte der König drei seiner obersten Gerichtsräthe und viele niedere Richter ab, ja die erstern sogar eine Zeit lang ins Gefängniß. Obgleich gewaltthätig und in diesem einzelnen Falle grausam, jagte er doch dadurch allen Gerichten einen heilsamen Schrecken ein, und verhütete durch Ein Unrecht viele andere. Großes Aufsehen erregte der österreichische Oberst Trenk, den er achtzehn Jahre lang in einem engen Kerker zu Magdeburg hielt. Dieser schöne Abenteurer hatte mit des Königs Schwester geheimen Umgang gepflogen, sich in die Politik gemischt, Intriguen angesponnen, und eine starke Indiscretion war die Ursache seiner langen Haft, aus der ihn erst des Königs Tod befreite. — Ganz eigenthümlich war die Art, wie Friedrich alle ihm zugehenden Urtheile und Bittschriften mit einer kurzen Randglosse beantwortete, gemeiniglich gerecht, aber witzig, beißend, oft grausam, und immer unorthographisch, denn er konnte nur sehr unvollkommen seine Muttersprache schreiben.

So kurz und zufahrend war er auch im Umgang. Den großen dreieckigen Tressenhut auf dem Kopfe, in etwas gebückter Stellung, in abgetragener blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und breiten Schößen, hinten der lange Zopf, vorn die Weste starrend vom spanischen Tabak, den er in ungeheuern Quantitäten verbrauchte, in kurzen schwarzen Beinkleidern und langen Stiefeln, den Degen an der Seite, und in der Hand den berühmten Krückenstock trat er auf die Leute zu, und jagte ihnen mit seinem Blicke Ehrfurcht und Schrecken ein. Doch konnte niemand feiner seyn, als er, in gewählter französischer Gesellschaft, oder wenn er den gemeinen Mann gewinnen wollte. Davon sind unzählige Anekdoten bekannt. Im siebenjährigen Kriege wollte ihn ein hinter Gebüsch versteckter Croat erschießen, Friedrich sah ihn nur an, hob die Krücke (die er auch zu Pferde immer bei sich trug) drohend auf, und der Croat entfloh. Die Potsdamer hatten ihn als Carricatur, eine Kaffeemühle im Schooße, abgemalt und an die Wand gehängt; er ging vorbei, sah es und sagte dem umstehenden Volke, sie sollten das Bild niedriger hängen, damit sie es besser sehen könnten. Ein Unterofficier seiner Garde prahlte mit einer Uhrkette, hatte aber statt der Uhr nur eine Flintenkugel in der Tasche. Der König erfuhr es und frug ihn spöttisch, wie viel Uhr es sey? Der Soldat sah sich gezwungen, die Kugel hervorzuziehen, hob sie aber empor und sprach: „Diese Uhr zeigt mir nur Eine Stunde, die, in der ich für meinen großen König sterben werde.“ Sogleich gab ihm Friedrich seine eigene kostbare Uhr. Er schadete sich aber auch oft durch seine Einfälle, wie es ihn die drei Unterröcke im siebenjährigen Kriege schwer fühlen ließen.

Capitel 432.

Friedrichs Verdienst um die Aufklärung.

Die Zeiten waren finster genug gewesen, sie bedurften wohl einer Aufklärung. Diese hatte schon vor Friedrich getagt, sie würde als ein unabweisliches Bedürfniß der Zeit auch ohne ihn vollendet worden seyn, sie entwickelte sich in der deutschen Literatur unabhängig von ihm, weil er nur die französische anerkannte, aber durch seine Philosophie, durch seine Duldung gegen freidenkende Männer, durch den Schild, den er schützend über alle Bestrebungen der Wissenschaft hielt, hat er sich allerdings um die Aufklärung ein unsterbliches Verdienst erworben.

Die an den deutschen Höfen eingerissene französische Ueppigkeit und der immer entschiedener hervortretende Servilismus der Geistlichkeit hatte die scholastische Tyrannei der letztern sehr eingeschränkt, und es war zu Anfang des Jahrhunderts einzelnen Männern möglich, jene Pfaffenmacht, die durch die Lutheraner eine Zeit lang nur noch finsterer geworden war, zu erhellen. Der ritterliche Jurist Thomasius kämpfte siegreich gegen den Hexenglauben, der sanfte Spener setzte dem scholastischen Schwulst und Wortkram der orthodoxen Theologen eine Religion des Gefühls in dem von ihm gestifteten Pietismus entgegen; in Frankreich gab Voltaire dem Verstande die ungemessenste Freiheit, und Rousseau bildete und verfeinerte die bisher so verwilderten Herzen. In diesem merkwürdigen Gegensatze schritt auf doppeltem Wege die Aufklärung weiter vor. Die Schüler des Thomasius vereinigten sich mit denen Voltaire's. Der Philosoph Wolf wurde von Friedrich ehrenvoll nach Halle zurückgerufen, in Berlin machte Nicolai die Aufklärung recht eigentlich populär, und in Wolfenbüttel wirkte Lessing wie eine Sonne, überall erhellend, überall die alte Fäulniß verzehrend. Auf der andern Seite, und zwar mehr in der Schweiz und Süddeutschland, vereinigten sich die Schüler Speners mit denen von Rousseau, und hier, wo der Unglaube der Freigeister nicht einriß, bildete sich durch Haller, Geßner, Bodmer desto mehr das Gefühl bis zur Sentimentalität aus. Ohne die Einmischung der französischen Literatur wären wir Deutschen vielleicht auf beiden Wegen nie so weit gegangen. Erst Voltaire lernte uns in religiösen Dingen frech und frivol denken, erst Rousseau machte die deutschen Männer etwas weichherzig und weibisch thränenreich. Erst als Carricatur der Franzosen machten wir eine Zeit lang die so nothwendige Aufklärung verächtlich und lächerlich.

Friedrich der Einzige folgte einseitig der Verstandesrichtung, mit Ausschluß des Herzens, und dem französischen Muster, mit Ausschluß der deutschen Eigenheit. Dadurch hat er vorübergehend unsere geistige Entwickelung auf einen Abweg geführt, doch aber im Ganzen deren große Bewegung nach vorwärts sehr beschleunigt. Er ließ die Leute glauben, meinen, reden, schreiben, drucken, was sie wollten, beschützte jeden, der von dem Hasse der Pfaffen verfolgt in sein Land floh, und hielt streng auf allgemeine Duldung. Er selbst war ein Freigeist, scharfsinnig, witzig, zur Frömmigkeit gleichsam von Natur nicht gestimmt, daher ein Spötter über alles, was ihm in den verschiedenen Religionsparteien, keine ausgenommen, Vorurtheil oder Aberglauben dünkte. Aus diesem Grunde litt er auch, daß andere Leute gleichfalls spotteten. Nur Einmal erlaubte sich der Censor Justi die Unterdrückung der neuen „Literaturbriefe," in denen seine geistlosen Schriften gegeißelt worden waren. Dieser Fall entging dem großen Friedrich. Man darf aber nur lesen, was alles in Preußen von 1740 bis 1786 gedruckt wurde, um sich zu überzeugen, daß unter einem absoluten Herrscher nie freier und lichtvoller geschrieben worden ist. Wenn er also auch selbst nicht an der deutschen Literatur Theil nahm, so begünstigte er doch deren Fortbildung, und gerade dadurch am

meisten, daß er sie gewähren ließ, daß er sich nicht um sie bekümmerte, sie nicht servil machte. Wie klein war Ramler, der sich dem Könige als deutscher Hofpoet aufdrängte; wie groß war Lessing, der den König nie suchte, nie von ihm gesucht wurde!

Des Königs nähern Umgang bildeten vorzüglich Franzosen, Maupertuis, der Marquis d'Argens, Algarotti, der englische Gesandte Mitchel, der Marschall Keith (auch ein Engländer), der General Lentulus ꝛc. Mit Voltaire und d'Alambert wechselte er viele Briefe. Raynal und Rousseau, zwei der edelsten französischen Schriftsteller, flohen vor den Verfolgungen, denen sie in ihrer Heimath wegen ihres Freisinns ausgesetzt waren, in Friedrichs Staaten, und er schützte sie, jenen in Berlin, diesen in Neufchatel. Der König schrieb selbst viele Werke, in seiner Jugend einen Antimachiavel, der den Fürsten eine sittliche, von ihm selbst nie befolgte Politik empfahl, und viele Gedichte, dann die Geschichte seiner Zeit, die seiner Kriege, Einiges über Finanzen und Politik, ungerechnet die vielen geistreichen Briefe, die nach seinem Tode gesammelt wurden.

Capitel 433.

Die Aufhebung des Jesuitenordens.

Die erste große Folge der durch Voltaire aus Frankreich eindringenden und durch Friedrich in Deutschland verbreiteten Aufklärung war der Sturz des Jesuitenordens. Immer ruft ein Extrem das andere hervor. Es war vielleicht nicht möglich, diesen menschheitschändenden Bund zu sprengen, außer durch die entgegengesetzte Uebertreibung. Nur der tiefe Haß gegen die Pfaffen, der Gottesläugner schuf, konnte die Pfaffen bewältigen, gelindere Mittel hätten es nicht gethan.

Der leichtsinnige französische Hof gab selbst den Ton an. Ludwig XIV hatte die Dichter und Denker für den Hofdienst groß gezogen, sie überlebten ihn aber, und vermehrten sich so stark, daß sie der Hof nicht mehr ernähren wollte. Sie wandten sich ans Volk, schmeichelten demselben, klärten es auf, und wurden vom Hofe geduldet, weil in Frankreich alles von der Mode abhängt, und weil es einmal Mode geworden war, zu denken und zu dichten, zum Theil auch, weil die Philosophen die Hierarchie untergruben, und dadurch der weltlichen Politik in die Hände arbeiteten. Von Frankreich und von Preußen her drang dieser Geist auch in die übrigen Länder Europa's ein. Die Fürsten ahmten Friedrich nach, die Völker, zumal die höhern Stände, huldigten der allgemeinen Mode, und wurden vom mächtigen Strome der Cultur ergriffen. Man nannte das ganze Zeitalter das philosophische oder das aufgeklärte Jahrhundert. Man untersuchte alles, übte den Verstand in jedem Reiche des Wissens, und fand ein stolzes Gefallen daran, sich klüger zu wissen, als die Vorfahren, und über alles zu spotten, was ehemals für heilig gehalten worden.

Ein Schwindel ergriff Fürsten und Völker. Man wollte die alten Vorurtheile ausrotten, Neues begründen. Die Politik spielte dabei eine sehr wichtige Rolle. Die Fürsten hofften durch den völligen Sturz des alten Aberglaubens vollends den Rest der Kirchengewalt und des Kirchenguts an sich zu reißen, den die Reformation übrig gelassen. Sie hofften den noch immer bestehenden Rest des alten Ständewesens, den hartnäckigen Widerstand, den der Unterschied der Völkerstämme und ihrer alten Verfassungen, Sitten und Privilegien ihrer unumschränkten Alleinherrschaft entgegensetzte, vollends niederzubrechen. Im Volke selbst aber war der bürgerliche Mittelstand eben so geneigt, sich durch die neue Bildung

zu erheben, und die Schranken zu zerstören, die ihm durch die höhern Stände gezogen waren.

In Frankreich, Spanien, Portugal, den alten Bollwerken des Katholicismus, traten Minister auf, die in Friedrichs Staatskunst ein neues Heil aufgegangen sahen, und ihm eben so eifrig nachahmten, wie sonst die deutschen Fürsten Ludwig XIV copirt hatten. In Oesterreich aber glühte Maria Theresia's wunderbarer Sohn Joseph für die Ideale der Freiheit und des Rechts, und Kaunitz wußte der sonst bigotten Kaiserin doch die alte ghibellinische Politik, welche den Papst dem Reichsoberhaupte unterordnet, zu empfehlen; endlich saß damals der aufgeklärte Papst Clemens XIV auf dem römischen Stuhle, und so geschah es, daß der berüchtigte Jesuitenorden in allen katholischen Ländern durch eine päpstliche Bulle feierlich aufgehoben werden konnte, 1773. Die unermeßlichen Güter dieses Ordens waren gute Beute für die Fürsten, blieben jedoch zum Theil den Unterrichtsanstalten. Der arme Papst wurde augenblicklich von den rachedürstenden Jesuiten mit Gift hingerichtet.

Von nun an traten sich in den katholischen Ländern Deutschlands zwei geheime Parteien gegenüber, die alten Jesuiten, die unter der Hand als Beichtväter und Professoren fortwirkten, und die man Obscuranten, Dunkelmänner, Finsterlinge nannte, und die neuen Aufklärer, oder Illuminaten, Erleuchtete. Die letztern gingen zum Theil aus der alten Schule der den Jesuiten feindseligen Jansenisten hervor, während die Jansenisten aber bei der alten Frömmigkeit blieben, wandten sich die Illuminaten entschieden der neuen Philosophie, Volksbildung und Aufklärung jeder Art zu. Vorzüglich in Bayern war der Bund der Illuminaten unter Weishaupt thätig, aber es gelang den Jesuiten, sie als geheime Verschwörer gegen die weltliche Obrigkeit zu verdächtigen, und 1785 gänzlich zu zersprengen. Weishaupt fand Schutz beim Herzog von Sachsen-Gotha. Seitdem richteten die Jesuiten ihr Haupt wieder auf und verloren nie ganz ihren Einfluß, obgleich sie nur insgeheim operirten. Dagegen bildete sich in protestantischen und katholischen Ländern durch ganz Europa der große Bund der Freimaurer aus, der, wenn er auch meist nur auf eine seltsame Maskerade, eitle Geheimnißkrämerei, allgemeine Humanitätsphrasen und etwas Wohlthätigkeit hinauslief, doch eine Angelegenheit der ganzen gebildeten Gesellschaft wurde, und insofern wenigstens den Willen, für die allseitige Emancipation der Menschheit etwas zu thun, zum guten Tone erhob.

Capitel 434.

Die Theilung Polens.

Zu derselben Zeit, die uns von dem Fluche des Jesuitismus befreite, wurde der Frevel an Polen verübt, den man vorzugsweise das Verbrechen des Jahrhunderts genannt hat. Er kann beweisen, welche moralischen Triebfedern auch dem Guten, was in jener Zeit geschah, zu Grunde lagen. Man that alles, was man that, nur aus Politik, und die Tugend selbst war nie Zweck, nur Mittel. „Sprechen Sie mir nichts von Seelengröße, sagte Friedrich, ein Fürst muß nur auf seinen Vortheil sehen."

Polen verlor seine Einheit, wie Deutschland, durch die Aristokratie, aber die Wojewoden und Starosten gründeten sich nicht besondere kleine Staaten, wie die deutschen Herzoge und Grafen, und ließen auch keinen Bürgerstand aufkommen, daher verwilderten sie gänzlich, und da keiner dem andern die Krone gönnte, war

es

es längst herkömmlich, einen Ausländer zu wählen. So lange Polen noch einigermaßen sein altes Ansehen behauptete, wählte es frei, und einen schwächern Fürsten (den Kurfürsten von Sachsen); als es aber immer mehr innerlich zerfiel, mußte es sich einen König von einer stärkern Nachbarmacht aufdringen lassen. Als der sächsische August III 1763 gestorben war, setzte die russische Katharina II die Wahl eines ihrer vielen Liebhaber, des schönen Stanislaus Poniatowski durch, der zwar ein geborner Pole, aber ganz ihre Creatur war. Da ahnten patriotische Polen das unermeßliche Unglück, das ihrem Vaterlande drohe, und bildeten eine Conföderation, den Günstling fremder Tyrannei zu stürzen. Aber Katharina schickte ein Heer in das unglückliche Land, und verheerte es mit unmenschlicher Grausamkeit, sie, die sich eine Philosophin nannte. Kannibalen können nicht gräßlicher morden und martern, als es hier die Russen thaten, denen der edle Pole Pulawski umsonst seine heldenmüthige Tapferkeit entgegensetzte, 1769.

Ungerührt durch diesen Jammer, dachten Friedrich II, und selbst Joseph nur darauf, die reiche Beute Rußland nicht allein zu gönnen. Joseph war schon sehr eifersüchtig wegen der glücklichen Unternehmungen Katharina's gegen die Türkei, und drohte sogar mit den Waffen, um diesen Umgriffen Rußlands eine Schranke zu setzen. Friedrich II benutzte nun diesen Zwist, um von beiden zu erlangen, was sie ihm nie gewährt hätten, wenn sie einig gewesen wären. Sein Bruder Heinrich ging gewiß nicht zufällig im Jahre 1770 an den russischen Hof, und hier kam die Theilung Polens zur Sprache. Friedrich trat als Vermittler zwischen Katharina und Joseph auf, und erhielt dafür seinen Antheil an der polnischen Beute, die das Pfand jener merkwürdigen Versöhnung wurde. Am 5 August 1772 wurde der Vertrag abgeschlossen, und von drei Seiten her rückten je drei Armeen von Russen, Oesterreichern und Preußen in Polen ein, warfen jeden Widerstand nieder, und proclamirten die Theilung. Rußland riß fast ganz Litthauen, Oesterreich Gallicien, Preußen das untere Weichselland unter dem Namen Westpreußen an sich. Der Rest blieb dem armen König Stanislaus unter dem Namen einer polnischen Republik, mußte aber die Gesetze annehmen, die ihm von den drei theilenden Mächten vorgeschrieben wurden, und die so eingerichtet waren, daß sie fernere Einheit in Polen unmöglich machten, und nur die wildeste Anarchie begünstigten. Jeder einzelne Edelmann hatte das liberum veto, d. h. er konnte durch seine einzelne Stimme alle Beschlüsse des Reichstags vernichten. Bei einer solchen Verfassung mußte Polen natürlich immer tiefer sinken, und vollends ganz die Beute der Nachbarn werden, aber das war eben die Absicht.

Nur zwei Deutsche wagten es damals, sich gegen diesen Völkermord auszusprechen. Die alternde Maria Theresia, deren Gemahl Franz I 1765 gestorben war, hatte die auswärtigen Geschäfte ihrem Sohne Joseph und Kaunitz überlassen, als sie aber die Theilung Polens erfuhr, schrieb sie an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht, und den beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhenen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin, und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen." Der schwäbische Schubart aber sang damals eines der schönsten seiner Lieder auf die „jammerbleiche Polonia."

Capitel 435.

Joseph II.

Derselbe Mann, der so eifrig die Vernichtung eines unschuldigen Volkes betrieb, der die edle Aufopferung Johann Sobieski's an seinen Enkeln mit unerhörtem Undank lohnte, dieser Zögling der unchristlichsten, giftigsten Politik, Joseph II, war gleichwohl nur in der auswärtigen Politik so fühllos tyrannisch, in der innern dagegen war er zum Erstaunen der Welt der größte Schwärmer für Freiheit und Völkerglück, der je auf einem Throne gesessen.

Schon unter Maria Theresia's Regierung hatte er wohlthätige Gesetze eingeleitet, 1774 die Tortur abgeschafft, und mit dem Adel wegen Erleichterung der immer drückender werdenden Frohnen unterhandelt. Der kluge Adel erklärte der Kaiserin, er werde freiwillig nichts thun, aber einem Gewaltstreich sich fügen. Diesen wollte Maria Theresia nicht thun, und nun wurden die böhmischen Bauern, denen man schon Hoffnung gemacht hatte, wüthend, und erregten einen Aufstand, den man mit Gewalt der Waffen dämpfen mußte. Ihr Anführer Joseph Czerny und drei andere wurden an den vier Seiten von Prag aufgehängt, 1775.

Bald darauf fiel Joseph wieder in die Gier des Länderraubes. Als 1777 Maximilian Joseph von Bayern kinderlos starb, und der schwache und wollüstige Karl Theodor von der pfälzischen Nebenlinie, der nächste Erbe, aus Vorliebe für seine natürlichen Kinder, und für die von ihm verschönerte pfälzische Residenz Mannheim kein rechtes Herz zu Bayern hatte, überredete ihn Joseph, ganz Niederbayern an Oesterreich abzutreten. Damit war aber der zweite Seitenanverwandte und nächste Erbe, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken nicht zufrieden, und wurde von Friedrich II unterstützt, welcher die Vergrößerung Oesterreichs verhindern wollte. Man rüstete zum Krieg, und führte die Armeen ins Feld, 1778, doch geschah kein entscheidender Schlag, und man nannte diesen Krieg spottweise den Kartoffelkrieg, weil die Soldaten nichts zu thun fanden, als im Lager Kartoffeln zu essen. Im J. 1779 wurde der Friede zu Teschen geschlossen, worin Oesterreich nur das Innviertel und Braunau erhielt.

Maria Theresia starb 1780. Erst jetzt gelangte Joseph II zur völligen Alleinherrschaft, und fing sogleich ungestüm eine Menge von wichtigen Reformen an. Er glühte von einer schönen Begeisterung, aber er wollte mit Einem Schlag alles Alte ausrotten, und die Unterthanen mit Gewalt wider Willen zu einer Freiheit, zu einer Aufklärung zwingen, zu der sie noch nicht hinlänglich vorbereitet waren. Er achtete dabei kein altes Recht und Herkommen, sondern warf willkürlich alles um, in der Ueberzeugung, daß es zum wahren Heile seiner Völker gereiche. Sein Hauptangriff war gegen die Hierarchie gerichtet. Er erklärte sich vom Papst unabhängig, indem er keine Bulle desselben in seinen Staaten mehr gelten ließ, wenn er nicht seine Einwilligung, das placet regium darunter gesetzt. Er eignete sich gewaltsam die Hälfte des Kirchenguts zu, und säcularisirte 624 Klöster. Endlich erließ er ein allgemeines Toleranzedict, worin er jedermann freie Religionsübung gestattete, nur nicht den Deisten (die nur an einen Gott nach allgemeinen Vernunftbegriffen, nicht nach der Offenbarung glaubten); diesen befahl er, wo sie sich melden würden, Fünfundzwanzig (die heilige Zahl der österreichischen Stockprügel) aufzuzählen. Auch die Juden wurden von ihm emancipirt. In den katholischen Kirchen wurden deutsche Gesänge des Exjesuiten Denis eingeführt. Papst Pius VI erschrack über diese Masse von Neuerungen, und ging selbst über die Alpen nach Wien, um des Kaisers Reformationseifer zu mäßigen. Auf jedem

Schritte seines Weges fand der schöne Papst Hunderttausende, die ihn sehen, und knieend seinen Segen empfangen wollten. Der Kaiser behandelte ihn artig, sprach aber kein Wort mit ihm über Kirchensachen, und der Papst nahm keinen andern Trost mit, als daß das Volk noch weit hinter des Kaisers kühnem Gedankenfluge zurück sey, 1782.

Wie in der Kirche, so reformirte Joseph auch im Staate. Die Aufhebung der Leibeigenschaft 1784 war die wichtigste Maßregel. Aber der gute Wille wurde von den Bauern mißverstanden und mißbraucht. Vielleicht schürten auch Böswillige das Feuer, um dem Kaiser durch blutige Excesse zu zeigen, wohin seine Reformen führten. In Siebenbürgen wollten die rohen Wallachen auf Einmal alle Freiheit der Sachsen genießen, rotteten sich unter Horja und Kloczka zusammen, plünderten 400 Edelsitze aus, und begingen eine Menge Ausschweifungen, bis sie sich durch Soldaten überwältigt sahen. Die Anführer wurden gerädert, wobei 2000 gefangene Wallachen zusehen mußten; 150 andere wurden den herkömmlichen Gerichten überliefert, um nach Landesgebrauch gerichtet, d. h. gespießt zu werden, 1785. Nachher verbesserte Joseph das Gerichtswesen, und hob die Todesstrafe auf, ersetzte sie aber durch andere sehr harte Strafen. Um Friedrich noch zu übertreffen, und Oesterreich schnell mit Aufklärung zu überschwemmen, hob er die Censur auf (außer für persönliche Schmähschriften), und gestattete den Nachdruck. Blumauer versuchte sogar, der österreichische Voltaire zu werden. Wichtiger war aber Josephs Sorge für die Volksschulen.

Die kluge Geistlichkeit benahm sich, wie bei der Aufhebung des Jesuitenordens. Sie verhielt sich ruhig und operirte im Stillen. Der Adel aber brach in offne Empörung aus. Grafen sah man in Wien unter andern Sträflingen öffentlich die Gasse kehren. Joseph hatte es gewagt, zwischen einem adeligen und bürgerlichen Spitzbuben keinen Unterschied mehr zu statuiren. Konnten das die stolzen Magnaten dulden?

Capitel 436.

Josephs unglückliches Ende.

Der Kaiser beging zwei Fehler. Er ließ sich in einen unvorsichtigen Krieg mit den Türken ein, als sein Adel am erbittertsten gegen ihn war; und nachdem er unterlegen war, und seine vielen Feinde immer trotziger gegen ihn wurden, gab er ihnen noch dazu einen rechtlichen Vorwand durch seine unüberlegten Angriffe auf die ständischen Verfassungen und Nationalprivilegien Ungarns und der Niederlande.

Zum drittenmale ließ er sich durch seine *fixen Ideen*, die so wenig mit seiner sonstigen Humanität harmonirten, zu einem Länderraube bewegen, und unterhandelte 1785 neuerdings mit Karl Theodor um den Besitz von Bayern. Friedrich II schreckte ihn aber durch Stiftung eines deutschen Fürstenbundes zurück, der seinen Anmaßungen eine Schranke setzte. Unzufrieden über diese fehlgeschlagene Hoffnung ließ er sich nun von der ränkevollen Katharina II von Rußland zu einem gemeinschaftlichen Eroberungskrieg im Orient verleiten. Es galt nichts Geringeres als die Theilung der Türkei, aber die Ungarn waren schwierig, die Türken unter geheimer französischer Leitung klug und tapfer, und eine Seuche, die 33,000 Oesterreicher im Lager hinraffte, vollendete das Unglück, 1788.

Adel und Pfaffen freuten sich höchlich, und hetzten den armen Kaiser, der selber krank, um nie wieder zu genesen, aus dem Feldzug zurückkam, wie einen edlen

Hirsch vollends zu Tode. Ihr Widerstand reizte ihn, und weil sie im ungarischen Reichstage sich verschanzten, löſ'te er denselben auf, führte die heilige Krone Ungarns nach Wien, vernichtete alle besondern Privilegien Ungarns, und setzte die Magyaren auf völlig gleichen Fuß mit den Deutschen. Das Volk war so dumm, daß es nicht einmal merkte, daß es dabei gewann, oder der Adel und die Pfaffen täuschten es, schilderten den Kaiser als einen Ketzer und Tyrannen, und schrieen über verletzte Volksfreiheit, indem sie ihr Standesinteresse geschickt unter dem des ungarischen Nationalstolzes verbargen.

In den Niederlanden war die Gährung noch größer. Die Holländer hatten sich 1780 mit den übrigen Seemächten gegen England zu einer bewaffneten Neutralität vereinigt, um den Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" gegen den Uebermuth der Engländer, die alle anderen handelnden Nationen auf dem Meere tyrannisirten, aufrecht zu erhalten. Aber sie waren unterlegen, und die Engländer hatten ihnen viele Colonien entrissen. Ihre Schwäche benutzend, zwang sie Joseph, den Barrierentractat aufzuheben, und ihre Besatzungen aus den Festungen der österreichischen Niederlande zurückzuziehen. Es ziemte sich allerdings nicht, daß die Festungen eines mächtigen Kaisers von den Holländern besetzt waren, die ohnedieß sehr schlecht dafür sorgten. Joseph ging aber noch weiter, und verlangte die Eröffnung der Schelde. Auch dieß wäre gerecht gewesen; es ist die größte Unnatur, daß die Holländer die Mündungen deutscher Flüsse sperren dürfen, aber es wäre eben so unnatürlich, wenn man die Holländer nicht für ihre große Mühe, die ausreißenden Flüsse durch Dämme zu bemeistern, billig entschädigen wollte. Joseph begnügte sich mit Drohungen, und ließ zwei Schiffe die Schelde hinabfahren. Die Holländer schossen darauf, ein förmlicher Krieg wurde aber dadurch abgewendet, daß Joseph von Holland 9 Millionen Gulden geschenkt bekam. Die österreichischen Niederländer waren mit dieser Schwäche nicht zufrieden, und die dort sehr mächtige Geistlichkeit benutzte die Handelseifersucht, um dem Kaiser Feinde zu erwecken. Als Joseph 1786 die geistlichen Schulen als Höhlen der dicksten Finsterniß ausräumte, und in Löwen ein großes Generalseminar für 1500 Schüler nach Grundsätzen der neuen Aufklärung zu errichten befahl, empörte sich das Volk, und konnte nur durch Soldaten gebändigt werden. Aber die Gährung dauerte fort. Während des Türkenkriegs hielt Joseph die Sache hin, nachher trat er mit Ernst auf, und General d'Alton mußte 1789 Gewalt brauchen, und die niederländischen Stände auflösen. Da wurde der Aufruhr allgemein, und unter holländischem und preußischem Einfluß bildete sich ein Ausschuß zu Breda, an dessen Spitze der Bischof von Mecheln und der Advocat van der Noot standen. Man bildete ein Insurrectionsheer, an dessen Spitze van der Mersch die Oesterreicher aus dem Lande jagte. Nur Luxemburg hielt sich unter General Bender. Am 11 Januar 1790 erklärten sich die sämmtlichen Niederlande unter dem Namen „das vereinigte Belgien" für unabhängig.

Um dieselbe Zeit nahm der Adel in Ungarn eine so drohende Stellung ein, und wußte selbst das Volk so in Harnisch zu bringen, daß Joseph sich gezwungen sah, alle seine Verordnungen in Betreff Ungarns zu widerrufen. Als er hörte, daß sogar die Bauern, denen er so große Wohlthaten hatte erweisen wollen, gegen ihn fanatisirt waren, rief er aus: „ich sterbe, ich müßte von Holz seyn, wenn ich nicht stürbe." Und nach drei Wochen war er todt.

Joseph war ein schöner Mann, sein Auge blau und seelenvoll (daher der Ausdruck: Kaiseraugenblau). In einem Brief an Voltaire sagte Friedrich von ihm: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren, und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden." Auf seinem ehernen Standbild in Wien stehen

die gerechten Worte: Josepho secundo, qui saluti publico vixit, non diu, sed totus. Dieser seltene Geist ging nicht spurlos über die Erde. Sein Bruder und Nachfolger Leopold II, der bisher Toscana trefflich verwaltet hatte, hob um des Friedens willen alle Reformen Josephs wieder auf, gegen welche sich der heftigste Widerspruch erhoben hatte; allein sein Andenken ist in Oesterreich unvergeßlich geblieben. Die Niederlande kehrten unter Leopolds mildes Scepter zurück, Ungarn beruhigte sich, mit den Türken wurde der Friede zu Szistowa geschlossen.

Capitel 437.

Friedrich Wilhelm II.

Auch der alte Fritz, so nannten die Preußen ihren großen König, war 1786 gestorben. Bis zum letzten Augenblick in voller Geisteskraft, war er doch sehr kränklich und launig geworden, und sprach seine Menschenverachtung in dem Wunsch aus, unter seinen artigen Windhunden, die immer um ihn gewesen, begraben zu werden.

Sein Neffe Friedrich Wilhelm II bestätigte die Erfahrung, daß kein Thronfolger in Preußen dem andern gleiche. Er ließ zwar die Staatsmaschine, wie sie sein Oheim geschaffen hatte, vertraute aber ihre Leitung den Händen unfähiger Menschen an, die seiner Schwäche für das andre Geschlecht und seiner Neigung zu Frömmelei und Geistererscheinungen schmeichelten. Friedrichs getreuer Diener, der alte Minister Herzberg, wurde gestürzt, an seine Stelle trat der elende Wöllner, der dem Könige durch optische Spiegel Geistererscheinungen vorgaukelte, der pfäffische General Bischofswerder, der gegen die Toleranz eiferte, die faden Diplomaten Luchesini, Lombard und Graf Haugwitz, die Preußens Politik durch Wechsel und unkluge Treulosigkeiten aller Art entnervten, und die beiden Maitressen des Königs, die zur Gräfin Lichtenau erhobene Frau Rietz, und das zur Gräfin Ingenheim erhobene Fräulein von Voß. Alle diese Günstlinge waren talentlos, und verwirrten nur die Geschäfte. Die wichtigsten Documente und Briefe lagen in des Königs Zimmern bunt durch einander, und Weiber, Pagen, Augendiener aller Art hatten offnen Zutritt. Die wichtigsten Aemter wurden nach Gunst vergeben, der Staatsschatz von 70 Millionen durch Verschwendungen so verschleudert, daß er 20 Millionen Schulden Platz machte. Der Verdienstorden, von dem Friedrich nur 70 Decorationen unter die Helden des 7jährigen Krieges vertheilt hatte, wurde jetzt haufenweise unter die adeligen Müßiggänger und Hofschmeichler ausgestreut. Die Landgüter, die Friedrich mit so großer Sorgfalt gepflegt, wurden wie Trinkgelder weggeschenkt, und mit ihnen, oder auch ohne sie, einer großen Menge der unwürdigsten Subjecte der Adel verliehen. Gefällige Lakaien, Günstlinge von Kammermädchen, durchtriebene Bursche, die sich zu allen kleinen Diensten hergaben, nahmen unter den alten Geschlechtern Platz. Der berühmte Mirabeau, der damals als französischer Agent in Berlin war, schrieb folgendes kurze Urtheil über den neuen preußischen Hof: „Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgesetzt, Dummköpfe am Ruder. Nie konnte man einer Regierung einen schnelleren Fall weissagen. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der Rolle des Thiers verdammt seyn, die kothigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die sich jeden Tag durch eine neue Kleinlichkeit und Unwissenheit auszeichnet."

Bei allem dem fehlte es dem König nicht an kriegerischem Ehrgeiz, und er ergriff die erste Gelegenheit, loszuschlagen. Auch ihn, wie Joseph, reizte die Schwäche

der Holländer zu einem Angriff. Der Statthalter Wilhelm erbitterte die Volkspartei aufs äußerste, indem er sich an das verhaßte England anschloß, unter dessen Schlägen der holländische Handel eben erst so sehr gelitten hatte. Dazu kam das offene Trachten des Statthalters nach monarchischer Gewalt, worin ihn seine Gemahlin, die stolze Schwester Friedrich Wilhelms II, der preußische Gesandte Graf Görtz, und der englische Harris, unterstützten. Die auf diese Weise doppelt gekränkten Republicaner opponirten in den Generalstaaten, und erhoben Aufruhr in Amsterdam und Rotterdam. Der Statthalter entfloh, seine Gemahlin kehrte zurück, um zu versöhnen, wurde aber an der Gränze nicht eingelassen. Da machte der König von Preußen kurzen Proceß, schickte den regierenden Herzog Ferdinand von Braunschweig (der als Erbprinz schon im siebenjährigen Kriege und 1778 wieder durch die gute Haltung, womit er im Lager von Troppau die Oesterreicher abwehrte, ausgezeichnet hatte, und der jetzt preußischer Generalissimus geworden war), mit einer Armee nach Holland, und unterwarf das schlecht vertheidigte Land fast ohne Widerstand. G af Salm, der Utrecht vertheidigen sollte, machte sich heimlich aus dem Staube. Die Reaction war vollständig, alle Patrioten oder Antioranier verloren ihre Aemter, 1787.

Das folgende Jahr zeichnete sich durch die berüchtigten Censur- und Religionsedicte aus, welche Wöllner und Bischofswerder erließen, um das freie Wort und den freien Glauben zu unterdrücken, und die von dem großen Friedrich schon so lange geförderte Aufklärung auf Einmal wieder mit Finsterniß zu vertauschen. 1789 intriguirten die Preußen zu Breda gegen Kaiser Joseph. In demselben Jahre brach auch ein Volksaufstand in Lüttich aus gegen den dort tyrannisirenden und verhaßten Bischof. Aber diese Bewegungen in den Niederlanden standen schon mit der eben beginnenden französischen Revolution in Verbindung, deren großes Interesse alle jene schwächern der Nachbarländer verschlingen sollte.

Capitel 438.

Die kleinern deutschen Höfe.

Während Oesterreich und Preußen unter ihren großen Herrschern Joseph und Friedrich eine neue politische Bahn betraten, trieben es die kleinen Höfe noch meist in der alten Weise fort, und wenn sie jetzt neben der Schwelgerei Ludwigs XIV auch noch den kriegerischen Glanz Friedrichs II nachahmen wollten, so lief es gewöhnlich nur auf eine kostspielige und das Volk hart drückende Soldatenspielerei hinaus.

Nach Sachsen waren August III und Brühl seit dem Hubertsburger Frieden zurückgekehrt, und ungerührt durch die langen Leiden des Volks im Kriege, fingen sie die Ueppigkeit da wieder an, wo sie sie gelassen hatten. Ihr erstes Geschäft in Dresden war die prächtige Aufführung der von der Kurprinzessin Maria Antonia selbst gedichteten Oper Thalestris. Nach Augusts Tode 1763 kam der sittenreine Friedrich August zur Regierung, der nicht mehr nach der polnischen Krone strebte, und außer der für die Bauern höchst schädlichen Jagd keine Leidenschaft hatte, aber aus Gewohnheit die unglaublich zahlreiche und kostspielige Hofdienerschaft beibehielt, während die Stände zu nichts dienten, als dem Adel seine höchst übertriebenen Privilegien zu schirmen.

In Bayern hinterließ der kurzregierende Kaiser Karl VII 40 Millionen Schulden. Max Joseph war dagegen sparsam, duldete, daß Sterzinger gegen

den Aberglauben eiferte, und daß Illuminaten Aufklärung verbreiteten, und suchte auch die Rechtspflege durch Kreitmeiers neuen Criminalcodex, der freilich noch sehr blutig war, zu vereinfachen. Karl Theodor (seit 1777) wollte, wie wir schon sahen, Bayern den Oesterreichern opfern, und wurde nicht nur durch seine Gräfin Törring-Seefeld, sondern auch durch Exjesuiten mißleitet, verfolgte die Illuminaten, ließ einen schändlichen Aemterverkauf zu, und mußte einen kleinen Feldzug gegen den berüchtigten bayerischen Hiesel unternehmen, einen kühnen Wildschützen, wie sie die Erbärmlichkeit und Härte der damaligen Verwaltung hervorrief. Erst 1799 folgte ihm Maximilian Joseph von der pfalz-zweibrückenschen Nebenlinie, der geliebte Reformator und Mehrer seines Reichs.

In Würtemberg regierte Herzog Karl Eugen von 1737 bis 1793, ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Mann. Mit Sinn für Kunst und Wissenschaft begabt, errichtete er die berühmte Karlsschule, aus der so viele der größten Geister hervorgegangen sind, und leitete sie in eigner Person. Im Uebrigen aber war er Ludwig XIV im Kleinen, ein prunkliebender, genußsüchtiger und unbeugsamer Despot. Opern, Feste, große Jagden erfüllten ununterbrochen seine lange Regierung. Die Bauern mußten zur Frohne Schnee nach Stuttgart schaffen, damit der Herzog, mit seiner Geliebten Schlitten fahren konnte. Mitten im Walde wurde das Lustschloß die Solitude mit einer vollständigen Hofhaltung gebaut. Der über das servile deutsche Volk hohnlachende Franzose Montmartin und Wittleder, der einen schamlosen Aemterhandel trieb, waren die ersten Minister. Das Volk wurde auf jede Art ausgesaugt, und zu diesem Behuf auch das verderbliche Lotto eingeführt. Die Landstände wehrten sich kräftig, aber sie vermochten nichts gegen Gewaltstreiche. Ihr geistvoller Secretär Moser wurde auf die Festung Hohenasperg geschleppt, und schmachtete 5 Jahre im Kerker unverhört. Besonders verweigerten die Stände die drückende Militärsteuer. Der Herzog war im siebenjährigen Kriege davongelaufen, und dennoch äffte er Friedrich den Großen nach, und trieb die Soldatenspielerei so ins Arge, daß man bei schwerer Strafe sogar vor jeder Schildwache den Hut herunterziehen mußte. Auf die Protestation der Stände sich stützend, wagte es die Stadt Tübingen, die Zahlung der Militärsteuer zu verweigern. Sogleich ließ der Herzog Truppen einrücken und die Häupter der Stadt auf den Asperg führen. Eine Deputation der Bürger berief sich auf die Verfassung des Vaterlandes: da schrie der wüthende Herzog: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!“ Die Stände verklagten ihn nun beim Reichsgericht, das aber in seiner Lahmheit und Servilität nie etwas zu Gunsten des armen Volks gethan haben würde, wenn nicht Friedrich der Einzige ein drohendes Wort gesprochen hätte, 1764. Nun zitterte der Herzog, ließ die Gefangenen frei, entließ auch den frechen Montmartin, und versöhnte sich mit den Ständen; nachdem er sie aber erst wieder kirre gemacht hatte, forderte er ihnen neue große Summen zu neuen Verschwendungen ab. Seine Geliebte, Francisca, zur Gräfin von Hohenheim erhebend, schuf er ihr einen neuen ungeheuern Palast, und eine weitläuftige Hofhaltung zu Hohenheim mit so unnützer Ueppigkeit, daß in dem ausgedehnten Park alle möglichen römischen und gothischen Alterthümer nachgekünstelt werden mußten, Wasserleitungen, römische Bäder, Tempel aller Art, und sogar, was charakteristisch ist, das Grabmal des kunstliebenden Tyrannen Nero. Der freisinnige Schubart, der zu schreiben wagte, wanderte wie Moser Jahre lang auf den Asperg; der große Dichter Schiller aber entfloh aus der hohen Karlsschule, und schilderte das Fürstenleben, was er gesehen, in dem herrlichen Trauerspiele „Kabale und Liebe.“ Erst 1788 ließ der alternde Herzog von allen Kanzeln herab auf naive Weise verkündigen, er werde sich bessern, und von nun an gut regieren.

In Hessen-Cassel schloß Landgraf Friedrich 1776 einen Vertrag mit

England, wornach er 12,000 Hessen für den Gebrauch in den englischen Colonien verkaufte, und Hessen-Cassel hatte damals nur 400,000 Einwohner. Englische Commissaire kamen nach Cassel und besichtigten die erkauften Menschen wie das Vieh auf dem Markte. Wenn Eltern über den Verlust ihrer Söhne murrten, wurden sie unerbittlich bestraft, die Väter mit Eisen, die Mütter mit dem Zuchthause. Auch unter Friedrichs Sohn Georg Wilhelm dauerte dieser schändliche Menschenhandel fort, und die letzten 4000 Hessen gingen 1794 in die Colonien ab. Auch Hanau stellte 1200, Waldeck etliche hundert deutsche Sklaven, deßgleichen stellten Würtemberg, Sachsen-Gotha und der Bischof von Münster.

Der kleine Markgraf Friedrich von Bayreuth vergeudete die geringen Einkünfte seines Ländchens in Bauten, Theatern und Festen. Als sein großer Schwager Friedrich II von Preußen die prächtigen Anlagen der Eremitage erblickte, sagte er: „das vermag ich Ihnen nicht nachzuthun." Da er 1763 kinderlos starb, fiel Bayreuth dem Markgrafen Alexander von Anspach zu, den die englische Lady Craven unumschränkt beherrschte, und der 1500 seiner Unterthanen in die englischen Colonien verkaufte. Als sie sich zur Wehre setzten, wurden sie gefesselt, und so nach England geführt. Dann ging er mit der Craven beständig auf Reisen, was dem Lande ungeheures Geld kostete, und trat endlich erst heimlich, dann öffentlich Land und Leute an Preußen ab. Ohnehin hätten die Markgrafschaften, da er keine legitimen Kinder hinterließ, an das preußische Stammhaus zurückfallen müssen. Seit 1792 wurde der Minister Hardenberg durch seine gute Verwaltung der Tröster des so lange mißhandelten Volks.

Herzog Karl von Braunschweig, der während des siebenjährigen Krieges regierte, war ein Verschwender, stürzte das Land in Schulden, stritt immer mit den Landständen. Sein Sohn Ferdinand, der preußische Feldherr, führte ein besseres System ein, und war überhaupt ein gebildeter und wohlwollender Mann, doch aber so an die englische Verwandtschaft gebunden, daß auch er 4000 Menschen in die Colonien verkaufte. Eine nicht größere Zahl zog England aus Hannover selbst, und bediente sich derselben nur in Gibraltar, während es die aus Hessen ꝛc. gekauften Deutschen nach Ostindien schickte, und im Kriege gegen Hyder Ali und Tippo Saib sich undankbare Lorbeern erfechten ließ. Ein Welfe, der apanagirte Prinz Leopold von Braunschweig, kam 1785 in einer großen Ueberschwemmung der Oder bei Frankfurt um, als er edelmüthig mit der Rettung Andrer beschäftigt war.

In den kleinsten Staaten herrschten die ärgsten Mißbräuche, weil sie sich hier mehr versteckten. Ein Fürst von Anhalt-Zerbst vergeudete die Einkünfte seines Ländchens in Frankreich, kam niemals heim, und verbot bei Zuchthausstrafe, ihm Bittschriften zu schicken. An seiner Statt aber regierte der geheime Hofrath Haase, der durch künstliche Vervielfältigung seiner Aemter die Leute schamlos prellte. So mußte der Schriftsteller Sintenis hier von dem geheimen Hofrath Haase durch den geheimen Hofrath Haase an den geheimen Hofrath Haase appelliren.

Unglaublich sind die Erbärmlichkeiten, die in den kleinsten Grafschaften (deren viele nach und nach gefürstet wurden) fast überall vorgingen. Selbst gemeine Reichsritter hielten einen kleinen Hof, und führten die Ansprüche und Titel der großen Höfe, ja sogar die Soldatenspielerei ein. Ein Graf von Limburg-Styrum hielt sich ein Husarencorps, das aus 1 Oberst, 6 Officieren und 2 Gemeinen bestand. Hofräthe gab es auch auf der kleinsten unmittelbaren Herrschaft, sogar mit dem eignen Galgen, dem Symbole der höchsten Gerichtsbarkeit, kokettirten die Gräflein in Franken und Schwaben. Diese Großthuereien aber kosteten Geld, und das Geld mußten die armen Unterthanen herbeischaffen, deren geringe Anzahl solchen Lasten nicht gewachsen war.

An

An den geistlichen Höfen riß weltliche Unzucht ohne Scham ein. Es fiel kaum auf, daß ein rheinischer Kurfürst, öffentlich zwischen seinen Maitressen sitzend, ausfuhr. Friedrich Karl von Mainz war ein kleiner Leo X, eifrig für Wissenschaft und Kunst, aber nicht ohne Frivolität. In Köln und Trier herrschte Ueppigkeit unter französisch-bayerischem, Finsterniß unter kaiserlichem Einflusse. Der Münsterer verkaufte seine Unterthanen an das ketzerische England, der Bischof von Lüttich wurde durch einen Volkstumult verjagt, die übrigen lebten und ließen leben, in fauler Unthätigkeit sich mästend. Ein Volkssprüchwort bezeichnete sehr gut den Unterschied der weltlichen und geistlichen Fürstenthümer. „Siehst du Leute, denen das Kleid am Ellenbogen zerrissen ist, so bist du auf geistlichem Gebiet; siehst du Leute, denen das Kleid unter dem Arme zerrissen ist, so bist du in einem weltlichen Staate.“

Neunzehntes Buch.

Die grossen Kriege mit Frankreich.

Capitel 439.

Der Beginn einer neuen Zeit.

Während die alte Politik ihr Wesen forttrieb, hatte der Geist der europäischen Völker unvermerkt eine neue große Entwicklung begonnen. Die gänzliche Trennung der Regierungen von den Völkern hat ohne Zweifel dazu mitgewirkt. Bei allen Staatshändeln, die durch die Söldnerheere ausgeführt wurden, blieben die Völker selbst theilnahmlos. Sie litten unter den Kriegsübeln, sie mußten steuern, übrigens aber hatten sie alle Muße, der geistigen Bildung obzuliegen. Von der thätigen Theilnahme an öffentlichen Dingen ausgeschlossen, drängten sie alle Kraft in sich selbst zurück, und beschäftigten sich in diesem stillen thatenlosen Daseyn mit Künsten und Wissenschaften. Aber das Studium der alten Geschichte belehrte sie, daß es ehemals anders, und besonders in politischer Hinsicht auch besser gewesen sey, und während die Geschichtkundigen das Beispiel der Alten in glänzenden Farben ausmalten, fingen auf der andern Seite auch die Philosophen an, das Ideal eines vollkommenen Zustandes der menschlichen Gesellschaft auszudenken und als Muster aufzustellen. Man erkannte etwas Besseres, man wünschte es, und begann den gegenwärtigen Zustand zu hassen und zu verspotten. Diese Stimmung war ziemlich allgemein durch das ganze gebildete Europa verbreitet, aber nur die Noth und das wahre Bedürfniß der Völker konnte einen neuen Zustand herbeiführen; nie haben dieß die Träume der Gelehrten allein bewirkt.

Diese Noth trat in Frankreich wirklich ein. Hier war das von der Regierung getrennte, in unthätiger Sklaverei gehaltene Volk nicht nur durch seine Gelehrten zum Hasse des Gegenwärtigen und zur Neuerungssucht angespornt, sondern auch durch politischen Druck, durch alle Arten von Lasten und Mißhandlungen, die aus dem herrschenden Regierungssysteme hervorgingen, zu einer großen Umänderung der Dinge mit Nothwendigkeit gezwungen. Die Franzosen empörten sich, und ihre große Revolution gab auf doppelte Weise auch dem ganzen übrigen gebildeten Europa einen neuen Umschwung, theils durch die Kriege und Begebenheiten, theils durch die Ideen, neuen Grundsätze und Lehren, die daraus hervorgingen.

Der Strom der großen Bewegung ging von Frankreich aus, Deutschland wurde wider Willen hineingerissen. Seit der Reformation verhielt sich Deutschland nur noch leidend, und nahm von seinen Nachbarn Gutes und Böses an. Es mußte schrecklich leiden unter den Kriegen der Revolution, doch gewann es auch durch dieselben. Im Verfolge jener Kriege brach das baufällige Gerüst des alten deutschen Reichs vollends zusammen. Es war kein Leben mehr in diesem Reichskörper, er war schon längst eine Leiche, die man nur noch zu begraben hatte. Ehre den großen Todten! aber was sollen die Mumien im Kreise der Lebendigen? Derselbe Sturmwind, der diese morsche Hülle einer veralteten Regierungsform in Staub verwehte, blies dem Volke selbst ein neues frisches Leben

ein, und fachte die fast erstickten Flammen seines Geistes wieder an. Das Volk stirbt nicht mit seinen Institutionen. Es lebt noch in verjüngter Kraft, seine Leiden haben es zu großen Anstrengungen genöthigt, seine Ehre geweckt, seinen Muth belebt, seinen Geist geschärft. Wie das deutsche Volk aus den Revolutionskriegen hervorgegangen, steht es wieder kräftiger da, als je seit drei Jahrhunderten, und was es auch verloren, oder was ihm noch zu wünschen übrig ist, es hat die alte Schande gesühnt und frische vielversprechende Kraft entwickelt.

Capitel 440.

Die französische Revolution.

Nirgends war die Alleinherrschaft zu solcher despotischen, türkischen Willkür entartet, als in demselben Frankreich, das ihre Wiege gewesen. Das Volk erlag unter der Last der Abgaben und Dienste, die es theils dem Hofe, theils dem Adel und der Geistlichkeit leisten mußte, denn diese beiden Stände wurden vom Hofe begünstigt, seitdem sie sich demselben knechtisch unterworfen hatten. Die Regierung machte sich aber nicht nur verhaßt, sondern auch verächtlich durch die ärgerlichste Liederlichkeit, die vom Hofe ausging und die höhern Stände verpestete. Sie machte sich endlich auch arm und hülflos durch ungeheure Verschwendungen und durch eine ungeschickte Verwaltung, indem das Steuerruder der höchsten Gewalt, das immer eines großen Mannes bedarf, unter Ludwig XV den Weibern und ihren untüchtigen Günstlingen in die Hände fiel.

In demselben Frankreich griff zugleich, und namentlich im dritten Stande, die neue gelehrte und philosophische Bildung früher und schneller um sich, als in allen übrigen Ländern, indem sie anfangs vom Hofe selbst ausgegangen war. Dieser Geist der Untersuchung, das Aufklären, das Verspotten des Alten mußte nothwendig auch dahin führen, daß man die Regierung selber prüfte, ihre Fehler aufklärte und verspottete. Man wagte sich seit Voltaire mit keckem Witz an die heiligsten Gegenstände der Religion, warum nicht auch an die Gegenstände der Politik und der Regierung? Und der Witz des Volks wurde noch dadurch geschärft, daß es in einem täglichen unerträglichen Druck lebte. Der dritte Stand fand einen Trost darin, sich an den Mißhandlungen der höhern Stände durch treffenden Spott zu rächen.

Endlich lernten die Franzosen viele Beispiele von Völkern kennen, welche sich gegen unverdiente Tyrannei empört hatten, und verliebten sich in diese Beispiele. Die Namen der Griechen und Römer, welche das Joch der Tyrannen abgeworfen, gingen von Munde zu Munde, und die Kinder lernten sie schon auswendig. Am mächtigsten aber wirkte das Beispiel der Nordamerikaner, die sich im Jahre 1783 von ihrem Mutterlande, England, losrissen und eine freie Republik gründeten. Der französische Hof stand aus Politik diesen neuen Republikanern bei, um England zu schwächen, und viele Franzosen fochten unter der Fahne der Freiheit, und brachten die Grundsätze derselben mit nach Frankreich zurück. Durch alles dieses kam eine Gährung in das Volk der Franzosen, das von Natur rasch und feurig ist und alles Neue liebt.

Auf den verschwenderischen und wollüstigen Ludwig XV folgte Ludwig XVI, ein gebildeter, frommer, wohlwollender Fürst, der aber zu wenig Kraft besaß, um die verjährten Uebel auszurotten. Er hatte eine österreichische Prinzessin, Maria Antoinette, geheirathet, die Schwester Josephs II, die ihm aber sehr unähnlich war, sich den Freuden des Hofes hingab und durch ihr Beispiel alle

Verschwendungen gleichsam entschuldigte. Das Uebel wuchs bis zu einem furchtbaren Grade. Die Steuern reichten nicht mehr hin, die Cassen waren durch die priviligirten Diebe geleert, eine ungeheure Schuldenlast schwoll immer höher an, und der König war im Begriff, den Staatsbankerott erklären zu müssen. Da verlangte er von denen, die allein alle Reichthümer an sich gerissen hatten, von dem bisher steuerfreien Adel und Clerus, Hülfe, aber diese verblendete Aristokratie versagte sie ihm aufs hartnäckigste.

Auf diese Weise sah sich der König gezwungen, sich des dritten Standes gegen die beiden ersten zu bedienen. Er schrieb eine allgemeine Reichsversammlung aus, wobei die Zahl der Deputirten des Bürger- und Bauernstandes derjenigen beider Aristokratien gleich kam, sie aber an Geist und Gaben hundertmal übertraf, 1789. Als nun der Adel und Clerus sich in die billigen Wünsche des dritten Standes nicht fügen, und mit diesem verachteten Stande nicht einmal gemeinschaftlich Sitzung halten wollten, erklärte sich dieser allein zur Nationalversammlung Frankreichs, und fing auf eigne Hand an, die Uebel des Staates und die Mittel zu deren Abhülfe zu untersuchen. Die ganze französische Nation rief ihren kühnen Stellvertretern Beifall zu; die unruhigen Pariser erregten Aufruhr und mordeten die ihnen verhaßten Beamten; die Soldaten, welche die Empörung stillen sollten, gingen zum Volk über. Dadurch immer dreister gemacht, unternahm die Nationalversammlung eine gänzliche Umgestaltung des Staates. Um zuerst den Zweck zu erfüllen, zu dem sie versammelt war, nämlich Geld zu schaffen, hob sie die Steuerfreiheit des Adels auf, und verkaufte die unermeßlichen Güter der Kirche. Sie ging aber noch weiter, Frankreich eine von Grund aus neue, dem Zeitgeist angemessene Verfassung zu geben. Das Volk wurde für den wahren und eigentlichen Souverain, oder für die höchste Gewalt erklärt, der König sollte nur der erste Beamte des Volks seyn. Der Unterschied und die Vorrechte der Stände wurden gänzlich abgeschafft, und alle Franzosen sollten gleiche Rechte und Pflichten haben.

Capitel 441.

Die Emigranten.

Eine so schreckliche Demüthigung erregte die äußerste Wuth des Adels und des Clerus. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, wodurch sie das Volk nur noch mehr erbittert hatten, gaben sie die Hoffnung auf, sich selbst helfen zu können. Sie wanderten daher schaarenweise aus, und diese Emigranten suchten in den deutschen Rheinlanden ein sogenanntes auswärtiges Frankreich zu bilden. Worms und Coblenz waren ihre vorzüglichsten Sammelplätze. An ihrer Spitze standen die beiden Brüder des Königs, die mit allen auswärtigen Mächten unterhandelten, und sie beschworen, die Sache der Könige gegen die Völker zu schützen. König Ludwig selbst schwankte unentschlossen zwischen der Nationalversammlung und den Emigranten, ließ sich aber doch durch die Königin bewegen, sich den letztern in die Arme zu werfen, entfloh heimlich, ward wieder eingefangen, und seitdem nur noch härter behandelt. Jede feindselige oder unzufriedene Regung des unglücklichen Hofes diente nur, ihn immer verhaßter zu machen. Die Emigranten, statt ihn zu retten, stürzten ihn ins Verderben.

Die übrigen europäischen Fürsten schwankten anfangs. Noch zu sehr vom Geiste der alten Politik beherrscht, sahen sie in der französischen Revolution nichts, als den Ruin dieses ihnen so gefährlichen Staates, und freuten sich heimlich

darüber. Bald aber entschlossen sie sich zu einer thätigen Einmischung in die Sache Frankreichs, theils aus gerechten Besorgnissen, theils in der Hoffnung, einen leichten Sieg über das zerrüttete Frankreich und großen Gewinn davon zu tragen. Oesterreich war in der Person der Königin Antoinette beleidigt, und zugleich als Haupt des Reichs verpflichtet, die Rechte der kleinern Fürsten und Herren am Rhein zu beschützen, die auf französischem Gebiete Güter und Feudalrechte besaßen, und durch die neue Verfassung beeinträchtigt worden waren. Preußen, an Alleinherrschaft gewohnt, warf sich zum Ritter derselben auf, und wollte zugleich seiner müßigen Armee neue Lorbeern erwerben. Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm kamen 1791 zu Pillnitz in Sachsen zusammen, wohin sich auch der Graf von Artois, jüngster Bruder Ludwigs XVI, verfügte, und schlossen hier ein Bündniß gegen die Revolution. Mittlerweile starb der Kaiser, und sein Nachfolger, Franz II, erneuerte das Bündniß. Die alten Minister waren nicht damit zufrieden. Herzberg in Preußen zog sich die Ungnade des Königs zu, indem er eifrig anrieth, mit Frankreich im Bunde gegen Oesterreich zu operiren. Kaunitz in Oesterreich aber, den man den alten europäischen Kutscher nannte, empfahl seinem Kaiser Gleichmuth, und sagte, wenn man ihn machen ließe, so wolle er die hitzigen Franzosen „durch seine Geduld" schlagen, man solle das wildempörte Frankreich nicht angreifen, sondern wie einen Krater in sich selbst verglühen lassen. Auch der preußische Feldmarschall Ferdinand von Braunschweig wünschte den Krieg nicht. Er hatte zu wohlfeil den Ruhm des größten Feldherrn seiner Zeit (mehr durch Manöuvres als durch Schlachten) erlangt, als daß er nicht besorgt hätte, diesen Ruhm in einem neuen Kriege zu verlieren. Aber da die Revolutionspartei in Frankreich selbst, deren jüngste Kriegserinnerung immer noch Roßbach war, so großes Mißtrauen in die französische Tapferkeit setzte, und dem Herzog Ferdinand heimlich den Antrag machte, Frankreichs Generallissimus zu werden, so bekam er mehr Muth, und das Uebrige thaten die Emigranten, die ihm beständig in den Ohren lagen. Er erklärte endlich, mit den berühmten Soldaten Friedrichs des Großen der französischen Revolution ein schnelles Ende machen zu wollen.

Katharina II wandte alle Künste der Aufreizung an, um Oesterreich und Preußen zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, denn sie wollte diese Mächte im Westen beschäftigen und unterdeß hinter ihrem Rücken den Ueberrest von Polen wegnehmen. Preußen mißkannte diese Absicht nicht, glaubte aber mit den Franzosen schnell genug fertig zu werden, um nöthigenfalls seine Armee nach Polen werfen zu können, und versicherte sich einstweilen der Volksstimmung in Polen, indem Friedrich Wilhelm II nicht nur schon 1790 mit Stanislaus ein Bündniß geschlossen hatte, sondern auch die von den Polen 1791 eingeführte verbesserte Constitution billigte. Herzberg hatte sogar den Rath gegeben, mit Frankreich und Polen (dem man Gallizien versprechen solle) gegen Oesterreich und Rußland aufzutreten, aber man ließ diesen Plan nur durchblicken, um die Polen zu täuschen und die Russen zu schrecken. Die Absicht war nicht, Polens Selbstständigkeit gegen Rußland zu begünstigen, sondern nur die Russen zu verhindern, daß sie nicht allein Polen wegfischten.

Als die Franzosen ihrerseits das Ungewitter herankommen sahen, erklärten sie den Krieg zuerst, 1792.

Capitel 442.

Der Feldzug von 1792.

Während die Oesterreicher noch zurückblieben, um Rußland, Polen und die Türkei zu beobachten, und der schwerfällige Reichskörper eine Reichsarmee rüstete, ging Ferdinand von Braunschweig mit den Preußen schon über den Rhein. Zu ihm gesellten sich die Emigranten unter Condé, ein lächerliches Heer von fast lauter Officieren, die nicht anders thaten, als wenn sie Frankreich fressen wollten. Diese Menschen führten unter der Leitung des Grafen Artois in Coblenz eine schändliche Wirthschaft. Zum Schrecken des geizigen Kurfürsten Clemens von Trier, dessen allvermögender Minister Dominique alle diese Franzosen bei ihm einquartirt hatte, vergalten sie ihm die Gastfreundschaft mit dem frechsten Hohn, brauchten seine edeln Weine nicht nur für die schwelgerische Tafel, sondern auch zu Bädern, und sogar die Kammerjungfern der vier Maitressen, die Artois mit sich führte, bedienten sich der feinsten kurfürstlichen Tafeltücher auf den heimlichen Gemächern rc. Solche Leute waren es, durch welche selbst der Kaiser und König sich täuschen ließen. Einer dieser Emigranten setzte das berüchtigte Manifest auf, das der Herzog von Braunschweig bei seinem Einmarsch in Frankreich erließ, und worin er erklärte, daß er Paris der Erde gleich machen werde, wenn die Franzosen nicht zur alten Unterwürfigkeit unter ihren König zurückkehrten. Der Kaiser und Friedrich Wilhelm II billigten dieses Manifest, weil man sie überredet hatte, der Schrecken werde die Franzosen zum Gehorsam bringen, der Herzog von Braunschweig billigte es nicht, weil es barbarisch und der edlen Kriegssitte zuwider war, aber er nahm seine Unterschrift nicht zurück, als es öffentlich erschien. Die Wirkung desselben war, daß die Franzosen, anstatt zu erschrecken, wüthend wurden, ihren König absetzten, eine Republik schufen und zornentbrannt zu den Fahnen eilten, um den Barbaren, die ihre Städte zerstören wollten, den Weg zu verlegen.

Die Täuschung im preußischen Heere war so vollkommen, daß Bischofswerder den Officieren sagte: „Kaufen Sie sich nicht zu viele Pferde, der Spuk wird nicht lange dauern," und der Herzog von Braunschweig: „meine Herren, nicht zu viel Gepäck! alles ist nur ein militairischer Spaziergang."

Zwar wunderten sich die Preußen, daß ihnen die Einwohner nicht in Masse entgegenströmten, um sie als Befreier zu begrüßen, wie ihnen die Emigranten vorgeschwatzt hatten, doch fanden sie anfangs auch keinen Widerstand. Der edle Lafayette, der das französische Hauptheer befehligte, wollte damit nach Paris eilen, um den König zu retten, aber die Armee war schon zu republikanisch, und er mußte in die Niederlande flüchten, wo er auf österreichischen Befehl mit seinen Gefährten gefangen genommen, in die Kerker von Ollmütz geworfen, und dort fünf Jahre lang unter harten Entbehrungen und kleinen Quälereien zurückgehalten wurde, bloß weil seine Grundsätze entschieden freisinnig waren, weil er einen König nicht ohne Constitution wollte, und obgleich er sein Leben und seine Ehre der Rettung des Königs zum Opfer gebracht hatte. Solchen Haß hegte man damals gegen tugendhafte Männer von strengen Grundsätzen, während man zu derselben Zeit durch den feilen Johannes Müller mit Dumouriez unterhandelte, der Lafayette im Befehl der französischen Heere folgte und ein charakterloser jacobinischer Intrigant war.

Ferdinand von Braunschweig ließ sich jetzt eben so durch Dumouriez täuschen, wie früher durch die Emigranten. In der Hoffnung auf eine Contrerevolution in Paris zauderte er und verlor die beste Zeit mit der Belagerung von Festungen. Valenciennes fiel, drei schöne Mädchen der Stadt, die dem Könige von Preußen Blumen brachten, wurden nachher von den Republikanern als Vaterlandsverräthe-

rinnen geköpft. Auch jetzt noch zauderte Ferdinand, immer noch hoffend, den aalglatten Dumouriez zu gewinnen, und sich dadurch einen Kampf zu erleichtern, bei dem er seinen alten Ruhm nicht aufs Spiel setzen wollte. Der ungeduldige König, der das Heer immer begleitete, trieb ihn, verstand aber selbst zu wenig vom Kriege, und ließ sich immer wieder von dem bedächtigen Herzog beschwichtigen. So gewann Dumouriez Zeit, sich beträchtlich zu verstärken, und mit dem Heere, das der Elsässer Kellermann führte, zu vereinigen. Bei Valmy näherte man sich, der Könige befahl endlich eine Schlacht, und schon rückten die Preußen gegen die Höhen vor, auf welchen Dumouriez sie erwartete; da auf Einmal befahl der Herzog Halt zu machen und umzukehren, während die Franzosen, die dieß mit Erstaunen sahen, ihrer Nation ein lautes Lebehoch ausbrachten. Der König war im heftigsten Zorne, ließ sich aber überreden, es sey viel klüger gewesen, die Schlacht nicht zu liefern. Man unterhandelte lebhafter als je. Dumouriez sagte, wie Kaunitz, man müsse die Franzosen ihrer innern Parteiung überlassen, und er wußte zugleich den König mit dem Gedanken eines künftigen französischen Bündnisses vertraut zu machen. Die Folge dieser Umtriebe war ein Waffenstillstand und ein ungestörter, doch durch die Ruhr und schlechte Witterung und Wege verderblicher Rückzug der Preußen.

So wurden die Oesterreicher durch Ferdinands Schwäche und Friedrich Wilhelms leichtgläubige Diplomatie bloßgestellt. Dumouriez fiel noch im Spätherbst in die Niederlande ein und schlug den Statthalter, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, bei Jemappes, General Custine aber brach gegen den Oberrhein auf und nahm mit einem Handstreich Mainz und Frankfurt weg.

Capitel 443.

Die Mainzer Revolution.

Der Kurfürst Friedrich Karl hatte Mainz zwar zu einem Sitz der Musen gemacht, aber Beamte und Volk demoralisirt. Nach dem Verluste Straßburgs war Mainz das einzige noch übrige Bollwerk Deutschlands, zur Beschirmung des Oberrheins, aber niemand, am wenigsten der Kurfürst, dachte an die Wichtigkeit dieses Punktes. Der Krieg entbrannte schon, und noch stand kein kaiserliches Heer am Rhein, noch war kein Reichsheer beisammen, noch befand sich die Festung Mainz im vernachlässigtsten Zustande. Nur Magazine hatten die Kaiserlichen auf dem linken Rheinufer angelegt, um sie in Custine's Hände fallen zu lassen; nur 800 Oesterreicher standen in Mainz, nur die Hessen zeigten Ernst, Deutschland zu vertheidigen, waren aber viel zu schwach und im Stich gelassen. Kaum zeigten sich Custine's Plänkler, so floh der Kurfürst mit allen hohen Beamten nach Aschaffenburg und ließ einen gewissen Eikenmaier als Commandanten zurück. Die Professoren von Mainz aber schwärmten damals schon für die Freiheit, sahen in der französischen Revolution ein Heil für alle Völker aufgegangen, verständigten sich heimlich mit Custine und brachten durch Bestechung auch Eikenmaier auf ihre Seite. Custine hatte nicht einmal Belagerungsgeschütz, nur leichte Feldkanonen, doch man kartete die Sache mit ihm ab, er ließ einen Haufen Leiterwagen zusammenbringen, diese gab Eikenmaier in der Stadt für Sturmleitern aus, und um diesen Sturm zu vermeiden, wurde capitulirt. Der österreichische Hauptmann Andujar war empört über die schändliche Uebergabe einer so großen Festung, da er sie aber mit seinen 800 Mann nicht allein halten konnte, so zog er von dannen, und die Franzosen rückten ein.

Nun begann ein seltsames Treiben in Mainz. Nach dem Muster der revolutionairen Jacobinerclubs in Frankreich bildete sich auch hier eine Gesellschaft, die Freiheit und Gleichheit predigte, und an deren Spitze die Professoren Blau, Wedekind, Metternich, Hoffmann, der berühmte Weltumsegler Forster, die Doctoren Böhmer und Stamm, der Straßburger Dorsch ꝛc. standen, meist Männer, die früher schon Illuminaten gewesen waren. Diese Leute begingen eine Menge Thorheiten. Anfangs trugen sie, trotz der Gleichheit, ein Ordensband; die Weiber, aller Zucht entblödet, trugen Gürtel mit herabhängenden Enden, auf denen vorn „Freiheit" und hinten „Gleichheit" stand. Um die nach französischem Muster errichteten hohen Freiheitsbäume tanzten Weiber, mit Säbeln umgürtet, und schossen Pistolen ab. Die Männer ließen sich alle genau so monströse Schnurrbärte stehen, wie Custine, dem sie überhaupt, trotz der Freiheit, auf die servilste Weise schmeichelten. Um die Spießbürger, die in ihrer deutschen Ehrlichkeit diese Nachäffereien mißbilligten, zu gewinnen, zerschlugen die Clubisten einen großen Stein, bei dem einst der Erzbischof Adolph gesagt: „ihr Mainzer sollt eure Privilegien nicht eher wieder haben, bis dieser Stein schmilzt." Aber diese Mittel halfen so wenig, als die Vorlegung eines großen Buchs, in welches sich jeder Bürger einschreiben sollte, der aus dem Kurfürstenthum Mainz eine Republik machen wollte. Obgleich man drohte, jeden, der sich nicht einschreibe, als Sklaven zu behandeln, wollten die Bürger und Bauern doch nichts davon wissen, denn sie sahen nicht die Freiheit, sondern nur Custine's Brutalität und Plünderungen vor Augen. Endlich stifteten die Clubisten auch ohne Zustimmung des Volks, unter französischem Schutz, eine Republik, setzten alle alten Behörden ab und erhoben Dorsch zum Präsidenten der Regierung, am Schlusse des Jahres 1792.

Die Art, wie Custine in Frankfurt am Main brandschatzte, war noch weniger geeignet, die Deutschen den Franzosen geneigt zu machen. Doch so sehr dieser General den Poltron machte, sagte er den Frankfurtern doch eine bis jetzt bestätigt gebliebene Wahrheit. „Habt ihr den deutschen Kaiser bei der Krönung gesehen? frug er sie. Nun, fuhr er fort, künftig werdet ihr keinen mehr sehen." Die Preußen, die im Winter sich gegen Mainz zogen, um diese Festung wieder zu erobern, vertrieben ihn aus Frankfurt, und er wurde bald darauf in Frankreich selbst geköpft, weil er durch seinen unnützen Raubzug wichtigere militairische Bewegungen vereitelt, und die Deutschen, anstatt sie zu gewinnen, beleidigt hatte.

Zwei deutsche Männer von Colmar im Elsaß, Rewbel und Hausmann, und der Franzose Merlin, alle drei Mitglieder des damals unumschränkt in Frankreich gebietenden Nationalconvents, kamen nach Mainz, um die Vertheidigung dieser Stadt zu leiten. Sie verbrannten sinnbildlich alle Kronen, Bischofsmützen und Wappen des deutschen Reichs, konnten es aber nicht dahin bringen, daß die Mainzer Bürger sich für die Republik erklärten. Wüthend schrie Rewbel, er werde die Stadt in Grund schießen, er halte sich für entehrt, mit solchen Sklaven noch ein Wort zu verlieren. Eine Menge Widerspenstige wurden aus der Stadt gewiesen, und am 17 März 1793, obgleich nur 370 Bürger dafür gestimmt hatten, ein rheinisch-deutscher Nationalconvent in Mainz eröffnet, dessen Präsident Hoffmann wurde, und der sich sogleich für eine Vereinigung der neuen Republik mit Frankreich erklärte. Der sonst so edle Forster gab sich in seiner damaligen Vergessenheit alles Nationalstolzes dazu her, die schändliche Urkunde, durch welche man die Franzosen bat, eine deutsche Provinz gütigst anzunehmen, persönlich nach Paris zu bringen. Inzwischen rückten die Preußen näher und trieben die Belagerung so kräftig, daß Mainz trotz der tapfern Gegenwehr im Julius capituliren mußte.

Forster sah die Gräuel, die in Paris begangen wurden, kehrte um und starb aus

aus Gram. Sein Freund Adam Lux wurde von der Schönheit und dem Heldenmuthe der Charlotte Corday, die den Wütherich Marat mordete, so ergriffen, daß er mit ihr sterben wollte, laut seine Bewunderung für sie äußerte, und daher schnell seinen Wunsch erreichte. Viele Mainzer Clubbisten entflohen oder wurden von den Franzosen bei der Uebergabe als Soldaten verkleidet und so gerettet. Andere wurden gefangen und furchtbar mißhandelt. Jeder Clubbist, oder wer nur entfernt dafür gehalten wurde, empfing unter den Augen des preußischen Generals Kalkreuth die bekannten Fünfundzwanzig. Metternich wurde mit vielen andern zwischen den Pferden der Husaren hartgefesselt fortgeschleppt, und wenn er vor Müdigkeit umsank, durch Säbelstiche in dem Rücken wieder aufgestachelt. Blau bekam von dem nachmaligen berühmten preußischen Minister Stein eigenhändig Ohrfeigen. Aehnliche Reactionen erfolgten in Worms, Speyer 2c.

Capitel. 444.

Kleine Bewegungen im deutschen Volke. Zweite Theilung von Polen.

Das Beispiel von Mainz wurde wenig nachgeahmt. Es war nur lächerlich, wenn ein Fürst von Salm-Kyrburg sein Ländchen in eine Republik umformte, ein Prinz Karl von Hessen unter dem Namen Karl Hesse in Frankreich den wüthenden Jacobiner spielte. Auch die einzelnen Hitzköpfe, die nach Paris gingen, Anacharsis Cloots, der preußische Baron, der sich zum „Redner des Menschengeschlechts" aufwarf, und der berüchtigte Trenk, der so lange in den Kerkern Friedrichs geschmachtet, und die ihre unruhigen Köpfe bald unter dem Henkerbeil verloren, fanden kaum Theilnahme. Das Volk in Deutschland erfuhr zu wenig von den eigentlichen Motiven und Zwecken der französischen Revolution, und wurde zu bald durch die räuberischen Einfälle der französischen Heere erbittert, als daß es sich hätte von den revolutionären Grundsätzen anstecken lassen. Nur unter den Gelehrten gährte es, die Begeisterung für das allgemein Menschliche war durch die Freimaurerei verbreitet, viele hofften anfangs, die Revolution werde einen rein moralischen Charakter behalten, und waren nicht wenig erstaunt, als sie ungeheure Verbrechen aus ihrem Abgrunde steigen sahen. Andere freuten sich, daß wenigstens das unerträglich gewordene Alte zu Grunde ging, und in diesem Sinne wurden viele anonyme Schriften vom Rhein geschrieben, auch von dem damals jungen Görres (Huergelmer), einem pseudonymen Momus (die privatisirenden Fürsten) 2c. Auch der große Philosoph Fichte schrieb anonym zu Gunsten der Revolution. Wieder Andere warfen sich zu Schergen auf, und denunciirten den Fürsten jeden freisinnigen Mann als einen gefährlichen Jacobiner, so die feilen Sudler Reichard, Girtanner, Schirach, Hoffmann. Es entstand ein Jagen nach Kryptojacobinern wie ehemals nach Kryptocalvinisten, und manche Fürsten machten sich einen Spaß aus dieser Art von Jagd. So schickte der Markgraf von Baden den Leibarzt Lauchsenring, der ein freidenkender Mann, aber praktisch ganz unschädlich war, zu den Oesterreichern, um ihm Fünfundzwanzig geben zu lassen. Nur sehr wenige Schriftsteller beurtheilten die Revolution aus dem historischen Standpunkt, und erwogen die unausbleiblichen Folgen für Deutschland, so Gentz, Rehberg und der Freiherr von Gagern, der damals einen „Zuruf an seine Landsleute" ausgehn ließ, worin er die schmerzliche Frage aufwarf: warum sind wir Deutsche nicht einig? — Alle diese streitenden gelehrten Ansichten waren übrigens ein Irrthum. Es war eben so wenig möglich, die Revolution unschuldig und moralisch zu erhalten, und die Freiheit über die ganze Erde auszu-

breiten, als es möglich war, sie mit Gewalt zu unterdrücken, und was Deutschland betrifft, so waren dessen Verhältnisse so verwickelt und die Interessen so getheilt, daß alle Vorschläge nichts fruchten konnten. Unheilbar krank, bedurfte der Reichskörper nicht mehr der Aerzte, sondern nur noch des Todes. Ein Dr. Faust in Bückeburg schickte dem französischen Nationalconvent, der den Sansculottismus (die Hosenlosigkeit) eingeführt hatte, eine gelehrte Abhandlung über den Ursprung der Hosen zu. Braucht man mehr, um das damalige Deutschland zu kennen?

Das eigentliche Volk wurde von der französischen Freiheitslust nur da ergriffen, wo es bisher am bittersten gelitten hatte. So erhoben sich die durch Wildschaden und Adelsprivilegien hart gedrückten sächsischen Bauern, nach einem dürren Sommer, der ihre Noth vermehrte, 18,000 Mann stark, und schickten einen aus ihrer Mitte ab, dem Kurfürsten ihre Klageartikel zu überbringen, 1790. Dieser Bote wurde sogleich ins Narrenhaus gesperrt, wo man ihn bis 1809 sitzen ließ, der Bauernhaufen aber durch Soldaten auseinandergesprengt. Unbedeutend und nur charakteristisch war ein ähnlicher Aufstand der Bauern gegen die tyrannischen Nonnen des Klosters Wormelen in Westphalen. Von Landständen hörte man gar nichts, die von Würtemberg wurden erst 1797 nach 27jährigem Stillstande wieder zusammenberufen, und wenn sie nicht gründlicher die durch den Herzog Karl geschlagenen Wunden heilten, so war es nur die Schuld der Kriege, die alles in Deutschland umwarfen.

In Oesterreich machte Hebenstreit 1793 eine lächerliche Verschwörung, wofür er gehenkt wurde. Gefährlicher hätte 1795 die Verschwörung des Martinowits werden können, der in Ungarn an die Stelle der Magnatenaristokratie Volksfreiheit setzen wollte, aber nebst vier Gefährten geköpft wurde.

Den traurigsten Einfluß übte die französische Revolution auf **Polen**. Kaum hatte dieses Reich, im Bunde mit Preußen und auf dessen Schutz vertrauend, seine neue Constitution publicirt, wodurch allein es möglich war, der innern Anarchie vorzubeugen, so erklärte die Kaiserin Katharina, diese Constitution sey französisch, jakobinisch (obgleich sie gerade umgekehrt das liberum veto aufhob und dem Könige viel größere Gewalt gab, als er sonst gehabt hatte) und benutzte die Abwesenheit des Königs von Preußen, um rasch Polen zu erobern. Was sollte Friedrich Wilhelm II jetzt thun? Man rieth ihm, mit Frankreich Frieden zu machen, sich mit allen Streitkräften nach Polen zu werfen, um der russischen Uebermacht ein Ziel zu setzen; aber er fürchtete, wenn er den Rhein verließe, würde sich Oesterreich dort ausbreiten, und da er berechnete, daß ihm die Russen doch, um ihn zum Freunde zu behalten, wieder ein Stück von der polnischen Beute geben müßten, so stand er nicht an, das den Polen gegebene Wort zu brechen, stimmte plötzlich in den Ton Katharinens ein, nannte dieselbe Constitution, die er vorher gebilligt, jakobinisch, und schickte ein preußisches Heer unter Möllendorf nach Polen, sich des stipulirten Beutetheils zu versichern. In der **zweiten Theilung Polens**, die so schnell und gewaltsam und wegen der preußischen Versicherungen noch unerwarteter erfolgte, als die erste, erhielt Rußland vollends Litthauen, Podolien und die Ukraine, und Preußen Thorn und Danzig nebst Südpreußen (Posen und Kalisch). Oesterreich hatte an diesem Raube, der gleichsam hinter seinem Rücken vorging, keinen Theil, indem es jetzt sein ganzes Augenmerk auf Frankreich richtete.

Capitel 445.

Die erste große Coalition.

Nach dem Feldzuge von 1792 hatte sich der Stand der Dinge merklich verschlimmert. Die Franzosen waren aufs äußerste erbittert worden, und seit jenem unglücklichen Manifest war an keine gütliche Beilegung mehr zu denken. Wie man gegen sie keine Schonung bewiesen, sondern sie mit Hohn behandelt, so gaben sie jetzt Grausamkeit und Hohn reichlich zurück, und waffneten sich mit allen Schrecken des beleidigten Nationalgefühls und der trunkenen Freiheitslust. Im Innern rotteten sie alle Feinde der Revolution aus, und Hunderttausende mußten unter der Guillotine, einer zu diesem Zweck erfundenen Hinrichtungsmaschine, bluten. Der König selbst wurde hingerichtet, im Januar 1793, und nachher auch die Königin. Während Robespierre die Hinrichtungen lenkte, übernahm Carnot die Kriegsrüstung, und in dem Mittelpunkte dieser ungeheuren Gährung alles mit ruhigem Geiste beherrschend, schuf er ganz Frankreich in ein Lager um, und wie aus der Erde hervorgezaubert, stand mehr als eine Million Franzosen unter den Waffen.

Die Könige säumten aber auch ihrerseits nicht, sich zu rüsten und schlossen im Anfang des Jahres 1793 die erste große Coalition gegen Frankreich. An die Spitze derselben stellte sich England, das bei dieser Gelegenheit die französische Seemacht zerstören und die französischen Colonien in den andern Welttheilen rauben wollte. England griff Frankreich von allen Seiten zur See an und landete im Süden und Norden, unterstützt von einem großen Theile der französischen Bevölkerung selbst, welcher dem alten Königthum noch ergeben war. Spanien und Portugal griffen von Seite der Pyrenäen an, die sämmtlichen Fürsten Italiens von der Seite der Alpen, Oesterreich, Preußen und das deutsche Reich, so wie Holland vom Rhein her. Endlich waren noch Schweden und Rußland mit im Bunde, und standen drohend im Hintergrunde. Das ganze christliche Europa stand gegen Frankreich auf und zog um alle seine Gränzen einen ungeheuern Kreis von Armeen.

Die Hauptmacht Oesterreichs in den Niederlanden befehligte der Herzog von Coburg. Anfangs stand ihm nur die alte französische Armee gegenüber, deren Feldherr Dumouriez, nachdem er vergeblich nach der Oberherrschaft gestrebt, heimlich mit der Coalition unterhandelte, sich bei Neerwinden schlagen ließ, und endlich zu den Oestreichern überging. In diesem Augenblick, da die französische Armee geschlagen und ohne Führer war, hätte Coburg, den die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York verstärkten, rasch vorrücken und Paris überraschen können. Aber beide Feldherrn waren nur ihrer hohen Geburt wegen an die Spitze gestellt und unfähig, der Oberst Mack, der die Hauptrolle im Generalstab übernahm, ein bloßer Theoretiker, der nur auf dem Papiere, aber nicht in der Wirklichkeit einen Feldzug einzuleiten verstand. Man verfolgte daher den Sieg nicht, sondern zauderte, in der thörichten Hoffnung, die Franzosen würden sich durch ihre innere Parteiung aufreiben, während sie gerade die Zeit benutzten, um ihre rohen Volksmassen zu sammeln und in den Waffen zu üben. Der Hauptfehler aber war, daß sowohl Oesterreich als England bloß systematisch erobern wollten. Valenciennes und alle Ortschaften, die Coburg auf französischem Gebiet einnahm, mußten Oesterreich förmlich huldigen, und England machte es zur Bedingung seines Beistandes, daß ihm von Seite Oesterreichs geholfen werde, Dünkirchen zu erobern. An diesen nur für den englischen Handel wichtigen, aber sonst ganz bei Seite liegenden Punkt wurden nun die großen Heere Coburgs und

Yorks gefesselt, um es den Franzosen so recht bequem zu machen, ihre zerstreuten Kräfte zu concentriren und angriffsweise zu Werke zu gehen. Umsonst rieth der österreichische General Clairfait, das einzige Genie im Heere, zu einem vernünftigen Kriegsplane, umsonst schlug er mit seinem abgesonderten Corps die Franzosen unter Dampierre bei Famars; man unterstützte ihn nicht, und so drangen Houchard und Jourdan mit ihren wilden Volkshaufen vor; jener schlug die Engländer bei Hondscoten, dieser die Oesterreicher bei Wattignies. Nur die kleinern österreichischen Generale zeichneten sich in einzelnen Gefechten aus. Beaulieu siegte bei Menin, und Wurmser behauptete die Vogesen mit großer Gewandtheit bis in den Winter.

Das Hauptheer der Preußen unter Ferdinand von Braunschweig belagerte in der ersten Hälfte des Jahres Mainz. Die Oesterreicher führten eine Menge schweres Geschütz vorbei, um es gegen Valenciennes zu gebrauchen. Umsonst bat der König von Preußen, dieses Geschütz erst gegen Mainz, das auf dem Wege lag, gebrauchen zu dürfen. Man schlug es ihm ab. Dazu kam noch, daß Valenciennes dem Kaiser huldigen mußte. Friedrich Wilhelm II sah nun deutlich, worauf es abgesehen war, und daß England und Oesterreich gemeinschaftlich, mit Ausschluß Preußens, in Nord-Frankreich erobern wollten. Er rächte sich dadurch, daß er gemeinschaftlich mit Rußland Polen theilte, und dem General Wurmser, der ihn in den Vogesen um Hülfe bat, keine leistete. Diese Zwietracht der Verbündeten machte alle ihre Erfolge wieder zunichte. Nach der Eroberung von Mainz gingen die Preußen zwar vor und schlugen die neuen Volkshaufen, die ihnen Moreau entgegenführte, bei Pirmasens; aber Friedrich Wilhelm II verließ das Heer, um seine polnische Eroberung zu besichtigen, und war so lau für Oesterreich, so geneigt schon zu einem Frieden mit Frankreich, daß er sein Heer unthätig und gleichsam nur noch ehrenhalber stehn ließ.

Capitel 446.

Wurmser. Verlust des linken Rheinufers.

Wurmser, der kecke Greis, war im Elsaß geboren und begütert, und hatte viele alte Freunde in Straßburg, wie denn dort überhaupt noch immer eine starke deutsche Partei zu finden war. Die Jakobiner hatten auch in Straßburg, wie überall, die ärgsten Gräuel verübt, am berühmten Münster waren alle Statuen und Zierrathen zerschlagen worden, und man hätte gern den Thurm selbst gestürzt, wenn seine Stärke nicht der Frevler gespottet hätte. Auf dem Hochaltar war eine Pariser Schauspielerin als Vernunftgöttin angebetet worden, als die christliche Religion abgeschafft worden war, und als man diese letztere wieder einsetzte, las man auf einer Tafel am Münster die Worte: „Die französische Nation erkennt das Daseyn Gottes an." Ein ehemaliger Priester, Eulogius Schneider, lieferte eine Menge Leute zur Guillotine und übte unmenschliche Grausamkeiten. Da verschworen sich die Deutschgesinnten in Straßburg, sich der Festung von innen zu bemächtigen und sie an Wurmser zu übergeben. Dieser aber hatte ausdrücklichen Befehl, das ganze Elsaß und Straßburg nicht etwa dem Reich, sondern der österreichischen Hausmacht huldigen zu lassen — eine Maxime, die von dem Minister Thugut ausging. Thugut, ein ehemaliger Waisenknabe, wurde von Maria Theresia gehoben, und erhielt bedeutenden Einfluß, als Kaunitz dahinwelkte. Dieser Mann wollte alles österreichisch machen und that dadurch seinem Kaiser selbst den größten Eintrag, denn er machte die Feinde nur erbittert, die

Freunde kalt. Die Straßburger glaubten so weit nicht gehen zu dürfen, die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, die Verschwornen wurden entdeckt, und 70 derselben aus den angesehensten Straßburger Familien kamen unter das Messer der Guillotine. Seitdem hat es keine deutsche Partei mehr im Elsaß gegeben; im Gegentheil nahmen die Elsässer den wärmsten Antheil an allen Schicksalen Frankreichs. Ihr Rewbel wurde bald darauf einer der fünf Directoren der großen französischen Republik, und so waren auch mehrere der berühmtesten Feldherren der Franzosen, die uns Schaden genug zufügten, geborne Elsässer, so der tapfere Westermann, einer der ersten Helden der Revolutionsheere; der ausdauernde Kellermann, der Soldaten Vater; der unsterbliche Kleber, Oberbefehlshaber in Aegypten, wo ihn der fanatische Dolch eines Muselmanns traf; der löwenkühne Ney, der sich den schönsten Lorbeer auf den Schneefeldern Rußlands pflückte, und der unerschrockene Rapp, der Held von Danzig, alles Männer von gediegenem Metall, bei deren deutschem Namen wir nur fragen müssen, warum stritten sie für Frankreichs Ehre?

Die Stellung Wurmsers war gefährlich, da ihn die Preußen nicht unterstützten, darum suchte er durch Schrecken zu ersetzen, was ihm an wahrer Macht fehlte. Man beschuldigt seine Kroaten, die berüchtigten Rothmäntler, großer Grausamkeiten. Da er ihnen für jeden Franzosenkopf ein Stück Geld zahlte, so liefen sie, wenn sie gerade keine Franzosen bekommen konnten, in das erste beste Dorf, klopften an die Fenster, und schnitten den Bauern, die heraussahen, flugs den Kopf weg. Auch diesseits des Rheins beklagten sich die kleinen Reichsstände über die Mißhandlungen der Oesterreicher. Aber war es zu verwundern? Das Reich rührte sich nicht und überließ Oesterreich allein die Mühe des Kriegs. Viele hatten Angst vor den Franzosen, Andere dachten an Bündnisse mit Frankreich, wie sie schon mit Ludwig XIV gegen das Reich geschlossen worden waren. Nur mit großer Mühe brachte man die Bayern dahin, ein Contingent zu stellen. Mit den schwachen Reichsstädten verfuhr Oesterreich ohne Schonung. Man nahm ihnen die Kanonen weg und höhnte sie noch dazu aus, wobei denn viel Uebermuth mit unterlief. Nicht selten theilten die aristokratischen Magistrate mit den Soldaten auf Kosten der Bürgerschaft, z. B. in Ulm. Dagegen hatten sich die faulen Bischöfe und Aebte des Reichs von Seite der katholischen Soldaten der sorgfältigsten Schonung zu erfreuen. Mehr Aufsehen erregte die Verletzung des Völkerrechts, deren sich Oesterreich schuldig machte, indem es in Veltlin auf neutralem Boden die beiden französischen Gesandten Semonville, der nach Constantinopel, und Maret, der nach Neapel gehen sollte, verhaftete und ihnen ihre Papiere abnahm.

Wider seinen Willen wurde der Herzog von Braunschweig gezwungen, sich noch ferner mit den Franzosen zu schlagen, weil sie ihn angriffen und er noch keinen directen Befehl zum Rückzuge hatte. Er siegte noch einmal, bei Kaiserslautern, über Hoche, denn noch hatte das geschulte Militär das Uebergewicht über die rohen Massen der Franzosen. Wurmser benutzte die günstige Stimmung des Siegs, sich mit den Preußen zu vereinigen und schleppte auch die unwilligen Bayern herbei, aber gerade diese Vereinigung brachte die Eifersucht aller zu Tage. Man traf die schlechtesten Dispositionen, und einer gab dem andern die Schuld. Gleich im ersten Treffen bei Werth und Froschweiler liefen die Bayern davon, und die Oesterreicher und Preußen wurden geschlagen. Im höchsten Aerger ging nun Wurmser über den Rhein zurück, und das war ein willkommener Vorwand für den Herzog von Braunschweig, ihm nachzufolgen und sogar das Commando der Armee niederzulegen und an Möllendorf abzutreten. So wurde das linke Rheinufer verloren.

Erst jetzt fiel es dem geistlosen Mack in den Niederlanden ein, man müsse mit aller Macht gegen Paris vordringen. Aber was im vorigen Jahre leicht ausführbar war, ging jetzt nicht mehr an, um so weniger, da die preußische Armee sich entschieden zurückzog. Daher spotteten die Franzosen über Macks Plan: „die Alliirten sind immer um eine Idee, um ein Jahr und um eine Armee zurück." Man ging nicht vor. Es wurde nur unterhandelt, mit Robespierre, der gern Frankreich den Frieden gegeben hätte, um es nach seiner Art zu beherrschen, und mit den Preußen, die immerfort noch das englische Geld nahmen, ohne etwas dafür zu leisten. Aber die französischen Heere machten diesen Unterhandlungen ein Ende. Sie griffen die weit ausgedehnte Stellung der Oesterreicher mit concentrirten Massen an. Das erstemal bei Pontachin schwankte der Sieg, aber bei Fleurus brachte der französische General Jourdan dem Herzog von Coburg eine blutige Niederlage bei, am 26 Junius 1794. In dieser Schlacht bedienten sich die Franzosen eines Luftballons, um die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten. Diese zogen sich aus den Niederlanden zurück, und so hatten denn die deutschen Mächte trotz ihrer geübten Heere, ihrer günstigen Stellung und großen Plane nicht nur die Kriegsehre eingebüßt, sondern sie zogen auch den Feind und in seinem Gefolge die Anarchie und alle Gräuel der Corruption hinter sich her ins Reich. In Schwaben frug man sich damals ganz vergnügt: „Wißt ihr schon, daß die Kostbeutel verspielt haben?" so sehr hatten sich die Kaiserlichen durch ihr willkürliches Benehmen im Reich verhaßt gemacht.

Capitel 447.

Dritte Theilung von Polen. Der Baseler Frieden.

Die Räthe Friedrich Wilhelms II spielten ein hohes Spiel und wußten nicht, was sie thaten. Sie glaubten aus einer Art von Instinct nur dann klug zu handeln, wenn sie schlecht handelten, und jedes Recht und jede Treue verletzten. Ihre diplomatische Abgeschmacktheit, die das Loos der Völker bei einem Diner erwog, fand in einem Durcheinanderwerfen aller soliden Grundlagen, auf denen bisher Staaten und Dynastien beruhten, etwas eben so Reizendes, wie in den pikanten Ragouts der französischen Kochkunst. Lucchesini spielte bis zum Unerträglichen den klugen Mann und wußte seine Albernheit im Cabinette dem König eben so geschickt zu verbergen, wie Ferdinand von Braunschweig die seinige im Felde. Daher alle die Maßregeln, die Preußen eine augenblickliche und nur scheinbare Vergrößerung seiner Macht gewährten, um es später desto tiefer zu stürzen. Preußen errang nicht den kleinsten Vortheil, ohne sich zugleich einen mächtigen Feind zu machen. Durch seine Politik am Ende allen Königen verfeindet, sollte es sich auf die treulose Freundschaft der französischen Republik stützen?

Die Polen waren durch die zweite Theilung ihres Landes überrascht worden, sie erholten sich, rafften sich auf. Kosciuszko, der mit Lafayette schon den Nordamericanern ihre Freiheit hatte erkämpfen helfen, bewaffnete sein Volk mit Sensen, ermordete alle Russen, die in seine Hände fielen, und trachtete nach der Herstellung von Alt-Polen. Leicht hätte sich Preußen dieser schönen Begeisterung bemächtigen können, um mit Polens Hülfe den russischen Koloß, der schon drohend über Europa zu fallen schien, zurückzuwerfen; aber eine kluge Politik durfte nicht zugleich gerecht und schön seyn, wenn sie jenen Diplomaten Berlins hätte zusagen sollen. Man half wieder Rußland vergrößern, man machte sich die Polen furchtbar verhaßt, um ein Stück Land zu erwerben, dessen Behauptung mehr ko-

stete, als eintrug, und man schändete die Gebote Christi im Angesichte eines Zeitensturmes, da man Gottes am meisten bedurft hätte. Der Hof Friedrich Wilhelms II hielt sich für sehr fromm, aber der von Friedrich Wilhelm I, der die polnische Frage so richtig beurtheilte, war es wirklich.

Der König selbst begab sich an der Spitze eines Heeres nach Polen und schlug die Sensenmänner Kosciuszko's bei Szczekocinn, im Junius 1794. Als er aber Warschau erobern wollte, fand er so tapfern Widerstand, daß er im September abziehen mußte. Welchen Geist die verdorbene Politik selbst der Armee mittheilte, und das Gefühl für ritterliche Galanterie gänzlich erstickte, mag folgender Zug darthun. Der preußische Hussarenoberst Szekuli ließ mehrere patriotische Damen aus den vornehmsten polnischen Geschlechtern in Znawrazlaw unter den Galgen führen und einige Stunden lang mit immerwährender Todesangst peinigen, bis er endlich das Wort der Gnade aussprach und spöttisch schrie: „Heda, ein Nachtgeschirr für die Damen!" — Nach dem Abzuge der Preußen zogen die Russen, die absichtlich gewartet hatten, um den Sieg allein zu erringen, mit großer Macht heran unter ihrem kühnen Feldherrn Suwaroff. Dieser besiegte Kosciuszko und nahm ihn gefangen, belagerte dann Warschau und erstürmte es, wobei er 18,000 Einwohner jedes Alters und Geschlechts ermorden ließ, was Reichard einen „friedlichen und schonenden Einzug des gütigen Siegers" nannte. Die Folge war die dritte Theilung oder gänzliche Vernichtung Polens. Rußland nahm vollends Litthauen und Volhynien bis an den Niemen und Bug, Preußen alles Land westlich vom Niemen mit Warschau, Oesterreich alles südlich vom Bug, 1795.

Im August 1794 war die Schreckensregierung in Paris gestürzt worden. Die gemäßigte Partei, die ans Ruder kam, ließ einen allgemeinen Frieden hoffen, und um die ersten Vortheile davon zu haben, unterhandelte Friedrich Wilhelm II um einen Separatfrieden. Auf Einmal sah man man ihn die Sache der Könige verlassen, die er zuerst mit so lebhaftem Eifer vertheidigt hatte, und mit demselben revolutionären Volke Freundschaft machen, gegen das er vor Kurzem erst ein so heftiges Manifest geschleudert. Aber auch die Franzosen, was eben so wunderbar schien, verließen die Sache der Völker, und reichten einem fremden Könige die Hand, nachdem sie eben erst den eigenen König gemordet, und allen Königen Verderben gedroht hatten. Beide Parteien, so sehr sie in den Grundsätzen verschieden waren, und so sehr sie sich haßten, versöhnten sich doch, und verbündeten sich aus politischem Eigennutz. Die Franzosen kümmerten sich nicht um die Freiheit anderer Völker, sie wollten erobern; Preußen bekümmerte sich nicht um die Sicherheit der übrigen Könige, es wollte sich selbst vergrößern. Der Friede wurde zu Basel geschlossen, am 5 April 1795. In einem geheimen Artikel dieses Friedens sicherte Preußen der französischen Republik den Besitz des ganzen linken Rheinufers zu, und Frankreich Preußen eine große Entschädigung in Deutschland selbst auf Kosten der kleinen Stände.

Man zog eine Demarcationslinie, die von den Franzosen nicht überschritten werden durfte. Was jenseits derselben lag, wurde ihnen preisgegeben, und so namentlich Holland, obgleich der König früher seine Schwester dort so thätig unterstützt hatte. Die Franzosen wußten dieß zu nutzen, und noch im Winter drang Pichegru in Holland ein, nahm auf dem überall gefrornen Wasser sogar Schiffe mit Husaren weg, jagte den Statthalter davon und errichtete eine republicanische Regierung, deren Haupt Schimmelpennink wurde. Dem Beispiele Preußens folgte auch Spanien und machte mit der französischen Republik Frieden.

Der Bund der Könige war somit aufgelös't, zugleich aber ward auch verhindert, daß die Franzosen ihm nicht eine Coalition von Völkern entgegenstellten.

Wenn die Könige einig geblieben wären, so hätten die Franzosen aus Politik alles aufbieten müssen, um alle übrigen Völker in der Runde zu revolutioniren. Dieß hatten sie nicht mehr nöthig, sobald der Baseler Frieden die Könige trennte, und ihnen den Bestand ihrer eigenen Freiheit sicherte, und so geschah es, daß Preußen unwillkürlich der Sache der Könige den größten Dienst erwies, indem es jenes Weiterverbreiten des revolutionären Geistes verhinderte.

Capitel 448.

Bonaparte.

Oesterreich blieb unerschütterlich und wollte weder die Sache der Könige durch Anerkennung einer revolutionären Volksregierung verrathen, noch die Gränzen des Reichs den übermüthigen jungen Eroberern preisgeben. Im Gefühle, daß es eine gerechte Sache vertheidige, blieb es standhaft, wich und wankte nicht, und unternahm, den großen Kampf allein auszustreiten. Alle seine Kraft aufbietend, drang es im folgenden Jahre 1796 mit drei großen Heeren gegen Frankreich vor, und gab denselben auch geschicktere Feldherren, als bisher. Am Niederrhein befehligte der Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, am Oberrhein Wurmser, in Italien Beaulieu. Auch die Franzosen kehrten jetzt ihre ganze Stärke gegen Oesterreich allein, und ihre siegestrunkenen Schaaren wurden von Feldherren angeführt, die das französische Volk aus Millionen als die tüchtigsten ausgewählt, und die von Begeisterung glühten, dieser Wahl Ehre zu machen und die großen Erwartungen Frankreichs zu erfüllen, zu übertreffen. Am Niederrhein befehligte der sieggewohnte Jourdan, am Oberrhein der umsichtige Moreau, in Italien Napoleon Bonaparte, ein unbekannter Jüngling, der Sohn eines Advocaten von der Insel Corsica, ein Neuling der Revolution, der sich kaum hatte sehen lassen, als man ahnungsvoll und wie von einem Zauber geblendet ihm schon das Größte zutraute, bevor er es gethan. In der französischen Revolution wurde jedes schlummernde Talent geweckt, jeder Kraft eine Bahn geöffnet und bei dem allgemeinen Wetteifer konnte nur der an die Spitze kommen, den man für den Stärksten und Geschicktesten hielt, und nur der sich darauf erhalten, der es wirklich war.

Bonaparte war am ersten auf dem Platz. Schon im April drang er über die Alpen und schlug den König von Sardinien, bevor ihm die Oesterreicher helfen konnten, mit solcher unerhörten Blitzesschnelligkeit in den Schlachten bei Montenotte, Milesimo und Mondovi vom 12 bis 22 April, daß der König um Frieden bitten und sogleich ganz Savoyen an die französische Republik abtreten mußte. Eben so rasch wandte sich der junge Sieger dann gegen Beaulieu und schlug ihn bei Lodi am 10 Mai. Die Oesterreicher wurden in die Bergschluchten Tyrols zurückgeworfen. Nur die Festung Mantua widerstand den Franzosen. Die ganze übrige Lombardei ward unterworfen.

Unterdeß war auch Jourdan in Deutschland bis Regensburg vorgedrungen, aber der Erzherzog Karl schlug ihn wiederholt bei Neumark, Amberg und Würzburg, vom 22 August bis 3 September, und die Franzosen eilten in wilder Flucht über den Rhein zurück, verfolgt von den Bauern, die, über ihre Plünderungen wüthend, sich grausam rächten, und ihrer eine große Menge, besonders im Spessart, erschlugen. Moreau war vom Oberrhein aus schon tief in Bayern vorgedrungen, als er seine linke Flanke durch Jourdans Flucht entblößt sah, und da er Tyrol gesperrt fand und nicht durch die Alpen dringen konnte, um sich mit Bonaparte zu vereinigen, so machte er auf dem rechten Donauufer an den Ge-

bir-

birgen hin einen kühnen und glücklichen Rückzug, überall von den Oesterreichern verfolgt, immer aber und zuletzt noch durch den berühmten Paß der Hölle im Schwarzwald durchschlüpfend. Allgemein bewunderte man diesen geschickten Rückzug, aber Bonaparte sagte: „Es ist doch nur ein Rückzug."

Während seine Nebenbuhler in Deutschland alles verloren, gewann er alles in Italien. Im August drang Wurmser mit einem großen Heere durch die Alpen, um Mantua zu entsetzen. Da er sich aber theilte, fiel Bonaparte mit seiner ganzen Macht in größter Schnelligkeit über die einzelnen österreichischen Corps her und schlug eines nach dem andern in der Nähe des großen Gardasees, von wo Wurmser aus den Alpen in die lombardische Ebene hinabrückte, das erstemal bei Brescia und Castiglione am 3 und 5 August, das zweitemal bei Roveredo und Bassano am 4 und 9 September. Wurmser wurde von den Bergen abgeschnitten und mußte sich mit einem Rest von 16,000 Mann in das ausgehungerte Mantua werfen. Einem neuen österreichischen Heere unter Alvinzi ging es nicht besser. Bonaparte schlug es in der dreitägigen Schlacht bei Arcole, vom 15 bis 19 November, und nochmals bei Rivoli am 14 Januar 1797. Da sah sich Wurmser endlich gezwungen, Mantua zu übergeben.

Mit dem Beginne des Frühlings drang nun Bonaparte mitten durch die Alpen gegen Wien selbst vor. Zugleich griff auch Hoche wieder am Niederrhein an, und Moreau am Oberrhein. Jener schlug die Oesterreicher bei Neuwied, dieser bei Diersheim. Bonaparte's General Massena schlug sie bei Tarvis im höchsten Gebirge, welches man den Sieg über den Wolken nannte, und unaufhaltsam rückte der große Bezwinger Italiens in Steyermark gerade gegen Wien vor. Da er nun aber, die Alpen im Rücken und weit von Frankreich entfernt, sich tollkühn mitten in Feindesland gewagt, so hätten ihn die Oesterreicher bei einiger Anstrengung und Zuversicht leicht abschneiden und fangen können. Sie hatten Triest und Fiume am adriatischen Meere besetzt, und Verbindungen mit der männer-, waffen- und geldreichen Republik Venedig angeknüpft, ein großer Aufstand des über die französischen Plünderungen wüthenden Landvolks war bei Bergamo ausgebrochen. In Masse erhoben sich die kräftigen Tyroler, von Graf Lehrbach geführt, und die Ungarn; an der Donau stand der Erzherzog Karl mit seinem siegreichen Heere, und in Wien und der reichbevölkerten Umgegend hatte Mack das Volk bewaffnet. Bonaparte war verloren, wenn der Angriffsplan des Erzherzogs Karl beliebt worden wäre. Er sah dieß selbst am besten ein und machte unter dem Vorwande, Menschenblut zu schonen, Friedensvorschläge. Anstatt dieß als ein Geständniß seiner schwierigen Lage anzusehen und mit verdoppelter Kraft über ihn herzufallen, nahm der von der italienischen Niederlage noch betäubte kaiserliche Hof die Anträge des schlauen Franzosen an, und am 18 April schloß Graf Cobenzl, Thuguts Nachfolger, den Waffenstillstand von Leoben, wodurch die Franzosen nicht nur aus ihrer gefährlichen Stellung befreit, sondern auch als Sieger anerkannt wurden. Die Friedensunterhandlungen wurden auf dem Landhause Campo Formio fortgesetzt. Hier ermuthigten sich die Oesterreicher etwas, und Graf Cobenzl wollte einige Punkte verweigern. Da warf Bonaparte eine kostbare Tasse, ein Geschenk der russischen Kaiserin, heftig auf den Fußboden und rief: „Wollt ihr Krieg? gut, ihr sollt ihn haben, und so, wie diese Tasse, soll eure Monarchie zertrümmert werden."

Capitel 449.

Der Frieden von Campo Formio.

Auf die Grundlage der Unterhandlungen von Leoben ward am 17 October 1797 zu Campo Formio ein förmlicher Frieden geschlossen, der den Sieg der französischen Republik befestigte, und dem alten Europa eine andere Gestalt gab. Was seit Jahrhunderten das eifrigste Bemühen der französischen Könige gewesen, vollendete jetzt das herrenlose Volk. Frankreich erhielt das Uebergewicht in Europa. Italien und das ganze linke Rheinufer blieb seiner Willkür überlassen, und diese schrecklichen Verluste, weit entfernt die Deutschen zur Einigkeit zu mahnen, vermehrten nur die innere Zwietracht, und verstatteten der französischen Republik ein Schiedsrichteramt und Protectorat, was sie natürlich nur benützte, um unser armes Reich noch ferner auszubeuten.

Die Hauptabsicht Bonaparte's und des damaligen französischen Directoriums ging dahin, die alte Feindschaft zwischen Oesterreich und Preußen zu nähren, damit sich diese Mächte nie wieder vereinigten. Nachdem also Bonaparte durch Schrecken den Frieden durchgesetzt hatte, gab er sich alle Mühe, Oesterreich zu schmeicheln. Er schmeichelte seiner Legitimität, indem er die unglückliche Tochter Ludwigs XVI, die bisher noch in Frankreich im Kerker geschmachtet hatte, gegen Lafayette und seinen Gefährten austauschte, und der Religiosität, indem er in Italien den Papst schonte, so sehr dieß auch den ächten französischen Republikanern verhaßt war. Endlich schmeichelte er dem Stolz des Kaiserhauses, indem er ihm das reiche, doch zuvor geplünderte Venedig als Entschädigung für den Verlust der Niederlande anbot. Auch hierüber waren die Republikaner sehr erbittert, aber er sagte: „ich habe Venedig dem Kaiser nur geliehen, er wird es nicht lange behalten.“ Alles war darauf berechnet, Oesterreich einstweilen für Frankreich zu stimmen und die Eifersucht Preußens gegen Oesterreich unversönlich zu machen. Daher auch der geheime Friedensartikel, durch welchen sich Frankreich und Oesterreich verbanden, Preußen keine Entschädigungen zu gestatten. Preußen wollte aber nicht zu kurz kommen, und nahm schon im Sommer 1797 die Reichsstadt Nürnberg mit Gewalt in Besitz, obgleich es erst drei Jahre vorher durch den Grafen Soden dem fränkischen Kreise hatte erklären lassen: „der König habe nie dem Gedanken Raum gegeben, seine Entschädigung auf Kosten des Reichs zu nehmen, dessen Verfassung ihm von jeher heilig gewesen sey.“ Bald darauf starb Friedrich Wilhelm II und hinterließ den durch so viele Fehler gefährdeten Thron seinem edelmüthigen Sohne Friedrich Wilhelm III, der von einem mürrischen Kranken erzogen, in die Geschäfte nicht eingeweiht, erst durch bittere Erfahrungen die Nichtigkeit der Menschen kennen lernen mußte, die damals am Ruder saßen, dann aber, wie wir sehen werden, Hof, Regierung und Heer kräftig säuberte und mit den unsterblichen Männern sich umgab, die Preußen und Deutschland von all dem Jammer befreiten, all die Schmach rächten, deren traurige Erzählung ich hier noch bis zu Ende führen muß.

Wie Preußen schon im Baseler Frieden gethan, so opferte jetzt auch Oesterreich im Frieden von Campo Formio das ganze linke Rheinufer auf und überließ es an Frankreich, die betheiligten Reichsstände aber sollten sich für ihre Verluste im innern Deutschland durch Säcularisationen der geistlichen Güter und, was noch in Perspective gestellt war, durch Wegnahme der Reichsstädte, entschädigen. Holland blieb den Franzosen überlassen, eben so Mailand, Savoyen, Genua. Aus Holland wurde eine sogenannte batavische, aus Genua eine ligurische, aus Mailand (wozu auch das Veltlin, das man ohne weiteres den Graubündtnern abnahm, geschlagen wurde) eine cisalpinische Republik. Außerdem wurden noch

Umtriebe gemacht, in Italien eine römische und neapolitanische, in Deutschland eine rheinische und schwäbische Republik zu schaffen, die alle als Tochterrepubliken unter der Mutterrepublik Frankreich stehn sollten.

Bonaparte hatte sich gegen die Republikaner schon zu herrisch bewiesen, und mit Hülfe der für ihn begeisterten Soldaten den Bürger schon zu viel zurückgesetzt, als daß er nicht den Argwohn des Directoriums, den Neid der minder siegreichen Obergenerale und den Haß der alten Freiheitsmänner, die in ihm schon einen beginnenden Despoten sahen, auf sich gezogen hätte. Noch war die republikanische Partei mächtig, und der größte Theil der französischen Heere unter Moreau, Jourdan, Bernadotte rc. wäre noch für die Freiheit zu sterben bereit gewesen. Bonaparte mußte also seine ehrgeizigen Plane verbergen und fand für gut, sich zurückzuziehen, um die Saat der Verwirrung, die er zu Campo Formio gesäet, erst reif werden zu lassen, und dann als Schnitter zurückzukehren. Ein dauerhafter Friede war bei so verwickelten und unerledigten Interessen unmöglich, kam es aber nach einiger Zeit wieder zum Kriege, so wußte Bonaparte wohl, daß man sein Genie nicht lange würde entbehren können. Er ging also einstweilen mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere nach Aegypten, 1798, unter dem Vorwande, den durch die Engländer abgeschnittenen Seeweg nach Ostindien zu Lande zu eröffnen, eigentlich aber, um an einem dritten Ort die weitern europäischen Ereignisse abzuwarten, und dabei durch Siege über die Türken in dem alten mährchenhaften Lande der Pyramiden den Zauber des Wunderbaren, der ihn umgab, noch zu vermehren. Merkwürdig ist, daß er sich in müßigen Stunden während des ägyptischen Feldzugs immer mit Deutschland beschäftigte, und oft den Wunsch äußerte, in diesem reichen und dummen Lande nach Herzenslust Krieg zu führen. Er hatte auch deutsche Bücher mitgenommen, unter andern Werthers Leiden, den bekannten sentimentalen Roman Goethe's, aus dessen weiter Verbreitung in Deutschland er mit Recht schloß, daß eine Nation, die solche jämmerliche Bücher lieben und bewundern könne, durchaus weibisch und kindisch müsse geworden seyn.

Capitel 450.

Der Congreß von Rastadt.

Zu Rastadt bei Baaden sollten die Entschädigungen erledigt werden. Hier versammelten sich die bestürzten Reichsstände, um von der Gnade der französischen Gesandten die Schonung zu erflehen, die sie bei Oesterreich und Preußen nicht fanden. In ihrer Angst wandten sie sich sogar an die Kaiserin von Rußland, sie möge sich des Reichs annehmen, sie, die kaum erst mit dem polnischen Reichstag so kurzen Proceß gemacht hatte. — Die Dinge, die in Rastadt vorfielen, sind von der Art, daß die Feder eines Deutschen sich sträubt, sie wiederzuerzählen. Wer Geld auftreiben konnte, erkaufte sich die Zustimmung der Franzosen zu kleinern oder größern Entschädigungen. Die einflußreichsten Franzosen, namentlich Talleyrand, der früher Bischof gewesen und jetzt der große Diplomat der Republik war, nahm gewisse Procente von jedem deutschen Kloster, das er irgend einem deutschen Fürsten überließ. Die kleinern Reichsstände, die all das Ihrige auf dem linken Rheinufer verloren hatten, waren in Verzweiflung, weil sie weder Geld noch Credit hatten. Man machte eine gute Anzahl Damen namhaft, die sich dem frechen Republikaner Preis gaben, und doch nichts von ihm erhielten, weil er denselben Entschädigungsgegenstand zuweilen zwei bis dreimal verkaufte. Bei dem Satyriker dieser Zeit, Momus, findet man eine Menge

Beispiele von Verbrechen und Thorheit, die unglaublich sind. Eines kleinen Reichsstandes wird gedacht, der nichts gerettet, als einige hundert Jagdhunde, die er auf der Flucht mit sich nahm, bis ihm das Geld ausging ꝛc. Die Habgier der Franzosen bei allen diesen Unterhandlungen wurde nur noch durch die Brutalität ihrer Sprache und ihres Benehmens übertroffen. Ihr Roberjot, Bonnier, Jean de Bry behandelten zu Rastadt das ganze deutsche Reich, wie Rewbel die Mainzer Spießbürger behandelt hatte, en canaille. Während dieser Auswurf der französischen Nation den Deutschen die Taschen plünderte, studirte er noch auf moralische Mißhandlungen, auf jede Art von Grobheit und Flegelei. Es mußte ihnen aber auch komisch vorkommen, die Repräsentanten des großen deutschen Volks so vor sich zu sehen; der wenige Widerstand, den sie fanden, entschuldigt sie.

Unter den Reichsständen zeichnete sich damals nur Hessen durch seine kriegerische Haltung und den entschiedenen antifranzösischen Patriotismus seiner Bevölkerung aus, und Würtemberg, das zuerst allen andern deutschen Staaten mit dem Beispiele zeitgemäßer Concessionen voranging. Drohten die Franzosen in Rastadt nicht bei jeder Gelegenheit, sie würden das deutsche Volk revolutioniren, wenn die Fürsten ihnen nicht alles bewilligten, was sie verlangten? Dagegen gab es kein kräftigeres Mittel, als Abschaffung der alten Mißbräuche, Zufriedenstellung des Volks durch eine gute Regierung. Als 1797 Herzog Friedrich von Würtemberg zur Regierung kam, vereitelte er das von den Franzosen unterstützte Project einer schwäbischen Republik vorzüglich durch sein gutes Benehmen mit den Landständen, durch Abschaffung der übertriebenen Adelsprivilegien, durch reichliche Zulassung der Bürgerlichen zu den Staatsstellen, durch Einschränkung der Jagden ꝛc. Bei dieser Gelegenheit schwur er: „Ich wiederhole das feierliche Gelübde, daß die Verfassung des Landes mir stets heilig, das Wohl meiner Unterthanen der Zweck meines ganzen Lebens seyn wird."

Die Frechheit der Franzosen stieg immer höher, je schwächer sie das Reich, je unruhiger sie Oesterreich und Preußen sahen. Sie begnügten sich nicht, alle festen Punkte am linken Rheinufer, besonders Mainz zu besetzen, sie wagten es sogar mitten im Frieden den sonst unbezwinglichen Felsen Ehrenbreitstein, Coblenz gegenüber, auf dem rechten Rheinufer anzugreifen, auszuhungern und dann zu schleifen. Sie waren ferner nicht zufrieden, die Niederlande und Holland aufs schrecklichste auszuplündern, sie trotzten sogar den Hansestädten eine gezwungene Anleihe von 18 Millionen Livres ab. Nur Lübeck zahlte sie nicht, aber Hamburg und Bremen, die sich in der Nähe gefährdet und von Preußen nicht unterstützt sahen, mußten die französischen Raubthiere befriedigen. Noch einmal erhob sich in den Niederlanden die deutsche Partei; alle jungen Leute griffen 1798 zu den Waffen, um sich der Conscription und Untersteckung unter französische Regimenter zu erwehren, und es floß eine Menge Blut, bis sie endlich doch, von deutscher Seite nicht unterstützt, bezwungen wurden. Nun fielen die Franzosen auch über die Schweiz her und plünderten sie aus, und sie wurde eben so wenig unterstützt. So kam die Rache über alle, die sich vom Reich ausgeschieden und seine Einheit und Kraft untergraben hatten. Erst im Westen, bald auch im Osten mußten alle Theile des Reichs dafür büßen, daß sie kein Ganzes mehr waren.

Capitel 451.

Revolutionirung und Plünderung der Schweiz.

Seit der Schlacht von Villmergen 1712, welche den Zürichern und Bernern das Uebergewicht in der Eidgenossenschaft sicherte, war dort Friede gewesen. Nur in kleinen Verschwörungen (Henzi 1749) und einigen bald wieder vorübergehenden Volksaufläufen hatte sich der Unmuth über die immer mehr versteinernde Aristokratie Luft gemacht. In allen Kantonen, selbst die demokratischen nicht ausgenommen, maßten sich die reichern und ältern Familien gesetzlich als Patricier, oder wenigstens factisch als Parteihäupter und Oligarchen die höchste Gewalt an. Alle Aemter waren in ihren Händen, die Officiersstellen in den von Frankreich geworbenen Schweizerregimentern dienten auch nur, die nachgebornen Söhne der herrschenden Geschlechter zu versorgen, und durch diese wurden französische Laster ins Land eingeführt, die in Verbindung mit der Pedanterie hergebrachter Familienregierungen eine seltsame Mischung darboten. 1762 wurden Lavater und Füßli aus Zürich verbannt, weil sie über die Tyrannei eines Landvogts zu klagen gewagt; 1781 wurde das gegen unerträglichen Druck empörte Landvolk von Freiburg mit Hülfe der stolzen Berner bezwungen; 1784 fiel der edle Suter als Opfer der Bauern-Oligarchie in Appenzell. Wichtiger aber als alle diese kleinen Ereignisse war die ganze Stimmung der Schweiz. Die regierenden Familien hatten den öffentlichen Geist überall unterdrückt, der lange Frieden hatte den kriegerischen Muth erschlafft, und die lächerliche Affectation der alten Heldensprache, die Johannes Müller aufbrachte, machte den Contrast nur noch greller, und als die französische Revolution ausbrach, war es sehr natürlich, daß sich die Unterdrückten in der Schweiz ganz den Franzosen in die Arme warfen, die Aristokraten aber den Oesterreichern.

Anfangs grollte die neue französische Republik der alten Eidgenossenschaft, weil diese sich uneingedenk ihres Ursprungs, zu servilen Diensten hergegeben. Die Schweizergarde hatte am 10 August 1792 den unglücklichen König von Frankreich mit großer Tapferkeit in seinem Schloß vertheidigt, und war von den Parisern niedergemetzelt worden. Später hatten Oesterreicher die französischen Gesandten Semonville und Maret im Veltlin, dem Gebiet Graubündtens, verhaftet, und Bonaparte nahm dafür das Veltlin in Besitz und schlug es zu Italien. Allmählich aber erhoben sich die sogenannten Patrioten in der Schweiz gegen die Aristokraten und riefen die Franzosen zu Hülfe. Schon 1793 hatte sich ein Theil des Bisthums Basel freiwillig mit Frankreich vereinigt. Nur das Schwanken des Kriegs hielt die übrigen Patrioten noch zurück, aber als die Franzosen sich des linken Rheinufers bemächtigt hatten, wurden die Bewegungen in der Schweiz ernster, 1795. Der Abt von St. Gallen kam seinen Bauern durch Zugeständnisse zuvor. Die unbeugsamen Züricher Herren aber zogen mit Heeresmacht gegen das unruhige Seevolk aus, umzingelten die Patrioten in Stäfa am See und warfen den greisen Bodmer und eine Menge seiner Anhänger in den Kerker, oder belegten sie mit harten Geld- und Körperstrafen.

Im Feldzug von 1796 hatte sich Bonaparte von den Vortheilen überzeugt, die Frankreich durch eine Besetzung der Schweiz erringen würde. Von hier aus nämlich konnte sich jedes französische Heer leicht nach Italien oder Deutschland bewegen, eines das andere leicht unterstützen, und die Gefahren vermeiden, denen Moreau und Bonaparte auf ihren weit auseinandergesperrten Operationslinien ausgesetzt gewesen waren. Es scheint nun, daß Bonaparte, der deßhalb durch die Schweiz und an den Rhein reis'te, die Besetzung der Schweiz, wie die Schleifung des Ehrenbreitsteins als Vorkehrungen für künftige Kriege anempfoh-

len habe. Ueberdieß hofften die schmutzigen Menschen, deren sich die damalige französische Dictorialregierung bediente, in der reichen Eidgenossenschaft ein neues ergiebiges Feld für ihre Plünderungen, und so wurde der Zug in die Schweiz beschlossen, 1798. Die Waadtländer erhoben sich gegen Bern und sprachen die französische Republik, als Erbin der alten Herzoge von Savoyen, vermöge eines alten Vertrags, an den seither niemand gedacht hatte, um Vermittelung an. Dieß war der Vorwand, ein französisches Heer ins Land zu schicken. Nichts Jämmerlicheres als die damalige Tagsatzung. Nachdem sie den Franzosen bereits die Entfernung aller Emigranten zugestanden, und durch diese Verletzung der Gastfreundschaft zugleich ihre Schwäche offenbart hatte, unterhandelte sie zu Aarau, wie viel jeder Kanton Truppen stellen solle, während der Feind schon im Lande war. Sogar die sonst so stolzen Berner, die ein Heer von 30,000 Mann aufgebracht hatten, zogen sich aus dem Waadtlande zurück bis auf ihre Hauptstadt, und ließen sich hier erst angreifen. Da war kein Plan, keine Ordnung, überall standen die Patrioten auf und ängstigten die Aristokraten, von denen die meisten jetzt lieber nachgeben wollten, und dadurch die Maßregeln der Entschiedenen nur hemmten. In Basel setzte Ochs die Aristokraten ab, in Zürich wurden sie so eingeschüchtert, daß sie den alten Bodmer und alle Gefangenen frei gaben, und in Bern wußten sie noch nicht, was sie anfangen sollten, als Brune und Schauenburg bereits mit 27,000 Franzosen heranzogen. Das tapfre, aber elend commandirte Berner Volk schlug sich wacker bei Murnegg und im Grauen Holz, konnte jedoch das reiche Bern nicht retten, wo die Franzosen nach Herzenslust in dem alten Golde wühlten. Der Herr von Erlach, der in Frankreich gedient und jetzt die Berner commandirte, floh nach Thun, um sich an die Spitze der Oberländer zu stellen, die in Masse von den Bergen stiegen; aber da er sie nach der abgeschmackten Gewohnheit der Berner Aristokraten französisch anredete, hielten ihn die ehrlichen Sennen für einen Feind und schlugen ihn in seinem Wagen todt. Da sie aber Bern schon verloren sahen, gaben auch sie ihren Widerstand auf.

Capitel 452.

Die helvetische Republik. Aloys Reding.

Durch Vermittelung der Patrioten, die sich an die Stelle der geflüchteten oder gebeugten Aristokraten setzten, wurde weiteres Blutvergießen verhütet. Die ganze Schweiz unterwarf sich, Schwyz, Oberwallis und Unterwalden allein ausgenommen, und noch in demselben Jahre trat an die Stelle der alten föderativen und aristokratischen Eidgenossenschaft eine einige und untheilbare helvetische Republik in streng demokratischer Form mit fünf Directoren nach dem Muster der französischen Republik. Dieß war indeß nicht bloß eine Nachäffung der Franzosen. Das Streben nach Einheit mußte wie das nach Freiheit nothwendig da rege werden, wo bisher der kleinlichste Kantonalgeist, die mißgünstigste Eigenliebe mit der Patricierherrschaft Hand in Hand gegangen war. Da indeß die Patrioten nicht im Stande waren, den Räubereien der Franzosen Einhalt zu thun; da Rapinat im Namen der französischen Republik alle öffentlichen Cassen und Vorräthe der Schweiz in Beschlag nahm; da die helvetischen Directoren durch französischen Einfluß ein- und abgesetzt wurden; da durch erzwungene Einbürgerung armer und liederlicher Fremden in den reichen, nach Weise der Gebirgsvölker eigenthümlich unter sich abgeschlossenen Gemeinden Privatrechte und Sitten

verletzt wurden, so wurde nicht nur die gestürzte Partei, sondern das Volk selbst gegen die neue Form eingenommen. Der Widerstand begann in Schwyz. Man hatte alle ehemals selbstständigen Kantone in bloße Regierungsbezirke verwandelt, große (wie Bern) zerstückelt, und dagegen kleine (wie Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug) zusammengeworfen. Die Schwyzer, angeführt von Aloys Reding, behaupteten ihre alte Verfassung mit Gewalt der Waffen. Von einer überlegenen französischen Macht angegriffen, fochten sie standhaft an der Schindeleggi und auf dem Berge Etzel. Nur die Flucht des Pfarrer Herzog von Einsiedeln entzog ihnen den Sieg; als aber Reding die Seinen am rothen Thurm unfern vom alten Schlachtfelde von Morgarten sammelte, vermochten die Franzosen nichts mehr gegen ihre wüthende Tapferkeit, und wurden mit großem Verlust, wie einst die Oesterreicher, zurückgeschlagen, eben so bei Arth am Fuße des Rigi. Aber die Schwyzer zählten nach der Schlacht ihre Mannschaft, die so schrecklich gelichtet war, daß sie, obgleich Sieger, keinen neuen Kampf wagen durften, und freiwillig die helvetische Republik anerkannten. Auch Oberwallis unterwarf sich, am spätesten Unterwalden. Hier führte Paul Styger, ein Capuziner, das Volk an. Von zwei Seiten her, zu Wasser über den Vierwaldstätter See und über den Berg Brünig aus dem Haslithale herauf fielen die Franzosen ins Land, am Kernwald siegten sie über die Masse der Bauern, aber 3 — 4000 Franzosen wurden, indem sie thalab weiter zogen, von den hinter Wald und Felsen versteckten Bauern erschossen. Auf einer Felsenmasse saß ein Schütz, dem Weib und Kinder die Gewehre luden, und der nach einander über 100 Feinde niederschoß. In Stanz vereinigten sich beide französische Corps, fanden aber noch so erbitterten Widerstand bei den Greisen, Weibern und Mädchen, die hier zurückgeblieben waren, daß sie deren 400 niedermetzelten und den Ort in Brand steckten. Das wenig zahlreiche, aber starke Bergvolk zeigte sich seines alten Ruhmes würdig. Ein Mädchen von altem Schlag, in deren Haus zwei Franzosen eindrangen, ließ nicht mit sich spaßen, sondern packte sie und stieß sie mit den Köpfen so hart zusammen, daß sie beide auf der Stelle todt blieben.

Die helvetische Regierung blieb ein verächtliches und verachtetes Spielzeug Frankreichs, und gewann keine Zeit, sich von diesem Einflusse frei zu machen, denn der Krieg brach wieder aus, die Oesterreicher fielen ins Land, und die Schweiz wurde allen Schrecknissen des Krieges Preis gegeben. Von dauernd schlimmen Folgen aber war es, daß man seitdem in der Schweiz nicht mehr an Einheit und an eine Centralregierung denken konnte, ohne zugleich an die Anmaßungen, Räubereien und übeln Sitten der Franzosen zu denken. Diese gehässige Ideenverbindung steht heute noch den Unitariern im Wege und ist die mächtigste Waffe der Föderalisten.

Capitel 453.

Die zweite Coalition.

Preußen sah ruhig zu, in dem Glauben, es erstarke durch den Frieden, während andere Staaten sich durch Kriege zu Grunde richteten, und es könne später immer noch als Schiedsrichter auftreten und von den Verlusten, welche sich andere wechselseitig beibrachten, Vortheil ziehen. Oesterreich blieb nicht so ruhig, weil es sich durch die Besetzung der Schweiz unmittelbar gefährdet sah. Es eilte also, mit England und Rußland eine neue Coalition einzugehn; es besetzte schnell Graubündten, um wenigstens den östlichen Schweizerpaß über den Splügen zu

sperren, wenn es auch die Pässe des St. Gotthard und Simplon nicht retten konnte. Zugleich wurde Mack nach Neapel geschickt, um einen allgemeinen Aufstand Süditaliens gegen die Franzosen zu leiten; ein russisches Heer unter Suwarow setzte sich in Bewegung, die Oesterreicher zu unterstützen, England spendete Geld. Die Abwesenheit Bonaparte's mochte manchem der alliirten Generale mehr Muth machen, denn nur ihn, nicht die Franzosen fürchtete man. Gegen diese hatte sich ein unversöhnlicher und gerechter Haß entzündet. Ihr Benehmen in Rastadt mußte jeden Deutschen empören. Dieser Haß sprach sich in einem Volkstumult zu Wien aus, wobei die dreifarbige französische Fahne, die General Bernadotte als Gesandter an seinen Pallast aufgepflanzt hatte, zerrissen und verbrannt wurde, und in dem berüchtigten Rastadter Gesandtenmord. Bonnier, Roberjot und Jean de Bry reis'ten beim Ausbruch des Krieges von Rastadt ab, wurden aber gleich vor den Thoren in einem Wäldchen von österreichischen Husaren überfallen und niedergehauen. Nur Jean de Bry kam schwer verwundet mit dem Leben davon. Man glaubt, es sey dieß aus Privatrache, oder noch wahrscheinlicher in der Absicht geschehen, bei den Gesandten Papiere zu finden, durch welche die damals umgehenden Gerüchte von Verschwörungen und Planen zu Gründung deutscher Republiken aufgeklärt würden. Die schauderhafte That geschah am 28 April 1799.

Erzherzog Karl eröffnete den Feldzug am Oberrhein und siegte bei Ostrach und Stockach über Jourdan, eben so Kray in Italien in der Gegend von Verona über Scherer. Die Ankunft der Russen veranlaßte eine andere Disposition. In Italien erhielt Suwarow den Befehl über alle russischen und österreichischen Streitkräfte, und warf die Franzosen in allen Schlachten mit derselben Kraft und Schnelligkeit nieder, die man an Bonaparte so bewundert hatte. Im September war ganz Italien in seiner Gewalt, bis auf die Städte Ancona und Genua. Am Oberrhein wurde der Erzherzog Karl leider abberufen, und Kray erhielt den Oberbefehl über die Alliirten; aber die Russen unter dem Großfürsten Constantin und Korsakow waren zu stolz, ihm zu gehorchen. Als Kray den Russen eine Rückzugsart bestimmte im Fall einer Niederlage, erklärte Korsakow: „die Russen ziehen sich nie zurück, eine solche Maßregel kann nur für die Oesterreicher passend seyn, nicht aber für uns.“ Auf diese Art entzweite man sich. Dazu kam die schlechte Verpflegung der Armee, wobei ungeheure Unterschleife gemacht wurden. So kam man hier nicht vorwärts. Die Franzosen, unter Massena, warfen durch kühne Alpenmärsche die Oesterreicher aus Graubündten heraus. Ein Züricher, der ihre Ankunft im Kriegslager meldete, bekam zweimal Fünfundzwanzig, weil man ihm nicht glaubte. Auch in Italien entstand Zerwürfniß zwischen den Russen und Oesterreichern, weil die letztern die sardinischen Staaten im Namen des Kaisers in Besitz nahmen, und wieder, wie vordem im Elsaß und in Valenciennes, ihr Wappen aufpflanzten. Rußland aber wollte nur die Besiegung der Franzosen, nicht die Vergrößerung Oesterreichs. Suwarow wollte sich jetzt mit Korsakow vereinigen, aber Massena kam ihm zuvor und schlug den letztern in einer dreitägigen Schlacht bei Zürich, vom 25 bis 27 September. Schon war Suwarow auf den Höhen der Alpen. Einen Tag früher, und Massena wäre verloren gewesen. Jetzt aber mußte Suwarow durch einen verwegenen Seitenmarsch über die wildesten Gebirge sich retten, um nicht selber von Massena abgeschnitten zu werden. Unmittelbar darauf rief der russische Kaiser, Paul I, seine Heere zurück, um nicht länger die Oesterreicher und Engländer zu unterstützen, gegen die man ihn, wie es hieß, durch untergeschobene Depeschen eingenommen hatte.

Nun hielt zwar Kray in Schwaben noch das Feld, und Melas, der die Oesterreicher in Italien commandirte, konnte noch von den durch Suwarow errungenen

genen Vortheilen Nutzen ziehen. Massena mußte sich nach Genua werfen, um diesen Schlüssel Italiens zu retten, und konnte daher seinen Sieg bei Zürich nicht verfolgen; aber in dem Augenblicke da Oesterreich seinen besten Bundesgenossen, Suwarow, verlor, trat ihm auch sein schlimmster Feind wieder gegenüber. Bonaparte kam aus Aegypten zurück. Sobald er die großen Unfälle der Franzosen in Italien erfuhr, ließ er seine Armee im Stich, und eilte ganz allein nach Frankreich zurück, mitten durch die englischen Schiffe, die das mittelländische Meer bedeckten. Kaum kam er in Paris an, so rief ihn die öffentliche Stimme sogleich zum Oberfeldherrn aus. Niemand als er konnte die Siege, die Eroberungen in ihrem ganzen Umfang wiederherstellen. Die Niederlagen seiner Nebenbuhler hatten erwiesen, wie unentbehrlich er den Franzosen sey. Nur die bisherige untüchtige Regierung fürchtete seine Herrschaft. Er stürzte sie am 9 November mit Hülfe der Soldaten um, gab Frankreich eine neue Verfassung, und stellte sich selbst als erster Consul mit beinah königlicher Gewalt an die Spitze der Republik.

Capitel 454.

Der Frieden von Luneville.

Im nächsten Jahre, 1800, bereitete Bonaparte den neuen Feldzug gegen Oesterreich vor, unter ähnlichen Umständen wie das erstemal. Dießmal war aber Bonaparte noch schneller, überraschte die Gegner noch wunderbarer. Er ging über den Simplon, und kam den Oesterreichern in die Flanke. Eben hatten sie die ausgehungerte Besatzung von Genua unter Massena zur Uebergabe gezwungen. Zehn Tage später aber, am 14 Junius, schlug Bonaparte den österreichischen Feldherrn Melas bei Marengo so gänzlich, daß dieser und der Rest seines Heeres am folgenden Tage capitulirte. Ein Tag vernichtete alle Siege Suwarows, ganz Italien fiel wieder in die Gewalt der Franzosen. Zugleich war Moreau in Deutschland vorgedrungen, und schlug die Oesterreicher unter Kray in vielen Gefechten, vorzüglich bei Stockach und Möskirch. Die Feldherren schlossen einen Waffenstillstand, den aber der Kaiser nicht billigte. Der Krieg ward fortgesetzt, und Erzherzog Karl übernahm den Oberbefehl, ward aber am 3 December bei Hohenlinden von Moreau geschlagen. Auch ein zweites Heer der Oesterreicher, das nach Italien vorgerückt, ward am Mincio von Brune besiegt. Da entschloß sich Oesterreich abermals zum Frieden, der am 9 Februar 1801 zu Luneville abgeschlossen wurde. Im folgenden Jahre schloß endlich auch England Frieden, zu Amiens, 1802.

Das ganze linke Rheinufer wurde nun ohne fernern Einspruch vom deutschen Reich an die französische Republik abgetreten. Zugleich wurden die kleinen Tochterrepubliken, die Frankreich um sich her in Italien, der Schweiz und Holland geschaffen hatte, wiederhergestellt, und von den alliirten Mächten anerkannt. Die cisalpinische Republik wurde durch die Länder des Großherzogs von Toscana und des Herzogs von Modena vergrößert, welche dafür in Deutschland entschädigt werden sollten. Der helvetischen Republik gab Bonaparte durch die sogenannte Mediationsacte 1803 eine neue Verfassung. Reding hatte sich an die Spitze der Föderalisten gestellt, und die helvetische Regierung war so in die Enge getrieben, daß Bonaparte wohl einsah, wenn er sich die Schweizer befreunden wolle, müsse er ihre alte Kantonalunabhängigkeit wenigstens für innere Angelegenheiten wiederherstellen. Er beschränkte sich also darauf, für alle auswärtigen Verhältniss der Schweiz das Protectorat anzusprechen, sich Truppen stellen zu lassen, und die

kleinen Kantone, in welche Bern getheilt worden war, fortbestehen zu lassen, damit die alte Aristokratie ihren Anhaltspunkt verlöre, übrigens aber gewährte er jedem Kanton, sich in alter Weise selbst zu regieren, und die herkömmliche Abgeschlossenheit der Gemeinden zu behaupten. Bonaparte sagte damals zu den Schweizern: „In der Mitte zwischen großen Mächten dürft ihr weiter keine Rolle spielen; das konntet ihr nur, als die Staaten noch zerstückelt waren." Und über die neue Verfassung sprach er: „Große Staaten schwächt der Föderalismus, hingegen erhöht er die Kräfte der kleinen." Endlich: „Seyd ihr aber nach Größe lüstern, so vereinigt euch mit Frankreich." Das durfte ein Franzose zu einem deutschen Kernvolke dreihundert Jahre nach dessen Lostrennung vom deutschen Reiche sagen, ohne daß es Einem eingefallen wäre zu antworten: „Wir gehören durch Natur und Geschichte einem Volke an, das älter und größer ist, als das Deinige." Bis zur gänzlichen Vergessenheit seiner selbst war das deutsche Volk herabgewürdigt, ja wer den Schweizern gesagt hätte, ihr seyd alte Alemannen, ihr redet deutsch, ihr seyd Deutsche, dem hätten sie ins Gesicht gelacht, und man hätte es ihnen nicht eimal übel nehmen können, denn wo war denn das Deutschland, als dessen Söhne, wo war das Ganze, als dessen Theil, ich will nicht sagen ein Schweizer, sondern selbst ein Reichsangehöriger sich hätte betrachten können? Hier haben wir den Beweis, wie ein großes Volk, das größte, was die Welt gesehen, dessen Kraft das Römerreich zertrümmerte, dessen Geist die Geschichte verjüngt, dessen Erfindungen dem Leben eine ganz andre Gestalt gegeben, an dessen Namen sich die wichtigsten Fortschritte der Menschheit knüpfen, wie ein solches Volk innerlich entarten, verfaulen, auseinanderfallen, und zum Hohne des frechen Fremdlings werden kann!

Capitel 455.

Der Reichsdeputationshauptschluß.

Das traurige Geschäft, welches das Reich auf dem Congresse zu Rastadt angefangen und frohlockend beim Ausbruche des Krieges abgebrochen hatte, mußte es jetzt wieder von vorn beginnen. Es waren sogar neue Entschädigungen nöthig geworden für die in Italien beraubten Fürsten. Die Kirchengüter reichten aber jetzt nicht mehr hin, alle Forderungen zu befriedigen, man mußte weiter greifen.

Ein Ausschuß des Reichstages ward niedergesetzt, die Entschädigungssache zu betreiben, und die Entscheidung derselben erfolgte am 25 Februar 1803 unter dem Namen des Reichsdeputationshauptschlusses. Nicht alle größern Mächte Deutschlands hatten verloren, und dadurch ein Recht auf Entschädigung; um aber die Eifersucht derer, die nichts bekommen hätten, zu beschwichtigen, erhielten auch sie ihr Theil an der allgemeinen Beute. Die sämmtlichen größern Mächte theilten sich in die Besitzungen der kleinern. Die ganze alte Reichsverfassung wurde dadurch umgestoßen, und nur nach oben hielt noch ein loses Band dem Namen nach die Fürsten mit dem Kaiser zusammen.

Man hob die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln auf, da sie über dem Rhein lagen, also jetzt zu Frankreich gehörten. Nur der Mainzer Kurfürst ward beibehalten, und nach Regensburg versetzt. Man hob ferner sämmtliche Reichsstädte auf, bis auf sechs, welche blieben, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg. Man hob die noch nicht säcularisirten Bisthümer und Abteien auf, und endlich die unmittelbaren kleinen Grafen und Ritter, die sämmtlich mittelbar, d. h. Unterthanen der

mächtigern Fürsten wurden. Nur die kleinen Fürsten und der deutsche Orden blieben einstweilen noch bestehn, um auch bald verschlungen zu werden.

Preußen erhielt die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, einen Theil von Münster, viele Abteien und Reichsstädte in Westphalen und Thüringen, hauptsächlich Erfurt; Bayern erhielt die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Augsburg und Freisingen mit vielen kleinen Städten rc.; Hannover bekam Osnabrück; Baden die Pfalz, Constanz rc.; Würtemberg, beide Hessen (Cassel und Darmstadt) und Nassau alles, was ihnen von den Mainzer Besitzungen und von Reichsstädten und kleinen Herrschaften zunächst lag. Der Großherzog von Toscana, ein Bruder des Kaisers, erhielt Salzburg. Zugleich wurde diesem letztern und dem Landgrafen von Hessen-Cassel, dem Herzog von Würtenberg, und dem Markgrafen von Baden die Kurwürde ertheilt.

Die Unterwerfung war den Betheiligten sehr schmerzlich, aber sie geschah ohne Widerstand. Den Reichsstädten wie dem Reichsadel war die Kraft längst ausgegangen, und die geistlichen Herren waren ohnehin nicht zum Schwert geboren. Die Art, wie die fürstlichen Beamten Besitz ergriffen, wie sie die Patricier der Städte, und selbst den stolzen Reichsadel nicht selten mit Uebermuth behandelten, und mit den alten Privilegien auch manches gute Privatrecht kränkten, wie die Commissäre sich Verschlenderungen und Unterschleife erlaubten rc., kann nur dadurch einigermaßen entschuldigt werden, daß man sich trotz des Friedens wirklich in einem Kriegszustande befand. Es geschah denen, die sich ihrer alten, durch die deutsche Reichsverfassung geheiligten Rechte so gewaltthätig beraubt sahen, freilich Unrecht, aber man befand sich ja schon längst nur noch zum Schein in einem Rechtsverbande, die Gewalt des Stärkern war ja schon geraume Zeit das, wodurch alle Dinge im Reich entschieden wurden. Der Reichsdeputationshauptschluß ist daher nicht als das schmähliche Ende einer guten alten rechtlichen Zeit zu betrachten, sondern vielmehr als ein, wenn auch gewaltthätiger, doch heilsamer Einschnitt in ein altes Geschwür. Moralisch nicht zu rechtfertigen, war er doch in der That ein politischer Fortschritt. Mit den winzigen Zwergstaaten ging eine Menge von Eitelkeit und Pedanterei auf der einen, Kleinmüthigkeit und Sklavensinn auf der andern Seite unter; die Menschen erweiterten doch ihren Gesichtskreis einigermaßen, wenn sie einem größern Staate angehörten, die Nester des Aberglaubens (die Klöster), die Nester des französischen Lasters und Ungeschmacks (die Zwergresidenzen) und die Nester des Spießbürgerthums (die reichsstädtischen kleinen Krähwinkel) wurden ausgerottet. Die Arrondirungen machten es zugleich möglich, allmählich eine zweckmäßigere Staatsverwaltung einzuführen, Straßen zu bauen, öffentliche Anstalten aller Art zu gründen, und dem verdumpften Leben nach allen Seiten Luft zu machen. Endlich kam durch das französische Beispiel, durch die erneuten Kriege und Conscriptionen ein Soldatengeist unter das Volk, der, wenn er auch weit entfernt von Vaterlandsliebe war, doch im Vergleich mit dem frühern Geiste der Reichsarmee als ein wahrer Fortschritt aus der weichlichen und feigen Erschlaffung zu tüchtiger Männlichkeit zu betrachten ist.

Capitel 456.

Kaiser Napoleon.

In Frankreich hatte sich unterdeß alles verwandelt. Die Republik bestand nur noch dem Namen nach, der erste Consul, Bonaparte, besaß schon alle königliche Gewalt. Die Welt erstaunte, daß eine Nation, die eben erst eine solche Revo-

lution gemacht, das Königthum mit so viel Haß verfolgt, die Freiheit durch so viele Opfer erkauft, und mit so vieler Prahlerei und unduldsamer Strenge eingeführt hatte, jetzt eben diese Freiheit schnell wieder vergaß, und eben jenes Königthum wieder herstellte. Frei zu seyn, war schon aus der Mode; Ruhm zu erwerben, war die neue herrschende Mode. Die Freiheit hatte die Leute gleich gemacht, dagegen sträubte sich die Eitelkeit; sie hatte sie arm gemacht, und die Gewinnsucht, die Liebe zum Luxus verlangten wieder Schätze. Beides, Auszeichnungen und Schätze, verschafften der Krieg und die Eroberung. Das Geld der geplünderten Nachbarländer strömte nach Frankreich. Ueberdem sorgte Bonaparte für den Wohlstand und äußern Glanz durch Gewerbe, öffentliche Anstalten, treffliche Gesetze. Endlich aber zwang die übermenschliche Größe Bonaparte's der Nation unbedingte Furcht, unwillkürlichen Gehorsam ab. Dieser schreckliche Sterbliche hätte sich jedes Zeitalter, jede Nation unterworfen. Selbst seine Feinde, denen er alles geraubt, fühlten sich von ihm hingerissen. Wie ein Wunder trat er mitten in die Welt, unglaublich und doch wirklich. Die klügsten Staatsmänner und Feldherren wurden dumm, wo er sich zeigte, die tapfersten Kriegsheere wurden feig, wenn sie seine Adler sahen, die stolzesten Fürsten senkten ihre Kronen vor dem kleinen Hütchen des Corsen. Lange sah man ihn für einen neuen Heiland an, der gekommen sey, die Völker zu beglücken, und wirklich lag es in seiner Hand, wie er die blind gehorchende Menge leiten wollte. Aber Menschenliebe, christliche Weisheit, die Tugend des Friedensfürsten war ihm fremd. Wenn er gute Gesetze gab, so geschah es doch nur, um die Ordnung des Staats und die Vermehrung der Staatskräfte zu seinen kriegerischen Zwecken zu benützen. Der Staat im Frieden war ihm nur die Rüstkammer für seine Schlachten. Der Kriegsdämon war in ihm, und ließ ihn nimmer ruhen. Seine Anhänger wollen glauben machen, er habe für die Völker gegen die Hierarchie, den Feudalismus und einheimischen Despotismus gestritten, aber wenn er auch allerdings andre Herrscher bekämpfte, so geschah dieß doch nur, um seine eigne noch härtere Herrschaft an ihre Stelle zu setzen, und es geschah nie zu Gunsten der Völker. Er hat die Deutschen, Italiener und Polen in seine Gewalt gebracht, aber es fiel ihm nicht ein, diesen Völkern Freiheit oder Einheit zu gewähren. Sie waren ihm nur gut genug, um sie in seinen Schlachten zu gebrauchen, und während der kurzen Friedensperiode hielt er sie getheilt unter despotischem Druck, wie eine Kuppel Hunde.

Am 18 Mai 1804 hob Bonaparte die französische Republik auf, und ließ sich zum erblichen Kaiser der Franzosen wählen. Am 2 December dieses Jahres ward er feierlich gesalbt und gekrönt unter denselben Gebräuchen, wie einst Karl der Große. Am 15 März 1805 hob er auch die ligurische und cisalpinische Republik auf, und machte sich zum König von Italien, indem er die alte eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt setzte. Er unterschied das eigentliche Frankreich (la France) und das große Kaiserreich (l'empire). Seine Eroberungen sollten nach und nach dieses Reich über ganz Europa ausbreiten, und wie einst Karl der Große das weströmisch-deutsche Kaiserreich über das oströmisch-byzantinische gestellt, so stellte jetzt Napoleon das französische über das deutsche. Er wählte mit Absicht die Formen Karls des Großen, um sich für den ächten Nachfolger desselben halten zu lassen.

Capitel 457.

Die dritte Coalition.

Oesterreich konnte gegen dieses neue Kaiserreich, das ihm den Vorrang streitig machte, nicht gleichgültig bleiben. Es war überdem durch willkürliche Maßregeln Napoleons in Italien beleidigt worden. Endlich hatte Napoleon den Frieden und die deutschen Gränzen verletzt, wegen neuer Zwistigkeiten mit England ganz Hannover besetzen, und den unglücklichen Herzog von Enghien, einen Prinzen aus dem Hause Bourbon, auf badischem Gebiet ergreifen, nach Frankreich schleppen und erschießen lassen. Preußen ließ dieß alles geschehen, denn es hoffte, als Preis für seine Neutralität Hannover zu erhalten. Oesterreich aber schloß mit England, Rußland und Schweden die dritte Coalition, 1805.

Napoleon war auch dießmal wieder der Schnellste. Ehe noch die Russen herangekommen waren, als die Oesterreicher unter Mack erst in Bayern standen, war er schon am Rhein, führte einen Theil seiner Armee auf Wagen mit sich, und ließ den General Bernadotte, der Hannover besetzt hatte, von dort durch das neutrale preußische Gebiet von Anspach herbeikommen, und überfiel den ungeschickten Mack bei Ulm, ehe er sich's versah. Wäre Mack nur etwas schneller gewesen, so hätte er die französischen Armeecorps, die Napoleon von verschiednen Seiten her nach Ulm schickte, von seiner concentrischen Stellung aus einzeln überwältigen können, aber er blieb in Ulm stehen, und sah der Vereinigung der Feinde ruhig zu, oder vielmehr, er wußte gar nicht, was vorging. Erst als er schon in Ulm eingeschlossen war, schickte er einzelne Corps hinaus, die nach einander geschlagen oder abgeschnitten und gefangen wurden. Nur der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einem Theil der Reiterei glücklich durch den Feind. Mack selbst verlor die Besinnung, und gab sich am 17 October 1805 gefangen. Mit ihm fielen 60,000 Oesterreicher, der Kern des Heeres, dem Sieger lebendig in die Hände. Nur das Ungeschick des Feldherrn, der Schrecken der Ueberraschung und die Vereinzelung der Heeresabtheilungen, die von einander nichts wußten, macht diese erstaunliche Niederlage begreiflich, die noch schimpflicher war, als die vor Marengo, weil sie ungleich weniger Blut gekostet hatte. Napoleon konnte kaum Leute genug erübrigen, die ungeheuere Menge Gefangener nach Frankreich zu schicken.

Rasch, wie immer, seinen Sieg verfolgend, war er im November bereits in Wien, da die Oesterreicher weder Linz noch irgend einen andern Punkt auf dem Wege befestigt hatten. Nun aber erschien das große russische Heer unter Kutusow in Mähren. Auch der neue russische Kaiser, Alexander I, befand sich bei demselben, und Kaiser Franz II schloß sich mit den Rest seines Heeres an ihn an. Beide Herrscher bestürmten Preußen, sich von dem französischen Bündnisse loszusagen, und in diesem entscheidenden Augenblicke einen Feind vernichten zu helfen, dessen falsche Freundschaft es gewiß einst theuer werde bezahlen müssen. Auch rüstete sich Preußen wirklich, und die Verletzung des preußischen Gebiets durch Bernadotte hätte ihm den Vorwand geliehen, sich plötzlich gegen Napoleon zu erklären, wenn ein Minister, wie Haugwitz, eines Entschlusses fähig gewesen wäre. Aber dieser ließ sich in Napoleons Lager hinhalten, bis die entscheidende Schlacht geliefert worden war, und da diese berühmte Dreikaiserschlacht (weil die drei christlichen Kaiser sich hier persönlich gegenüber standen) bei Austerlitz unfern von Brünn am 2 December 1805 wieder mit einem der glorreichsten Siege Napoleons endete, so schien freilich ein Losschlagen Preußens jetzt zu spät, und Haugwitz befestigte den französisch-preußischen Bund aufs neue durch einen Vertrag, in welchem Preußen Cleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich abtrat, und dagegen Hannover erhielt. Die-

ser übereilte Vertrag wurde auch so schnell bekannt gemacht, daß 700 preußische Schiffe, die nichts davon wußten, in englischen Häfen oder auf dem Meere von den erbitterten Engländern weggenommen wurden. Natürlich suchte nun auch Oesterreich den Frieden, der bereits am 26 December zu Preßburg geschlossen wurde.

Oesterreich mußte ihn mit ungeheuren Verlusten erkaufen. Beim Anfang des Feldzugs hatte Napoleon unterwegs die Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, Friedrich von Würtemberg und Maximilian Joseph von Bayern zum Bündniß mit Frankreich gezwungen, und sie blieben ihm eifrig getreu, weil sie aus dieser Verbindung große Privatvortheile ziehn konnten, bei der geringsten Weigerung aber durch den übermüthigen Sieger ihre Länder verloren haben würden. Um sie in dieser Treue zu bestärken, und sie durch Dankbarkeit zu verpflichten, gab ihnen jetzt Napoleon den besten Theil der Siegesbeute. Bayern wurde zu einem Königreiche erhoben, und erhielt von Preußen Anspach und Bayreuth, von Oesterreich ganz Tyrol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Burgau, die Bisthümer Passau, Trient und Brixen, und außerdem viele kleine Herrschaften abgetreten. Auch Würtemberg erhielt die Königskrone, und die vorderösterreichischen Herrschaften in Schwaben. Baden wurde mit dem Breisgau und der großherzoglichen Würde beschenkt. Für sich selbst nahm Napoleon den Oesterreichern Venedig ab, und schlug es zum Königreich Italien, und gegen alle diese Verluste bekam Oesterreich nichts als Salzburg. Der Kurfürst von Salzburg, sonst Großherzog von Toscana, wurde wieder weiter geschickt, und bekam Würzburg als Kurfürstenthum.

Capitel 458.

Untergang des heiligen römischen Reiches.

Napoleon hatte der Welt gezeigt, daß er die Kaiserkrone zu behaupten wisse, er eilte nun, ihr noch größern Glanz zu geben. Alle von seinem Reich abhängigen kleinen Republiken und Eroberungen schuf er in Königreiche und Fürstenthümer um, und gab sie seinen Verwandten und Günstlingen. Sein Bruder Joseph wurde König von Neapel, sein Bruder Ludwig König von Holland, sein Stiefsohn Eugen Beauharnois Vicekönig von Italien, sein Schwager Murat, ehemals ein gemeiner Reiter, jetzt sein bester Reiterfeldherr, wurde Großherzog von Berg, sein erster Adjutant Berthier, Fürst von Neufchatel, sein Oheim, Cardinal Fesch, sollte dem Kurfürsten von Mainz, der jetzt in Regensburg saß, nachfolgen. Um allen Unterschied der Geburt aufzuheben, fing Napoleon auch an, zwischen seiner und den ältesten Familien Europa's Ehen zu stiften. Sein Stiefsohn, der schöne Eugen, heirathete eine bayerische Prinzessin, sein Bruder Hieronymus eine würtembergische. Alle die neuen Fürsten waren Vasallen des Kaisers Napoleon, und durch ein Familiengesetz seiner Oberherrschaft unterworfen. Alle gehörten zum großen Kaiserreich. Auch die Schweiz wurde dazu gerechnet, und es bedurfte nur eines Schrittes, um auch das halbe deutsche Reich vollends dem französischen einzuverleiben.

Am 12 Julius 1806 schlossen sechszehn Fürsten des westlichen Deutschlands unter Napoleons Leitung einen Vertrag ab, nach welchem sie sich vom deutschen Reich losreißen, einen sogenannten Rheinbund stiften, und denselben der Hoheit des französischen Kaisers unterwerfen wollten. Am 1 August erklärte Napoleon selbst: das deutsche Reich hat aufgehört! Dieser allgewaltigen Stimme vermochte niemand zu widersprechen. Kaiser Franz II legte schon am

6 August die deutsche Kaiserkrone nieder, und erklärte das heilige römische Reich für aufgelöst. Die Erklärung war rührend und voll Schmerz und Würde. Der letzte deutsche Kaiser hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten, und jedes Opfer gebracht, er fast allein, um Deutschlands Ehre zu retten. Aber vom größten Theil der Deutschen selbst verlassen, blieb ihm nichts übrig, als der höhern Gewalt sich zu fügen. Immerhin aber war der Fall des tausendjährigen Reiches noch ehrenvoll. Auch ein Geringerer hätte seinen morschen Bau zerbrechen können, doch das Schicksal schien die Majestät der alten Kaiser noch in ihrem Schatten zu ehren, und wählte Napoleon zum Vollstrecker des Gerichtes. Die Fahne Karls des Großen, des größten Helden im ersten Jahrtausend der Christenheit, sollte vor keinem schlechtern Manne sich senken, als vor dem größten Helden im zweiten Jahrtausend.

Nunmehr fielen die ehrwürdigen alten Namen hinweg. Der römisch-deutsche Kaiser verwandelte sich in einen bloß österreichischen, die Kurfürsten in Könige oder Großherzoge. Allein diese Fürsten wurden nun vollkommen souverain und von der Oberhoheit des Kaisers frei. Alle Bande des Zusammenhangs wurden mit dem Reichstag und Reichskammergericht aufgelöst. Die Reichsritterschaft war schon mediatisirt, dasselbe Schicksal traf jetzt auch die kleinen Reichsfürsten, die man bisher noch verschont hatte. Die sämmtlichen Fürsten von Hohenlohe, Oettingen, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchseß von Waldburg, Fürstenberg, Fugger, Leiningen, Hessen-Homburg, Wied-Runkel, Oranien-Fulda wurden Unterthanen der nächstgelegenen Rheinbundfürsten. Auch von den noch übrigen sechs Reichsstädten kamen Augsburg und Nürnberg an Bayern, Frankfurt unter dem Namen eines Großherzogthums an den alten Kurfürsten von Mainz, der von Regensburg wieder nach Frankfurt versetzt wurde. Nur die alten Hansestädte, Hamburg, Lübeck und Bremen blieben noch frei.

Nunmehr begann auch der Rheinbund sein schmähliches Daseyn. Er war auf den Fuß der helvetischen Republik eingerichtet. Die sechszehn Fürsten des Bundes sollten in allen innern Angelegenheiten völlig selbstständig und souverain seyn, wie die Schweizerkantone, in allen auswärtigen Angelegenheiten aber von Napoleon als ihrem Protector abhängen. Der ganze Rheinbund ward ein Theil des französischen Reichs. Die Bundesversammlung sollte zu Frankfurt niedersitzen. Zum Vorsteher derselben unter dem Namen eines Fürsten Primas ernannte Napoleon den alten Mainzer Kurfürsten, jetzt Großherzog von Frankfurt. Doch war zum Nachfolger desselben schon Napoleons Oheim, später sein Stiefsohn Eugen ernannt worden, so daß die Leitung des ganzen Bundes künftig in französischen Händen seyn sollte. Zum Bunde gehörten zwei Könige, die von Bayern und Würtemberg, vier Großherzoge, die von Frankfurt, Baden, Darmstadt und der neue Großherzog von Berg, Murat; endlich zehn Fürsten, zwei von Nassau, zwei von Hohenzollern, zwei von Salm, und die von Aremberg, Isenburg, Lichtenstein und Leyen. Wo noch ein Rest von landständischer Verfassung übrig war, rottete man ihn jetzt aus. Nur die würtembergischen Stände protestirten, ihres alten Muthes würdig, aber sie konnten nur die Ehre retten, König Friedrich jagte sie auseinander, und schloß ihre Kanzlei. In allen Rheinbundstaaten wurde die absolut despotische Form eingeführt, wie sie in Frankreich unter Napoleon selbst bestand.

Capitel 459.

Preußens Kriegserklärung.

Haugwitz hatte Preußen in die schwierigste Lage gebracht. Hätte er den Franzosen vor der Schlacht bei Austerlitz den Krieg erklärt; so konnte Napoleon besiegt werden, und Preußen allen Ruhm und Lohn davon ernten. Jetzt aber sah sich Preußen wider seinen Willen dennoch zu einem Kriege gezwungen unter Umständen, die eben so ungünstig waren, als sie früher günstig gewesen wären. Es wurde zur See von den Engländern und Schweden hart angegriffen, und seinem Handel unsäglicher Schaden zugefügt. Dem Kriege war nicht auszuweichen, es kam nur darauf an, ob für ob wider Frankreich. Die Wahl war schwierig. Hielt es Preußen noch länger mit Frankreich, so war es den Engländern, Schweden, vielleicht den Russen ausgesetzt, und es war zu befürchten, daß Napoleon sich nicht beeilen würde, Preußen beizustehn, daß er es vielmehr auf eine Verringerung Preußens abgesehen habe, wie auf die Oesterreichs. Schon hatte Napoleon im letzten Feldzuge das preußische Gebiet verletzt, die Festung Wesel weggenommen, und endlich sogar den Engländern versprochen, ihnen Hannover wiederzugeben, wenn sie Frieden machen wollten. Preußen sah, daß es von Frankreich mit Hohn behandelt und verrathen wurde. Sollte sich Preußen aber zum Kriege gegen Frankreich entschließen, so war noch mehr zu befürchten. Es hatte die französische Macht so lange wachsen lassen, bis sie fast unüberwindlich geworden war. Es hatte Oesterreich in allen frühern Feldzügen verlassen und ins Verderben gestürzt, und konnte nicht mehr auf seine Hülfe rechnen. Ganz Deutschland, das Preußen früher für sich gehabt hätte, war jetzt auf der Seite des Feindes. Endlich entschied die Ehre. Preußen konnte den Hohn der stolzen Franzosen nicht ertragen, es konnte das Andenken des großen Friedrich nicht beschimpfen lassen, indem es länger mit einer kriegslustigen Armee sich ruhig verhielt, und den Spott von Feind und Freund erduldete. Die schöne Königin von Preußen, Louise, eine mecklenburgische Prinzessin, feuerte zum Kampf an, und in der Armee regte sich ein ritterlicher Geist, da man immer noch glaubte, der preußische Soldat sey unüberwindlich. Die jüngeren Officiere ließen es an Prahlereien nicht fehlen, und der leidenschaftliche Prinz Ludwig ging so weit, dem Minister Haugwitz die Fenster einzuwerfen.

So wurde denn der Krieg erklärt, aber zu voreilig. Man wartete nicht, bis die von Rußland zugesicherte Hülfe herbeikam, man versäumte alle Vorsichtsmaßregeln, setzte keine Festung in Stand, sondern rückte mit dem preußischen Heere, an das sich gezwungen das sächsische, freiwillig das mecklenburgische und braunschweigische angeschlossen hatten, planlos vorwärts, um dann wieder plötzlich im Thüringer Walde stehen zu bleiben, und hier auf Napoleon zu warten, wie zwei Jahre früher Mack bei Ulm. Der König und die Königin befanden sich beim Heere, aber die Leitung desselben hatte der jetzt 72jährige Herzog Ferdinand von Braunschweig, und unter ihm der stets mit ihm uneinige Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen. Im Generalstabe spielte der Oberst Massenbach die erste Rolle, hatte aber wie Mack die Plane immer nur auf dem Papier, und sein Rath wurde nicht einmal befolgt. Alle Oberofficiere waren Greise, weil man damals in Preußen nicht nach dem Verdienst, sondern nur nach dem Dienstalter avancirte. Die jüngern Officiere waren durch ihre adelige Vornehmthuerei und durch das liederliche Garnisonsleben von Grund aus verdorben, ihr Ton der schlechteste. Nur von Mädchen, Pferden, Hunden und Spiel redend, verachteten sie alles gründliche Wissen, und wenn sie bei

den

den militärischen Paraden nur in ihren ungeheuren Federhüten, mit Puder und Zopf, knappen ledernen Beinkleidern und großen Stiefeln ein recht martialisches Ansehen hatten und den Kamaschendienst bis ins kleinste Detail unter Flüchen und Prügeln beim gemeinen Mann handhabten, so glaubten sie vollkommene Helden zu seyn. Von der strategischen Einleitung eines Feldzugs, von der Taktik der Schlachten, von Terrainkunde verstanden sie nichts, und selbst von der im Kriege wahrhaft nützlichen Bewaffnung, Kleidung und Ernährung des Soldaten hatten sie keine Ahnung, obgleich sie sich mit diesen Dingen ausschließlich in den Casernen und auf den Paraden beschäftigten. Der Preuße hatte schwere und schlecht schießende Flinten, eine im Marschiren zwängende, vor Frost nicht schützende enge Kleidung und eine eben so schlechte, durch geizige Regimentschefs geschmälerte Kost. Dieser Geiz ging so weit, daß man Soldaten sah, die statt der Weste nur ein Stückchen Tuch an den untern Theil der Uniform, wo sonst die Weste gewöhnlich hervorsah, angenäht hatten.

Capitel 460.

Die Schlacht bei Jena.

Die Preußen standen mit ihrer Hauptarmee in der Gegend von Weimar und Jena, vor sich ihre reichen Magazine zu Hof, die nur General Thauenzien mit einem kleinen vorgeschobenen Corps deckte, hinter sich den Herzog Eugen von Würtemberg mit 17,000 Mann Reserve in Halle. Es wurde bemerkt, daß diese Stellung, wenn Napoleon angreife, gefährlich sey, man müsse entweder vorwärts gehen, die tapfern Hessen an sich ziehen und den Krieg an den Rhein spielen, oder sich auf die Reserve zurückziehen und in den Leipziger Ebenen eine entscheidende Schlacht annehmen. Der fade Schwätzer und Ränkemacher Luchesini aber, der das Orakel des Lagers war, erklärte bestimmt, er kenne Napoleon, Napoleon werde gewiß nicht angreifen. Wenige Tage darauf war Napoleon da, fand den Paß bei Kösen unbesetzt, schnitt die preußische Armee vom rechten Saalufer, von ihren Magazinen in Hof und Naumburg (die er wegnahm), von ihren Reserven in Halle und von ihrem eigenen Lande ab. Er selbst war über die Fahrlässigkeit des Herzogs von Braunschweig am meisten erstaunt und äußerte, indem er ihn mit Mack verglich: „Les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens.“ Als er durch Gefangene erfuhr, die Preußen erwarteten ihn von Erfurt her, während er schon in Naumburg war, sagte er: „ils se tromperont furieusement, ces péruques.“ Zwar konnte er selbst noch in große Gefahr kommen, wenn die Preußen plötzlich mit allen ihren Corps von Weimar, Jena und Halle aus über ihn hergefallen oder schnell nach Franken hinabgezogen und ihm selbst in den Rücken gekommen wären, aber daran dachten sie nicht, sondern warteten lieber ab, einzeln von ihm geschlagen zu werden.

Nachdem Thauenzien zurückgeschlagen war, blieb unklugerweise bei Saalfeld noch ein zweites vorgeschobenes Corps unter dem Prinzen Ludwig von Preußen trotzig im engen Thale stehen, ließ sich umzingeln, den Rückzugsweg abschneiden und niederhauen. Der Prinz selbst wollte sich nicht ergeben, schoß und hieb tapfer um sich und wurde endlich von einem französischen Reiter im Zweikampf erstochen. Diese Nachricht verbreitete Trauer in der preußischen Hauptarmee. Auf dem Schlosse zu Weimar hielt der Herzog von Braunschweig Kriegsrath und hatte den Kopf so ganz verloren, daß er in Gegenwart vieler jungen Officiere mit der verlegensten Miene frug: „was sollen wir denn thun?“ Man sah, wie die-

ser Greis mit zierlicher Handschrift langsam die Dörfer aufschrieb, in die seine Regimenter vertheilt werden sollten, er hatte aber so wenig Terrainkunde, daß oft mehrere Regimenter von verschiedenen Corps in dasselbe Dorf gewiesen wurden und sich nun um den Besitz streiten mußten. Lange, lange besann er sich, ob er den Namen eines Dorfes Münchenholzen oder Münchholzen schreiben sollte.

Man verglich das preußische Heer in seiner gefesselten Stellung mit einem Schiff, das alle Segel aufspanne und doch am Anker liegen bleibe. Der Herzog stand mit dem Hauptheer unfern Weimar, die Sachsen bei der sogenannten Schnecke auf dem Wege zwischen Weimar und Jena, der Fürst von Hohenlohe bei Jena. Gerade so hatte Mack bei Ulm seine Corps vereinzelt bloßgestellt. Der Fürst von Hohenlohe theilte wieder seine Corps in mehrere Unterabtheilungen und zerstreute sie im Angesicht des concentrirten Feindes. Dennoch war noch nichts verloren, denn die Preußen standen auf der Hochebene, und die Franzosen zogen in den tiefen Thälern der Saale und ihrer Nebenflüßchen heran. Aber am 13 October zog sich Thauenzien aus dem Thale zurück und ließ die steilen Höhen bei Jena, die hundert Studenten bloß durch Herabrollen der zahllos dort aufgethürmten Steintrümmer hätten vertheidigen können, unbesetzt, und noch in der Nacht ließ Napoleon sein Geschütz hinauftragen und besetzte den Landgrafenberg. Doch war noch immer nichts verloren. Napoleon beging hier eine Unvorsichtigkeit. Er lagerte sich auf dem Landgrafenberg, während der ihn beherrschende Dornberg von Thauenzien noch besetzt war, und er besetzte den noch höhern Windknollen nicht, von wo aus Hohenlohe, wenn er dieselbe Nacht nicht ruhig in Capellendorf geschlafen hätte, ihn hätte vernichten können. Aber das Glück war mit ihm. Hohenlohe mußte erst durch den Donner der französischen Kanonen geweckt werden, und während er sich frisiren ließ, war Thauenzien schon vom Dornberg herabgeworfen. Nun erst, nachdem er endlich angekleidet war, führte der Fürst von Hohenlohe seine Truppen bergan, um die so leichtsinnig verlorne Stellung wieder zu erobern; aber seine geschlossenen Colonnen wurden von oben her durch eine Wolke von französischen Tirailleurs bedeckt und mit großem Verlust zurückgeschlagen. General Rühl mit seinem unnützerweise auf die Seite detachirten Corps traf zu spät ein, die Flucht des Hohenloheschen Corps zu hindern, griff zwar noch einmal muthig an, wurde aber verwundet und gänzlich geschlagen. Eben so ging es den armen Sachsen an der Schnecke, und dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt. Dieser ließ sich, obgleich er den stärksten Theil des preußischen Heeres bei sich hatte, vom schwächsten Theil der französischen Armee schlagen und so rasch auseinander sprengen, daß 20,000 Preußen unter Kalkreuth gar nicht einmal zum Gefecht kamen. Dem Herzog selbst wurden beide Augen ausgeschossen, und seine Feinde nannten dieß des Schicksals Rache, „weil er mit offenen Augen nicht habe sehen wollen."

Napoleon verfolgte seinen Sieg mit der größten Gewandtheit. Er trennte die fliehenden Corps nicht nur so geschickt, daß sie sich unter einander nicht vereinigen konnten, sondern schnitt ihnen auch den geraden Rückzugsweg ab, so daß sie nur auf weiten Umwegen ins Preußische flüchten konnten. Die Verwirrung der geschlagenen Armee war gränzenlos. Eine Menge Regimenter löſ'te sich auf, besonders die, deren Officiere zuerst geflohen waren oder sich hinter Hecken und Mauern verkrochen hatten. Napoleon erbeutete eine ungeheure Menge Officiersequipagen mit Damen, mit Gegenständen der Toilette und mit Bedürfnissen eines verwöhnten Gaumens. Ganze Wagen voll Hühner, zum Privatgebrauch der Officiere bestimmt, und vollständige Küchenwagen, Weinfässer 2c. wurden der Armee nachgeführt. Es war vollkommen das Widerspiel von Roßbach, daher auch Napoleon den Denkstein vom alten Roßbacher Schlachtfelde als die rühmlichste Beute dieses leichten Sieges nach Paris sandte.

Alle diese Unglücksfälle hatte der preußische Lieutenant Heinrich von Bülow, der große militärische Schriftsteller, vorhergesagt, aber statt sich durch ihn warnen zu lassen, hatte man ihn ins Gefängniß geworfen. Als er die Niederlage von Jena erfuhr, rief er laut: „So geht es, wenn man die Generale in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitze der Armee stellt."

Capitel 461.

Die preußische Flucht.

In der befestigten Stadt Erfurt standen 14,000 Preußen, die sich sogleich auf die erste Aufforderung dem französischen Reitergeneral Murat ergaben.

In Halle wurde der vereinzelte Herzog Eugen von Würtemberg ebenfalls geschlagen, dankte ab und zog sich nach Würtemberg zurück. Doch hat die Geschichte uns die Großherzigkeit eines fünfzehnjährigen preußischen Fahnenjunkers aufbewahrt, der von französischen Reitern unfern von Halle verfolgt, seine Fahne nicht lassen wollte, kühn mit ihr in die Saale sprang und von den Rädern einer Mühle zerschmettert wurde.

Nur das Corps von Kalkreuth, das nicht zum Schlagen gekommen, blieb beisammen und wurde dem Befehle des Fürsten von Hohenlohe übergeben, was den sonst tapfern Kalkreuth so ärgerte, daß er die Armee verließ. Als aber Hohenlohe vor Magdeburg kam und von dem Herrn von Kleist, dem Commandanten dieser starken und mit reichen Vorräthen versehenen Festung, Munition und Fourage verlangte, wurde sie ihm abgeschlagen. Er eilte nun hülflos weiter, um nach Berlin zu kommen, aber der Weg war ihm schon versperrt, er mußte einen weiten westlichen Umweg durch die sandige Mark machen. Der Herr von Kleist aber übergab das von 22,000 Mann Preußen besetzte, mit 800 Kanonen vertheidigte und fast unüberwindliche Magdeburg schon am 11 November an den französischen General Ney, der bloß mit 15,000 Mann und einigen leichten Feldkanonen vor die Stadt gerückt war. Er entschuldigte sich nachher damit, er habe einen Aufstand der Magdeburger Bürgerschaft besorgt, wenn er es zu einem Bombardement kommen ließe. Magdeburg zählte damals aber nur 3000 wehrlose Bürger. Man weiß nicht, ob sich Kleist bestechen ließe oder ob er bloß die Herz- und Kopflosigkeit der ältern Generale jener Periode theilte; gewiß ist, daß von so vielen jüngern Officieren, die unter ihm dienten, keiner aufstand, diese schandbare Capitulation zu hindern. Im Gegentheil capitulirten die jungen „Herrn von" sehr gern, um aufs Ehrenwort entlassen zu werden und zu ihren gewohnten Vergnügungen zurückzukehren. Mancher dieser Herren setzte dann ein großes Schild über seine Thüre mit der Inschrift: „Herr N. N., Kriegsgefangener und auf sein Ehrenwort Entlassener." Bei allen Capitulationen sorgten die Commandanten und Officiere nur für ihre Person und Equipage. Brachten sie nur diese in Sicherheit, so opferten sie den gemeinen Mann gern auf. Dieß wußte Napoleon und stellte ihnen daher immer die persönlich günstigsten Bedingungen.

Mit dem Hohenloheschen Corps, das fast nur aus Infanterie bestand, floh auch der tapfere Husarengeneral Blücher mit dem Kern der geretteten Cavallerie, aber dieser ehrliche Graubart grollte längst dem pedantischen Hohenlohe, mißtraute seiner Leitung und suchte seinen Weg allein. Von einer überlegenen

Macht unter dem französischen General Klein umzingelt, überredete er diesen mit der größten Ernsthaftigkeit, es sey eben ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und so kam er durch. Als ihn aber später Hohenlohe dringend auffordern ließ, sich mit ihm zu vereinigen, blieb er trotzig aus und überließ ihn seinem Schicksal. Bei Prenzlow wurde Hohenlohe mit 12,000 Mann gefangen, da ihm Lebensmittel und Munition ausgegangen waren, und er den einzigen Rückzugsweg durch die Kopflosigkeit Massenbachs verfehlte, der wie ein Narr an der Ucker auf und ab ritt und nicht herausbringen konnte, ob er auf dem rechten oder linken Ufer derselben sey. Bald darauf wurde auch General Hagen mit 6000 Mann bei Pasewalk und Billa mit einem andern kleinen preußischen Corps unfern von Stettin gefangen. Nur Blücher, der das Corps des Herzogs von Weimar und eine Menge einzelner Flüchtlinge an sich gezogen hatte, schlug sich noch eine Weile herum, wurde aber nach Lübeck gedrängt und in einer blutigen Schlacht mitten in dieser hart geängstigten Stadt besiegt und 4000 seiner Leute gefangen. Er floh noch mit 10,000 bis Radkau, da er aber keine Schiffe fand, sich über das Meer zu retten, so mußte er sich gefangen geben, wurde jedoch bald darauf gegen den von einem preußischen Streifcorps gefangenen französischen Marschall Victor wieder ausgewechselt und sammelte eine neue preußische Schaar auf der Insel Rügen.

Der unglückliche Herzog Ferdinand von Braunschweig ließ sich auf einer Bahre vom Schlachtfelde bei Jena bis nach seiner Residenz Braunschweig tragen. Hier fand er es leer, die Seinen waren geflohen, und schmerzlich rief er: „Ich verlasse nun alles und bin von allen verlassen." Er ließ Napoleon um Schutz für sich und sein Ländchen bitten, aber der harte Sieger ließ ihm sagen, er kenne keinen regierenden Herzog von Braunschweig, sondern nur einen preußischen General Braunschweig, dieser habe in dem berüchtigten Manifest von 1792 erklärt, Paris zerstören zu wollen, und verdiene keine Schonung. So mußte sich der blinde Greis noch weiter tragen lassen bis Ottensen im Dänischen, wo er verschied.

Capitel 462.

Napoleon in Berlin.

Nachdem Napoleon unterwegs in Leipzig für 60 Millionen englische Waaren confiscirt hatte, hielt er schon am 27 October seinen Einzug in Berlin. Auch hier hatte niemand an Vertheidigung gedacht, ja man ließ hier das große Zeughaus, 500 Kanonen und unermeßliche Vorräthe, man ließ sogar den Degen Friedrichs des Großen und die Privatcorrespondenz des regierenden Königs und der Königin zurück, während man den armen Lieutenant von Bulow fortschleppte (erst nach Küstrin, dann nach Königsberg und endlich sogar nach Riga, wo er unterwegs von Kosaken ermordet wurde. Ihn, den einzigen Sehenden unter so vielen Blinden, gaben seine Begleiter für einen Franzosenfreund aus und ließen ihn vom Pöbel mit Koth werfen. Nie fand ein Prophet ein undankbareres Vaterland).

Die damaligen Bürger Berlins waren nicht kriegerisch gesinnt, dennoch fanden es die Behörden für gut, noch durch besondere öffentliche Anschläge das Volk zu ermahnen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Als daher Napoleon in Berlin eintritt, wurde er nicht, wie in Wien, mit grollenden Augen und stummer Wuth, sondern mit lautem Jubelgeschrei empfangen. Angesehene Leute standen

hinter dem Pöbel und schrieen: „um Gotteswillen, schreit nur recht laut vive l'empereur! sonst sind wir alle verloren.“ Die Demoralisation der Berliner hatte einen unglaublichen Grad erreicht. Als der neue französische Commandant Hulin mit großer Artigkeit den Magistrat um geräuschlose Entwaffnung der Bürgergarde bat, ließ dieser aus eigenem Antriebe öffentlich bekannt machen, „bei Todesstrafe“ soll jeder Bürger seine Waffen abliefern. Eine Menge Leute zeigten den Franzosen alle etwa noch versteckten öffentlichen Gelder und Vorräthe an. Einem, der einen großen Holzvorrath entdeckt hatte, antwortete der französische General: „Laßt das Holz liegen, euer König muß etwas übrig behalten, um die Schurken daran zu hängen, die ihn verrathen.“ Napoleon selbst war so erstaunt über alles, was er sah, daß er äußerte: „Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder schämen soll.“

An der Spitze seines Generalstabes und in großer Uniform besuchte Napoleon die Zimmer Friedrichs des Großen in Sanssouci und sein Grab, alle mit entblößtem Haupt. Friedrichs Degen nahm er mit und ließ in das Armeebulletin rücken: „Dieser Degen ist mir lieber als 20 Millionen.“ Das Grab Friedrichs aber gab ihm Anlaß, in den unedelsten Hohn gegen dessen unglücklichen Enkel auszubrechen. Mochte es bloße boshafte Rachlust, oder eine Ahnung der Zukunft seyn, Napoleon häufte öffentlich die schändlichsten Verleumdungen auf die so schöne uud hochherzige Königin Louise, um sie unfähig zu machen, noch ferner eine Begeisterung gegen ihn zu erwecken. Aber er täuschte sich. Gerade seine unritterliche Bosheit machte sie zur Märtyrerin, und was er verhüten wollte, die Rache einer furchtbar aufflammenden Begeisterung, ging in Erfüllung. Napoleon schüttete alle sein Gift in dem siebzehnten Bulletin aus, worin er einen Kupferstich verspottete, welcher den König und die Königin von Preußen mit Alexander von Rußland an Friedrichs Grabe darstellte. Darin wurde das Unglück Preußens durch die Erinnerung an des alten Friedrichs Größe verhöhnt mit den Worten: „Uebrigens hat sich der Schatten des großen Friedrichs über das Bündniß mit Rußland empören müssen. Sein Geist, sein Genie und seine Wünsche gehörten der Nation zu, die er so hoch schätzte (der französischen), und von der er sagte, daß wenn er ihr König wäre, keine Kanone in Europa ohne seine Erlaubniß abgefeuert werden würde.“ So niedrig gemein Napoleon die liebenswerthe Königin behandelte, war er doch großmüthig gegen eine andere Dame. Fürst Hatzfeld war als preußischer Civilgouverneur in Berlin zurückgeblieben, hatte aber zugleich den Spion abgegeben, und sollte nun nach dem Kriegsrecht das Leben verlieren. Seine hochschwangere Gemahlin warf sich Napoleon zu Füßen, lächelnd gab er ihr den Brief, der gegen ihren Mann zeugte, sie schleuderte ihn schnell ins Kamin und erhielt ihres Gatten Leben und Freiheit.

Unter den bedeutendsten in Berlin zurückgebliebenen preußischen Staatsdienern befand sich auch der Professor Johannes Müller, der als Schweizer zuerst der verfaulten Aristokratie dieses Landes, dann als Besoldeter des Kurfürsten von Mainz den Päpsten, dann als demokratischer Schwärmer der französischen Revolution (vom Convent erhielt er das Bürgerrecht), dann als Agent Dumouriez der preußisch-französischen Allianz, dann als preußischer Professor der russisch-preußischen Allianz geschmeichelt und in letzter Eigenschaft donnernde Reden gegen Frankreich gehalten und die Preußen zu begeistertem Widerstande angefeuert hatte. Diesen sentimentalen Speichellecker, den verächtlichsten von allen, weil er bei jeder seiner vielen Treulosigkeiten Thränen und erhabene Worte parat hatte, ließ Napoleon zu sich kommen und machte ihn, wie man die Hand umdreht, aus einem preußischen Patrioten zu einem deutsch-französischen Renegaten. Napo-

leon frug ihn unter Anderm: „Nicht wahr, die Deutschen haben etwas Dummes?" und der schweifwedelnde Professor lächelte.

Capitel 463.

Fall der preußischen Festungen.

Unterdeß fielen während des Spätherbstes und Winters die preußischen Festungen nach der Reihe, einige, weil sie sich wegen lange versäumter Rüstung wirklich nicht halten konnten, die meisten aber, weil sie von eben solchen alten Schurken commandirt waren, wie Magdeburg. So übergab der Herr von Schoeler das sehr feste Hameln, der Herr von Becker Plassenburg, der Herr von Dresser Nimburg an der Weser, der Herr von Benkendorf lieferte Spandau, die Citadelle von Berlin, ohne Schuß aus, der Herr von Romberg das mit Kriegsbedürfnissen reichlich versehene Stettin. In Küstrin, einem der festesten Plätze Preußens, commandirte der Herr von Ingersleben. Der König besuchte ihn auf seiner Flucht und legte ihm die Vertheidigung dieser Feste, die sich im siebenjährigen Kriege von den Russen hatte zusammenschießen, aber nicht einnehmen lassen, dringend ans Herz. Auf einer Bastion stehend, frug ihn der König um deren Namen, aber der Commandant wußte sie nicht zu nennen. Kaum war der König fort und die ersten französischen Husaren sprengten vor die Festung, so ging der Herr von Ingersleben in Person hinaus, um ihnen Küstrin zu übergeben.

In Schlesien herrschte vielleicht nicht so viel Demoralisation als in Berlin, aber desto mehr Weichlichkeit und Erschlaffung. Schon unter Friedrich dem Großen hatte diese schöne Provinz einen eigenen Statthalter in dem Minister Graf von Hoym erhalten, und dieses Mannes gutmüthiger Despotismus hatte wie ein schleichendes Gift alle Nerven des sonst so lebhaften Völkchens erschlafft. Als wenn die antiquarische Grille, welche den Namen Schlesien von Elysium ableitet, Grund gehabt hätte, lebten die Beamten in seliger Selbstzufriedenheit dahin, und weder der Donner von Austerlitz noch der von Jena störte ihre Ruhe. Daher waren hier alle Vertheidigungsmaßregeln vernachlässigt, und ein fliegendes Corps von Bayern, Würtembergern und einigen Franzosen unter General Vandamme reichte hin, die ganze reich mit Festungen gespickte Provinz zu erobern. In Glogau erklärte sich der Commandant von Reinhardt sogleich zur Uebergabe bereit, und schloß den wackern Major von Putlitz, der auf eine muthige Vertheidigung drang, „als einen Revolutionär" vom Kriegsrath aus. Als ein Bürger ihn ermahnte, auf die Feinde zu schießen, antwortete er grob: „Herr, Sie wissen nicht, was den König ein Schuß kostet." In Breslau machten die Herren von Thiele und Lindner einen großen Lärm, verbrannten die schönen Vorstädte und schossen ihr Pulver in die Luft, alles aber nur, um die Schmach der voreiligen Uebergabe etwas zu bemänteln, daher die gemeinen Soldaten wüthend ihre Gewehre zerbrachen. Brieg wurde schon nach ein Paar Tagen von Herrn von Cornerut übergeben. Die starke, im siebenjährigen Kriege so wichtige Festung Schweidnitz sollte der Herr von Haakh vertheidigen, dessen Gesicht schon seine Unfähigkeit verkündete. Nachdem er die Festung ohne Widerstand ausgeliefert, wurden ihm in der benachbarten Stadt Jauer von patriotischen Bürgern die Fenster eingeworfen, er aber ging herunter zum Wirth und sagte: „Herr, Sie müssen wohl Feinde haben?" Die übrigen Festungen hielten sich besser. Glatz mußte erstürmt werden, Neisse ging nur aus Mangel an Lebens-

mitteln über, Kosel wurde durch den Commandanten Neumann brav vertheidigt, Silberberg blieb als ein unüberwindlicher Fels gesichert.

Die Rheinbundtruppen haus'ten barbarisch in dem feindlichen Lande, mißhandelten die Einwohner und plünderten und stahlen wie die Raben, wobei ihnen Vandamme und viele höhere Officiere mit dem schlechtesten Beispiele vorangingen. Daß die Herren nach dem Gastmahle das Service des Wirths einpackten, war nichts Seltenes, ungerechnet die Cochonerien, Ausleerung von Nachttöpfen in den feinsten Betten ꝛc. Man sagt aber, sie seyen dazu von Napoleon commandirt gewesen, um einen Schrecken zu verbreiten, der auf eine verweichlichte Bevölkerung am besten wirkt. In der That ging der Schrecken bis zur Lächerlichkeit, nirgends erhob sich das zahlreiche Volk gegen die an Zahl so geringen Räuber. Ein Herr von Pückler versuchte es, die trägen Massen in Bewegung zu setzen, aber niemand folgte ihm und aus Verzweiflung über so viel Erbärmlichkeit schoß er sich todt. Zu spät brachte ein Fürst von Anhalt-Pleß in Oberschlesien einen Haufen Bewaffneter zusammen, bei Kanth wurden sie zersprengt. Nur bei den kleinen Knaben bemerkte der damals neugierig umherreisende Herr von Cölln in ihren Soldatenspielen einen kecken Muth, und etwas, das die spätere Erhebung der Nation ahnen ließ. Ja, wir mischten Ernst in unser Spiel, und jeder unter uns wollte Blücher oder Schill seyn, und glühend haßten wir die Franzosen.

Capitel 464.

Preußens moralische Wiedergeburt im Unglück.

Schon vor dem Kriege hatten Bessergesinnte Versuche zu zeitgemäßen Reformen in Preußen gemacht, und Menken sich namentlich um die Emancipation der Bauern große Mühe gegeben, aber er war durch die Adelspartei verdrängt worden. Jetzt im Kriege offenbarte sich erst die ganze innere Fäulniß der Staatsdienerhierarchie im Civil, wie im Militär, und Friedrich Wilhelm III verschmerzte die bittere Erfahrung, um rasch entschlossen und mit unermüdlicher Ausdauer die darin enthaltene Lehre zu befolgen. Der patriotische Freiherr von Stein, nicht bloß Preuße, sondern auch Deutscher, nicht bloß Edelmann, sondern auch Mensch, nicht bloß Minister, sondern auch großer Staatsmann, trat an die Spitze der Regierung; zwei der tüchtigsten Kriegsgenie's, Gneisenau und Scharnhorst, übernahmen die Reinigung und Wiederherstellung des Heerwesens. Am 1 December 1806 erklärte der König in einer kraftvollen Proclamation von Königsberg aus alle Festungscommandanten, die sich nicht wehrten, und alle Officiere, die davon gelaufen waren, für infam cassirt, und die langen Namenlisten bewiesen, in wie großem Maaße sich der preußische Adel compromittirt hatte. Daher war es eine der ersten Maßregeln des Königs, alle Ehrenstellen im Heere den Bürgerlichen zu öffnen. Zugleich wurde die alte unbequeme Uniform und Armirung abgeschafft, der Zopf abgeschnitten, und der Stock, dieß scheußliche Symbol der Sklaverei, weggeworfen. Nur ein kleiner Rest der Truppen blieb dem König übrig, aber Ehre und Vaterlandsliebe waren als Keim in sie gelegt, daß dereinst ein Heldenvolk daraus erstarke.

Aber die Reform erfolgte langsam. Herr von Schill, ein bei Jena verwundeter preußischer Lieutenant, bildete in Pommern ein Streifcorps aus zersprengten Soldaten und jungen Leuten, bewaffnete sie, so gut es ging, und that den Franzosen beträchtlichen Schaden, indem er ihre Transporte und Briefe

auffing. Er hatte so viel Glück, daß er dem König sogar Summen aufgefangenen Geldes schicken konnte. Doch als er von den Franzosen in die Festung Colberg zurückgedrängt wurde, ließ ihn der Commandant derselben, Cacadu, in Arrest setzen, weil er die schlechte Vertheidigung dieser Festung getadelt hatte. Man nannte Schill nur einen Phantasten, und sah in seinem unregelmäßigen Kriege etwas, das Verachtung verdiene, ja die Vorurtheile der adeligen Officiere selbst im Blücherschen Corps gingen so weit, daß sie von den ersten bürgerlichen Officieren, die Schill angestellt hatte, mit Hohnlachen sagten: „Sie können auf Ehre nicht einmal eine Ecossaise tanzen." Auch wurde Schill trotz seines glänzenden Talents und Glücks nur zum Major ernannt.

Colberg wurde nach Cacadu's Entfernung von Gneisenau und dem Bürger Nettelbek ruhmvoll vertheidigt. Eben so Graudenz durch Courbiere. Als die Franzosen diesem sagen ließen, ganz Preußen sey in ihrer Gewalt, und es existire kein König von Preußen mehr, antwortete er: „Nun, so bin ich König in Graudenz." Aber Danzig konnte sich unter Kalkreuth nicht halten, und die ganze, meist polnische Besatzung desertirte.

Der polnische Antheil Preußens fiel natürlich sogleich ab, als die Franzosen vordrangen. Die Polen jauchzten ihnen als ihren Rettern entgegen. Kalisch stand auf, überall mußten die preußischen Beamten flüchten, und glücklich, wenn sie der Rache entgingen, denn sie hatten sich furchtbar verhaßt gemacht. Man hatte Polen „das preußische Botany-Bay" genannt, weil gewöhnlich nur der Auswurf der Beamten gleichsam zur Strafe dahin geschickt wurde. Niemand diente gern unter einer von tiefem Nationalhaß glühenden Bevölkerung, die selbst die Wohlthaten, welche sie in ihrer Armuth und Rohheit von den reichern und gebildetern Preußen empfing, nicht achtete.

Der König hatte sich mit dem Reste seiner Truppen, welche der muthige l'Estoc befehligte, bis nach Königsberg zurückgezogen und hier mit den Russen vereinigt, die der vorsichtige Benningsen anführte und Kaiser Alexander selbst begleitete. Napoleon hoffte, sein altes Manöuvre, die Feinde einzeln zu schlagen, wiederholen zu können; aber Benningsen hielt seine Streitkräfte beisammen und bot ihm bei Eylau, unfern von Königsberg, eine Schlacht; der Sieg schwankte, da fielen die zornentbrannten Preußen unter l'Estoc dem Marschall Ney, der eben die Russen umgehen wollte, in die Flanke und entschieden die Schlacht. Zum erstenmal wich Napoleon zurück, aber trotz der dringenden Bitte der Preußen wollte Benningsen aus übertriebener Vorsicht den Vortheil nicht verfolgen, Napoleon sammelte sich wieder und erfocht in einer zweiten Schlacht bei Friedland einen vollständigen Sieg.

Damals befürchtete Rußland noch, Napoleon beabsichtige im Ernst eine Wiederherstellung von ganz Alt-Polen. Es vergaß, daß der Despot nie etwas für, alles nur gegen die Nationen thun könne. Da nun den Franzosen der Weg nach Litthauen offen stund, hielt es Kaiser Alexander für gerathen, Frieden zu machen. Bei Tilsit auf dem Flusse Niemen kamen die drei Monarchen von Frankreich, Rußland und Preußen zusammen und schlossen den für uns so schmählichen Frieden ab, am 9 Julius 1807. Preußen verlor die Hälfte seiner Länder, durfte hinfort nur 42,000 Mann Truppen halten und mußte an Frankreich 140 Millionen Franken Contribution zahlen, bis zu deren Berichtigung die wichtigsten preußischen Festungen in französischer Gewalt blieben. Und das sah Napoleon noch als eine Gnade für Preußen an, die er bloß „aus Achtung für Se. Maj. den Kaiser von Rußland" bewillige.

Aus den preußischen Besitzungen auf dem linken Elbeufer, aus Hannover, Braunschweig und Hessen-Cassel (dessen Kurfürst neutral blieb) schuf Napoleon das

das neue Königreich Westphalen, über das er seinen Bruder Hieronymus setzte, und das in den Rheinbund eintrat. Polen wurde nicht wieder hergestellt, aber ein kleines Großherzogthum Warschau geschaffen, welches der zum König erhobene Kurfürst von Sachsen erhielt. Durch diese beiden Staaten sollte das so sehr verkleinerte Preußen eingeengt und bewacht werden. Danzig wurde eine sogenannte freie Stadt mit französischer Besatzung, der ganze District von Bialystock kam an Rußland, das sich dazu hergab, mit Napoleon die preußische Beute zu theilen.

Gegen diese neue Willkürlichkeit erhoben nur die wackern Hessen Widerstand. Man mußte einen Aufruhr der hessischen Soldaten mit Gewalt stillen, ihr Anführer, ein Feldwebel, stellte sich muthvoll den französischen Kugeln entgegen; dagegen ließen sich die Hansestädte ruhig ausplündern und aller ihrer englischen Waaren berauben.

Capitel 465.

Das Continentalsystem.

Napoleon beherrschte jetzt unmittelbar selbst oder durch seine Vasallen Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und den Rheinbund, der durch den Beitritt von Westphalen, Oldenburg und der kleinen anhaltischen, sächsischen und mecklenburgischen Fürsten erweitert wurde. Er beherrschte Sachsen und Polen durch seine Gnade, Oesterreich und Preußen durch seine Siege, Spanien und Dänemark durch seinen Einfluß, Rußland durch Schmeichelei; nur England, die Türkei, Schweden und Portugal trotzten ihm.

England war ihm am gefährlichsten, denn die englischen Flotten beherrschten rings um Europa alle Meere, belagerten den ganzen Continent, leisteten jedem Feinde Napoleons Beistand und riefen zum Widerstande gegen ihn auf. Da die Engländer selbst auf ihrer Insel unbezwinglich waren, so verachteten sie alle Drohungen Napoleons, und untergruben seinen Ruhm, indem sie durch ihr eigenes Beispiel zeigten, daß er nicht alle Völker besiegen könne, und durch ihre Schriften seine Gewaltthätigkeiten und Hinterlisten aufdeckten, seine Größe schmälerten. Napoleon ergriff nun eine riesenhafte Maßregel gegen diese Engländer, unter dem Namen des Continentalsystems. Er sperrte das ganze Festland von Europa, so weit sein Einfluß reichte vor den Engländern zu und verbot allen Handel mit ihnen, ja er ging bald darauf so weit, daß er alle schon in Europa vorhandenen englischen Waaren verbrennen, alle, auch friedlichen, englischen Unterthanen auf dem Festlande als Kriegsgefangene verhaften ließ. Jede Gemeinschaft zwischen England und dem übrigen Europa sollte aufhören. Er hoffte die Macht der Engländer zu untergraben, indem er ihren Handel ruinirte, aber dieses reiche Volk konnte die Sperre wohl eine Zeit lang aushalten, besonders da ihm der Handel mit allen übrigen Welttheilen offen blieb. Napoleon schadete sich durch diese Maßregel nur selbst, denn obgleich er die Industrie auf dem Festlande und die einheimischen Waaren in Flor brachte, so ging doch der ganze auswärtige Handel zu Grunde, man konnte die europäischen Producte nicht mehr an die Engländer und dadurch an fremde Welttheile absetzen, und eine Menge der dringendsten Bedürfnisse, die man sonst von den Engländern entlehnt hatte, die Colonialwaaren, blieben aus. Man konnte sich dieser Bedürfnisse nicht mehr entwöhnen, und eine unzählbare Menschenmenge, besonders aus den gebildeten Classen, die vorher Napoleon bis in den Himmel erhoben hatte, wurde jetzt erbittert gegen

ihn, weil sie den theuern Zucker und Kaffee entbehren mußte. Der Handelstand sah sich zu Grunde gerichtet, die ganze Bevölkerung klagte, und kühne Schleichhändler trotzten dem Weltbezwinger.

Napoleon ließ sich indeß nicht irre machen. Er setzte das Continentalsystem gewaltsam durch. Die nordischen Seemächte, Rußland und Dänemark, traten ihm aus Eifersucht gegen die englische Seeherrschaft bei. Dänemark wurde deßhalb von den Engländern sogleich angegriffen und die ganze dänische Flotte zerstört oder geraubt. Schweden und die Türkei waren gegen Napoleon, darum gab er diese Länder den Russen Preis, um selbst desto ungestörter vollends den Westen von Europa zu unterwerfen. Der schwache König von Spanien, Karl IV, stand ganz unter seinem Einflusse, Portugal aber hielt es mit den Engländern. Darum unterhandelte Napoleon sogleich mit den Spaniern, Portugal zu erobern und zu theilen. Es war ihm mit dieser Theilung aber wieder kein Ernst, er wollte auch ganz Spanien selber haben. Er hetzte den Kronprinzen gegen seinen eigenen Vater, den König, in offner Empörung auf, übernahm dann selbst das Schiedsrichteramt, und lud Vater und Sohn, Karl IV und Ferdinand VII, zu sich nach Bayonne, wo er sie gefangen nahm und zwang, Spanien an seinen Bruder Joseph abzutreten, am 5 Mai 1808. Da nun Joseph König von Spanien geworden, wurde Murat an seiner Stelle König von Neapel. Die Spanier ließen sich aber den neuen König mit nichten gefallen. Der ungeheure Verrath empörte den Stolz des edlen Volkes, und die dort so mächtige Geistlichkeit, um deren Einfluß und Güter es unter der Herrschaft der Franzosen geschehen war, that alles, den Fanatismus zu entflammen. Zum erstenmal wurden Napoleons sieggewohnte Truppen von Bauern geschlagen, ein ganzes Heer bei Baylen gefangen, ein anderes in Portugal zum Abzug gezwungen. Auf allen Punkten siegte der Mönch und der Bauer über den Soldaten, zum beschämenden Beweise für alle besiegten Völker, daß ein Volk unüberwindlich ist, wenn es will.

Napoleon war bei den ersten Kämpfen in Spanien nicht selbst zugegen. Er mußte sich erst im Norden der Ruhe versichern, bevor er sich nach dem äußersten Süden wandte. Er hielt daher mit dem Kaiser Alexander eine persönliche Zusammenkunft in Erfurt, im October 1808, wo die deutschen Fürsten ihm zu Hofe fahren mußten, wie einst dem Attila. Von Paris hatte Napoleon Schauspieler kommen lassen, die sich rühmten, vor einem Parterre von Königen zu spielen, und als einst eine französische Schildwache vor einem der hier aufwartenden Könige die Wache ins Gewehr rufen wollte, schalt ihn der Officier: ce n'est qu'un roi. Hier theilten sich Napoleon und Alexander in die Herrschaft Europa's. Rußland übernahm es, Schweden und die Türkei zu bekämpfen, dort ward ihm Finnland, hier die Moldau und Wallachei als Lohn versprochen. Dagegen sollte Napoleon Spanien und Portugal erobern. Zwischen den großen Mächten Rußland und Frankreich eingekeilt, mußten Preußen und Oesterreich seufzen und schweigen. Rußland begann wirklich einen siegreichen Feldzug gegen die Türken und nahm im folgenden Jahre 1809 auch Schweden ein. Der schwedische König, Gustav IV, war dem aristokratischen Adel verhaßt, wurde verrathen und abgesetzt. An seiner Stelle wählte dieser Adel, der unter französischem Einfluß stand, einen tapfern General Napoleons, Bernadotte, zum Regenten, in der Hoffnung, diesen Emporkömmling besser leiten zu können. Gustav's schwacher Oheim, Karl XIII, wurde zwar König, aber Bernadotte als Kronprinz der eigentliche Regent. Finnland wurde zum Lohn den Russen abgetreten. Unterdeß zog Napoleon selbst mit großer Macht und auch mit vielen deutschen Truppen nach Spanien, siegte durch Uebermacht überall, wo er hinkam, konnte jedoch nicht das ganze Land bezwin-

gen, und wo er den Rücken wandte, brach die Empörung immer von neuem aus. Die Engländer leisteten dem Volke thätigen Beistand und setzten sich in Portugal fest.

Capitel 466.

Der Zustand Deutschlands unter Napoleon.

Der Zeitraum, der zunächst auf den Untergang des alten Reiches folgte, ist der traurigste in der ganzen deutschen Geschichte. Hier häuft sich alles Elend und alle Schande zusammen, die ein Volk je treffen kann. Der Verlust der Ehre war der größte. Die Ehre kann nie geraubt werden, man kann sie nur selbst von sich werfen, und die Deutschen thaten es leider. Darin lag die Schande nicht, daß sie von dem größten Helden der Welt geschlagen und nachher mißhandelt wurden, aber darin lag sie, daß die Deutschen sich selbst vor dem Kampf im Stich ließen, im Kampf dumm und feig handelten, und nach dem Kampf den, der sie mit Füßen trat, vergötterten, mit ihren schimpflichen Ketten prahlten. Freilich trifft nicht alle dieser Vorwurf, aber doch so viele, daß die ehrenwerthen Thaten und Männer nur Ausnahmen sind.

Im Allgemeinen erlitten alle Deutschen das Loos der Knechtschaft und die Schande, von der die Knechtschaft immer begleitet ist. Zugleich litten alle unter den jahrelangen Kriegsübeln, unter den ungeheuern Contributionen und Plünderungen, die ihren Reichthum nach Frankreich schleppten, und zuletzt unter dem Druck des Continentalsystems, das den Wohlstand vollends vernichtete.

Dagegen gewannen die Deutschen aber auch mitten im Unglück manches Gute. Mit so vielem Alten wurden auch viele Uebel ausgerottet, mit so vielem Neuen auch viele Verbesserungen eingeführt. Schon die Aufhebung der vielen kleinen Staaten und die Bildung großer machte der Spießbürgerei und Unbehülflichkeit ein, wenn auch gewaltsames, doch wünschenswerthes Ende. In den Staaten des Rheinbundes drangen zum Theil französische Gesetze ein, die, aus der bessern Zeit der Revolution hervorgegangen, freisinniger und menschlicher waren, als die frühern. Ueberhaupt aber kam in alle Deutschen ein neuer Schwung. Die Regierungen wurden zu großen Anstrengungen genöthigt, das Unglück machte sie weise, und sie nahmen im Staats- und Heerwesen allmählich treffliche Veränderungen vor, die sie zum Theil dem Sieger selber abgelernt. Auch den in langem Frieden erschlafften Völkern that es Noth, daß sie gewaltsam aus dem Schlafe gerüttelt wurden. Der Ofen, an dem sie sich gewärmt, die Fleischtöpfe, an denen sie sich gelabt, die Spielzeuge, mit denen sie getändelt, wurden ihnen zerbrochen. Sie mußten alles, was ihnen lieb war, verlassen, zum harten Eisen greifen und auf hundert Schlachtfeldern das geschändete Leben enden, oder die Ehre sich wieder erkämpfen. In der tiefsten Erniedrigung erwachte das Gefühl für das gemeinsame Vaterland, die Erinnerung an dessen frühere Größe. Man erkannte, man liebte das Verlorne erst, nachdem es verloren war.

Im Westen Deutschlands war die Knechtschaft am schimpflichsten, aber auch am gelindesten. Hier wurde die Schmach, mit der man dem fremdem Herrscher Jubellieder sang, durch manche Staatsverbesserung wieder aufgewogen. Die Fürsten des Rheinbundes hatten allen Grund, gegen Napoleon dankbar zu seyn, und die Völker erhielten, wenn sie auch augenblicklich durch die Kriege litten, doch den dauernden Genuß mancher wohlthätigen Einrichtung. Ueberall wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, der Adel verlor viele seiner unnützen und schädlichen Vor-

rechte, alle Uebel der Kleinstaaterei hörten auf, die Staatsverwaltung ward vereinfacht, der gemeine Mann lernte sich fühlen, indem er, wenn auch unter fremden Fahnen, zu großen Thaten und Siegen geführt wurde. Dieß darf man nicht vergessen, wenn man auf der andern Seite die Verblendung beklagen muß, in welcher diese Westdeutschen gegen ihre östlichen Brüder fochten, Deutschland zerfleischen halfen und dem Zerstörer des Reichs kriechende Huldigungen darbrachten. Die Deutschen waren damit häufig noch freigebiger, als selbst die Franzosen. In Frankreich widmeten binnen einem Jahr sechszig Schriftsteller ihre Werke dem Kaiser Napoleon, in Deutschland — neunzig.

Im Osten Deutschlands war die Knechtschaft am drückendsten, aber weniger schimpflich. Oesterreich und Preußen waren besiegt, beraubt, entkräftet, während die Rheinbundstaaten den Sieg und die Beute getheilt hatten; doch war es immer noch ehrenvoller, vom Reichsfeinde mit Gewalt bezwungen zu seyn, als ihm freiwillig gegen das Reich Dienste zu leisten. Oesterreich und Preußen litten mehr als die Rheinbundstaaten, behaupteten aber doch eine größere Selbstständigkeit. Obgleich Preußen an seinen Wunden fast verblutete, sann es doch schon auf künftige Befreiung. Oesterreich war nach so vielen Niederlagen immer noch am unabhängigsten, aber auch ein geringeres Maaß von Knechtschaft war für diesen Staat beschämend, weil er an Macht und Ehren der reichste gewesen. Darum war es auch Oesterreichs unverrücktes Ziel, den fremden Tyrannen im Reich zu bekämpfen. Unermüdlich griff es immer von neuem an, Frankreichs erster und letzter Feind, der deutschen Ehre treuster Kämpfer.

Capitel 467.

Die Deutsch-Franzosen.

Das ganze linke Rheinufer war Frankreich förmlich einverleibt. Wenn es die Schande fremder Herrschaft nur wenig fühlte, so lag der Grund nur in der frühern Abhängigkeit der geistlichen Rheinstaaten von Rom, und in der weltlichen immer mit Despotie gepaarten Kleinstaaterei der vielen rheinischen Grafen und Herren. Das unter diesen alten Herrschern zur Apathie herabgesunkene Volk der Rheinfranken lernte unter französischer Herrschaft zum erstenmal wieder das Gefühl des kriegerischen Stolzes, die Vortheile einer größern Staatseinheit, die gleiche Berufung jedes Talents zu hohen Staatsstellen, die Gleichheit vor dem Gesetz, und vor allem die in Deutschland uralte, aber auch schon lange abhanden gekommene öffentliche Rechtspflege kennen, und das war des Guten so viel im Vergleich mit der alten Reichserbärmlichkeit, daß diese verwilderten Kinder einer entarteten Kirche zu entschuldigen sind, wenn sie sich nicht mehr besinnen konnten, je Deutsche gewesen zu seyn.

Die Holländer hatten das unnütze Glück, an Napoleons Bruder, Louis, einen wohlwollenden König zu erhalten, der gern ihren Handel geschützt hätte, aber eben deßhalb, weil er Holland nicht ganz auf Frankreichs Rechnung ruiniren lassen wollte, von seinem Bruder schon 1810 wieder abgesetzt wurde. Bald darauf wurde Holland wie die Niederlande mit Frankreich vereint.

Die Rheinbundstaaten theilten in dem Maaße die Vortheile des französischen Einflusses, in welchem sie wie die alten Staaten des linken Rheinufers der Fäulniß des Pfaffengeistes oder der Kleinstaaterei erlegen waren. Da, wo Aufklärung und Freiheit schon vorher bekannt waren, wie in dem protestantischen und constitutionellen Würtemberg, traten zwar die Kränkungen des alten

Rechts grell hervor, und die neue Autokratie nach französischem großartigem Muster, erschien dem alten Würtemberger nicht weniger hart als den mediatisirten Fürsten und Herren der Verlust ihrer alten Unabhängigkeit. Ließ sich auch der König Friedrich nicht bewegen, würtembergische Truppen nach Spanien zu liefern, so mußte er doch deren genug zu den östlichen Kriegen stellen, die Aushebungen an Mannschaft, die Steuern waren streng, und der Landmann klagte über die großen Jagden (die der Hofdichter Matthisson als Dianenfeste besang). In Bayern wirkte die Regierung Maximilian Josephs und seines Ministers Montgelas, wenn auch mit Gewalt durchgreifend, doch erhellend und befreiend im Sinne Friedrichs II und Josephs II. Die Klöster wurden aufgehoben, die Folter abgeschafft, in die Staatsverwaltung Einheit gebracht, das Schulwesen, die Polizei, der Straßenbau verbessert, Toleranz eingeführt ꝛc., kurz es geschah ungefähr alles, was dreißig Jahre früher die Illuminaten gewollt hatten.

In Sachsen blieb es beim Alten. Dankbar für die Schonung nach dem Kriege und für die neue Königswürde, blieb Friedrich August seinem Gönner Napoleon unwandelbar treu, führte aber in der innern Staatseinrichtung keine Neuerungen ein. Da Sachsen-Weimar auch zum Rheinbund gehörte, hatte dieß die schimpfliche Folge für Deutschland, daß die hier von der verstorbenen Herzogin Amalie versammelten großen Dichter und Schriftsteller (ein Verein, wie der unter Landgraf Hermann auf der Wartburg) dem allmächtigen Napoleon huldigten. Die Männer, welche man als die Vertreter des deutschen Geistes ansah, ließen sich zu Schmeicheleien des fremden Eroberers herab, und Goethe, den man damals für den größten Mann unseres Volkes hielt, begeisterte sich zu einem Lobgedicht auf Napoleon.

Capitel 468.

Die westphälische Wirthschaft.

In dem neuen Königreich Westphalen mußten die Deutschen den bittern Kelch der Schande bis auf die tiefsten Hefen ausleeren. Zwar geschah auch hier manches Gute, der neue König Hieronymus erklärte: je veux qu'on respecte la dignité de l'homme et du citoyen, im Heer wurden die entehrenden Stockprügel abgeschafft, das Gerichtswesen wurde verbessert, die Verwaltung vereinfacht, die Beamten mußten gegen Bürger und Bauer höflich seyn und die herkömmliche deutsche Amtsgrobheit ganz ablegen. Aber Napoleons Gewaltherrschaft verlangte immer neue Opfer an Menschen und Geld, und eine immer strengere Polizei, um den Geist des Aufruhrs zu unterdrücken.. Hieronymus war nur seines Bruders Statthalter, und da er dieß fühlte, so tröstete er sich über seine Unselbstständigkeit durch ein lustiges Hofleben in Cassel.

Jerome war bürgerlich erzogen und hatte zu Baltimore in Nordamerika die Kaufmannschaft erlernt. Plötzlich auf einen Thron versetzt, auf dem er mehr zu paradiren und zu genießen, als selbstständig zu handeln berufen war, und noch sehr jung, gab er sich Ausschweifungen hin, die in einer solchen Lage nur natürlich sind. Es wäre ungroßmüthig, alle die Sarkasmen zu wiederholen, mit denen er später bei seiner Vertreibung überschüttet wurde. Nur die Deutschen selbst, und namentlich jener Theil des Adels, der die skandalöse Chronik von Cassel zu bereichern wetteiferte, und die Bürgerlichen, die sich unter dem französischen Chef Bongars zu Polizeispionen und heimlichen Anklägern unter ihren bekümmerten Landsleuten hergaben — nur sie möge der Fluch jener Tage treffen.

Um die Herabwürdigung des Volks zu vollenden, machte man ihm das Possenspiel einer freien Verfassung und Volksvertretung vor. Am 2 Julius 1808 berief Jerome die westphälischen Reichsstände nach Cassel, und eröffnete diese servile, zusammengezwungene Versammlung im höchsten Pomp. Wie sehr erstaunten aber die armen Deputirten, als sie nach der langen Feierlichkeit ins Schloß zur Tafel gerufen wurden, und sich einbildeten, ihren Hunger stillen zu können, statt dessen aber bedeutet wurden, daß assister au répas nur heiße, „zusehen, wie der König speise," das Resultat dieser Versammlung war natürlich nur die einstimmige Bewunderung und Segnung des fremden Herrschers, und die Hauptrolle dabei übernahm derselbe Johannes Müller, dessen oft erprobte Schamlosigkeit und Verrätherei hier ihren Gipfel erreichen sollte. Den preußischen Dienst undankbar verlassend, gab er sich her, den Deutschen zu beweisen, daß sie erst durch die französische Usurpation ein freies Volk geworden seyen. Dieser feile Renegat unterstand sich die ganze deutsche Geschichte zu verfälschen, die zweitausendjährige, erst jetzt, und am meisten durch ihn geschändete Ehre unseres großen Volkes zu lästern, indem er in seiner Prahlrede sagte: „Das Sonderbare haben die mitternächtigen Völker, zumal vom germanischen Stamme so oft in Gottes Rath beschlossen war, ihnen eine neuere Art oder einen höhern Grad von Cultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen!" Nur noch eines Stoßes bedurfte seiner Ansicht nach unser unbehülfliches Volk, diesen Stoß gab ihm Napoleon, „der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben," und fortan hat Deutschland nichts mehr zu wünschen, das Höchste ist, nach Johannes Müllers Versicherung, erreicht: „Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen sich dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geist gemeinsamen Vaterlandes, nach diesem (!) plötzlichen und hohen Schwunge in allen Gemüthern auf immer vorherrschend wird, Ein König, Ein Gesetz, Ein Schatz und Eine Schuld, und, um nicht auch der gemeinsamen Abstammung zu erwähnen, Ein Interesse, welche Elemente zu einem Gemeingeist!" So sprach Johannes Müller. Einen schlechtern Mann kennt die deutsche Geschichte nicht. Tausende von Deutschen wurden Sklaven, aber nur Johannes Müller pries mit sentimentalen Worten unsere Sklaverei als Freiheit, unsere tiefste Schmach als unsere Ehre an.

Seine ruchlose Rede war aber auch der Wendepunkt der Dinge in Deutschland. Weiter konnte die Selbstentehrung nicht gehn. Von da an sehn wir Deutschlands Söhne sich ermannen, und ich schließe mit inniger Freude die traurige Erzählung unserer Verirrungen, um mich den schönen Tagen unseres Ruhmes zuzuwenden.

Capitel 469.

Reaction des deutschen Volksgeistes.

Preußen war besiegt worden, weil es anstatt mit den übrigen deutschen Staaten vereint zu stehen, früher sie im Stich gelassen hatte, später von ihnen im Stich gelassen worden war, und weil es, anstatt sein kriegerisches Volk gegen jeden auswärtigen Feind gewaffnet zu erhalten, den eigentlichen Bürger zu wehrloser Weichlichkeit erzogen, und sich lediglich auf ein vom Volk getrenntes, als geistlose Maschine behandeltes Soldheer gestützt hatte. Der Gedanke lag also nahe, daß Preußen seine Rettung fortan nur in der Versöhnung mit den deutschen Nachbarn, in der Vereinigung aller Deutschen, und in dem patriotischen Aufschwung

der Bürger, in der Volksbewaffnung finden könne. Um aber den Bürger zu begeistern, mußte man ihm auch durch liberale Gewährung von Rechten das Gefühl der Freiheit, die Theilnahme am öffentlichen Wohl einflößen. Der Sklave hat kein Vaterland, nur der freie Mann weiß dafür zu sterben. In jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung und Noth hörte man daher zum erstenmal wieder von Deutschland sprechen, unserem großen gemeinschaftlichen Vaterlande, von der deutschen Nationalehre, und das goldne Wort Freiheit erklang nicht bloß denen, die über die Herrschaft der Fremden jammerten, sondern denen sogar, die den tiefen Verfall der innern Freiheit, die allmähliche Verknechtung der stolzen Germanen unter innerer Willkürherrschaft beseufzt. Der König von Preußen blieb nicht bei der moralischen Wiedergeburt seines Heeres stehen, er gab auch weise Gesetze, durch welche Bürger und Landmann die Rechte und die Würde wiedererlangten, die ihnen so lange durch den allein privilegirten Adel vorenthalten waren. Der Bauer wurde durch Aufhebung der Leibeigenschaft und des Dienstzwangs, der Bürger durch die Wiederherstellung eines freien Municipalwesens (Städteordnung von 1808) wesentlich emancipirt. Zugleich verlor der Adel wie das ausschließliche Vorrecht zu den Officierstellen und höchsten Civilämtern, so auch das zum ausschließlichen Güterbesitz. Jeder Bürger konnte sich Rittergüter kaufen, was bisher streng verboten war, und dagegen wurde dem Adel gestattet, auch seinerseits ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, was ihn vorher, in Folge der jämmerlichen Vorurtheile, entehrt haben würde. Alle diese neuen Einrichtungen sind der Thätigkeit des Ministers Stein zuzuschreiben.

Derselbe edle deutsche Mann stiftete eine geheime Gesellschaft, den sogenannten Tugendbund, mit dem Zwecke, die Deutschen im Stillen zu einem allgemeinen Aufstande gegen Napoleon vorzubereiten. Da er sich aber durch einen Brief compromittirte, der in Napoleons Hände fiel, so traf ihn die Acht dieses Weltherrschers, und der König mußte ihn entlassen; sein Nachfolger, der Minister Hardenberg, setzte aber sein Werk in antifranzösischem Sinne fort. Zum Tugendbund gehörten viele Staatsmänner, Officiere, Gelehrte. Unter den letztern zeichnete sich Arndt durch seine populäre Sprache, Jahn durch seinen Einfluß auf die Jugend aus. Der letztere führte die so lange vernachlässigte Gymnastik (Turnkunst) bei der Erziehung wieder ein, als ein Mittel, das neue Geschlecht zu kräftigen und den moralischen Muth durch Körperkraft zu erhöhen. Wenn er mit seinen Knaben von Berlin auszog, pflegte er die Neulinge unter dem Brandenburger Thor zu fragen: „woran denkst du jetzt?" Wußte der Knabe nichts zu antworten, so gab er ihm eine Ohrfeige und sagte: „daran sollst du denken, wie wir die vier schönen Pferdestatuen, die einst auf diesem Thore standen, und von den Franzosen nach Paris geschleppt worden sind, von dort wieder holen sollen?"

Oesterreich war zu sehr unter dem gleichen Unglück gebeugt, als daß es nicht an dieselben Mittel der Rettung hätte denken sollen, wie Preußen. Hier führte die kaiserliche Würde und der Katholicismus von selbst zu den großen Erinnerungen des Mittelalters, und man sparte keine Mühe, dieselben in erhabenen Bildern vor des Volkes Augen zu entrollen. Daher die durch Friedrich Schlegel vermittelte Verbindung der romantischen Dichter und deutschen Alterthumsforscher mit der Wiener Politik. Zwar hatte sich die Vorliebe für altdeutsche Kunst und Poesie bloß als Reaction des deutschen Geistes gegen die Nachahmung des Fremden unabhängig in der Literatur erzeugt, aber diese literarische Reaction fiel mit der politischen zusammen und unterstützte sie. Mit Leidenschaft las man die Nibelungen, die Minnesänger, die alten Chroniken; Begeisterung erweckten die Dichter Tieck, Friedrich Schlegel, Arnim, Brentano bei den freiern Gei-

stern, Fouqué riß durch seine bunten Bilder der geharnischten Vorzeit die Jugend und die Menge hin; was Grimm, Hagen, Büsching, Gräter rc. für die deutsche Alterthumskunde wissenschaftlich leisteten, fand damals rege Theilnahme, und am meisten wohl überraschte die tiefglühende Farbenpracht, mit der Joseph Görres in Coblenz mitten unter Deutsch-Franzosen, und er selbst ein ehemaliger Jacobiner, das Zauberbild des Mittelalters am ruinenreichen Rheinstrom hervorrief.

Capitel 470.

Oesterreichs Aufschwung.

Das Beispiel der Spanier ließ Oesterreich hoffen, es werde durch ein allgemeines Volksaufgebot wiedergewinnen, was es durch sein stehendes Heer verloren. Auch hatte Napoleon gerade damals den Papst aus Rom wegführen und gefangen setzen lassen, was die Erbitterung der eifrigen Katholiken vermehrte. Endlich hoffte Oesterreich, es werde bei der damaligen Stimmung der Gemüther alle Deutschen in den Kampf hinreißen. Aber es täuschte sich. Den österreichischen Landwehren, obgleich zahlreiche und tapfere Leute, fehlte doch das, was allein ein Volk siegen macht, die persönliche Würde, sie wurden noch mit dem Stock behandelt. Eben so täuschte sich Oesterreich über Deutschland. Preußen war noch zu geschwächt, seine Festungen noch in der Gewalt der Franzosen, und das Vertrauen zu Oesterreich noch nicht befestigt, der Rheinbund aber trachtete nur, sich durch neue Kriege auf Oesterreichs Kosten zu vergrößern, und war auch hier das Volk an vielen Orten, besonders in Westphalen, sehr zum Aufstande geneigt, so wagte es doch nicht das schwer aufliegende Joch abzuschütteln, da Napoleon noch immer als unüberwindlich galt, und da die Garantien einer bisher immer geschlagenen und von ihren Freiheitsproclamationen den Stock noch nicht trennenden Armee nicht hinreichend erschienen.

Während Napoleon in Spanien kämpfte, 1809, bot Oesterreich fast alle seine Männer auf und rüstete ein Heer von 400,000 Mann. An die Spitze desselben wurden nicht mehr Ausländer, sondern die Prinzen des Hauses gestellt. Erzherzog Karl brach gegen den Rhein, Johann nach Italien, Ferdinand nach Polen auf. Der erste durch den Fürst Rosenberg unterzeichnete Aufruf an die Bayern lautete: „Ihr fangt an einzusehen, daß wir Deutsche sind, wie ihr, daß das allgemeine deutsche Interesse euch näher liegt, als das eines zerstörenden Volkes, und daß nur vereintes Zusammenwirken die deutsche Nation wieder zu ihrer vorigen Herrlichkeit erheben kann. Werdet wieder, was ihr wart, biedere Deutsche! Oder habt ihr, bayerische Bauern und Bürger, dabei gewonnen, daß Euer Fürst nun König heißt? daß er über einige Quadratmeilen mehr herrschen darf, als zuvor? zahlt ihr deßwegen weniger Abgaben? habt ihr größere Sicherheit der Person und des Eigenthums?" Die Proclamation des Erzherzogs Karl „an die deutsche Nation" erklärte: „wir kämpfen, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Seyd unserer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind." In einer anonymen aber allgemein verbreiteten Proclamation heißt es ferner: „Oesterreich sah — jedes deutsche Herz blutete bei diesem Anblick — es sah euch so tief erniedrigt, Völker Deutschlands, daß man euch, gleich unterjochten Völkern, ein fremdes Gesetzbuch aufdrang und eure Söhne, deutsche Jünglinge, gegen andere noch nicht unterjochte

deutsche

deutsche Völker zum Kampf führte. Die schändliche Unterjochung von Millionen einst freier deutscher Völker mußte in wenig Jahren vollendet werden. Oesterreich ruft euch zu, eure gebeugten Nacken zu erheben, eure schimpflichen Fesseln zu brechen!" Und in noch einer: „Wie lange soll Hermann trauern über seine entarteten Enkel? Zogen deßhalb die Cherusker in den Teutoburger Wald? Ist jeder Funke deutschen Muthes denn erloschen? Tönt er euch lieblich, der Klang der klirrenden Kette? Erwacht, erwacht ihr Deutschen aus dem Todesschlummer der Schande! Deutsche, soll euer Name der Spottruf ferner Jahrhunderte werden?"

Oesterreich schien sich hiebei an die altfranzösische Politik des bayerischen Hofes, an die ganz entgegengesetzten Interessen, an die alte Oesterreich feindselige Stimmung, wie sie vorzugsweise in Bayern herrschte, nicht zu erinnern; und seine Appellationen an einen nicht vorhandenen deutschen Patriotismus mußten vergeblich seyn. Anstatt Bayern rasch zu überfallen und zu entwaffnen, zog die österreichische Armee nur langsam vorwärts und ließ die Bayern ruhig abziehen, um sich mit den übrigen Rheinbundstruppen unter dem schnell aus Spanien herbeieilenden Napoleon zu vereinigen. Schrecklicher konnten wohl die Hoffnungen der deutschen Patrioten nicht getäuscht, tiefer konnte der deutsche Name nicht gedemüthigt werden, als durch den Hohn, mit dem sich jetzt Napoleon an die Spitze der westdeutschen Völker stellte, um mit ihnen allein, denn er hatte nur wenige Franzosen bei sich, die ostdeutschen in einem Augenblicke zu bezwingen, in dem lauter als je der deutsche Name angerufen, bei der deutschen Ehre geschworen worden war. „Ich bin nicht als Kaiser von Frankreich, sagte Napoleon lächelnd zu den Bayern, Würtembergern ꝛc., ich bin nur als Beschützer eures Landes und des deutschen Bundes in eurer Mitte. Kein Franzose ist unter euch; ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen." Wie gränzenlos die Verblendung war, mag man aus der Proclamation des Königs von Sachsen ersehen, der ganz aufrichtig seine Soldaten ermahnte: „Ergreift die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung!"

Napoleon täuschte sich wirklich nicht in seinen Deutsch-Franzosen, aber es war doch die letzte Schande, zu der sie sich von ihm brauchen ließen.

Capitel 471.

Erzherzog Karl.

Im April 1809 griff Napoleon mit den Rheinbundstruppen, unter denen sich besonders die Bayern unter General Wrede auszeichneten, die noch nicht weit vorgerückten Oesterreicher auf bayerischem Boden an und schlug sie in fünftägigen immerwährenden Gefechten, die der glänzendste Triumph seiner überlegenen Taktik waren, bei Pfaffenhofen, Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg, und im Mai war er schon wieder in Wien. In der Nähe der Kaiserstadt standen beide Heere sich gegenüber, durch die Donau getrennt. Um die letzte entscheidende Hauptschlacht zu schlagen, drang Napoleon über den Fluß, da wo derselbe die große Insel Lobau bildet. Auf dem entgegengesetzten Ufer aber empfing ihn der Erzherzog Karl bei Aspern und Eßlingen, und in einer zweitägigen furchtbaren Schlacht am 21 und 22 Mai wurde Napoleon zum erstenmal gänzlich geschlagen und sah sich gezwungen, auf die Lobauinsel zurückzufliehn. Unterdeß hatte die angeschwellte Donau die einzige Brücke zertrümmert, auf welcher Napoleon sich von der Insel auf das andere Ufer hätte retten können. Zwei Tage

lang blieb er mit seinem geschlagenen Heere auf der Insel ohne Nahrung und von grausamer Furcht gepeinigt, aber die Oesterreicher benutzten diesen Vortheil nicht, und die Franzosen gewannen Zeit, endlich nach vieler Mühe eine neue Brücke zu schlagen. Darauf blieben beide Heere noch sechs Wochen in der alten Stellung nahe bei Wien am rechten und linken Ufer der Donau, mit den Augen sich messend, und den letzten Schlag vorbereitend.

Erzherzog Johann war in Italien glücklich vorgedrungen und hatte den Vicekönig Eugen bei Salice geschlagen. Sein Unternehmen in Verbindung mit dem Aufstand der Tyroler versprach den günstigsten Erfolg, doch die Unfälle Karls nöthigten ihn zur Rückkehr. Er zog sich nach Ungarn, wohin ihm Eugen folgte, und dieser schlug ihn am 14 Junius bei Raab. Erzherzog Ferdinand war bis Warschau vorgedrungen, aber die Polen unter Poniatowski und ein russisches Heer, das Kaiser Alexander den Franzosen zu Hülfe schickte, zwangen auch ihn zur Rückkehr, worauf sie selbst in Gallizien einfielen.

Unter diesen Umständen mußte das Schicksal Oesterreichs an der Donau entschieden werden. Noch war Karls siegreiches Heer voll Muth, allein Napoleon hatte sich verstärkt und griff auf's neue unfern des Schlachtfeldes von Aspern bei Wagram an. Zwei Tage wüthete der Kampf, am 5 und 6 Julius, doch Napoleon trug einen glänzenden Sieg davon, und schon am 12 Julius mußten die Oesterreicher zu Znaym um einen Waffenstillstand bitten, dem, nach langen Unterhandlungen, am 10 October der Friede zu Wien folgte. Oesterreich mußte Krain, Triest, Croatien und Dalmatien an Napoleon, Salzburg, Berchtoldsgaden, das Innviertel und das Hausruckviertel an Bayern, einen Theil von Gallizien an Warschau, einen andern an Rußland abtreten. In Schönbrunn bei Wien wollte ein Predigerssohn aus Naumburg an der Saale, Friedrich Staps, Napoleon erdolchen. Rapp wurde auf ihn aufmerksam, bevor er die That ausführen konnte, und ließ ihn festnehmen. Er verhehlte seine Absicht nicht. „Und wenn ich Ihnen das Leben schenkte?“ frug Napoleon. „So würde ich es nur benutzen, um bei der ersten Gelegenheit Sie des Ihrigen zu berauben,“ antwortete der muthige Jüngling, der nach 24 Stunden erschossen wurde.

Capitel 472.

Der Tyroler Aufstand.

Die hohen Gebirge Tyrols waren seit Jahrhunderten eine bescheidene Heimath der Freiheit gewesen. Das altgermanische Gemeindewesen hatte sich hier mitten in der Feudalzeit erhalten. Gerade in dem Zeitpunkt, da das Haus Habsburg seine wichtigsten Besitzungen in der Schweiz verlor (zur Zeit des Konstanzer Concils), mußte der gedemüthigte Herzog Friedrich, zubenannt Friedel mit der leeren Tasche, den Tyrolern, um sie gewogen zu erhalten, große Freiheiten beschwören, und alle folgenden Regenten waren so klug, diese Rechte nie anzutasten, das kraftvolle Bergvolk nie zum schrecklichen Zorn zu reizen. Nach außen war Tyrol streng abgesondert unter eigenen Landständen Es stellte dem Kaiser keine Recruten, sondern eigene Schützenregimenter in Tyroler Tracht mit selbstgewählten Anführern. Seine Auflagen waren sehr gering, die Verwaltung höchst einfach. Neben dem patriarchalischen Adel und Clerus, der mit dem Volk ganz einig lebte, galt auch der freie Bauer etwas, und in vielen Thälern waren die Landrichter nur einfache Bauern, jede Gemeinde hatte ihre eigenthümliche Verfassung und Sitte, ganz in altgermanischer Weise.

Als die Bayern das erstemal 1703 ins Tyrol zogen, wurden sie mit blutigen Köpfen herausgeworfen. Die Tyroler hatten etwas Aehnliches 1805 im Sinn, und nur die ausdrückliche Bitte des in allen österreichischen Gebirgen kindlich verehrten Erzherzogs Johann konnte den Zorn unter den grünen Hüten besänftigen. Nun wurden sie Bayern unterworfen. Der wohlwollende König Max Joseph versprach ihnen unterm 14 Januar 1806 „nicht nur ihre Landesverfassung, ihre wohlerworbenen Rechte und Freiheiten kräftigst zu handhaben, sondern auch ihren Wohlstand zu befördern;" aber in seinem gewiß edeln Eifer, die Finsterniß seiner durch Jesuiten verdumpften Bayern aufzuhellen, glaubte er, dieselben Maßregeln auch auf die Tyroler anwenden zu müssen, die in ihren Bergen in alter Einfalt und unverdorben geblieben waren, und bei denen eine so heroische Cur, von einem ohnehin als feindselig betrachteten Arzte, übel angebracht war. Bayern war überschwemmt von fetten Klöstern, in dem armen Tyrol dagegen gab es nur eine patriarchalische Geistlichkeit, wenig zahlreich, sittenrein, thätig. Warum sie kränken! Eben so war es für die seit dem spanischen Erbfolgekrieg kriegerisch verwahrlos'te Bevölkerung Bayerns und der nun von Bayern erworbenen Theile des zerrissenen alten Reichs sehr heilsam, daß sie durch die Conscription wieder zu tüchtigen Soldaten umgeschaffen wurde, aber dieselbe Conscription war keineswegs auf das ohnehin kecke und in Waffen geübte Bergvolk der Tyroler anwendbar. Endlich mochte die Herrschaft eines zu der Centralbehörde auf- und von ihr niedersteigenden wohlgeordneten Schreibereiwesens eine Wohlthat seyn gegenüber dem verwickelten alten Verwaltungs- und Gerichtswesen während der Kleinstaaterei und der mannichfach sich durchkreuzenden Privilegien, aber diese moderne Bureaukratie paßte nicht für die einfachen Verhältnisse der Tyroler, für die das alte Herkommen ausreichte. Wozu also einem Volke, das auf eine fast beispiellose Weise mit seinem aus grauem Alterthum herstammenden Zustande zufrieden war, vermeintliche Verbesserungen aufdringen? Dennoch geschah es, und zu diesen Neuerungen kam noch, daß nicht nur die Stände Tyrols aufgehoben, sondern auch sogar der Name Tyrol in „Südbayern" verwandelt und das uralte Schloß Tyrol an den Meistbietenden verkauft wurde, während nach einer dem Volke heiligen Sage nur der die Huldigung der Tyroler verlangen darf, der dieses Schloß besitzt. So wurde der Stolz des Volks, sein altes Recht, seine alte Sitte bitter gekränkt, und statt des verheißenen größern Wohlstandes erhielt es acht neue Auflagen, und die sogenannten Rentbeamten, welche das Geld einzutreiben hatten, benahmen sich nicht selten auf brutale Weise.

Als daher Oesterreich den neuen Kampf von 1809 vorbereitete, durfte es auf eine allgemeine Erhebung Tyrols rechnen. Im Winter begab sich Andreas Hofer, Gastwirth auf dem Sande am Passeyr (der Sandwirth), nach Wien, und hier wurde der Aufstand verabredet. Die Bauern in ganz Tyrol verschworen sich. Man rechnet, daß 60,000 Menschen um das Geheimniß gewußt haben, und dennoch ist es nicht verrathen worden, weil es die Bauern für sich behielten und keinem Städter mittheilten. Der bayerische General Kinkel stand mit etwa 4000 Mann im Lande und erfuhr nicht das Mindeste. Am 9 April schwamm ein Brett mit einem darauf gepflanzten Fähnlein den Inn hinab, und dieß war das Signal. Auf Einmal am 10 April erhob sich das Pusterthal unter Peter Kemmater, dem Wirth von Schabs, und trieb die hier aufgestellten Bayern an der Eisackbrücke bei Loditsch mit großem Verluste zurück. Am folgenden Tage kam Hofer vom Passeyr herab und schnitt den Fliehenden auf dem Sterzinger Moose den Rückzug dadurch ab, daß er einen schweren Heuwagen quer über den Weg führte. Ein Tyroler Mädchen lenkte die Deichsel desselben mitten unter dem Kugelregen der Bayern, die hier alle gefangen wurden. Unterdeß war auch

das Landvolk um Insbruck her aufgestanden und hatte unter des Major Teimer Anführung die Besatzung daselbst gefangen genommen, die geflüchtete Reiterei konnte bei Wiltau ein Carré der bloß mit Heugabeln bewaffneten Bauern nicht sprengen und mußte sich ergeben. Der tapfere Speckbacher nahm Hall weg und sperrte den Weg durch das untere Innthal. Im Ganzen wurden 3000 Bayern gefangen, nur zwei Compagnien retteten sich. Oberst Dittfurth, der die Tyroler früher mißhandelt hatte, wurde tödtlich verwundet und starb in Raserei, weil er sich's nicht möglich gedacht hatte, daß gemeines Bauernvolk siegen könne. Man behandelte übrigens die Gefangenen menschlich, und selbst die verhaßten Rentbeamten wurden vor Mißhandlungen geschützt. Nur Einer derselben, der früher einmal geäußert hatte, er wolle die Tyroler so aussaugen, daß sie zuletzt Heu fressen sollten, wurde jetzt von ihnen gezwungen, einen Büschel Heu als Mittagsmahl zu verzehren.

Durch ein österreichisches Corps unter dem Feldmarschallieutenant von Chasteler und den provisorischen Civilintendanten von Hormayr wurde die Besitzergreifung Tyrols im Namen Oesterreichs vollendet. Die Tyroler Schützen machten das bayerische Wappen zur Zielscheibe und sangen dabei:

O weh, o weh, die bayrische Armee
Ist von Bauern todtgeschlagen,
Und mit Jubel ins Grab getragen.
Der General, der feige Kinkel,
Sitzt arretirt im finstern Winkel,
Dittfurth voller Grausamkeit
Hat seinen Sturz sich selbst bereit't.
Wredens Muth ist untergangen,
Was nicht todt ist, ist gefangen.
Wer nicht so bedient will seyn,
Der geh nicht ins Tyrol hinein.
O Fürsten, lernt aus diesem Grabe,
Was Sklavendruck für Folgen habe.
Ihr habt ja schon vor hundert Jahren
Ein gleiches Schicksal hier erfahren.

Capitel 473.

Der zweite Kampf in Tyrol.

Unterdeß war aber der Erzherzog Karl geschlagen worden, und Napoleon schickte den Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit einer Armee von Salzburg aus ins Tyrol. Dieser wollte die Bauern auch als bloßes Gesindel behandeln und ihnen nicht die Rechte ehrlicher Krieger zugestehn, und ließ nicht nur die ersten Anführer, die er gefangen bekam, erschießen, sondern gestattete den Soldaten auch jede Grausamkeit gegen die wehrlosen Dörfer. Der zu schwach besetzte Paß Stub wurde von den Bayern erstürmt. Ueberhaupt waren durch Chasteler viel schlechtere Vertheidigungsanstalten getroffen, als sie nachher von den Bauern allein getroffen wurden, und da er sich vollends durch das Pusterthal flüchten wollte, unter dem Vorwande, die Verbindung mit dem Erzherzog Johann herzustellen, wurde das getäuschte Landvolk wüthend und insultirte ihn zu Hall. Die Folge dieser Vernachlässigungen und Zwistigkeiten war, daß Lefebvre fast ungehindert ins Innthal vordrang und in dem Flecken Schwatz, den die Bauern herzhaft verthei-

digten, ein gräuliches Blutbad anrichtete. Die Soldaten sättigten hier ihre Rachlust, und mordeten in den erstürmten Städten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, was ihnen in der ersten Wuth vorkam. So grausam handelten die Tyroler nie. Als man den Vorschlag machte, die vielen gefangenen Bayern mit einem abgeschnittenen Ohr nach Hause zu schicken, um sie, falls sie ja wieder gegen Tyrol dienten, wieder zu erkennen, wurde diese Grausamkeit entschieden von Hofer zurückgewiesen. Aber die Wuth der Bayern ist dennoch erklärlich, wenn man bedenkt, daß die zum Scherz geneigten Tyroler sie unaufhörlich wegen ihrer gewöhnlich runden Gestalt, wegen ihrer Bierlust 2c. verspotteten, und sie nicht nur Bayerschweine, Bayerferkel nannten, sondern ihnen auch immer schon von weitem zuriefen: „Tschu, Tschu, Tschu — Natsch, Natsch." Siegestrunken zogen die Bayern weiter, umzingelten das Dorf Vomp und zündeten es unter türkischer Musik an, indem sie jeden Einwohner, der sich aus deu Flammen retten wollte, niederschossen. Es sollte ein Krieg bloß gegen Räuber seyn, daher auch Chasteler und Hormayr als chefs de brigands von Napoleon geächtet wurden. Am 19 Mai zogen Lefebvre und Wrede in Insprucк ein, und nahmen hier den alten blinden Grafen Tannenberg, den Aeltesten der Ritterschaft Tyrols, gefangen, der Wrede's Strafpredigt mit Würde beantwortete und noch in München vor dem König gleich standhaft Tyrols Rechte vertheidigte.

Chasteler benahm sich nicht gut. Alle Pässe offen lassend, wollte er nur fliehen; die Bauern baten, beschworen ihn zu bleiben, nur um sie los zu werden, versprach er es ihnen endlich, und kaum hatten sie sich zerstreut, um alle Thäler aufs neue zum Kampfe aufzubieten, so machte er sich auf und davon. Als Hofer zu ihm zurückkehren wollte und statt seiner nur noch den ebenfalls zum Abzug commandirten General Buol mit einem kleinen Theil der Truppen fand, warf er sich verzweifelnd auf ein Bett; aber sein Gefährte und Adjutant Eisenstecken erklärte sogleich, mau müsse die Soldaten um jeden Preis behalten. Die Officiere unterzeichneten eine Schrift, worin sie sich auch gegen den Willen des Generals zum Dableiben verpflichteten. Nun gab Buol nach und blieb. Hormayr suchte seinerseits damals einen Ausweg in die Schweiz.

Hofer, geleitet von dem klugen Eisenstecken, und der unvergleichliche Speckbacher riefen nun kühn alles Volk zusammen auf den Berg Isel. Die tapfern und riesenstarken Algunder führte Peter Thalguter. Neben Speckbacher trat der Kapuziner Haspinger, der Rothbart genannt, hier zum erstenmal als geschikter Anordner des Schlachtfeldes mit wahrem Feldherrntalent auf. Vom 25 bis 29 Mai wurde unaufhörlich gestritten. Lefebvre war schnell zu Napoleon abberufen worden, hatte aber 12,000 Mann unter Deroy zurückgelassen, und diese wurden vom Berg Isel mit einem Verlust von beinahe 3000 Mann zurückgeschlagen. Speckbacher verlegte ihnen bei Hall den Weg, hier kam sein zehnjähriger Sohn Anderl zu ihm, sammelte die feindlichen Kugeln in seinem Hütchen, und mußte mit Gewalt auf eine ferne Alp geführt werden, da er nicht gutwillig den Kampfplatz verlassen wollte. Deroy entkam aber, da Major Teimer, der ihn hätte in Insprucк aufhalten sollen, aus Eifersucht gegen die gemeinen Bauernanführer jetzt sehr lässig war.

Kaum war Insprucк in den Händen der Bauern, so fand sich Hormayr wieder ein und wagte es sogar, die einstweilige Forterhebung der bayerischen Steuern und Auflagen im Namen Oesterreichs zu decretiren. Chasteler kam nicht mehr wieder, Buol aber glaubte das Militärregiment übernehmen zu müssen und untersagte das Aufgebot in Masse, außer wenn er es befähle. Diese verkehrten Maßregeln hatten inzwischen bald ein Ende, da die Schlacht bei Wagram und

der Waffenstillstand von Znaym Oesterreich nöthigten Tyrol aufzugeben, worauf Buol und Hormayr sogleich abzogen.

In dieser Zwischenzeit belagerte der kecke Speckbacher die Festung Kufstein und vollbrachte Thaten unerhörten persönlichen Muthes, besuchte verkleidet den Commandanten in der Festung, löschte eine Granate mit dem Hute aus, schlich sich heimlich in die Festung und verdarb die Spritzen, schnitt die unter den Mauern liegenden Schiffe ab ꝛc. Dieser Joseph Speckbacher aus dem Innthal war ein riesenstarker offener herrlicher Gesell, der beste Schütze des Landes, dessen helles Auge auf eine halbe Stunde weit die Glocken am Halse der Rinder unterscheiden konnte. In seiner Jugend Wildschütz, war er einst beim Braten einer Gemse von vier bayerischen Jägern überfallen worden, hatte ihnen aber rasch das Schmalz der Gemse ins Gesicht gespritzt und blitzesschnell mit dem Kolben alle vier erschlagen.

Capitel 474.

Die Heldentage der Tyroler.

Jetzt erst, da die ungeschickten Helfer fort waren, zeigte sich der Heldengeist des Volkes in ungetrübter Reine.

Um Tyrol ganz sicher zu bezwingen, kam Lefebvre mit 30—40,000 Franzosen, Bayern und Sachsen herangezogen und ließ seine Heersäulen von verschiedenen Seiten zugleich in die Gebirge einbrechen. Anfangs fand er keinen Widerstand, denn die Bauern wußten nicht, in wessen Namen sie sich vertheidigen sollten, seitdem sie officiell von Oesterreich aufgegeben waren. Viele Dörfer wurden geplündert, die Rache der Soldaten begann aufs neue. Hofer ging ins höchste Gebirge und betete einsam unter öden Klippen. Der Kapuziner Haspinger aber, der unterdeß in sein Kloster zurückgekehrt war, verließ es von neuem und besprach sich mit den drei Gastwirthen Peter Kemmater, Peter Mayer und Martin Schenk; Hofer wurde aufgesucht, und gern erklärte er sich bereit, Tyrol auf eigene Hand zu vertheidigen. Eben war er unterwegs, das Aufgebot in Masse zu betreiben, als ihm Speckbacher begegnete, der nach dem Verlust des Innthals über die Berge auswandern wollte. „Auch du willst mich verlassen?“ sprach Hofer. Da schnitt es dem wackern Helden ins Herz, und er kehrte um.

Jetzt begann ein furchtbarer Widerstand. Die jungen Bauern, auf dem grünen Hut den Rosmarinstrauch der Geliebten, die alten eine Pfauenfeder, Habsburgs Abzeichen, im Arm den fernhintreffenden, seinen Mann nie fehlenden Stutzen, alle Tyroler strömten von neuem zusammen, machten sich Kanonen von Lärchenholz mit eisernen Ringen, mit denen sie sehr gut zu schießen wußten, thürmten Verhaue auf, sprengten Felsen, legten ungeheure Steinmassen auf den äußersten Rand der schroffen, die Thäler beherrschenden Berge, um sie auf den eindringenden Feind hinabzuwälzen, und lenkten die in Gebirgen gewöhnlichen Holzritzen oder aus Baumstämmen gemachten Schienen, auf denen das Bauholz ins Thal hinabgelassen zu werden pflegt, dergestalt gegen die wichtigsten Pässe und Brücken, daß sie die größten Bäume gleich Pfeilen konnten hinunterschießen lassen.

Schon war der Feind bis Sterzing vorgedrungen und suchte Brixen, den Brenner, die Communication mit Italien zu gewinnen. Im Thal der Eisack aber von Mittenwald an waren die Bauern verschanzt. Am 4 August begannen 2000 Sachsen unter General Rouyer den Kampf. Diese armen Leute wurden hier von den Franzosen eben so bloßgestellt, wie früher von den Preußen bei Jena,

und mußten ihr Blut für eine ihrer Bildung und ihrem Gemüth gleich feindselige Sache verspritzen. Zwei Compagnien und eine Abtheilung Reiter wurden unter den herabgerollten Felsen begraben, der größte Theil der übrigen erschossen, 700 gefangen. Diese gefangenen Sachsen, die man im Innern der Gebirge schlecht bewachte, flüchteten sich auf die Eisfelder der Krimmer Tauern, wurden aber von den bewaffneten Weibern und Mädchen der Tyroler eingeholt und zurückgebracht. Die übrigen französischen und bayerischen Heerhaufen hatten kein besseres Schicksal. Am 5 August wurde der Kampf noch blutiger, der Kapuziner vertheidigte die Straße nach Brixen, Speckbacher das Stilfser Joch mit unverzagtem Muthe. Eben so am 6ten. Am 7ten stieß Hofer mit frischer Mannschaft zu Speckbacher, der am 8ten die Franzosen kräftig zurückwarf. Am 9ten versuchte Lefebvre noch einmal den Kapuziner zu überwältigen, aber vergebens. Da befahl er in der Nacht einen stillen Rückzug. Aber ein leises Geräusch auf der Brücke von Runseck verrieth den wachsamen Tyrolern, was vorging, und plötzlich wälzten sie mitten in der Finsterniß der Nacht ungeheure Felsen auf die mit Flüchtlingen gefüllte Brücke und zertrümmerten Kanonen, Pferde, Menschen. Am Tage setzten die Tyroler den Fliehenden nach und brachten ihnen auf jedem Schritt noch beträchtliche Verluste bei. Lefebvre floh, um den Kugeln weniger ausgesetzt zu seyn, in einem gemeinen Soldatenrock zu Fuß unter vielen Reitern versteckt. Mit Staunen sah er, wie ein Passeyrer eine dreipfündige Kanone erbeutete und gleich auf den Achseln bergan trug, als ob es nur eine Flinte gewesen wäre. An den vielen zurückgebliebenen Verwundeten handelten die Tyroler edel und trugen sie auf ihren Schultern über die Berge.

Noch einmal setzte sich der Feind auf dem Berge Isel, aber nachdem der Kapuziner unter freiem Himmel seinem Volk Messe gelesen, griff er am 13 August rüstig wieder an. Das Gemetzel war schrecklich. Auf einem Haufen lagen 400 Bayern bloß mit Kolben erschlagen. Der Feind räumte Inspruck und ganz Tyrol in eiliger Flucht. Einer der letzten fiel Graf Arco, der rachevoll ein übelhausendes Freicorps gegen Tyrol geführt. Den siegreich nach Inspruck zurückkehrenden Bauern mußte die gefangene Regimentsmusik aufspielen. Die einzelnen bayerischen Corps, über 1000 Mann, die sich zu weit ins Ober-Innthal vorgewagt hatten, wurden abgeschnitten, getödtet oder gefangen. Ueberhaupt kamen von allen, die ins Tyrol hineingezogen waren, vielleicht nur ein Drittheil wieder heraus.

Der Sandwirth stellte sich an die Spitze der Regierung in Inspruck. In seiner Tyroler Tracht, durch einen ehrwürdigen Bart ausgezeichnet, von herkulischer Stärke, als Gastwirth, Wein- und Viehhändler im ganzen Lande bekannt, schon vor dem Aufstand im Vertrauen des österreichischen Hofes, im Aufstand selbst unverzagt, genoß er eine Verehrung, wie kein Anderer in seinem Volke. Er überhob sich nicht über Seinesgleichen, und lebte nach wie vor ganz einfach. Man schickte ihm von Seite Oesterreichs eine goldene Gnadenkette und 3000 Ducaten (das erste Geld, das die Tyroler überhaupt von Oesterreich erhielten); aber Hofer ließ sich dadurch nicht stolz machen, und man hat genug über die Naivetät gespöttelt, mit der er gerade bei dieser feierlichen Gelegenheit sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren. Neues kann ich Ihnen heute nicht melden. Ich habe freilich drei Couriere auf dem Wege, den Watscher-Hiesele, den Sirten-Seppele und den Memmele-Franz, und der Schwantz könnt schon längst da seyn, ich erwarte den Lotter alle Stund." Der wackere Mann duldete keine Plünderung, keinen Unfug, ja er wachte so streng über die Sitten, daß er gegen die nach damaliger französischer Mode halb nackt gehenden Damen folgenden Befehl erließ: „Viele meiner guten Waffenbrüder und Landesvertheidiger haben sich geärgert, daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihre Brust und Armfleisch zu wenig oder

mit durchsichtigen Hadern bedecken und also zu sündhaften Reizungen Anlaß geben, welches Gott und jedem Christlichdenkenden höchst mißfallen muß. Man hoffet, daß sie sich zur Hintanhaltung der Strafe Gottes bessern, widrigenfalls aber sich selbst zuschreiben werden, wenn sie auf eine unbeliebige Art mit — — bedeckt werden. Andere Hofer, Obercommandant in Diroll."

Capitel. 475.

Ausgang des Tyroler Kampfs. Speckbacher.

Während Hofer den Frieden im Innern handhabte, war der scharfsichtige Speckbacher rastlos thätig, die Gränzen zu sichern. Er zog rechts und links das Pinzgau und Zillerthal, wie Vorarlberg an sich, war aber gegen den Plan, bis Salzburg vorzudringen, um das Volk nicht zu sehr zu zerstreuen und von der Heimath zu entfernen. Sein ganzes Augenmerk war gegen Bayern gerichtet. Auf dieser Seite errichtete er Schanzen und machte glückliche Streifzüge. Hier kam sein Sohn Anderl, der von den Alpen entlaufen war, unvermuthet wieder zu ihm und focht fortan an seiner Seite. Im Park am Königssee, bis wohin sie streiften, schrieb er ins Fremdenbuch: Andreas Speckbacher, des Commandanten Sohn, ein Knabe von 10 Jahren, schießen kann ich, die Bayern habens schon erfahren." Aber bei Melek wurden sie von den Bayern überfallen, Speckbacher sah sich schon seiner Waffen beraubt, zu Boden geworfen, unter Kolbenstößen, die ihm einen Leibschaden zuzogen, als er sich wie rasend aufraffte, alles um sich her niederschlug und mit hundert seiner Gefährten über eine nur solchen Männern ersteigliche Felswand entkam. Sein kleiner Sohn wurde von seiner Seite gerissen und gefangen, aber der König Max Joseph ließ ihn, gerührt durch seinen Muth und seine Schönheit, zu sich kommen, tröstete ihn und gab ihm eine anständige Erziehung.

Am Schlusse des September rückte ein italienisches Heer unter Peiry von Süden her ein und bestand ein lebhaftes Gefecht in den Straßen von Trient. Im October aber zog General Drouet d'Erlon 30,000 Franzosen und Bayern gegen Inspruck zusammen. Speckbacher war überall zugegen, nahm auf dem Kemmberge ein bayerisches Bataillon gefangen und beschwor Hofer, die Pässe zu vertheidigen. Dieser aber hatte dem Priester Donay Gehör gegeben, der ihm rieth, sich auf dem Berge Isel zu verschanzen, alle andern leicht zu vertheidigenden Pässe preisgebend. Bevor es aber zum entscheidenden Kampfe kam, wurde der Friede zu Wien geschlossen, der Erzherzog Johann schrieb den Tyrolern und forderte sie dringend zur Unterwerfung auf, und Hofer fing an, auf Donay's Rath zu capituliren. Schmerzlich schrieb er an Speckbacher: „Alles ist aus, Oesterreich hat uns im Frieden vergessen." Am 8 November machte er allen Tyrolern in einem offenen Schreiben bekannt, er gebe jeden Widerstand auf. Es befand sich aber ein Herr von Kolb, ein englischer Agent, in der Nähe, der schon früher den Muth der Tyroler durch falsche Siegesnachrichten von außen angefeuert hatte. Dieser Mensch glaubte im englischen Interesse fortsetzen zu müssen, was jetzt nicht mehr im österreichischen geschehen konnte, und verkündete nicht nur neue Siegesnachrichten, den Einmarsch des Erzherzogs Johann rc., sondern verläumdete auch alle Anführer, die sich unterwerfen wollten, als seyen sie von den Franzosen bestochen. Da ließ sich Hofer in seines Herzens Einfalt überreden und fing den Kampf von neuem an. Die französischen Generale Rusca und Moreau erlitten bedeutenden Ver-

Verlust, doch drang der letztere bis nach Brixen. In der Umgegend waren die Bauern noch so muthig, daß sie den französischen Kanonen ein großes Scheunthor als Zielscheibe hinsetzten und bei jedem Schuß einen Zeiger unter possirlichen Gebärden vorspringen ließen. Allein der Wiederstand war nicht mehr allgemein, die Franzosen rückten immer zahlreicher durch alle Thäler vor, entwaffneten das Volk, das größtentheils der ersten Aufforderung Hofers getreu sich nicht mehr schlagen wollte, und nahmen die Anführer gefangen. Peter Mayer starb den Heldentod zu Botzen unerschrocken. Ueberall wurden die tapfersten Bauern erschossen oder geheult. Ein bayerischer Schriftsteller, Baur, der mit gegen die Tyroler gefochten und ein unverdächtiger Zeuge ist, bemerkt, daß alle Tyroler ohne Ausnahme furchtlos gestorben seyen.

Zuletzt noch hielt Hofer mit Peter Thalguter und den tapfern Passeyrern und Algundern am Passeyr, seiner Heimath, den zahllosen Feinden Stand, ja sie erbeuteten einen französischen Adler; doch Thalguter fiel, das Häuflein wurde zu schwach und zerstreute sich. Andreas Hofer floh in eine Hütte auf den höchsten Alpen, aber er wurde verrathen (vom Pater Donay?), bei Nacht überfallen, in Ketten nach Mantua gebracht und dort schnell erschossen. Sein Benehmen war des Führers eines solchen Heldenvolkes würdig. Er wollte sich nicht auf die Kniee niederlassen: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben." Auch duldete er nicht, daß man ihm ein Tuch um die Augen band, und er selbst commandirte den Soldaten: Feuer!

Der wackere Capuziner Haspinger entkam glücklich nach Wien, eben so der schönste Held dieses Krieges, Joseph Speckbacher, doch nur nach unerhörten Leiden und Gefahren. Ihn zu fangen, durchsuchten die Bayern schaarenweise das Gebirge, sie wollten „Riemen aus seiner Haut schneiden, wenn sie ihn fingen," so sehr dürsteten sie nach Rache. Speckbacher suchte nach Oesterreich zu entrinnen, aber schon waren im harten Winter alle Pässe verschneit, er konnte nicht weiter kommen als bis Dux. Hier kam man ihm auf die Spur, das Haus, worin er sich aufhielt, wurde von Bayern überfallen, und er konnte sich nur durch das Dach mit einem Sprunge retten, wobei er sich aufs neue verwundete. Nun irrte er 27 Tage lang in der schrecklichsten Kälte in verschneiten Wäldern umher, einst 4 Tage lang ganz ohne Speise. Endlich fand er in einem hochgelegenen Dorfe Schutz. Aber auch hierhin kamen die spähenden Bayern, und nur die Dreistigkeit, mit der er einen Schlitten auf die Schultern nahm und ihnen gerade entgegen ging, als ob er der Knecht des Hauses wäre, rettete ihn. Auch hier nicht mehr sicher, barg er sich in einer Höhle auf dem Gemshaken, aber in den ersten Tagen des Frühjahres riß ihn eine Schneelawine eine halbe Stunde weit mit sich fort ins Thal. Zwar wickelte er sich glücklich aus dem Schnee, aber er hatte ein Bein verrenkt und konnte seine Höhle nicht mehr erklimmen. Unter unsäglichen Schmerzen kroch er bis zur nächsten Hütte, und fand zwei Männer, die ihn nach Rinn in seine eigene Wohnung trugen. Hier aber lagen Bayern im Quartier, und sein getreuer Knecht Zoppel grub ihn im Stalle unter dem Bauch einer Kuh ein, und brachte ihm täglich Speise. Seine eigene Frau durfte nicht einmal etwas von seiner Anwesenheit erfahren, um sich nicht zu verrathen. So blieb er 7 Wochen eingescharrt, bis er durch die Ruhe sich von seinen Wunden so weit hergestellt fühlte, um über die jetzt im Mai vom Schnee freigewordenen höchsten Gebirgspässe zu entfliehen. Er stieg aus seinem Grabe und nahm Abschied von seinem jammernden Weibe. Ohne weiteres Unglück gelangte er nach Wien, erntete aber für seine Heldenthaten keinen Dank. Ein Gütchen, das er aus dem Reste seines eigenen

Vermögens kaufte, mußte er wieder aufgeben, weil das Geld nicht hinreichte, und er würde haben betteln müssen, wenn ihn nicht Hofers Sohn, der ein schönes Gut vom Kaiser erhielt, zum Verwalter desselben angenommen hätte.

Capitel 476.

Schill, Dörnberg und der Herzog Wilhelm von Braunschweig.

Obgleich Preußen Oesterreich in diesem Kriege nicht beistand, glühten doch viele Herzen, es zu thun. Der feurige Schill konnte sich nicht mäßigen, eilte am 28 April eigenmächtig mit seinem Husarenregiment von Berlin aus und fand allgemeinen Beifall, obgleich ein Urtheil des Kriegsgerichts seine That verdammte. Zugleich erhob sich Dörnberg in Hessen, und es war im Plan, ganz Norddeutschland zu allarmiren. Allein Schill beging den Fehler, sich nordwärts zu wenden, und so gerieth er den Dänen in die Hände, deren General Ewald ohne Auftrag, aus blindem Servilismus, sich mit den in der Nähe befindlichen Holländern vereinigte und den tapfern Schill mit überlegener Macht in Stralsund einschloß. In einem blutigen Gefecht in den Straßen der Stadt fiel der junge Held, getreu seinem Wahlspruch: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende." Die Holländer schnitten ihm den Kopf ab, setzten ihn in Weingeist und stellten ihn öffentlich in der Bibliothek zu Leyden aus, wo er noch vor einigen Jahren zu sehen war. Niemand hat ihn reclamirt. Doch das ist ja gerade das Schöne an den deutschen Helden neuerer Zeit, wie Schill, wie Speckbacher, daß sie um keinen Lohn dienten.

Dörnberg konnte sich gegen den Diensteifer der westphälischen Truppen nicht halten und mußte flüchten.

Wilhelm von Braunschweig, Sohn des unglücklichen Ferdinand, hatte sich eine sogenannte schwarze Schaar von 2000 Mann gebildet, die Todtenköpfe auf den Helmen trugen, und mit denen er seines Vaters Tod rächen wollte. In den österreichischen Dienst eingetreten, wollte er sich dem Waffenstillstand nicht fügen, sondern setzte den Kampf auf seine eigene Hand fort, und schlug sich mit unerhörter Kühnheit mitten durch die Feinde durch. Bei Halberstadt erwarteten ihn die Westphalen unter Wellingerode, er schlug sie aber trotz ihrer Ueberzahl in einer nächtlichen Schlacht auf den 30 Julius. Zwei Tage später mußte er bei Braunschweig selbst, in der Heimath seiner Väter, mit einem zehnfach überlegenen Feinde aufs neue sich herumschlagen, und entkam dennoch glücklich nach Elsfleth, wo er sich nach England einschiffte.

Im August landeten die Engländer mit 40,000 Mann auf der Insel Walchern und versuchten eine Diversion in Holland, aber Krankheiten rafften ihre Mannschaft hin, sie wagten sich nicht hervor und schifften endlich wieder zurück. Desto thätiger aber waren sie von nun an in Spanien. Hier, wo sie von einer tapfern Bevölkerung unterstützt waren, thaten die Engländer den Franzosen großen Abbruch, und in ihren Reihen fochten viele tausend Deutsche, einst geflüchtete Hannoveraner, aber auch eine Menge von Ueberläufern aus den Rheinbundtruppen, die Napoleon nach Spanien geschickt hatte.

Während des Krieges, im Junius, nahm der König von Würtemberg Besitz von Mergentheim, dem Hauptsitz des deutschen Ordens, der bisher noch nicht säcularisirt worden war. Die überraschten Einwohner sahen die neuen protestantischen Beamten nur mit Wuth und empörten sich, als die letzten und einzigen unter allen säcularisirten oder mediatisirten Reichsständen, die eine solche

Kühnheit zum Widerstande zeigten. Natürlich wurden sie mit leichter Mühe überwältigt und grausam bestraft. Sie mußten in Ketten als Galeerensträflinge an den neuen königlichen Gärten arbeiten, die man in Stuttgart anlegte. So ging der berühmte deutsche Ritterorden aus.

Das Jahr 1809 schloß mit Napoleons Triumph. Die Befreiung Deutschlands war auf allen Punkten mißlungen, die Kraft erschöpft, der Muth gebrochen, die Hoffnung wie der Traum eines Eingekerkerten verschwunden. Vergeblich hatte der Kaiser die alten Glieder des Reichs um sich versammeln wollen, vergeblich sie bei dem deutschen Namen beschworen. Seine Worte waren auf keinen guten Boden gefallen und von den Deutschen selbst bespöttelt worden. Wer darf sich wundern, daß Napoleon von nun an die Deutschen gränzenlos verachtete.

Capitel 477.

Napoleons Alleinherrschaft.

Im nächsten Jahre 1810 vereinte Napoleon Holland, als eine Anschwemmung des Rheins, mit Frankreich. Dann riß er auch noch den größten Theil Niedersachsens bis zur Ostsee, die Fürstenthümer Oldenburg, Salm und Arenberg, die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, und ein Stück vom Königreich Westphalen ab und vereinigte es mit Frankreich. Der nächste Zweck dabei war, dem an diesen Küsten, besonders von der Insel Helgoland aus, getriebenen Schleichhandel ein Ziel zu setzen. Auch ließ Napoleon alle englischen Waaren, ohne Ausnahme, mochten sie auch noch so kostbar, und mochten sie auch noch so lange schon im rechtlichen Besitz ihrer Eigenthümer seyn, auf den öffentlichen Plätzen der großen Handelsstädte Amsterdam, Hamburg &c. feierlich verbrennen, ein in der Geschichte der Cultur unerhörtes Schauspiel. Doch war dieß nicht der alleinige Zweck Napoleons bei der Besitzergreifung. Er ging offenbar darauf aus, so viele Deutsche als möglich zu Franzosen zu machen, da sie so viel Anlage zu dieser Umwandlung zeigten. Er machte es nicht anders mit den Italienern, er würde es von Danzig aus nicht anders mit den Polen gemacht haben, wenn er noch lange genug geherrscht hätte. Es lag in seiner Macht, ganz Italien, ganz Deutschland, ganz Polen sich zu unterwerfen, aber dann hätte er den Nationen dieser Länder, wenn auch nur innerhalb seines Universalreichs, ihre Integrität gewähren müssen, und das war es, was er um keinen Preis wollte. Er halbirte lieber die Nationen, und ließ den Rest Fürsten, die ihm feindlich waren, die er aber nicht fürchtete. Das Einzige, was er fürchtete, waren die Völker, ihr Patriotismus, ihre Freiheit. Wenn er sich zum deutschen Kaiser gemacht hätte, was 1809 möglich war, so würde die Einheit aller Deutschen, selbst unter fremder Herrschaft, dem Herrscher gefährlich gewesen seyn; er zog es vor, Stück für Stück Deutschland französisch zu machen, wie es einst die Römer bei ihrer Eroberung zu thun pflegten. Die Absicht, die Rheinländer und Niedersachsen ganz vom deutschen Wesen auszuschließen, lag klar am Tage. Sie erhielten französische Gesetze, französische Beamte, es durfte kein deutsches Buch mehr in ihre Gränzen eingeführt werden, ohne vorherige Erlaubniß der Polizei, und jedes Departement durfte nur eine, unmittelbar unter dem Präfecten stehende Zeitung haben.

Mit dem höchsten Glanz umgab Napoleon seinen Thron, da er am 2 April 1810 Marie Louise, die Tochter des österreichischen Kaisers, heirathete. Er that dieß, um einen Erben für sein weites Reich zu bekommen, da seine erste

Gemahlin, Josephine Beauharnois, ihm keine Kinder geboren hatte, und um sich durch Vermischung mit dem alten Blute Habsburgs in den Augen der Völker legitim und seine niedere Geburt vergessen zu machen. So sonderbar es scheint, daß der Sohn einer großen Revolution die Grundsätze derselben verläugnete, um den aristokratischen Ideen der alten Zeit zu huldigen, und daß der Herr aller übrigen Könige, der als Sieger stolz auf sie herabsah, gleichwohl sich ängstlich bemühte, von ihnen als ebenbürtig anerkannt zu werden, so war doch dieser scheinbare Widerspruch sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß Napoleon Niemand mehr haßte und fürchtete, als die freisinnigen Leute, und daß er eben daher, wie schon früher die alte Kirche, so jetzt die alte Aristokratie begünstigen und im Dienst seines Despotismus brauchen mußte. Die alten Häuser waren ihm nicht mehr gefährlich, nur die jungen Völker waren es, er suchte sich also mit den alten Dynastien gegen jene zu alliiren. Die Vermählung wurde zu Paris mit unerhörter Pracht vollzogen. Aber man sah es als ein unheilbringendes Zeichen an, daß der Ballsaal, in welchem der Fürst von Schwarzenberg als österreichischer Gesandter dem kaiserlichen Paare ein glänzendes Fest gab, während des Tanzes in Brand gerieth. Im folgenden Jahre 1811 gebar die junge Kaiserin einen Prinzen, Napoleon Franz, der in eine silberne Wiege gelegt und schon vorläufig zum König von Rom ernannt wurde, um anzudeuten, daß er einst von seinem Vater das römische Weltreich erben werde.

Oesterreich befand sich diesem Prunke des Schwiegersohns gegenüber in einer desto kümmerlicheren Lage. Durch seine so oft wiederholten Kriegsanstrengungen erschöpft, konnte der Staat seinen Verpflichtungen nicht mehr genügen, und der Finanzminister Graf Wallis setzte am 15 März 1811 die Summe von 1060 Millionen Bancozetteln auf 212 Millionen Einlösungsscheine, so wie die Zinsen aller Staatsschulden auf die Hälfte des neuen Papiergeldes herab.

Ein ungeheurer Komet, der 1811 den ganzen heißen Sommer über drohend am Himmel stand, kündete den erschrockenen Völkern einen großen Wechsel der Dinge an. Das in Spanien stromweise vergossene Blut mahnte den Welteroberer, daß es etwas in den Völkern gebe, was sich nicht entweihen lasse durch Verlockung, nicht bezwingen durch Eisen und Feuer. Hier am Willen eines großherzigen Volkes, das auch nur aus schlecht bewaffneten Bauern bestand, brach sich seine Kraft, zersplitterten seine sieggewohnten Heere. So wäre Napoleon in Deutschland unterlegen, wenn alle Deutschen Tyroler gewesen wären. Auch anderwärts erhoben sich Feinde gegen den Allmächtigen. Schweden unter Bernadotte wollte sich durch das Continentalsystem nicht länger seines Handels beraubt sehen, und noch weniger Rußland, dessen Selbstherrscher endlich einsah, Napoleon treibe nur sein Spiel mit ihm, und behalte ihn als eine letzte Beute auf. Alexander schaffte plötzlich das Continentalsystem in seinen Staaten ab und machte mit den Engländern Frieden. Schweden folgte.

Napoleon ergriff diesen Anlaß gern, um das große Rußland anzugreifen. Dieser neue Krieg, erhabener als jeder frühere, sollte ihm ein unermeßliches halbasiatisches Reich unterwerfen, und nicht nur in der Herrschaft über ganz Europa befestigen, sondern ihm auch den Weg nach dem Orient, nach Persien und Indien öffnen, um das schon in Aegypten von ihm begonnene Werk zu vollenden und Alexanders des Großen wunderbares Reich zu erneuern.

Im Frühjahre 1812 führte er eine halbe Million Männer den russischen Gränzen zu, und behielt doch noch genug zurück, um den Krieg in Spanien thätig fortzusetzen, und Frankreich, Italien, Deutschland zu bewachen. Die Deutschen mußten ihn durch ungeheure Anstrengungen unterstützen; Bayern allein lieferte ihm binnen einem Jahre 46,000 Mann, und so im Verhältniß alle Rhein-

bundstaaten. Selbst Preußen und Oesterreich mußten ihm jedes ein Heer liefern, ungerechnet die Contributionen, durch die sein Riesenheer ernährt wurde. Bevor er ins Feld zog, hielt er in Dresden eine Zusammenkunft aller deutschen Fürsten, und benahm sich gegen dieselben mit solchem Uebermuth, daß er selbst in den Herzen seiner begünstigtsten und wärmsten Anhänger einen Stachel zurückließ. Man sah Damen weinen und Männer die Lippen zusammenbeißen bei den kleinen Demüthigungen und Spöttereien, die der Gewaltige sich gegen alle die erlaubte, deren Herr er in diesem Augenblicke war. Am schmerzlichsten scheinen die Gefühle der Kaiserin von Oesterreich und des Königs von Preußen gewesen zu seyn.

Capitel 478.

Der russische Feldzug 1812.

Mit 600,000 Mann zog Napoleon aus und überschritt am 23 Junius, schon viel zu spät im Jahre, den Fluß Niemen, Rußlands Gränze. Der laue Winter von 1806/7 hatte ihn getäuscht, er glaubte, der von 1812/13 werde nicht weniger zu einem Feldzuge im Norden geeignet seyn. Die Russen wichen ihm überall aus, um ihn in die weiten Steppen ihres Landes zu locken und die rauhe Jahreszeit abzuwarten. Aber Napoleon hielt ihren Rückzug nicht für eine kluge Berechnung, sondern für Feigheit, und wagte sich auf einer ungeheuer langen und schmalen Linie tief in ein unfruchtbares unbekanntes Land, ohne seine Flanken und den Rücken gehörig zu decken; denn er ließ zur Linken Schweden, zur Rechten die Türkei liegen, und von beiden Seiten war man feindlich gegen ihn gesinnt. Er beging ferner die Unvorsichtigkeit, das preußische Hülfsheer unter York an den linken, das österreichische unter Schwarzenberg an den rechten Flügel zu stellen, statt beide zu vertheilen und unter die Franzosen zu mischen, denn er durfte bei irgend einem Unfall von diesen Hülfstruppen keine Treue erwarten, und dann waren seine Flanken verloren. Sodann trug er nicht hinlänglich Sorge für Lebensmittel, und seine Soldaten wurden häufig von Hunger oder schlechter Nahrung aufgerieben, ehe sie noch einen Feind gesehen, denn die Russen zerstörten in ihrem ohnehin armen und öden Lande alles weit und breit, wohin die Franzosen kamen. Endlich verschob er die Wiederherstellung Polens selbst da noch, als er ganz Polen schon im Besitz hatte. Dadurch erkaltete der Muth und Feuereifer des polnischen Volkes, dessen Beistand ihm in diesem Kriege von höchster Wichtigkeit seyn mußte. Napoleon erwartete alles von einem Siege, und glaubte irrig, wenn er nur erst eine Hauptschlacht gewonnen, oder eine russische Hauptstadt, Moskau oder Petersburg, erobert hätte, würde Kaiser Alexander, den er für feig hielt, um Frieden bitten.

Die Russen zogen sich unter ihrem klugen Feldherrn Barklay de Tolly immerwährend zurück, und leisteten erst in der Stadt Smolensk einigen Widerstand, am 18 August, worauf sie wieder entwichen. Napoleon zog ihnen unablässig nach, immer in der Hoffnung auf eine entscheidende Hauptschlacht oder auf die Eroberung Moskau's. Die Russen flohen aber auf allen Punkten. Endlich nachdem sie ihn bis in die Nähe von Moskau, in die Mitte ihres ungeheuren Steppenlandes, 800 Stunden von Frankreich hinweggelockt hatten, hielten sie zum erstenmal Stand an der Moskwa, einem kleine Flusse. Hier versuchten sie, wenn es möglich wäre, ihre alte heilige Hauptstadt zu retten, und den Feind früher zu verderben, wo nicht, ihn desto sicherer später in ihr Netz zu ziehen. Ihr Held Kutusow, ein Greis, führte sie an, und am 7 Sept. wurde

die mörderische Schlacht an der Moskwa geschlagen, worin Napoleon Sieger blieb, aber 40,000 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Die Russen warfen sich dann sogleich seitwärts und ließen ihm den Weg nach Moskau offen. Er betrat die unermeßliche Stadt mit ihren 295 Kirchen und 1500 Palästen, die aus einem Meer von niedern Wohnungen hervorragten, und nahm den alten Sitz der russischen Czaare in Besitz, am 14 September. Doch die ganze Stadt war verlassen, und kaum hatte sie das französische Heer in sich aufgenommen, so brach verborgenes Feuer aus den öden verschlossenen Häusern, und bald war die ungeheure Stadt eine einzige himmelhohe Flamme und lag vor Napoleons Augen in Asche. Umsonst suchten die Franzosen zu löschen. Der russische Befehlshaber von Moskau, Rostopschin, hatte vor seinem Abzuge alle Einwohner aus Moskau vertrieben und die Häuser heimlich in Brand stecken lassen.

Capitel 479.

Die Flucht aus Rußland.

Napoleon verweilte noch bis zum 19 October auf den Trümmern von Moskau, in der Hoffnung, der russische Kaiser werde sich schrecken lassen und Friede machen. Doch diese Hoffnung betrog ihn, und in dem Augenblicke, da er seinen ermatteten Soldaten Erholung und Frieden versprach, erklärten die Russen, daß sie jetzt den Krieg erst anfingen. Der Winter war im Anzug, in dem verwüsteten Moskau fand Napoleons Heer den gehofften Unterhalt nicht. Noch weiter nach Petersburg in den hohen Norden vorzudringen, war unmöglich, weil dieser Weg durch Sümpfe versperrt war, weil Napoleon das feindliche Heer im Rücken hätte lassen müssen, und weil ihn der Winter in seiner ganzen nordischen Strenge unterwegs überrascht haben würde. Da er nun weder bleiben noch weiter vorwärts dringen konnte, so war nur ein Drittes möglich — der Rückzug. Wider Willen und mit schwerem Herzen entschloß sich Napoleon endlich zu diesem schimpflichen, aber nothwendigen Schritt. Er mußte nach Litthauen und Polen zurück, um in diesen befreundeten Ländern ruhige Winterquartiere zu finden. Aber auch auf diesem Rückzuge drohten ihm tausend Gefahren. Der Schein der Flucht entmuthigte sein Heer; er zog durch gänzlich verwüstete Landstriche denselben Weg zurück, auf dem er gekommen war, und es gebrach an den nöthigsten Lebensmitteln für Menschen und Pferde; der Weg war so lang, daß man kaum hoffen konnte, Litthauen vor dem Eintritt der ärgsten Kälte zu erreichen; endlich wurde das Heer auf seinem Rückzuge von den zahlreich verstärkten Russen jetzt von allen Seiten angegriffen und verfolgt, und es stand ihm das Loos bevor, das Darius unter den Skythen, Varus unter den Germanen getroffen hatte.

Schon in den ersten Tagen des Rückzugs erlitten die Franzosen bedeutende Niederlagen durch den verfolgenden Feind, zuerst bei Jaroslawetz am 24 October, dann bei Wiasma am 3 November. Am 6 dieses Monats stellte sich plötzlich der russische Frost ein, die Pferde fielen zu Tausenden nieder, und bald auch die Menschen, die bei schlechter Nahrung und Kleidung, und unter beständigen Märschen und Gefechten der fürchterlichen Strenge des nordischen Winters erlagen. Am 17 und 18 November erlitt das Heer eine neue schreckliche Niederlage bei Krasnoy, und am 26 und 28 ward es an der Beresina zwischen mehreren russischen Armeen zusammengedrängt. Hier hätte Napoleon mit dem ganzen Rest seines Heeres leicht gefangen werden können, doch gelang es ihm, nach zwei schrecklichen Tagen, über den Fluß zu kommen, und die Russen ließen ihm ungeschickterweise den

einzigen Rettungsweg offen. Er entkam, obwohl mit ungeheurem Verlust. Sein Heer war so geschlagen und zerrüttet, daß er sich auch in Litthauen nicht mehr halten konnte. Er selbst verließ das Heer am 4 December und floh auf einem Schlitten voraus, um wenigstens seine Person zu retten und zeitig genug in Frankreich zu seyn, wo er sich aufs neue rüsten wollte. Die Trümmer der großen Armee flohen durch Polen, und wurden durch Frost, Hunger und Feindesschwert beinahe vollends aufgerieben. Von denen, die Moskau gesehen hatten, kamen vielleicht nur 20,000 davon. Die Russen sammelten auf der langen Linie der Flucht 240,000 Leichen, die übrigen waren schon früher gefallen oder gefangen. Trotz dieser unerhörten Niederlage und Vernichtung der größten und schönsten Armee, die man je gesehen, hatte dieselbe doch den Ruhm und die Ehre zu behaupten gewußt. Mit bewunderungswürdiger Treue, Klugheit und Standhaftigkeit hatten diese tapfern Soldaten das Unerträgliche geduldet und den Rettungsweg durch Wunder des Muthes sich gebahnt. Besonders heldenmüthig bewies sich der Marschall Ney, der den Nachtrab der flüchtigen Armee führte, und unter den mehr als hunderttausend Deutschen, die im Gefolge Napoleons gestritten und auf dieser schrecklichen Flucht vernichtet wurden, zeichneten sich vor allen die Bayern und die Schweizer durch ihr tapferes Beispiel, durch ihre Siege mitten in den Niederlagen aus.

Capitel 480.

Preußens Erwachen.

Während Napoleon mit dem großen Centrum seines Heeres nach Moskau und von da zurück zog, waren auch die Flügel desselben, doch minder eifrig, thätig gewesen. Die Oesterreicher unter Schwarzenberg hatten in Volhynien einen langsamen und erfolglosen Feldzug geführt, die Preußen unter York an der Ostsee die Festung Riga belagert. Als Napoleons Flucht offenkundig geworden, zog sich Schwarzenberg ins Oesterreichische zurück und nahm eine neutrale Stellung ein, York aber capitulirte, oder vielmehr er ging im eigentlichen Verstande zu den Russen über. Die Franzosen, die sich noch in Polen und Preußen befanden, warfen sich theils nach Danzig, theils nach den übrigen preußischen Festungen, die sie noch vertragsmäßig besetzt hielten. Mit ihnen flohen die Sachsen und Polen, sobald die Russen im Großherzogthum Warschau einrückten, wurden aber von diesen am 13 Februar 1813 noch bei Kalisch an der schlesischen Gränze eingeholt und geschlagen.

Der König von Preußen hatte sich von Berlin, das noch in den Händen der Franzosen war, schleunig nach Breslau begeben, und erklärte von hier aus Krieg gegen Frankreich. Er ging dem russischen Kaiser entgegen, und schloß mit ihm zu Kalisch am 28 Februar ein festes Schutz- und Trutzbündniß. Die Zeit der Rache war gekommen. Alle Preußen brannten vor Begierde, das verhaßte Joch abzuwerfen, die Schmach von 1806 zu sühnen und die alte Ehre wieder zu gewinnen. Freudig eilten sie zu den Fahnen, freudig brachten sie jedes Opfer, die tief verarmte Regierung zu unterstützen. Die ganze männliche Bevölkerung trat unter die Waffen. Man verstärkte das stehende Heer; man bildete bei jedem Regiment Schaaren von freiwilligen Jägern, den Söhnen der höhern Stände, die sich selbst ausrüsteten; man errichtete, wie in Oesterreich, neben dem stehenden Heer eine zahlreiche Landwehr, und traf sogar Anstalt, auch die zurückbleibenden Hausväter und Alten unter dem Namen des Landsturms für den

Nothfall zu bewaffnen. Zu den ungeheuren Kosten dieser Ausrüstung trug das begeisterte Volk neben den Lieferungen und Steuern durch freiwillige Beiträge so viel und reichlich bei, als nur in seinen Kräften stand. Ein stolzer Muth durchglühte alle. Glücklich wer diese schönen Tage erlebt hat! Lauter noch als 1809 in Oesterreich wurde hier von der deutschen Sache gesprochen, der große Name wurde angerufen, nur in diesem Namen durfte man hoffen, alle Deutschen gegen den Erbfeind zu waffnen. Darum lautete die berühmte Proclamation von Kalisch: „Aufruf an die Deutschen. Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Ihres Bundesgenossen, des Königs von Preußen, kündigen den Deutschen die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große und über jede Selbstsucht erhabene, und deßhalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet." Ein solcher Aufruf mußte in allen deutschen Herzen wiederklingen, und die Stimmung war überall diesseits des Rheins von der Art, daß Davoust dem Kaiser Napoleon ernsthafte Warnungen zugehen ließ. Dieser aber sagte verächtlich: „Bah, die Deutschen werden niemals Spanier werden." Mit seiner gewohnten Schnelligkeit raffte er ein frisches Heer von 300,000 Franzosen auf und schreckte den Rheinbund so, daß dieser noch einmal Tausende von Deutschen gegen Deutsche ins Feld führte, aber sie gingen nicht mehr gern, und selbst die Vaterlandsverräther wurden lau, weil sie am Glücke verzweifelten. Oesterreich hielt sich neutral.

Capitel 481.

Das Frühjahr 1813.

Ein fliegendes russisches Corps unter dem General Tettenborn war allen andern vorangeeilt und hatte sich unbemerkt an der Ostseeküste hingeschlichen. Schon am 24 März 1813 erschien es in Hamburg und trieb die französischen Behörden aus der Stadt. Die hartgedrückten, ihres Handels durch das Continentalsystem gänzlich beraubten Hamburger gaben sich dem Rausch der Freude hin, empfingen ihre Retter mit offnen Armen, stellten ihre alte Freiheit her, und bildeten sogleich eine hanseatische Schaar, die mit den Alliirten gegen Napoleon kämpfen sollte.

Unterdeß rückte die Hauptmacht der Russen unter Wittgenstein, und die Preußen unter dem alten General Blücher in Sachsen ein, und besetzten Dresden am 27 März. Blücher wurde der Oberfeldherr der Preußen, ihn verehrte, ihn liebte alles wegen seines tapfern Muthes in den frühern Kriegen, und wegen seiner väterlichen Liebe zum gemeinen Mann. Er war der Held des Volks, der Abgott der Soldaten. Das Heer rückte bis in die schlachtenberühmte Ebene von Leipzig vor. Die erste Schlacht wurde bei Lützen und dem Dorf Groß-Görschen am 2 Mai geschlagen, aber trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der jungen preußischen Krieger trug Napoleon durch seine große Uebermacht den Sieg davon. Die Alliirten zogen sich indeß in guter Ordnung über die Elbe zurück, und hielten in der Gegend von Bautzen wieder Stand, nachdem sie einige Verstärkungen an sich gezogen. Aber auch zu Napoleon waren wieder frische Rheinbundstruppen gestoßen, und er siegte zum zweitenmal in den blutigen Schlachten am 19, 20 und 21 Mai. Diese Siege waren aber nicht von der Art, wie sie Na-

poleon

poleon früher erfochten. Die Alliirten wurden nur nach der tapfersten Gegenwehr zurückgedrängt, sie flohen nicht, zerstreuten sich nicht, sondern zogen sich in geschlossenen Colonnen und unter beständigen Gefechten zurück. Der französische Vortrapp unter Maison, der den Alliirten auf dem Fuße folgte, wurde von der preußischen Reiterei bei Heinau durch plötzlichen Ueberfall beinahe vernichtet. Die Hauptmacht der Russen und Preußen zog sich aber, sobald sie Schlesien wieder betreten hatte, seitwärts ans Riesengebirge und hinter die Festung Schweidnitz zurück. In dieser starken Stellung war sie nicht leicht anzugreifen, und zugleich war sie an der böhmischen Gränze den Oesterreichern nahe, um mit ihnen unterhandeln, und sich mit ihnen verbinden zu können. Die ganze Ebene von Schlesien stand den Franzosen offen, und wirklich rückten sie schon am 1 Junius in Breslau ein. Auch Berlin war nur durch ein verhältnißmäßig schwaches Heer unter General Bülow gedeckt, der zwar den französischen Marschall Oudinot in den Gefechten von Hoyerswerda und Luckau in Schranken gehalten hatte, aber nicht im Stande gewesen wäre, Napoleons Hauptmacht zu widerstehn, wenn es diesem eingefallen wäre, über Berlin nach Polen zu gehen. Napoleon wagte jedoch nicht, von diesen Vortheilen Gebrauch zu machen. Um Preußen und Polen wegzunehmen, wozu ihm der Weg offen stand, hätte er die Hauptmacht der Alliirten und die Oesterreicher, die sich noch immer nicht entschieden hatten, in seiner linken Flanke zurücklassen müssen, und sie hätten ihm leicht den Rückweg abschneiden können. Auch waren seine größtentheils jungen Truppen erschöpft, und er hatte noch nicht alle Verstärkungen an sich gezogen. In seinem Rücken schwärmten kühne Parteigänger, Tettenborn, die hanseatische Legion, Czernitschef, der bei Halberstadt ein glückliches Gefecht bestand, und die schwarze Schaar der Preußen unter Lützow. Napoleon drang also nicht vor, er blieb stehn und wünschte einen Waffenstillstand, sich in die gehörige Verfassung zu setzen, und besonders um die Entscheidung Oesterreichs abzuwarten. Die Alliirten hatten gleiche Ursache, den Waffenstillstand zu wünschen, da auch sie noch nicht vollständig gerüstet waren, und da ihnen Oesterreichs Entscheidung eben so wichtig war.

Capitel 482.

Der Waffenstillstand.

In diesem berühmten Waffenstillstand, der am 4 Junius in dem Dorfe Poischwitz geschlossen wurde, sollte das Schicksal Europa's entschieden werden. Wer die stärkste Rüstung machen konnte, wem Oesterreich beitrat, dessen Partei mußte durch die Uebermacht und durch den größern Muth den Sieg davon tragen.

Napoleon besaß noch eine furchtbare Macht, er hatte von Neuem gesiegt, die Schmach der russischen Flucht schon wieder ausgesühnt, er stand wieder als der unüberwindliche Feldherr auf demselben deutschen Boden, der erst einmal, bei Aspern, seine Niederlage gesehn. Die Franzosen schöpften neuen Muth und waren ihrem Herrn blind ergeben. Italien und Dänemark gehorchten ihm. Auch der Rheinbund blieb ihm treu, und gab ihm einen neuen Beweis davon. Das Lützow'sche Freicorps wurde mitten im Waffenstillstand von den Würtembergern unter Normann bei Kitzen an der Elbe mit großer Uebermacht überfallen und niedergehauen. Damals hieben Deutsche noch auf Deutsche ohne alle Idee des gemeinsamen Vaterlandes ein. Auch der König von Sachsen hielt treu zu Napoleon, und die Polen strengten ihre letzte Kraft an, ihm zu helfen. Poniatowsky zog mit einem polnischen Heer, das außerdem abgeschnitten gewesen wäre,

durch Böhmen zu Napoleon, was Oesterreich gestattete. Man zweifelte daher zu Anfang des Waffenstillstandes nicht, daß der Kaiser von Oesterreich sich zuletzt doch für seinen Schwiegersohn Napoleon erklären würde, besonders da dieser ihm große Versprechungen machte, und ihm unter andern Schlesien anbot.

Die Alliirten gewannen indeß durch den Waffenstillstand noch mehr. Die Russen hatten Zeit, ihre entfernten Truppen an sich zu ziehn, die Preußen rüsteten vollends ihre zahlreichen Landwehren aus, und auch die Schweden zogen zu ihrem Beistand herbei. Bernadotte, der neue schwedische Kronprinz, landete schon am 18 Mai in Pommern, und rückte mit seinem Heer ins Brandenburgische, um in Verein mit Bülow Berlin zu decken. An der Ostsee aber wurde unter Wallmoden in englischem Solde ein deutsches Hülfsheer gebildet. Hamburg war indeß nicht zu retten. Tettenborn war mit seiner flüchtigen Schaar nicht im Stande, diese Stadt zu decken, sie wurde von den Franzosen unter Davoust und von den Dänen besetzt, und nun traf sie die schrecklichste Rache. Davoust forderte 48 Millionen Franken Contribution, plünderte die Stadt systematisch aus, und schuf sie in eine Festung um, wobei die angesehensten Einwohner persönlich unter harten Mißhandlungen graben und schanzen mußten.

Oesterreich eröffnete einen Friedenscongreß zu Prag, um die Ruhe Europa's auf dem Wege der Unterhandlungen herzustellen. Aber Napoleon wollte durchaus auch der billigsten Forderung nicht nachgeben. Er fühlte, daß er alles erhalten oder alles verlieren müsse. Noch behielt er den ganzen Stolz und die Sprache des Weltbeherrschers bei und erklärte, daß er von seinem Reich auch nicht ein Dorf abtreten würde. Da nun Oesterreich sah, daß es von Napoleon, falls er siege, nach wie vor mißhandelt werden würde, so konnte es die Wiederherstellung seiner alten Größe nur von der Bekämpfung Napoleons erwarten. Trotz dessen Vermählung mit Marie Louise, war Oesterreich, wie es sich namentlich bei der Zusammenkunft in Dresden gezeigt hatte, bloß als Vasall Frankreichs behandelt worden, und der herrische Charakter Napoleons gewährte dem alten Kaiserhause keinerlei Garantie. Erhielt es auch Schlesien, so war es nicht sicher, es im nächsten Jahre nicht wieder an Napoleon abtreten zu müssen. Es erklärte sich also, nachdem es unter dem Schutze der Neutralität ruhig seine großen Rüstungen vollendet hatte, gegen Napoleon, und zwar, wie das Manifest ausdrücklich sagte, im deutschen Nationalinteresse, zufolge des deutschen Nationalwillens: „Allenthalben, heißt es darin, eilten die ungeduldigen Wünsche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierungen zuvor. Von allen Seiten schlug der Drang nach Unabhängigkeit unter eigenen Gesetzen, das Gefühl gekränkter Nationalehre, die Erbitterung gegen schwer gemißbrauchte fremde Obergewalt in helle Flammen auf. Se. Majestät der Kaiser, zu einsichtsvoll, um diese Wendung der Dinge nicht als die natürliche und nothwendige Folge einer vorhergegangenen gewaltsamen Ueberspannung, und zu gerecht, um sie mit Unwillen zu betrachten, hatten Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet, wie Sie durch reiflich überdachte und glücklich combinirte Maßregeln für das wahre und bleibende Interesse des europäischen Gemeinwesens benutzt werden könnten." Dieser Entschluß Oesterreichs erfolgte zwei Tage nach dem Ende des Waffenstillstandes, am 12 August 1813.

Capitel 483.

Der Entscheidungskampf.

Napoleons Hauptmacht von ungefähr 350,000 Mann war in der Gegend von Dresden concentrirt, und er theilte dieselbe in drei Theile; mit dem stärksten drang er selbst in Schlesien vor, den zweiten führte Oudinot gegen Berlin und der dritte blieb in Dresden zurück, die österreichische Gränze zu hüten. Außerdem drang Davoust mit seinem Heer von Hamburg gegen Mecklenburg vor, ein starkes bayerisches Heer unter Wrede schickte sich an, in Oesterreich einzufallen, der Vicekönig Eugen deckte mit bedeutender Macht Italien und eine ansehnliche französische Armee stand noch in Spanien. Endlich hatte Napoleon noch Danzig und fast alle Festungen an der Oder und Elbe. Die Alliirten dagegen zogen ihre Hauptmacht zu Prag zusammen. Hier vereinigten sich die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen in Person. Hier stand das große Heer der Oesterreicher unter Schwarzenberg, der Russen unter Barklay de Tolly und Wittgenstein, und ein Theil der Preußen unter Kleist. Auch der berühmte General Moreau war aus Nordamerika herbeigeeilt, wo er bisher verborgen gelebt, und wollte den Tyrannen Frankreichs bekämpfen helfen. Dieses große Heer sollte Dresden angreifen. Ein zweites Heer, das größtentheils aus Preußen und namentlich aus schlesischen Landwehren bestand, drang unter dem alten Blücher aus Schlesien selbst vor. Das dritte Heer unter dem Kronprinzen von Schweden und Bülow, bei welchem sich die tapfern pommerschen und märkischen Landwehren befanden, sollte Berlin gegen Oudinot decken. Gegen Davoust stand Wallmoden, gegen Wrede ein österreichisches Corps. In Italien standen ebenfalls Oesterreicher unter Hiller, dem Vicekönig gegenüber, und in Spanien drängte Wellington an der Spitze der Engländer und Spanier die Franzosen überall zurück. Man hat ausgerechnet, daß die gesammte Macht der Alliirten beinahe eine Million Krieger betrug. Napoleon hatte die Hälfte weniger, doch seine Macht war concentrirt, und sein überlegnes Feldherrntalent schien die Uebermacht seiner zahlreichen, aber minder geschickten Gegner aufzuwiegen.

Im Monat August brach das Ungewitter des Krieges auf allen Punkten los, und die beiden Hälften Europa's maßen sich noch einmal im furchtbaren Entscheidungskampfe. Um diese Zeit wurde ganz Norddeutschland von wochenlangem Regen und heftigen Stürmen heimgesucht, wie bei der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde. Die Elemente selbst schienen sich gegen Napoleon aufzuregen, wie früher schon in Rußland. Dort starben seine Helden im Schnee, hier blieben sie im feuchten Boden stecken und ertranken in den angeschwollenen Flüssen. Mitten im Toben der Elemente wurden auf allen Punkten mörderische Schlachten geliefert, wobei das Bajonet und die Kolbe das Meiste thun mußten, weil der Regen häufig die Gewehre naß machte und am Schießen hinderte. Das erste rühmliche Gefecht bestand Wallmoden am 21 August bei Vellahn gegen Davoust, worauf dieser sich zurückzog. Am 23 griff Oudinot die Schweden und Preußen in der Nähe von Berlin bei Groß-Beeren, auf dem alten schwedischen Schlachtfelde von Wittstock an. Aber schon die Tapferkeit der preußischen Landwehren, die mit dem Bajonet angriffen, reichte hin, ihn zu werfen, ohne daß die Schweden thätig ins Gefecht kamen. Oudinot floh und ließ 18,000 Gefangne zurück. Zu derselben Zeit war Napoleon mit seiner Hauptmacht nach Schlesien aufgebrochen, aber Blücher zog sich schlau zurück, um ihn von Dresden wegzulocken, was unterdeß von der Hauptmacht der Alliirten genommen werden sollte. Sobald Napoleon diese List merkte und zugleich erfuhr,

daß die Alliirten schon aus dem Erzgebirge gegen Dresden vorrückten, ging er so rasch als möglich mit dem größten Theil seines Heeres dahin zurück, und ließ den Marschall Macdonald gegen Blücher stehn. Unterdeß hätten die Alliirten sich vielleicht Dresdens schon bemächtigen können, wenn sie mehr geeilt wären, doch Napoleon kam ihnen zuvor, und schlug sie in einer zweitägigen Schlacht unter den Mauern von Dresden am 26 und 27 August zurück. Bei dieser Gelegenheit fiel der unglückliche Moreau. Die Alliirten mußten sich bei schrecklichem Wetter und grundlosen Wegen in die böhmischen Gebirge zurückziehn. Aber zu der gleichen Zeit am 26 erfocht Blücher in Schlesien den glänzendsten Sieg. Nachdem er Macdonald über die Katzbach und wüthende Neisse gelockt, warf er ihn in einer der blutigsten Schlachten dieses Krieges in die vom Regen hochgeschwollnen Flüsse zurück. Viele tausend Franzosen ertranken oder fielen unter den Bajonetten und Kolben der schlesischen Landwehr. Das Schlachtfeld war dasselbe, wo einst die Schlesier über die Tartarn gesiegt hatten, und noch stand das Kloster Wahlstadt, das zum Andenken jener Heldentage gestiftet worden. Blücher wurde daher zu einem Fürsten von der Wahlstadt erhoben, seine Soldaten aber nannten ihn den Marschall Vorwärts, weil er sie mit diesem Ruf unwiderstehlich zum Siege geführt. Macdonald floh nach dieser schrecklichen Niederlage mit den wenigen Resten seines Heeres nach Dresden. Zwei Tage später erlitt Napoleon einen neuen nicht minder großen Verlust. Er hatte den General Vandamme mit 20 — 30,000 Mann in die Engpässe des böhmischen Gebirges ausgeschickt, die fliehenden Alliirten zu umgehen, aber dieser General fiel selbst in den Hinterhalt. Der tapfre Russe Ostermann widerstand ihm mit 8000 Mann einen ganzen Tag lang, den 28 August, bis die Russen und Oesterreicher vom Hauptheer herbei kamen, und die Franzosen im Thale von Kulm einschlossen. Vandamme hatte nur noch einen Weg der Rettung offen, über eine noch unbesetzte Höhe, zufällig aber erschienen in dem Augenblicke, da er fliehen wollte, die Preußen unter Kleist auf derselben Anhöhe. Nur ein kleiner Theil der Franzosen schlug sich tapfer durch, die Mehrzahl und Vandamme selbst wurde gefangen, am 29 August. Mittlerweile waren auch der Kronprinz von Schweden und Bülow hinter dem fliehenden Oudinot weiter gegen die Elbe vorgedrungen. Napoleon schickte ihnen den tapfern Ney mit einem frischen Heer entgegen, aber sie schlugen ihn, wie seinen Vorgänger, bei Dennewitz auf's Haupt, am 6 September. Auch hier thaten wieder die Preußen das Meiste, Bülow und Thauenzien hielten mit 20,000 Mann das ganze Heer der Franzosen von 70,000 Mann viele Stunden lang auf, bis die Schweden und Russen herbeikamen und den Sieg vollendeten. Am 16 September schlug auch Wallmoden einen Theil des Heeres von Davoust an der Görde, und am 30 drang Czernitschef in Cassel ein, und jagte den König Hieronymus davon.

Capitel 484.

Die Schlacht bei Leipzig.

Von allen Seiten waren Napoleons Generale mit ungeheuerm Verlust nach Dresden zurückgeworfen worden, und von allen Seiten zogen jetzt die Alliirten heran, diesen festen Punkt einzuschließen. Napoleon manövrirte bis zu Anfang des Octobers, um gegen Schwarzenberg und Blücher noch einen glücklichen Handstreich auszuführen, doch die Alliirten waren auf ihrer Huth, und er mußte die ausgeschickten Truppen immer wieder nach Dresden zurückziehen. Endlich blieb ihm nichts übrig, als der Rückzug, da der Kronprinz von Schweden und Blücher

schon Miene machten, seine Stellung zu umgehen, und ihn vom Rhein abzuschneiden. Er verließ Dresden am 7 October und sammelte seine noch übrigen Streitkräfte in der großen Ebne von Leipzig, um hier noch eine Hauptschlacht zu liefern. Schon aber hatte sein Unglück seine bisherigen Freunde wankend gemacht. Der König von Bayern erklärte sich am 8 October gegen ihn, und das bayerische Heer unter Wrede wurde mit dem österreichischen, das es bekämpfen sollte, vereinigt und an den Main geschickt, um Napoleon den Rückweg abzuschneiden. Dieser Abfall wurde noch vor der Schlacht im französischen Heer bekannt, und machte nun auch die Treue der übrigen Rheinbundstruppen wankend.

Napoleon stellte sein Heer in einem weiten Umkreis um die Stadt Leipzig auf, die er in eine Festung umgewandelt hatte. Am 16 October rückten die Alliirten in einem großen Halbmond heran, worin sich jedoch noch bedeutende Lücken befanden, da der Kronprinz von Schweden, und zwei frische Heere, ein russisches unter Benningsen, ein österreichisches unter Colloredo, noch entfernt waren. Doch begann die Schlacht schon an diesem Tage. Auf dem linken Flügel behauptete Napoleon siegreich das Feld gegen Schwarzenberg, auf dem rechten aber siegte Blücher bei Möckern mit seiner gewohnten Tapferkeit. Am 17 standen die Heere sich ruhig gegenüber, und an diesem Tage rückten die fehlenden Heeresmassen, der Kronprinz, Benningsen und Colloredo in die Lücken des alliirten Heeres ein, das nun beinahe doppelt so zahlreich war, als das französische, welches nur noch 150,000 Mann zählte. Am 18 begann von allen Seiten der wüthendste Kampf. Napoleon zeigte sich seiner Feldherrngröße würdig, und hielt den schrecklichen Andrang der an Zahl weit überlegnen und begeisterten Alliirten lange mit der größten Geschicklichkeit auf, doch zuletzt erlag er ihrem Heldenmuth und ihrer Uebermacht und dem Abfall in seinem eignen Heere. Mitten in der Schlacht gingen die Sachsen, troß dem Befehl ihres Königs, zu den Alliirten über, und kehrten die Waffen sogleich gegen die Franzosen. Diesem Beispiel folgten auch die Würtemberger unter Normann. Am Abend dieses furchtbaren Schlachttages wurden die Franzosen bis dicht unter die Mauern von Leipzig zurückgedrängt, und Napoleon befahl noch vor Nacht den Rückzug. Um diesen aber zu decken, begann er am 19 des Morgens die Schlacht von neuem, und opferte einige seiner Armeecorps im ungleichen Kampf auf, um die Uebrigen zu retten. Allein er hatte den Fehler begangen, nur Eine Brücke über die Elster offen zu lassen, so daß die Flucht auf derselben nicht schnell genug vor sich ging. Leipzig wurde von den Preußen gestürmt, und während der Nachtrapp der Franzosen noch diesseits der Brücke kämpfte, zündete ein französischer Unterofficier diese einzige Brücke aus Mißverstand an. Jetzt fiel alles, was sich nicht durch Schwimmen retten konnte, den Alliirten in die Hände. Der tapfere Poniatowsky ertrank in der Elster. Unter den vielen Gefangenen befand sich auch der König vou Sachsen, der Napoleon bis zum letzten Augenblick treu geblieben war. Der Verlust in dieser viertägigen Schlacht, in welcher beinahe alle Völker Europa's gegen einander kämpften, war von beiden Seiten ungeheuer. Man rechnete auf jeder 40,000 Todte. Die unglücklichen Verwundeten lagen noch lange verblutend, verhungernd, in den kalten Octobernächten auf dem Schlachtfelde, denn es war nicht möglich, schnell genug für sie alle Lazarethe einzurichten. Napoleon floh mit dem Rest seiner Truppen in wilder Eile, aber bei Freiburg an der Unstrut holten ihn die Verfolger ein, und hier gab es auf der Brücke eine Scene wie an der Beresina. Die Flüchtigen stemmten sich in eine dichte Masse, in welche die preußischen Kugeln einschlugen. Hier verloren die Franzosen noch 10 Kanonen. Bei Hanau lauerte Wrede mit den Bayern seinem ehemaligen Gönner auf (denn er war Napoleons Liebling gewesen), und er hätte ihn vernichten können, wenn er den Paß

bei Gelnhausen besetzt hätte, so aber warf ihn Napoleon zorngrimmig auf die Seite, schlug sich glücklich durch, am 20 October, und brachte noch 70,000 Mann über den Rhein. Am 9 November wurden die letzten Franzosen bei Hochheim geschlagen und nach Mainz zurückgeworfen.

So war im November dieses denkwürdigen Jahres ganz Deutschland bis an den Rhein von den Franzosen gesäubert. Nur in den Festungen hielten sie sich noch. Hier waren noch über 100,000 Mann eingesperrt, die jetzt, von Frankreich abgeschnitten, nach und nach sich ergeben mußten. Schon im October nahmen die Alliirten Bremen weg, im November Stettin, Zamosk, Modlin und die beiden wichtigen Punkte Dresden und Danzig. Im December fielen Lübeck und Torgau, im Anfange des Jahres 1814 bis zum April auch Wittenberg, Cüstrin und Glogau. Doch waren damals immer noch die wichtigen Festungen Magdeburg, Erfurt und Würzburg in den Händen der Franzosen und auch in Hamburg herrschte noch Davoust.

Capitel 485.

Napoleons Sturz.

Nachdem Napoleon über den Rhein gejagt war, fiel nicht nur der ganze Rheinbund von ihm ab, sondern auch Holland, die Schweiz und Italien. Die deutschen Rheinbundfürsten folgten alle dem Beispiel Bayerns und vereinigten ihre Truppen mit denen der Alliirten. Hieronymus war geflohen, das Königreich Westphalen aufgelöst, und die vertriebenen Fürsten von Hessen, Braunschweig, Oldenburg kehrten in ihre Länder zurück. Die Holländer benutzten den glücklichen Augenblick und empörten sich unter dem Beistand der preußischen Nordarmee, die Bülow befehligte, schon am 15 November 1813. Der Kronprinz von Schweden ging von dieser Armee ab, um die Dänen anzugreifen, und ihnen Norwegen zu entreißen, womit er für den Verlust von Finnland entschädigt wurde. Die Schweizer hätten gern ihre Neutralität gerettet, aber die Hauptarmee der Alliirten unter Schwarzenberg stand drohend an ihren Gränzen, und sie mußten derselben den Durchzug nach dem südlichen Frankreich gestatten. Endlich schloß sich auch der König von Neapel, Mürat, an die Alliirten an, weil er sonst sein Land zu verlieren fürchtete. Nur der Vicekönig Eugen hielt in Oberitalien noch die goldnen Adler Napoleons aufrecht, mühsam gegen Hiller sich wehrend.

Als die Alliirten im Begriff waren, das französische Gebiet zu betreten, erklärten sie feierlich, sie hätten keine Feindschaft mit der französischen Nation, sondern nur mit Napoleon. Durch diese Großmuth hofften sie ihr Wohlwollen gegen die Völker zu erkennen zu geben, und insbesondere die Franzosen selbst gegen ihren Tyrannen einzunehmen. Aber die Franzosen hielten auch nach so großem Unglück immer noch treu zu Napoleon und opferten alles einem Manne, der sie zur ersten Nation in der Welt gemacht hatte. Sie strömten von neuem schaarenweis zu seinen Adlern, ihren Liebling und den vaterländischen Boden zu vertheidigen.

Die Alliirten drangen von vier Seiten zugleich in Frankreich ein, von Holland her Bülow, von Koblenz Blücher und von der Schweiz her die Hauptmacht unter Schwarzenberg, bei welcher sich auch wieder die Monarchen befanden. Diese drei Heere hatten die Absicht, in der Ebne zwischen der Seine, Oise, Aube und Marne sich zu vereinigen, und von da mit gesammter Macht nach Paris vorzudringen. Ein viertes Heer von Engländern und Spaniern hatte bereits die Pyrenäen überschritten, und drang von dort aus immer weiter auf französischem



Boden vorwärts. Mitten im Kampfe setzte man einen neuen Congreß zu Chatillon nieder, um wo möglich noch ferneres Blutvergießen zu vermeiden. Man bot Napoleon jetzt noch das ganze alte Frankreich an, wenn er sich damit begnügen und Frieden halten wolle. Aber er wollte keinen Fußbreit Landes opfern und alles oder nichts verlieren.

Die Armeen drangen vor und Blücher bestand den ersten Kampf bei Rothière und Brienne, am 29 Januar und 1 Februar. Er behielt den Sieg und rückte voll Eifer etwas zu schnell und unvorsichtig an der Marne vorwärts, während die große Armee an der Seine hinzog. Da warf sich Napoleon in ihre Mitte und fiel zuerst über Blücher her, der schon bis Montmirail vorgedrungen war, jetzt aber mit ansehnlichem Verlust zurückgeschlagen wurde, seit dem 14 Februar. Als Napoleon das schlesische Heer zurückgeworfen, fiel er sogleich mit seiner ganzen Macht auch über Schwarzenberg her, und trieb die Hauptmacht der Alliirten gleichfalls zurück. Den Rückzug derselben deckte der Kronprinz von Würtemberg, der am 18 Februar bei Montereau mit großer Tapferkeit den nachdringenden Feind aufhielt. Unterdeß aber vereinigte sich Blücher mit der Nordarmee unter Bülow, und wurde dadurch stark genug, um Napoleon in einer zweitägigen Schlacht bei Laon, am 9 und 10 März, zu schlagen. Nach diesem glänzenden Siege vereinigte er sich nun auch mit der Hauptarmee, und in einer neuen großen Schlacht bei Arcis sur Aube am 20 März wurde Napoleon nochmals mit vereinigten Kräften glücklich bekämpft. Darauf entschloß sich Napoleon zu einer kühnen Kriegslist. Er warf sich in den Rücken der verbündeten Armeen bei Troyes und hoffte sie dadurch abzuschneiden, und wo möglich gänzlich zu vernichten. Die Alliirten aber waren noch klüger, denn ohne sich um Napoleon weiter zu bekümmern, ließen sie ihn hinter sich, und eilten mit fliegenden Fahnen nach Paris, überzeugt, daß der Besitz dieser Stadt den ganzen Krieg entscheiden müsse. Sie fanden auf ihrem Wege nur die Marschälle Marmont und Mortier, schlugen sie aber bei la Fere Champenoise zurück, dann nochmals unter den Mauern von Paris, erstürmten am 30 März den Montmartre, und zogen schon am 31 als Sieger in Paris ein. Napoleon erfuhr mit Schrecken den Zug der Verbündeten nach dieser Stadt, da er gehofft hatte, sie würden es nicht wagen, ihn im Rücken zu lassen. Er eilte ihnen nach, kam aber zu spät. Paris, sein eigner Staatsrath, ja selbst ein Theil des Heeres fiel von ihm ab. Er sah sich gezwungen, am 10 April zu Fontainebleau die französische Kaiserkrone niederzulegen, worauf er sich nach der Insel Elba an der italienischen Küste begab, die ihm zum Eigenthum und Aufenthaltsort angewiesen wurde. Das alte französische Königreich wurde wieder hergestellt, und Ludwig XVIII zog am 4 Mai in Paris als König ein.

Capitel 486.

Der Wiener Congreß.

Am 30 Mai 1814 wurde zu Paris der Frieden geschlossen. Die Alliirten hätten jetzt den Franzosen alles Geraubte wieder entreißen und furchtbar sich rächen können, aber sie thaten es nicht. Dem gebildeten Geiste dieser Nation huldigend, lebten sie nur als höfliche Gäste zu Paris. Die aus Deutschland geraubten Kunstwerke blieben in Paris, ja man forderte nicht einmal Contributionen zur Entschädigung der Kriegskosten und der früher erlittenen Plünderungen. Ja Frankreich behielt sogar alle die deutschen Länder, die es am 1 Januar 1792 besessen hatte,

also auch Straßburg, das ganze Elsaß und Lothringen. Für Deutschland sollte also trotz so ungeheurer Opfer nichts gewonnen seyn, Frankreich sollte, obgleich total von den Deutschen besiegt, dennoch nach wie vor über Deutsche herrschen dürfen und deutsche Provinzen behalten, die es auf die ungerechteste Weise sich angemaßt hatte. Straßburg sollte als französische Festung nach wie vor den Deutschen wie eine Faust aufs Auge gesetzt seyn. Aber Rußland unterstützte desfalls die Ansprüche Frankreichs. Rußland hatte die Politik von Erfurt nur aufgegeben, weil ihm Napoleon über den Kopf wuchs, es nahm sie sogleich wieder auf, als es sich Frankreich übergeordnet sah. Es konnte und kann unter allen Umständen mit Frankreich nur darin einverstanden seyn, die Einheit Deutschlands und die Wiederherstellung seiner vorigen Größe zu hindern. Auch die Rheinbundstaaten schlossen sich dieser Politik an, weil sie sich dadurch allein die Erwerbungen und Souverainetätsrechte, die sie von Napoleon erhalten hatten, sichern konnten. Preußen und Oesterreich konnten sich unter diesen Umständen nur selbst arrondiren, und so kam es natürlich zu der sogenannten Wiedergeburt Deutschlands nicht, sondern nur zu einer neuen Vertheilung. Die Klagen der deutschen Patrioten, die am geistreichsten Görres in seinem rheinischen Mercur vertrat, waren in Grunde ungerecht. Das Interesse der Fürsten ließ sich mit dem Traume eines neuen Reichs durchaus nicht vereinigen. Welcher Souverain hätte dem andern gehorchen, und wer hätte am Ende bei der Rivalität Preußens und Oesterreichs der Kaiser werden sollen? Die Sache war, trotz aller gutgemeinten Vorschläge, vollkommen unpraktisch. Das Volk selbst nahm keinen Theil an den Unterhandlungen und wollte keinen nehmen; es überließ den Fürsten alles, voll des uneingeschränktesten Zutrauens, und war seinen Fürsten zu keiner Zeit ergebener, als gerade damals.

Von Paris begaben sich die gekrönten Häupter und die siegreichen Feldherren im Junius nach London, um einen Besuch bei den Engländern, ihren ältesten und treuesten Bundesgenossen, abzustatten. Gegen den Herbst aber vereinigten sie sich alle zu einem großen europäischen Congreß in Wien, auf welchem alle noch streitigen Punkte beseitigt und eine neue Ordnung in ganz Europa hergestellt werden sollte. Bei diesem Congresse, der im November zu Wien eröffnet wurde, waren persönlich gegenwärtig die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern, Würtemberg, und die meisten kleinen deutschen Fürsten, von allen übrigen Mächten aber außerordentliche Gesandte. Die größten Staatsmänner der damaligen Zeit waren hier beisammen, darunter der österreichische Minister Metternich, die preußischen Hardenberg und Humboldt, die englischen Castlereagh und Wellington, der russische Nesselrode, die französischen Talleyrand und Dalberg, der holländische Gagern, der dänische Bernstorf, der bayerische Wrede ꝛc. Die Unterhandlungen waren von der größten Wichtigkeit, denn obgleich einer der schwierigsten Punkte, die neue Anordnung in Frankreich, schon erledigt war, so blieben doch noch sehr verwickelte Fälle zu entscheiden übrig. Talleyrand, der unter allen Regierungen gedient, unter der Republik, unter dem Usurpator Napoleon, und jetzt wieder unter den Bourbons und den mit ihnen zurückgekehrten Jesuiten, dieser alte diabolische Talleyrand durfte es wagen, als Repräsentant der Franzosen, also gerade des schuldigen, besiegten und zu bestrafenden Volkes, den Siegern seinen Rath zu geben, die Saat der Zwietracht unter ihnen auszusäen. Um Preußen, das sich damals auf seine unermeßliche Popularität stützte, zu neutralisiren, erregte er neue Besorgnisse vor den Völkern, und erfand das Stichwort Legitimität, welches die Parole des Jahrhunderts wurde. Preußen wollte Sachsen, Sachsen hatte aber schon einen legitimen Herrn. Preußen berief sich auf sein Verdienst um Deutschland, auf seine

seine großen Opfer, auf seine Macht in der Meinung, aber diese Meinung wurde verdächtigt. So ging der Same der Zwietracht schnell auf, und am 3 Januar 1815 kam bereits ein geheimes Bündniß gegen Preußen zu Stande, um diesen Staat, der Alles für Deutschlands Ehre aufgeopfert hatte, wieder zu demüthigen, um die von ihm gewünschten Anordnungen in Norddeutschland zu verhindern, und die patriotische Erhitzung der deutschen Idealisten und Enthusiasten abzukühlen.

Capitel 487.

Napoleons Wiederkehr und Ende.

Die Streitigkeiten auf dem Congreß belebten Napoleons Muth. Er besaß in Frankreich noch einen ungeheuern Anhang, beinahe das ganze Volk war ihm noch blind ergeben, und eine weit umfassende Verschwörung arbeitete im Verborgenen, ihn auf den Kaiserthron zurückzuführen. Napoleon verließ sein Eiland und landete am 1 März 1815 wieder an der französischen Küste. Er hatte nur 1500 Mann bei sich, aber alle Truppen, die ihm Ludwig XVIII entgegenschickte, gingen zu ihm über. Wie im Triumph durchzog er sein altes Reich. Alles fiel ihm jauchzend zu. Kein einziger Franzose vergoß auch nur einen Blutstropfen für die Bourbons, die eilig fliehen mußten, und Napoleon zog schon am 20 März ohne Schwertstreich in Paris ein. Zugleich empörte sich auch sein Schwager Mürat in Neapel und drang nach Oberitalien gegen die Oesterreicher vor.

Die alliirten Monarchen waren noch in Wien versammelt und ließen schnell allen Streit ruhen, um sich aufs neue innig an einander zu schließen. Sie erklärten Napoleon außer dem Gesetz, als einen Räuber, einen von ganz Europa Geächteten, und verpflichteten sich, eine Macht gegen ihn zusammen zu bringen von mehr als einer Million Soldaten. Alle listigen Vorschläge, durch welche Napoleon sie bestechen und trennen wollte, wurden abgewiesen. Er sollte vernichtet werden, und so blieb ihm nichts übrig, als sich zum letztenmal aufs äußerste zur Wehr zu setzen. Die Franzosen waren ihm treu, und um sie in die begeisterte Wuth zu versetzen, durch welche sie in den ersten Tagen der Republik unüberwindlich geworden waren, rief er die alten Republicaner auf, gab ihnen die ersten Stellen, führte viele republicanische Formen wieder ein und gab den Franzosen am 1 Junius das glänzende Schauspiel eines Maifeldes, wie es ehedem Karl der Große zu halten pflegte, und wie es im Anfang der Revolution gehalten worden war. Dann zog er an der Spitze einer zahlreichen und begeisterten Armee an die niederländischen Gränzen gegen den Feind.

Hier stand ein preußisches Heer unter Blücher und ein englisches unter Wellington. Sie waren Paris am nächsten und ihm am gefährlichsten. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg, die vom Süden heranzog, war noch entfernt. Am 15 Junius griff Napoleon die Preußen und sein Marschall Ney die Engländer an. In beiden Schlachten siegten die Franzosen. Blücher wurde bei Ligny zurückgeworfen, er selbst stürzte unter sein erschossenes Pferd, und ein feindliches Regiment jagte über ihn hinweg. Doch blieb er unerkannt und entkam glücklich. Wellington wurde bei Quatrebras geschlagen, und bei dieser Gelegenheit fiel der tapfre Herzog Wilhelm von Braunschweig an der Spitze seiner Schwarzen. Die Preußen zogen sich nach Wavres, die Engländer nach Waterloo zurück. Napoleon schickte den erstern nur zum Schein einen Theil seines Heeres nach und warf sich mit seiner Hauptmacht auf Wellington. Dieser widerstand am 18 Ju-

nius bei Waterloo mit unbeugsamem Muthe. Bis zum Abend hielten die Engländer gegen die große Uebermacht und die wüthendsten Stürme der Franzosen aus, doch schon waren sie beinahe erschöpft. Da erschienen plötzlich die Preußen auf den Höhen zur Seite und im Rücken Napoleons. Blücher hatte die List Napoleons gemerkt, ließ den Franzosen, die ihn unterdeß beschäftigen sollten, nur einen kleinen Theil seines Heeres gegenüber stehen, und eilte mit dem größten Theile so rasch als möglich den Engländern zu Hülfe. Seine Ankunft entschied die Schlacht. Nach einer letzten furchtbaren Anstrengung flohen die Franzosen in der wildesten Verwirrung. Die Preußen, obgleich sehr ermüdet, jagten ihnen die ganze Nacht bei hellem Mondschein nach und ließen sie nicht mehr zum Stehn kommen. Napoleon selbst war nahe daran, von ihnen eingeholt zu werden. Sein Wagen fiel den Preußen in die Hände, er selbst entfloh auf einem schnellen Roß, mit Zurücklassung seines Huts und Degens. Nur seine tapfre Garde hielt unterwegs noch ehrenvollen Stand und ließ sich lieber niederschießen als gefangen nehmen. Vor Paris wollten noch einige Generale sich vertheidigen, doch Napoleon gab selbst alles auf, entsagte zu Gunsten seines Sohnes dem Throne und floh, um wo möglich nach Amerika zu entkommen. Am 7 Julius zogen die Preußen und Russen wieder in Paris ein, und am 17 ergab sich Napoleon im Hafen von Rochefort an die Engländer, da sie mit ihren Schiffen ihm den Weg versperrten, und er lieber in ihre Hände fallen wollte, als in die der Preußen. Ganz Frankreich unterwarf sich den Siegern, und Ludwig XVIII kehrte zurück.

Zu gleicher Zeit war auch Murat in Italien von den Oesterreichern unter Bianchi besiegt worden, worauf Ferdinand IV in Neapel wieder hergestellt wurde. Murat floh nach Corsica, der Weg nach Frankreich war ihm aber durch die Siege der Alliirten versperrt; er entschloß sich also aus Verzweiflung und angeborner Tollkühnheit, zum Theil auch von geheimen Unterhändlern verführt, nochmals nach Italien zurückzukehren und das Volk zu empören, ward aber bei seiner Landung ergriffen und am 13 October erschossen.

Capitel 488.

Der zweite Pariser Friede.

Am 20 November 1815 schlossen die Alliirten zum zweitenmal in Paris Frieden mit Frankreich. Jetzt wurde dieses Land strenger behandelt, doch immer noch sehr großmüthig. Blücher war geneigt, seinem gerechten Zorne den Zügel schießen zu lassen, aber Kaiser Alexander verhinderte jede Gewaltthat. Die Franzosen wurden genöthigt, die Festungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau gänzlich abzutreten, Hüningen zu schleifen und noch achtzehn Festungen an den deutschen Gränzen von den Alliirten so lange besetzt zu lassen, bis die neue Ordnung in Frankreich befestigt wäre. Bis dahin sollten auch 150,000 Mann von den Alliirten in Frankreich stehen bleiben und auf dessen Kosten unterhalten werden. Außerdem mußte Frankreich 700 Millionen Franken Kriegskosten zahlen, und alle geraubten Kunstwerke ausliefern. Den Degen Friedrichs des Einzigen fand man nicht wieder, Marschall Serrurier erklärte, ihn verbrannt zu haben. Dagegen hatten die Preußen schon das erstemal die Pferde vom Brandenburger Thor abgeholt und auf ihren alten Platz gestellt, und jetzt kamen fast alle die herrlichen altdeutschen Handschriften, die einst von Heidelberg nach Rom, von da aber durch Napoleon nach Paris gebracht worden waren, nach Heidelberg zurück. Nur die kostbarste Handschrift, der Manessische Codex der schwäbischen Minnesinger, blieb in Paris zurück, indem man sie dort versteckt hielt.

Die Franzosen waren gebeugt genug, um sich ruhig zu verhalten, und sie betrugen sich absichtlich so zahm, daß schon im Herbst 1818 die alliirten Monarchen auf einem Congreß zu Aachen die Zurücknahme ihrer Truppen beschließen konnten. Napoleon wurde, dem Beschlusse sämmtlicher Monarchen zufolge, nach der Insel St. Helena jenseits des Aequators auf die andere Halbkugel der Erde gebracht, wo er mitten im Ocean und viele hundert Meilen von jedem bewohnten Lande entfernt, von den Engländern mit eben so grausamer als kleinlicher Strenge bewacht, kein Mittel mehr finden konnte, Europa's Ruhe zu stören. Die Unthätigkeit, die schlechte Behandlung seines Kerkermeisters, Hudson Lowe, und das ungesunde Klima zerstörten bald die irdische Hülle dieses Riesengeistes. Er starb am 5 Mai 1821. Seine Gemahlin, Marie Louise, wurde Herzogin von Parma, und sein Sohn lebte unter dem Namen eines Herzogs von Reichstadt bei seinem kaiserlichen Großvater in Wien.

So endeten die ungeheuern Stürme, die über Europa gegangen. Die Erschütterung war wohlthätig. Jede Art von politischer Schlechtigkeit war schrecklich gerächt, jeder Uebermuth gebüßt worden, unverkennbar hatte die Hand der Vorsehung gewaltet. Von dieser Ueberzeugung waren die Völker durchdrungen, und ein schöner freudiger Glaube an die sühnende Gottheit heiligte jene Jahre der Begeisterung. Auch die Fürsten beugten sich vor der höhern Macht, die sichtbar ihr Schicksal gewogen. In jener feierlichen Zeit schlossen daher die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen einen Bund zur Ehre Gottes und zum Segen der Völker, darin sie sich verpflichteten, fern von jener alten verderblichen Politik, fortan nur den klaren Willen des höchsten Herrn aller Herren zu erfüllen und an Gottes Statt auf Erden zu walten für Frieden, Tugend und Gerechtigkeit, wie es einem rechten Könige geziemt, und sie nannten darum diese Verbindung den heiligen Bund. Er wurde geschlossen am 26 Sept. 1815.

Die europäische Welt kam nun in folgende neugeänderte Lage. Deutschland, Polen, Italien blieben zerstückelt unter zum Theil fremder Herrschaft. Ueberall wurden Länder getauscht oder neu eingetheilt, und ausländischen Beherrschern unterworfen. England behielt das zum Königreich erhobene Hannover in Deutschland, die jonischen Inseln und Malta im Mittelmeer. Rußland bekam das Großherzogthum Warschau, das zum Königreich Polen erhoben, aber mit den altpolnischen, unter Rußlands Herrschaft stehenden Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien, Ukraine nicht verbunden wurde; und Finnland, für welches Schweden das den Dänen gewaltsam entrissene Norwegen erhielt. Holland wurde mit den ehemaligen österreichischen Niederlanden vereinigt und unter Wilhelm von Oranien zu einem Königreich erhoben. Die Schweiz blieb eine Föderation von 22 Kantonen, nach außen selbstständig und neutral, nach innen wieder etwas aristokratisirt, denn überall erhob die durch die erste französische Revolution gestürzte Aristokratie ihr Haupt. Der Papst stellte die Jesuiten wieder her. In Spanien, Portugal und Neapel führten die zurückgekehrten alten Herrscher die Regierungsform wieder ein, wie sie vor der Revolution gewesen war.

Capitel 489.

Der deutsche Bund.

Elsaß und Lothringen, die Schweiz und das neue Königreich der Niederlande (mit Ausnahme der Provinz Luxemburg) wurden gar nicht mehr zu Deutschland gerechnet. Oesterreich erhielt Mailand und Venedig unter dem Titel eines lom-

bardisch-venetianischen Königreichs, die illyrischen Provinzen ebenfalls als ein Königreich, das venetianische Dalmatien, Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel, und den Theil von Gallizien wieder, den es früher abgetreten. Außerdem kamen das Großherzogthum Toscana und die Herzogthümer Modena, Parma und Piacenza an die Seitenlinien des habsburgischen Hauses. Preußen erhielt die Hälfte von Sachsen (nachdem die sächsischen Regimenter, die von der Theilung noch keine officielle Kunde hatten, in Lüttich durch die Preußen auf eine schonungslose Weise entwaffnet, ihre Fahnen verbrannt worden waren), das Großherzogthum Posen, Schwedisch-Pommern, einen großen Theil Westphalens und beinahe den ganzen Niederrhein von Mainz bis Aachen. Preußen hat seitdem unter allen Staaten die meisten deutschen Unterthanen, denn obgleich Oesterreich größer ist, sind dessen Völker doch größtentheils Nichtdeutsche. Bayern erhielt zur Entschädigung für die an Oesterreich wieder abgetretenen Provinzen das Würzburgische mit Aschaffenburg und die überrheinische Pfalz unter dem Namen Rheinbayern. Die übrigen Staaten blieben beinahe völlig in dem frühern Zustande.

Man stellte das alte Reich nicht wieder her, an dessen Stelle aber den sogenannten deutschen Bund, am 8 Junius 1815. In diesem Bunde vereinigten sich 39 deutsche Staaten, wie sie aus der allgemeinen Zertrümmerung des Reiches sich gerettet hatten. Diese Staaten sind: 1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Darmstadt, 10) Dänemark wegen Holstein, 11) Niederlande wegen Luxemburg, 12) Braunschweig, 13) Mecklenburg-Schwerin, 14) Nassau, 15) Sachsen-Weimar, 16) Sachsen-Gotha (starb später aus, und das Herzogthum ward unter die übrigen sächsischen Häuser Ernestinischer Linie vertheilt), 17) Sachsen-Coburg, 18) Sachsen-Meiningen, 19) Sachsen-Hildburghausen, 20) Mecklenburg-Strelitz, 21) Holstein-Oldenburg, 22) Anhalt-Dessau, 23) Anhalt-Bernburg, 24) Anhalt-Köthen, 25) Schwarzburg-Sondershausen, 26) Schwarzburg-Rudolstadt, 27) Hohenzollern-Hechingen, 28) Lichtenstein, 29) Hohenzollern-Sigmaringen, 30) Waldeck, 31) Reuß, die ältere, 32) Reuß, die jüngere Linie, 33) Schaumburg-Lippe, 34) Lippe-Detmold, 35) Hessen-Homburg; endlich die freien Städte 36) Lübeck, 37) Frankfurt am Main, 38) Bremen, 39) Hamburg. Zu Frankfurt am Main sollte ein immerwährender Bundestag niedersitzen, bestehend aus den bevollmächtigten Gesandten der 39 Staaten; jedoch theilten sich dieselben dergestalt in die Stimmen, daß nur die ersten 11 Staaten je eine volle, die kleinern Staaten aber nur je eine halbe oder Viertelstimme erhielten, die sämmtlichen sächsischen Herzogthümer zusammen 1; Braunschweig und Nassau 1; die beiden Mecklenburg 1; Oldenburg, die Anhalte und Schwarzburg zusammen 1; die übrigen kleinsten Fürsten von Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Lippe und Waldeck 1; endlich die freien Städte 1; also im Ganzen 17 Stimmen. In Verfassungsfragen, welche Anordnungen des Bundes beträfen, sollte das sogenannte Plenum eintreten, d. h. die ersten 6 Staaten sollten je 4, die folgenden 5 Staaten je 3, Braunschweig, Schwerin und Nassau je 2, und alle übrigen Fürsten und Städte ohne Unterschied je 1 Stimme haben. Oesterreich erhielt das immerwährende Präsidium. Für Beschlüsse in Betreff der Grundgesetze, der organischen Bundeseinrichtungen, der jura singulorum und der Religionsangelegenheiten sollte Stimmeneinheit erforderlich seyn. Alle Bundesglieder verpflichteten sich, keinen Krieg und keine fremden Bündnisse gegen den Bund oder Bundesglieder einzugehen. Der 13te Artikel erklärte: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden. Der 16te sicherte die bürgerliche Gleichheit aller christlichen Confessionsverwandten im deutschen Bunde. Der 18te ge-

stattete die Freizügigkeit innerhalb des Bundes, und versprach „gleichförmige Verfügungen über die Preßfreiheit." Der 19te versprach eine künftige Berathung über die Befreiung des Verkehrs innerhalb des deutschen Bundes. Die Festungen Luxemburg, Mainz und Landau wurden zu Bundesfestungen erklärt und gemeinschaftlich besetzt.

Dieß war die neue Verfassung Deutschlands. Sie konnte nach dem Pariser Frieden nicht anders sich gestalten, die dort mitwirkenden fremden Gewalten erklären sie. Ein Redner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sagte damals: „Den Keim, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, scheint der gemeinsame Zweck einer entschlossenen Politik zu seyn."

Zwanzigstes Buch.

Die Restauration.

Capitel 490.

Die Parteien in Deutschland.

Unmittelbar nach den Kriegen bildeten sich Parteien in Deutschland, die aber verhältnißmäßig ungefährlich waren, weil die große Masse des Volks nach so heftigen Erschütterungen um jeden Preis Ruhe haben wollte.

Im Allgemeinen konnte man bei uns, wie im ganzen übrigen Europa, zwei Hauptparteien unterscheiden, die liberale und die stabile, sie hatten aber damals eine sehr eigenthümliche Schattirung. Die liberale Partei ging mehr auf die Einheit Deutschlands als auf die Freiheit, und mehr auf eine ideale, als auf eine praktische Freiheit aus. Sie hatte nur dunkle Vorstellungen von einer künftigen Größe Deutschlands, in der sich das alte Reich verjüngen sollte, und dunkle Vorstellungen von einer allgemeinen Freiheit und politischen Vollkommenheit. Sie „dämmerte für Deutschland," wie Jean Paul so richtig sagte. Sie bestand nur aus wenigen ältern exaltirten Köpfen, und aus einer großen Menge junger glühender Studenten, die zum Theil erst aus den Freiheitskriegen zurückgekehrt waren. Die Staatsmänner, die am Tugendbund und an den Proclamationen Theil gehabt, zogen sich zeitig von ihr zurück; die Masse des Volks wollte Ruhe, und scheute diese unruhige Partei, die sich überdieß durch übertriebenen Purismus der Sprache, Cynismus der altdeutschen Tracht, studirte Grobheit und Verdammung selbst der unschuldigsten Gewohnheiten und Ergötzungen verhaßt und lächerlich machte. — Neben diesen Schwärmern gab es einige hellere Köpfe, die in der Schule der französischen und englischen Politik gebildet waren, und mit Beseitigung der Einheitsidee mehr auf praktische Reformen im innern Staatsleben drangen, aber die Zahl dieser Männer, wie Wieland in Weimar, Jassoir in Frankfurt rc. war sehr gering, und die Altdeutschen konnten sie nicht leiden. Eine dritte Schattirung der liberalen Partei bildete die antike Opposition in Würtemberg, die weder von einem neuen Reich, noch von einem neuen Liberalismus etwas wissen, sondern nur ihre alte jahrhundertjährige landständische Verfassung wieder haben wollte.

Die stabile Partei bot nicht weniger Verschiedenheiten dar. Sie ging von dem Grundsatz aus, die letzten Kriege seyen nicht um der Freiheit willen geführt worden, sondern im Gegentheil, um mit Napoleons Usurpation zugleich auch den Geist der ihr vorhergegangenen französischen Revolution zu besiegen und zu vernichten, und den Zustand, wie er vor der Revolution gewesen, und die alten Gewalten herzustellen. Aber diese Gewalten hatten verschiedene Formen gehabt, eine hierarchische, eine aristokratische und zuletzt eine despotische. Der Papst glaubte bei der Restauration nicht zu kurz kommen zu dürfen. Er nahm die apostolische Strenge wieder an, er stellte die Jesuiten förmlich wieder her, er zog die Romantiker und deutschen Alterthümler an sich, die sich von den allzu cynischen Turnern trennten, er machte unter dem vornehmen Adel und unter einigen Gelehrten und Dichtern Proselyten. Dahin gehören Graf Stolberg, Friedrich Schlegel, Tieck, Gentz, Adam Müller, Zacharias Werner rc. Auch Görres, als geborner

Katholik, schlug sich zu dieser hierarchischen Partei, weil er im Reiche kein Heil mehr sah, und wurde mit seinem starken Geist als Deutscher ein Guelfe, wie der große Dante als Italiener ein Ghibelline geworden war. — Auch die Aristokratie regte sich, man hoffte sie zu einem Mittelgliede zwischen der Kirche und der absoluten Fürstengewalt zu machen, um diese beiden auf einander eifersüchtigen Mächte zu versöhnen. Allein da die Macht der Kirche nur noch illusorisch war, die der Fürsten aber sehr reell, so konnten alle diese Umtriebe zu nichts führen. Der poetische Aufschwung der alten Kirche verschaffte ihr auch nicht eines ihrer alten an die Fürsten verlornen Rechte und Machtmittel zurück, und der Adel war weit entfernt, sich diesen kränklichen Bestrebungen der Kirche anzuschließen, sondern wiederholte vielmehr seinen Eifer im Fürstendienst, um da, wo er sonst ausschließliche Vorrechte, z. B. bei Besetzung der Officierstellen, genossen, dieselben so weit als möglich wieder an sich zu reißen.

Den Kern der stabilen Partei bildeten daher nicht jene romantischen Schwärmer, sondern die praktischen Männer der Diplomatie und Polizei, die, welche die frühere absolute Fürstenherrschaft nach Innen und das ängstliche System des Gleichgewichts und der immer wachsamen Rivalität nach Außen wieder in Gang brachten. Sie hatten durch Napoleons Beispiel und die Erfahrungen des eigenen Unglücks viel gelernt; Klugheit und Kraft war bei ihnen, und die des Friedens bedürftige Masse des Volks gehorchte unbedingt, und duldete selbst eine Unbequemlichkeit gern im Vergleich mit den viel grausamern Uebeln, denen sie eben erst entronnen war. Daß sich den Herrschenden dann dienstfertige Leute aufdrangen, die es sich zum Geschäft machten, Andersdenkende auszuspioniren, zu verdächtigen, die Gefährlichkeit derselben zu übertreiben, oder die Grundsätze der Stabilität bis zur Caricatur zu überspannen, lag in der Natur der Sache, denn die frühere Periode der fremden Herrschaft und tiefsten Erniedrigung Deutschlands hatte eine Menge Immoralitäten, und die Einseitigkeit, mit der so lange her die deutschen Talente vom Staatsleben ausgeschlossen, sich bloß gelehrten und poetischen Beschäftigungen widmen konnten, hatte eine Menge Grübeleien erzeugt, die sich dann beide in die Wortführung theilten und jene unerfreulichen Erscheinungen hervorbrachten, die wir nur durch Nennung der Namen Haller, Schmalz, Kotzebue bezeichnen wollen.

Capitel 491.

Verfassungskampf in Würtemberg. Restauration in Kurhessen und Hannover.

Seit dem Verlust von Straßburg waren die süddeutschen Fürsten Frankreichs Angriffen bloßgestellt, hatten daher mehr oder minder die französische Politik ergriffen, um sich zu schützen, und waren in den Zeiten des Rheinbundes eigentlich ganz unter französische Herrschaft gekommen. Erst jetzt sahen sie sich von diesem Einfluß befreit, legten freiwillig die absolut monarchische Gewalt, die sie unter Napoleon im Innern ihrer Staaten geübt hatten, nieder, und gaben ihren Völkern nach englisch-französischem Vorbilde eine Verfassung, um sich dieselben auf eine neue Weise zu verbinden. So kamen wirklich nach und nach eine Anzahl Verfassungen in Deutschland zu Stande. In Preußen und Oesterreich gab es nur Provinzialstände mit eingeschränkter Wirksamkeit.

Die kleinen Verfassungen wurden sämmtlich oktroyirt, d. h. der Fürst schenkte sie dem Volk, das Volk selbst wurde dabei nicht als Contrahent zugezogen. Das erste Beispiel gab der Herzog von Nassau schon im September 1814. Er schuf zwei Kammern, gab aber der ersten solche Vorrechte,

und behielt sich das Recht vor, sie nach eigener Wahl so zu vermehren, daß die Wirksamkeit der zweiten dadurch bedeutend eingeschränkt werden mußte. Dann folgte der König der Niederlande mit einer Constitution nach französischem Muster 1815, wodurch aber die alte Kluft zwischen Belgien und Holland nur überklebt, nicht ausgefüllt wurde. Weimar, Waldeck und Frankfurt gaben 1816, Bayern, Baden, Hildburghausen und Lichtenstein 1818, Hannover und Lippe-Detmold 1819, Darmstadt und Braunschweig 1820, und Coburg 1821 eine Verfassung, alle wesentlich nach französischem Muster, mit einer Kammer der Standesherren (Pairs, Reichsräthe 2c., aus den mediatisirten kleinen Fürsten und hohen Staatsdienern zusammengesetzt) und einer Kammer der Gemeinen (gewählten Deputirten); doch war in allen der Regierung ein Uebergewicht gesichert, und fast durchgängig schon durch die Verfassungen selbst einem ernsten ständischen Widerstande vorgebeugt. In Bayern und Baden begannen die Pairs sogleich damit, alle Reformvorschläge der Deputirten zurückzuweisen. Nach dem Jahre 1821 ruhte das Verfassungswesen ganz, erst 1829 kam Sachsen-Meinungen mit seiner Verfassung nach.

In dieser ersten Zeit des neuen constitutionellen Lebens traten die würtembergischen Landstände wieder, wie vor Alters, am entschiedensten hervor. König Friedrich berief eine Versammlung und übergab derselben im Februar 1816 eine neue Verfassungsurkunde. Aber die Stände, bei denen vorzüglich der Advocat Weishaar thätig war, verwarfen diese Urkunde, weil sie überhaupt keine neue Verfassung geschenkt, sondern ihre uralte, nur durch Gewalt suspendirte Verfassung zurück haben, oder aber eine (der zugeworbenen Landestheile wegen) nothwendig gewordene neue Verfassung nur dann annehmen wollten, wenn dieselbe vertragsmäßig durch Commissäre halb von Seite der Regierung, halb von Seite der Stände entworfen und dann von König und Ständen gemeinsam angenommen und beschworen werde. Die allgemeine Volksaufregung vermochte den König nachzugeben, aber die beiderseitigen Commissaire konnten nicht übereinkommen. Nach dem Hintritt Friedrichs 1816 nahm sein Sohn und Nachfolger, König Wilhelm, die Unterhandlungen wieder auf und bot eine neue Verfassung an, allein das alte Recht schien nicht genug gewahrt, die Gewalt der Minister, die bei der noch frischen Erinnerung der vorigen Herrschaft damals unpopulär waren, schien nicht hinlänglich eingeschränkt, und da der König den unendlichen Unterhandlungen ein Ziel setzen wollte, und von den Ständen ein bestimmtes Ja oder Nein binnen 8 Tagen verlangte, sagten sie Nein! und wurden sogleich aufgelös't, 1817. Zwei Jahre später kam gleichwohl die neue Verfassung vertragsmäßig zu Stande, nach dem französischen und bayerischen Muster mit einigen örtlichen Eigenthümichkeiten. Sie bot nicht mehr so viele Garantien dar, als man anfangs erwartet hatte, denn sie behielt vom Alten manches jetzt nicht mehr Passende bei, z. B. die zu große Gewalt des Ausschusses, und wurde überhaupt etwas übereilt, da gerade damals ein Congreß der großen Mächte zu Karlsbad das junge Verfassungswesen zu bedrohen schien, 1819. Der König selbst aber war den Ständen in Abschaffung mehrerer älteren und neueren Mißbräuche längst zuvorgekommen.

Nicht das alte Recht, wohl aber das alte Unwesen wurde in Hessen-Cassel verfochten. Der ehemalige Landgraf Wilhelm, der unter Napoleon 1803 Kurfürst, nachher aber wegen seiner Neutralität 1806 vertrieben worden war, hing so sehr an der alten Mode, daß er nicht nur den seit Aufhebung des Reichs bedeutungslos gewordenen kurfürstlichen Titel beibehielt, sondern auch im Civil und Militär alles wieder auf den alten Fuß setzte. „Ich habe nur 7 Jahre geschlafen," sagte er, degradirte die Räthe, die erst unter Jerome avancirt waren, wieder

zu Schreibern, die Capitäns zu Lieutenants &c., was sie vorher gewesen waren, führte sogar Puder und Zöpfe wieder in der Armee ein, untersagte, alle die, welche keinen amtlichen Titel hatten, „Herr“ zu nennen, und stellte die unter Jerome abgeschafften Frohnen wieder her. Dieser Liebe zum Alten war eine unersättliche Habgier beigesellt. Der Kurfürst reducirte die Staatsobligationen auf $^1/_3$, nahm den Domänenkäufern die unter Jerome erkauften Güter ohne Entschädigung wieder ab, ließ das Land die Schulden seines Sohnes mit 200,000 Reichsthalern bezahlen, schmälerte die Gehalte dergestalt, daß ein Lieutenant monatlich nur fünf Reichsthaler erhielt, und bot den Ständen eine neue Verfassung feil für 800,000 Gulden und eine zehnjährige Tranksteuer. Die Stände schlugen einen so schmachvollen Kauf aus, und so unterblieb die Verfassung, und der Kurfürst übte schrankenlose Willkür. Wer die geringste Unzufriedenheit blicken ließ, konnte dem Kerker nicht entgehen. Dieses Schicksal traf unter andern die Officiere Huth und Rotsmann, die eine Petition zu Gunsten ihres Standes veranlaßt hatten, und den Herr von Gohr, der ganz zufällig ein häusliches Fest feierte, während der Kurfürst durch einen plötzlichen Krankheitsanfall Schmerzen litt. Stände und Domänenkäufer verwendeten sich umsonst für ihre Rechte.

Nicht so grell war die Restauration in Hannover, obgleich auch hier viel unter Jerome Verschwundenes wieder eingeführt wurde, und zwar nicht nur die Bevorrechtungen des Adels, sondern auch die Spießruthen, die Stockprügel und die Tortur, der man den weniger gräßlich klingenden Namen der Real-Territion (zum Unterschied von Verbal-Territion) gab.

Die Folge dieser Restaurationen war, daß aus dem westlichen Deutschland schon in den ersten Jahren nach dem Kriege eine große Anzahl Menschen nach Amerika ging, was sich nachher und in solchem Maaße wiederholte, daß man in manchem Jahre 20,000 deutsche Auswanderer zählte.

Capitel 492.

Das Wartburgfest. Sand. Der Congreß zu Carlsbad.

Im Herbste 1817 vereinigten sich die Studenten von Jena, Halle, Leipzig und einigen noch ferner liegenden Universitäten zur 300jährigen Jubelfeier der Reformation auf der Wartburg, und hier verbrannten sie nach Luthers Beispiel eine Anzahl serviler und der deutschen Sache feindseliger Bücher, wie damals Görres sagte: „zürnend, daß man dieselbe Reformation, die Luther der Kirche angesonnen, gut heiße, aber vom Staat abweisen wolle.“ Hier wurde zum erstenmale die schwarzrothgoldne Fahne aufgepflanzt, und von hier aus verbreitete sich die Burschenschaft — eine Studentenverbindung, die sich Vaterlandsliebe und Sittlichkeit zum Zwecke setzte, daher die den Provinzialgeist und die Liederlichkeit begünstigenden frühern Landsmannschaften aufhob. Diese jungen Leute glaubten nichts Verbotenes zu thun; indem sie das Gesetz der Gegenwart anerkannten, sprachen sie nur eine Hoffnung auf die Zukunft aus; indem sie nichts thaten, was die bestehende Ordnung gestört hätte, glaubten sie desto freier denken zu können, als ob der juridische Unterschied zwischen Gesinnung und That bei politischen Parteiungen je anwendbar wäre. Die Polizei hatte Unrecht, indem sie auf eigentliche Verschwörungen fahndete, die es nicht gab; aber die Studenten hatten Unrecht, wenn sie sich für loyal hielten, weil sie dem herrschenden System durch keine Handlung, sondern nur durch ein Ge-

fühl und höchstens durch einen Gedanken widersprachen. Zugleich mit dieser Burschenschaft vermehrte sich auf den unteren Schulen die turnende Jugend, die von Jahn eine derbe Sprache und einen für dieses Alter wenig passende Lust zum politischen Raisonniren annahm, und die man einem so einseitigen Einfluß zu entziehen versäumte. Die hin und wieder hervortretende Verwilderung oder Altklugheit dieser Jugend und die in der Wuth des Franzosenhasses 1813 gedichteten kannibalischen Kriegs- und Freiheitslieder, die auf den Turnplätzen mit Vorliebe gesungen wurden, gaben diesem lächerlichen Treiben einen Anstrich von Schrecklichkeit.

Der erste Ankläger war Schmalz in Berlin, der, wie es sich nachher erwies, ganz ohne Grund vorgab, daß der Tugendbund noch fortbestehe und jetzt nicht mehr die äußere, sondern die innere Befreiung Deutschlands bezwecke. Derselbe Mann ertheilte den Regierungen den Rath, die bevorstehende Revolutionirung Deutschlands mit allen Machtmitteln zu hintertreiben, und legte die früheren Versprechungen in Betreff der Verfassungen ꝛc. auf eine Weise aus, daß sie illusorisch werden sollten. Dann folgte der in der Wallachei begüterte Fürst Stourdza, der um jede Deutschlands Unabhängigkeit erzielende Gesinnung zu unterdrücken, dem Aachener Congreß 1818 eine Denkschrift überreichte, worin das Treiben auf den deutschen Universitäten als entschieden revolutionär bezeichnet war. Die Burschenschaft von Jena schickte ihm eine Herausforderung zu. Endlich trat der berühmte Theaterdichter Kotzebue mit einem Wochenblatt auf, worin er jede Aeußerung von deutschem Patriotismus und Liberalismus mit Hohn und Spott angriff, und an den einzelnen Lächerlichkeiten der altdeutsch sich kleidenden Studenten, der altklugen Knaben und der zu viel faselnden Professoren seinen Witz übte. Die Universitäten wurden dadurch aufs tiefste gekränkt und erbittert, und in noch höherem Grade, als man die Entdeckung machte und den Beweis lieferte, daß Kotzebue geheime Bulletins nach St. Petersburg schickte, voll von Schmähungen und Verdächtigungen gegen die deutschen Vaterlandsfreunde. Es wurde nun so zur Gewohnheit auf den Universitäten, Kotzebue zu verwünschen, daß ein vorher als fromm und fleißig bekannter Jüngling, Sand aus Wunsiedel, der in Jena Theologie studirte, den fanatischen Entschluß faßte, durch einen Mord das bedrohte Vaterland von diesem in der optischen Täuschung des Hasses für ungeheuer mächtig gehaltenen Feinde zu befreien. Er reis'te 1819 nach Mannheim, stieß ihm den Dolch ins Herz, wollte dann sich selbst tödten, verwundete sich aber nur, und wurde im folgenden Jahre enthauptet.

Die Folge dieser Vorgänge war ein Congreß zu Carlsbad 1819, welcher den Zustand Deutschlands und besonders die unruhige Bewegung in den den Geistern der studirenden Jugend in Erwägung zog, die Universitäten unter die Aufsicht eines unmittelbaren Regierungscommissärs stellte, die Burschenschaft aufhob, deren Farben untersagte, und eine Centraluntersuchungscommission zu Mainz niedersetzte, die von der Voraussetzung ausging, es bestehe im Dunkeln eine große Verschwörung zu Mord und Umsturz, und Sand habe seine That nicht aus persönlichem Fanatismus und Verirrung eines ursprünglich religiösen Gefühls, sondern im Auftrag verborgener Obern, etwa wie eines neuen geheimnißvollen Fehmgerichts, vollbracht. Es wurde Jahre lang inquirirt, und eine große Menge studirender Jünglinge bevölkerten die Gefängnisse; doch ergaben sich aus der Untersuchung nirgends staatsgefährliche Verschwörungen, sondern nur ideale Schwärmereien. Auch wurden die älteren Männer, die als Lehrer oder durch ihre Schriften diese jugendlichen Schwärmereien genährt hatten, von ihren Stellen entfernt und zum Theil verbannt.

Der Minister Stein hatte schon unmittelbar nach dem Kriege seinen Einfluß verloren; Jahn wurde verhaftet und das Turnwesen überall abbestellt, die Gerüste niedergebrochen; Arndt wurde suspendirt; Görres, der fortwährend flammende Flugschriften ausgehen ließ, mußte nach der Schweiz flüchten; eben dahin ging Dewette, der als Professor der Theologie in Berlin abgesetzt worden war, wegen eines Briefes, den er an die Mutter Sands geschrieben hatte. Zu Jena wurde der Philosoph Fries suspendirt, der große Naturforscher Oken, weil er die Zeitschrift Isis nicht aufgeben wollte, entlassen. Eine Anzahl liberaler Zeitschriften ging alsbald ein. Der Congreß verfügte auf fünf Jahre strenge Censur. Die Wiener Schlußacte von 1820 als Erläuterung der Bundesacte, stellte außerdem noch vorsorgliche Bestimmungen auf gegen alle etwa künftigen Versuche der Landstände, einzelnen Bundesfürsten Rechte und Freiheiten abzudrängen, welche dem Bundeszwecke entgegen wären.

Capitel 493.

Tiefe Ruhe Deutschlands.

Die Unpopularität der deutschen Unitarier war nicht zu verkennen, da das Volk bei ihrer Niederlage ganz gleichgültig blieb. In keinem Zuge sehen wir so scharf die Fortdauer des alten französischen Uebergewichts, das durch die sogenannten Freiheitskriege nur auf ein paar Jahre unterbrochen worden war. Die moralische und intellectuelle Fähigkeit, uns um uns selbst zu bekümmern, war noch nicht wiedergekehrt, wir blieben nach wie vor in der magischen Gewalt des französischen Einflusses, wir vergaßen uns selbst über der Theilnahme, die wir allen Angelegenheiten des Auslands, vorzüglich aber Frankreichs widmeten. Es ist eine Thatsache, daß wir uns um die noch unerledigten deutschen Fragen in Betreff der Verfassungen, der Preßfreiheit, des freien Handels, der freien Rheinschifffahrt &c. bei weitem weniger bekümmerten, als um die Bewegungen in andern Ländern, und sollten es auch bloß unbedeutende Ministerwechsel und langweilige Reden von Deputirten gewesen seyn. Wir lebten, dachten und empfanden nur in ausländischen Zeitungsnachrichten, und waren bei uns selbst weniger als je zu Hause. Da aber diese Theilnahme vorzüglich der Politik gewidmet war, so kamen dadurch auswärtige Begriffe in solcher Masse in Umlauf, wie einst nach dem dreißigjährigen Kriege auswärtige Wörter.

Die Revolutionen, die 1820 in Spanien, dann auch in Neapel und Sardinien ausbrachen, berührten uns wenig, die italienischen wurden bald unterdrückt durch ein starkes österreichisches Heer, das 1821 die Piemonteser nach sehr geringem, die Neapolitaner ohne allen Widerstand unterwarf. Aber große Theilnahme fand der ebenfalls 1821 begonnene Freiheitskampf der Griechen. Die alten großen Erinnerungen dieses Volkes, die uns durch unsere gelehrte Schulbildung so vertraut sind, und der Heldenmuth, mit dem sie das türkische Joch abwarfen, erzeugten einen großen Enthusiasmus in Deutschland; es bildeten sich Griechencomitées; man sammelte im Publicum reichliche Geldbeiträge, und viele hundert deutsche Philhellenen zogen aus und starben für die griechische Sache. Auf dem großen Congreß zu Verona 1822 wurde die gewaltsame Unterdrückung der spanischen Revolution beschlossen, und durch ein französisches Heer ausgeführt. Auch die griechische Sache sah man nicht als den verzweifelten Rettungskampf eines gewaltsam unterdrückten christlichen Volks gegen seine türkischen Tyrannen, sondern als eine unrechtmäßige Revolution

gegen den legitimen Herrscher an, und entzog den Griechen jede Unterstützung. Alexander Ypsilanti, der die griechische Empörung angefangen hatte, und nach einer Niederlage auf österreichisches Gebiet geflohen war, wurde daselbst gefangen gesetzt. — Bei weitem das größte Interesse fanden die parlamentarischen Verhandlungen in Frankreich und England. Diese Kämpfe der bürgerlichen Freiheit gegen die in Frankreich wiederkehrenden Versuche zu Despotie und Jesuitismus, und gegen die in England verjährten und für heilig gehaltenen aristokratischen Mißbräuche erschienen unserem deutschen, für sich unthätig zuschauenden Publicum wie ein großes Theater, und man nahm stillsitzend eifrig Partei für und wider. Frankreich interessirte aber der Nachbarschaft und alter Beziehungen wegen am meisten.

Im Jahre 1825 starb Kaiser Alexander von Rußland, eine Adelsrevolution daselbst wurde unterdrückt, und der neue Kaiser Nikolaus, Alexanders Bruder, vermählt mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs von Preußen, trat als der entschiedenste und mächtigste Feind der Revolution und zugleich als der thatkräftigste Eroberer in Asien auf, denn er schlug nach einander die Perser und Türken, und machte sie gewissermaßen zu Vasallen. Seitdem wurde es sprüchwörtlich, daß Rußlands kolossale Macht ganz Europa zu verschlingen drohe. Wo aber auch, namentlich in England und Frankreich, noch Eifersucht gegen Rußland vorhanden war, schwieg sie um des legitimen Princips willen. Jeder Kampf gegen Rußland schien eine Begünstigung des revolutionären Princips. Daher duldete auch das toristische Ministerium in England die Vergrößerungen Rußlands im Orient.

Capitel 494.

Ludwig von Bayern.

Ebenfalls 1825 starb der durch persönliche Liebenswürdigkeit und durch seine Aufklärungsmaßregeln äußerst populäre König Maximilian Joseph von Bayern. Sein Sohn und Nachfolger König Ludwig war als Feind der Napoleonischen Herrschaft, als deutscher Patriot und als großer Kenner und Beschützer der Künste bekannt. Als er nun die Krone auf sein Haupt setzte, kündigte er sich zugleich als ein eben so feuriger Freund des constitutionellen Princips an, und weckte einen allgemeinen Enthusiasmus, den die Herausgabe seiner tiefgefühlten Gedichte noch erhöhte.

Seine erste Regierungsmaßregel war die Reduction der Hofhaltung und des Heeres, um dadurch dem Lande bedeutende Summen zu ersparen, ferner die Verpflanzung der Universität Landshut nach München und die glänzende Bereicherung der dortigen Kunstanstalten. Die Anschaffung kostbarer Antiken und Gemälde (z. B. der von den Brüdern Boisserée in Köln während der französischen Usurpation gesammelten altdeutschen Gemälde), die Malerakademie unter Leitung des berühmten Cornelius, die neuen von Klenze geleiteten Prachtbauten, unter denen sich besonders die Glyptothek auszeichnete, die Frescobilder in den Arcaden ꝛc. erhoben München zum ersten Rang unter den um der bildenden Künste willen besuchten Städten. Auch nahm sich der König aufs eifrigste der unglücklichen Griechen an, in einer Zeit, da sie am meisten verlassen waren.

Der Geschichtschreiber des deutschen Volkes muß den Gedichten des Königs einen um so höheren Werth beilegen, als darin der Name, die Ehre und die großen Erinnerungen des deutschen Volkes so oft in begeistertem Gesange verherrlicht werden. Der königliche Dichter folgte mit seinen Empfindungen, wie mit sei-

nen Liedern den Schicksalen Deutschlands seit dem Beginne des Jahrhunderts. Er sang 1807:

Waffen habt die Brüder ihr zu morden,
Für den kämpfend, der euch unterjocht,
Deutschlands Kräfte sind nicht kund geworden,
Als noch Deutschland selbst für Deutschland focht.

Nach der Erhebung 1813 sang er:

Die früh den Samen in die Herzen legten,
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen,
Erfreue Dankbarkeit, die ohne Gränzen,
Die in den Deutschen deutschen Sinn erregten,
Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden sie für ewig glänzen.

Ganz im Sinne seiner Gedichte, worin er so oft den Mangel an Einheit in Deutschland beklagte, war er auch der erste, der die Hand bot zu einer Vereinigung der materiellen Interessen. Im Vereine mit König Wilhelm von Würtemberg gab er ein folgenreiches Beispiel durch Abschluß eines Zollvereins für ihre beiderseitigen Staaten. Ein mitteldeutscher Verein, den vorzüglich Hannover betrieb, wurde 1829 durch die weit heilsamere Vereinigung des süddeutschen Handelsbundes mit Preußen gesprengt. So glich also Deutschland nicht mehr ganz, wie der Franzose De Pradt sagte, einer Menagerie, deren Bewohner sich nur durch Gitter ansehen. Indeß blieb Oesterreich abgesperrt, blieb es Hannover, Kurhessen, Baden 2c. Am schmerzlichsten war die Nichterfüllung des auf dem Wiener Congresse gegebenen Versprechens einer freien Rheinschifffahrt bis ins Meer. Da alle Deutschland betreffenden Beschlüsse in französischer Sprache abgefaßt waren, so hatte man sich des Ausdrucks bedient, der Rhein solle frei seyn jusqu'à la mer, dieß übersetzten nun die Holländer: bis ans Meer, nicht aber ins Meer, und sperrten die Rheinmündungen zu. Eine von den Uferstaaten niedergesetzte Rheinschifffahrtscommission berathschlagte, schrieb Acten, kam aber nicht zum Zweck.

Im Uebrigen herrschte in Deutschland die allertiefste Stille. Selbst die literarischen Zänkereien der Rationalisten einerseits gegen die katholisirenden Romantiker (die Stänkereien des alten Voß und Paulus in Heidelberg), andererseits gegen die Pietisten (in Halle und Berlin) wurden durch Einwirkung von oben sistirt. Auf Befehl des Königs von Preußen wurde schon früher die Tracht der lutherischen Geistlichen geändert, und endlich die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten als ganz zeitgemäß ohne Widerstand bewirkt und eine neue Agende eingeführt. In Oesterreich war eine solche behagliche Ruhe unter dem gemüthlichen Kaiser und dem die Ruhe aus politischen Gründen befördernden Staatskanzler Fürsten Metternich eingetreten, daß selbst die Ligorianer (Jesuiten) und die berühmten Proselyten (Gentz, Fr. Schlegel 2c.) mehr Klugheit im Schweigen als Reden bewiesen. In anderen Staaten, wie in Hessen und Braunschweig, wo man zur Unzufriedenheit Ursache hatte, durfte sich dieselbe nicht äußern. In Kurhessen kam Wilhelm II zur Regierung, schaffte die Zöpfe und den Puder ab, ließ aber die finanziellen und politischen Einrichtungen seines Vaters bestehen, und wurde durch anonyme Drohbriefe so gereizt, daß er, um die Urheber zu entdecken, unzählige Verhaftungen und Untersuchungen vornehmen ließ, und die Fremden Cassel nicht mehr besuchen wollten. In Braunschweig zeigte der junge Herzog Karl, als er die Regierung übernahm, solchen Haß gegen die bisherige hannoverische Vormundschaft, daß er alle Verfügungen derselben und so auch die neue Verfassung umstieß. Von jähzornigem Charakter, übte er seitdem eine zügellose Willkür-

herrschaft. Sein Günstling Fricke durfte das Urtheil eines Gerichtshofs zerreißen, durch welches der ungerecht verbannte Herr von Sierstorff gerechtfertigt worden war. Außerdem verkaufte er die Domänen, und stellte die Forstcultur und alle öffentlichen Bauten ein, um seine Privatcasse zu bereichern. Die Stände klagten beim Bundestag, wie auch der König von England. Die Klagen des letzteren wurden berücksichtigt und dem Herzog aufgegeben, die Erlasse zurückzunehmen, durch welche jener König als ehemaliger Vormund des Herzogs beleidigt worden war, 1829. — In Hessen-Darmstadt blühte unter dem greisen Großherzog Ludwig die von ihm selbst dirigirte Oper, trotz seiner persönlichen Güte aber hörte man viele Klagen im Lande. In Baden wurden die Landstände 1825 zu einem Spott; daher auch ein geistreicher Deputirter im Hinblick auf die ungeheure Mehrheit der ministeriellen Abgeordneten zu einem der zwei oder drei einzig vorhandenen liberalen Redner ganz offenherzig sagte: „Wozu so unnütze Worte? wir wissen ja doch, wie abgestimmt wird, und können uns kurz fassen. Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold!"

Capitel 495.

Die Juliusrevolution und ihre Folgen.

Daß auch nach den großen Befreiungskriegen von 1813 — 1815 Deutschland die Einheit, Selbstständigkeit und nach außen wirkende Kraftfülle, die es im Mittelalter besessen, nicht wiedergewonnen hatte, wurde auffallend klar durch den großen Einfluß, den die Veränderungen in Frankreich im Jahre 1830 auf den locker verbundenen, offenen und reizbaren deutschen Bundeskörper übten.

Auf den gutmüthigen Ludwig XVIII folgte in Frankreich sein Bruder Karl X, der bekannte ehemalige Graf von Artois, der als Greis von 70 Jahren nach so großen Glückswechseln noch immer „nichts gelernt und nichts vergessen" hatte. Unter dem Einflusse der Jesuiten arbeitete sein talentloser und hochfahrender Minister Polignac seit 1829 allen liberalen Ideen des Jahrhunderts entgegen, und wagte endlich durch die berüchtigten Ordonnanzen vom 25 Julius 1830 einen Umsturz der Verfassung. Aber in den drei Tagen vom 27 bis 29 Julius erhob sich das Volk in Paris, überwand die königlichen Truppen in mörderischen Straßengefechten, und jagte den König davon. Die Kammern traten zusammen, erklärten den ganzen älteren Zweig der Familie Bourbon (Karl X, seinen Sohn den Dauphin Herzog von Angouleme, und seinen Enkel, den jungen Herzog von Bordeaux, Sohn des gemeuchelmordeten Herzogs von Berry) des Throns verlustig, entließen dieselben aber ungehindert nach England, und wählten den Herzog Ludwig Philipp von Orleans, das Haupt der jüngeren Bourbonischen Linie, zum Könige der Franzosen, indem sie zugleich die Rechte der Kammern und des Volks durch einen Zusatz zu der Charte Ludwigs XVIII erweiterten.

Diese Juliusrevolution war das Signal für alle Unzufriedenen in Europa, sich theils auf dem Wege der Gewalt, theils auf dem der gesetzlichen Opposition zu den verlornen oder ersehnten Rechten zu verhelfen. Eine große Bewegung ging von Westen nach Osten. Im September desselben Jahres riß sich Belgien durch eine blutige Revolution von Holland los. In demselben Monate gab es in vielen kleinen Ländern Deutschlands Aufstände. Im October machten die constitutionellen Spanier einen Versuch, Ferdinands VII Gewaltherrschaft zu stürzen. Im November wurde der herrschende Minister Eng-

lands, der berühmte Feldherr Wellington, wegen seines entschiedenen Hasses gegen alle Volksfreiheiten, vom Volke gezwungen, seine Stelle dem liberaler gesinnten Grafen Grey abzutreten, der das große Werk der englischen Verfassungs- und Verwaltungsreform antreten mußte. In demselben Monate standen die Polen auf, trieben den Großfürsten Constantin aus Warschau, und erklärten sich unabhängig. Im December erhoben sich die Schweizer und stürzten alle ihre aristokratischen Regierungen, um sie in demokratische zu verwandeln. Im Jahre 1831 geriethen zwar diese Bewegungen ins Stocken, da Frankreich nichts für die Polen that, die nach einem unsterblichen Heldenkampf im Herbste von der Uebermacht der Russen und durch Verrath besiegt wurden, und nichts für Italien, das sich im Frühjahr erhoben hatte, aber durch die Waffen Oesterreichs niedergehalten wurde. Jedoch bewirkte Frankreich im Einverständnisse mit England, daß Belgien ein unabhängiges Königreich wurde; die Reform in England schritt rasch vorwärts, und in Deutschland trat an die Stelle der Pöbelaufläufe der gesetzliche Widerstand in den Kammern. Im Jahre 1832 besiegte Ludwig Philipp die republicanische Partei in Frankreich in einer neuen Pariser Straßenschlacht am 6 Junius, Polen erlitt seine Strafe durch die Russen, und der deutsche Bund trat durch Beschlüsse vom 28 Junius allen Bewegungen in Deutschland eben so streng entgegen, wie einst durch die Carlsbader Beschlüsse; dagegen erhielten plötzlich wieder im Jahre 1833 die Liberalen in Spanien und Portugal die Oberhand. In Spanien starb Ferdinand, und seine Gemahlin Christine übernahm im Namen ihrer jungen Tochter Isabelle die Regierung, die sie in constitutionellem Sinne leitete. In Portugal wurde der tyrannische Usurpator Don Miguel durch seinen Bruder, den aus Brasilien vertriebenen Kaiser Don Pedro, der für seine Tochter, die rechtmäßige Erbin Portugals, Donna Maria, handelte, aus Lissabon vertrieben, und die Quadrupel-Allianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal stellte sich dem zu Münchengrätz verabredeten Systeme der drei nordischen Mächte Rußland, Oesterreich und Preußen entgegen.

Capitel 496.

Die belgische Revolution.

Wenn ein Volk sich selbst vergißt, so thut das Unglück das Uebrige. Die Niederlande wurden vom Reich abgerissen, halb der spanischen Tyrannei, halb dem französischen Schutz anvertraut, die spätere österreichische Herrschaft weckte nur ihren Provinzialgeist, und nachher wurden sie von Frankreich verschlungen, und das französische Element der Bevölkerung erlangte ein entschiedenes Uebergewicht. Als 1815 diese Provinzen unter Holland kamen, durfte man hoffen, das deutsche Element werde wieder vorschlagen, auch blieb die Festung Luxemburg von Bundestruppen besetzt; aber diese Hoffnung täuschte. Holland ist nicht ganz Deutschland. Entfremdete Provinzen kann man nur wieder gewinnen durch Einverleibung in den großen Körper eines Reichs, in dem der große Geist des Gesammtvolks lebt; Unterordnungen eines Theils unter den Theil aber erzeugen immer nur Haß und Eifersucht, und vermehren die Entfremdung.

König Wilhelm suchte die katholischen und halbfranzösischen Belgier mit den protestantischen und ganz deutschen Holländern zu amalgamiren, aber ihre alte Abneigung gegen einander hatte einen immer neuen Grund in der Handelseifersucht. Das Interesse Antwerpens und Amsterdams war unvereinbar. Nun

mußte sich aber der König nothwendig zunächst auf die Holländer stützen, diese alten Republicaner für sich gewinnen, ihnen daher bei der Marine und Armee Vorrechte einräumen, und auch ihre Sprache möglichst weit in Belgien ausdehnen, um dem französischen Einfluß einen dauerhaften Damm entgegenzusetzen. So sahen sich die Belgier unvermerkt, was auch immer zu ihren Gunsten geschah, gegen die Holländer zurückgesetzt, und stützten sich nun umgekehrt auf das französische Element. Die Liberalen der französischen Schule, die Männer der Industrie, die eine Vereinigung Belgiens mit Frankreich wünschten, um einen größeren Markt zu erhalten, und die noch sehr mächtige Priesterpartei, welche den holländischen Protestantismus haßte und für ihren alten Einfluß bangte, bildeten zusammen eine zwar sehr gemischte, aber drohende Opposition. Die rauhen Formen des Ministers van Maanen steigerten die Erbitterung. Schon im Januar 1830 wurden acht liberale Deputirte Belgiens ihrer Staatsämter entsetzt, und der talentvolle Parteichef de Potter mit noch einigen anderen, die sich jener Deputirten in Schriften angenommen hatten, als Hochverräther verbannt.

Die Revolution in Paris elektrisirte die zornerfüllten Belgier. Am 25 August 1830 wurde zu Brüssel im Theater Aubers Oper, die Stumme von Portici (der Aufstand des Masaniello in Neapel), aufgeführt, und setzte die Köpfe dergestalt in Hitze, daß das aus dem Theater strömende Volk sogleich über das Haus des servilen Journalisten Libry herfiel und es zerstörte; diesem folgte der Palast van Maanens. Die Bürger traten unter die Waffen und schickten eine Deputation nach dem Haag, dem König ihre Klagen vorzulegen. Unterdessen stand aber ganz Belgien auf, und alle Festungen, mit Ausnahme von Maestricht und der Citadelle von Antwerpen fielen ihnen in die Hände. Des Königs ältester Sohn, Wilhelm, Prinz von Oranien, begab sich allein mitten unter die Empörer von Brüssel und schlug als Mittelweg vor, Belgien in legislativer und administrativer Hinsicht von Holland zu trennen. Auch der König selbst machte eine Concession, indem er den Minister von Maanen entließ; allein er erklärte gleich darauf wieder, daß er nicht nachgeben werde, desavouirte den Schritt seines Sohnes und duldete, daß die nach dem Haag gekommenen belgischen Deputirten insultirt wurden.

Die Folge war ein fanatischer Aufschwung des Volkes in Brüssel. Potter kam zurück und stellte sich an die Spitze einer provisorischen Regierung, die gemäßigte Bürgergarde wurde entwaffnet, der Pöbel bereitete sich zu einem furchtbaren Widerstande. Am 23 September rückte Prinz Friedrich, zweiter Sohn des Königs, mit der holländischen Armee in Brüssel ein, wurde aber in den Straßen durch Barrikaden und ein heftiges Feuer empfangen. Eine Menge Volk, besonders die Lütticher und Landleute, alle in blauen Hemden nach des Landes Art, waren hereingeströmt, die Hauptstadt vertheidigen zu helfen.

Fünf Tage lang kämpfte der Prinz in den Straßen von Brüssel unter mörderischem Gefechte, Zerstörung der Häuser, Brand und Plünderung. Man warf den Holländern rohe Grausamkeiten gegen die wehrlosen Einwohner vor, was die Wuth noch mehr steigerte. Endlich am 27 September sah sich der Prinz gezwungen, um nicht abgeschnitten und vernichtet zu werden, die Stadt zu verlassen. Am 5 October erklärte sich Belgien unabhängig. Der Prinz von Oranien erkannte durch eine zu Antwerpen erlassene Proclamation die absolute Trennung von Holland an, sofern man ihn zum belgischen König wählen wolle, man ließ sich aber nicht mehr darauf ein. Er floh, die Stadt Antwerpen fiel den Belgiern in die Hände, die Citadelle aber ergab sich nicht, sondern der holländische Commandant derselben, Chassé, ließ die prachtvolle Stadt bombar-

diren und das reiche mit Waaren angefüllte Entrepot, das Arsenal und noch 60 bis 70 Häuser in Brand stecken, in der Nacht des 27 October. Dieß Benehmen von Seite der Holländer veranlaßte auch einige wilde Excesse des belgischen Pöbels gegen ihre Widersacher. Doch trat schon am 10 November ein belgischer Nationalcongreß zusammen, auf welchem die gemäßigte Partei, die zwar die Unabhängigkeit, aber nicht die Vereinigung mit Frankreich, noch eine Republik wollte, die Oberhand erhielt, vorzüglich durch die Geistlichkeit. Potter wurde entfernt, und Surlet de Chokier trat einstweilen an die Spitze der Regierung.

Am 4 November wurde von Seite Englands, Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs und Preußens ein Ministercongreß zu London niedergesetzt, um die belgische Frage zu entscheiden, ohne daß der europäische Frieden gestört würde, Polen wurde dem russisch-preußischen, Italien dem österreichischen, Belgien dem englisch-französischen Einfluß überlassen. Doch wurde der junge Herzog von Nemours, Sohn Ludwig Philipps, den die Belgier zum König haben wollten, um sich enger mit Frankreich zu verbinden, ausdrücklich ausgeschlossen, und der unter englischem Einfluß stehende Prinz Leopold von Coburg, verwittweter Gemahl der verstorbenen Kronprinzessin von England, der die griechische Krone ausgeschlagen hatte, nahm die belgische an, da die Conferenz von London ihm 18 für Belgien günstige Artikel bewilligte. Aber kaum war er in Brüssel eingezogen, am 21 Julius 1831, als die Holländer durch einen plötzlichen Ueberfall mit ihrer zahlreich verstärkten Armee seine Freudenfeste störten. Der Prinz von Oranien schlug bei Hasselt den belgischen General Daine, und drang dann gleich gegen Leopold selbst vor, den er bei Tirlemont am 12 August aufs Haupt schlug. Nur die Drohungen Frankreichs und Englands konnten Brüssel retten, und den Rückzug der Holländer bewirken. Dagegen wurden jene 18 den Belgiern günstigen Artikel jetzt d rch 24 andre, die mehr den Holländern günstig waren, ersetzt. Leopold protestirte und befand sich wenigstens insofern im Vortheil, daß er die Hälfte der holländischen Staatsschuld nicht eher für Belgien übernahm, bis er von Holland bessere Bedingungen erhielt. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und die Londoner Protokolle drängten und widersprachen sich unaufhörlich. 1832 vermählte sich Leopold mit Ludwig Philipps Tochter Louise, und erlangte endlich nicht nur die Anerkennung der nordischen Mächte, sondern auch den bewaffneten Beistand einer englischen Flotte und eines französischen Heeres, um den König von Holland zur Annahme der Pacification zu zwingen. Als Executionstruppen, ohne Beistand der Belgier und bewacht von einem an der Maas aufgestellten Heere Preußens, eroberten die Franzosen unter Gerard nach einer regelmäßigen Belagerung die Citadelle von Antwerpen, zu Weihnachten 1832, übergaben sie den Belgiern, als zu deren Gebiet gehörig, und entfernten sich wieder. Alle andern Punkte aber, die Theilung der Schuld, die Scheldeschifffahrt, und vorzüglich auch die Zukunft der Provinz Luxemburg, die zum deutschen Bunde gehörte, dem Nassau-Oranien erblich zugewiesen, und doch durch ihre geographische Lage und durch die Gesinnung der Einwohner den Belgiern viel näher war, blieben einstweilen noch unerledigt.

Capitel 496.

Die neueste Revolution der Schweiz.

Durch die Restauration von 1814 war die alte Aristokratie in der Schweiz mehr oder weniger wieder aufgekommen, und selbst in den demokratischen Kantonen hatte sich eine neue Aristokratie der That, wenn auch nicht dem Namen nach angesetzt. Auch

hier gab nun die Pariser Juliusrevolution den Anlaß zu einer demokratischen Reaction. Bern forderte durch ein Kreisschreiben vom 22 September 1830 die übrigen Schweizerregierungen zu kräftiger Unterdrückung des revolutionären Geistes auf, gab aber gerade dadurch zum Ausbruch Veranlassung. Die klügere Regierung von Zürich widersprach dem Kreisschreiben und reformirte sich freiwillig. In allen übrigen Kantonen traten Volksgesellschaften auf und stürzten die alten Regierungen mit Gewalt oder durch bloße Drohungen. Ueberall wurden neue Verfassungen gegeben. Die ungeheure Mehrheit des Volkes war für diese Reform, und die Aristokratie leistete nur schwachen Widerstand. Kleine Städtchen oder Dörfer wurden der Mittelpunkt der Bewegung gegen die Hauptstädte. Von Merischwanden aus eroberte der Gastwirth Fischer die Stadt Aarau, von Burgdorf aus wurde der Kanton Bern, von Murten aus der Kanton Freiburg, von Weinfelden aus der Kanton Thurgau revolutionirt, diesem Beispiele folgte das Landvolk von Solothurn und Waadtland; in St. Gallen gab die Regierung wie in Zürich freiwillig nach.

Von Liestal aus sollte Basel revolutionirt werden, hier aber hielten die reichen und stolzen Bürger, vorzüglich unter dem Einflusse der Familie Wieland, zusammen gegen das Landvolk, das Gutzwyler anführte. Hier wiederholte sich der belgische Streit im Kleinen. Stadt- und Landvolk stritt anfangs nur um Vorrechte, dann kam es zu blutigen Exceſſen und zur förmlichen Trennung. Das Landvolk, größer an Zahl, wollte auch mehr Mitglieder in den großen Rath wählen, als die Städter; diese weigerten sich aber, um ihre städtischen Interessen nicht zu gefährden. Die Köpfe wurden erhitzt, die Baseler insultirten einige Deputirte des Landvolks, und das letztere fing an, die Stadt zu blokiren. Oberst Wieland machte Ausfälle, die Tagsatzung mischte sich ein, und das Landvolk wurde zerstreut durch eidgenössische Truppen, rächte sich aber beim Abzug durch Plünderung des Reigoldswyler, den Baslern treu gebliebnen Thales. Auch in Schwyz standen sich die Alt-Schwyzer und die zwar schon seit Jahrhunderten eingebürgerten, aber von jenen noch immer als Hintersassen betrachteten Bewohner der neuen Bezirke feindlich entgegen, und die letztern verlangten gleiche Rechte oder Trennung. In Neuenburg versuchte Bourguin eine Revolution gegen die preußische Partei, eroberte die Stadt, erlag aber dennoch unter den kräftigen Maßregeln des preußischen Generals Pfuel, 1831.

Da die Tagsatzung dem Gange der europäischen Politik folgte, d. h. die Partei des Widerstandes schonte, und die der Bewegung hemmte, um die richtige Mitte zu finden, so gab sie eben dadurch dem Parteigeist Nahrung. Die Radicalen gründeten im September 1831 den Schutzverein zu Langenthal, der alle liberalen Clubs in der Schweiz umfassen und der bevorstehenden aristokratischen Contrerevolution entgegen wirken sollte. Männer wie Schnell in Bern, der Philosoph Troxler 2c. standen an der Spitze. Sie verlangten, daß die eidgenössische Bundesverfassung von 1815 als zu aristokratisch-föderalistisch aufgehoben, und eine neue im demokratisch-unitaristischen Sinne, eine neue einige und untheilbare helvetische Republik gegründet werde, um dadurch nach außen stark und einig, nach innen von den aristokratischen und localen Engherzigkeiten und Intriguen befreit zu werden. Im März 1832 schlossen sodann Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau ein Concordat, zu wechselseitiger Erhaltung ihrer demokratischen Verfassungen, bis die Bundes-Revision vollendet seyn werde.

Die aristokratische Partei trat nun ebenfalls in den Sarner Bund zusammen, Schwyz, Uri, Unterwalden (in altem Bauernstolz und durch Geistliche geleitet), Basel und Neufchatel. Im August machte die gestürzte Berner Aristo-

kratie, Major Fischer an der Spitze, einen Versuch zur Contrerevolution, der aber scheiterte. Auf der Tagsatzung setzten die Gesandten des Concordats und das drohende Geschrei der Clubs die Berathung einer neuen Bundesverfassung durch, allein die Meinungen waren allzu getheilt, und der Entwurf von 1833 fiel durch, weil er nicht genug Stimmen für sich gewann. In dem Augenblick, da die liberale Partei diese Niederlage erlitt, trat Alt-Schwyz, angeführt von Abyberg unter die Waffen, besetzte Küßnacht und bedrohte das Concordat, und zugleich fielen die Baseler mit 1200 Mann und 14 Kanonen aus. Aber das Volk war ihrer Sache entgegen, Abyberg floh, die Baseler wurden im Hartwald von den Bauern empfangen und mit großen Verlust zurückgeschlagen. Die Tagsatzung zeigte die größte Thatkraft, weil sonst das Concordat und der Schutzverein an ihrer Stelle gehandelt haben würden. Schwyz und Basel wurden militärisch besetzt, und das erstere zur Annahme einer neuen, beide Theile möglichst versöhnenden Verfassung, das zweite zu einer völligen Trennung von Stadt und Land gezwungen. Der Sarnerbund wurde aufgelös't, und alle abgeneigten Kantone mußten ihre Gesandten auf die Tagsatzung schicken, bei Strafe militärischer Execution. Man hatte Umtriebe entdeckt, vermöge welcher die Stadt Basel, Neuenburg und Wallis hätten aus der Eidgenossenschaft austreten sollen, was die Tagsatzung nicht ohne den Beifall Frankreichs durch ihre Energie verhinderte, da Wallis und die Simplonstraße sonst unter österreichischen Einfluß gekommen wären.

Capitel 497.

Die Revolutionen in Braunschweig, Sachsen, Hessen, Hannover ꝛc.

Die belgische Revolution pflanzte sich in Deutschland fort. Lüttich steckte das benachbarte Aachen an, wo die Fabrikarbeiter am 30 August 1830 einen unnützen Tumult erregten, den ihre Genossen wenige Tage später in Elberfeld, Wetzlar und selbst der Pöbel in Berlin und Breslau wiederholte, der aber nur in Braunschweig, Sachsen, Hannover und Hessen einen ernstern Charakter annahm.

Herzog Karl von Braunschweig hielt sich gerade in Paris auf, wohin er das Geld aus seinem Lande zog, als die Juliusrevolution ausbrach. Er floh in die Heimath, benahm sich aber übermüthiger als je vorher, und da er beharrlich die Abschaffung drückender Steuern, die Einstellung seiner Verkäufe, den Wiederanfang öffentlicher Bauten, und die Anerkennung der Landstände verweigerte, mit Kanonen unter das Volk zu schießen drohte, und herausfordernd ausrief, er werde seine Krone besser zu schützen wissen, als Karl X in Frankreich, da wurde der damals ohnehin leicht entzündliche Pöbel wüthend, warf den Wagen des Herzogs und einer von ihm öffentlich begünstigten Schauspielerin mit Steinen, erstürmte sein Schloß und zündete es ihm über dem Kopfe an, am 7 September 1830. Karl entfloh durch den Garten, sein Bruder Wilhelm, von Hannover und Preußen unterstützt, trat an seine Stelle, erkannte die Landstände an, gab eine neue Verfassung, ließ ein neues Schloß bauen, und brachte so alles wieder ins Geleis. Der Bundestag gab seine Zustimmung, da Karl im November vom Harzgebirge aus einen vergeblichen Versuch machte, durch Aufregung des Pöbels und Verkündigung demokratischer Grundsätze sein Land wiederzuerobern, und sich bei jeder Gelegenheit gegen die hohen Ermahnungen, die an ihn ergingen, ungehorsam zeigte. Er irrte seitdem in England, Frankreich und Spanien umher, bald mit Karlisten, bald mit Republicanern in abenteuerliche Plane sich einlassend.

In dem aufgeklärten Sachsen hatte das Volk längst die Gebrechen der alten steifen Hof- und Landtags-Aristokratie empfunden. Schon 1829 waren alle Beschwerden in einer anonym gedruckten Adresse zusammengestellt worden, und da der greise König Anton (Bruder des verstorbnen Friedrich August) zu Anfang des Jahres 1830 den etwas liberaler als bisher auftretenden Ständen jede Rechnungsablage als unstatthaft verweigerte, und da der Stadtrath von Dresden und der Regierungscommissär der Universität Leipzig die Feier der Augsburgischen Confession am 25 Junius aus Devotion gegen den katholischen Hof verhinderten, so brach schon damals ein Volkstumult in beiden Städten aus, der nur unterdrückt wurde, um wenige Wochen später, nach der Juliusrevolution, desto blutiger sich zu erneuern. Vom 2 September an war Leipzig mehrere Tage lang in Aufruhr, und in der Nacht des 9 wurde Dresden von zwei großen Volkshaufen von außen her erstürmt, und das Polizeigebäude und das Rathhaus daselbst verheert und in Brand gesteckt. Aehnliche Volkstumulte brachen in Chemnitz und Bautzen aus. Da nahm König Anton seinen Neffen, den beim Volk beliebten Prinzen Friedrich zum Mitregenten an, Bürgergarden stellten die Ruhe her, die verhaßtesten Mißbräuche, namentlich bei der städtschen Verwaltung, wurden augenblicklich abgeschafft, und dann die Verfassung reformirt. An die Stelle des verhaßten Ministers Einsiedel trat der beliebte Lindenau.

In Kurhessen war die Schreckenszeit der Drohbriefe kaum vorüber, und die Gräfin Reichenbach trug öffentlich, obgleich der Kurfürst mit einer preußischen Prinzessin vermählt war, ihre Gewalt zur Schau, als jene große Bewegung der Zeit auch Hessen ergriff. Am 6. September stand das Volk in Cassel auf, am 24 zerstörten die Hanauer alle Mauthen an der Gränze. Die Volksstimmung war so deutlich und einig, daß der Kurfürst nicht nur Abschaffung der Mißbräuche, Berufung der Stände und einen neuen Verfassungsentwurf bewilligte, sondern auch die Regierung einstweilen an seinen Sohn den Kurprinzen Wilhelm abtrat, um der vom Volk insultirten Gräfin Reichenbach, die nicht länger in Cassel leben konnte, zu folgen. Allein der Kurprinz war weniger als sein Vater zu Concessionen geneigt, und es traten bald heftige Reibungen ein. Er heirathete die Frau Lehmann, Gattin eines preußischen Offiziers, unter dem Namen einer Gräfin von Schaumburg, und verschloß um ihretwillen seiner Mutter, der Kurfürstin, die nicht neben ihr sitzen wollte, das Theater. Die Bürger interessirten sich für die Kurfürstin, und als sie nach langer Zeit wieder einmal das Schauspielhaus besuchte, wagte man nicht mehr, es ihr zu versperren, und sie fand es gedrängt voll Menschen. Als diese aber, nach dem Schluß des Theaters, ruhig nach Hause gehen wollten, ritt Cavallerie heran und hieb in die wehrlose Menge ohne Unterschied des Geschlechts ein, am 7 December. Umsonst klagten die Stände, der Professor Jordan an der Spitze, über diese nächtlichen Gräuel, nur der Polizeidirector Giesler wurde als Schuldiger bezeichnet, aber die Untersuchung zog sich in die Länge und hatte kein andres Resultat, als daß Giesler vom Kurprinzen mit einem Orden beschenkt wurde.

In Hessen-Darmstadt, wo der Kopf jährlich 6 Gulden 12 Kreuzer zu den Staatslasten beitrug, wagten es die Stände, schon vor der Juliusrevolution, dem neuen Großherzog Ludwig II (der in demselben Jahre 1830 seinem alten kunstliebenden Vater gefolgt war) die Bezahlung von 2 Millionen Schulden zu verweigern, welche derselbe als Prinz gemacht hatte. Im September standen die Bauern in Oberhessen in Masse auf. Man hatte hier eben erst 100,000 Gulden als Kostenbetrag der dem neuen Großherzog bei seiner Durchreise veranstalteten Feierlichkeiten auf die armen Gemeinden umgelegt, und die Lasten der Bauern waren in den mediatisirten Herrschaften, besonders im Ysenburgischen, unerträg-

lich geworden. Die Aufrührer stürmten Büdingen, und begingen einige Excesse gegen die Beamten und Förster, doch nirgends einen Mord. Bald zur Ueberzeugung gelangt, daß sie zu schwach seyen, zerstreuten sie sich, noch ehe der Prinz Emil mit einer kleinen Armee gegen sie ausgerückt war. Diesem Prinzen hatten im russischen Feldzuge 1812 vier treue Hessen bei einem Wachtfeuer ihre Mäntel als Schutzmauer gegen den Wind vorgehalten, und waren am Morgen noch stehend, aber erfroren gefunden worden. So beliebt und als ein berühmter General würde er die Ruhe bald hergestellt haben, wenn der Aufruhr nicht von selbst zerstoben wäre. Leider begingen die Soldaten im Dorfe Södel aus Mißverstand gegen Leute, die sich unter Anführung eines Försters bewaffnet hatten, um die Aufrührer von sich abzuhalten, in der ersten Wuth einen blutigen Exceß.

In demselben September 1830 brachen auch in Jena und Kahla, in Altenburg und Gera kleine Volkstumulte aus.

Hannover sah die Revolution erst im Januar 1831. In Osterode stand Dr. König, in Göttingen die Dr. Eggeling, Seidenstücker, Plath, Rauschenplatt und Ahrens an der Spitze. Man verlangte Abschaffung der bekannten alten Mißbräuche und Entfernung des Ministers Grafen Münster, der die administrativen und juridischen Antiquitäten des Landes verewigen zu wollen schien. Die kleinen Insurrectionen wurden durch Militär gestillt, obgleich die fanatischen Doctoren mit der Verbrennung der großen Göttinger Bibliothek gedroht hatten, wenn man die Stadt angreife. König wurde gefangen, die meisten andern Häupter entkamen nach Frankreich. Der Bruder des Königs, Herzog von Cambridge, trat als Friedensstifter auf, Graf Münster wurde entlassen und Hannover erhielt eine neue liberalere Verfassung.

Capitel 498.

Die Cholera.

Wie der schwarze Tod im 14ten Jahrhundert, so zog jetzt wieder eine furchtbare Seuche, die Cholera, vom fernen Asien her über Europa. Seit 1817 hatte sie sich an den Ufern des Ganges immer weiter ausgebreitet, 1830 kam sie nach Rußland und im Herbst 1831 überschritt sie die deutschen Gränzen. Sie suchte vorzugsweise die volkreichen Städte und große Menschenmassen auf, und überging gewöhnlich die dünneren Bevölkerungen. So sprang sie von einer großen Stadt zur andern über, ohne daß eine Ansteckung stattgefunden hätte. Daher waren auch alle Cordons und Quarantainen vergeblich. Der Krankheitsstoff schien sich durch die Luft wie ein Miasma zu verbreiten, oder wie Gas da zu entzünden, wo der Zusammenfluß vieler Menschen einen dieser Entzündung günstigen Dunstkreis erzeugte. Die davon ergriffenen Menschen entleerten sich convulsivisch auf allen Wegen der Natur zu gleicher Zeit und starben öfters auf der Stelle oder in wenigen Stunden. Alle Kunst der Aerzte scheiterte an dieser Krankheit, und wie im 14ten Jahrhundert fiel der rohe Pöbel wieder auf den Verdacht der Vergiftung. Dießmal aber beschuldigte man die Aerzte und Beamten. Auf unbegreifliche Weise pflanzte sich dieser brutale Argwohn von St. Petersburg bis nach Paris fort. Es hieß, die Aerzte seyen beauftragt, das Volk in Masse zu vergiften, daher erhob sich der wüthende Pöbel gegen die Aerzte, tödtete viele derselben, und vernichtete die für Gift gehaltenen Arzneien. So in Rußland, so

in Ungarn. In letzterm Lande brach eine große Empörung der Bauern aus, im August 1831, die nicht nur Aerzten, sondern auch vielen Edelleuten und Beamten, die sich mit Arzneien versehen hatten, das Leben kostete, wobei die unmenschlichsten Gräuel verübt wurden. In Wien benahm sich das Volk vernünftig, so heftig hier auch die Cholera wüthete. Merkwürdig ist, daß die Krankheit im Süden nicht weiter vordrang, und Bayern und Schwaben gänzlich verschonte, während sie ganz Norddeutschland durchlief und nach Frankreich, England und Amerika übersprang.

In Preußen veranlaßte die Cholera mehrere Pöbelaufstände zu Königsberg, Stettin, Breslau. An ersterm Orte war jedoch das Motiv nicht der tolle Vergiftungswahn. Die Regierung hatte die strengste Quarantaine gegen die Cholera verfügt, und dadurch allen Handel ins Stocken gebracht; dennoch gestattete sie eben damals den von den insurgirten Polen hart gedrängten Russen, sich aus dem Preußischen mit Lebensmitteln nnd Kriegsbedarf aller Art zu versorgen, so daß nicht nur die russischen Agenten und Käufer, sondern auch ganze Transporte aus Rußland die preußischen Gränzen passirten. Diesen schrieb man nun die Einschleppung der Cholera zu, und die Unzufriedenheit sprach sich nicht nur in einem Pöbelauflauf, sondern auch in einer Adresse des Magistrats von Königsberg aus. Auch das preußische Heer, das unter dem Feldmarschall Gneisenau in Posen stand, um die Bewegungen der Polen zu bewachen, wurde von der Cholera ergriffen, und der Feldmarschall selber starb daran.

Mitten unter diesen Verheerungen der Pest wurde der russisch-polnische Krieg unter ungeheuren Anstrengungen fortgesetzt. Die Polen kämpften um ihre Unabhängigkeit, wie immer, unglücklich, doch zu ihrem Ruhme. Ludwig Philipp von Frankreich wagte um ihretwillen keinen Krieg, und ließ sie um so lieber im Stich, als er sich dadurch die Gunst der nordischen Mächte zu erkaufen hoffte. Auch England wollte nichts für sie thun, oder konnte es nicht allein. Oesterreich, obwohl der natürliche Rival Rußlands, sah die polnische Revolution doch nur aus dem Standpunkt der Legitimität an und wollte von den Rebellen nichts wissen. Eine Adresse der Ungarn zu Gunsten der Polen blieb ohne Erfolg. Preußen war durch enge Familienbande an Rußland geknüpft, und des alten Herzbergs Politik längst verschollen. So waren die Polen von außen verlassen, und im Innern selbst lähmte der diplomatische Einfluß, der sie immer noch mit Hoffnungen nährte, die kriegerische Energie. Frankreich versprach ihnen Hülfe, wenn sie warteten. Sie warteten, und unterdeß ging der russische Feldherr Paskewitsch dicht bei der preußischen Festung Thorn über die Weichsel und eroberte das zwischen der hoffenden und nichts hoffenden Partei getheilte Warschau. Große Heerhaufen der flüchtigen Polen suchten Schutz in Oesterreich und Preußen. Man zwang sie, nach Rußland zurückzukehren, nur die Officiere und einige tausend Gemeine wurden nach Frankreich durchgelassen. Diese fanden in Süddeutschland eine herzliche Aufnahme, so wie sie auch von hier aus schon während des Feldzugs durch Aerzte und Lazarethbedarf unterstützt worden waren.

Capitel 499.

Das Hambacher Fest. Die Bundesbeschlüsse vom 28 Junius.

Durch die Aufstände des Jahres 1830 war von manchen alten Uebeln der Schleier weggezogen worden. Wetteifernd mit den Landständen und einigen, den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommenden Regierungen, suchte nun die Presse, das was unserm politischen Zustande etwa noch fehlen möge, völlig klar zu machen, und die Mittel der Verbesserung anzugeben. Aber die Leidenschaften waren noch zu aufgeregt, und die gemäßigten Constitutionellen, die auf gesetzlichem Wege allmähliche Reformen herbeiführen wollten, sahen sich bald von zwei extremen Parteien überflügelt. Die Einen wollten alles Alte bestehen lassen, weil sie befürchteten, wenn sie einmal A gesagt hätten, auch B sagen zu müssen; und die Andern wollten aus demselben Grunde von kleinen und einzelnen Reformen nichts wissen, sondern trachteten nach einer Umgestaltung des Ganzen. Während Gentz in Wien, Jarke in Berlin ꝛc. nicht die geringste Concession machen wollten, und die Presse in diesem Sinne leiteten, wurde Rotteck mit seinen kleinen constitutionellen Reformen in Baden verhöhnt von Wirth und Siebenpfeiffer, die in Rheinbayern ziemlich unverhohlen eine deutsche Republik in großem Style ankündigten. Auch an Vermittelungsversuchen fehlte es nicht. Schulz in Darmstadt schlug vor, mit Beibehaltung der gegenwärtigen Eintheilung Deutschlands der Bundesversammlung in Frankfurt eine zweite Kammer von aus allen Theilen des deutschen Bundes gewählten Volksdeputirten beizugesellen.

Da die Presse einen von der gemäßigten constitutionellen Opposition unabhängigen Weg einschlug und das Volk haranguirte, verbot der Bundestag ihre zwei heftigsten Organe, die Tribune des Dr. Wirth und den Westboten des Dr. Siebenpfeifer, am 2 März 1832. Dagegen stifteten Schüler, Savoie und Geib in Rheinbayern einen Verein für Preßfreiheit, der sich über ganz Deutschland ausdehnen sollte. Die bevorstehende Feier des bayerischen Verfassungsfestes gab den Aufgeregten einen erwünschten Anlaß, eine ungeheure Volksversammlung auf das alte Schloß Hambach zu berufen, am 27 Mai. Hier wurde die schwarzrothgoldene Fahne über den andern aufgepflanzt, und alle Reden athmeten glühenden Patriotismus und allgemeine Freiheitsschwärmerei. Da die letztere überhand zu nehmen drohte, und auch viele Franzosen sich als Gäste eingefunden hatten, so glaubte Dr. Wirth den letztern sagen zu müssen, daß hier ein deutsches Fest gefeiert werde, daß es sich hier um deutsche Interessen handle, daß er die Freiheit als ein französisches Geschenk verachte, und daß das Vaterland immer die erste Frage, die Freiheit nur die zweite sey. Auch Polen waren anwesend, gegen die man keinerlei Eifersucht zeigte. Diese Volksversammlung ging zwar ruhig auseinander, aber den dort offenbarten Geist zu dämpfen, wurde fortan kein Mittel außer Acht gelassen. Marschall Wrede rückte mit einem bayerischen Heer in Speier, Landau, Neustadt ꝛc. ein; die Preßvereine wurden aufs strengste verboten, ihre Urheber so wie die Redner von Hambach und die kühnsten Journalisten wurden in Menge verhaftet oder flohen. Siebenpfeiffer entfloh in die Schweiz, Wirth konnte fliehen, wollte aber nicht. Die berühmtesten Gefangenen waren die Deputirten Behr und Closen. Neckereien am Jahrestag des Hambacher Festes in Neustadt 1833 machten die Soldaten ein blutiges Ende.

Der Bundestag beschäftigte sich schon länger mit Maßregeln für die innere Beruhigung Deutschlands. Das Hambacher Fest beschleunigte und verschärfte sie. Unterm 28 Junius 1832 wurden die bekannten Bundesbeschlüsse erlassen,

durch welche zuerst den Landständen, dann den Volksvereinen und endlich der Presse jede Möglichkeit, dem Gesammtwillen der Fürsten in irgend etwas zu opponiren, genommen werden sollte. Die Regierungen wurden verpflichtet, nichts in ihrem Bereich zu dulden, was mit den Bundesbeschlüssen im Widerspruch stehe, und die gesammte Bundesmacht anzurufen, wenn sie zu schwach seyen; ja der Bund behielt sich für dringende Fälle auch unaufgefordert die bewaffnete Einschreitung vor. Steuern, wodurch Bundeskosten zu bestreiten, sollten die Landstände nicht verweigern dürfen. Endlich wurden alle Associationen und Volksversammlungen verboten, und nach einander alle noch übrigen liberalen Blätter unterdrückt. Diese Beschlüsse waren einstimmig gefaßt worden.

Die jungen Revolutionäre, meist Studenten, sammelten sich heimlich in Frankfurt am Main, überfielen daselbst in der Nacht des 3 April 1833 die Stadtwache, um einige politische Gefangene zu befreien, und wollten vielleicht einen Handstreich gegen den Bundestag selbst ausführen, wurden aber zur Flucht gezwungen. Gleichzeitig kehrten einige hundert polnische Flüchtlinge aus Frankreich in die Schweiz zurück, denen man ähnliche revolutionäre Zwecke zuschrieb, und die wirklich bald darauf einen mißlungnen Einfall in Savoyen unternahmen. Diese Excesse erweiterten die Untersuchungen und füllten alle Gefängnisse mit Verdächtigen.

Capitel 500.

Kämpfe der Landstände.

Die Stände der verschiedenen constitutionellen Staaten suchten auf gesetzlichem Wege verfassungsmäßige Reformen, und trennten sich mit Aengstlichkeit von den Revolutionären, um nicht durch sie compromittirt zu werden. Aber in Zeiten großer politischer Aufregung unterscheidet man nicht, und die mäßigste Opposition erscheint so feindselig, wie der wildeste Aufruhr. Es war mithin unmöglich, die Regierungen und Stände gerade in diesem stürmischen Zeitpunkt zu vereinigen. Protestationen und Rechtsverwahrungen von beiden Seiten waren das Resultat der Besprechungen da, wo die Opposition in der Majorität war; und da, wo sie es nicht war oder blieb, wurden die Kammern das Echo der Minister.

In Bayern erhob die zweite Kammer 1831 einen heftigen Sturm gegen den Minister v. Schenk. Die alte Partei der Aufklärung wollte sich mit der Wiederherstellung einiger Klöster nicht aussöhnen und die Unpoetischen sahen in den Prachtbauten und Kunstschätzen Münchens nur deren Kosten. Zudem war ein Censuredict erlassen und eine Anzahl Staatsdiener, die das Volk gewählt hatte, nicht in die Kammer zugelassen worden. Schwindel, v. Closen, Cullmann, Seyffert :c. waren die Häupter der Opposition. Schenk trat ab; das Censuredict wurde zurückgenommen, die Stände strichen 2 Millionen von den Staatsausgaben. Allein die erste Kammer verweigerte diesen Beschlüssen ihre Zustimmung, die Censur blieb, die Ersparungen wurden bis auf eine kleine Summe heruntergebracht. Im Herbst 1832 wurde der zweite Sohn des Königs, Prinz Otto, durch die in der griechischen Frage entscheidenden großen Seemächte mit Zustimmung des Sultans zum König von Griechenland erwählt, und Graf Armansperg, früher bayerischer Minister, trat an die Spitze der während seiner Minderjährigkeit aufgestellten Regentschaft. Da eine Truppenwerbung für den griechischen Dienst erst eingeleitet werden mußte, wurden einige Regimenter zum Schutz der ersten Einrichtungen mitgegeben. Die jüngste bayerische Kammer erschien

vom

vom Oppositions-Element beinahe völlig purificirt und bewilligte jede Forderung der Regierung.

In Würtemberg traten die Kammern erst 1833 zusammen, und wurden schon nach zwei Monaten wieder aufgelöſ't, weil die zweite die Protestation Pfizers gegen die Bundesbeschlüsse nicht „mit Unwillen" verwerfen wollte. In der neugewählten zweiten Kammer machte die Opposition, an deren Spitze der berühmte Dichter Uhland stand, zahlreiche Vorschläge zu Verbesserungen, blieb aber in der Minderheit, und selbst der wohlthätige Vorschlag der Regierung, Abschaffung des Novalzehntens (als Einleitung zu noch weitern bäuerlichen Emancipationen) betreffend, scheiterte an dem Aristokratismus der ersten Kammer. Auch gab es eine Anzahl politischer Processe.

In Baden starb 1830 der alte Großherzog Ludwig, und ihm folgte Leopold von der gräflich hochbergischen Nebenlinie (aus der Ehe seines Vaters Karl Friedrich mit einem Fräulein von Geversperg). Man glaubte, Bayern werde Anspruch auf die Pfalz machen, was aber nicht geschah. Der neue Großherzog, den man „den Bürgerfreundlichen" nannte, benahm sich äußerst liberal, und ging hierin mit der ersten Kammer, in der Wessenberg und der Fürst von Fürstenberg thätig waren, und mit der zweiten, deren Häupter die Professoren Rotteck, Welcker und v. Itzstein waren, Hand in Hand. Auf Rottecks Antrag wurde dem Feudalwesen der Todesstreich versetzt, und auf Welckers Antrag sogar die Censur abgeschafft und ein Preßgesetz gegeben. Aber der Bundestag setzte diesen Reformen ein schnelles Ziel. Der Großherzog mußte das Preßgesetz zurücknehmen, die Universität Freiburg wurde eine zeitlang geschlossen, und die Professoren Rotteck und Welcker suspendirt, ihre Zeitung, der Freisinnige, unterdrückt, 1832. Gleichwohl war Rotteck in Fehde mit den Hambachern gerathen und hatte auf einem Volksfest zu Badenweiler die deutsche Fahne unter die badische gepflanzt.

In Hessen-Darmstadt starb 1830 der alte Großherzog Ludwig, und sein Sohn gleiches Namens folgte ihm. Die Stände verweigerten diesem die Zahlung von 2 Millionen Schulden, welche derselbe als Prinz gemacht hatte, und zwar geschah diese Weigerung schon vor der Juliusrevolution. Dann folgten die Excesse von Büdingen und Södel. Im Winter 1832 traten die Stände wieder zusammen, und die liberale Majorität der zweiten Kammer unter v. Gagern, E. E. Hoffmann, Hallwachs ꝛc. bewilligte zwar, obgleich der Kopf in dem kleinen Ländchen jährlich über 6 Gulden zu den Staatslasten beiträgt, die Kosten für einen neuen großen Pallast, protestirte aber gegen die Bundesbeschlüsse und wurde aufgelöſ't. Wiedergewählt, wurde dieselbe Kammer nochmals 1834 aufgelöſ't, weil von Gagern die Regierung parteiisch genannt hatte, und die zweite Kammer ihn deßhalb zur Ordnung zu rufen verweigerte.

In Hessen-Cassel folgte den Volksbewegungen sogleich die Zusammenberufung der Stände und der Entwurf einer neuen, auf Vertrag gegründeten Verfassung, die auch schon im Januar 1831 sanctionirt wurde; aber unter den fortwährenden Unruhen und bei der Abneigung des Kurprinzen Mitregenten gegen die liberalen Reformen, erlag die zweite Kammer, als deren erstes Talent Professor Jordan von Gießen glänzte, trotz ihrer Ausdauer nach zweimaliger schnell hinter einander folgender Auflösung, 1832 und 1833, dem Nachdruck des (vormals liberalen) Ministers Hassenpflug, und Jordan trat aus.

In Nassau gerieth der Herzog Wilhelm mit den Ständen aufs heftigste zusammen. Da die zweite Kammer die vom Herzog als Privatgut benutzten sehr reichen Domainen als Staatsgut zu Deckung der Staatslasten vergeblich reclamirte, verweigerte sie im Herbst 1831 die Steuern. Die erste Kammer,

vom Herzog nach Belieben durch neue Stimmen vermehrt, protestirte; die zweite Kammer protestirte wieder gegen die erste, und suspendirte ihre Thätigkeit bis zur Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte; aber fünf Deputirte protestirten wieder gegen diese Unthätigkeit, und bewilligten in Abwesenheit der Mehrheit die Steuern. Diese Mehrheit protestirte, wurde aber in einen politischen Proceß verwickelt, und der greise Präsident Herber auf die Festung Marrburg gesetzt.

In Braunschweig herrschte zwischen dem neuen Herzog Wilhelm und den Ständen Einverständniß, den letztern warf aber die Volkspartei Aristokratismus vor. Ihre Sitzungen blieben geheim.

In Hannover ertönte dieselbe Klage lauter als anderswo, denn hier war der Adel nach der Auflösung des in dieser Beziehung liberalen Königreichs Westphalen in alle seine Vorrechte, sowohl in die feudalistischen, dem Landvolk gegenüber, als in den ausschließlichen Besitz der ersten Staatsstellen wieder eingesetzt worden. Dazu kam der ganze alte Schlendrian der Justiz und Verwaltung, Heimlichkeit, Tortur, Stockprügel &c. und eine finanzielle Bedrückung, die zwar der im Darmstädtischen noch nicht gleich kam, aber auch eine von der Natur minder begünstigte Bevölkerung traf. Der Minister Münster war in diese alten Mißbräuche so verliebt, wie der alte Kurfürst von Hessen in seine Zöpfe, und schon vor dem Ausbruch der Unruhen war die Klage über ihn allgemein. Er mußte endlich abtreten, und Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, von seinem Bruder, dem König, zum Vicekönig von Hannover ernannt, kündigte einige augenblickliche Erleichterungen des Volks an, und berieth mit den Ständen eine neue Verfassung, die im Einzelnen vielen alten Mißbräuchen ein Ende machte, im Ganzen aber das monarchische und aristokratische Princip stark vorwalten und der zweiten Kammer nur eine schwache Gewalt übrig ließ, 1833. Unter den liberalen Häuptern dieser Kammer glänzten die Doctoren Christiani und Lüntzel.

In Sachsen wurde schon vor der Juliusrevolution eine Adresse verbreitet, worin alle aristokratischen und administratischen Mißbräuche dieses Staates aufgedeckt waren. Die schon erzählten Unruhen führten unter dem Einflusse des populären Mitregenten, und des allgemein geachteten Ministers Lindenau, so wie der neugewählten Stände längst ersehnte Reformen herbei, vor allem eine neue Verfassung, 1831, und eine gänzliche Purificirung der schlechten städtischen Verwaltungen. Doch blieb die Censur äußerst streng, so wie die Behandlung der politischen Gefangenen. Am liberalsten äußerten sich Graf Hohenthal und Baron Watzdorf, die bei jeder Gelegenheit, auch gegen die Bundesbeschlüsse, Protestationen einlegten.

Unmittelbar nach der Juliusrevolution riefen die Fürsten von Oldenburg, Altenburg, Coburg, Meiningen und Schwarzburg-Sondershausen öffentlich das Vertrauen ihrer Unterthanen an, forderten sie auf, etwaige Klagen vorzubringen &c. Der Herzog August von Oldenburg, der den Titel Großherzog angenommen, kündigte eine Verfassung an, nahm das Versprechen aber bald zurück und verbot, ihn mit Erinnerungen daran zu belästigen. Eben so verweigerte der Fürst von Sondershausen die gehoffte Verfassung. Dagegen sah man in Sigmaringen, Altenburg und Meiningen ein kleines, aber lebhaftes constitutionelles Leben, von den Fürsten theilnehmend unterstützt.

Im Herbst 1833 kam der Kaiser von Rußland mit dem König von Preußen, und dann auch noch mit dem Kaiser von Oesterreich in München-Grätz zusammen. Unmittelbar darauf versammelten sich ein deutscher Minister-Congreß zu Wien, und von den Beschlüssen desselben wurde der erste im Spät-

herbst 1834 publicirt. Er kündigte ein Schiedsgericht an, das in Streitsachen zwischen Regierung und Landständen in höchster Instanz entscheiden sollte. Sämmtliche Mitglieder dieses Gerichts sollten von den Bundesregierungen ernannt werden, aus dieser Zahl aber den streitenden Parteien die Auswahl freistehn.

Capitel 501.

Schluß.

Daß die Erzählung hier nicht an einem bestimmten Abschnitt, am Schluß einer Epoche, sondern mitten im Laufe der Begebenheiten abbricht, ist ihr in sofern nachtheilig, als man allemal erst aus dem Erfolge beim Ausgang einer großen Bewegung der Zeit ein richtiges Urtheil über deren Anfänge fällen kann; allein wenn man die Geschichte der Deutschen bis zu ihrem letzten großen Abschnitt, dem Wiener Congresse 1815, verfolgt hat, so kann man sich unmöglich der Neugier erwehren, zu erfahren, was nachher geworden ist und wird, und selbst auf die Gefahr hin, ein voreiliges Urtheil über den Ausgang zu fällen, oder von jener Beunruhigung gepeinigt zu werden, die ein ungewisser Ausgang immer in theilnehmenden Seelen erweckt, geizt man dennoch nach jeder neuen kleinen Erfahrung, nach jedem Zoll, um den der Vorhang der Zukunft weiter aufgerollt wird; und zu keiner Zeit war diese Wißbegierde größer und natürlicher als in der unsern, die so große Verhängnisse im Schooße trägt.

Die Zeiten der Schande, der tiefsten Erniedrigung liegen uns noch sehr nahe; gleichwohl ist unsre Hoffnung größer als unsre Besorgniß. Die Bewegung, die seit den Hohenstaufen eine absteigende war, ist endlich wieder eine aufsteigende geworden. Die beinahe schon verschwundene Idee der Nationaleinheit ist wieder ins Volk gedrungen. Der wehrlosen Weichlichkeit während der Kleinstaaterei im vorigen Jahrhundert haben wir uns entrissen, und Deutschland starrt von Bayonnetten. Die fruchtbare Idee der Repräsentativverfassung, der Vertretung aller Interessen durch periodisch gewählte Mandatare ist eine uralt deutsche, war aber bis in ihre Wurzeln erstorben; sie ist jetzt aufs neue grün ausgeschlagen, und es wird ein Baum daraus erwachsen, unter dessen Schirm die kommenden Geschlechter sicher ruhen werden.

Den Gefahren, die uns von außen drohen, wird die vereinigte Kraft der deutschen Stämme jederzeit, wie bisher, gewachsen seyn. Wo aber liegt in den noch getheilten Massen der eigentliche germanische Schwerpunkt? Das alte Kaiserhaus hat im Verlauf von Jahrhunderten immer mehr slavische, magyarische und romanische Länder gewonnen, aber immer mehr deutsche verloren; es verlor die Schweiz, das Elsaß, Vorderösterreich, die Niederlande, Schlesien. Preußen hat umgekehrt immer mehr deutsche Länder gewonnen. In Oesterreich behaupteten sich Katholicismus und Aristokratie; Preußen huldigte den religiösen, und trotz seiner autokratischen Regierung, auch politischen Reformen durch seine so volksthümliche Wehr- und Municipalverfassung. Die übrigen kleinern Staaten Deutschlands haben vor jenen größern das reinere deutsche Blut und einen davon unzertrennlichen Bürgersinn voraus; aber eben durch das allzu üppige Aufblühen des Corporationswesens im Mittelalter sind sie zerstückelt worden, ihre Bevölkerungen haben einen starken Gemeingeist, aber nur noch im Kleinen, und mit all ihrer Ueberlegenheit an politischem Verstande erreichen sie doch nicht den großen militärischen Gemeingeist, wie er 1813 in Preußen herrschte. Ueberdieß

sind es gerade diese ächtesten deutschen Stämme gewesen, die sich am meisten von Frankreich haben verlocken, beherrschen und zu unvergeßlichen Treulosigkeiten gegen das gemeinsame große Vaterland mißbrauchen lassen. Es ist sonach schwer zu entscheiden, wo gegenwärtig der germanische Schwerpunkt liegt. Er liegt, so scheint es, weder hier noch dort, sondern überall, wo deutsche Luft geathmet, wo deutsch gesprochen wird, er liegt in einem Gemeingefühl aller Deutschen, in dem erwachenden Selbstbewußtseyn einer Nation, die sich auf Einmal wieder zu besinnen anfängt, daß sie eine große, ja vielleicht die größte sey.

Einundzwanzigstes Buch.

Die moderne Bildung.

Capitel 502.

Politische Uebergänge.

Die Epoche, die mit Ludwig XIV, d. h. mit dem Einflusse der französischen Politik und Bildung begonnen hat, ist noch lange nicht vorüber. Die Franzosen haben zwei Stufen derselben durchlaufen, die despotische vor 1789 und die constitutionelle nachher. Wir sind ihnen nachgefolgt, haben die Probe der absoluten Monarchie und Despotie durchgemacht, und sind nun wenigstens mit einem Fuß in die constitutionelle Laufbahn getreten, beides nach französischem Vorbilde. Die Theilung unseres großen Reichs aber in viele und verschiedene Staaten hat gemacht, daß wenn der eine voraneilte, der andere in der Mitte, der dritte ganz hinten zurückblieb, und so bietet Deutschland gegenwärtig eine ziemlich seltsame Musterkarte von allerlei politischen Zuständen dar. Neben den Resten der alten Feudalzeit hat die absolute Monarchie, und neben dieser das neue Verfassungswesen Platz genommen, ja öfters findet man in einem und demselben Staate alle diese drei Elemente beisammen. Unser Bund erinnert noch an das alte Reich, wir haben sogar noch einen Kurfürsten und vier freie Städte. Adelsprivilegien und wenn nicht mehr Leibeigenschaft, doch Feudallasten bestehen noch in allen deutschen Staaten. Innerhalb eines jeden Staates aber herrscht die unumschränkte Fürstengewalt, wie die Friedrichs II war, rein vor, oder kämpft mit dem neuen constitutionellen Geiste und ist ihm noch weit überlegen. Der letztere scheint aber dennoch im Vorschreiten begriffen.

Dieser Zustand ist nicht sowohl unnatürlich, als unbequem, eine Periode des allmählichen Ueberganges. Langsam lös't ein Glied von der Kette sich ab, fügt ein neues sich ein. Das Alte schwindet aber zusehends. Nach dem westphälischen Frieden blieb noch so manche Ruine des Mittelalters stehn, die erst nach dem Frieden von Luneville verschwand; noch mehr feudalistische Zustände erhielten sich im Innern der Staaten, aber wie viele derselben hat Friedrich der Große und sein Enkel, wie viele Joseph II, wie viele Max Joseph von Bayern &c. ausgerottet!

Auch die spätere Willkürherrschaft nach Ludwigs XIV Muster, ist jetzt schon veraltet. Sie hat sich dem constitutionellen, oder wo dieß nicht der Fall war, einer noch mächtigern moralischen Einschränkung gefügt. Die Stimmung des Jahrhunderts ist der Maitressenherrschaft und allen Formen der alten Despotie wesentlich fremd und feindselig.

Der constitutionelle Geist aber ist noch nicht frei und ausgebildet genug, um die älteren Formen des Staates abzustreifen. Daher sehn wir nirgends ein einfaches Staatsgebäude, sondern überall neuen Anbau an alte Ueberreste, oft unförmlich und sich widersprechend, oft gewaltsam unter ein Dach gebracht, oft nur durch den gleichen äußern Anstrich oberflächlich verbunden, wie in den Uebergangsperioden zwischen einem ältern und neuern Baustyle.

Die erste umgestaltende Krisis, d. h. der von den Fürsten ausgehende Umsturz der alten Reichsverfassung und der aristokratischen Stände, ist vorüber. Die

zweite Krisis, die vom Volk ausging, war in Frankreich so gewaltthätig, daß die deutschen Regierungen, die billig darauf dachten, ihre Wiederholung bei uns zu vermeiden, und dieß thaten sie, indem sie theils alles noch feststehende Alte zum Bollwerk gegen den zerstörenden Geist der Neuerung machten, theils aber auch durch zeitgemäße Concessionen billigen Forderungen entgegenkamen. Die Linie zwischen jener Stabilität und diesen Fortschritten hat aber natürlich immer geschwankt, und die äußere Politik, der Sieg des nordöstlichen oder des südwestlichen, des absolutistischen oder des constitutionellen Princips in Europa hat beständig darauf Einfluß geübt, wie der Zug des Eisens auf die Magnetnadel.

Nach außen hat das Reich seit dem westphälischen Frieden an seiner Integrität und Einheit unaufhörlich verloren. Elsaß, Lothringen, zuletzt Belgien wurden uns ganz entfremdet, und das Kaiserthum, die letzte Form der Einheit, hörte auf. Das Reich von 1792 umfaßte schon weniger Länder als das Reich von 1648, und der deutsche Bund umfaßt wieder weniger, als das Reich von 1792. Die Vielherrschaft im Innern hat freilich abgenommen, die Zahl der Heere hat sich reducirt, aber je weniger derselben werden, desto unvereinbarer werden sie auch, und die Trennung würde dann vielleicht am schroffsten seyn, wenn Oesterreich und Preußen allein übrig blieben.

Also äußerlich wie innerlich ist unser Staatsleben auf dem Uebergange aus einem ältern in einen neuern Zustand begriffen, und noch unentschieden schwankend, durch und durch in Halbheit befangen.

Capitel 503.

Die letzten Zeiten des alten Reichs.

Das deutsche Reich wurde durch die zahllosen kleinen Immediaten wie ein schöner Leichnam durch Würmer zerfressen. In Schwaben allein gab es vor den Revolutionskriegen nicht weniger als 4 geistliche und 13 weltliche Fürsten, 26 Grafen, 20 Prälaten, 31 Reichsstädte und eine Menge Reichsritter, alle beinahe unumschränkte Despoten auf ihrem kleinen Gebiete, versunken in den Egoismus und die Faulheit, die stets die Folgen der Kleinstaaterei sind. Wie konnte ein solches Gemengsel von Herrschaften, ich will nicht sagen der deutschen Nation, sondern nur den kleinen Herren selbst eine Garantie darbieten? Man muß erstaunen, daß sich das Reich in diesem heillosen Zustande nur so lange erhalten hat.

Regensburg war der Sitz des Reichstags. Hier saßen abgesondert in einem Collegium die Kurfürsten, in dem zweiten die Fürsten (33 geistliche, 61 weltliche Fürsten, jeder mit einer Stimme für die Person, dazu 2 Prälaten- und 4 Grafenbänke mit je einer Stimme für die Bank), in dem dritten die Reichsstädte. Waren zwei Collegien einstimmig, und bestätigte der Kaiser ihren Beschluß, so galt der Widerspruch des dritten Collegiums nichts mehr. Auf diese Weise wurden die Städte durch die Fürsten beständig hinausvotirt. Allein dieß war gleichgültig. Der ganze Reichstag war nur noch eine Illusion. Die wahre Macht befand sich nicht in Regensburg, sondern in Wien, Berlin, München, Dresden, kurz an den größern Fürstenhöfen, und der Reichstag wurde, wie die Reichsarmee überall nur nachgeschleppt, um das zu unterstützen, was zuvor von den größern Fürsten beschlossen war. Mit welchen Erbärmlichkeiten die Reichstagsgesandten ihre müßige Zeit ausfüllten, während die eigentlichen Staatsangelegenheiten anderswo erledigt wurden, erhellt z. B. aus der Thatsache, daß 1748 über

den Rang bei der Tafel und über die Farbe, Form und Stellung der Sessel beim Reichstag 10 officielle Schriften erschienen. Außerdem beschäftigten sich diese unnützen Gesandten mit der Vertheilung der Reichssteuern und Contingente, und übten dabei nicht selten ihren Witz. So mußte z. B. ein Mönchskloster den Reiter, ein Nonnenkloster das Pferd stellen ꝛc.

Zu Wetzlar saß das Reichskammergericht, aber hat es den Salzburger Emigranten geholfen? Hat es die oben erzählten Willkürlichkeiten kleiner Herren eit dem westphälischen Frieden verhindert? Man braucht nur zu wissen, daß die Stadt Gelnhausen vor diesem Reichsgerichte einen Proceß führte, der 1549 begann und erst 1734 erledigt wurde. Kramer hat mit den wichtigsten Reichsprocessen eine Sammlung von 128 Bänden (Wetzlarsche Nebenstunden) angefüllt, und doch ist nichts Wichtiges daran als ihre Unwichtigkeit.

Unter diesen Umständen war das Reich der ganzen Welt zum Spott geworden, und Voltaire sagte mit Recht: das heilige römische Reich ist weder heilig, noch römisch, noch reich.

Die Kleinstaaterei schwächte nicht nur die äußere Vertheidigung der Deutschen, sondern entnervte auch ihre Kraft im Innern; sie verdammte große Talente zu einer kleinen Thätigkeit, und schnitt nicht nur Helden nud Staatsmännern, sondern auch dem einfachsten Handelsverkehr die Bahn ab; es war, wie Görres sagte, als ob dem deutschen Volk wie einem gesunden und vollblütigen Körper alle Adern unterbunden seyen, daß er sich nicht rühren noch regen konnte. Dieser unvernünftige Zustand hat nun endlich sich zu Ende geneigt. Von nahe an 2000 Herren sind wir auf 38 reducirt, und das weltliche Regiment der Pfaffen, so wie das Zaunkönigthum der Grafen und Ritter hat auf deutschem Boden ganz aufgehört. Der feigen Verweichlichung ist eine große Zeit des Kampfes gefolgt, das Volk in Masse hat wieder die Waffen führen lernen und gesiegt in unsterblichen Schlachten. Die Spießbürgerei, der kleine Geist der Höfchen und Rathhänschen hat einer umfassendern Ansicht der Dinge und einer freiern Bewegung Platz gemacht. Alle öffentlichen Anstalten haben gewonnen und ihren Charakter vertauscht. An die Stelle des Angenehmen ist das Nützliche und Nothwendige getreten. Verödet stehen die Lustschlösser, in denen noch im vorigen Jahrhundert die Fürsten schwelgten; aber Staatsgebäude, dem öffentlichen Wohl gewidmet, erstehn in großer Zahl; in den Wäldern schallt nicht mehr das fürstliche Jagdhorn, aber auf neugebahnten Straßen kündigt das Posthorn den eiligen und fröhlichen Verkehr an, der jetzt alle Classen der Gesellschaft und alle Nationen einander näher bringt.

Wer daher das Gute der Gegenwart nicht genug zu schätzen weiß, der blicke nur in die trübe Vergangenheit zurück.

Capitel 504.

Bureaukratie.

Die unumschränkte Fürstengewalt, die sich aus dem Feudalismus herausbildete, und unter Ludwig XIV in Frankreich, unter Friedrich dem Einzigen in Deutschland culminirte, war augenscheinlich nur ein Uebergang. Ist einmal ein alter Rechtszustand untergraben und verkehrt, lösen alle Bande der alten Harmonie sich auf, so herrscht nothwendig der Stärkere. Eine solche Periode der Gewalt mußte der Auflösung unseres Reichs naturgemäß folgen. Indem die Fürsten einzeln die Fülle der Souveränetät an sich rissen, die vorher nur dem ganzen

Reich inngewohnt, glaubten sie zunächst nur für sich zu handeln, allein sie dienten unbewußt auch schon der künftigen Emancipation der Völker. Diese erste von den Fürsten durchgeführte Revolution gegen den Rechtszustand des Mittelalters brachte nämlich nicht nur der dem Volke heilsamen Kaisergewalt, sondern auch der dem Volke verderblichen Hierarchie und Aristokratie den Untergang. Die egoistische Politik der Fürsten entwaffnete und entnervte den deutschen Adel und beförderte die der Kirche tödtliche Aufklärung, und dieß kam zuletzt nur den Völkern zu Gute.

Einem unwiderstehlichen Zuge folgend, ließen die fürstlichen Regierungen stufenmäßig immer mehr von der frühern Willkür nach. Die wollüstigen und grausamen Despotenlaunen, die Nachahmung französischer Ueppigkeit machten seit Friedrich II und Joseph II fast durchgängig einem einfachen und sittlichen, gleichsam bürgerlichen Familienleben an den Höfen Platz, und die Privatcasse des Fürsten wurde fast überall von der Staatscasse getrennt, wodurch Ordnung in die Finanzen und in das Steuersystem kam. An die Stelle der frühern oft sehr willkürlichen Provinzialverwaltung durch Vögte und Amtleute trat eine geregelte Administration. Auf eine sehr auffallende Weise haben sich hierin die deutschen Staaten von Frankreich unterschieden. In Frankreich herrschte das bequeme Princip der Verpachtung vor; alle Staatsämter wurden verkauft oder verpachtet, und es entstand ein Wetteifer zwischen der Regierung, welche die Aemter immer theurer verkaufte, und den Beamten, die sich durch immer drückendere Erpressungen des Volks zu entschädigen suchten. In Deutschland dagegen herrschte das ehrliche, aber ängstliche Princip der Controle.

Die Fürsten waren ursprünglich kleine Edelleute gewesen, die ihr Gut selbst verwaltet hatten. Jeder neue Lehnerwerb war nur eine Vermehrung des Privatguts, und die Wirthschaft wurde nur etwas ausgedehnter. Daher die fortdauernde Neigung, große Länder nur wie eine Oekonomie anzusehen. Dazu kam die biblische Vorstellung, daß Fürsten die Väter ihrer Unterthanen seyn sollten, und als erst die Administration einigermaßen geregelt war, that die dem Deutschen eigenthümliche Ausführlichkeit und Systemsucht das Uebrige, und man bildete jene künstliche Bureaukratie oder Herrschaft der Schreibstube aus, die im Namen der strengsten Gesetzlichkeit einen vielleicht härtern Druck ausgeübt hat, als je das rohe Faustrecht. Bald wollte man aus reinem Gerechtigkeitsgefühl, oder aus väterlicher Fürsorge, von oben aus dem Ministerium herab alles wissen und alles leiten, bis in die geringste Bauernstube hinab; bald nöthigten die Geldbedürfnisse auch die kleinsten Quellen des Privateinkommens kennen zu lernen, zu bewachen und zu besteuern; bald war es systematischen Köpfen bloß um die Ordnung, um die Vollständigkeit der Einregistrirung zu thun, als ob das ganze Staatsleben nur in ihren Tabellen existire, und endlich kam durch die zunehmende politische Aufregung die Polizeigewalt in Flor, die das Ausspüren und Beaufsichtigen bis ins Extreme trieb.

Die Schattenseite dieser Bureaukratie ist zunächst die Einmischung der Regierung ins Privatleben, die Controle, die uns in und außer dem Hause verfolgt und jeden selbst unserer unschuldigsten Schritte mit dem Auge des Argwohns bewacht; und sodann die Schreiberei. Wie viel Scheine muß nicht jedes Product lösen, bevor es aus der Erde in die Hände der Industrie, des Kaufmanns und endlich des Consumenten kommt! Wie viel wird hin und her, doppelt und dreifach geschrieben, bevor ein Proceß durch alle Instanzen geht! Die Vielschreiberei hemmt aber nicht nur den Verkehr und die Justiz, sondern kostet auch unermeßliche Summen, und noch mehr dadurch, daß sie als Erwerbszweig getrieben wird, weil man die Bogenzahl des Papiers vermehrt, um desto mehr

Spor-

Sporteln dafür einzuziehen. Endlich ist diese Schreiberei weit entfernt, eine sichere Controle zu gewähren. Das Papier ist geduldig, und die Heimlichkeit, in welche sich die Schreiberei hüllt, verbirgt eine Menge Ungerechtigkeiten, die bei einem mündlichen und offenen Verfahren unmöglich wären.

Der schädlichste Auswuchs des Schreibereiwesens sind die Staatspapiere. Weil der ganze Staat ins Papier gefahren ist, hat man auch die Kunst erfunden, unermeßliche Reichthümer in bloßem Papier zu erschaffen, indem man nur den künftigen Generationen die Pflicht auflegt, das Papier zu versilbern. Nichts beweis't wohl so sehr das Prekäre unsers ganzen heutigen Staatswesens als gerade diese Besteuerung der Zukunft, dieser administrative Fanatismus, der selbst in ferne Zeiten hinaus, über die er keinerlei Macht mehr hat, seine Decrete und Steuerzettel ausstreut. Das System der Staatspapiere hat viele Aehnlichkeit mit dem der alten Ablaßbriefe, und sie werden der Ruin der Staaten seyn, wie diese der Ruin der Kirche.

Capitel 505.

Emancipationen und Constitutionen.

Die Fesseln, in denen das öffentliche Leben lag und zum Theil noch liegt, stammen entweder noch aus der alten hierarchisch-aristokratischen oder aus der späteren bureaukratischen Zeit. Demnach unterscheiden wir auch ein zweifaches Streben nach Emancipation.

Die erste Emancipation ist beinahe vollendet, und zwar größtentheils durch die Fürsten selbst. Mit ihrer Hülfe haben die Laien sich aus dem Zwange des Clerus, hat die deutsche Kirche sich aus dem Zwange Roms befreit; durch ihre Decrete wurden dem Adel seine wichtigsten Vorrechte entzogen, die Leibeigenschaft aufgehoben, und die Feudalabgaben und Frohnden der endlichen Ablösung nahe gebracht. In diesem Augenblicke streitet man nur noch über den Preis, aber der Handel ist geschlossen, die gänzliche Befreiung des Bauernstandes von allen Feudallasten steht unfehlbar bevor, denn die Geschichte bleibt in solchen Dingen nie stehen, noch geht sie jemals rückwärts. Auch von dem Zunftzwange hat uns die Bureaukratie befreit; jede Bahn ist dem Talente geöffnet.

Gegen die Bureaukratie aber, die sich zur Erbin jener alten Hierarchie und Aristokratie eigenmächtig eingesetzt, ist nun die zweite Emancipation gerichtet. Die Gemeinden wollen von den willkürlichen Eingriffen der Centralgewalt in ihre Interessen befreit seyn, und man hat in der That erkannt, daß ein freies Municipalwesen sich am besten selbst controlirt und auf eine für die Gemeinde wie für den ganzen Staat vortheilhaftere Weise selbst verwaltet, als dieß durch einen auswärtigen Beamten, den das Ministerium schickt, geschehen könnte. Darum hat schon 1808 der König von Preußen aus eigenem Antrieb die Städte seines Reichs emancipirt, und dieses Beispiel ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Aber auch das Volk in Masse will emancipirt seyn. Die ganz auf Cabinets- oder ministerielle Willkür gebaute Bureaukratie, der es schon vor der französischen Revolution gelungen war, alle landständischen Verfassungen in Deutschland bis auf die von Sachsen, Würtemberg, Mecklenburg, Lippe und Reuß zu vernichten, und die zu Napoleons Zeit auch diese vollends abgeschafft hatte, ließ seit 1815 die Landstände wieder auftauchen, und zwar in größerer Zahl und verstärkt durch den neuen Geist, den wir den englischen und französischen Parla-

menten abgeborgt hatten. Obgleich in diesen deutschen Kammern die Wegräumung aller Hindernisse des innern Verkehrs in Deutschland aufs lebhafteste verlangt und auch eine größere Einheit nach außen gewünscht wurde, so lag es doch nicht in der Aufgabe und Macht dieser Kammern, irgend etwas Bedeutendes für das Ganze des deutschen Bundes zu thun; desto thätiger aber waren sie für innere Reformen im Einzelnen, für Ausscheidung des fürstlichen Privat- und des Staatsguts, für Ersparungen aller Art, für gleiche Vertheilung der Staatslasten, für Vereinfachung der Gesetzbücher, für Einschränkung der Vielschreiberei, für Abschaffung alter inhumanen Mißbräuche (Tortur rc.) und für Volksunterricht. Hierbei kamen ihnen die Regierungen mehr oder weniger entgegen. Allein mit ihren Bemühungen um Preßfreiheit, Volksbewaffnung, öffentliche und mündliche Rechtspflege, Einschränkungen der die persönliche Freiheit und das Hausrecht verletzenden Polizeigewalt rc. fielen sie durch.

Merkwürdig ist, daß Preußen ohne Reichsstände verhältnißmäßig mehr für die innere Cultur und für die Emancipation der Bauern und Städte that, als die kleineren constitutionellen Staaten, bei denen oft der Schein größerer Freiheit die wahren Verbesserungen ersetzen mußte. Nicht selten versäumten die Kammern die Erreichung eines kleineren Zwecks, um einem vorerst unerreichbaren größeren nachzustreben, und eben so oft verweigerten die Regierungen selbst unschuldigen Verbesserungen ihre Zustimmung, bloß weil sie von den Kammern mit Trotz und in einem feindlichen Tone gefordert worden waren. Indeß liegen solche Reibungen in der Natur der Dinge, sobald eine Macht ihren Einfluß mit einer anderen theilen soll.

Capitel 506.

Der gesellschaftliche Zustand.

Im Mittelalter waren die Stände aufs schroffste von einander abgesondert, in unserer Zeit fließen sie wieder in eine große Volksmasse zusammen. Zwar herrschten noch im vorigen Jahrhunderte die krassesten Vorurtheile der Geburt, aber dieß geschah eben nur, weil der Adel in Verfall kam. Eitelkeit sollte die wahre Macht, die unwiederbringlich verloren war, ersetzen. Die Wirkungen der französischen Revolution in Westdeutschland, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Ablösungen der bäuerlichen Lasten, der Ankauf adeliger Güter durch Bürgerliche, der Zudrang der Bürgerlichen zu den Stellen im Staat und Heere, der wachsende Reichthum, die steigende Bildung und der auf Verdienst sich gründende Stolz der Bürgerlichen haben in der jüngsten Zeit so mächtig gewirkt, daß die Scheidewand der Geburt keinen großen Einfluß mehr übt. Auch die Bureaukratie hat keinen neuen Dienstadel gründen können, da die Beamten sich aus allen Ständen recrutirten und mit allen in geselligem Verkehr blieben. Die Geistlichen haben dem in der Zeit liegenden Zwange gleichfalls nachgegeben, außerhalb der Kirche ihren Ornat abgelegt und sich unter die Laien gemischt. Im Mittelalter erkannte man jeden Stand an seiner Tracht, heutzutage kleidet sich der Fürst, der Staatsdiener, der Adelige, der Priester, der Gelehrte und Handwerker, der Jude in die gleiche Modetracht, und man kann keinen mehr unterscheiden.

Die große Masse der noch bei den alten Trachten und Sitten verharrenden Bauern nennt alles Herr, was einen runden Hut trägt, und als Herr oder Honoratior will jeder Handwerker, Schulmeister und Schreiber sich von dem Bauernvolk aristokratisch unterscheiden; dieser Unterschied ist jetzt wichtiger als

jeder andere, und er könnte leicht noch eine politische Rolle spielen, wenn die angefangene Emancipation des Bauernstandes ins Stocken geriethe.

An die Stelle der Frömmigkeit und Ehre, welche des mittelalterlichen Lebens Leitsterne waren, ist jetzt die sogenannte Schicklichkeit getreten, ein von Frankreich her entlehnter äußerer Anstand, eine höfliche Sprache und zuvorkommende Artigkeit, die erste Pflicht aller sogenannten Gebildeten. So tritt dann freilich Schein an die Stelle der Wahrheit; da indeß der Mensch gern das ist, was er scheinen will, so hat diese höfliche Sitte allerdings zur Bändigung der sonst so roh sich äußernden Leidenschaften beigetragen. Statt der früheren Schwelgerei herrscht jetzt mehr Luxus. Man entbehrt lieber den derben Sinnengenuß, um die Eitelkeit in reichen und prächtigen Kleidern zu befriedigen.

Unumschränkte Gebieterin der Gesellschaft ist die Mode, dieses wunderbare Wesen, dem alle wider Willen dienen, und dem gerade die Tonangeber am meisten dienen würden, wenn sie begriffen, welcher Geist in ihr thätig ist. Die Mode spricht aufs deutlichste das revolutionäre Princip des Zeitalters aus, und sie ist auch erst mit ihm ins Leben getreten. Vorher blieb man einfach beim Alten; erst der unruhige Drang nach Neuerungen hat die Revolutionen wie die Moden erzeugt. Die Mode wird von Frankreich regiert, weil Frankreich in der Epoche der Revolutionen die erste Rolle spielt. Die Mode gleicht Nationen und Stände aus, und auch das ist revolutionär.

Wir Deutschen haben ehrlich allen Launen der französischen Mode nachgegeben, ohne nach dem Ursprung zu fragen. Ein eifersüchtiger König erfand die Reifröcke, eine wollüstige Königin die zurückgeschlagenen Mannsröcke oder Fracks, eine auf der Jagd ihre Haube verlierende Maitresse die Fontangen, eine schiefgewachsene Prinzessin die Pochen oder Hüftpolster, eine Dame mit Warzen und Flecken die Schönpfläſterchen, eine rothhaarige den Puder, ein gichtischer Kahlkopf die Allongeperücken, ein gutbehaarter Prinz die langen Zöpfe ꝛc. Das alles waren Spielereien des frivolen Pariser Hofes, die wir getreulich nachäfften und so charakteristisch ausbildeten, daß man jetzt bei einer Allongeperücke mehr an einen Burgermeister von Amsterdam, bei einem Zopf mehr an Friedrich den Einzigen denkt, als an die Franzosen. Abgesehen von dem Unanständigen und Häßlichen würde man jetzt kaum begreifen, wie sich die guten Deutschen die Unbequemlichkeit jener Trachten des vorigen Jahrhunderts haben gefallen lassen können, wenn man nicht wüßte, wie sklavisch man damals von Frankreich alles und jedes annahm. Der Pädagoge Salzmann in Schnepfenthal bei Gotha war der Erste, der sich gegen diese Unnatur auflehnte und alles Ekelhafte, Ungesunde und Unschöne derselben in einem dicken Werke „Karl von Karlsberg oder das menschliche Elend" ausführlich beschrieb. Doch fruchtete dieser edle Unwille nichts. Erst die französische Revolution schaffte Puder und Zöpfe ab, fiel aber wieder umgekehrt in die Uebertreibung des Halbnackten, der sogenannten griechischen Trachten, die dann von unsern ehrbaren Frauen und Mädchen eben so gewissenhaft angenommen wurden, wie früher die Reifröcke und Frisuren. Nur Andreas Hofer empörte sich gegen diese Schamlosigkeit, die durch den sittlichen Ernst 1813 verdrängt wurde. Doch sind wir auch seitdem immer wieder jeder neuen Mode aus Paris gefolgt. Die deutschen Frauen und Mädchen coëffirten sich à la Giraffe, weil Karl X eine Giraffe hatte, sie machten sich ungeheure Riesenärmel, weil eine französische Herzogin durch diese einem schönen Busen nachtheilige Tracht den Mangel des ihrigen verbergen wollte; sie stutzten das Haar chinesisch zu, als die Pariser Gelehrten die chinesischen Spielereien in die Mode brachten ꝛc.

Bei den neueren Sitten vermissen wir vorzüglich die frühere Schönheit und

Lebendigkeit der Volksfeste. Außer militärischen Paraden hat das Volk jetzt nichts mehr als die Schauspielhäuser, die Salons und Wirthshäuser; die katholischen Processionen beschränken sich nur auf einige Länder und die neuen ökonomischen Feste, wie das Octoberfest in München, das schwäbische Volksfest in Kannstadt, die musikalischen Feste, die Versammlungen der Naturforscher sind erst als Anfänge eines neuen öffentlichen Lebens zu betrachten.

Capitel 507.

Der ökonomische Zustand.

Der Corporationsgeist des Mittelalters war Ursache, daß viele einzelne Menschen ihren Unterhalt von der Gesellschaft zogen, so alle Geistlichen, die Bürger reicher Städte, ja selbst reicher Dorfgemeinden, die Glieder der Innungen rc. In der frommen Zeit dachten viele Laien mehr daran, sich ihrer Güter zu entäußern, als sie zu vermehren, und die Leibeigenen erwarben nichts, weil sie nichts besitzen konnten. Ueberhaupt herrschte mehr Mäßigung in den Ansprüchen des Lebens, und die bescheidenen Wünsche wurden leicht befriedigt. Als aber die Genossenschaften zerfielen, als jeder Einzelne sich auf sich selbst angewiesen sah, als die Herren immer mehr von den Unterthanen erpreßten, diese daher immer mehr erwerben mußten, und als der Luxus und die steigende Bildung eine Menge früher unbekannter Bedürfnisse erzeugten, mußte jene fanatische Geldbegierde entstehen, von der das Volk wie von einem Dämon noch jetzt besessen ist.

Nur Reichthum konnte Macht, nur Geld das Eisen schaffen. Dieses Bedürfniß der Regierungen hat die Staatspapiere erzeugt, die Schöpfung ungeheurer Scheinsummen, mit denen sie wirkliche Leistungen bezahlen, und die sie durch einen eben so illusorischen Credit im Umlauf erhalten, indem sie die Austilgung derselben in immer weitere Ferne schieben. Der Handel mit diesen Staatspapieren hat dem Juden Rothschild in Frankfurt am Main, der als Trödler mit wenigen Groschen anfing, ein bis jetzt in der Weltgeschichte unerhörtes Privatvermögen erworben, wogegen das der alten Fugger in Augsburg eine wahre Bettelei ist, obgleich Fugger einst dem Kaiser Karl V die Ehre eines Frühstücks mit 3 Millionen bezahlte. Aber die Anschwellung des Reichthums in den Händen Weniger, welche die Wage des Curses selbst leiten oder doch ihre Schwankungen zunächst beobachten, erzeugt eine gefährliche Spielwuth bei denen, die weniger Einsicht haben und doch gleiches Glück machen wollen. Auch erzeugt die Leichtigkeit, sich Geld gegen Papiere zu verschaffen, bei den Regierungen häufig die Lust dazu, und indem man durch ein Anleihen den Unterthanen zwar für den Augenblick eine Steuer erspart, belastet man sie doch mit der Bezahlung der Zinsen für die unaufhörlich sich mehrenden Staatsschulden, und diese Zinsen verschlingen bereits in vielen Staaten den größten Theil des Einkommens.

Unser Handel ist verfallen, seit die Hansa und der oberdeutsche Städtebund nicht mehr blühen, und selbst Holland ist von seiner früheren Höhe tief herabgesunken. Das mercantilische Elend wurde vollendet durch das Continentalsystem und nachher durch die Handelssperren, die zum Theil noch jetzt innerhalb der deutschen Gränzen bestehen. Dagegen sind Industrie und Ackerbau bedeutend in Aufnahme gekommen, und würden noch glänzendere Fortschritte ge-

macht haben, wenn sie der Handel besser unterstützt hätte. Die Aufhebung des Zunftzwangs ist der Industrie sehr heilsam gewesen; von der gänzlichen Aufhebung des Feudalzwangs ist für den Ackerbau nicht weniger zu erwarten, so viele Mühe sich auch gebildete Feudalherren gegenwärtig geben, durch ihre Musterökonomien den Beweis zu führen, daß große Ländereien von Sklaven unter einem Herrn besser verwaltet werden könnten, als von vielen kleinen Besitzern.

Die Geldbegierde hat den verderblichsten Einfluß auf den Volksgeist gehabt, und zwar nicht deßhalb, weil Einige mehr haben wollen, als sie brauchen, sondern weil beinahe alle weniger zu erwerben fürchten, als sie nothwendig bedürfen. Die Nahrungssorgen sind das schleichende Gift, das unser Volk entmannt. Die Gemeinheiten und Aengstlichkeiten, die hieraus entspringen, wirken tief demoralisirend. Wir sehen, daß sogar der Staatsdienst weit weniger der Ehre oder des Befehls, als der Versorgung wegen gesucht wird. Wir sehen, daß die Wissenschaften und Künste zu bloßen Mitteln des Gelderwerbes erniedrigt werden, und daß der Brodneid bei den Fragen über die höchsten Dinge zu Gerichte sitzt. Wir sehen, daß es nach und nach zur Gewohnheit und zum guten Tone wird, nur aus Interesse, nur um des Geldes willen, und nie mehr aus Liebe zu heirathen. Wir sehen, wie der gedrückte Familienvater, dessen ökonomische Existenz von der Gnade eines Gönners abhängt, nur kränklich lächelt, wenn er etwas von Vaterland oder Ehre hört, als von ihm ganz ferne liegenden Dingen. Dennoch ist dieser von Iffland so gut geschilderte Jammer jetzt nicht mehr so häufig, als im vorigen Jahrhunderte. Damals war das goldene Zeitalter der feigen, weichlichen, kummervollen Spießbürgerei. Die körperlichen Uebungen hörten auf, die Waffen rosteten, der Mann nahm nicht mehr an den öffentlichen Angelegenheiten Theil. Werkeltags verkrummte er bei der Arbeit, um sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen, Sonntags ging er in ein Bierhaus oder zu Vettern und Basen. Statt des Geistlichen wurde jetzt der Arzt die Respectsperson, denn man richtete sich aufs ängstlichste nach dem Aderlaßmännlein im Kalender und verhüllte sich in Schlafmützen, Brusttücher, Pelzstiefel, ja die rüstigsten Männer steckten ihre Hände in einen Muff. Ein Soldat war der Schrecken einer ganzen Stadt. Wo war da der Muth, der Stolz altdeutscher Bürger? Es ist jetzt anders und besser geworden, aber Gesichter, auf denen sich Nahrungssorgen oder Habgier malen, sieht man noch auf allen Straßen, und unter fünf Menschen, denen man begegnet, reden gewiß immer wenigstens drei von Geldsachen.

Capitel 508.

Die geistige Ausbildung.

Noch am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts traten beinahe in allen Wissenschaften und Künsten Männer auf, die dem finstern Aberglauben, dem blutgierigen Religionshaß, der Unwissenheit, dem Ungeschmack und zum Theil sogar der eingerissenen Unsittlichkeit ein Ende bereiteten, und am geistigen Himmel der Deutschen einen neuen heitern Tag heraufriefen. Ihnen folgten stufenweise immer größere Männer in solcher Anzahl und mit solchem Geiste begabt, daß es ihnen möglich wurde, die ganze Masse der Nation mit sich fortzureißen und emporzuheben. Ein geistiger Aufschwung dieser Art ist unerhört in der Weltgeschichte, und um so wunderbarer, als er nicht

aus der ersten natürlichen Kraft eines rohen Volkes, sondern aus der tiefsten Verdorbenheit eines gesunkenen Volkes hervorging.

Das Charakteristische dieser ganzen neuen Bildung ist, daß sie nur dem Verstande angehört, sich ganz in Gedanken aufgelös't hat und darüber den Körper und das Gefühl bis zur Ungebühr vernachlässigt. Daraus entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Alle Wissenschaften und Künste des Verstandes sind unendlich im Umfang und in der Tiefe erweitert und verfeinert worden, alle vergangenen Jahrtausende übertreffen wir an Kenntnissen jeder Art; aber in vielen Gebieten, wo dem Herzen eine Stimme zukommt, namentlich in der Religion und in der schönen Kunst, hat der Verstand eine unnatürliche Oberherrschaft sich angemaßt, und andere, dem Menschen beinahe unentbehrliche Dinge sind über der einseitigen Verstandesbildung gänzlich vernachlässigt worden, namentlich die Bildung und Uebung der körperlichen Kraft und Schönheit. Die körperliche Bildung war dem heidnischen Alterthum eigen, die des Herzens und Gemüthes dem Mittelalter. Wie nun jene Zeit am fernsten steht, ist auch ihre Bildung der unsrigen am fremdesten geworden, die des Mittelalters steht uns noch um ein weniges näher.

Noch ein zweites charakterisirt unsere jetzige Bildung, nämlich der geistige Kampf. Er ist zwar nicht mehr so heftig und giftig, wie in der Reformation, aber viel mannichfaltiger, denn er erstreckt sich auf alles, worüber man nur denken kann. Er herrscht in der Politik und Religion, in allen Wissenschaften und Künsten. So vieles Alte ist gestürzt, das Neue noch nicht gebaut. Pietät, Gewohnheit, Interesse halten am Alten fest; Begeisterung, kühner Muth und Neugier, oder auch Originalitätssucht und Interesse suchen das Neue. Je schärfer in allen geistigen Gebieten zwei Parteien sich sondern, desto zahlreicher strömen auch die Vermittler herbei, die aus Gutmüthigkeit, aus einer den Deutschen ganz eigenthümlichen universellen Toleranz oder auch aus Interesse das Gute beider anerkennen und die Vortheile von beiden sich aneignen.

Die Lebendigkeit und Schärfe des Kampfes verliert durch diese Vermittler viel, doch noch mehr durch die einseitig literarische Führung desselben. Das Wort ist lebendig, die Schrift ist todt. Der Geist fährt gar zu sehr ins Papier. Ueberdieß erzeugt sich die Literatur ein eigenes, von den anfänglichen Gegenständen des Streites unabhängiges Interesse. Zuerst streiten Gelehrte über die Sache; dann streiten sie nur noch um ihr Talent zu zeigen; endlich kommen die Buchhändler und dingen unberufene Bücherschreiber, um das einmal erregte Interesse des Streites auszubeuten. Auf diese Weise wird das Höchste, das aus dem eigensten Geist eines großen Mannes hervorging, bald Gegenstand einer gemeinen Speculation der Nachahmer, und im Bücherballen erstickt der göttliche Funke. Daß jetzt jährlich in Deutschland 6000 Werke neu verlegt werden, ist ein deutlicher Beweis dafür, denn wenn nur die Berufenen schrieben, so könnten unmöglich der Bücher so viele seyn; die schlechten Bücher aber hindern den Absatz der guten, das Urtheil der Menge wird auf tausend Arten bestochen, die Gewalt der Mode, der Reiz der Neuheit, jede politische Constellation benutzt, um gediegene Bücher, die immer selten sind, zu verdrängen, und mittelmäßige oder nichtswürdige, die jeder Verleger fabrikmäßig liefern kann, an ihre Stelle zu setzen. Die Sündfluth der faden Unterhaltungsliteratur, der unsinnigen philosophischen Theorien und pädagogisch-theologischen Sentimentalitäten wird hauptsächlich auch durch die Censur gefördert, bei der die Ausbildung eines männlichen Volksgeistes und die Emancipation der öffentlichen Meinung, die Losreißung vom Gängelbande jener kindischen Literatur unmöglich ist.

So ist also der Verstand in unserer Zeit zwar allein herrschend, aber wieder gebunden durch das Papier.

Capitel 509.

Der religiöse Zustand.

Der Verstand will seiner Natur nach herrschen, kann sich daher mit der Demuth, welche die Religion verlangt, nicht gut vertragen. Der Verstand will alles aufklären, und jedes Wunderbare und Geheimnißvolle ist sein natürlicher Feind, darum kann er sich auch mit dem Mystischen, das den innersten Grund aller Religion ausmacht, nicht vertragen. Man darf sich daher nicht wundern, daß in einer so durchaus verständigen Zeit die Religion nicht mehr so hoch geachtet wird, als in der früheren Zeit, da noch das Herz allein regierte. Im Allgemeinen herrscht in der neuesten Zeit jenes religiöse Interesse nicht mehr, wovon das ganze Mittelalter erfüllt war. Die Menschen denken nicht mehr so sehr an Gott, als an ihre weltlichen Vortheile, Genüsse und Händel. Eine unzählbare Menschenmenge befindet sich in dem Zustande des Indifferentismus oder der religiösen Gleichgültigkeit, und diese ist in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar in die sogenannte Freigeisterei, Religionsverachtung und Religionsspötterei ausgeartet.

Damit hängt auch der äußere Verfall der Kirche zusammen. Die katholische Hierarchie hat sich allmählich unter dieselbe weltliche Herrschaft der Laienfürsten beugen müssen, deren Dienerin die protestantische Geistlichkeit schon von Anfang an gewesen ist. Alle kirchlichen Angelegenheiten werden durch die weltlichen Ministerien verwaltet, und auch in katholischen Ländern hängen die Befehle des Papstes von der Bestätigung der weltlichen Landesregierung ab.

Diese religiöse Abspannung erscheint als eine ganz natürliche Folge der früheren Ueberspannung, und selbst die Mißachtung des Heiligen, die Verspottung der alten frommen Herzenseinfalt, die Koketterie gotteslästerlicher Frechheit, worin sich sogenannte Kraftgeister selbst unter dem Pöbel gefallen und der noch weit unwürdigere politische Servilismus der Geistlichen; alle diese widrigen Erscheinungen der neueren Zeit sind nur die natürliche Reaction gegen die frühere eben so übertriebene Alleinherrschaft der Kirche und ihrer Diener.

Zur Schwächung der Kirchengewalt hat auch ihre Halbheit beigetragen. Alle andern europäischen Länder blieben entweder katholisch, oder wurden protestantisch; in Deutschland theilten sich beide Parteien ungefähr mit gleicher, also mit halber Macht, die sie sich überdieß noch wechselseitig beständig untergruben. So verlor die Kirche ihre äußere Gewalt an die Fürsten und ihre innere an das Volk, an die Gelehrten, Philosophen, Dichter.

Welches nicht ganz thierische Gemüth müßte nicht über die Geringschätzung und Entweihung der Gefühle und öffentlichen Anstalten, durch die wir uns einzeln oder in Gesellschaft der ewigen Liebe widmen, und über die babylonische Gefangenschaft der nach Christo sich nennenden, also von Rechtswegen jeden Trug, jede Unreinheit und jede weltliche Verführung verschmähenden Kirche innigst klagen! Aber verkennen wir nicht, daß der im Mittelalter durch die Kirche erdrückte Geist der Weltlichkeit nothwendig einmal frei werden und nach so langer Eingefangenheit wie ein angeschwollenes Wasser muthwillig überströmen mußte. Hatte nicht die Kirche dereinst an jede natürliche Handlung des Lebens, ja an jeden Gedanken und an jede Empfindung ihre Fesseln gelegt? war es also nicht nothwendig,

daß der menschliche Geist, so unendlich reich er ist, diesen Reichthum und seine ganze Kraft endlich einmal ohne Fessel, ohne Aufsicht entfaltete, wenn auch immer auf die Gefahr hin, irre zu gehen, sich zu überfliegen, und spät zur Mäßigung und zu einer neuen Huldigung des ewigen Geistes, den kein irdischer erreicht, zurückzukehren?

Capitel 510.

Ultramontanismus und katholische Aufklärung.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten die Jesuiten noch unumschränkt in den katholischen Ländern, da sie aber in Frankreich den krassesten Aberglauben mit der dort unter den Großen herrschenden Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit verbinden wollten, so wurden sie in diesem überhaupt an Geist vorangeschrittenen Lande bald ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes. Der ursprünglich niederländische Jansenismus breitete sich in Frankreich aus, und suchte die Religion vom äußeren Prunk und Schein auf ein wahres inneres Gefühl und auf einen unsträflichen Wandel zurückzuführen. Der mächtigste Feind der alten Hierarchie aber wurde der Voltairianismus, der sie mit den Waffen des Verstandes und des schonungslosesten Witzes angriff.

In Deutschland blieb es bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts mit dem Katholicismus beim Alten. Die Jesuiten wechselten noch heftige Streitschriften mit den lutherischen Zeloten. Aber schon bemerkte man, daß auch die stolze katholische Kirche der weltlichen Macht sich beugte. So stritt ein Dillinger Professor mit dem Tübinger Prälaten Pfaff in wüthenden Libellen, ob der römische oder lutherische Glaube serviler und der absoluten Fürstenherrschaft zuträglicher sey, und jeder von beiden pries diese Eigenschaft an seinem Glauben. Die erste Spur von Toleranz finden wir bei Fabricius, der 1706 schrieb, es sey doch im Grunde kein so gar großer Unterschied zwischen den beiden streitenden Kirchen, und man werde wohl am Ende in der einen so gut als in der andern selig werden können. Allein erst die Illuminaten, in denen sich die moralische und sentimentale Opposition der Jansenisten mit der spottenden des Voltaire vereinigte, arbeiteten im Schoße der katholischen Kirche selbst dem Jesuitismus mächtig entgegen, und wenn auch ihr eigentlicher Bund unter Weishaupt zersprengt wurde, so verbreitete sich doch ihre Gesinnung auf Schulen und Universitäten, und Josephs II Toleranz leistete ihnen großen Vorschub. Da begann ein eigenthümliches Leben in dem katholischen Deutschland. Hontheim (Febronius), Isenbühl, Pezzl (Josephs II Geschichtschreiber) schrieben gegen das Papstthum. Dichter wie Blumauer und Alringer wagten in Wien selbst so frivol wie Voltaire zu schreiben. Deutsche und französische Philosophie und Dichtkunst steckte die katholischen Studenten an, die Mönche Schad und Bronner entflohen aus den Klöstern, um sich den weltlichen Musen zu widmen. Dieser erste Rausch ging zwar vorüber, aber gründliche Theologen griffen in der Stille desto tiefer ein, um die katholische Lehre zu reinigen. Nach dem Sturze der Jesuiten offenbarte sich die alte Eifersucht der Benediktiner, die ehemals das Monopol der Bildung gehabt hatten, in einer frischen Thätigkeit. Aus ihrer Schule zu Freising ging der wackere Werkmeister hervor, der die alte Kirche zu stützen und zu retten suchte, indem er sie ihrer den Fall drohenden Ueberladungen entkleidete. In gleichem Sinne wirkten die aufgeklärten Dogmatiker Reyberger, Klüpfel &c., die tüchtigen Exegeten Jahn, Hug, Dereser, Batz &c., im Schulwesen Graser, als deut-

deutsche Bibelübersetzer Dr. Brentano, Derreser, Babor, Leander van Eß. Wolf, Bucher, Lang schrieben sehr freisinnige Geschichten der Jesuiten. Der berühmte Sailer in Bayern stand bereits an der Spitze einer aufgeklärten deutsch-katholischen Kirche, in welcher die Bedürfnisse eines gebildeten Jahrhunderts mit dem uralten heiligen Mysterium einstweilen vermittelt waren. Freilich konnte es nicht anders seyn, als daß die zahlreichen Schüler desselben sich wieder schärfer sonderten, die einen sich mehr an die ultramontan-mystische, die andern mehr an die protestantisch-rationalistische Partei anschlossen. Neben ihnen übte Wessenberg in Constanz als Vorkämpfer einer unabhängigen deutschen Kirche gegen Rom, und als Prediger reiner christlicher Liebe und Moral den größten Einfluß.

Diesen Aufgeklärten gegenüber erhob sich zu Anfang unsres Jahrhunderts eine neue römische Partei, die von Dichtern und Liebhabern des romantischen Mittelalters ausging, aber bald durch politische Köpfe benutzt und geleitet wurde. Weil es eine reine Reaction gegen den eingerissenen Unglauben, gegen die geistlose und platte, die wahre Aufklärung verunstaltende Aufklärerei war, so begann sie auch zuerst nicht bei den Katholiken, sondern bei den Protestanten. Lutheraner und Norddeutsche waren es, die den ersten Anstoß gaben. Der Dichter Tieck aus Berlin pries in zauberischen Gedichten das Mittelalter an, Graf Stolberg aus Holstein wurde katholisch, eben so Friedrich Schlegel der Dichter und Philosoph aus Hannover, der in Gesellschaft des preußischen ebenfalls katholisch gewordnen Gentz (und des minder bedeutenden Adam Müller) in Wien der gegen Napoleon und gegen die Revolution beginnenden Reaction diente. Auch der Dichter Werner schloß sich an, und später die Journalisten Pfeilstifter und Jarcke. Der bedeutendste Convertit war aber unmittelbar nach den Kriegen der Berner Patricier Haller, der in seiner „Restauration der Staatswissenschaft“ allen liberalen Fortschritten des Jahrhunderts den Krieg erklärte. Nur vorübergehendes Aufsehn erregte Fürst Alexander von Hohenlohe, der in Bamberg die Schwachheit hatte, Wunder thun zu wollen. Diese ganze in einer poetischen Illusion lebende und nur durch sie mögliche Partei hat durch die Wiederherstellung der Jesuiten, durch den Einfluß der neuen mit ihnen ziemlich identischen Ligorianer in Wien, durch Wiederherstellung vieler Klöster in Bayern, durch die romantische Richtung unsrer Poesie, durch die mystische unserer Philosophie, und endlich vorzüglich durch die Einmischung der Politik, welche sich gegen den kirchlichen wie weltlichen Liberalismus richtet, seit 1814 großen Vorschub erhalten. Inzwischen bleibt ihr Wirken illusorisch, sofern sie die ganze alte Herrlichkeit der Kirche herstellen wollen, und sie sind nur zu der Rolle berufen, die weltliche Gewalt zu unterstützen.

Capitel 511.

Protestantische Aufklärung und Pietismus.

Der bei den Protestanten herrschend gewordene todte Buchstabenglaube, der die Theologie wieder zur Scholastik verdunkelt und den alten Volksaberglauben z.B. in Bezug auf die Hexen nicht nur erhalten, sondern sogar vermehrt hatte, konnte endlich dem durch classische Studien und Naturforschung gestärkten Verstande und den Bedürfnissen reiner und edler Gemüther nicht länger widerstehen. Freiheit war das Princip der Reformation gewesen, es machte sich von neuem geltend, zum Beweise, daß man eine gute Sache immer nur eine Zeit lang mißbrauchen kann.

Die Universität Halle wurde für diese zweite Stufe der Reformation, was Wittenberg für die erste gewesen. Wie damals Luther kraftvoll gegen die Mönche, so stritt jetzt Thomasius († 1728) gegen die lutherischen Orthodoxen, stürzte

den Herenglauben und führte die deutsche Sprache wieder auf die Katheder ein, von wo sie seit langer Zeit verdrängt war. Neben ihm wirkte wie Melanchthon der Philosoph Wolf († 1754), des größern Leibnitz Schüler, der aber seines Lehrers Weisheit gemeiner machte, und die Köpfe der jungen Theologen wohlthätig erhellte. Der Geist seiner Philosophie war ein scharfes mathematisches Denken im Gegensatz gegen den blinden Glauben und den unsinnigen Wortstreit der protestantischen Pfaffen, die damals über die Abendmahlslehre eben so kleinlich und boshaft dumm stritten, wie vordem die Scholastiker über die Empfängniß Mariä. Um dieselbe Zeit wurden auch die Spottschriften Voltaire's gegen das Christenthum in Deutschland allgemein verbreitet, und vorzüglich deßhalb, weil man die unmoralischen Angriffe der Franzosen mit der moralischen Erhebung der deutschen Philosophie aus Unkenntniß verwechselte, wurde die letztere verfolgt, und Wolf sogar unter Friedrich Wilhelm I mit der Strafe des Stranges bedroht. Wie sehr nachher Friedrich II die Aufklärung begünstigte, ist in der Schilderung seines Lebens schon gesagt. Berlin wurde das Elysium der Freigeister. Während die besseren Theologen des königlichen Schutzes sich erfreuten, um die scholastisch verwilderte Lehre zu reinigen, den Starrsinn der Orthodoxen zu beugen, und die ewigen Wahrheiten der Religion auf eine Weise vorzutragen, daß sie dem gereiften Verstande des Jahrhunderts zusagten, und das Herz gewannen, glaubten Andre, aus bloßem Servilismus, die Gottesläugnerei nicht weit genug treiben zu können, bloß weil der König der Religion spottete. So haben zu allen Zeiten Sklaven die Fehler ihrer Herren übertrieben. Neben Friedrich übte Lessing großen Einfluß auf diese Partei. Lessing, der schönste und reichste Geist seines Jahrhunderts, gab die sogenannten Wolfenbüttelschen Fragmente heraus, worin die schärfste Kritik des Christenthums enthalten war, und erfocht über den dummstolzen Hauptpastor Götze in Hamburg, der ihn verketzerte, den glänzendsten Sieg. Unter Friedrichs Schutz also und die Strahlen von Lessings Geist entlehnend, that sich in Berlin die Partei des Buchhändlers Nicolai auf, der durch seinen Verlag und vorzüglich durch die allgemeine deutsche Bibliothek, worin er eine Kritik aller in Deutschland erscheinenden Schriften begann, unermeßlichen Einfluß übte. Kurz vorher hatte der geistreiche Thümmel, ebenfalls in Berlin, in dem vortrefflichen Gedicht „Wilhelmine," die Herabwürdigung der protestantischen Landgeistlichen zur Sprache gebracht. Nicolai setzte nun dieses Gedicht in einem Romane „Sebaldus Nothanker" fort, worin er die Zustände der damaligen protestantischen Kirche mit Meisterzügen schilderte, und nicht nur Haß und Verachtung gegen die tonangebenden Consistorien, sondern vorzüglich auch Mitleid für die in der kläglichsten Sklaverei gehaltenen Landpfarrer erweckte. Diese populären Schriften überzeugten die Lenker der protestantischen Kirchen, daß man sich dem Zeitgeist fügen, in die Dogmatik mehr Licht und in die niedere Geistlichkeit mehr Selbstachtung und Würde bringen müsse. Andre Schriftsteller, wie Mauvillon, Wünsch und vorzüglich Paalzow, schrieben fanatisch wider das Christenthum, weniger, wie es scheint, aus Eitelkeit, als weil sie wirklich von Haß erfüllt gegen die Mißbräuche, diese mit der Sache selbst verwechselten. Schummel in Breslau warnte vor dieser die Moral gefährdenden Freigeisterei in einem Roman „der kleine Voltaire," der uns einen tiefen Blick in die Verwilderung der Geister zu jener Zeit thun läßt, und die Schriften, geheime Orden und Umtriebe der Freigeister schildert. Da an allen diesen geistigen Bewegungen nur die Gelehrten und Gebildeten Theil nahmen, so erhob sich Barth in Halle, um das eigentliche Volk durch Lehrbücher aufzuklären; er war aber mit seiner Vernunftreligion, die er an die Stelle des Christenthums setzen wollte, so seicht und grob, daß er keinen Anhang fand. Er wollte das Volk gewinnen und hatte weder Gemüth noch Phantasie.

Die Orthodoxie wurde gleichzeitig auch von einer andern Seite bekämpft, nämlich von den Pietisten, dasselbe was auf der katholischen Seite die Jansenisten und was früher die Mystiker gewesen waren. Schon Johann Arndt hatte dieser Partei die bestimmte Richtung gegeben. Er schloß das Denken über die ewigen Dinge, die mystische Philosophie aus, wandte sich an die gemeinen schlichten Geister und suchte nur auf das Gefühl und auf die Sittlichkeit zu wirken. Beim Volke war er längst beliebt, aber die gelehrten Theologen wurden erst durch Spener, der in Straßburg ein collegium pietatis stiftete, und später als Oberconsistorialrath in Berlin wirkte (1705) zu einer, den Wortkram beseitigenden Gefühlsreligion bekehrt. Er setzte die christliche Liebe wieder auf den ihr gebührenden Thron, und ihm verdankt die protestantische Kirche weit mehr, als den Aufklärern, denn er rettete die durch Voltaire vergiftete Moral, und gab der Religion jene Heiligkeit und den Geistlichen jene bescheidene Würde wieder, die ihnen so sehr mangelte. In gleichem Sinne wirkte später der vortreffliche Franke, Gründer des Waisenhauses in Halle. Eigenthümlich gestaltete sich der Pietismus in Herrnhut, wo Graf Zinzendorf eine neue Kirche der Liebe und brüderlichen Eintracht mit besonderer Gemeindeverfassung, ja sogar mit besondrer Kleidung gründete. Die bis zur Lächerlichkeit übertriebene Sanftmuth und Einfachheit dieser „Stillen im Lande," erklärt sich aus dem Contrast der wilden Unzucht unter den sächsischen Augusten, durch welche sie hervorgerufen wurde. Da die Herrnhuter in ihrer Liebe zu Christo auf die seltsamste Weise ausschweiften, und in nichts mehr zu leben schienen, als „in den Wunden des Lammes," so versuchte Edelmann die Liebe von diesem idealen Gegenstande auf die Menschen zu lenken, und eine wahrhaft praktische Nächstenliebe dieser Schwärmerei entgegenzusetzen; allein er war damit nicht glücklich, und wurde verfolgt und verhöhnt, ein Schicksal, das früher auch Schwenkfeld litt, und das bisher alle gelitten haben, die in religiösen Dingen das Gute ohne einen Beisatz von Thorheit und Eitelkeit wollten. Der Mystiker Petersen (1727) machte mit seinen vielen Schriften mehr Glück.

Capitel 512.

Fortschritte der protestantischen Theologie. Die Rationalisten.

Zwischen jenen beiden Extremen, Freigeisterei und Pietismus, schritt die neue Theologie vorwärts. Der Anlaß kam von außen. Juristen wie Thomasius, Philosophen wie Leibnitz und Wolf, Dichter wie Voltaire, Lessing, Nicolai, Hofleute wie Graf Zinzendorf gingen voran, die eigentlichen Theologen folgten erst nach; so sehr hatte der weltliche Geist den kirchlichen schon überflügelt. Die Theologen gingen aber mit mehr Mäßigung zu Werke, wie die Laien.

Die Neuerer oder Neologen behielten die Bibel als Grundlage, suchten aber durch eine kritische Erklärung derselben ihre Offenbarungen mit den Forderungen der Philosophie und des gesunden Menschenverstandes in Einklang zu bringen. Als kritische Bibelforscher legten gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts Michaelis in Göttingen, Semler in Halle, und Ernesti in Leipzig den Grund zur neuen Theologie. Neben ihnen wirkten aber Mosheim in Berlin und Gellert in Leipzig vorzüglich vom moralischen Standpunkt aus. Die geistlichen Lieder des letztern wurden allgemein verbreitet. Diesen Männern verdankt die so sehr herabgesunkene Würde der herrschenden protestantischen Geistlichkeit ihre Herstellung. Die Uebertreibungen der Aufklärer konnten auch nicht eher von Seite der Kirche zurückgewiesen werden, als bis die Kirche das Licht wahrer Auf-

klärung selbst in sich aufgenommen hatte. Seltsam war es freilich, daß Rosenmüller die Aechtheit des Christenthums „historisch" beweisen wollte, aber Spalding fand die allgemeinste Anerkennung, als er den Freigeistern und Gottesläugnern mit Gründen der Vernunft entgegen trat, und die christliche Religion als den Bedürfnissen der Menschheit angemessen siegreich vertheidigte. Gegen Barth wirkte vorzüglich der berühmte, aber gar zu wortreiche Canzelredner Reinhardt.

Während die Neologen sich hauptsächlich in Preußen, Sachsen und Hannover ausbreiteten, behaupteten sich die alten Orthodoxen noch lange auf den Universitäten Tübingen, wo Storr, Flatt und Steudel, Erlangen, wo Seiler, und Helmstädt, wo noch ein Carpzow wirkte. Sie waren nicht mehr im Stande, die Aufklärung zu hemmen, doch dienten sie den Ausschweifungen derselben zum Gegengewicht. Zwischen beiden Parteien gab es auch Vermittler, so Morus, Döderlein, Ammon, Stäudlin, Bretschneider ꝛc. Unabhängig von der Lehre begannen die Orientalisten, die Erforscher des hebräischen Bibeltextes, eine große Rolle zu spielen, vor allen Griesbach in Jena, Rosenmüller, Eichhorn, Wetstein, Mathäi, Heß, Vater und Gesenius. Deßgleichen die Kirchengeschichtschreiber, die zur wahren Toleranz und zu einer vernünftigen Ansicht der kirchlichen Dinge, zur Beseitigung aller Vorurtheile mehr beitrugen als die philosophischen Denker, denn die Geschichte der Irrthümer ist ihre beste Widerlegung. Spittler warf ein helles Licht auf den ganzen Umfang der Kirchengeschichte, so übersichtlich als unparteiisch, mit wahrem historischem Geiste; Plank entwickelte aufs genauste die Dogmen, besonders die protestantischen; Schröckh sammelte mit deutschem Fleiß ein ungeheures kirchengeschichtliches Material; Neander untersuchte mit bewunderswürdiger Schärfe die Uebergänge aus dem Heidenthum ins Christenthum, so interessant für ein Zeitalter, das in mancher Beziehung wieder aus dem Christenthum ins Heidenthum übergeht. Außerdem erwarben sich Walch, Henke, Baumgarten, Stäudlin, Schmidt, Marheinecke, Augusti, Tittmann, Münter, Münscher, Füßli, Hoßbach, Gieseler ꝛc. mannichfache Verdienste um die Kirchengeschichte.

In unserm Jahrhundert haben sich die protestantischen Dogmatiker in Rationalisten und Supranaturalisten geschieden. Die erstern wollen die geoffenbarte Religion nur unter der Bedingung der Vernunft (ratio) anerkennen; die andern glauben an das über die Natur (supra naturam), also auch über die natürliche Vernunft erhabene Mysterium. Jene gränzen also an die Freigeister, diese an die Pietisten, und sind gleichsam die gemäßigten Centra zwischen der äußersten Linken und Rechten. Die Rationalisten haben lange Zeit das Uebergewicht behauptet, weil sich fast der ganzen gebildeten Welt die Freigeisterei bemächtigt hatte. Am meisten aber wurden sie unterstützt durch die Philosophie des großen Königsberger Kant, der die Gesinnung des ganzen Jahrhunderts zusammenfaßte, indem er den Satz aufstellte, es gäbe keine Wahrheit, außer die wir mit unsrer Vernunft erkennen. Dadurch wurde der Glaube an überirdische Dinge, wenn nicht verdammt, doch zu einem bloßen Spiele der Einbildungskraft erniedrigt, und diese unter fast allen Gebildeten herrschend werdende Ansicht übte auch den größten Einfluß auf die Theologie, und veranlaßte zahllose Versuche, die christlichen Mysterien, sofern man sie nicht läugnen wollte, vernunftmäßig zu rechtfertigen oder auszuschälen, zu corrigiren, durch Kritik zuzustutzen, bis sie den Kindern der neuen Philosophie gefällig waren. Unter den ältern Rationalisten glänzten Nitzsch, Greiling, Thieß, Kindervater, Bartels ꝛc. Mancher aber wurde, da er die zeitlichen Vortheile der Consistorialgewalt oder des Katheder-einflusses nicht aufgeben, und doch auch dem Zeitgeist schmeicheln, und als „Kämpfer für das Licht" gepriesen seyn wollte, zu jener feigen Sophistik genöthigt,

welche die Göttlichkeit Christi verdächtigte, und doch nicht den Muth hatte, sie geradeswegs zu läugnen. So Paulus in Heidelberg. Bei andern Rationalisten, z. B. bei dem ältern Reinhardt, bei Tzschirner, Krug, dem Kirchenzeitungsschreiber Zimmermann und Zschokke (dem Veranlasser der weit verbreiteten Stunden der Andacht) ꝛc., bemerken wir statt jener Sophistik vielmehr eine Schönrederei, in der die Zweifel nicht gelös't, sondern nur unter Blumen erstickt werden. Ueberhaupt ist die Feigheit und Scheinheiligkeit, wodurch die eigentliche Frage umgangen wird, das charakteristische Kennzeichen des Rationalismus, wenn sich derselbe auch in jüngerer Zeit Schüler gezogen hat, die als bloße Nachbeter da stehen geblieben sind, wo ihre Meister stehen blieben, und die gar nicht einmal wissen, daß der Weg noch weiter führt. Nur Ein Schriftsteller, Jochmann, hat in den 1826 erschienenen „Betrachtungen über den Protestantismus" den Muth gehabt, zu sagen, daß die Vernunftreligion, weit entfernt sich im alten Pfaffenthum einnisten zu können, entweder von ihm verschlungen werde, oder es verschlinge, daß mithin alle Versuche unsrer Zeit, sie zu vermitteln, Halbheit und Heuchelei seyen. Ueberhaupt spricht dieses Werk, klarer als irgend ein andres, alle Mängel des Protestantismus aus.

Capitel 513.

Die Supranaturalisten und Vermittler.

Die Supranaturalisten stützten sich auf die alte Orthodoxie, namentlich auf die durch Storr berühmt gewordene Tübinger Schule; sie sahen aber ein, daß *sie sich dem Zeitgeist bequemen* und natürliche Bundesgenossen gegen die *Rationalisten suchen mußten.* Daher ihr Zusammenhang mit den gefühlvolleren *Philosophen und Dichtern* Herder und Jakobi und mit den geistreicheren Pietisten Lavater *und* Jung Stilling. Die beiden erstern rechtfertigten die Religion der Liebe aus dem Wesen der Liebe selbst, aus dem menschlichen Gemüth, aus dem geheimnißvollen Zuge der Herzen, aus der Hingebung an das Heilige und Schöne. Die beiden letztern aber bedienten sich der zuerst in Oberschwaben durch Gaßner aufgekommenen Geisterseherei, um die Beweise für die übernatürliche Welt aus dieser selbst herzuholen. Endlich führte Hamanns Tiefsinn zu der ältern Mystik zurück; und als erst der Philosoph Schelling auftrat, der im Gegensatz gegen Kant nicht mehr die menschliche, sondern die Weltseele, nicht mehr die Vernunft, sondern Gott und die Natur hervorhob, breitete sich eine neue Mystik aus, die zwar keine tiefern Gedanken hegte, als die ältere, sie aber aus der Prachtfülle der neuern Wissenschaft und Kunst ausschmückte, in tausendfachen Beziehungen auf Natur und Leben anwandte und besonders für die Kunst und Naturforschung wichtig wurde, aber auch befruchtend für die Theologie. Selbst der Katholicismus zog daraus Nahrung, und die Schule von Görres und Friedrich Schlegel ging aus der Schellingischen hervor. Unter den Protestanten aber war der Einfluß Schellings so entscheidend, daß seitdem der Supranaturalismus wieder das Uebergewicht erlangt hat.

An Schelling schlossen sich zuerst Daub und Schwarz, an Jakobi Clodius, an Herder der Parabeldichter Krummacher; der alten Orthodoxie blieben am getreusten Hermes und Scheibel. An diese letzteren schlossen sich auch der Philosoph Steffens, ein Schüler Schellings an. Um den Philosophen gegenüber selbstständig, und den alten Orthodoxen gegenüber neu zu seyn, gründete Tholuk in Berlin und Halle eine Schule, die mit den rationalistischen Exegeten wetteiferte, aber nicht um die

Wunder aus der Bibel herauszudeuteln, sondern um sie in ihrer ganzen alten ehrwürdigen Einfalt und Erhabenheit zu bestätigen. Der eifrigste Vorkämpfer dieser Partei wurde Hengstenberg, und ihre Kriegslust brachte sie bald in eine heftige Fehde gegen die Halleschen Rationalisten Wegscheider und Gesenius. An diese neue Schule schlossen sich mehr oder weniger Guerike, Twesten rc. an.

Durch die Protestanten (Neander, Tholuk) wurde die orientalische, durch die Katholiken vorzüglich die altdeutsche Mystik aufs neue zur Sprache gebracht. Die neuen Entdeckungen im Gebiete des Magnetismus gaben diesem neuen Hange zur Mystik reiche Nahrung, und beförderten insbesondere auch die Geisterseherei. J. F. v. Meyer, Bürgermeister in Frankfurt am Main und gelehrter Theolog, gab „Wahrnehmungen einer Seherin" heraus, die ein vollkommenes mystisches System enthalten, das aber nicht als ein Werk des menschlichen Denkens, sondern der Offenbarung ausgegeben wird. Justinus Kerner, der edle Dichter und Arzt in Weinsberg, zeichnete alle Offenbarungen der „Seherin von Prevorst," einer von ihm behandelten Kranken, auf. Auch die Naturphilosophen Eschenmayer und Schubert, Schellings Schüler, förderten den Glauben an diese neue Quelle der Offenbarung. Zugleich verbreiteten Tafel und Hofacker in Tübingen die Geisterlehre des im vorigen Jahrhundert in Schweden hochberühmt gewordenen Swedenborg, der in der That den Vorzug hat, unter allen Mystikern der modernste und der zu seyn, der den Freiheitsbegriffen unserer Tage und dem poetischen Rationalismus der Selbstdenker am meisten entgegenkommt. Doch haben ihn die Rationalisten aus Unkenntniß noch nicht vindicirt.

An Vermittlern zwischen den Offenbarungs- und Vernunftgläubigen fehlt es nicht. Der bei weitem berühmteste war der kürzlich verstorbene Schleiermacher in Berlin, ein Mann, ganz wie er in unsre aristokratisch-irreligiöse Zeit paßt, nicht ein Prophet, aber ein Advocat Gottes, der zuerst das gentle und comfortable, das unsre Bildung bereits in der Philosophie und Poesie besaß, die Goethe'sche Vornehmigkeit, auch in die Theologie brachte, dadurch die „Gebildeten" gewann, und es zum guten Ton erhob, auf eine geistreiche Weise fromm zu seyn, sich mit Gott auf einen anständigen Fuß zu setzen, ihn zu verehren ohne Schwärmerei, frei über ihn zu denken ohne Frivolität. Es ist alles Licht in dieser Lehre bei gänzlicher Abwesenheit des Feuers. Sie sagt daher dem politischen Systeme der „Mäßigung" eben so zu, wie dem leidenschaftslosen, überall nichts als „Anstand" bezweckenden Modeton, und ist mithin jetzt die herrschende. Ihre vorzüglichsten Schüler sind Dewette, Sack, Gieseler, Lücke, Umbreit, Ullmann rc. Die rohe Derbheit und fade Aufklärerei der Rationalisten kann bei dieser feinen Schule so wenig bestehen, wie die unästhetische Gefühlsschwelgerei der Pietisten, beide verhalten sich zu ihr plebejisch, und werden wahrscheinlich je mehr und mehr aus ihrer guten Gesellschaft ausgestoßen werden.

Bedürfte es noch etwas, um das religiöse Feuer auszulöschen, so würden die Bücher dazu hinreichen. Jährlich werden in Deutschland wenigstens tausend theologische Werke, meist aber Erbauungsbücher gedruckt, welche letztere an Trivialität wetteifern, aber den Indifferentismus oder das Vermittelungssystem überaus begünstigen; denn weil es darauf ankommt, die Bücher zu verkaufen, richtet man sie gern so ein, daß sie Katholiken und Protestanten, Rationalisten und Pietisten zugleich gefallen, wie die berühmten „Stunden der Andacht," in deren seichtes Gewäsch sich das deutsche Publicum vernarrt hat, obgleich dieses Buch nichts als eine wohlberechnete Buchhändlerspeculation ist. Andre Speculanten haben die Andacht in Verse gebracht, wie der fade Witschel, und so haben die Protestanten ihre Jahrmärkte, wo sie Gedanken und Gefühle in allen Formen feil bieten, wie die Katholiken zu Einsiedeln, auf dessen berühmtem Markt man außer

Rosenkränzen und Heiligenbildern geistliche Kartenspiele und Tändeleien dieser Gattung in Menge finden kann. Entweder der einst kindliche Glaube ist vor Alter wieder kindisch geworden, oder es bedarf einer Wiederkunft Christi, um die Krämer und Wechsler aus dem Tempel zu treiben.

Capitel 514.

Das Schulwesen.

Schon vor der Reformation war durch die Humanisten für gelehrte Schulbildung manches geschehen. Luther beförderte überdieß die Volksbildung, weil es ihm ohne Aufklärung des Volks unmöglich gewesen wäre, den ausdauernden Widerstand der Hierarchie zu besiegen. Aber dieser erste Volksunterricht beschränkte sich eben nur auf so viel Lesen, um den Lutherischen Kathechismus, das Gesangbuch und die Bibel zu verstehen, und die gelehrte Bildung beschränkte sich nur auf das Verständniß der alten griechischen und römischen Classiker. Die Jesuiten waren die ersten, die neben dem Humanismus zugleich den Realismus, d. h. neben dem Studium der alten Sprachen auch den Unterricht in reellen, praktischen, unmittelbar für das Leben brauchbaren Dingen, also in den neuern Sprachen, in Mathematik, Länder- und Völkerkunde, Geschichte &c., und neben dem bloßen Unterricht für den Geist auch eine die ganze körperliche und moralische Bildung umfassende Erziehung geltend machten. In ihren zahlreichen Collegien erzogen sie sich auf diese Weise Talente, die unter allen Umständen brauchbar waren, die in der Heimath wie in der Ferne als Minister, Diplomaten, Kaufleute, Künstler &c. die Macht und den Ruhm des Ordens förderten. Allein diese Erziehung diente keineswegs, die edeln Keime in der menschlichen Natur frei zu entwickeln, sie richtete die jungen Geister nur ab für die schlechten Zwecke des Ordens, und um dieser Zwecke willen verkannte man, was sonst Gutes an ihr war.

Erst Rousseau in Frankreich machte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den aufgeklärten Theil der Welt auf die Nothwendigkeit einer naturgemäßen, den menschlichen Fähigkeiten und den gesellschaftlichen Bedürfnissen angemessenen Erziehung aufmerksam, und seine Ansichten bereiteten auch in Deutschland dem einseitigen Schulwesen sowohl der Protestanten als Katholiken allmählich den Untergang. Unabhängig von Rousseau führte der fromme Franke († 1727) auf dem von ihm gegründeten berühmten Waisenhaus in Halle ein umfassendes Erziehungswesen und im Unterricht Realien ein; doch würde dieses Beispiel wohl weniger gefruchtet haben, wenn nicht die allmächtige französische Mode Rousseau's schöne Gedanken befruchtend über Deutschland ausgestreut hätte. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete Basedow zu Dessau ein sogenanntes Philanthropin, in dem er alle schwärmerischen Ideen Rousseau's, die Bildung einer ganz vollkommnen Menschheit, verwirklichen wollte. Diese Narrheit warf zwar auf alle Neuerungen im Erziehungswesen ein nachtheiliges Licht, und Basedows Bankerott war der glänzendste Triumph für die lateinischen Schulpedanten; allein das Gute brach sich dennoch Bahn. Ziemlich vereinzelt stand Salzmann in Schnepfenthal, der zuerst für die Gesundheit und Körperübung, dann für die Ausbildung des natürlichen Verstandes zu Erreichung praktischer Lebenszwecke und nicht bloß todter Gelehrsamkeit sorgte. Rochow schrieb seinen berühmten „Kinderfreund," der neben Gellerts Fabeln ein Lieblingsbuch der Jugend wurde, und die Lehrer unwillkürlich nöthigte, den Kindern nicht mehr

bloß den Glauben und die alten Sprachen einzubläuen, sondern auch ihren Geist durch Erweckung der Phantasie, ihr moralisches Gefühl durch Beispiele zu bilden. Dieses literarische Bestreben artete aber bald aus. Weiße in Leipzig schrieb einen dicken Kinderfreund in 24 Bänden für die Kinder aus guten Häusern, voll unkindlicher Abgeschmacktheiten. Campe entfremdete durch seinen „Robinson" schon die zarten Kinder ihrem Vaterlande und machte sie, ganz im Charakter der Zeit, auf fernen Inseln heimisch. Funke käute den Kindern alles vor, überließ ihrer eignen Natur gar nichts, und lehrte sie sogar „spielen." Dennoch behielt in den Volksschulen der Katechismus und in den gelehrten Schulen die grammatikalische Pedanterei die Oberhand. In Schummels geistreich geschriebnem „Spitzbart" findet man die beste Schilderung des deutschen Schulwesens während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die in wenigen Privaterziehungsanstalten ausgeführten, und nur in vielen Büchern empfohlenen Neuerungen verdankten ihre allmähliche Verbreitung vorzüglich den Hofmeistern, den jungen Candidaten der Theologie, welche die Kinder des Adels und der Reichen unterrichteten, bis sie Pfarrer wurden, und die in diesem freieren Wirkungskreise die dem praktischen Leben nützlichen Realien pflegten, und dabei aus Rücksicht für die vornehmen Eltern eine menschenfreundliche Behandlung der Kinder einführten. Ueber ihr oft gequältes Daseyn spricht sich am lehrreichsten die Lebensgeschichte des vierzigjährigen Hofmeisters „Felix Kaskorbi" aus.

Die Idee, das Volk in Masse zu erziehen, gewann neuen Schwung durch die französische Revolution. In diesem Sinne begann Pestalozzi in der Schweiz zu wirken, und wenn auch die monarchischen Staaten seinen Plan, alle Menschen gleich zu erziehen, fallen ließen, so nahmen sie doch seine Lehrmethode an, oder bildeten sie noch weiter aus. Er bewies nämlich, wie viel leichter und wie viel mehr die Kinder lernten, wenn man auf ihre Einbildungskraft und namentlich auf ihren natürlichen mathematischen Sinn wirkte. Seitdem haben sich nun die Versuche, die Lehrmittel zur Erleichterung des Lernens zu vereinfachen, ins Unendliche vervielfältigt, und man ist dabei oft ins Absurde gerathen, um originell zu scheinen, hat sich aber auch manches glücklichen Fundes, so namentlich der englischen Methode des wechselseitigen Unterrichts (durch die Kinder selbst) erfreut. Unabhängig von diesen geistigen Lehrmethoden, verlangte Jahn in Berlin eine tüchtige Körperbildung der gesammten deutschen Jugend, weil nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen könne, und weil es eines kriegerischen Kernvolkes bedürfe, um die Nationalehre wiederzuerobern. Aber eben dieser politische Zweck war Ursache, daß sein Turnwesen unterdrückt und hart verpönt wurde.

Alle diese Privatversuche würden wenig gefruchtet haben, wenn nicht auch die Schulanstalten des Staats eine wohlthätige Reform erlitten hätten. In England hatte das Studium der alten Classiker bei dem Ernst und Freiheitsinn des Volkes Männer von tiefer Einsicht erweckt, welche den alten Humanismus, der in Frankreich zur mythologisirenden Hoftändelei und in Deutschland zu grammatikalischem Wortkram entartet war, wieder verjüngten, und den Geist der Alten kennen lehrten. Diese Thätigkeit der englischen Gelehrten wirkte zunächst auf Hannover, Heyne schuf in Göttingen eine Schule, welche dem Buchstaben den Geist entgegensetzte, die in den Alten nicht mehr bloß die Sprache, sondern das, was in dieser Sprache mitgetheilt war, aufsuchte, und Winckelmann ging nach Italien, um uns die Denkmäler der alten Kunst zu deuten, uns mit dem Bewußtseyn ihrer Erhabenheit und Schönheit zu durchdringen. Da warfen sich alsbald die jungen Schulgelehrten, wie Voß, Wolf, Herrmann, Creuzer, Böttiger, Jakobs, später O. Müller ꝛc. auf die Mythologie, auf die alte Culturgeschichte ꝛc. und was sie vom

Leben

Leben der Alten mittheilten, machte auch die Kenntniß der neuern Geschichte und Erdkunde nothwendig, die überall auf den gelehrten Gymnasien eingeführt oder erweitert wurde.

Frankreich erkannte die Nothwendigkeit rein praktischer Bildung fürs Leben, und seine polytechnischen Schulen wurden auch uns Deutschen Muster. Man fing hie und da an, von Staats wegen zuerst nur besondere Schulen für den Handel, die Berg- oder Forstwissenschaft, und vorzüglich für Officiere, bald aber auch allgemeine Gewerb- und Realschulen für die Jugend zu errichten, die sich nicht den gelehrten Studien widmen wollte. Allein die Zahl dieser Schulen ist im Verhältniß zu der großen Mehrheit der ihrer bedürftigen Jugend noch sehr gering, und nur noch wenige tüchtige Lehrer haben sich *diesem Realismus* gewidmet, denen der stolze auf alten Besitz gegründete *Humanismus* unter tausend Vorwänden jedes Hinderniß in den Weg legt. Auch hier sind Vermittler hervorgetreten, haben aber das Uebel nur ärger gemacht, indem sie der zarten Jugend die ganze Last des Humanismus und Realismus zugleich aufgebürdet und durch das zu viel lernen ihrer Natur Gewalt angethan haben.

Von der größten Wichtigkeit für die Erziehung des Volkes in Masse sind die in neuerer Zeit trefflich organisirten Schullehrer-Seminare, worin die Lehrer für die niedrigste Volksclasse in Stadt und Land gebildet werden. Hier hat Pestalozzi's modificirte Methode, hier haben die Realien Wurzel gefaßt, hier ist im Stillen mehr geschehen, als in den vornehmen Schulen bei allem Geschrei. Unter den Gönnern dieser Anstalten zeichneten sich Niemeyer in Halle, Schwarz in Heidelberg, unter den Lehrern selbst vorzüglich der praktische Harnisch in Weißenfels und Denzel in Eßlingen aus.

Die Universitäten waren ursprünglich Abrichtungsanstalten für die Kirche, sie sind jetzt dasselbe für den Staat geworden. Die Professoren waren sonst Mönche und geistliche Würdenträger, sie sind jetzt Hofräthe und weltliche Staatsdiener. Sie mußten natürlicherweise immer der herrschenden Richtung der Zeit folgen, und waren nur in Zeiten der Krisis, Prag unter Huß, Wittenberg unter Luther, Halle unter Thomasius einigermaßen selbstständig. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Lehrfreiheit durch das allgemeine Ringen nach Aufklärung, das selbst an den Höfen Mode war, sehr gefördert; seit der Restauration ist umgekehrt wieder eine strenge Beaufsichtigung eingetreten. An den Hauptsitzen der Bildung und unter jungen Leuten entzünden sich allerdings neue Gedanken zuerst; gleichwohl ist die Scheidung zwischen der Gelehrsamkeit, die man auf Universitäten, und dem gesunden Menschenverstande, den man nicht auf denselben sucht, in unserer Zeit weiter geworden, als je zuvor.

Capitel 515.

Philosophie.

Man nannte das ganze 18te Jahrhundert das philosophische, weil die Franzosen in ihrer Encyklopädie alles bisherige menschliche Wissen von einem unabhängigen, nicht mehr kirchlichen oder auch nur christlichen Standpunkte zu betrachten anfingen. Wenn aber die Deutschen allerdings ihre frivole Aufklärerei von Frankreich entlehnten, so nahmen sie sich im ernsten Studium der Philosophie (wie der Philologie) England zum Muster. Unter dem Schutze des Königs von England begann der große Freiherr von Leibnitz († 1716) in Hannover, ähnlich dem Albertus Magnus, sein Licht in allen Fächern des Wissens und als die Quintessenz

desselben seine Lehre von der Weltharmonie strahlen zu lassen. Sie vermittelte die ältere christliche Mystik der modernen auf mathematische und classische Studien gegründeten wissenschaftlichen oder Schulphilosophie. Sie enthielt noch die ganze lebendige Wärme des astrologisch-magisch-sympathetischen Zeitalters, doch statt der dunkeln Farbengluth derselben gab sie helles weißes Licht. Es lag aber im Geist der Zeit, daß die Philosophie sich immer mehr von jener christlichen Wärme entfernen und dem heidnischen Lichte zuwenden mußte. Der niederländische Jude Spinoza († 1677) stellte in den schärfsten Zügen die ältere Lehre des Mystikers Valentin Weigel von dem in der Welt offenbarten Urgegensatz dar, und gab derselben nicht mehr in einer christlichen Idee der Liebe, sondern in einem mathematischen Begriff eine höhere Lösung. Leibnitz hatte zahlreiche Schüler, unter diesen versuchte Bilfinger durch reines mathematisches Denken, ohne Hülfe der Offenbarung, das tiefste Geheimniß derselben, nämlich den Ursprung des Bösen zu erklären, Wolf aber machte aus der Lehre seines Meisters ein bequemes Schulsystem, ließ vollends alles Mystische daraus weg, behielt nur das dem gemeinen Verstande Zusagende, und gewann durch seine Opposition gegen die orthodoxen Theologen ungeheuren Ruf.

Dieses mathematisirende Denken räumte die Köpfe allerdings auf, war aber eigentlich inhaltlos, übte sich nur an den theologischen Fragen, war nicht schöpferisch. In England artete es in reine Skepsis, in ein System von Zweifeln und Verneinungen aus, und da man dessen genug hatte, und doch nicht zur Theologie zurückkehren wollte, so fingen die Engländer ein eifriges Studium der Psychologie oder „Erfahrungsseelenlehre" an, um in den Tiefen der eignen Seele einen neuen Anfangspunkt für die Philosophie zu finden. Hierin folgten ihnen die Deutschen Platner, Reimarus, Mendelssohn (der Jude, der seinen Freund Lessing zu dem herrlichen Gedicht „Nathan" veranlaßte), der Arzt Zimmermann ꝛc. Sie alle übertraf der große Kant († 1804) in Königsberg durch seine „Kritik der Vernunft," die eine systematische Analyse aller Seelenvermögen des Menschen enthielt, und die Gesetze des Erkennens zur unerläßlichen Bedingung alles Erkennbaren machte, daher aufs schärfste das, was wir wissen, von dem, was wir nur glauben oder vermuthen, unterschied. Ihm hing alles an, was sich eben erst aus den Banden des Aberglaubens losgerissen. Fichte († 1814) in Berlin ging noch weiter, und erkannte nur das erkennende Ich an; so absurd aber seine Theorie war, so hat er sich doch durch die praktische Anwendung seiner absoluten Freiheitslehre, und seiner nicht auf ein äußeres Gebot, sondern auf den innern Seelenadel gegründeten Moral zahlreiche Freunde erworben.

Schelling gab dem über dem Subject verachteten Object, der über der Seelenlehre, Vernunftkritik und dem Ich ganz vernachlässigten Außenwelt, Natur und Gottheit, ihr altes Ansehn wieder, huldigte zwar noch in so fern dem subjectiven Zeitgeist, als er eine absolute Einheit zwischen jenem Subject und diesem Object behauptete, wie Weigel und Spinoza, ließ aber doch die objective Seite vorwalten, und übte dadurch mächtigen Einfluß auf die Religiosität, auf die Kunst und Poesie und auf die Naturwissenschaften, kurz auf alle die Richtungen unseres Geistes, die uns dem Göttlichen außer uns entgegenführen. Ueberall rief er eine historische Partei hervor, die in der ganzen Geschichte Gottes Walten sah, also auch das so oft verrufene Alte als eine nothwendige Stufe im Entwicklungsgange der Dinge ansah. Daher zum erstenmal wieder die Anerkennung des Mittelalters, der alten Kirche, der alten Kunst, und der Aufschwung des romantischen Geschmacks im Gegensatz gegen den von den Neuerern ausschließlich empfohlenen antiken. Aber die Politik mißbrauchte diese gerechte Würdigung der Vergangenheit und machte daraus eine ungerechte Verdammung alles Neuen,

und Schellings Schüler, Friedrich Schlegel, Adam Müller, selbst Joseph Görres wurden entschiedene Ultramontaner und schrieben im Sinne jener Auferstehungsversuche des, Gott sey Dank! hinlänglich verwesten Jesuitismus. Erfolgreicher und rein von Mißbrauch war Schellings Einfluß auf die Naturwissenschaft. Durch die Systeme von Oken, Steffens, Schubert, Eschenmayer, Wagner, Troxler wurde die Naturphilosophie zwar mehr eine Classification der bekannten Natur, als eine Erklärung ihres ewigen Räthsels; allein eben der großartige Herrscherblick, mit dem Oken die ganze Natur klar umfaßte, der Tiefsinn, mit dem Schubert in die Gebiete der dunkelsten Erfahrung, in die „Nachtseite" alles Lebens eindrang ꝛc., der Geist der Combination, die nicht einseitig bei einer Naturerfahrung stehen bleibt, sondern alle vergleicht, und die Anerkenntniß von Naturkräften, die gleichwohl vorhanden sind, wenn sie sich auch nicht mit dem Messer oder dem Maßstab nahe kommen lassen, dieß alles gab den bisher allzu einseitig im Detail verkommenen, unter sich selbst nicht zusammenhängenden Naturwissenschaften einen großen Impuls, lehrte sie sich selbst besser verstehen, sich wechselseitig unterstützen und höhere Ziele erstreben.

Jacobi, der ausschließliche Philosoph der sentimentalen Leute, der die Wissenschaft in Gefühlsphrasen auflös'te, war mit seinem bloß in blauen Dunst gehüllten Gott dem scharfen, die Welt plastisch begreifenden Geiste Schellings am meisten zuwider, und wurde von ihm mißhandelt. Fichte's kecke Philosophie starb schon mit ihrem Urheber aus, Kant aber behielt thätige Schüler, Fries, der seine edle Humanität erbte, Krug, der ihn verwässerte, und durch sein halbliberales Geschrei zwar eine Menge Pöbel bestach, sich aber um die Verehrung der Bessern brachte.

Schelling triumphirte offenbar in der Philosophie, aber nicht im Leben. Der Zeitgeist, von egoistischer Intelligenz, auf alle früheren Zeiten verächtlich herabsehend, konnte sich mit einer Philosophie nicht vertraut machen, die den letzten sechs Jahrzehnten kein Vorrecht vor den sechs Jahrtausenden des Erdenalters gestatten wollte, und die am Ende auf eine ewige göttliche Ruhe zurückwies, mit der unser lebendiges Streben und Ringen so wenig Verwandtschaft hat. Darum gewann Hegel in Berlin großen Anhang, als er die Lehre Schellings einfach herumdrehte, dem Subject wieder das Uebergewicht gab und einen sich selbst in der Geschichte fortdenkenden Gott behauptete, der zwar auf jeder Stufe seiner eignen Ausbildung vollkommen Gott, aber auf jeder weitern Stufe ein immer vollkommnerer sey, so daß wir Menschen der heutigen Zeit, in denen Gott sich denkt, uns unbedenklich für die höchsten Wesen halten dürfen, die je existirt. Von diesem Standpunkt aus bewies er, daß der gegenwärtige Zustand Preußens der eigentlich ideale sey; um aber dieser patriotischen Anwendung der Philosophie zu begegnen, bewies Friedrich Schlegel von Wien aus, daß im Gegentheil die österreichischen Zustände diejenigen seyen, welche nach strengster philosophischer Prüfung dem Weltzweck am meisten entsprächen. So wiederholte die Philosophie den Wetteifer, den ein Jahrhundert früher der Tübinger Protestant und der Dillinger Katholik an den Tag gelegt, um darzuthun, *welche Religion sich dem Zwecke der weltlichen Politik am gefügigsten unterordne.*

Capitel 516.

Dichtkunst. Die Gallomanie.

Der Deutsche versenkte sich mit Vorliebe in philosophische Speculationen und in poetische Träume, da er von allen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen, nur auf seine Familie und Hanthierung im engsten spießbürgerlichen Kreise beschränkt war. Dadurch wurde der Geist allerdings gebildet und gewissermaßen über den Verlust der Wirklichkeit getröstet, aber die ausschließliche Herrschaft der Musen machte das Uebel, das sie linderte, noch ärger, denn sie machte es den Leuten lieb. Bald kam es dahin, daß man wie in der verdorbensten Zeit des alten Roms der frühern Größe und Freiheit sich gar nicht mehr erinnerte, die verlorene Männertugend gar nicht mehr vermißte, und den höchsten Ruhm, das höchste Glück nur noch in der Bewunderung von Sophisten und Sängern, Schauspielern und Gauklern fand.

Die merkwürdige Geschichte unserer modernen Poesie hält genau den Gang der politischen Entwicklungen. Sie hilft aber denselben erklären. Der französische Einfluß wäre kaum erklärbar, sähe man nicht, wie er sich der Phantasie der Deutschen durch die Kunst bemeistert hatte, und die Erbärmlichkeit des deutschen Volkes vor seiner letzten Erhebung wäre unerklärbar, sähe man nicht, welche Dichterheroen des schwächsten und eitelsten Charakters es verweichlicht und verdorben hatten.

Den edlen Minnesängern waren die zunftmäßigen Meistersänger, diesen die gekrönten Poeten gefolgt, die meist lateinisch dichteten und beides Hofschmeichler waren. Im Zeitalter Ludwigs XIV drang der französische Geist wie überall hin, so auch in die deutsche Poesie, deren vorherrschender Charakter die Gallomanie wurde. Die Zeit war dergestalt entdeutscht, daß sich die schlesische Dichterschule, bei der dieser falsche Geschmack zuerst aufkam, für den eigentlichen Schöpfer der deutschen Dichtkunst hielt, voll Verachtung gegen alle poetischen Leistungen der dunkeln Jahrhunderte. Ungemessenes Fürstenlob, schwülstige Carmina bei der Geburt, den Hochzeiten, Thronbesteigungen, Siegen, Festen, Friedensschlüssen und Begräbnissen der Potentaten, und ein eben so geschraubtes Verliebtthun, eine complimentenreiche, mit Citaten aus der Mythologie geschmückte pedantische, und doch oft unanständige, ja unfläthige Huldigung weiblicher Reize waren die Hauptgegenstände dieser neuen Hof- und Schäferpoesie. Beide Gattungen aber gehörten ausschließlich den Höfen an, denn die anscheinend unschuldige Schäferpoesie war nur der Spiegel der koketten Unzucht, die auf den ländlichen Lustschlössern der damaligen Fürsten getrieben wurde. Martin Opitz († 1639), der die erste schlesische Schule gründete, hatte das Verdienst, neben diesem französischen Hofgeschmack doch auch dem Genius der Alten und des deutschen Volksliedes zu huldigen, daher wir bei ihm schon Elemente finden, aus denen sich später der antike und romantische (griechische und altdeutsche) Geschmack entwickelte. In diesem bessern Sinne dichteten nach ihm Flemming, Tscherning, Simon Dach, der Kirchenliederdichter Paul Gerhard, und der treffliche Andreas Gryphius, der das alte deutsche Fastnachtsspiel durch Nachahmung der Griechen zu heben suchte, und daneben einige nicht schlechte Trauerspiele, vortreffliche Lustspiele, mit ächt deutschem Humor und ächt aristophanischem Witze dichtete. Die Mehrheit der Dichter wandte sich aber von diesen bessern Mustern zur blinden Nachahmung der Franzosen hin. So der in Nürnberg von Harsdörfer gegründete Dichterorden der Pegnitzschäfer, der vorzüglich die Schäferpoesie cultivirte und den Amor in eine ungeheure Allongeperücke versteckte.

Die von Philipp von Rosen in Hamburg gestiftete Rosengesellschaft war noch unerträglicher. Hier in der Nähe Hollands herrschte nämlich der spanisch-holländische Einfluß vor. Man ahmte die breiten Romane der Spanier nach und suchte den höchsten Triumph der Poesie in der ungeheuersten Wortmacherei. Jedes dritte Wort war ein lateinisches oder französisches oder spanisches, italienisches, englisches. Der schrecklichste dieser Schmierer war Francisci in Lübeck, der alle Entdecknngen in den neuen Welttheilen in einem dicken Foliobande in einer einzigen dialogisirten Novelle beschrieb. Besser schrieb der Satyriker Moscherosch (Philander von Sittenwald) und Greifenson von Hirschfeld (der abenteuerliche Simplicissimus), aus denen man die Zustände des 30jährigen Krieges am besten kennen lernt.

Dieser ersten Schule folgte am Ende des 17ten Jahrhunderts eine zweite, die noch weit verdorbener war. Hoffmann von Hoffmannswaldau († 1679), der Gründer der zweiten schlesischen Schule, war die Carricatur des Opitz, Lohenstein die des Gryphius, Besser die des Flemming, Talander und Ziegler die des Rosen, und selbst Francisci war noch bescheiden gegen den unleidlichen Roman-Sudler Happel. Diese verächtlichste aller möglichen Dichterschulen zeichnete sich durch die unglaublichste Unfläthereі und Obscönität, und durch einen Bombast und Galimathias der Sprache aus, die besser als jedes andre historische Zeugniß die tiefe Versunkenheit des deutschen Geistes in jener Zeit bezeichnen. Doch verrieth sich der deutsche Charakter immer noch in einer Art von Naivetät oder Pedanterie, welche beweisen, daß die Laster, mit denen man prahlte, nicht bei uns einheimisch, nur angelernt waren. Durch diese Schule kam auch der französische Alexandriner als der herrschende Vers auf. Bessere Ausnahmen waren nur die Lyriker Günther und Canitz und Schnabel, der Verfasser eines trefflichen Romans (der Insel Felsenburg), worin auf die andere Hemisphäre als auf einen Zufluchtsort der aus Europa verschwindenden Tugend hingedeutet wurde.

Ganz eigenthümlich erschienen drei katholische Dichter am Ende des 17ten Jahrhunderts, Angelus Silesius, der in deutschen Alexandrinern die tiefsinnigsten Sprüche voll Gotttrunkenheit, Pater Abraham a Sancta Clara (Megerle aus Schwaben), ein berühmter Prediger in Wien, der in einem komisch zürnenden Predigtton die geistreichsten Satyren und humoristischen Betrachtungen über die Menschen, endlich Balde, der in lateinischer Sprache zarte Gedichte auf die Gottheit und die Natur niederschrieb. Auch Prätorius († 1680), der erste Sammler der poetischen Volkssagen von Rübezahl und andern Geistern, Gespenstern und Hexen, verdient Erwähnung. Einer der eigenthümlichsten Dichter war der Schlesier Stranizki, der 1708 in Wien das nachher so berühmt gewordene Leopoldstädter Theater gründete, und demselben den komischen Volkston gab, den es bis auf unsere Tage behauptet hat.

Gegen die spanische Abenteuerlichkeit, die von Hamburg, und gegen den Humor, der von Wien aus die Gallomanie allmählich zu untergraben drohte, erhob sich als deren Heros Gottsched. Dieser verdrängte alles, was nicht correct französisch war, ließ in Gesellschaft der Schauspielerin Neuber den humoristischen Hanswurst feierlich zu Leipzig verbrennen, 1737, und gab den deutschen Dichtern ein Gesetzbuch, worin die Regeln der damaligen steifen französischen Hofpoesie bei Strafe des kritischen Todes geboten wurden. Auch beherrschte er und seine gelehrte Frau lange Jahre die deutsche Literatur.

Capitel 517.

Anglomanie und Gräkomanie.

Die niederländische Landschaftsmalerei und die Bekanntschaft mit einigen antiken Naturdichtern, aber wohl mehr noch als dieß der Widerwille gegen die Hofpoesie begeisterte gleichzeitig den Engländer Thomson, den Hamburger Brokes und den Schweizer Albrecht v. Haller im dritten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts zu poetischen Naturschilderungen; Brokes gab in seinem „irdischen Vergnügen in Gott" die treuesten, oft homerisch lieblichen Bilder, Haller malte seine Alpen und knüpfte erhabene Gedanken daran. An den letztern reihte sich bald eine schweizerische Schule, welche die geistreiche und vielseitige Kritik Addisons und anderer Engländer nachahmte und gegen den französischen Geschmack und Godsched geltend machte. An ihrer Spitze standen Bodmer und Breitinger. Sie ermahnten zur Natur zurückzukehren, und stellten statt der Franzosen theils die alten Classiker, theils die Engländer als Muster auf, ja sie veranstalteten durch Müller einen Abdruck der von Rüdiger Maneß gesammelten schwäbischen Minnesänger, und knüpften so eine Verbindung der neuesten deutschen Dichtkunst mit der ältesten an. Aber sie waren bei gesunder Kritik keine Dichter, und erst andere leisteten in ihrem Geiste Besseres. Hagedorn hatte zwar noch leichte Gedanken, aber auch eine Leichtigkeit des Verses, die hinfort Muster wurde. Den größten Ruhm erlangte Gellert in Leipzig († 1769), dessen geistliche Lieder und treffliche Fabeln so allgemein bekannt und beliebt wurden, daß ihn sogar Friedrich der Große besuchte, obgleich dieser König sonst alle deutschen Dichter verachtete.

Nun standen an allen Ecken Dichter und kritische Journalisten auf, die über Godsched herfielen, sie theilten sich aber selbst in Anglomanen und in Gräkomanen, je nachdem sie sich entschieden an die neuenglischen oder altgriechischen und römischen Muster hielten.

Das englische Volk, im Vollgenuß seiner selbsterrungenen Freiheit, erzeugte in allen Fächern große Männer, und nicht nur seine Philosophen, Naturforscher, Geschichtschreiber, sondern auch seine Dichter übten auf das zurückgebliebene stammverwandte deutsche Volk jenen glücklichen Einfluß, der uns an die verlorene und wieder zu erobernde Männlichkeit mahnte. In Klopstock trat ein lebendiges Bedürfniß nach Kraft und Nationalehre hervor, allein der dem Leben fremdgewordene Geist suchte vergeblich eine natürliche Hülle und wählte fremde. Klopstock wollte der Poesie eine religiöse Weihe geben, aber er that es, indem er den Engländer Milton in Homerischen Hexametern nachahmte; er wollte den Stolz der Deutschen wecken, erinnerte an die Thaten Hermanns (Armins) und nannte sich selbst einen Barden, aber in seinen Bardenliedern ahmte er den altschottischen Ossian in Horazischen Versmaßen nach, und so wurde er bei der ehrlichsten Gesinnung dennoch affectirt. Andere nahmen sich noch unbedeutendere englische Dichter zum Muster und bildeten nur die Sprache in artigen Spielereien aus; so copirte Kleist (der bei Kunnersdorf fiel) in seinem „Frühlinge" den Thomson, Zachariä in seinen komischen Gedichten den Pope, Hermes in „Sophiens Reisen" die breiten Romane Richardsons, Müller von Itzehoe in seinem „Siegfried von Lindenberg" die drolligen Sittenschilderungen des Smollet.

Von größerer Bedeutung war die Einwirkung der berühmten englischen Dichter Shakespeare, Swift und Sterne auf die Ausbildung des deutschen Humors und der Satyre. Schon der erste Nachahmer Swifts, Liscow, zeigte vielen Geist; Rabener, dem ein großer Theil seiner Handschriften bei der Belage-

rung Dresdens im 7jährigen Kriege verbrannte, schrieb in derselben Manier die vortrefflichsten und für die Sittengeschichte seiner Zeit lehrreichsten Satyren. Beide wurden noch übertroffen von dem kleinen bucklichten Physiker Lichtenberg in Göttingen, der mit allen Grazien begabt war. Der feine und liebenswürdige Thümmel; der verdorbene, aber in seiner „Reise nach Braunschweig" die Sitten auf dem Lande trefflich schildernde Knigge waren ebenfalls durch die Engländer gebildet, und Archenholz machte es sich zum Geschäft, Leben und Literatur in England für den deutschen Gebrauch auszubeuten. Wenn Shakespeare nicht ohne Einfluß auf Goethe und Schiller blieb, so schlug dagegen Sterne durch seine „empfindsamen Reisen" eine Saite an, die in dem deutschen Gemüth mannichfachen Widerklang fand, und seinen ehemals nur lachenden Humor in einen weinenden verwandelte. Hippel war der erste, der auf diese Weise Witz und Rührung, Spott und Thränen vereinigte.

In Klopstock war die Anglomanie mit der Gräkomanie vereinigt. Die letztere bildete aber ihre besondere Schule, in der eben so alle griechischen und römischen Dichter, wie in jener die englischen nachgeahmt wurden. So copirte Voß den Homer, Ramler den Horaz, Gleim den Anakreon, Geßner den Theokrit, Cramer den Pindar, Lichtwehr den Aesop 2c. Es war lächerlich, uns zu Griechen *machen* zu wollen; wir mußten gerade dann erst als Barbaren erscheinen. Aber *natürlich* zu bleiben, das war jenem Jahrhundert nicht gegeben. Nur Wieland fühlte tief das Bedürfniß dieser Natürlichkeit, und seine Vorliebe für die feinsten Dichter der Griechen und Franzosen hatte bloß diesen Grund. Er ahmte sie nach, aber nicht sklavisch, mit eignem Geist und Witz, und er war es eigentlich, der die alte Steifigkeit völlig von unserer Natur abstreifte, und uns eine Gelenkigkeit und Leichtigkeit verlieh, für welche auch die strengern Richter dankbar seyn mußten, die Wielands leichtfertige Moral mißbilligten.

Auch einige lyrische Dichter, durch den sogenannten Göttinger Hainbund mit den Gräkomanen verbrüdert, blieben der edlen Einfachheit treu, so besonders Salis und Hölty, auch Graf Stolberg, sofern er sich nicht durch Voßens steife Manier verlocken ließ. Dagegen verfiel Matthisson in die widerlichste Affectation.

Capitel 518.

Der poetische Kosmopolitismus.

Sich selbst entfremdet, aber in jeder fremden Cultur heimisch, war der Deutsche ein Kosmopolit oder Weltbürger geworden, und rühmte sich dessen. Er machte eigentlich aus der Noth eine Tugend und rechnete sich *seinen Mangel an Patriotismus* als Gerechtigkeit gegen andere, als *Humanität an. Zum Glück* gab es außer den Franzosen auch noch andere Völker, die wir nachahmten, die Alten, die Engländer. So nahmen wir von vielen Vieles und abstrahirten uns daraus etwas allgemein Menschliches. Hätten wir bloß Franzosen uns gegenüber gehabt, wir würden bei unserer damaligen Passivität auch bloß Franzosen geworden seyn.

Die großen Dichter, die kurz vor und nach dem siebenjährigen Kriege die einseitigen Nachahmungen verdrängten, thaten dieses nicht in Folge einer volksthümlichen Reaction, sondern im Gegentheil aus Universalismus. Sie wollten nicht das Deutsche dem fremden, sondern nur das menschliche Element dem einseitig nationellen entgegensetzen, und wenn auch Deutschland sie hervorbrachte, so gehörten sie doch weit mehr der Welt als ihrem Vaterlande an. Wir müssen sie

zu dem Grade schätzen, in welchem sie das Menschliche hoch oder niedrig genommen haben.

In Lessing offenbarte sich die edelste Männlichkeit. An ihm war, mit Shakespeare zu reden, jeder Zoll ein Mann. Er vollendete durch seinen Sieg über die Orthodoxen, was Thomasius angefangen, er stürzte durch seine unüberwindliche Kritik die Herrschaft des französischen Geschmacks, er förderte mit Winckelmann das geistreiche Studium der Alten und die Kunstliebe, er erhob zuerst das deutsche Theater zu einer glänzenden Höhe. Schon seine Sprache, was er auch immer schrieb, und selbst in der spielendsten Arbeit, athmete einen Geist der männlichen Freiheit, der die Menschen zu allen Zeiten bezaubert haben würde, wie viel mehr nicht in einer so entmannten Zeit. Man vermißt bei ihm nur die besondere Rücksicht auf Deutschland. Aber sollte er mit Deutschheit kokettiren, wie Klopstock? sollte er weibische Männer lehren, etwas zu scheinen, was sie längst nicht mehr waren? Nein, dazu war er zu einfach und bescheiden. Er wünschte nur wieder natürliche Menschen, nicht verbildete Fratzen, nur Männer, nicht Weichlinge vor sich zu sehen, und das allein that Noth, die Deutschheit hätte sich dann schon gefunden. In seiner liebenswürdigen „Minna von Barnhelm" lehrt er spielend die zartesten Gesetze der Ehre. In seinem „Nathan" ist er voll reiner göttlichen Weisheit und männlichen Milde, ein wahrer Prophet, wie die moderne Zeit keinen zweiten aufzuweisen hat. In der „Emilie Galotti" endlich hat er zuerst den Schleier von Scenen aus der Wirklichkeit hinweggezogen, die man so zu sehen bisher nie gewagt hatte. Sein Leben war dieser unabhängigen Gesinnungen würdig. Er buhlte nie um Gunst, verschmähte Empfehlungen selbst auf seiner italienischen Reise (da Winckelmann einem Gönner zu Liebe von der Wahrheit abgewichen war), begnügte sich mit dem ärmlichen Loos eines Bibliothekars in Wolfenbüttel, und wollte auch dieses Amt lieber niederlegen, als sich der Censur unterwerfen. Stärker, freier, schöner war kein anderer Geist im ganzen Jahrhundert.

Der nicht minder edle Herder war gleichwohl das Widerspiel von Lessing, nämlich eine weiche weibliche Natur, nicht schöpferisch, nicht scharf durchdringend, sondern nur mit klaren Sinnen und offner, reiner Seele alles fremde Schöne in sich aufnehmend. Er theilte den Deutschen die Schätze der ausländischen, der ältesten und uns am fernsten liegenden Poesie mit, die ältere Volkspoesie der Deutschen und der romanischen Völker, vorzüglich aber die noch ganz unbeachtete des Orients. In seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" versuchte er sodann den geistigen Charakter aller Völker und Zeiten wie in einem bunten Fächer zu entfalten. Auf diese Weise belebte er den Sinn für Poesie und Geschichte in allen Richtungen, und vergaß dabei nie, die in allen Wundern des historischen Lebens sich offenbarende Gottheit kindlich fromm zu verehren.

Goethe besaß alle Feinheit Lessings und eine noch reichere Phantasie, aber ohne dessen Männlichkeit, und alle Weichheit, Erregbarkeit und universelle Hingebung Herders, ohne dessen Glauben. Er war in Bezug auf schöne Behandlung jedes beliebigen Gegenstandes allerdings der größte unserer Dichter, aber er war für nichts begeistert, außer für sich selbst, und behandelte alle Gegenstände nur, um sich darin selbst zu portraitiren und zu schmeicheln. Wie er in seinem Zimmer zu Weimar es durch eine künstliche Berechnung des Lichts so veranstaltete, daß er bei der ersten Begrüßung des Fremden demselben in der malerisch günstigsten Beleuchtung erschien, so waren auch alle seine Werke nur solche künstliche Mittel seiner Selbstbeleuchtung. Für die Welt hatte er nur in so fern Sinn, als sie ihm zu diesem Zwecke diente. Vom Kölner Dom wünschte er sich ein „Scheincapellchen"

in

seinen Garten; es war ihm nur um die Façon zu thun, der ehrwürdige Geist, der im großen Dome wohnte, galt ihm nichts. Für die Angelegenheiten des Vaterlandes hatte er nicht nur keinen Sinn, sondern sie waren ihm sogar verhaßt. Er besang nicht nur Napoleon, als dieser ihm schmeichelte, sondern verschloß sich auch während der großen Befreiungskriege und trieb chinesische Studien, aus Ekel über eine Zeit, die etwas Wichtigeres anerkannte, als ihn. Dieser Mann nun schien seinen Zeitgenossen der größte zu seyn, weil er nicht sich selber schmeicheln konnte, ohne zugleich einer unzählbaren Menge anderer Egoisten wie aus der Seele zu reden, weil er alle die Neigungen beschönigte, welche die Aristokratie der sogenannten Gebildeten in seinem tief erniedrigten Volke damals mit ihm theilte. Lessing hatte die Schwachen geschreckt, sie hatten ihn bewundert, sich aber doch über ihn geärgert. Goethe wurde ihr Liebling, weil er sie überredete, ihre Schwäche sey schön.

Die Folge war, daß man eine Zeit lang die Kunst und den Schein für das Höchste im Leben hielt, daß man die Wirklichkeit, so schauderhaft sie war, vergaß über den Gedichten, daß man auf der tiefsten Stufe nationeller Schande angelangt war und sich dennoch stolz gebärdete, weil man einen Goethe hatte. Indeß hat Goethe trotz seiner großen Dichtergabe doch auch nicht einmal für die Kunst etwas Heilsames geleistet, er hat sie vielmehr verdorben auf lange Zeit, eben weil er sie ganz egoistisch übte. Seine fade Vornehmigkeit, die Art, wie er die Menschen mit seinem Zartthun mystificirte und durchaus läppische Tendenzen und gemeine Gesinnungen mit einem Schleier des Geheimnisses und des Wunderbaren umkleidet, für etwas überschwenglich Hohes ausgab, diese ganze, überall bei ihm so charakteristisch hervortretende Dupirung der Schwachköpfe hat der Kunst, die er dazu mißbrauchte, nicht weniger geschadet, als dem Leben, das er mit solchen aristokratisch-ästhetischen Phantomen anfüllte. Denn das Zartthun und Geheimthun und Vornehmthun ist in der Mode geblieben, und es hat sich dafür eine poetische Sprache gebildet, aus deren stehenden Phrasen die Rückkehr zur einfachen Natur den einmal darin Erzogenen nicht mehr leicht ist. Außerdem aber hat er die Kunst von Grund aus verderben durch die von ihm am weitesten getriebene **Vermischung aller Geschmäcke**. Nicht nur hat er die Manieren aller Völker und Zeiten einzeln nachgeahmt, sondern auch in einem und demselben Gedichte die verschiedensten Töne, antik und romantisch, altdeutsch und neufranzösisch, sophokleisch und chinesisch angestimmt. Diese unnatürliche, mit Eigenthümlichkeit kokettirende, sie aber gerade vernichtende Manier hat nicht bloß unsre moderne Poesie, sondern auch die bildende Kunst wie eine geistige Pest angesteckt, und man sieht jetzt die Leute griechisch und gothisch zugleich bauen, niederländisch und italiänisch zugleich malen und persisch, skandinavisch, spanisch zugleich dichten, daß man leicht versucht wird, sie für ein wenig närrisch zu halten.

Capitel 519.

Die Sturm- und Drangperiode.

Rousseau's Einfluß, die Weltverbesserungsideen, die Aufklärung, der Hinblick auf das freie und stolze England, vorzüglich aber die Bewunderung der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamericaner erhitzte viele Köpfe in Deutschland und schuf eine poetische Opposition, die mit dem kühnen und hochachtungswürdigen **Schubart** in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann. Sein Freisinn brachte ihn in den Kerker, doch „wie vom Blitz auf Felsen ge-

schrieben" glühten seine Lieder fort und begeisterten in demselben Schwabenlande den größeren Schiller. Der erste rohe Naturschrei eines mißhandelten Volkes wurde durch Schiller zu der hinreißenden Beredsamkeit eines Propheten. Nur in so schönen Worten konnte die tiefe Klage zu den Herzen dringen. Lessing hatte sich umsonst an den Verstand des Jahrhunderts gewendet, Schiller wirkte auf das vernachlässigte und darum noch empfänglichere Gemüth, und wenn der feurige Same, den er ausstreute, auch keinen Boden fand bei den Verdorbenen, so doch bei den noch reinen Männern, bei der Jugend und bei den Frauen. Er rief den heiligen Ernst zurück in die tändelnde Zeit, er gab der Unschuld jene Kraft und jene Würde wieder, die sie unter dem Spotte der Zeit verloren, er wurde der Kämpfer für Freiheit, Recht und Vaterland, Dinge, von denen sich die poetische Genußsucht und aristokratische Selbstgefälligkeit der Dichter seit Goethe's Vorgang immer entschiedener abwendete. Er fast allein hielt mit seiner ungeheueren Popularität den bessern Volksgeist noch aufrecht, der sonst unter den zermalmenden Schlägen der französischen Eroberung und unter der sybaritischen Erschlaffung im Innern denselben Bankerott gemacht hätte, wie das Reich. Sein Geist hat 1813 mitgestritten, an seinen Flammen haben sich im Stillen die deutschen Herzen entzündet, denn die von allem Volk auswendig gelernten schönen Stellen seiner Gedichte flogen wie Kriegspfeile durch das Land.

Gleichzeitig in den letzten Jahrzehnten des 18ten Jahrhunderts malte Klingers edler Unmuth in krassen Bildern die Laster der Kirche und Politik aus. Meyern schwärmte in dem Roman „Dyanasore" für das Völkerglück. Ein unterdrücktes Feuer glühte in allen Dichtungen des Maler Müller. Bürger, der blinde Pfeffel und Claudius sagten in Schubarts derber Manier einige wenn auch sehr zahme Wahrheiten. Unverholen aber äußerte der kräftige, vorher in die englischen Colonien verkaufte Seume seinen tiefen Haß gegen die Versunkenheit der Nation, und starb aus Gram darüber, ohne die Tage des Ruhms zu sehen. Collin und Theodor Körner ahmten in Wien, während der französischen Gewaltherrschaft Schillers tragischen Ernst und Patriotismus nach, und der letztere starb nachher auf dem Schlachtfelde an der Görde.

Goethe hatte die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen zu einem Ritterschauspiel benutzt, und die derbe Kraft des Originals beibehalten. In solchen Ritterstücken und Ritterromanen nun recht wild und ungebärdig zu thun, schien den feigen Dichtern weit bequemer, als wie Schiller wirklichen Muth zu zeigen im Kampfe gegen gegenwärtige Laster und Uebel. So ging das erste Feuer wieder in Rauch auf. Von der Kraft blieb nur deren Affectation zurück und die kühnern Dichter selbst schämten sich zuletzt, als sie sahen, daß ihr patriotischer Aufschwung nur eine Sündfluth der rohesten und flachsten Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten erzeugt hatte, wie sie in ungeheurer Zahl von Spieß, Cramer, Veit Weber, Vulpius, Schlenkert rc. geschrieben wurden. Nur bei den Schauspieldichtern Babo und Ziegler traten noch einzelne Spuren des freieren Geistes hervor.

Ein anderer Theil der aufgeregten Kraft entartete in bacchantischer Wollust. Man glaubte zur Natur zurückzukehren, wenn man die Nacktheit recht schamlos zur Schau trug, und man hielt es für genial, durch die Schranken der Sitte zu brechen. Diesen Ton stimmte der übrigens geistvolle Heinse an, und er fand Anhänger nicht nur bei den alten Liebhabern der französischen und Wielandischen Leichtfertigkeit, sondern auch bei den katholisirenden Dichtern, und Friedrich Schlegel wurde der frechste von allen, indem er, in Goethe'scher Weise je das Trivialste zu einem Mysterium machend, in seiner Lucinde die „Religion der Wollust" verkündigte.

Diesen verfehlten Kraftäußerungen gesellte sich eine unerträgliche Eitelkeit bei. Nach Goethes Vorgang in Werther und Wilhelm Meister wurden gebildete Jünglinge, Dichter, Maler, Schauspieler, kurz lauter Leute von solcher Art, wie die Dichter selbst waren, zu Helden der Dichtungen gemacht. Man schien stillschweigend übereingekommen, daß die neuere Zeit keine größeren Helden hervorbringe, als eitle poetische Phantasten, und deren ganze Arroganz, Faselei und Wollüstelei wurde nun dem deutschen Volk als das Höchste angepriesen.

Capitel 520.

Die poetische Spießbürgerei.

Im Gegensatz gegen die Stürmer und Dränger, die, sey es aus Großherzigkeit oder bloßer Geniesucht, über die engen Schranken des gemeinen Lebens hinauswollten, warfen sich eine noch größere Menge Dichter zu Vertheidigern und Lobpreisern der Alltäglichkeit, des häuslichen Lebens im Schlafrock, und der Familiensentimentalität auf. Gerade was jenen die unerträglichste Prosa des Lebens schien, erhoben diese zur Poesie desselben. Die antiken Idyllen und englichen Sittengemälde wurden der Form nach die ersten Muster; dem Inhalt und Geiste nach behaupteten aber diese neuen Familiengemälde bald eine entschiedene deutsche Eigenthümlichkeit, welche den Griechen gegenüber in Perrücke und Zopf, den Engländern gegenüber in der politischen Erbärmlichkeit bestand. Wenn allerdings das Familienleben denen zum Trost gereichte, die kein öffentliches hatten, so verliebten sich doch die Dichter allzusehr in diesen Trost und vergaßen darüber das Unglück selbst. Sie vergaßen, daß es ein Unglück für den deutschen Mann sey, ohne ein Vaterland, ohne ein großes Nationalinteresse der edelsten Ahnen verächtlichster Enkel, eine Beute und ein Spott der Fremden geworden zu seyn; sie bekümmerten sich darum gar nicht, und schenkten dem Grundsatz, daß ein deutscher Mann nichts mehr zu thun habe, als sich und die Seinen „zu versorgen," gegen keinen andern Feind zu kämpfen außer gegen die Nahrungssorgen, „sich mit seiner deutschen Frau gemüthlich zu plagen," die Söhne glücklich „durchs Examen," und die Töchter „unter die Haube" zu bringen, ihre volle Anerkennung. Dieses gemeine Privatinteresse wurde nur durch einige Sentimentalität aufgeputzt. In der berühmten „Louise" von Voß, und „Hermann und Dorothea" von Goethe sind keine edleren Motive zu finden. Die Poesie von dieser Sorte war so wohlfeil, daß sich gleich Hunderte von schwachen Männern und noch mehr Weibern dieselbe zum Geschäft machten. Die Familiengemälde und bürgerlichen Schauspiele wurden noch ungleich zahlreicher, als die Ritterromane, und übten nicht geringen Einfluß, indem sie das Vorrecht der Poesie, sinkende Völker durch große Erinnerungen oder große Ideale wieder zu erheben, freiwillig aufgaben, und die Poesie zur Beschönigung aller und jeder Schwäche herabwürdigten.

Nur Iffland wagte noch, im Sinne der „Emilia Galotti" von Lessing und der „Cabale und Liebe" von Schiller, den Kampf der wehrlosen Unschuld gegen die politische und sittliche Unnatur seiner Zeit in zahlreichen und beliebten Schauspielen zu schildern; sein noch berühmterer Nachfolger August von Kotzebue dagegen verschaffte durch sein rastloses Wirken der Gemeinheit ihren unbestrittenen Sieg, und vergötterte alles, was in Deutschland nur irgend niederträchtig genannt werden konnte. In keines Mannes Schriften ist eine so

reiche Sammlung unserer Schande offen dargelegt, denn er hatte wenigstens das Gute, nicht zu heucheln. Von der unschuldigsten Seite faßten das gemeine Leben die sanften Schriftsteller Starke, Lafontaine, Ewald ꝛc. auf, ihre Tendenz war aber so weibisch, daß sie nicht wenig zur Verweichlichung des Zeitalters beitrugen. Wo noch ein moralisches Gefühl übrig war, konnten Kotzebue's edle Bürger, edle Diebe, edle Huren, edle Hahnreihs ꝛc. wohl nicht zur Nachahmung reizen, aber durch die gutmüthigen Schwächlinge in Lafontaine's Romanen ließ sich allerdings das furchtsam erzogene Geschlecht noch mehr aufweichen und entmannen.

Diese Milch ist nun sauer geworden. Die Strenge und Herbigkeit des Kriegs hat der Verzärtelung ein Ende gemacht. Nur ein Heer schreibender Weiber pflanzt sie in immer neuen Romanen noch fort, die aber trotz ihrer großen Anzahl doch durch die übrigen männlicheren Interessen der Zeit aufgewogen werden. Außerdem aber hat sich nach Goethes Vorgange in den „Wahlverwandtschaften" die Literatur der einfachen Liebes- und der heitern Familiengeschichten in eine der Ehebruchs- und unnatürlichen Neigungsgeschichten verwandelt. Des häuslichen Friedens endlich satt, mußte man den die große Welt bewegenden Krieg auch in den Schooß der Familien aufnehmen, und seitdem überbieten sich die schreibenden Männer und Frauen, die künstlichsten Geschichten von versagten oder unzufriedenen, gebrochenen oder getrennten Ehen zu erfinden, oder um der Originalität willen die Ehelosigkeit anzupreisen ꝛc. Doch gehören diese Verzerrungen nur der Literatur an. Das wirkliche Leben ist jetzt natürlicher und sittlicher, als es am Ende des vorigen Jahrhunderts war.

Nur zwei Dichter haben ganz ohne Beimischung von sentimentaler Schwäche oder Gemeinheit das gewöhnliche Leben rein objectiv in durchsichtiger Klarheit dargestellt, der Schweizer Ulrich Hegner und der Schwabe Bührlen.

Capitel 521.

Die Romantiker.

Herder hatte auf die Volkspoesie der mittelalterlichen und orientalischen Völker aufmerksam gemacht, und Goethe dieselbe schon nachgeahmt. Diese Nachahmung wurde nun in allen Richtungen weiter ausgebildet von den verschiedensten Dichtern, die man aber insgesammt zum Unterschied von den Liebhabern des classischen Alterthums und der modernen Häuslichkeit die Romantiker nannte.

Die beiden Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel haßten nur die moderne Alltäglichkeit, liebten die Griechen und Römer, und hofften, wie Lessing und Goethe, den antiken und romantischen Geschmack verbinden zu können. Allein die Erfahrung bewies, daß die meisten Dichter sich nur für den einen oder andern entschieden. Ludwig Tieck vermied die Alten und wandte sich mit ganzer Seele dem deutschen und romanischen Mittelalter, den Minnesängern, dem Shakespeare und den Spaniern Cervantes und Calderon zu, um in ihrer Weise, aber mit eigenem tiefem Geist und überschwenglich reicher Einbildungskraft unsterbliche Werke zu dichten. Erst durch ihn wurde das Auge seiner Zeitgenossen für die so lange verkannte Schönheit des Mittelalters völlig erschlossen. Der ihm geistesverwandte zu früh verstorbene Novalis (Hardenberg) ließ eine unermeßliche Geistesfülle ahnen. Heinrich von Kleist, der sich selbst erschoß, hinterließ die edelsten und lieblichsten Schauspiele. Ludwig Achim von Arnim bearbeitete wie Tieck ältere deutsche Sagen, und sein Feh-

ler war nur, daß ihn der Reichthum seiner Phantasie überwältigte, daß die *Zeichnung* unter der Gluth und Pracht der Farben litt. Dieser sammelte mit Brentano in „des Knaben Wunderhorn" die schönsten deutschen Volkslieder. Fouqué in Berlin frischte durch diesen altdeutschen Geschmack die Ritterromane auf und kam dem in Preußen wiedererwachenden kriegerischen Geiste kurz vor 1813 mit einer Menge von Romanen entgegen, in denen es von Schlachtrossen und Harnischen, deutscher Treue und Tapferkeit, biderben Recken und sittigen Frauen wimmelte, wobei denn freilich viele Affectation mit unterlief.

Da man die Entdeckung machte, daß sich beim niederen Volke, zumal in den Gebirgen, noch viel Altdeutsches erhalten habe, so suchte man auch dieses auf, und einige Dichter stimmten ihre Leyer auf den naiven Volkston ꝛc., zuerst Hebel in den alemannischen, zum Theil sehr naturtreuen, zum Theil aber auch affectirten Gedichten, die dann öfters nachgeahmt wurden, besonders von Schweizern, Oesterreichern und Frankfurtern, Nürnbergern bis zum Judendeutsch hinab. Alles Spielereien eines überreizten vornehmen Geschmacks und das reine Gegentheil einer wirklich ächten Volksdichtung.

Durch Joseph von Hammer, Hartmann, Rückert ꝛc. wurde die arabische, persische und türkische, durch die beiden Schlegel, Bopp ꝛc. die indische, durch Grimm, Gräter, Rühs ꝛc. die skandinavische, durch Talvj (*Fräulein von Jakobs*), Gerhard, die slavische Poesie bekannter gemacht, und aus den romanischen Sprachen wurde alles nur irgend Erhebliche übersetzt. Viele Dichter folgten Goethe in der Vermischung der verschiedensten Geschmäcke. Den Schlegels waren indische, griechische, altdeutsche, spanische Formen gleich geläufig. Graf Platen dichtete persisch, griechisch, italienisch. Keiner aber mischte so sehr in einem und demselben Gedicht alles durcheinander, als Ernst Schulze, dessen „Cäcilia" ein Extract zugleich aus Homer, Ossian, den Niebelungen, der Edda, Dante, Tasso und den Orientalen war.

Eine Menge tragischer Dichter wetteiferten, die Einfachheit der alten Griechen mit dem romantischen Reichthum Shakespeare's zu verbinden, oder die Beredsamkeit Schillers mit der Anmuth Goethe's; aber ihre unzählbaren Jamben-Tragödien ließen fast immer das Publicum kalt. Nur Raupach gewann in jüngster Zeit durch theatralische Effecte Beifall. Das Verderben dieser Dichter sind die stehenden sentimentalen und großthuenden Phrasen, die keine Naturwahrheit aufkommen lassen. Im Gefühle dieser Unzulänglichkeit suchten einige Dichter (durch Schillers mißlungene Braut von Messina veranlaßt) die antike Schicksalsidee in die christlich-romantische Zeit überzutragen und die übersättigten Zuschauer durch das Wunderbare eines unvermeidlichen Verhängnisses aufs neue zu reizen. So Zacharias Werner, Müllner, Grillparzer, Houwald ꝛc. Aber die Helden verloren dadurch alle Selbstständigkeit, und man wurde dieser Schicksalspuppen bald wieder überdrüssig.

Da das Publicum der Verse genug hatte, und die Poesie immer mehr in Fabrikarbeit für bedürftige Buchhändler und Autoren ausartete, so wurde die in England durch Walter Scott aufgebrachte Mode der historischen Romane sogleich adoptirt, und seit kaum zwei Jahrzehnten ist Deutschland mit mehr als tausend langweiligen Büchern dieser Art überschwemmt. Sie haben nur indirect den Nutzen, den Sinn für Geschichte zu fördern, so wie sie selbst auch erst durch das Historische ihres Inhalts dem jüngeren aus der Familienstube in die große Welt heraustretenden Geschlechte sich empfohlen haben. Van der Velde, Spindler, der Philosoph Steffens, Rehfuß ꝛc. sind hier charakteristisch hervorgetreten.

Um Ludwig Uhland, den wackern Landstand, hat sich eine neue lyrische

Dichterschule gebildet, die in edler Einfachheit und ächt deutscher Gesinnung sich vor allen Verirrungen der fremden Manieren gewahrt hat. Zu ihr gehört auch in Oesterreich der edle Anastasius Grün. Eben so patriotisch, doch eigenthümlich in dem verschwenderischen Reichthume der Bilder und Versformen ist Rückert, in seltsam grotesken Gebilden der Weltumsegler Chamisso, und in zarten Allegorien Julius Mosen.

Capitel. 522.

Die Humoristen.

Der kräftige Humor des Reineke Fuchs, Eulenspiegel, Fischart und Pater Abraham mußte dem verfeinerten, mit Empfindsamkeit versetzten und von England entlehnten modernen Humor weichen, durch den zuerst Hippel, nachher aber in noch höherm Grade Jean Paul Friedrich Richter sich auszeichnete. In diesem letztern waren die Contraste der Zeit auf die seltsamste Weise versöhnt. Er theilte die Schwächen des Jahrhunderts und war in sie verliebt, wie Goethe und Kotzebue, aber er verspottete sie zugleich, und ging in jedem Augenblick aus dem Weinen der innigsten Rührung in das Lachen des schneidendsten Sarkasmus über. Er schmeichelte in seinen geistreichen, aber unter Bildern gleichsam erstickten Romanen nicht nur der häuslichen Sentimentalität, dem weichlichen Stillleben, sondern auch der Goetheschen Ueberbildung und dem in Duft verschwimmenden Zartthun; und dennoch war er es wieder, der vom Standpunkte des gesunden Verstandes und einer warmen Vaterlandsliebe aus alle Modethorheit und Künstelei, alle Unnatur, wie alles Unrecht verdammte. Somit ist er der wahre Repräsentant unserer innerlich zerrissenen, zwieträchtigen und doch zusammenhängenden Bildung.

Der alte Volkshumor schuf noch im vorigen Jahrhunderte das lustige Buch von Münchhausens Jagdabenteuern. Musäus bearbeitete deutsche Volkssagen in einem heitern Tone gleich den arabischen Mährchen; in Wien fuhren die Dichter des Leopoldstädter Theaters mit Possen fort, bis in jüngster Zeit Raymund denselben auch einen höheren poetischen Werth verlieh, ohne ihrem volksthümlichen Charakter Abbruch zu thun. Solche Aeußerungen des gesundesten Humors blieben aber vereinzelt in einem Zeitalter studirter Unnatur und Ueberfeinerung.

Der Sentimentalität und Romantik setzten sich einige witzige Köpfe entgegen, die in der französisch-classischen Schule des vorigen Jahrhunderts erzogen, durch Staatsdienst oder Jurisprudenz gegen alle poetische Schwärmerei geschützt waren, und bei denen ein derber Humor der guten alten Zeit, wie er sich in der minder gebildeten Welt bis auf den heutigen Tag erhalten hat, stark vorschlug. Von diesem Schrot und Korn waren Jassoy (Welt und Zeit), Weber (Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen), von Lang (Hammelburger Reisen). Dahin gehört auch der gutmüthige Epigrammatist Haug, der Schwänkemacher Langbein &c., obgleich diesen letztern die kräftige politische Satyre der ersteren versagt war. Einen sehr glücklicheren Spötter besaß Berlin in dem übrigens äußerst frivolen Julius von Voß.

Nachdem schon in Goethe und Tieck der Humor mit der Romantik vermittelt war, schuf der geniale Hoffmann eine Manier, in der beide wie in einem geistreichen Wahnsinn sich durchdrangen. Schon die Wahl seines Stoffs, Magnetismus, überspannter Kunstenthusiasmus, und reine Tollheit beweisen, daß in ihm eine Ueberreizung des Zeitalters culminirte. Eben deßhalb haben ihn die

Franzosen in jüngster Zeit so häufig nachgeahmt, weil ihr abgestumpfter Gaumen nur noch die hitzigsten Gewürze sucht. Doch war bei Hoffmann da überall noch tiefe schmerzliche Empfindung, wo bei seinen Nachahmern nur noch Grimasse ist.

Zuletzt ist der Humor eben so ausschließlich politisch geworden, wie er in der Reformationszeit theologisch wurde. Dieß liegt im Gange der Dinge und brauchte gar nicht, wie es doch geschehen ist, die Leute in Erstaunen zu setzen. Zwischen der Grobheit des alten Fischart z. B. und des neuen Börne ist kein größerer Unterschied, als zwischen der religiösen Parteiwuth der früheren Zeit und der politischen jetzt. Vor der Reformation war man auch feiner, erst der Fanatismus machte die Menschen grob, und es ist zu besorgen, daß Börne nicht der letzte grobe Fanatiker gewesen seyn wird. Diesem sarkastischen Geist ist als der feinste Spötter unserer Tage ein neuer Thümmel, der Fürst von Pückler-Muskau gegenüber getreten, und zwischen jenem demokratischen Cynismus und dieser aristokratischen Grazie schwankt Heine unsicher hin und her.

Capitel 523.

Die Kunst.

Die Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen folgte allen Wechseln des Geschmacks. Baumgarten, ein Anhänger der Wolfischen Philosophie, brachte sie zuerst in ein System. Durch die Engländer und Kant erhielt sie eine psychologische Richtung. Man dachte weniger an das Schöne, als an das Seelenvermögen, durch welche wir es empfinden oder hervorbringen. Dieser Ansicht huldigten noch Schiller, Jean Paul und Bouterweck. Durch Winckelmann erhielt sie eine artistische Richtung. Man dachte weniger an das Schöne, als an die Stoffe, Werkzeuge und Handgriffe der Künstler. Das führte auf die Kunstgeschichte, die am geistreichsten von den Brüdern Schlegel aufgefaßt wurde. Besondere Verdienste erwarben sich um Geschichte der Baukunst Boisserée, Stieglitz; der Plastik Winckelmann, Lessing, Fernow; der Malerei Füßli, Mengs, Hirt, Rumohr, Tieck, Fiorillo; der Musik Flögel, Kiesewetter; der Mimik Lessing, Iffland, Engel und Seidel. — Durch Schelling kam die Philosophie über die Idee oder das absolute Wesen des Schönen auf, und Solger glaubte Goethe's egoistische Ansichten in ein System bringen, und die völlige Unabhängigkeit des Schönen von allem, was den Menschen sonst angeht, und die unumschränkte Tyrannei der Kunst proclamiren zu müssen. Dieser weitläuftige Phantast hätte wohl der Kunst die ganze Wirklichkeit aufgeopfert und sich mit den Helden in gedichteten Trauerspielen begnügt, wenn sein deutsches Vaterland auch nie wieder einen lebendigen erzeugt hätte.

Je mehr die Kunst den objectiven Naturcharakter verlor und nur Aeußerung von subjectiver Laune und Willkür wurde, um so mehr mußten auch die bildenden Künste in Verfall gerathen, und nur Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst in Flor kommen.

In Italien war man am frühesten von der gothischen Baukunst abgewichen. Schon beim Baue der Peterskirche herrschte eine Mischung des Christlichen mit dem antiken Geschmack vor. Später artete dieser italienische Styl in geistlose Ziererei und Ueberladung aus (der Styl Bernini's), und wie früher die Peterskirche, so wurde jetzt das königliche Schloß zu Versailles der Typus. Die ersten Verbreiter dieses falschen Geschmacks in Deutschland waren Fischer von Erlach, Goldmann, Holl, Sturm, der schwülstigste Baumeister aber Dieterlin. Und auch in der Baukunst ging die Gallomanie allmählich in Gräkomanie über,

und mit Beseitigung des französisch-italienischen Schwulstes fing man an, zur griechisch-römischen Einfachheit zurückzukehren. Zuletzt hat sich auch der byzantinische und gothische Styl, besonders in München wieder geltend gemacht, wegen der dort herrschenden Vorliebe für altdeutsche und griechische Kunst; aber man hat den Fehler gemacht, die verschiedensten Style an denselben Gebäuden vereinigen zu wollen, wie in Goethe's Dichtungen. Unter den neueren Staatsgebäuden sind die dem Nutzen gewidmeten, bei einfacher Größe, gewöhnlich auch die schönsten. An Privathäusern ist von der altreichsstädtischen Zierlichkeit nichts mehr wahrzunehmen, sie sind durchgängig unschön, und gleichen hierin unsern modernen Trachten.

Die Bildhauerei wurde durch Bernini ebenfalls verderbt. Man kennt die dicken Genien und die schwülstigen Nymphen, wie sie in Gärten, auf den Dächern der Paläste, bei Brunnen rc. im Anfange des vorigen Jahrhunderts in ungeheurer Zahl aufkamen. Aber auch hier hat die Rückkehr zum ächt Antiken in der Gräkomanie und vorzüglich das Streben Winckelmanns die Künstler begeistert, und wie der Italiäner Canova, und der Däne Thorwaldsen, so haben unser Dannecker, Rauch rc. Statuen geschaffen, in denen die verlorne Kunst der Alten heiter wiedererstanden ist.

In der Malerei dauerte die bei den Niederländern mit dem großen Rubens begonnene Rückwirkung der sinnlichen Kraft und gemeinen Natur gegen den Kirchenstyl fort, als eine natürliche Folge der Reformation und der im Zeitalter Ludwigs XIV immer mehr einreißenden Weltlichkeit. Unter den Schülern von Rubens suchte Jordaens üppige, wilde Kraftfülle, Van Dyk (✝ 1641) dagegen Anmuth und Schönheit, doch war der letztere vorzugsweise Porträtmaler und nicht im Stande, das den Malern entschwindende Ideal zu retten; eben so wenig Rembrandt, (✝ 1674), der zwar noch größere historische Stoffe wählte, doch die Zeichnung der bei ihm eigenthümlich dunkeln Beleuchtung unterordnete. Gleichzeitig mit ihm brachte Gerhard Douw die häuslichen Scenen auf, und es ist von ihm bekannt, daß er drei Tage lang an einem Besenstiel malte, um ihn mit größter Treue darzustellen. Noch weiter ging in dieser Künstlichkeit Denner, der im Gesicht alter Männer jedes Barthaar ausmalte. Mit weit mehr Geist behandelten Franz und Wilhelm Mieris gesellige und häusliche Gruppen, dagegen gefielen sich wieder Terbourg und Netscher nur in der treuesten Nachahmung der Seidenstoffe, und Schalken in der Wahrheit der Schatten und Lampenbeleuchtungen. Honthorst versuchte eine Rückkehr zum größeren Style, doch sagten dem Zeitalter Van der Werfs kleine geleckte Nuditäten und Van Loos üppige Schäferscenen besser zu. Während diese Maler der höheren Gesellschaft angehörten, widmeten sich viele andere mit noch mehr Glück der niederen. Neben den Schlachtenmalern van der Meulen und Rugendas glänzte vorzüglich Wouvermann durch die Wahrheit seiner Pferde und gemeinen Reitergruppen. Den höchsten Ruhm aber erlangten Teniers, Ostade und Jan Steen durch die unübertreffliche Natürlichkeit ihrer Bauern und häuslichen Gemeinheiten. Zu dieser niedern, aber äußerst glücklich behandelten Gattung gehörten auch die Viehstücke von Berchem und besonders von de Potter, dessen „pissende Kuh" in gewisser Beziehung ein eben solches Ideal für die Niederländer war, wie vordem die Madonna für die Italiener, oder die mediceische Venus für die Alten.

Nur in der eigentlichen Landschaftsmalerei erhielt sich ein edlerer Geist. Nur so weit die Natur sich nicht durch die Gemeinheit des Menschen entweihen ließ, blieb sie erhaben. Zwar malten die Niederländer anfangs auch die Landschaft mit ängstlicher und kleinlicher Zierlichkeit, so Breughel, den man

man den Sammetbreughel, und Elzheimer, den man den Denner der Landschaft nannte. Aber schon Paul Brill († 1626) faßte die Landschaft großartiger auf, und bildete den Uebergang zu dem herrlichen Lothringer Claude, der lange in München lebte, und der zum ersten Mal versuchte, die Landschaft eben so zu idealisiren, wie die Italiener bisher die Menschen idealisirt hatten. Dagegen kehrten Everdingen und Ruysdael zur Einfachheit der nordischen und deutschen Natur zurück, und des erstern düstre Tannen, des andern heitre Laubwälder machen eben deßhalb eine wunderbare tiefe Wirkung. Treue Bilder der Nordsee enthalten Bakhuysens Seestürme. Aber auch die Landschaftsmalerei artete Anfangs des vorigen Jahrhunderts aus, und wurde zur bloß zierlichen Blumenmalerei, für welche die Holländer eine so übertriebene Liebe faßten, daß sie die geschicktesten Künstler in diesem Fache wie Fürsten ehrten und bezahlten. Es war, als ob das allzu prosaische Leben dieser Kaufleute eines Gegensatzes bedürfe, auch wirkliche Blumen, besonders Tulpen standen bei ihnen im höchsten Ansehen. Man verkaufte dieselben zu unglaublich hohen Preisen, man speculirte damit wie mit Staatspapieren, und Harlem war ihr großer Markt. Bei weitem der erste aller Blumenmaler war Huysum, außerdem die Rachel Ruysch, Wilhelm von Arleß ꝛc. Neben den Blumenstücken waren auch die Obst- und Küchenstücke beliebt. Der größte Geflügelmaler war Hondekotter.

Auf diese Weise wurde die Malerei bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts ganz in die Nachahmung der Natur und zwar mit Vorliebe in die der gemeinen Natur hinabgezogen. Nun kam aber durch die Opern, durch die Reisen und vorzüglich durch die Kunstsammlungen von Fürsten wieder ein halb italienischer, halb antiker Geschmack in Deutschland (nicht mehr in den Niederlanden) auf, der durch die gelehrten Studien der Kunstkenner, hauptsächlich Winckelmanns unterstützt wurde. Den Uebergang machten Mengs, Oeser, Tischbein, die Landschaftsmaler Seekatz, Hackert ꝛc. Im neuen Jahrhundert kam man vollends auf die altdeutsche Schule zurück, und die Geschmacksmengerei machte sich in der Malerei bald geltend, wie in der Poesie und Baukunst. Bei den größten Malern neuster Zeit sehen wir eine Verbindung des Altdeutschen mit der Kraft Michelangelo's bei Cornelius, mit der Schönheit Raphaels bei Overbeck. In Genrebildern und treuster Auffassung des Nationellen kommt keiner dem Peter Heß gleich.

Die Kupferstecherkunst hat auch bei uns große Fortschritte gemacht, und seit Merian haben Frey und Müller, und in kleinen Charakterbildern Chodowiezki den meisten Ruhm erlangt. Weniger in Beziehung auf Kunst als auf das praktische Leben ist die Erfindung des Steindrucks durch Senefelder wichtig geworden.

Wie die Geschmacksmengerei, so hat sich auch die falsche Sentimentalität und affectirte Kraft unsrer Poesie der Malerei mitgetheilt. Alles will „bedeutend" seyn, jedem Bauer und Kriegsknecht gibt man eine Prophetenstirne, jedes Landmädchen macht man zu einer koketten Heiligen, und selbst Hunde und Pferde erhalten einen schmachtenden und andächtigen Augenaufschlag.

Capitel 524.

Musik und Theater.

Im Mittelalter war die Baukunst, zur Zeit der Reformation die Malerei, aber erst in neuerer Zeit kam die Musik in Flor. Alles Feste wurde flüchtig, der Stein wurde Ton, aber im leichten Hauche lebte der ewige Geist fort.

Durch niederländische Meister war die Tonkunst in Italien ausgebildet worden, die Italiener hatten aber ihre Lehrer bald übertroffen, und eine eigenthümliche Kirchenmusik und weltliche Opernmusik geschaffen, während die Niederlande und ganz Deutschland durch die blutigen Religionskriege zerrissen wurden. Nach dem westphälischen Frieden war die vaterländische Musik, mit Ausnahme der protestantischen Kirchenchoräle, beinahe verstummt, und an allen Höfen wurden italienische Opern aufgeführt, italienische Capellmeister, Sänger und Instrumentisten verschrieben, alles nach dem Muster Ludwigs XIV, der dasselbe in Frankreich that. Deutsche Talente wußten nichts Besseres zu thun, als den Italienern nachzuahmen, und so componirte Sagittarius in Dresden 1628 die erste deutsche Oper nach italienischem Vorbild, und Keyser lieferte deren nicht weniger als 116.

Früher aber, als unter den Dichtern, regte sich unter den Tonkundigen in Deutschland der edle Eifer, die fremde entartete Manier, die nur der Eitelkeit der Höfe diente, zu verdrängen, und in eigenthümlichen Tönen die reine Tiefe der deutschen Seele zu erschließen. Diese Wiedergeburt ging von dem verachteten Choral, von einfachen Organisten der protestantischen Kirchen aus. Sebastian Bach baute die Wunder der Dome noch einmal in seinen kolossalen Fugen auf, eine Baukunst in Tönen, wie man die gothische Baukunst eine versteinerte Musik genannt hat. Dieser Schöpfer der neuen deutschen Musik ist von keinem seiner Nachfolger erreicht worden, und einer der seltesten und größten Genien, die über die Erde gegangen. Mehr herabsteigend unter das Volk durch seine herrlichen Gesänge, schuf Händel die unsterblichen Oratorien, die durch vieler hundert Sänger und Instrumentisten Vereinigung jetzt immer häufiger in protestantischen Kirchen wiederholt werden, und Graun, mit dem der große Friedrich Flöte spielte, bildete durch seine lieblichen Cantaten den Sinn für geselligen Gesang aus. Gluck aber war der erste, der die Tiefe und erfinderische Fülle jener ernstern Musik in die Oper übertrug, und in Paris selbst unter den Augen des üppigen Hofes den durch Piccini wüthend vertheidigten italienischen Geschmack stürzte. Aus der Oper trug dann wieder Haydn die bunte Pracht und weltliche Süßigkeit in die Oratorien über, wovon seine noch jetzt häufig aufgeführte „Schöpfung" Zeugniß gibt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber wurde die kirchliche Musik durch die Oper immer mehr zurückgesetzt. Mozart vollendete den Opernstyl durch seine wundervollen Compositionen, die nie untergehen werden. Nach ihm haben Beethoven, Karl Maria von Weber, Zumsteeg, Winter, Himmel, Wenzel Müller, Weigel &c. immer noch viel Schönes geleistet. Abt Vogler hat sich durch sein Orgelspiel berühmt gemacht. Ist die schöpferische Kraft der Composition im Sinken, so hat sich dagegen die Virtuosität der Ausführung verschärft, und der Sinn für Musik ist durch den Dilettantismus der gebildeten Stände viel weiter verbreitet, als sonst. Dieß hat aber zur Künstelei, zur Neuerungssucht, zur Vermischung der Manieren geführt, und die Musik ist nicht frei von den Fehlern geblieben, die ich an der Dichtkunst schon gerügt habe. Daher hat sich in neuerer Zeit abermals eine Reaction gegen die verdorbene Opernmusik gebildet, und zwar wieder vom Choral aus, der durch die

aus allen Ständen gemischten Singvereine eine immer weitere Verbreitung findet.

Die Einführung der Oper und des mit ihr ursprünglich verbundenen, nachher auch von ihr getrennten Ballets ist die wichtigste Veränderung, welche die deutsche Schaubühne erlitten hat. Sie wurde dadurch zugleich der alten reichsstädtischen Freiheit entrückt, und der Sinnlichkeit, der Prunkliebe, dem französischen Aftergeschmack der Höfe dienstbar. Unter dem Einfluß der Gallomanie war das deutsche Theater nur eine schlechte Copie des französischen. Nur der oben schon genannte Stranitzki in Wien machte eine Ausnahme, Gotsched erhielt aber den steifen Alexandriner und die falsche französirte Nachäffung der antiken Classiker, bis endlich Lessing diesem Unwesen ein Ende machte. Lessing schrieb in Hamburg seine Dramaturgie, empfahl den Shakspeare und die englischen Muster, aber auch abgesehen von allen Mustern überhaupt die Natürlichkeit. Dieser Neuerung huldigte zuerst der große Eckhof, der Patriarch der deutschen Schauspieler, der anfangs mit einer Bande umherzog, zuletzt aber in Gotha sich fixirte; dann der als Dichter und Schauspieler äußerst thätige Schröder in Hamburg, der auch häufig in Hannover, Braunschweig 2c. spielte. Die Hamburger Bühne behauptete später noch durch Jakobi und Herzfeld, die hannoversche durch Großmann ihren alten Ruhm. In Berlin hatte schon Fleck trefflich vorgearbeitet, als vor etwa funfzig Jahren Iffland, der wie Schröder zugleich Dichter und Schauspieler war, eine in jeder Hinsicht dem Natürlichen huldigende Schule stiftete, unter deren Einfluß die deutsche Bühne ihr goldnes Zeitalter erlebte. Neben ihm spielte die Madame Unzelmann, unsere größte Schauspielerin. In Weimar begannen Goethe und Schiller den antiken Cothurn und die romantische Begeisterung einzuführen, während in Wien unter dem Einfluß des dirigirenden Schreyvogel und der Schauspieler Koch, Brockmann, Lange 2c. die Natürlichkeit ihr Recht behauptete. Wie aber die Romantiker durch die schwülstige Declamation der Jambentragödien, und durch die fatalen Uebertreibungen Müllners 2c., so wurden die Natürlichen durch die Liederlichkeit Kotzebue's verdorben. Mitten unter den schlechten Dichtern aber behauptete der geniale Devrient in Berlin die sichre Herrschaft angeborner Mimik, während hundert andre, selbst so berühmte Schauspieler wie Eßlair, von den Affectationen der Poeten angesteckt wurden. Erst in neuester Zeit hat wieder Seydelmann in seinem Meisterspiel das Natürliche zum höchsten Gesetz der Mimik erhoben.

Capitel 525.

Die Naturwissenschaften.

Neben denen, die noch im theologischen Streit lagen, oder sich in philosophischen Speculationen und in dem schönen Traum der Kunst vertieften, gab es auch viele Männer, die sich dem praktischen Studium der Natur und Geschichte widmeten; doch blieben sie den erstern lange Zeit untergeordnet, bis erst vor Kurzem die praktischen Interessen das Uebergewicht erlangten.

Die mathematischen Studien kamen durch Leibnitz, den Erfinder des Differentialcalculs, in Flor. Lambert aus dem Elsaß, die Bernoullis in Basel, Euler, Abel Bürja, Kästner 2c. bildeten sie weiter aus, auf den Jugendunterricht erhielten sie wohlthätige Anwendung durch Pestalozzi. Die Mechanik förderten Euler, Langsdorf, Brandes 2c. Die Kriegskunst wurde wissenschaftlich zuerst von den Jesuiten, dann von Moriz von Sachsen, dem Sohn des starken August,

und erst unter Friedrich II wieder von Tempelhof, Warnery behandelt. Gegen ihre Mißbräuche trat zuerst Bärenhorst auf, Scharnhorst wurde ihr Reformator in Preußen, Pfuel, Klausewitz, Wagner, Xylander, Theobald haben trefflich darüber geschrieben, doch alle übertraf der geniale Bülow.

In der Astronomie machten die Deutschen große und wichtige Entdeckungen. Scheiner († 1650) entdeckte die Sonnenflecken, Hevel († 1687) und Dörfel erforschten die Kometenbahnen. Nachdem schon Eimmart in Nürnberg viele Fixsterne ausgemessen, machte sich der große Herschel (geb. 1740, † 1822) in England ein Riesenteleskop und entdeckte damit die Wunder der Fixsternenwelt, die Doppelsterne, Nebelsterne rc., worin er in neuester Zeit, seitdem Fraunhofer in München die Fernröhre so außerordentlich verbessert hat, von Struve in Dorpat noch übertroffen worden ist. Die größte Entdeckung Herschels war aber die des Planeten Uranus, 1781. Ebenfalls mit einem großen Fernrohr untersuchte Schröter den Mond und die Planeten, und beschrieb dieselben so genau als möglich. Olbers entdeckte 1802 den Planeten Pallas, 1807 die Vesta, eben so Harding 1804 die Juno, und seitdem haben Encke und Biela jeder eines Kometen kurze Umlaufszeit und bestimmte Wiederkehr ausgemessen. Außerdem haben sich Wurm, Bohnenberger, von Zach, Bessel, Littrow, Gruithuisen rc. in neuerer Zeit mannichfaches Verdienst um die Sternkunde, Bode insbesondere um deren populäre Behandlung erworben.

Die in Holland erfundenen Fernröhre wurden zuerst von Huygens, in neuerer Zeit aber von dem unübertroffenen Fraunhofer ungemein verbessert. Mit dem Mikroskop machten Löwenhoek und Hontsoecker die feinsten Beobachtungen. Die Brennspiegel wurden von Tschirnhausen († 1708) entdeckt. Die Gesetze der Strahlenbrechung erkannte zuerst der Niederländer Snell. Kircher († 1680) erfand das Sprachrohr. Um Akustik überhaupt erwarb sich Chladni durch die Erfindung seiner berühmten Klangfiguren das größte Verdienst, und neben ihm Euler und Lambert.

Nicht minder groß sind die Verdienste der Deutschen um die Physik. Der Begründer der Experimentalphysik war Sturm von Hippoltstein († 1703). Schon früher hatte der berühmte Bürgermeister von Magdeburg Otto von Guericke († 1686) die Luftpumpe erfunden; Fahrenheit vebesserte 1714 das Thermometer, Hausen erfand 1734 die Elektrisirmaschine, Wilke den Elektrophor, Cunäus und Muschenbroek die Leydner Flasche. Nachdem früher schon der vielseitige Kircher den Magnet studirt, erfand Mesmer 1776 den thierischen Magnetismus, der besonders für die Heilkunst und Seelenlehre wichtig wurde. Mannichfach thätig waren für Physik Erxleben, Lichtenberg, Karsten, Kastner rc., auf populäre Weise Wiegleb und Poppe, für Meteorologie vorzüglich Brandes und Kämtz.

In der Chemie zeichnete sich nach Paracelsus und Helmont zuerst wieder Glauber († 1668) vor den immer lächerlicher werdenden Goldmachern aus. Sein nach ihm genanntes Salz ist allgemein bekannt. Becher († 1687) suchte die Chemie mit der Mineralogie in Verbindung zu fördern. Endlich brachte Stahl († 1735) mit dem sogenannten Phlogiston ein neues Princip in die Chemie, das aber durch den Franzosen Lavoisier wieder beseitigt wurde. Seitdem ist, besonders in jüngster Zeit durch den Dänen Berzelius, die Chemie unendlich fortgeschritten, und unter uns Deutschen haben am thätigsten dafür gewirkt Kielmeyer, Döbereiner, Gmelin, Klaproth rc.

Der Begründer der Mineralogie war Agricola († 1555), im folgten Jung und Waller, doch erst in neuerer Zeit kam diese Wissenschaft durch den in den sächsischen Bergwerken zu Freyberg rastlos wirkenden Werner († 1817) in den

höchsten Flor. Nächst ihnen hat Leopold von Buch (in Verbindung mit Chemie) sich den größten Namen erworben, sodann Leonhardt, Karsten, Ludwig rc.

Nachdem Conrad Geßner die Botanik zuerst wissenschaftlich begründet, fand sie zwar ihre größten Vervollkommner in Schweden und Frankreich (Linné, Decandolle), doch erwarben sich auch Deutsche große Verdienste um dieselbe, so Ruysch, Rivinus, Haller, Volckamer, Muntink, Gleditsch, Backhausen, Kölreuter, Jacquin in Wien, Nees von Esenbeck, Wildenow rc.

In der Zoologie zeichneten sich Klein, Pallas (der berühmte asiatische Reisende), Blumenbach, Hermann, Wiedemann, Tiedemann, Fischer rc. aus. Von Kielmeyer empfing Cuvier die ersten Ideen seiner berühmten vergleichenden Anatomie, dem Naturphilosophen Oken aber gebührt der Ruhm des einfachsten und zugleich umfassendsten zoologischen Systems, indem er in jeder Thiergattung ein besondres thierisches Organ vorzugsweise repräsentirt fand. Die thierische Seelenlehre studirten Reimarus, Treviranus. Für Fische insbesondre interessirte sich Schönwalde; für Amphibien Schneider, Schöpf; für Vögel Frisch, Schäfer, Bechstein, Neumann rc.; für Insecten der berühmte Holländer Swammerdam, der sie mit bewundernswürdiger Scharfsichtigkeit anatomirte, Rösel rc.

Für die allgemeine Naturgeschichte erhielten wir die beliebtesten Handbücher von Erxleben, Blumenbach, Bechstein, in neuerer Zeit von den geistreichen Naturphilosophen Oken und Schubert. Der Einfluß der Naturphilosophie ist unstreitig ein wohlthätiger gewesen, weil sie die einzelnen Erfahrungen unter einander verglichen und großartig combinirt hat. Ein Reich der Natur dient das andre zu erklären, und im Ganzen gewinnt jede einzelne Erscheinung eine höhere Bedeutung. In allen besondern Zweigen der Naturwissenschaft mit andern gebildeten Nationen wetteifernd, haben wir Deutschen doch den centralen Ueberblick den die Naturphilosophie gewährt, vor allen voraus.

Capitel 526.

Die Heilkunst.

Hat die Medicin ihre großen Aufgaben auch erst nur zum kleinsten Theil gelös't, so sind die Deutschen doch in dem Eifer für dieselbe von keinem Volk übertroffen worden; nur die Engländer stehen ihnen rühmlich zur Seite. In der barbarischen Zeit der Religionskämpfe behaupteten die Niederländer, wie in allen andern Wissenschaften, so auch in der Medicin den Vorrang. War Helmont noch nicht frei von den alchymischen Vorurtheilen seiner Zeit, so erwarb er sich doch, indem er alle Krankheiten aus dem Magen herleitete, großes Verdienst um die Diät. Durch die scharfen anatomischen Untersuchungen von Löwenhoek und Ruysch angereizt, studirte der berühmte Boerhaave die innere Bildung des Menschen in Bezug auf Krankheiten genauer, ließ sich aber dadurch zu der mechanischen Erklärung verleiten, daß alle Krankheiten aus Verirrungen und Fehlern der Säfte entsprängen.

Im eigentlichen Deutschland kam die Medicin erst in Flor, als der große Leibnitz und Thomasius den wissenschaftlichen Sinn aufs neue angeregt hatten. Ganz der Leibnitzischen Philosophie folgend, leitete Friedrich Hoffmann alle Krankheiten aus der Bewegung her, und sah in ihnen bloß Krämpfe, machte sich aber dadurch um die Lehre von der Erregung verdient. Dieser mechanischen Theorie setzte sich der Pietist Stahl entgegen, der von mystischen Begriffen ausgehend, in der Seele die bildende Kraft des Körpers erkannte, als den Erbfeind

dieser höheren göttlichen Kraft im Menschen aber das thierische Blut bezeichnete, daher vor allem andern die Bezähmung und Reinigung desselben empfahl, und die Aderlässe zur Hauptsache der Medicin erhob. Der Dichter und Naturforscher Albrecht von Haller klärte die Muskellehre auf, die noch weiter von Christoph Ludwig Hoffmann ausgebildet wurde. Dieser aber fand den Grund der Krankheiten in der Muskelauflösung durch Fäulniß. Allen diesen Theorien trat Stoll als Empiriker entgegen, und machte zuerst auf die Unberechenbarkeit der nach Klima und Zeiten veränderlichen Volkskrankheiten aufmerksam; doch betrachtete er hauptsächlich die Galle als den Sitz der Ansteckungen und wirkte dagegen durch Brechmittel. Kämpf im Gegentheile brachte die Klystiere in die Mode. Frei von diesen Einseitigkeiten suchte Reil eine geläuterte Empirie.

Die Entdeckung des thierischen Magnetismus durch Mesmer (1775) wurde nicht nur für die Heilkunde, sondern auch vorzüglich für die Seelenlehre wichtig. Ihre erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt sie durch Gmelin, und seitdem haben ihr eine große Anzahl Aerzte und Psychologen eine vielseitige Aufmerksamkeit geschenkt. Die Wundersucht hat sich daran gehängt, doch gehört diese Entdeckung zu den größten, die je in dem erfindungsreichen Deutschland gemacht wurden.

Unser größter Anatom war der kürzlich verstorbene Sömmering; ein vorübergehendes Aufsehn erregte Gall durch seine merkwürdige, doch auch in ihrer Anwendbarkeit übertriebene Schädellehre, wornach man an den Erhöhungen und Vertiefungen der äußern Hirnschale den ganzen Charakter und alle Fähigkeiten eines Menschen sollte entdecken können. Die bewährtesten Physiologen waren Autenrieth, Mayer, Biel, Blumenbach ꝛc.; die ausgezeichnetsten Chirurgen Heißer, Richter ꝛc. der berühmteste Accoucheur Stein; für populäre Diätetik leistete Hufeland das Meiste; endlich hat uns Kurt Sprengel die beste Geschichte der Medicin hinterlassen.

Im gegenwärtigen Jahrhundert hat Hahnemann durch Erfindung der Homöopathie (die bei strenger Diät nur die einfachsten Arzneistoffe in kleinster Dosis und zwar solche Stoffe reicht, welche am gesunden Menschen die gleiche Krankheit erzeugen würden, die sie zu heilen bestimmt ist) eine große Revolution unter den Aerzten hervorgebracht, und der Streit ist noch in seiner ersten Hitze.

Capitel 527.

Die Staatswissenschaften.

Hand in Hand mit den Lehren Calvins ging die bürgerliche Freiheit. Auf dieser Seite war die politische und kirchliche Emancipation eng verbunden; die niederländische und die bald darauf folgende englische Revolution gaben den Gelehrten reichlichen Stoff zu politischen Theorien, und so stellte schon der Holländer Althusen († 1638) die majestas populi als Princip auf, und der weltberühmte Hugo Grotius, dessen schon gedacht ist, suchte die Freiheit, die in Bezug auf innere Verhältnisse constatirt war, auch auf die äußern auszudehnen, und wurde der erste Begründer eines Völkerrechts.

Im lutherischen und katholischen Deutschland dagegen wurden nur „Regentenbücher," „Spiegel der Ehren ꝛc." geschrieben, worin die bereits in Frankreich herrschend gewordene Schmeichelei mit gutmüthigem Eifer überboten und die ganze antike Götterwelt geplündert wurde, um jede erlauchte Allongeperücke mit Emblemen und göttlichen Attributen zu schmücken. Doch gestattete die Eifersucht des hohenzollerischen Hauses gegen das habsburgische, daß Pufendorf († 1691)

als brandenburgischer Geheimerrath eine ziemlich freisinnige Kritik der deutschen Reichsverfassung eröffnen durfte, worin ihm die Preußen Cocceji und Gundling bald nachfolgten. Von einem noch weit unabhängigern Standpunkt beurtheilte J. J. Moser die herrschenden Staatsübel in Deutschland, und Schlözer noch kurz vor der französischen Revolution in seinen Staatsanzeigen. Der gelehrte Pütter in Göttingen faßte alles nur historisch auf, und gehörte insofern mehr zu den Geschichtssammlern. Im Ganzen nahm die Literatur äußerst wenig Notiz von dem politischen Unglück Deutschlands. In dem Maaße, wie dem Reiche nach außen eine Provinz nach der andern entrissen wurde, verlor auch das Volk nach innen eine alte Freiheit nach der andern; aber man schwieg darüber, und die zunehmenden innern Lasten, die Steuervermehrung, der Menschenverkauf nach beiden Indien, das Einschlafen der Landstände rc. erregte so wenig Discussion, als der schändliche Raub, der uns Straßburg entriß.

Dieser Stille folgte ein desto lauterer Lärm, als die französische Revolution ausbrach. Was faselten da nicht gleich die Mainzer von allgemeiner Weltverbesserung, welcher Schwindel erfaßte die ganz unpraktischen, nur mit Haß und gelehrten Träumereien erfüllten Köpfe! Aus jener ganzen Zeit hat sich, Fichte's Philosophie ausgenommen, keine einzige Lehre von nur einiger innerer Tiefe erhalten. Auch machte die französische Gewaltherrschaft dieser ersten Entfesselung der politischen Presse bald wieder ein Ende. In jener Unglückszeit verlegte der Buchhändler Palm in Nürnberg ein Buch: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," war edel genug den Verfasser nicht zu verrathen, und wurde auf Napoleons Befehl erschossen. Lauter noch klagte die ehrliche Stimme Jahns in seinem „deutschen Volksthum" die Deutschvergessenheit an, und suchte den Staat in allen seinen Beziehungen auf seine deutsche Grundlage zurückzuführen, doch suchte er das Heil nicht selten in Nebendingen.

Die Politiker der Restauration seit 1815 verfochten einerseits, wie Rotteck, Weitzel, Freiherr v. Gagern, Schmidt-Phiseldek, Murhard rc., das neubegründete Repräsentativsystem, andrerseits aber, wie Haller, Gentz, Pfeilschifter, Schmalz, Jarke rc., die absolute Erbmonarchie. Das ganze Staatswesen wurde dort auf Vernunft und Freiheit, hier auf das göttliche Recht der Könige begründet, und der Streit somit ins Allgemeine gezogen. Ein ausschließlich deutscher Standpunkt wurde nicht genommen. Man übertrug von der einen Seite die englisch-französischen Begriffe von Parlamenten und Verantwortlichkeit, von der andern die russischen Begriffe von unumschränkter Autokratie auf die deutschen Verhältnisse; doch suchte man von beiden Seiten diese durch die Zeitumstände bedingten Theorien, nach gelehrter deutscher Weise, aus ewigen Gesetzen herzuleiten und philosophisch festzustellen. So Rotteck in seinem „Vernunftrecht"; so Haller in seiner „Restauration der Staatswissenschaft." Haller, ein Nachkomme des berühmten Arztes und Dichters, wurde, bevor er dieses Werk schrieb, katholisch. Der preußische Minister Ancillon schrieb ein Werk „zur Vermittelung der Extreme"; auch minder berühmte Staatslehrer und Publicisten wetteiferten, bald im rechten, bald im linken Sinne zu vermitteln. Die jüngsten Unruhen in Deutschland haben viele praktische Staatsschriften, z. B. von Rehberg, Hansemann (Preußen und Frankreich) rc. veranlaßt.

Klübers Schriften über den deutschen Bund, die Sammlung der Verfassungen von Pölitz, die statistischen Werke von Crome, Malchus rc. sind unentbehrlich für die neuste deutsche Staatskunde.

Seit Kurzem hat sich auch die Nationalökonomie in Deutschland Bahn gebrochen, und obgleich hierin die Engländer und Franzosen noch unsre Meister sind, dürfte der deutsche Fleiß und Geist bald mit ihnen wetteifern.

Capitel 528.

Die Jurisprudenz.

Bis zur Zeit des großen Thomasius herrschte unter den deutschen Juristen eine noch tiefere Nacht der Barbarei, als selbst unter den Geistlichen. In protestantischen Ländern, die sich doch schon ihrer christlich-deutschen Reformation rühmten, wurden durch die weltliche Gerichtsbarkeit Gräuel von solcher Kraßheit und in solcher Anzahl begangen, daß sie den Ketzergerichten der frühern Zeit nichts nachgaben. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V wurde das Geständniß jedes wirklichen oder nur vermeintlichen Verbrechens durch die Folter erpreßt, und man hatte von Spanien her und aus dem dreißigjährigen Kriege jede ersinnliche Art von Marter und Qual zu diesem Behuf entlehnt. In jedem Städtchen, ja beinahe auf jedem Dorfe war eine Marterkammer, und sie gehörte zum Luxus; die Herrschaften und Gemeinden ließen sich diese Barbareien etwas kosten. Man liest, daß in dem kleinen westphälischen Städtchen Coesfeld in einem Jahre 169 Thaler für Foltern und Hinrichten ausgegeben wurden, da doch der Henker für jede Tortur nur 3, für jede Hinrichtung 5 Thaler bekam. Die Hinrichtungen waren so grausam, wie die Foltern; Zwicken mit glühenden Zangen, Riemen aus dem Rücken schneiden, Viertheilen, Rädern, Händeabhacken, Herzausschneiden, und ums Gesicht schlagen ꝛc. waren an der Tagesordnung. Am schrecklichsten ging man mit den Hexen um, die man allezeit lebendig verbrannte, nachdem man sie schauderhaft gemartert, nach der von Sprengers „Hexenkammer" vorgeschriebenen Procedur. Die Hexenprocesse wurden förmlich Mode, man machte auf die alten Weiber Jagd, und es durfte eine nur recht häßlich seyn, oder einmal einen bösen Blick thun, oder es durfte einem ihrer Nachbarn ein Stück Vieh krank werden, sogleich wurde sie beschuldigt und in der Marter ihr jedes unsinnige Geständniß abgepreßt, das ihr der Aberglaube oder die Bosheit in den Mund legte. Thomasius öffnete erst dem 18ten Jahrhundert die Augen über die Unvernunft des Hexenglaubens. Dennoch erhielt er sich an einigen finstern Winkeln Deutschlands noch lange, und erst 1781 wurde zu Glarus die letzte Hexe verbrannt.

Aber nicht bloß die Hexen hatten unter der barbarischen Rechtspflege gelitten. Nach und nach verfaßte man überhaupt menschlichere Gesetzbücher, und führte eine mehr geregelte Procedur ein. In dem ersten modernen Gesetzbuch, dem von Bayern, erhielt sich freilich noch sehr viel alte Grausamkeit, und erst Friedrich der Einzige machte durch sein Beispiel die Menschlichkeit allgemeiner geltend, schaffte die Tortur ab ꝛc., worin Joseph II (durch Sonnenfels) ihm nachahmte. Allein der Barbarei des Feuers und Eisens folgte die des Papiers. Die Processe wurden weniger blutig, aber desto länger, kostspieliger, und durch ihre Heimlichkeit und durch die ungeheure Ausdehnung der Acten dem Unrecht nicht minder zugänglich.

Als die Philosophie, die Romantik, und in neuester Zeit vollends das politische Mißtrauen ihren Einfluß äußerten, fiel die Jurisprudenz in eine neue feine Barbarei. Aus gelehrter Bizarrerie und Sucht, vornehm zu thun, warf sich das Orakel der Juristen, Hugo in Göttingen, zum Vertheidiger der Negersklaverei und der Leibeigenschaft auf. Aus politischer Aengstlichkeit und Universitätspedanterie schuf der nicht minder berühmte Feuerbach ein System der Verdächtigungen mit vollständigen Apparaten von moralischer Tortur, mit jenen Graden und Abstufungen der entferntern oder nähern Versuche zur Mitwirkung oder bloßen Mitwissenschaft eines unbestimmten, der weitesten Auslegung fähigen

gen

gen Verbrechens, mit jenen unabsehlichen Untersuchungsformen und mit Strafen, die mehr dem politischen Götzendienst der römischen Kaiserzeit, als dem deutschen Boden und dem neunzehnten Jahrhundert angehören. Und solcher Juristen dunkler Geist beherrscht noch immer die deutsche Rechtspflege. Indem dieselbe zur Sache einer gelehrten Zunft geworden ist, die sich mit nichts Anderm beschäftigt, ist jene Liebhaberei, jene Gourmandise, zu richten und zu strafen, entstanden, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer historischen Entwicklung gehört. Wenn auch nicht alle so weit gegangen sind, wie Heinroth, der sogar jede Krankheit für Folge einer Sünde hält, und sie zur Strafe ziehen möchte, so ist doch bei fast allen deutschen Juristen immer die Präsumtion, „jeder Mensch sey eigentlich straffällig, und habe erst zu beweisen, daß er es nicht sey." Dabei halten die Juristen streng auf ihr gelehrtes Monopol, und wollen nichts von Volksgerichten, von dem uraltgermanischen Institute der Geschwornen wissen, was sich aus der französischen Zeit noch auf dem linken Rheinufer erhalten, und durch seine außerordentliche Popularität in seiner Zweckmäßigkeit nun seit 40 Jahren bewährt hat.

Für die **Rechtsgeschichte** sind von Wichtigkeit der alte **Heineccius**, der die germanischen Rechte geistvoll behandelt hat, der durch sein Lehnrecht berühmte **Böhmer**, und in neuester Zeit **Savigny** (Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter), **Eichhorn** (deutsche Rechtsgeschichte), **Grimm** (deutsche Rechtsalterthümer), Mittermaier ꝛc.

Capitel 529.

Geschichtsforschung.

Die humanistischen Studien hatten uns mit dem Alterthum, die Entdeckungen in den neuen Welttheilen mit bisher unbekannten Völkern und Staaten bekannt gemacht. Dieß alles erweiterte, wenn nicht beim Volk, doch bei den Gelehrten den historischen Blick. Die bisherige Reichsgeschichte dehnte sich immer mehr zur Weltgeschichte aus, und von der einheimischen Specialgeschichte einzelner Provinzen und Städte schritt man fort zur Specialgeschichte auswärtiger Länder, und der Deutsche zeigte dabei eine so vorurtheilsfreie Weltbürgerlichkeit und einen so ausdauernden Forschungsgeist, daß er den uns am fernsten liegenden Völkern dieselbe Aufmerksamkeit schenkte, wie den nächsten; und in den traurigen Zeiten, in denen es nicht vergönnt war, in vaterländischen Angelegenheiten die Wahrheit zu sagen, beschäftigten sich gerade unsere ausgezeichnetsten Geschichtsforscher am liebsten mit den Schicksalen fremder und untergegangener Völker, über die das Urtheil freigegeben war, und die studirende Jugend war in Athen und Rom weit besser zu Hause, als im eignen Vaterlande.

Bevor man tiefer in den Geist der Geschichte eindrang, suchte man sich ihres Stoffes übersichtlich zu bemeistern. Dieß geschah in kurzen weltgeschichtlichen Handbüchern und in sehr ausführlichen Wörterbüchern. Von der ersten Art waren im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Werke des **Cellarius**, Hübner ꝛc., von der letztern die des **Iselin**, Hofmann, Hederich, Ziegler von Klipphausen, des Holländers Hoogstraten ꝛc. Mit Geist behandelte zuerst **Schmaus** die Weltgeschichte, **Gatterer** trachtete nach Vollständigkeit, aber trocken systematisch nach der Weise der Wolfischen Philosophie. Der durch die vielen Specialgeschichten anwachsende Stoff, und die aus der antiken und mittelalterlichen Zeit noch übrige Mischung des Wahren mit dem Wunderbaren rief in **Schlözer**

(geb. 1737) einen scharfen kritischen Geist hervor, der es übernahm die historische Wahrheit zu sichten, und der sich durch die Einführung strenger Prüfung großes Verdienst erwarb, obgleich er selbst in seinem Eifer zu weit ging und viele ächte Ueberlieferungen alter Völker für unächt erklärte, weil er ihren Geist und die eigenthümliche bildliche Auffassung der Vorwelt nicht begriff. Im Gegensatz gegen ihn lehrten Herder und später Görres, Creuzer, Friedrich Schlegel ꝛc. tiefer in den Geist des mythischen Alterthums eindringen, es gelang ihnen aber nicht, die Zeitgenossen für ihre poetische Begeisterung zu gewinnen; die Mehrzahl der Historiker folgte dem Beispiel Schlözers, und betrachtete die ganze Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt der modernen Aufklärung, dreist verwerfend oder ignorirend, was in den alten Ueberlieferungen dieser Auffassung widerstrebt. Beck sammelte das reichste welthistorische Material, ohne das Unbedeutende vom Bedeutenden scharf zu scheiden, und troß seiner geordneten Paragraphen schwer zu überblicken; Heeren dagegen traf die sparsamste Auswahl und erzielte den klarsten Totalblick; Schlosser suchte den Reiz des Details mit der Erhabenheit des welthistorischen Ganzen zu verbinden, unternahm aber eben deßhalb vielleicht zu viel, obgleich es schön ist, einem so hohen Ziele nachzustreben, und bewundernswürdig, dabei einen so ausdauernden Fleiß und Scharfblick zu bewähren; Rotteck sah in der Weltgeschichte nur die „Lehrerin der Völker," und machte sie zu einem bloßen Mittel der Aufklärung, der sittlichen Erhebung, der politischen Belehrung. Viele andere Weltgeschichtschreiber reihen sich diesen an; Eichhorn suchte die Vorzüge von Beck und Heeren zu verbinden, Luden zu kritisiren wie Schlosser, zu raisonniren wie Rotteck, obgleich er weder die Gelehrsamkeit des einen, noch die Grundsätze des andern erreichte; Johannes Müller prahlte mit einer vornehm geschriebenen, aber seichten und inconsequenten Uebersicht der Weltgeschichte; Becker schrieb populär für die Jugend, Bredow für das Volk. Handbücher zur allgemeinen Uebersicht schrieben Remer, Wachler, Dresch ꝛc. Die erste geistreiche Philosophie der Geschichte schrieb Herder; tiefsinnig, obwohl in ihrer katholischen Richtung einseitig sind die Weltansichten von Görres in „Europa und die Revolution;" treulos, durchaus corrupt und erlogen das schön geschriebene Werk des Renegaten Friedrich Schlegel; seltsam architektonisch nach Schellingischer Philosophie schrieb Ast; faselnd Steffens, und im modern servilem Scholasticismus culminirend Hegel und einige seiner verrückten Anhänger.

Haben wir das Ganze der Weltgeschichte zu überblicken getrachtet, so sind wir noch viel emsiger ins Einzelne eingedrungen. Keine Periode, kein Volk ist uns fremd geblieben, und die Forscher haben gewetteifert, Neues zu entdecken, und das Bekannte einer immer wiederholten Prüfung zu unterwerfen. Hierin ist uns kein anderes Volk gleichgekommen, wir haben die Stelle der ganzen Menschheit vertreten, indem wir uns um alle Völker so ängstlich, ja vielleicht noch mehr als um uns selbst bekümmerten. Ich kann hier natürlich kaum den kleinsten Theil der um die ausländische Geschichte verdienten Deutschen namhaft machen. Obgleich vom Orient weit getrennt, haben die Deutschen seine Alterthümer am tiefsten erforscht. Welcher Ruhm der altasiatischen Kunden wird von dem eines Ritter, Creuzer, Klapproth, Heeren, Görres übertroffen? wie groß sind die Verdienste der Brüder Schlegel, Bopps, v. Bohlens, selbst des oft irrenden Rhodes um die indische, Plath's um die chinesische Geschichte und Literatur? Welche ungeheure Schätze sind ferner ausgegraben, aufgehäuft, gereinigt und geordnet worden durch das Heer unserer Philologen, seit den Zeiten des Erasmus und Reuchlin! Wer kennt nicht Heyne, Winckelmann, Voß, Wolf, Thiersch, Manso, Jacobs, Bökh, Böttiger, O. Mül-

ler, Niebuhr, Wachsmuth 2c., die uns das Alterthum so nahe gebracht haben? Welch erstaunenswürdige Arbeiten hat Joseph v. Hammer über die muhamedanischen Völker, ihre Geschichte und Poesie geschrieben, ungerechnet die vielen andern verdienten Orientalisten, Reiske, Michaelis, Eichhorn, Schnurrer, Tholuk, Hartmann, Habicht 2c. Wie groß sind die Verdienste der Deutschen um die neugriechische Geschichte durch Fallmerayer, Schlosser, Wilken, Thiersch 2c., um die russische durch Müller, Evers, Storch, Bacmeister, Bellermann 2c., um die polnische durch Jekel, Spazier 2c., um die spanische durch Schmidt, Aschbach, Schepeler 2c., um die italienische durch Leo, um die neugriechische durch Engel, Feßler und den Grafen Mailath, der, ob ein Ungar, doch deutsch schreibt, um die skandinavische durch Schlözer, Rühs, Mone, Grimm, Gräter 2c., ja selbst um die fernen Welttheile durch Ritter, Eichhorn, Sprengel 2c. Nur für die französische und englische Geschichte haben wir verhältnißmäßig weniger geleistet, weil die Franzosen und Engländer dieß zur Genüge selbst thaten; dagegen haben wir ihre Geschichte aufs fleißigste studirt, und jeder nur einigermaßen gebildete Deutsche weiß mehr davon, als selbst Staatsmänner jenseits der Vogesen und des Canals von unserer Geschichte wissen.

Capitel 530.

Deutsche Geschichte.

Für die Kenntniß des eigenen Landes und Volkes haben wir allerdings viel gethan; allein der ungeheure aufgehäufte Stoff ist verhältnißmäßig noch wenig verarbeitet. Nicht am Fleiße des Zusammentragens und am Scharfsinn des kritischen Forschens hat es gefehlt, wohl aber am Geschmack der Darstellung. Die Weitschweifigkeit deutscher Geschichten ist sprüchwörtlich geworden, und auch ziemlich entschuldbar, wenn man bedenkt, wie schwierig es ist, die Geschichte eines religiös und noch weit mehr politisch getrennten, überall nur im Kleinen selbstständigen und im Ganzen zerrissenen, in allen seinen Richtungen auseinander laufenden, hier zurückbleibenden, dort voraneilenden, und überall sich durchkreuzenden Volkes klar zu machen, und zugleich unter Censur der vaterländischen Geschichtschreibung jenes Interesse und jene hinreißende Kraft zu geben, die immer nur in der Wahrheit und nicht in den elenden Phrasen eines im Geschmack des Johannes Müller gespreizten und affectirten Styles liegen. Immer hat man aus wissenschaftlicher Aengstlichkeit zu viel gesagt, und aus politischer zu wenig.

Die Literatur der deutschen Geschichte haben bearbeitet: Freher, Hummel, Stenzel, Büchler und Dünge, Fichard, Dahlmann. Große Sammlungen, scriptores rerum Germanicarum, Urkundensammlungen 2c. haben wir zu den ältern noch erhalten von Eccard, Schilter, Schannat, Lünig, Lundorp, Hugo Grotius, Lindenbrog, Menken, Senkenberg, Ludewig, Hahn, Schottgen und Kreusig, Pertz, Wenk, Hofmann, Meichelbeck, Guden, Schunk, Kindlinger, v. Freyberg, Reuß, Würdtwin, Vulcanius. Das große Unternehmen des Freiherrn von Stein, alte deutsche Quellen zu sammeln, ist ins Stocken gerathen, wie der Patriotismus, aus dem es hervorging. Nicht zu vergessen ist Schrötters Sammlung von Dissertationen, die auf die deutsche Geschichte Bezug haben, und die zum Verständniß altdeutscher Quellen unentbehrlichen Glossarien von Scherz und Haltaus. Wegen der innigen Verflechtung der Kirchengeschichte mit der politischen im Mittelalter sind

von der größten Wichtigkeit die großen Sammelwerke der Conciliienbeschlüsse und kirchlichen Acten von Baronius, Baluz, Mansi, Carafas Germanica sacra, die Kirchengeschichten von Mosheim und Schröckh, die große Ketzergeschichte von Arnold, die kleinere von Füßli 2c.

Die deutschen Reichsgeschichten seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts waren als erste Grundrisse nicht unverdienstlich, doch beschäftigten sie sich mehr mit den langweiligen Reichsverhandlungen und mit der noch langweiligeren Genealogie der Kurfürsten, als mit dem Volk und dessen lebendiger Entwicklung. Die bessern Werke dieser Art verfaßten Struve, Bünau, Häberlin, Pütter. Der erste moderne Geschichtschreiber, der fließend und populär, nicht mehr actenmäßig, sondern zur unterhaltenden Lectüre schreiben wollte, war Schmidt, aber seine sehr ausgedehnte deutsche Geschichte ist oft gar oberflächlich. Nachdem auch Krause, Heinrich, Risbeck nichts Ausgezeichnetes geleistet, veranlaßte die große Begeisterung von 1813 eine Menge neuer patriotischer Geschichtswerke. Am schnellsten lieferte C. A. Menzel seine populäre Compilation, worin er aber damals aus Franzosenhaß den alten Franken ihren deutschen Ursprung absprach. Die weiteste Verbreitung fand das Schulbuch von Kohlrausch, das ohne historischen Werth doch warme Vaterlandsliebe predigte. Dann kam Luden mit seinem dicken und langweiligen Werke voll ewiger Commentationen; von Kobbe gab ein kleineres Handbuch mit guten Uebersichten, aber ohne Leben, ohne Gesinnung; zuletzt schrieb Pfister zu seiner schwäbischen Geschichte auch eine deutsche für die historische Sammlung von Heeren und Ukert. Auch in allgemeinen Geschichten des Mittelalters ist die deutsche Geschichte mannichfaltig behandelt worden, so von Beck, Rühs, Leo, Remer, Rehm, Reinganum, und in Geschichten der neueren Zeit von Heeren, Raumer, Eichhorn, Schlosser 2c.

Sammlungen und Commentare über das deutsche Staatsrecht, Reichsgesetze, Reichstage 2c. erhielten wir von Häberlin, Senkenberg, Pufendorf, v. Moser, Joachim, Schmidt-Phiseldek, Heumann, Grellmann; über das Rechtswesen von Georgisch (Sammlung altgermanischer Gesetze), Heineccius, Savigny, Grimm, Dreyer, Hertius 2c., und das vollständigste Werk von allen, Eichhorns deutsche Rechtsgeschichte. Ueber die Verhältnisse der Stände schrieben Hüllmann, Meiners, Mannert, Schmid, Oetter, Mayer; über das Lehenwesen Böhmer, Zepernick, Jenichen, Buderus, Klüber; über das Ritterwesen Conz, Büsching, Kaiser, Wagener, Weiße, Weber, Ziegesar, Wahl, Gottschalk; über den Adel Meiners, Fäsi, v. Schlieffen, v. d. Berken, Cosmann 2c.; (eine gute Familiengeschichte ist die der Grafen von Everstein von Spilker); über die Reichsgrafen Hörk, Arnoldi; über die geistlichen Reichsglieder Runde, Hirsching, Horschelmann, v. Seyfried; über die Reichsstädte Hüllmann, Lancizolle, Jäger, Gaupp, Gemeiner, Wendt, Hänlein, Conring, Knipschild 2c.; über das Gildenwesen Wilda; über Handel Fischer, Marberger, Gülich; über den Bergbau Gmelin; über Landwirthschaft Anton; über Bauern und Sklaven Potgiesser, und die Specialgeschichte Osnabrücks von J. Möser, des Grabfeldes von Gensler, St. Gallens von Arx, der bäuerlichen Lasten in Würtemberg von Moser 2c. Dann insbesondere noch über die Landfrieden Erhard; über die Nuntien v. Moser; über das Kriegswesen Hoffmann; über Finanzen Hüllmann, Lang, Ulmenstein, Malchus; über die Ordalien Mayer; über die Fehme Kindlinger, Freher, Hütter, Kopp, Kore, Usener, Vork; über die Hexenprocesse, Sprenger, Thomasius, Horst, Schwager 2c.; über Alchymie Schneider; über die Juden Eisenmenger, Schudt, Jost, Depping, Aretin, Riesser; über die Zigeuner Grellmann, Hasse, Tetzner; über Heraldik und Genealogie Gatterer und Dam-

berger; über die Cultur Hegewisch, Herzog, Flögel; über die Trunksucht der Deutschen Petersen und Thaddäus; über die alten Schulen Stöhr, Mosheim, Lannoi; über die Universitäten Brehm, Meiners, Eckhard, Heune, Storch, Villers, Wilmerding, Wildberg; über die Literatur Jöcher, Hamberger, Flögel, Godscheb, Eichhorn, Erhard, Wachler, Büsching und von der Hagen, Guden, Meusel ꝛc.; über die Sprache vor allen Jacob Grimm, Adelung, Fulda, Campe ꝛc.

Statistische Werke über Deutschland schrieben Crome, Gatterer, Lüder, Höck, Demian, Malchus, Brunn, Krause, Mannert ꝛc. Geographische Werke Büsching, Gaspari, Ebers, Gilbert, Reichard, Keyser (Dorfgeographie) und Vollrath Hoffmann. Unzählbar sind die Reisebeschreibungen, darunter aber die interessantesten von Weber (Briefe); Küttner, Nicolai, Küßler, Titius, Arndt, Schulz, Gerken, Meiners, Günderode, Risbeck, Meermann, Grimm, Eggers ꝛc. ꝛc. Manches Interessante enthält auch der alte Antiquarius des Rhein-, Elb- und Neckarstroms, und die größte Menge von Prospecten Merians Topographien. Die beste Topographie des Mittelalters aber ist enthalten in dem Chronicon Gottwicense von Bessel und Hahn.

Capitel 531.

Deutsche Specialgeschichte nach der Zeitfolge. Aeltere Zeit.

Das Beste, was nicht bloß über einzelne Theile der deutschen Geschichte und des deutschen Volkes gesagt ist, findet man in den Specialgeschichten, die daher von der größten Wichtigkeit sind, wie mühselig man sich auch durch ihre Menge und durch ihre gewissenhafte Weitläufigkeit, die jedes Körnchen unter einem Wust von Spreu versteckt, hindurcharbeiten muß.

Die Urgeschichte der alten Germanen ist vortrefflich behandelt worden durch Mascow und Gagern, vorzüglich in Bezug auf die Begebenheiten am Rhein und der Weser, und durch Barth in Bezug auf die Alpen- und Donauvölker. Um deutsche Alterthümer überhaupt machten sich verdient Cluver, Grupen, Hummel, Adelung, Fulda, Babor, Ernesti, Steffens; um die Genealogie der Völker v. Wersebe und Meidinger; um die alte Heidenreligion Arnkiel, Leo, vor allen Mone; um die Geschichte und Alterthümer des Nordens Schlözer, Rühs, Gräter, Mone, Grimm ꝛc.; um die römischen Alterthümer auf deutschem Boden Reichardt, Preuschen, Hanselmann, Schlett, v. Pallhausen, Buchner und die Berichterstatter über eine Menge localer Erinnerungen. Ueber den Cimbernkrieg schrieb besonders Johannes Müller; über die Ubier Aldenbrück; über Armin Clostermeier, Fröhlich, v. Hammerstein, v. Hohenhausen, Müller, Petersen, Roth, Wedekind und die westphälischen, besonders Paderbornischen Geschichtschreiber; über Marbod Koeler; über die Daker Cioconius, v. Hohenhausen, Lebrecht; die Völkerwanderung Rösler, Stritter, Pray; Attila Link, Fischer, Klemm, Meerheim (und das große französische Werk von Desguignes); Theodorich und die Ostgothen Manso, Sartorius, Hurter; Ulphilas Zahn; Stilico Schulze; Belisar Zeller; die Waräger Bayer und Penzel; über die Westgothen Aschbach; die Vandalen Mannert und Ruinart; die Longobarden Schmidt, Leo (Geschichte von Italien); Theodelinde von Pallhausen. Dahin gehören auch die großen italienischen Sammlungen von Muratori, Argelati, Lupus ꝛc.; über die Angelsachsen Philipps, Gervinus und die englischen Historiker.

Die Franken schilderten Mannert, Kremer, Lorenz, ungerechnet die hieher

gehörigen französischen Historiker; die Hausmaier Pertz und Zinkeisen; Bonifacius Geißler, Semler, Guden; Karl den Großen Hegewisch, Dippold, Letzner, Seidel, Aretin, Bredow, Jenisch, Pflaum, Neß, Träger, v. Wackerbarth; Karls Unternehmungen in Sachsen Meinders und Calvör; Wittekind Genßler; Ludwig den Frommen Funk, Heineccius; die Normannen Depping (der Deutsche in Paris), Lautenschläger, Lorenz; Karl den Dicken Reinhard; Arnulf Schwarz; Ludwig das Kind Gatterer; Conrad I Bodmann, Krause, Gundling, v. Ludwig, Wenk.

Die sächsischen Kaiser schilderten besonders Woltmann, v. Vorberg, Landi; Heinrich den Vogler Gundling, Treitschke, Wittekind, v. Ludwig, Hülse; die slavischen Völker, deren Unterwerfung damals begonnen, Anton, Gatterer, Hacquet, v. Potozki, Schreiber, Streiter, Dobrowski; die Ungarn Mailath ꝛc.; den bösen Arnulf Einzinger; Otto I Voigtel, Schrölh, Walch, Spener, Böhmer, Hertel; die Adelheid von Breitenbauch; Hermann Billung Ayrer, Markgraf Gero von Leutsch; Otto III Ring; Heinrich II Felz.

Ueber die salischen Kaiser schrieb Stenzel ein größeres Werk; über Conrad II Hahn; den Investiturstreit Herchenhahn, Goldast, Dithmar, Maimbourg, Noris; Heinrich IV Massow, Söltl; Gregor VII Gaab, Voigt, Gatterer; Rudolf von Schwaben Gerbert, Strauß; Eckbert Reinhard; Heinrich V Hofmann, Plank; Wiprecht von Groitsch Schöttgen; Lothar Häberlin, Mascow.

Das größte Werk über die Hohenstaufen schrieb Friedrich von Raumer, außerdem Baumeister und Woltmann kleinere; über Conrad III Massow, Trescow; über Friedrich Barbarossa Burchard, Kortum; Arnold von Brescia Franke; Heinrich den Löwen Böttcher, Patje, Scherz, Plesken, Henichius, Meibomius, Schmid; die Welfen überhaupt Schmidt, Eichhorn, Genßler, Heß; Heinrich VI Jäger, Hofmann, Schwarz; Philipp Gundling; Otto IV Meibomius, Wighorst; Innocenz III Hurter, Münter; Friedrich II Hegewisch, v. Murr, Aland, Schrölh, Würzer; Innocenz IV Hartmann; Heinrich Raspe Grobeuer, Schminke, Gruner; die italienische Herrschaft der Hohenstaufen die scriptores rer. ital. Muratori, Assemanni, Burmanni, Carusii; Conrad IV Gundling; Conradin von Schwaben Jäger; Wilhelm von Holland Meermann; Richard von Cornwall Gundling, Gebaur; das Interregnum Zentgraf.

Die Kreuzzüge hat Wilken am gründlichsten beschrieben, außerdem in größern und kleinern Werken Abel, v. Funk, Haken, Heeren, Heller, Mayer, Rambach, Regenbogen, Reinhard, Spalding, Wietrowski; die Templer Anton, Maldenhawer, Münter, Nicolai, Stemler; die Johanniter v. Adelshofen, Beckmann, Dienemann; den deutschen Orden Voigt, Hartknoch, Bachem, Becker, v. Elben, Hennig, Matthæi analect., Raimundus Duellius; die Schwertbrüder Schurzfleisch (vergl. die preußischen Geschichtschreiber).

Rudolf von Habsburg hat sehr viele Geschichtschreiber gefunden, aber ohne Ausnahme nur Schmeichler, Böckler, Fischer, Fröhlich, Gerbert, Girtanner, Günderode, Klein, Meister, Rechberg; Adolph von Nassau Günderode, Leuchs; Albert I Lambacher, Steyner; Friedrich mit der gebissenen Wange Tentzel; Heinrich VII Barthold, Gundling; Ludwig der Bayer Allmangau, Baumann, Burgundus, Herwart von Hohenburg, Klein, Mann, Mannert, Mussinan, Scherz, Schlett, Sterr, Wiedeburg, Wolfter; Friedrich von Oesterreich Raymundus Duellius; Karl IV Pelzel, Geylnhusen, Godefroy; Günther von Schwarzburg v. Eyben, Fritsch, Hesse, Hofmann; der falsche Woldemar Dittmar und die anhaltinischen Geschichtschreiber; die goldene Bulle Dacheroden, Thulemar, Olenschlager; Ruprecht von der Pfalz Oertel. Das 14te Jahrhundert überhaupt hat Olenschlager beschrieben.

Die Hussitenkriege sind noch nicht genau genug erforscht, weil die Quellen vernichtet oder schwer zugänglich sind. Die beste Zusammenstellung machte der Franzose Lenfant, zu benutzen sind ferner Conova, Lasitius, Ewald, Tischer; über Huß Zitte; über das Constanzer Concil Royko, Plank; über Ziska Köler, Schirach; über Kaiser Wenzel Pelzel, Schminke; Sigismund Böhme, Guden, Gundelfing, Gärtner, Häberlin, Weuger; Friedrich III Grünbeck, König; Karl den Kühnen Becker, Dunod, Haller, Jäger, Köler, Stehelin und Schillings Burgunderkrieg; Max I Hegewisch, Wolf, Losmann, und viel Interessantes in Hormayrs Taschenbuch und Darus Geschichte von Venedig; die Buchdruckerkunst Breitkopf, v. Aretin, Panzer; die Bildung vor der Reformation, Scholastik und Humanismus Erhart, Ullmann (Jos. Wessel).

Die Reformation haben geschildert Woltmann, Plank, Löscher (Acten), Fikenscher, Marheineke, Hagenbach, Spieker, Tentzel, Tischer, Villers, Junius ꝛc.; Karl V Göbel, der Engländer Robertson, Wien, Raumer (Briefe); Luther Seckendorf, Keil ꝛc; Erasmus Jortin, Kieser, Müller; Reuchlin Erhart, Meyerhof; Hutten Wagenseil, Münch; den Bauernkrieg Sartorius, Oechsle, Waldau, Baczko, Wachsmuth; Thomas Münzer Strobel; die Wiedertäufer Sand, Kerssenbroik, Will, Krohn, Hamelmann; den schwäbischen Bund Hummel; den schmalkaldischen Krieg Spieß, Lichtenstein, Hortleder; den Kurfürsten Johann Friedrich Weichselfelder; Philipp von Hessen Rommel, Mogen, Bachmann; Schärtlin Hummel, Holzschuer; Frundsberg Barthold; Sickingen Würdtwein, Münch; Kurfürst Moritz Schlenkert; das Interim Birk; den Augsburger Religionsfrieden Lehmann, Salig; das Tridentiner Concil Salig; Ferdinand I Buchholz, Müller; Rudolph II Weber.

Ueber die Befreiung der Niederlande schrieben Aitzema, Meteren, Reyd, van der Wynckt, unser Dichter Schiller, Beaufort, Burgundus, van Cappelle, Hopper, van Hooft, van der Haer, Jeannin, Aubery de Morier, Styl, te Water, van Wesembeck, van de Spiegel, Janicon, Slingelandt, van Zuichem; über Graf Egmont Bercht; über die religiösen Parteien in Holland, Remonstranten ꝛc. Boxhorn, Brandt, Trigland, Uitenbogaart, Ypey, Stolker, van Heussen, Regenbook; über die Wiedertäufer Hortensius; die Dordrechter Synode Graf, van den Wall; über Hugo Grotius Brand; über Moritz Stolker, da Costa, Bynkershoek; über Olden Barneveldt Hogerbert, Brandt, die Memoiren von Carleton.

Den dreißigjährigen Krieg beschrieben außer den schon genannten Zeitgenossen Breyer, v. Bülow, Bougeant, Graf von der Decken (Herzog Georg von Braunschweig), Galletti, Haberfeld, Krause, Ludolf, Murr, Neubuhr, Pufendorf, Rese, v. Rusdorf, Schiller, Spanheim, Stumpf, Westenrieder; Friedrich von der Pfalz Köhler, Lipowski, Pareus; den österreichischen Bauernkrieg unter Fadinger Kurz; den Regensburger Reichstag Forstner; Mansfeld Hofmann; die Zerstörung Magdeburgs Rese; Wallenstein Herchenhahn, v. Murr, Woltmann, Förster, Schottky; Maximilian I Wolf, v. Mann; Gustav Adolph v. Bülow, Fabricius, Francheville, Harte, Karrig, Landsberg, Mauvillon, Ranggo, Rühs, Vogt; Christine und Oxenstierna Arckenholz; Bernhard von Weimar Röse, v. Hellfeldt, Schlenkert; den westphälischen Frieden Woltmann, Senkenberg, Pütter, Pfanner, les négotiations secrets (à la Haye 1725), Adami, v. Meyern, Bougeant.

Capitel 532.

Specialgeschichte. Neuere Zeit.

Allgemeine Geschichte: Raumer, Eichhorn, Heeren, Archenwall, Büsch, Ancillon, C. A. Menzel, Wachsmuth rc. Geschichte des 18ten Jahrhunderts: Schlosser, Voß, Adelung, Schirach, Wedekind, Mangelsdorf, Baczko, Stöver. Quellen und Sammlungen: Das fortgesetzte Theatrum Europaeum von 1617 — 1717 (angefangen von Gottfried), das Diarium Europaeum des Elisius (Meyer) von 1657 — 1681, Valckenier het verwaed Europa von 1664 — 1676, fortgesetzt von A. Müller, Cramers Geschichte von 1694 — 1698, Lamberty Memoiren von 1700 — 1718, die Memoiren von Torcy, de la Torre, der Mercure historique, Bousset recueils des actes von 1715 — 1748. Die große Tractatensammlung des Du Mont vom Jahre 800 — 1731, die kleinere von Schmauß, die von Wenk bis 1772, die europäische Fama bis zum 7jährigen Kriege. Schulz von Ascherode von 1750 — 63, Graf Herzberg von 1756 — 78. Dohms Denkwürdigkeiten von 1778 — 1806, die des Grafen Görtz; Gebhard recueil des traités de 1792 — 1795. Koch und Schöll histoire des traités bis 1815.

Hiezu kommen noch die zahlreichen Zeitungen. Schon seit der Reformation waren die fliegenden Blätter aufgekommen, doch erst 1615 stiftete Emmel in Frankfurt die erste Zeitung, das Frankfurter Journal. Diesem folgten die „Postavisen," dann der „Postreuter" von Fulda. Seit 1710 erlangte die größte Verbreitung der „Hamburger unparteiische Correspondent," und behauptete sich als das erste deutsche Blatt bis ans Ende des Jahrhunderts. Die 1799 von Posselt angelegte Allgemeine Zeitung hat alle andern überholt. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeichneten sich auch Schubarts schwäbische Chronik, Schlözers Staatsanzeiger, die Minerva von Archenholz und Posselts Annalen aus, denen in neuerer Zeit die Journale von Luden, Voß, Zschokke, Alex. Müller, Rotteck folgten. Der weniger historischen, mehr bloß politischen Journale ist schon gedacht.

Besondere Geschichte des großen Kurfürsten: Pufendorf, Horn, Küster, König; Leopolds I: Gallatus Gualdus, Rink, Wagner, Hauff; der Kriege mit Ludwig XIV: Didier, Temple, d'Avaux, Luchesini, Moetjens; der Belagerung Wiens durch die Türken: Uhlich, a Valkaeren, Lochner; des Türkenkriegs bis zum Karlowitzer Frieden: de la Croix; über die Niederlande: die Memoiren des Statthalters Friedrich Heinrich und des Grafen Estrades, dann die Briefe de Witts, das Leben Ruyters von Brand, über Wilhelm III, Hogendorp, Costerus, Sylvius, Cerisier, d'Avaur, dann die Memoiren von Torcy, Millot, le Clercq, Stuart, van Haren, Meyer, Lootjes, Rendorp. Die Geschichte des nordischen Kriegs Böhme; Karls XII Nordberg; Peters des Großen von Halem; des spanischen Erbfolgekriegs Fäsi, Bauer, viele französische und englische Schriftsteller (Core, Lambert, Bernet); des Prinzen Eugen de Ligne, Pezzl; Joseph I Herchenhahn; Karls VI von Schirach; des starken August von Sachsen-Polen: Pölnitz, Conradi, Faßmann und Horn; Friedrichs I von Preußen: Pöllnitz, Pufendorf, Gallus, Günther, Hennert, Horn; Friedrich Wilhelms I: die Markgräfin Friederike von Bayreuth (seine Tochter), Benkendorf, Förster, Gundling, Büsching, Cramer, Erman, Faßmann, Mauvillon, Morgenstern, Toland, Wilken; der Gräuel in Thorn: Dörne; der Salzburger Emigration: Mosheim, Casrari; Speners und seiner Zeit: Hoßbach; der Herrenhuter: Spangenberg, Lynar, Cranz, Frohberger rc.

Die

Die Geschichte Maria Theresia's: Rautenstrauch, Seyfart, Tralles; des österreichischen Erbfolgekriegs: Fäsch, Power; des Marschalls von Sachsen: die Memoiren desselben, des Grafen von Waldeck, des Grafen Espagnac; des Grafen Brühl anonyme aber interessante Lebensgeschichte; Friedrichs II, dessen eigene Werke, Preuß, Herzberg, de Ligne, die Memoiren seines Bruder Heinrich und seiner Schwester Friderike, Zimmermannn, Görtz, Kuniaczo, Denina, André, Büsching, Braun, Funke, Formey, Fischer, Fouqué, Gerhard, Garve, Hammerdörfer, Jenisch, Papst, Röder, Seyfart, Schulz, Stein, Täge, Unger, Warnery rc.; der schlesischen Kriege: Meyer; des siebenjährigen Kriegs: Archenholz, Tempelhof, Lloyd, Retzow, Galletti, Küster und viele militärische Schriftsteller; der Generale Zithen: v. Blumenthal, v. Geißler; Seydlitz: Blankenburg; Laudon: Pezzl; des bayerischen Erbfolgekriegs: v. Schmettau, Schmidt-Phiseldek; des Fürstenbundes: Dohm, J. Müller; Josephs II: Carracioli, Cornova, Geisler, Hübner, Huber, Jenisch, Meusel, Milbiller, Pezzl. Friedrich Wilhelms II: Rüder (Memoiren des Fürsten Hardenberg?) Mirabeau, Ségur, Kosmann und viele anonyme Schriften, z. B. auch über die Gräfin Lichtenau; Herzberg: Posselt, Weddigen; der Händel Joseph II mit Holland: Schlettwein, Hansen; der holländischen Revolution: Görtz, Caillard, Harris; des preußischen Feldzugs gegen Holland: Pfau, Mandrillon, Tollins; der Lütticher Revolution: Dohm; Leopolds II: v. Warckerbarth.

Die Geschichtschreiber der französischen Revolution und Napoleons muß man bei den Franzosen selbst suchen. Die Art wie der Schweizer Girtanner und Reichardt, beide bestochen und voll gemeiner Gesinnung, die großen Zeiterscheinungen anbellten, war nicht geeignet, unserer Geschichtschreibung Ehre zu machen. Auch die neueste doctrinäre Weisheit, mit der C. A. Menzel, Ludwig, Flathe rc. die große Revolution gehofmeistert haben, dürfte eine falsche seyn; der einzige Geschichtschreiber, der an unserer Seite neben den Franzosen genannt werden darf, ist Schlosser (im zweiten Theile seiner Geschichte des 18ten Jahrhunderts). Eine reichhaltige Sammlung von Actenstücken oder gleichzeitigen Brochuren findet man in den Zeitschriften von Posselt, Archenholz und Huber; von Interesse sind ferner die geistreichen Beurtheilungen der französischen Revolution von Gentz, Rehberg und Fichte, die erstere in aristokratisch-stabilem, die letztere im unbedingt demokratischem Sinne. Ueber die Mainzer Revolution existiren mehrere interessante anonyme Schriften; hieher gehören auch die Brochüren von Wedekind, Görres, die Briefe von Forster, die Bücher von Momus, mehrere anonyme Reisebeschreibungen; die Geschichte der sächsischen Bauernunruhen von Liebenroth, der ersten rheinischen Feldzüge von Rüder, Wagener, Dumouriez rc., des polnischen 1794 von Oginsky rc., der ersten französischen Einfälle in Deutschland von v. Soden, Pahl; des Rastadter Congresses von einem Ungenannten (in 6 Bänden), von v. Eggers, v. Drais rc.; der holländischen Umwälzung: Nieuwe Niederlands Jahrböken, van de Spiegel, van Breugel, Ouverkerk de Vries, Ypmann; der schweizerischen Umwälzung 1798: Meister, Zschokke, Mallet du Pan, Lavater, Lehmann, Höpfner, Ulrich Hegner (in dem trefflichen Roman Salys Revolutionstage); der Feldzüge von 1800 und 1805: v. Bülow, auch eine wenig bekannte, aber interessante Reise eines ungenannten gefangenen französischen Officiers. Das Detail der Kriegsgeschichte muß man aber in den großen militärischen Werken über Napoleons Feldzüge suchen.

Ueber die unglücklichen Ereignisse von 1806 schrieben v. Cölln, Buchholz, Massenbach, Lombard, Roth, Rühle von Lilienstern rc. Dahin gehört die sehr gute anonyme Schrift „Gallerie preußischer Charaktere" (von Massenbach und Buchholz?); über den Herzog Ferdinand von Braunschweig: Mauvillon, Rog-

gert, Mirabeau, Strombek; über die Kriege von 1792 bis 1808 überhaupt v. Groß; über den Rheinbund: Luchesini, Luden, Winkopp, Oesterreicher; über das neue Königreich Westphalen: Cramer, Strombek (Biographie) und ein anonymes Werk in zwei Bänden; über den Krieg von 1809 Lüders (Palingenesie Europa's) Janitsch rc.; über den Tyrolerkrieg Sartory, Baur (über den ersten Einfall der Franzosen in Tyrol 1796: Eyberg); über den russischen Feldzug 1812 außer den französischen und militärischen Schriftstellern viele Biographien einzelner Geretteter; über die Befreiungskriege v. Plotho, Stuhr, Niemeyer rc.; Blücher: Varnhagen von Ense, Förster, Rumpf; Schwarzenberg: v. Prokesch; General Thielemann: v. Holtzendorf; Friedrich August von Sachsen: Funk, Herrmann, Odeleben, Pölitz; Hollands neuere Geschichte: die Memoiren des Königs Louis, Kravenhof, van der Palm, Chadd, Rogge, Lipmann, Bosscha.

Die Geschichte der großen Kriege mit Frankreich hat v. Hormayr in österreichischer Convenienz geschrieben. Ueber die Restaurationsperiode besitzen wir außer den Zeitungen die Jahrbücher von Venturini und Buchholz, ein Buch von Dresch, die glänzenden Gelegenheitsschriften von Görres, Mehreres von Freih. v. Gagern, die Actensammlungen von Klüber, Pölitz, Alex. Müller, die deutschen Standeverhandlungen und eine Menge Flugschriften über die demagogischen Umtriebe, die kleinen kirchlichen Zänkereien, den würtembergischen Verfassungsstreit die hessischen Drohbriefe, die Pacification Piemonts und Neapels durch Oesterreich rc.

Die neuesten Bewegungen seit 1830 haben eine noch bedeutendere Menge größtentheils lokale und anonyme Flugschriften veranlaßt, welche die Zeitungsartikel und Staatsacten ergänzen. Beachtenswerth sind die „Blicke auf Deutschlands Lage," die eine gute geschichtliche Uebersicht enthalten, und Hansemanns ausgezeichnete Parallele „Preußen und Frankreich;" über die belgische Revolution das Werk von Nothomb; über den Zollverein von Nebenius, über die Cholera der historische Ueberblick von Riecke; über den polnischen Krieg Spazier rc.

Capitel 532.

Deutsche Specialgeschichte nach den einzelnen Ländern und Volksstämmen.
Alemannischer Stamm.

Schwaben. Geographie und Reisen: Gerken, Eggers, Gerbert, Hanlein, Meiners, Röder, Sulzer, Zopf rc. Geschichte: die Sammlungen von Goldast, Schilter, Wegelin, die Geschichte von Pfister. Der Bodensee: Hartmann, Schwab; der Schwarzwald: Gerbert, Bührlen, Schreiber; die rauhe Alp: Höslin, Schwab; die Neckargegenden: Jäger.

Würtemberg insbesondere. Geographie und Reisen: Memminger, Sattler, Röder, Miller, von Ezdorf rc. Geschichte: Sattler, Spittler, Pregizer, Cleß, Schmidlin, Scheffer, Röslin, Pfaff, von Moser. Kirchengeschichte: Schnurrer, Zahn. Eberhard im Bart: Gutscher, Röslin. Ulrich: Eisenbach. Christoph: Eisenbach, Röslin, Pfister. Widerhold: Keßler. Karl Alexander: Dizinger. Das Feudalwesen: Moser. Stuttgart: Cleß und Schübler, Meiners, Memminger, Scheffer, Plieninger. Tübingen: Zeller, Böck, Eisenbach, Reuß, Schönhuth. Ulm: Hayd, Jäger. Eßlingen: Nagel, Keller. Rottweil: Hofer, v. Langen. Cannstadt: Memminger. Hall: Knopf. Gmünd: Rink. Biberach: Krais. Weil: Gehres. Schorndorf: von Rösch. Hirschau: Christmann. Hohen=

staufen; Ammermüller. Zwiefalten: Sulcerus. Hohenheim: Heideloff. Die Grafen non Fürstenberg: Müller, Münch. Die Truchsesse von Waldburg: Pappenheim. Leutkirch: Loy.

Augsburg. Stetten, Seida, Gullmann, Kayser, Raiser, Zapf, Wagenseil. Burgau: Sartori. Günzburg: Raiser. Nördlingen: Müller.

Baden. Georgr. und Reisen: Crome, Demian, Dumge, Eichrodt, Heunisch, v. Kolb, Schmidt, Schreiber. Gesch. Schöpflin, Sachs, Titel, Spener, Lampadius, Gunderode, von Türkheim, Schreiber, Drais. Das Murgthal: Jägerschmidt. Karlsruhe: Hartleben, Brunn. Baden: Schreiber, Klüber. Pforzheim: Gehres, Roller. Das Vorderösterreichische: Kreutter. Freyburg: Schreiber. Das Fürstenthum von der Leyen: Kremer.

Das Elsaß: Schöpflin, Bachmann, Billung, Horrer, Huber, Kahlert. Straßburg: Silbermann, Finse, Herrmann, Meiners. Die Vogesen: Engelhardt.

Die Schweiz. Geographie: Bernet, Core, Curti, Duram, Fäsi, Füßli, Heinzmann, Herrliberger, Lutz, Meister. Reisen: Ebel, Kasthofer, Hirzel-Escher, Gruner, Meister, Hirschfeld, Meiners, Affsprung, Andreä, Ahlefeld, Benzenberg, Bouterweck, Bridel, Brun, Bürde, Graß, Huber, Maurer, R. Meyer, Müller, Ploucquet, Robert, Reichard, Schinz, Scheuchzer, Sinner, Spazier, Steinbrenner, Storr ꝛc. Alterthümer: Walther, Haller. Geschichte: Johannes Müller, Glutz-Blotzheim, Hottinger, Meier von Knonau, Zschokke, Meister, Rahn, Vögelin, Grob, Wattenwyl, die Helvetia. Die Mailänder Feldzüge: Fuchs. Kirchengeschichte: Hottinger, Füßli, Heß, Simmler, Nüscheler. Die Ritterburgen: Schwab. Neueste Geschichte: Müller von Friedberg, Anders, und viele Zeitungen und Flugschriften. Ueber die Schicksale der Juden in der Schweiz: Ulrich. — Im Einzelnen die vier Waldstätte: Göldlin, Zschokke. Uri: Schmidt. Unterwalden: Bussinger und Zelger, Imfeld. Goldau: Zay, Meyer. Luzern: Balthasar, Wagenmann, Businger. Entlibuch: Stalder. Zug: Stadlin. Zürich: Bodmer, Keller, Maurer, Meister, Ring, Schinz, Schultheiß, Waser, Werdmüller, Wirz, Wyß. Bürgermeister Waldmann: Füßli. Bern: Brunn, Justinger, Haller, Meyer, Rodt, Tscharner, Wyß. Solothurn: Haffner, Herrmann. Glarus: Aebli, Trümpi. Toggenburg: Wegelin. Appenzell: Bischofberger, Walser, Wartmann. Rheinthal: Custer. Thurgau: Pupikofer. Graubündten: Bardt, Eichhorn, Heigelin, Juvalta, Lambert, Lehmann, Salis, Sprecher von Bernek, Zschokke. Wallis: Crome, Hirzel. Neufchatel: Gundling, Bernoulli. Murten: Engelhard. Basel: Brückner, Falkner, Gutzwiler, Herzog, Lehmann, Lutz, Ochs, Spreng. Aargau: Lutz. St. Gallen: Ildefons von Arx, Bernet, Hartmann, Widmann, Wegelin.

Ildefons von Arx, der erst kürzlich starb, hat nächst Justus Möser die beste Specialgeschichte geschrieben, die besonders das Verhältniß der niederen Stände und Leibeigenen aufklärt. Johannes Müller ist dagegen weit berühmter geworden, allein er hat sich durch die Einführung einer unerträglichen Affectation im Style so wenig Verdienst erworben, als durch seinen noch affectirteren Provinzialismus. Sein ganzes Trachten ging dahin, die Schweizer völlig getrennt von der Gesammtheit deutscher Nation als ein eigenes, gleichsam vom Himmel gefallenes Völkchen darzustellen, und er veranlaßte dadurch eine Menge anderer Specialgeschichten, die jedes kleine fürstliche Territorium in Deutschland eben so aus dem Zusammenhange der großen deutschen Geschichte herausrissen, und als von Ewigkeit her selbstständig und insularisch schilderten. Indem nun solche elende Bücher in den Schulen herrschend wurden, impfte sich der Jugend ein kleinlicher Provinzialstolz, eine Vernachlässigung und Verachtung alles andern

Deutschen, das jenseits der kleinen Provinzialgränze lag, und eine Gesinnung ein, wie sie Davoust, Napoleons großer Henker in Hamburg, verlangte, indem er sprach: „ich kenne keine Deutschen, ich kenne nur Bayern, Badener, Würtemberger, Westphalen rc." Vor Johannes Müller gab es viele Specialgeschichten, aber sie schilderten alle nur Theile des großen Reichs. Erst nach ihm und durch ihn kamen jene neugebackenen Nationalitäten auf, die ihre große Mutter verläugneten. Jahn schrieb ein „deutsches Volksthum." Julius von Voß setzte ihm ein „Preußenthum" entgegen. Da sagte Jahn zu ihm: „jetzt werde ich ein Vaduzthum schreiben." Und in der That hat man Staaten, die nicht viel größer als Vaduz sind, in Johannes Müllers hochtrabenden Phrasen mit ureigener Nationalität prahlen sehen.

Capitel 534.

Specialgeschichte. Bayerischer Stamm und Oesterreich.

Bayern. Geographie: Fick, Graf Zech, Daisenberger, Einzinger Jacobi, Höck Frohn, Eisenmann, Prändel, Melchinger. Statistik: Kayser, v. Hazzi. Reisen: Gerken, Eggers, Pezzl, Sulzer, Rotenstein, Bianconi, Schrank, Obernberg, Herrmann. Sammlungen und Alterthümer: Stichauer, Obermayr, Widmer, monumenta Boica, Oefele, Fischer, Heß. Geschichte: Attenkhofer, Finauer, Mederer, Westenrieder, Mannert, v. Lang, v. Aretin, Zschokke, v. Hormayr, Milbiller, v. Mann, Nagel, Ortmann, Dobner, Arndt, Justi, Kohlenbrenner, v. Falkenstein, Feßmaier, Buchner, v. Lori, Stumpf, Brunner, Blondeau rc. Staat und Rechtswesen: Seyfried. Kirche: Winter. Die Wittelsbacher: Gemeiner, Buderus, Haid, Lippert, Hausen, v. Löwenthal, Heller von Hellersberg, Rothhammer, Sutner. Scheiern-Wittelsbacher: v. Huschberg. Stephan: Feßmaier. Agnes Bernauer: Lipowski. Bayerische Sprache: Schmeller. Die Oberpfalz: Battis, Biechl, Eglher, Destouches, Feßmaier, Kayser, Prändel. München: Westenrieder, Bergmann, Hübner, Müller, Eisenmann, Lipowski, Meidinger, Burgholzer, Lewald. Landshut: Meidinger, Reithofer. Ingolstadt: Hübner, Mederer, Seemüller. Regensburg: Gemeiner, Kaiser, Plato. Passau: Buchinger, Gemeiner, Lenz, Nußhard. Straubing: Meidinger. Freising: Meichelbek. Neuburg: Reisach. Donauwörth: Sartori. Neustadt: Baumgärtner. Tegernsee: v. Freyberg. Die Propstei Haimspach: Zirngibl. Die Grafen von Leuchtenberg: Brenner.

Salzburg, Geographie: von Braune, Hübner, Kleinsorg, Reisigl, Weilmayr. Reisen: Hubner, Meiners, v. Moll, Schrank, Vierthaler. Alterthümer: Emmert, Kleinmayer. Geschichte: von Bleul, Rumpler, von Koch-Sternfeld, Zauner.

Tyrol, Geographie und Reisen: Schultes, Jenne, Hacquet, v. Sternberg, Walcher, Inglis, Lewald. Geschichte: v. Hormayr, v. Brandis, v. Eiberg, de Luca, Mersi, Michaeler, Rohrer, Seel, Wolf. Das alte Meran: Köler, Westenrieder. Inspruck: Jäck, Primisser, Zoller. Der Tyrolerkrieg 1809: Bartholdy, Baur.

Oesterreich, Geographie: Herrgott, v. Lichtenstern, de Luca, André, Bertuch, Blumenbach, Crusius, v. Eggers, Hammerdörfer, Hiersche, Rohrer, Rumi, Sartori, Weiskern. Reisen: Benkowitz, Friedel, Chimani, Embel, Hermann, v. Herning, Groß, v. Jenny, Kleyle, Leitner, Meermann, Meiners, Nicolai, Normann, Pezzl, Schrank, Schultes, Reinhardt, v. Uklanski, Unger rc. Statistik: v. Lichtenstern, Demian, Bisinger, Hassel, Höck, Hermann,

Rohrer. Sammlungen und Alterthümer: Pez, Rauch, Eckhart, Huber, Chmel, Gerbert. Geschichte: Hormayr, Schneller, Graf Mailáth, Dischendorfer, Fuhrmann, Galletti, Gemeiner, Genersich, v. Geusau, Griesinger, Hanthaler, Herrgott, Heyrenbach, Kurz, v. Khauz, Janitsch, Lambacher, Pölitz, Premlechner, Reinhard, Reißer, Schels, v. Schrötter, Vogel, Wenk. Die Babenberger insbesondere: Herchenhahn; die Habsburger: Fugger, Coronini, Coxe, Uhlich, Weissegger, Zurlauben. Die Kirche: Winter, Waldau, Raupach. Der Adel: Leupold, Wegerle von Mühlfeld, Wisgrill. Wien: Hormayr, Fuhrmann, Kollar, Jäck, v. Geusau, Böckh, de Luca, Mailáth, Prandau, Scheyb, Weis, Weiskern, Widmann und Fischl, Pezzl. Waldviertel: Reil. Schneeberg: Schultes, Embel. Wienerisch-Neustadt: Gleich.

Steyermark: Kindermann, Baumeister, Cäsar, Fröhlich, Jäck, Kleyle, Lichtenstern, Pusch, Sartori, Schmutz, Weidmann, Winkler. Grätz: Cäsar Eumar.

Kärnthen: Hansitz, Pesler, Anselm, Fröhlich. Grafschaft Görz: v. Kronberg.

Krain: Valvasor († 1693), Hacquet, Linhardt, Diewald, Hoff, Schönleben. — Triest: Jäck, Kollmann, Oehlinger, Wiedemann.

Böhmen, Geographie: v. Cramer, v. Künigl, Kausch, v. Lichtenstern, de Luca, Polt, Ponfikl, Schaller. Reisen: Jirosek, Haberer von Bretten, Weiß ꝛc. Statistik: Riegger. Alterthümer: Biener von Bienenberg. Scriptores: Dobner, Freher, Pelzel, Dobrowski, André. Alte Bildung des böhmischen Volks: Balbinus, Dobrowski, Meiners, Niemetschek, Prochaska, Stranski, Voigt. Geschichte: Hageck, Pelzel, Cornova, Eckhard und Wolf, Dingenhofer, Dumont de Floryy, Gebhardi, Lünig, Palacki, Pubitschka, Riegger, Schifner, Walch, Wengerski, Woltmann. Prag: Griesel, Oehlinger, Strnadt, Schießler, Schaller. Königgrätz: Bienenberg. Töplitz: Becker. Karlsbad: Brückmann, v. Harrer, Hofer, Schreiber ꝛc.

Mähren, Geographie und Reisen: Schwoy, Hazzi, Dobner, de Luca, Bayer, Hanke, Demian, Dobrowski, Schinek. Geschichte: Pilarz a S. Floro und Morawez a S. Antonio, Schwoy, Czechorod, Gebhardi, Monse, Novotay, Pfeiffer, Steinbach von Kranichstein, Stredowski; Brünn: Monse; Ollmütz: Fischer.

Schlesien, Geographie: Bohm, Fischer, Görlitz, Herschel, Meißner, Zimmermann. Reisen: Adams, v. Cölln, Endler, Hüttig, Hammard, Henning, Kausch, Löwe, Schummel, Troschel, Wagener, Weiß. Sammlungen: v. Sommersberg, Pachaly, Erhardt, Worbs, Böhme, Oelsner und Reiche. Geschichte: Klöber, Klose, Morgenbesser, Lucä, Anders, Hauke, Hensel, Neudorf, Pauli, Pol, Runge, Sternagel, Thebesius. Alterthümer: Büsching, Kruse. Kirche: Rosenberg, Hensel. Riesengebirge: Aßmann, Charpentier, Fritsch, Fuß, v. Gersdorf, Dietrich, Hoser, Jirasek, Martius, Meißner, Nathe, Schiffner, Schmidt, Troschel. Oberschlesien: Löwe. Oesterreichisch Schlesien: Bayer, Kneifel. Glatz: Dieterich, Kahlo, Kögler, Hallmann, Martiny. Breslau: Büsching, Klose, Meißner, Menzel, Nanke, Uber, Zimmermann. Neiße: Fuchs. Jauer: Fischer. Sagan: Worbs. Schweidnitz: Cosmann. Hirschberg: Hensel. Reichenstein: Hentze. Der Zoptenberg: Bürde.

Das deutsche Siebenbürgen, Geographie und Reisen: Gottschling, v. Windisch, Benkö, Marienburg, Ballmann, Jenne, Lehmann. Geschichte: Schlözer, Eder, Bethlen, Felmer, Frank, Gräser, Hauer, Hohnhausen, Kelpius, Lebrecht.

Capitel 535.

Specialgeschichte. Fränkischer Stamm und die Niederlande.

Ostfranken, Geographie: Bundschuh, Keßler von Sprengseisen. Reisen: Gerken, v. Eggers, Martius. Geschichte: Eckhardt, Jäger, Reinhardt, Büttner, Frank, Gonne, Hanselmann, Heutze, Oberthür, Schulthes, von Soden, Stumpf. Das Fichtelgebirge: Helfrecht. Bamberg: Ludewig, Hoffmann, Eygnäus, Jäck, Heyberger, v. Murr, Pfeufer, Roppelt, Schneidawind, Schubert, Sprenger, Strauß, Ussermann, Wehrl. Hochstädt: Haas. Kloster Ebrach: Weigand. Kloster Banz: Sprenger. Eichstädt: Sausenhofer, Strauß. Das Grabfeld: Gensler. Die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth: v. Falkenstein, Ebner von Eschenbach, Lady Craven, die Markgräfin Friederike von Bayreuth, Köppel, Layriz, Leonhardi, Mehmel, Oetter, Schnitzlein, Schütz. Ansbach insbesondere: Lang, Fischer, Göß, Krause, Lüttwitz, Spieß, Steiber. Bayreuth insbesondere: Beer, Fikenscher, Heutze, Lang, Longolius, v. Meyer, Scherer. Stadt Bayreuth: v. Reiche. Hof: v. Weitershausen. Die Muggendorfer Höhlen: Goldfuß, Köppel, Rosenmüller. Bernek: Heutze. Goldkronach: Dürrschmidt. Nürnberg: v. Falkenstein, v. Imhof, Kiefhaber, Mannert, Müller, v. Murr, Kopitsch, Oehlinger, Oetter, Roth, Siebenkees, Schnitzlein, Sirt, Truckenbrot, Waldau, Würfel, Zahn. Altorf: Will. Erlangen: Fikenscher, Papst. Heersbrük: Waldau. Rothenburg: Winterbach. Windsheim: Nehr. Bisthum Würzburg, Geographie: Schöpf, Stumpf, Oegg. Geschichte: Ludwig, Eckhardt, Clarmann, Gonne, Jäger, Landmann, Oberthür, Scharold, Ussermann. Stadt Würzburg: Bönike, Goldmeyer, Schmid. Die alte Salzburg bei Neustadt: von Salzburg. Hohenlohe: Hammer, Herwig, Wibel, Zapf. Oettingen: Cnopf, Lang, Michel, Rauschpar, Strelin. Gelnhausen: Hundeshagen. Frankfurt am Main: Cranz, Faber, Feyerlein, v. Fischard, Franck, Kirchner Stock.

Hessen, Geographie und Reisen: Apelbladt, Boclo, Hüpeden, Bundschuh. Alterthümer: Dupsing, Justi und Hartmann, Schminke. Geschichte: Wenck, Rommel, Estor, Teuthorn, Curtius, Götz, Günderode, Kuchenbecker, Mallet, Reinhard, Schmidt, Wigand, Winkelmann. Kirchengeschichte: Haas, Martin, Münscher. Geschichte der Stände: Bopp; der Ritterburgen: Landau; der heiligen Elisabeth und der Landgräfin Amalie: Justi. Hessen-Cassel insbesondere: Engelhardt, Hundeshagen, Höck, Krauskopf, Nöding, Strieder. Stadt Cassel: Casparson, Schminke. Hessendarmstadt: Butte, Crome, Dahl, Dieffenbach, Pauli, Zehfuß. Der Odenwald: Knapp. Der Spessart: Behlen. Erbach: Luck. Bachgau: Steiner. Heiligenstadt: Steiner. Hanau: Hundeshagen, Bundschuh. Fulda: Schneider, Schannat, Brouwer. Schmalkalden: Gelbke. Nassau: Arnoldi, Botzheim, Demian, Eichloff, Hagelgans, Kremer, Vogel, Wenk, Streubing. Wiesbaden: Ebhardt, Ritter. Herborn: Streubing. Das Rhöngebirge: Jäger. Die Wetterau: Bernhard, Leopard, Rothe und Schatzmann. Isenburg: Höck, v. Fischer. Waldeck: Marcard. Limpurg: Höck, Peischer. Friedberg: Mader. Solms: Graf Solms. Wied-Runkel: v. Fischer. Wetzlar: v. Ulmenstein.

Die Rheingegenden, Beschreibung und Reisen: v. Alpen, Bertola, Dahl, Demian, Eichloff, Forster, Gerken, Gerning, Hübsch, Klebe, Lang, Rebmann, Rheineck, Schreiber, Stork, v. Uklanski, Vogt rc.; Alterthümer: Würdtwein, Graf Reisach, Minola, Pauli, Wielandt. Der Rheingau: Bodmann. Die Rheingrafen: Bodmann, Kremer, Roos. Mainz: Fuchs, Würdtwein, Bär, Becker, Hoffmann, Hutter, v. Moltke, Oehlinger, Reith, Reuter, Schunk, Vogt,

Wolf. Worms: Schannat, Böhmer. Speier: König, Kuhlemann. Die Pfalz, Geographie: Wagner, Widder. Geschichte: Crollius, Kremer, Büttinghausen, Erter, Freher, Lamey, Tölner, Wöpfter, Wundt: Kirche: Bachmann, Struve. Heidelberg: v. Chezy, Fischer, Leger, v. Löwis, Reinbek, Wilken, Wundt. Mannheim: Sophie von la Roche, Rieger. Zweibrücken: Bachmann; Saarbrück: Kremer. Lothringen: Calmet, Durival, Keyßler, Lynar. Burgund: Barante, Dunod, Curne de St. Pelaye; Arelat: Hahn, Vollhart. Trier: v. Hontheim, Weigand, Bohl, v. Haupt, Hetzrod. Coblenz: Günther, Reiff; Hammerstein: v. Hammerstein. Bonn: Gebauer. Köln: Binterim, Bianco, Elsholz, Harzheim, Möller, Seida, Walraff; Kölner Dom: Boisserée. Aachen: Mayer, Kopp, Quir. Jülich, Cleve, Mark, Berg: Borhek, Kremer, Aschenberg, Brosius, Frohn, Lenzen, Wiebeking; Cleve: Hopp, von der Schüren; Hamm: Möller; Barmen: Sonderland; Dortmund: Mallinkrodt; Iserlohn: Giffenig.

Die Niederlande, Geographie: Crome, Hassel, v. Hamelsveld, Martel, Nenny, Pestel, Schlettwein. Reisen: Büsch, Forster, Schnaase, Afsprung, Borkhausen, Brede, Camus, Droysen, Eversmann, Fells, Grabner, Haupt, v. Heß, Holzenthal, Horstig, van der Hude, Kerner, Klockenbring, Marcel, Marshall, Meyer, Meißner, Nemnich, Niemeyer, Peregrinus, Pilati, Schopenhauer, Schäffer, Smith, van Spau, Steven, Volkmann, Wienbarg. Geschichte: van Kampen, Wagenaar, Vor, Hooft, Kluit, van Loon, van Wyn, Toze, Matthaei analecta, van Velthem, Westendorp, Ypey, Engelbert, van Alkemade, Streso, Mieris, Dumbar, v. Eberstein, Hammerdörfer, Hansen, Hoche, Kerroux, Jacobi, Münster, Rogge, Schook, Stöger. Ueber niederländische Literatur überhaupt: Capelle, Clignett, Collot d'Escury, Scheltema. Ueber Hollands Colonien, Handel und Reichthum: Luzac, Scheltema, Bonnet und van Wyk, Moll, Saalfeld, d'Argensola, Pestel, Groot, Hogendorp, Valentyn, de Laat, Borläus, van der Donk, Nitthem, Riebeek, Hartsink. — Belgien besonders: Dewez, Sweerts, Bucherius, Burmannus, van der Haer, Hoynck van Papendrecht; Flandern: Warnkönig, Galland, Marshall, Oudigherst, van Vree; Brabant: „Luyster van Brabant," Monstrelet, Butkens; Geldern: Putanus, van Spaan, Sligtenhorst; Luremburg: Bertholet, Köler; Lüttich: Fabricius, Fisen; die Insel Walchern: Speelveldt.

Capitel 536.

Specialgeschichte. Altsächsischer Stamm und Thüringen.

In den Niederlanden erscheint das sächsische Element schon mit dem fränkischen gepaart, dagegen tritt es rein hervor in den Friesen, deren größte neuere Geschichtschreiber sind Lieuwe van Aitzema, Wiarda, Schotanus, Bening, Tiaden, van Winsem, Heimreich, Funk, Brenneysen, Gittermann. Geographie und Reisen: Fokke Sjoerd, Freese, Arends, und das Hauptwerk über die Deiche der Marschländer von Tetens. Ueber altfriesische Gesetze schrieb Siccama; die Rüstringer besonders schilderte Siebrand Meyer. Stade: Roth, Hülsemann. Helgoland von der Decken. Das Bisthum Bremen und Verden: Pratje, von Kobbe, Lappenberg, Wolff, Spangenberg, Wiebel, Scharf, Schlichthorst. Ditmarschen: Bolten, Veith, Hanssen, Mohr, Molbeck, Hosius. Holstein und Schleswig; Geographie und Reisen: Büsching, Bruckner,

Buchwald, Camerer, Dencken, Dreyer, Dorffer, Lange, Meiners, Schultze ꝛc. Geschichte: Christiani, Arpe und Hennigs, v. Eggers, Falk, Gudme, Hansen, Heinze, Matthiä, Niemann, Taillefas. Kiel: Schwarz. Flensburg: Möller. Altona: Prätorius. Oldenburg: v. Halem, Oeder, Erdmann, Runde, Winkelmann.

Ueber die Hansa schrieben: Sartorius, Schmid, Büsch, Fischer, Werdenhagen, Lappenberg, Willebrand, Hagmeier, Mallet. Hanseatisches Recht: Kuricke. Lübeck: Becker, Geßner, von Melle, Merkel, Schnobel, Villers. Hamburg: Lambecius, Ballauf, Bärmann, Dathe, Giseke, v. Heß, Lloyd, Merkel, Meyer, Schütze, Staphorst, Thieß, Zimmermann. Bremen: Misegaes, Cassel, Roller, Deniken, Musbard, Nicolai, Pohst, Rotermund, Vogt.

Westphalen, Geographie und Reisen: Apelblad, v. Ende, Hempel, v. Knigge, Potozki, Hoche, Gruner, Stark, Schwager; Geschichte: Schaten, Eichhof, Vögelkamp, Calvör, Driver, Grote, Kindlinger, Koken, Mallinkrodt, von Steinen, Wogand; des Adels: van den Berken; der Grafen von Eberstein: Leiser; von Hallermünde: Wolf. — Münster: v. Raet, Nieser, Driver, Hoche, Kock, Orlich, Sigismund, Wilkens; Osnabrück: die berühmte Geschichte von Justus Möser († 1794), die erste classische Specialgeschichte der Deutschen, die sich aber nicht nur durch ihre Gründlichkeit in Betreff der altdeutschen Rechtsverhältnisse, sondern auch durch ihre warme Vaterlandsliebe auszeichnete, ferner Hoche, Lodtmann, Röling, Sandhof, Stüve; Paderborn: Fürst von Fürstenberg, Schaten, Bessen; Ravensberg: Lamey, Weddigen; Lippe: v. Donop, Doll, Clostermaier; Tecklenburg: Holsche; Hoya: v. Duve, Gebhardi, Rathlef; Bentheim: Jung; Bardewik: Schlöpken, Sagittarius, Meibomius; Pyrmont: Curtze, Marcard, Menke; Hameln: Sprenger; Minden: v. Hohenhausen, Willigerodt; Corvey: Falke, Wigand; Gandersheim: Harenberg.

Die braunschweigischen Länder, Geographie: Hassel, Bege, Scharf, Crome, Sonne, Schikedanz, Vollguth, Gilbert; Sammlungen: Leibnitz, Maderus, Schmidt, Pufendorf, Billerbeck, Praun, Jacobi, v. Ende, Hempel; Geschichte: Spittler, Hüne, Koch, Rehtmeier, v. Erath, Grupen, Bünting, Bertram, Ballenstedt, Gebhardi, Algermann, Lentz, Kobbe, Oesterley, Pfeffinger, Rinnius, Ribbentrop, Rudloff, Saalfeld, Steffens, v. Selchow, Venturini, Fredersdorf, v. Berlepsch, Willich, Spangenberg, Struben; Statistik: v. Gülich, Jansen, v. Liebhaber, Mangourit, v. Ompteda, Ubbelohde, v. Wissel; Kirche: Bering, Schlegel, Saalfeld, Stübner. Literatur: Rotermund. Neuste Geschichte: v. Bülow, v. Strombeck, v. Reden. — Lauenburg: v. Kobbe; Calenberg Göttingen: v. Berlepsch; Lüneburg-Celle: Duve, Jacobi; Grubenhagen: Klinckhardt. Stadt Hannover: Patje, v. Spilker. Stadt Braunschweig: Lachmann, Görges, Ribbentrop; Stadt Lüneburg: Manecke; Helmstädt; Bruns, Ludewig, Kunhardt; Duderstadt: Wolf; Nordheim: Rühling, Groten; Moringen: Domeier; Göttingen: Billerbeck, Brandes, Geßner, Marr, Meiners, Pütter, Rintel, Saalfeld, Reuß.

Der Harz: Gatterer, Rohr, Gleim, Gottschalk, Göze, Hevelke, Holzmann, Horsting, Krieger, Lasius, Niemann, Schröder, Spiecker, Stübner, Wadzek, Wagner. — Halberstadt: Abel, Lengfeld, Lenz, Bruder, Lucanus; Hildesheim: Blum, Cramer, Delius, Gobler, Koken, Lauenstein; Quedlinburg: Voigt, Erath, Kettner, Wallmann; Goslar: Heineccius, Mundt; Hohenstein: Hoche; Wernigerode: Stübner; Mansfeld: Spangenberg, Hagen, Hofmann, Niemann, Oesfeld; Magdeburg: Rathmann, Costenobel, Behrends, Berghauer, Glahn, Hansen, Heineccius, Koch, Lehmann, Lenz, Lohmann, v. Mauritius, Mei-

Meinecke, Oesfeld, Rese, Richter. Die Niederlassungen der Flämminger in Sachsen: Hoche.

Thüringen: Geographie und Reisen: Herzog, Martius, Arnold, v. Bube, Martini, Hoff und Jacobs (Thüringer Wald), Jäger (Rhöne), Hellbach (die Bergschlösser); Geschichte: Sagittarius, Galletti, Falkenstein, Braun, Laurentius, Horn (Heinrich der Erlauchte), Losius, Schneider, Wilke (Diezmann), Vulpius; Kirche: Würdtwein — Erfurt: Falkenstein, Guden, Heinemann, Arnold, Bayer, v. Dalberg, Dominicus, Hundorpf, Muth, Rössig. Merseburg: Weise, Heinemann; Halle: Brieger, v. Dreyhaupt, Förster, Hesekiel, Hoffbauer, Kettelbeck, Weise. Weimar: Gottschalk, Herrmann, Klebe, Müller, Schuhmacher, Dewette; Jena: Batsch, Schmidt, Wiedeburg; Dornburg: Schwabe; Eisenach: Mei; die Wartburg: Thon; Saalfeld: Wagner; Gotha: Galletti, Gelbke, Gruner, Klebe, Madelung, Rudolph, Schlichtegroll, Tentzel; die Gleichen: Hellbach, Muth, Sagittarius; Altenburg: Graf Beust, Kronbiegel, Meyer, Mosch und Ziller, Reichel, Sagittarius, v. Thümmel; Eisenberg: Schultes, Paulinus; Meinungen: Gruner, Keßler; Coburg: Gruner, Höne, Schultes, Spiller und Miltenberg; Sommerfeld: Faber; Rudolstadt: Büchner; Schwarzburg: Hellbach, Junghans, Lindner, Treiber; Vogtland: Tromler, Maier; Gera: Klotz, Zopf; Henneberg: Anschütz, Gläser, Heine, Schultes; Frankenhausen; Müldener; Nordhausen: Forstenau.

Capitel 537.

Specialgeschichte. Neusächsisch-wendischer Stamm und Preußen.

Das schreibselige Kursachsen hat sich selbst zur Genüge beschrieben. Seine Literatur hat zusammengefaßt Adelung, Weinart; Geographie: Engelhardt, Köhler, Leonhardi, Pölitz, Merkel, Brückner und Günther, Dressel, v. Uklansky, Weiß, v. Zeusch, Kayser; Reisen: Leske, Maaß, Oldendorp, Scheitlin, Schuhmann, Gleim, Oelrichs, Günther und Schlenkert, Hornuff, Jentsch, Wertheim, Engel ꝛc. Sammlungen und Alterthümer: Schöttgen und Kreysig, Klotzsch, und Grunding, Daßdorf, Uechtritz, Schumacher, Hasche, Arndt, Hellfeld, Graf Beust, Weisse, Witschel. Geschichte: Böttiger, Weisse, Glafey, Tenzel, Schreber, Limmer, Heinrich, v. Braun, Engelhardt, Adelung, Tschirpe, Ritter, Merkel, Worbs, Arndt, Dyck, Kabisch, Müller, Kreußler, Laudi, Märker, Pölitz, Pollmächer, Reinhard, Rudloff, v. Schultes, Schulz, Chr. Schlegel, Haußmann, Gebhardi, Ferber, Raust, Dreyhaupt. Statistik: Canzler, v. Römer, Rosig, Pölitz', Hunger. Bergwerke: Wagner, Klotzsch. Erzgebirge: Oesfeld. Sächsische Schweiz: Nicolai, Götzinger. Das Oberland: Hering. Der Pleißengrund: Göpfert. Der Plauensche Grund: Becker. Kirchensachen: Calles, Fir, Gobel, Albrecht. Friedrich der Streitbare: Horn. Der Prinzenraub: Gast, Scheiter, Warlich. Einzelne Städte und Ortschaften, Dresden: Hasche, Klemm, Weck, Weinart, Daßdorf, Böttiger, Ebert, Fritsch, Haymann, Kläbe, Lindau, Oehlinger, v. Lüdemann ꝛc. Leipzig: Vogel, Schneider, Dolz, Bercht, Dindorf, Franz, Kreußler, Leonhardi, Schlözer, Schulz, Wenk. Wittenberg: Grohmann, Leopold. Meißen: Ursinus, Calles. Naumburg-Zeiz: Pollmäker, Philipp, Zader. Weissenfels: Otto. Langensalza: Göschel. Zwickau: Schmid. Freyberg: Breithaupt, Zöblitz: Steinbach. Lößnitz: Oesfeld. Chemnitz: Kretschmar, Richter. Wolkenstein: Köhler. Grimma: Ermel. Königstein: Süß. Wurzen: Schottgen. Hohenstein: Hoche.

Die Lausitz, Geographie und Reisen: Bernoulli, Fischer, Leske, Maaß, Meißner; scriptores: Hofmann; Geschichte: Käuffer, Grosser, Worbs; Alterthümer: Zobel; Kirche: Müller; die Niederlausitz: Schmidt; der Spreewald: Franz; die Landskrone: Hortschanski; Zittau: Carpzow, Peschek, Pertsch; Bunzlau: Hollsteinius; Cottbus: Beuch; Pulsnitz: Richter; Herrnhut: Meißner, Schmidt ꝛc.; Oybin: Peschek.

Anhalt, Geogr. und Reisen: Arnold, Bäntsch, v. Bube, Martel; Geschichte: Bertram, Bekmann, Bäntsch, Stenzel und die „Anhaltische Canzlei"; Dessau: Rode; Köthen: Lentz.

Mecklenburg, Geogr. und Reisen: Franken, Hermann, Campen, Nugent; Geschichte: v. Lützow, Rudloff, Hane, Buchholz, Arpinus, Mallet, Ungnad, Plagemann, Wundemann, Gebhardi, v. Westphalen, Beehr. Literatur: Koppe; die alten Obotriten: Wogen; die Kirche: Dahl, Schröder; das adelige Haus Bülow: v. Bülow; Schwerin: Mallet; Strelitz: v. Kamptz; Rostock: Eschenbach, Kray, Nettelbladt; Wismar: Norrmann; Dobberan: Becker, Röper.

Brandenburg, Geographie: v. Baczko, Bratring, Demian, Beckmann, Büsching, Licht, v. Eggers, Herzberg, Krug, Küster, Leonhardi, Stein. Statistik: Cosmar, Hausen, Klaproth, Voigtel; Reisen; Apelblad, Bernoulli, Bekmann, Günther, Cavaceppi, Buchwald, Dressel, Meermann, Mila, Rosenwall, Ullrich ꝛc.; Alterthümer; Oelrichs; Sammlungen: Crichton, Fischbach, Gercken, Hanov, Kosmann, Lenz, Mylius, Rambach und Kramer; scriptores: Küster, Kleyb; Kirche; Gedike, Hering, Ulrich; über die refugiés: Ermann und Reclam; Geschichte: Stenzel, Manso, Pauli, Helwing, Reitmeier, Buchholz, Woltmann, Baumann, Beer, v. Falkenstein, Förster, Gallus, Grimm, Gundling, Heynig, Krause, Ledebur, Mörschel, Reinhard, Schütz, Stückert; die Geschichte Johann Ciceros und Joachim Nestors: v. Ecker; Joachims II: Hartung; Johann Georgs: Hartung und Hausen; des preußischen Heeres: v. Ciriacy, v. Clausewitz. — Die Altmark: Steinhart; die Mittelmark: Licht; die Neumark: Hoffmann; der Oberbarnimsche Kreis: Fischbach. Berlin: Gädike, König, Korth, Müller und Küster, Nicolai, Rumpf, Schubert, Jakobi, Brennglas (humoristische Sittenschilderung) ꝛc.; Frankfurt: Hausen, Hoffmann; Küstrin: Seyffert; Rathenau: Wagner: Züllichau: Wilke; Lebus: Michaelis; Prenzlau: Seckt; Freyenwalde: von der Hagen; Ruppin: Broting; Salzwedel: Pohlmann; Tangermünde; Küster; Genthin: von Einem; Rheinsperg: Hennert.

Pommmern, Geographie: Brüggemann, Hasselbach, Nenbuhr, Pachelbel, Reichenbach, Sell, Wutstrack; Reisen: Apelblad, Bernoulli, Buchwald, Buchholm, Zöllner; Sammlungen: Dähnert, Dreger, Gadebusch, Gesterding, Liebherr, Rühs; Geschichte: Biesner, Gadebusch, Gebhardi, Gercken, Klemzen, Oelrichs, Schöttgen, Schwarz; Geschichte des Adels: Hagen, Levezow, Schlieffen, Steinbrück; der Leibeigenschaft: Arndt; der Kirche: Steinbrück; der alten Jomsburg: Hacken; des pommerschen Apostels Otto von Bamberg: Sell; der Stadt Stettin: Brüggemann, Sell; Greifswalde: Dähnert, Schlegel; Demmin: Stolle; Stralsund: Monike und Zober; der Insel Rügen: Dähnert, Grümbke, Hevelke, von der Lanken, Levezow, Wernst, Wadzek.

Preußen, Geogr. und Reisen: Baczko, Goldbek, Mangelsdorf ꝛc.; Geschichte: Voigt, Baczko, Hartknoch, Venator, Faber, David, Hanov, Hasse, Hennig, Lengnich, Güstermann, Kotzebue, Schütz, Wagner, Werner. Kirche: Lilienthal, Bock. Königsberg: Arnold, Baczko, Goldbek, Metzger. Thorn: Jänichen; Marienburg: Büsching; Danzig: Blech, v. Duisburg, Gralath, Löschin, Salomon. Liefland: Arndt, Bergmann, Börger, de Bray, v. Campenhausen,

Friebe, Gadebusch, Gebhardi, Hiärn, von Jannau, Liebeskind, Merkel, Petri, Tiebe, Wagner; Riga: Bergmann, Kerten; Kurland: Bernoulli, Cruse, Liebeskind, v. Schlippenbach, Schwarz, Ziegenhorn.

Capitel 538.

Geographie und Reisen.

Nachdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Tobias Mayer die Landkarte verbessert und Homann dieselbe durch seine berühmten Atlanten populär gemacht, wurde auch das schon von Cluver begonnene encyclopädische Wissen in Bezug auf die Länder- und Völkerkunde ungemein erweitert; Hübner, Büsching, Hassel, Gaspari, Cannabich ꝛc. häuften ein ungeheures geographisch-statistisches Material an, und Mannert vollendete, was derselbe alte fleißige Cluver schon unternommen, die Geographie der alten Welt. Unserer jüngsten Zeit aber, die an Entwickelungen so reich ist, waren die größten geographischen Leistungen vorbehalten, indem der unsterbliche Alexander von Humboldt (mit einem Herrscherblick, gleich dem Napoleons, die Erdoberfläche überschauend) die physische, und Ritter (mit herculischem Fleiß die aufgehäuften Schätze der Erfahrung sichtend) die historische Geographie gleichsam erst schufen.

Wenn der Deutsche, vom Meer ausgeschlossen und seiner Flotten beraubt, nicht mehr gereis't wäre, dürfte man sich nicht wundern; um so interessanter aber ist, was nicht bloß Holländer, sondern auch eine Menge Deutscher aus dem Binnenlande durch eben so kühne als gelehrte Reisen für die Erforschung fremder Länder fortwährend geleistet haben. Dieß beweisen folgende Reisebeschreibungen:

Um die Welt: Reinhold und Georg Forster im englischen Dienst mit Cook 1772; Zimmermann, gleichfalls mit Cook 1776; Krusenstern, Langsdorf und Otto von Kotzebue im russischen Dienst seit 1803, sämmtlich gelehrte Reisende vom ersten Range. Auch der Holländer Roggenwein, der 1721 um die Welt reis'te, verdient Erwähnung. Nach dem wunderbaren und wenig bekannten Japan kamen 1660 die Holländer Caron und Schouten, und bald darauf der berühmte Kämpfer als holländ. Arzt († 1716). Nach China reis'ten die Holländer Neuhof (1655), Montanus, Ides, der berühmte deutsche Jesuit Kircher († 1680), dann im russischen Dienst Brand, Unverzagt, Lange, und zuletzt die Preußen Gutzlaff und Meyen. Nach Ostindien segelten seit 1655 der Holsteiner Iversen, Schultze, Tappens, Schreyer, Balde, Burckhard, Schweizer, Vogel, Parthei, Hoffmann, Olifsch, Friken, Niekamp, Langhanssen, Barchwitz, Worms, Schwarz, Heydt, Schröder, und der Jesuit Tieffenthaler aus Tyrol, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter allen Europäern zuerst und allein in die höchsten Gebirge der Erde eindrang, und die erste Kunde vom Davalagiri mitbrachte. Noch später schrieben über Indien Wurmb und Wollzogen; über Ceylon insbesondre Baldäus, Gerike und Wolf, der 20 Jahre lang daselbst Geheimschreiber war; und über Sumatra Eschelskron; doch seit der Aufhebung des Jesuitenordens und dem Verfall der holländischen Macht sind die Deutschen diesen schönen Ländern fern geblieben, und haben sich begnügt, die von den Engländern dahergebrachten literarischen Schätze der Indier zu studiren.

Nach Persien kam 1773 Hablitzl; nach Arabien der kühne Carsten Niebuhr und der Baseler Burckhardt, der Muhamedaner wurde, am Grabe des Propheten den Koran auslegte, auch Nubien durchreis'te und beschrieb.

In das heilige Land wanderten seit 1690 van der Gröben, Lucas, Roberti, Myller, Korte, Schulz (1754), Bachiene, Steinhart (1781) und noch 1828 Jahn; in die Türkei Hammer, v. Riedesel, Lüdeke; in die Krimm: Pallas, Kleemann, Struve, v. Lehr, Schlatter, Engelhardt, Brunner; in den Kaukasus: Klaproth, Jäger, Gyldenstädt, Kupfer; ans caspische Meer: Eichwald; auf das Gebirge Ararat: Parrot; nach Sibirien Gmelin und Müller, Scheller, Ermann, Larmann, Siwers, auch Humboldt; zum Ural Hoffmann; zum Altai Ledebur.

Reisen nach Aegypten und den Nil aufwärts: Burckhardt, Rüppell, Ehrenberg und Hemprich, Norden, v. Prokesch, Mayer, Schrödter; nach den Barbaresken: v. Rehbinder, Hebenstreit; Fez und Marocco: Friedrich, Haringmann, Hornemann; am Cap: Mentzel; ins Innere Afrika's: Lichtenstein.

Reisen nach Nordamerika: Mittelberger, Birbel, Büchler, Buhle, Ernst, Gall, Hecke, v. Riedesel, Schweizer, Leiste, Schöpff, Prinz Bernhard von Weimar, Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg, Duden rc.; über die Deutschen in Nordamerika schrieb insbesondre: Herrmann; über die Auswanderung der Salzburger 1732: Urlsperger; über die Schicksale der von ihrem Herzog verkauften Braunschweiger 1776: Melsheimer. Reisen nach Grönland: Egede, Kranz, Martin; nach Californien: Bägert; nach Mexico: Becher; den Antillen: von Wimpfen, Oldendorp. Surinam: Adrian van Berkel, Ludwig, Rodschied, Quandt, Peters, Ludwig; Guiana: Hartsink; Brasilien und Südamerika überhaupt: Alexander von Humboldt, Langstedt, Prinz Maximilian von Neuwied, Spix und Martius, Schumacher, Weigl, v. Leithold, v. Lery, Schlichthorst, Weech und v. Schäfer, den man beschuldigt, auf unglückliche deutsche Auswanderer speculirt, und viele derselben ins Verderben gestürzt zu haben. Reisen nach Peru: Helms, Bayer; nach Chili: Havestedt; nach Paraguay: Dobrizhofer, Pauke, Sepp, Rengger. — Reisen nach allen Welttheilen findet man ferner in den Missionsberichten von Basel rc.

Reisen in Griechenland: Thiersch, Bröndstedt, v. Byern, Bartholdy und vieler andern Philhellenen neuester Zeit; in Serbien: v. Pirch (vergl. Rankes Geschichtwerk); Dalmatien: Hacquet. Ungarn: Lehmann, v. Hoffmannsegg, v. Ballas, v. Artner, Sulzer, Rotenstein. Polen: v. Sydow, Bernoulli, Caresi, Rohrer, Schmelz; Gallizien: Kratter; Litthauen: Leyner, Uhden; Rußland: Pallas, Georgi, Falk, Bergholz, Storch, Fabricius, Mentzel, Strahlemberg, Falk, Reinbek, Reimer, Raupach, Möller, Lerche, Wagner, Schleusing, Fries rc. Schweden: Arndt, Lüdeke, Brückner, Willibald Alexis. Norwegen: L. von Buch, Fabricius, Mumsen, Wilse, Dreyer, Halberg, Lessing; Dänemark: Kerner, Bünau, v. Ramdohr rc. England: Archenholz, Fürst von Pückler-Muskau, Moritz, Volkmann, Alberti, Fabricius, Göde, Hassel, Nemnich, Riesel, Watzdorf, Wendeborn rc. Irland: Meermann, Küttner. Frankreich: Mylius, Depping, Arndt, Reichardt, Börne, Heine, v. Raumer, Seybold, Kotzebue, Hegner, Sander, Storch, Schubert, Benzenberg, Oberlin, la Roche, Schulz, Günderode, Titius, Fisch rc. Spanien: Link, Schepeler, Fischer, Hager, Huber, Kaufhold, Volkmann, Felder rc. Minorca: Lindemann. Italien: Calixtus, Christian Ludwig von Mecklenburg (1705), Adler, Benkowitz, Bonstetten, Fr. Brun, Hirt, Holberg, Jagemann, Jenner, Jakobi, Kephalides, Kölle, Moritz, Nicolai, Plattner (das große Werk über Rom), v. Raumer, v. Rumohr, Graf Stolberg rc. Savoyen: Reichardt, Dohrer; Neapel und Sicilien: Münter, Hirt, Bartels, Borch, Salis, Seume rc.

Capitel 539.

Krisis der modernen Bildung.

Eine doppelte Reaction ist in unserer Zeit unverkennbar, die der praktischen Wissenschaften gegen Philosophie und Kunst, und die der allgemeinen Volksbildung gegen die gelehrte Aristokratie. Sie wurden durch das Extrem hervorgerufen. Ueber Gott vergaß man die Menschen, über den Himmel die Erde, über den Traum die Wirklichkeit, über Luftschlössern den Schmutz der Hütten, über Gemälden die lebendigen Bilder des Elends, über dem Studium alter Rechte das täglich geschehende Unrecht, über der Freiheit der alten Griechen den Verlust der eignen. Der Schüler kannte alle Inseln in Australien, nur nicht sein eigenes Vaterland, und zählte eher die Haare im Schwanz des Kameeles, bevor er eine Eiche von einer Buche unterscheiden konnte. Die gebildete Frau las einen Roman und verbrannte die Suppe. Der Gelehrte schrieb über den Handel von Carthago, und wußte kaum eine Quittung zu schreiben. Das Schlimmste von allem aber war, daß ein unübersehbarer Bücherschatz sich anhäufte, daß der gelehrten Aristokratie ihr eigenes Wissen über den Kopf zusammenschlug, während die große Masse des Volks sich mit den dürftigsten Begriffen behelfen mußte, die man ihr durch verhungerte, oft zu schmutzigem Nebenerwerb gezwungene Schulmeister einprügeln ließ. Die weltlichen, für den Staatsdienst gebildeten Gelehrten wiederholten *alle aristokratischen* Anmaßungen der alten Kirche. Wie ehemals *die Priester sich abgesondert vom Volk*, sich allein das Studium und die Auslegung der Dogmen und Kirchengesetze vorbehalten, und dieses Monopol durch die unsinnigsten Ueberladungen und Verzerrungen der ursprünglich einfachen christlichen Lehre zu ihrem Vortheile ausgebeutet, eben so machten jetzt die weltlichen Gelehrten ein Monopol aus dem Studium der Gesetze, des Rechts, der Verwaltung und alles dessen, was zur weltlichen Wohlfahrt eines Staates gehört. Sie allein betrachteten sich als die Wissenden, hüllten sich in ein heiliges Geheimniß durch eine dunkle Sprache und durch künstliche Vervielfältigung und Verwirrung ursprünglich einfacher Begriffe. So entstand eine neue Scholastik des Staats, wie es vordem eine der Kirche gegeben hatte, und sie diente nicht weniger dem Lügengeist.

Jenen Träumereien hat sich nun ein praktischer Sinn, dieser gelehrten Geheimnißkrämerei und Sophistik ein Trachten nach Popularität entgegengestellt. Man fängt an, unnütze Abstractionen und Phantastereien zu verschmähen, um das nützliche und im Leben anwendbare Wissen hervorzuheben und dieses letztere aus der gelehrten Sprache in eine gemeinverständliche zu übersetzen und in allen Ständen zu verbreiten. Da aber auch hier wieder ein Aeußerstes nothwendig das andere erzeugt, so ist bei den Praktischen häufig eine rohe Gleichgültigkeit gegen die höhern Dinge eingetreten, und die Sprache derselben ist oft gemein und um so plebijischer geworden, je aristokratisch überfeinerter sie kurz vorher war. Deßhalb haben viele das Hereinbrechen einer neuen Barbarei gefürchtet, oder einer Nüchternheit, wie sie gegenwärtig in dem von allen Musen und Grazien verlassenen Nordamerika stattfindet.

Wer die Geschichte verfolgt und sieht, wie alles so natürlich geworden ist, was ist, kann sich wohl über die neue praktische Reaction nicht wundern; sie war die unvermeidliche Folge früherer entgegengesetzter Uebertreibungen. Aber wem sollte auch nicht aus der Geschichte unseres Volkes klar geworden seyn, daß der Deutsche einen innern Drang zu allseitiger Bildung hat, der sich nie auf die Dauer einseitig mißleiten läßt. Aus der unerschöpflichen Tiefe einer guten Na=

tur haben wir im Verlauf zweier Jahrtausende Geist und Kraft geschöpft, uns der schlimmsten äußern und innern Uebel zu entledigen, die verwirrtesten Verhältnisse zu lösen, und selbst aus Tod und Verwesung immer neues Leben zu gestalten. Wir sind nie stille gestanden, sind nie gesunken, ohne uns wieder zu erheben, haben nie nach einer Seite geneigt, ohne daß sich früher oder später das Gegengewicht gefunden hätte. Wir dürfen also getrost in die Zukunft blicken. Die ruhmvollsten Völker des Alterthums sind untergegangen in Lagen, die vielleicht nicht so trostlos waren, als wir Deutschen sie schon überstanden haben. Es ist eine Dauerhaftigkeit, eine Selbsthülfe der Naturkraft in uns, der wir uns nicht einmal vollkommen bewußt werden können, weil sie uns von Jahrhundert zu Jahrhundert mit ganz neuen Schöpfungen und Entfaltungen des unberechenbaren Volksgeistes überrascht.

Und ist es denn wohl ein Unglück für ein großes Volk, wenn es nach zweitausend Jahren noch immer nicht sagen kann, daß es am Ziele sey, daß es auf seinen Lorbeern ausruhen könne? Ist es nicht vielmehr ein Segen, immer noch bei frischer Kraft in Spannung zu seyn, immer noch große Ziele vor Augen zu haben und Erwartungen zu hegen, welche die Geister in Bewegung setzen und das Blut in gesunder Wallung erhalten? Nur in dieser ewigen Regsamkeit der Kräfte und des Interesses erhalten sich die Völker munter. Mögen andere immerhin eher fertig werden, schöner ist der uralte Baum mit jungen Blüthen, als der junge Baum, der dahinwelkt. Lessing sagte: „Wenn Gott mir in einer Hand die Wahrheit und in der andern den Irrthum böte, so würde ich den letztern wählen, um die Wahrheit suchen zu können.“ So hat unser Volk gewählt, und darum wird es ewig streben und ringen, und unter den Völkern immerdar das jüngste bleiben.

Berichtigungen.

Der geneigte Leser wird gebeten, die nachfolgenden durch die Entfernung des Verfassers vom Druckort veranlaßten Fehler zu verbessern. Seite 2, Zeile 4 von oben lies: Nahrung statt Wohnung. S. 44, Z. 28 v. o. l. 7500 st. 75000. S. 107, Z. 2 v. o. l. westgothische st. ostgothische. S. 120, Z. 3 v. o. hinter Unwiderruflichkeit l. der Vergabungen. S. 190, Z. 26 v. o. l. Mehrung st. Neigung. S. 209, Z. 17 v. o. hinter Heinrich l. von Babenberg. S. 210, Z. 13 v. o. hinter Heinrich l. Kärnthen. S. 241, Z. 9 v. o. l. Magdeburg st. Magedeburg. S. 293, Z. 7 v. o. l. wofür st. wofern. S. 291, Z. 3 v. o. l. entgegenzustellen st. entgegenstellen zu können. S. 296, Z. 4 von unten l. Schwaben st. des zweiten Burgund. S. 297, S. 7 v. u. l. Gregor IX st. XI. S. 305, Z. 12 v. o. hinter Schwaben l. und Franken. S. 308, Z. 18 v. u. l. berühmte st. berührte. S. 313, Z. 17 v. o. l. Flagellanten st. Flagellaten. S. 340, Z. 12 v. o. hinter Königreich l. Jerusalem. Z. 18 v. o. hinter Kärnthen l. Krain, Steyer. Z. 20 v. o. hinter Meißen l. Mähren. S. 356, Z. 9 v. o. l. verbinden st. verbindet. S. 362, Z. 13 v. u. l. 159 st. 160. S. 363, Z. 10 v. u. l. 14,000 st. 140,000. S. 380, Z. 1 v. u. l. auf st. über. S. 389, Z. 15 v. u. hinter Friedrich l. dem Schönen. S. 395, Z. 18 v. o. l. ererbt st. vererbt. S. 396, Z. 16 v. o. hinter uneinig setze ein Komma. S. 402, Z. 18 v. o. l. vierzehnten st. dreizehnten. Z. 13 v. u. l. Liebhold st. Liebholz. S. 412, Z. 14 v. o. hinter an l. die. S. 433, Z. 10 v. o. l. Biscupec st. Biscupek. S. 441, Z. 1. v. o. l. wurde st. wird. S. 450, Z. 26 v. o. l. die der st. der der. S. 456, Z. 19 v. u. l. der Graf von Mansfeld st. Heinrich der Löwe. Z. 18 v. u. l. vier st. drei. S. 492, Z. 16 v. u. l. Salm st. Solm. S. 505, Z. 18 v. o. del. und Luzern. S. 519, Z. 11 v. o. l. Reichsgeschäfte st. Reichsstädte. S. 526, Z. 10 v. u. l. Herrn st. Heere. S. 549, Z. 1 v. u. l. Armin st. Varus. S. 575, Z. 25 v. o. l. Willibald st. Willbald. S. 586 Z. 4 v. o. l. Satyre st. Statyre. S. 588, Z. 15 v. u. l. reinen st. einen. S. 592, Z. 22 v. u. l. Golscherus st. Golscheres. S. 607, Z. 20 v. o. hinter Hohenstaufen l. und Schorndorf. In letzterer Stadt ꝛc. Z. 25 v. o. hinter Wilhelm l. III. Z. 18 v. u. l. Steenkerken st. Steenkeken. S. 611, Z. 6 v. u. l. Rauchen st. Genusse. S. 637, Z. 9 v. u. l. Leuchsenring st. Lauchsenring. S. 666, Z. 19 v. o. l. seine st. seinen. S. 678, Z. 22 v. u. l. Kray st. Krap. S. 699, Z. 7 v. u. und S. 702, Z. 22 v. n. l. Kemnater st. Kemmater. S. 706, Z. 8 v. u. l. meist st. eins. S. 737, Z. 20 v. u. l. erhalten wurde st. erhielt. S. 750, Z. 16 v. o. l. Herren st. Heere. S. 755, Z. 13 v. o. l. wenigsten st. meisten. S. 773, Z. 9 v. o. l. Sittewald. S. 780, Z. 6 v. o. l. Betrüger st. Bürger. S. 797, Z. 12 v. o. l. Keißler. S. 799, Z. 22 v. u. l. Ypnckt. S. 800, Z. 8 v. o. l. verward.

Privilegium

gegen den Nachdruck einer zweiten umgearbeiteten und erweiterten Auflage von

„Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen."

Seine **Königliche Majestät** haben durch höchste Entschließung vom 19 d. M. der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart ein Privilegium gegen den Nachdruck der in ihrem Verlage erscheinenden durchaus umgearbeiteten und bis auf die neueste Zeit fortgesetzten zweiten Auflage von „Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen" auf die Dauer von Sechs Jahren zu ertheilen gnädigst geruht; was unter Hinweisung auf die königliche Verordnung vom 25 Februar 1815, Privilegien gegen den Büchernachdruck betreffend, zur Nachachtung hiemit bekannt gemacht wird.

Stuttgart, den 21 Februar 1834.

Schlayer.

Augsburg: Gedruckt in der J. G. Cotta'schen Verlags-Buchdruckerei.

